Deutsche Monatsschrift
für Rußland,
der Baltischen Monatsschrift
56. Jahrgang.

Herausgegeben von

Alexander Eggers.

5 A
131.

Riga.
Verlag von G. Löffler.
1914.

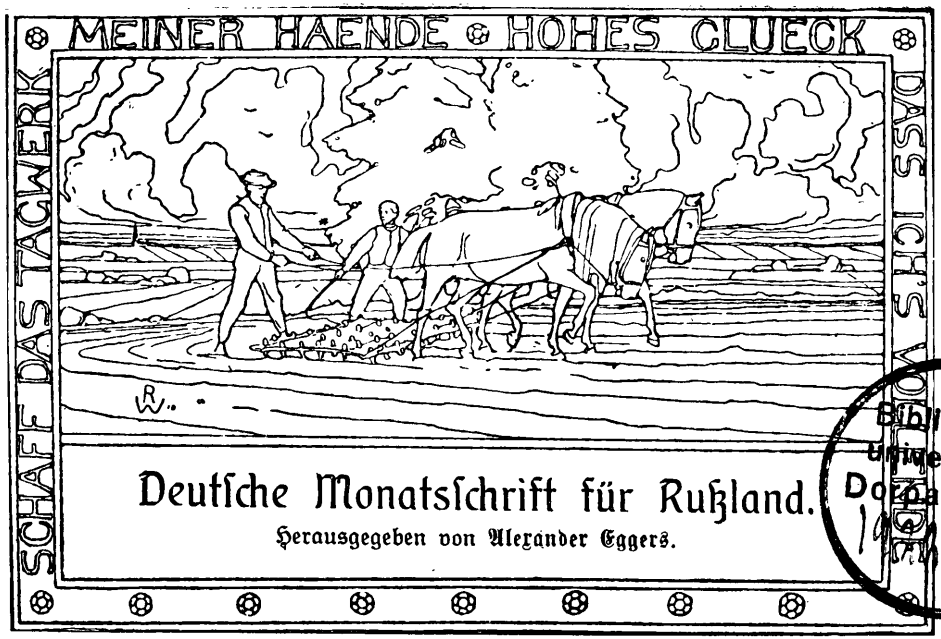
Tartu Riikl. Ülikooli
Raamatukogu
Est. A 12334

Inhaltsverzeichnis.

Äckerle, H.: Der Junge. (Novelle). (S. 761.)
Angell, N.: Der Weltkrieg und die Industrie. (S. 798.)
Baltische Gegenseitige Lebensversicherung. (S. 66.)
Baum, W.: Theodor Hermann Pantenius. (S. 81. 202.)
Behrsing, A.: Das Völkerschlachtdenkmal und Gerhart Hauptmanns Puppenspiel. (S. 70.)
— — Dorfbilder aus Zentralrußland. (S. 444.)
Bertramin, E.: Eine musikalische Freundschaft. (S. 412.)
Blum, C.: Neuere baltische Lyrik. (S. 144.)
Blumenbach, E.: Societas Andreae. (S. 433.)
— — Zur Geschichte der Ehrenbürger und Exemten und ihrer sozialen Lage. (S. 522.)
v. Bodisco, A.: Aus dem Leben des Lustspieldichters August v. Kotzebue. (S. 241.)
v. Brandt, Prof. A.: Frauenbewegung und Frauengehirn. (S. 170.)
— — Monismus und Unglaube. (S. 839.)
Briem, B.: Das „Zerstörungsfest" in Katharinenfeld. (S. 223.)
Brock, Dir. A.: Was hat unsere Jugend nötig? (S. 562.)
Bruiningk, H. Baron.: Leonhard Koggs Tagebuch aus der Zeit des Nordischen Krieges. (S. 544.)
Bücherbesprechungen. Löwis of Menar: Russische Volksmärchen [J. Forsmann] (S. 392). Moskauer Almanach für 1914 [A. Behrsing] (S. 394). W. Neumann: Aus alter Zeit. [H. Pirang] (S. 308). O. Riesemann: Rund um Südamerika. (S. 788). B. v. Schrenck: Beiträge zur Statistik der Stadt Riga. [N. Carlberg] (S. 228). Stavenhagen: Neues Album baltischer Ansichten [A. v. Keußler] (S. 311). V. Tornius: Salons [E. v. Schrenck] (S. 558). M. Verworn: Die Mechanik des Geisteslebens [E. Thomsen] (S. 715).
Budberg, Dr. R. Baron: Vom Seelenleben der Chinesen. (S. 57.)
Cramer, N. v.: Die Trunksuchtsgefahr in Rußland. (S. 93.)
Dannenberg, A.: Momentbilder aus einer deutschen Kolonie Bessarabiens. (S. 37.)
Demme, Direktor Fr.: Die Erziehung im Entwicklungsalter. (S. 623.)
Dieckhoff, Paul: Aus dem Leben des weil. Moskauer Generalsuperintendenten Heinrich Dieckhoff. (S. 645.)
Eckardt, J.: Christoph Heinrich v. Kursell. (S. 858.)

Friesendorff, E.: Erinnerungen eines alten Pädagogen. (S. 11. 321.)
Gelderblom, Pastor Dr. E.: Zu Herrn Pastor Ney's Artikel, Prinzipielles zum Bekenntniskonflikt. (S. 539)
Goertz, Inspektor L.: Schülermoral. (S. 570.)
Grams, Karl: Zur Geschichte des Schulwesens in Polen. (S. 265. 360.)
Greiffenhagen, O.: Zur Entwickelungsgeschichte des baltischen Literatenstandes. (S. 819.)
Grevé, C.: Zur Geschichte der Hausratte im Baltikum. (S. 433.)
Grosberg, O.: Johannson aus Lemsal. (S. 136.)
— — Jakob Belsen. (S. 343.)
Grote, Erich: Neue Romane und Gedichte. (S. 378.)
Hedenström, Dr. A. v.: Th. Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. (S. 42)
Hedmer, H.: Erinnerung (Novelle). (S. 549.)
Hilfer, M.: Die deutschen Kolonisten in Rußland und die neueste russische Agrarreform. (S. 439.)
Hoffmann, E.: Dorpat vor 60 Jahren. (S. 214. 287.)
Hoerschelmann, H.: Bernh. Kellermanns Roman „Der Tunnel" (S. 305.)
Hunnius, Direktor C.: Zur Frage der Schülerüberbürdung. (S. 608.)
J. K.: Ausbildung und Ausbildungsmöglichkeiten für junge Mädchen gebildeter Stände. (S. 293. 382.)
Keuchel, E.: Andrei Bjely und der russische Symbolismus. (S. 195.)
Keußler, Adolf v.: „Männerberufe" (S. 140.)
— — Pastor emer. Anton Camillo Bertholdy † (S. 828.)
Keyserling, H. Graf: Aus dem Reisetagebuch eines Philosophen. (S. 161.)
Kordes, J.: Dimitri Mereshkowski (S. 108).
— — In Buchara. (S. 417.)
Kupffer, C.: Mein Vater und seine Brüder. (S. 449.)
Lehbert, H. Das beste System der Armenpflege. (S. 502.)
Lingen, Dr. M. v.: Drei merkwürdige Tage aus dem Leben C. E. v. Baers. (S. 705.)
Mitrofanoff, Prof. P.: Rußland und Deutschland. (S. 789.)
Neumann, Inspektor O.: Über Schulstrafen. (S. 634.)
Ney, Pastor C.: Prinzipielles zum Bekenntniskonflikt (S. 351.)
Oehquist, Dr. J.: Finnlands Kultur. (S. 274.)
Paucker, Schulvorsteherin A.: Die Überbürdung der Schülerinnen. (S. 615.)
Punga, A.: Vorzüge und Nachteile des Sports in der Schule. (S. 576.)
Reyher, Piet v.: Wilhelm Ostwald. (S. 481.)
Riesenkampff-Wahl, A.: Die physische Erziehung in den Mädchenschulen durch Gymnastik und Sport. (S. 583.)
Sartorius, B.: Gottbegnadet? (Roman). (S. 72. 153. 233. 313. 394. 472. 553.)
— — Vorbedeutung und Vorhersagungen. (S. 786.)
Scheel, G.: Zum Problem des modernen Kapitalismus. (S. 368.)
Schmid, H. v. Der Streber. (Novelle). (S. 832.)
Schrenck, Mag. E. v.: Vergnügen und Alkohol. (S. 596.)
— — Wozu brauchen wir die Dichtkunst? (S. 743.)

Seeberg, Prof. R.: Moderne Geselligkeit. (S. 1.)
Semel, H.: Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Naturalismus in der modernen Literatur. (S. 687.)
Seraphim, Dr. E.: Michael von Reutern. (S. 717.)
Skribanowitz, Dr. Th.: Unsere Gewißheit von der Außenwelt in der Philosophie Johannes Rehmkes. (S. 184).
Stoll, F. E.: Der Tierpark des Herrn Friedrich von Falz-Fein in Askania Nova. (S. 516.)
Thomson, E.: Harry Longfellow, die finnischen Runen und unsere Kinder. (S. 463.)
— — Zur Geschichte der Balkanvölker. (S. 657.)
— — Kalewala. (S. 776.)
Tornius, Dr. V.: Deutsche Ausstellungen. (S. 528.)
Ungern-Sternberg, J. v.: Carl Ernst v. Baer. (S. 401.)
v. Vegesack, R.: Was wünscht sich das Haus von der Schule? (S. 586.)
Walter, Dr. R.: Von Rom. (S. 29. 118.)
Wiedemann, M.: Die deutschen Abgeordneten der vierten Reichsduma. (S. 257.)
Wiegmann, M.: Vom griechischen Tanz. (S. 130.)
Winkler, Propst R.: König Karls XII. Zug nach Narva im Jahre 1700. (S. 675. 734.)
Worms, C.: Narzissen (Novelle). (S. 667.)



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Bibliothek
Universität
Dorpat
1914 203

Nr. 1. 4, 5, 6, 7 Januarheft. 9, 11, 12 1914.

Nachdruck verboten.

Moderne Geselligkeit.

Von Professor Reinhold Seeberg (Berlin).

Es wird in unsern Tagen über die moderne Geselligkeit viel gefragt und geklagt. Es mag sich daher lohnen, einmal kurz nachzudenken, was an diesen Klagen berechtigt ist und welchen Sinn diese Fragen haben.

Wenn wir von Geselligkeit sprechen, so denken wir nicht an jene große offizielle Geselligkeit, wie sie an den Höfen oder in den Häusern offizieller Persönlichkeiten gepflegt wird und gepflegt werden muß. Diese hat ihren eigenen Stil, und sie hat für das Leben des Volkes als ganzes so wenig Bedeutung, daß sie hier übergangen werden darf. Dasselbe gilt von der reinen Salongeselligkeit der „Empfänge", diesen bureaux d'esprit. Aber auch von einer Besprechung der geselligen Formen, die wir als „Spiele" bezeichnen — seien es die mancherlei Bewegungsspiele oder der Sport, sei es das Verstandesspiel, wie Rätselraten oder Schach, sei es das Erregungsspiel, wie Wette oder Hazard — kann hier abgesehen werden. Sie dienen freilich der Geselligkeit, aber sie machen nie die Geselligkeit als solche aus.

1.

Urbild und Quell aller Geselligkeit ist die Geselligkeit des Familienkreises. Nach einem alten Wort soll man acht Stunden arbeiten, acht Stunden schlafen und acht Stunden sich erholen. Die Zeit, die der Mensch braucht, um sein

Roß zum Ritt durchs Leben zu satteln, währt also länger, als dieser Ritt selbst. Die Arbeit dient der Ausübung unseres Berufes und geschieht zur Verwirklichung unsrer Ideale. Die Arbeit hat also sittlichen Charakter. Neben der sittlichen Sphäre unseres Daseins steht die natürliche. Wir denken dabei an Schlafen, Essen und Trinken, Erholung und Spiel. Nur dort ist es aber recht um diese natürliche Sphäre bestellt, wo sie das sittliche Leben nicht hemmt, sondern fördert.

Kein Mensch kann zur Gewinnung und Wiederherstellung seiner Kraft der Einsamkeit entbehren. Aber seine Natur bedarf hierzu ebenso der Gemeinsamkeit. Speise und Trank schmecken nicht in einsamer Klause, und Gedanken und Empfindungen kommen am besten zur Ruhe durch harmlose Aussprache im Kreise Gleichgesinnter. — Dieser Kreis bietet sich unter normalen Verhältnissen im eigenen Hause dar. Im Hause erzählt jedes Familienmitglied harmlos, was es erlebt oder getan hat, was es will und wonach es trachtet. Hieran schließt sich wohl ein Austausch der Urteile oder der Wünsche. Jedes Familienglied gibt sich, wie es ist und redet, wie es denkt, denn man erwartet von einander Interesse, Verständnis und Vertrauen. Nichts erquickt und erhebt so sehr als solch ein echtes Familienleben. In dem Licht dieser Gemeinschaft gewinnen die Dinge draußen oft erst ihr richtiges natürliches Maß. Es sah in der Einsamkeit tiefbohrender Gedanken schrecklich aus, was uns jetzt als ganz einfach erscheint. Die Erregung löst sich im glücklichen Humor, und am Zukunftshorizont spielen wieder Sonnenstrahlen.

Wie die Hausgenossen durch die gemeinsame Mahlzeit vereinigt werden, so verbindet sich auch dieser harmlose und vertrauensvolle Austausch von Gedanken, Urteilen, Befürchtungen und Hoffnungen, Empfindungen und Gefühlen. Und dies wie jenes dient der Erholung. Die Erholung wird also hergestellt durch Unterhalt wie Unterhaltung, durch jenen nach der leiblichen, durch diese nach der geistigen Seite des Lebens hin.

Jede echte Geselligkeit ist nun nichts andres, als eine Übertragung dieses Lebens auf einen weiteren Kreis von Menschen. Geselligkeit ist immer eine Hausausdehnungsbewegung. Ich ziehe zeitweilig andre Personen in das Leben meines Hauses hinein, und diese wollen meine Hausgenossen werden. Ist das aber der Fall, so kann von vornherein gesagt werden, daß die geselligen Beziehungen in dem Maße glücklich und kräftig sein werden, als es gelingt, die Gäste so zu empfangen, daß sie sich „zu Hause" fühlen, ja sich „häuslich einzurichten" scheinen.

Wie die Hausgenossen den leiblichen Unterhalt und die geistige Unterhaltung miteinander teilten, so auch nun die Gäste mit ihren Wirten. Mittelpunkt — leider auch nicht selten Höhepunkt — unsrer Geselligkeit bildet die gemeinsame Mahlzeit.

Es ist selbstverständlich, daß dieser bei festlichem Anlaß ein ausführlicheres Menü als alltäglich zugrunde liegt und daß bessere Weine als gewöhnlich

getrunken werden. Aber für das Gelingen der geselligen Vereinigung ist es dabei von größter Bedeutung, daß in den Speisen wie in der ganzen äußeren Ordnung der eigentümliche Charakter des betreffenden Hauses zum Ausdruck gelangen. Sind die Zimmer zum Teil ausgeräumt und in Gesellschaftsräume verwandelt worden, sind wohl gar Möbelstücke und Service geborgt, geht das Menü über den Zuschnitt des ganzen Hauses hinaus, so ist die Gesellschaft von vornherein „ungemütlich", es mögen von Wirten und Gästen noch so sehr forcierte Versuche, die Sache „amüsant" zu gestalten, unternommen werden.

Woher das? Man hat eben nicht die Empfindung, in ein Haus einzutreten, sondern in ein mehr oder minder geschickt häuslich gestaltetes Hotel. — Es ist ziemlich allgemein anerkannt, daß in den sogenannten bessern Kreisen unsers Volkes zuviel gegessen wird, vor allem aber, daß in unsern Gesellschaften inbezug auf Essen und Trinken ein ebenso sinn- als geschmackloser Luxus aufzukommen beginnt. In dem Maß als die Frau in unsrer Geselligkeit eine leitende Stellung erworben hat, sind die Schäden der Geselligkeit unsrer Vorfahren — Völlerei, Trunksucht und Unflätigkeit — überwunden worden. Es ist der Frau zu danken, daß zunächst das Quantum von Speise und Trank auf ein richtiges Maß reduziert worden ist. Aber die Frau hat nun dafür die Qualität der Speisen immer routinierter, delikater und kostbarer zu gestalten sich angelegen sein lassen. Da die Fülle all dieser Finessen doch an irgend einer konkreten Masse zur Darstellung kommen muß, so ist schließlich auch das Quantum, dessen Vertilgung den Gästen zugemutet wird, wenn auch nicht dem bei unsern Vorfahren üblichen gleich, so doch viel zu groß geworden.

Dieser übertriebene Luxus ist nun aber ein Hauptgrund, daß der modernen Geselligkeit der eigentümlich vornehme oder intime Geruch edler Häuslichkeit geraubt wird. Man kann dies oft aussprechen, aber die Eitelkeit der Mehrzahl der Hausfrauen läßt sich dadurch nicht überwinden. Wandel kann hierin nur geschaffen werden, wenn unsre ersten, vornehmsten und reichsten Kreise lernen werden, sich möglichst der Einfachheit bei ihrer Geselligkeit zu befleißigen. Die Einfachheit muß wieder als vornehm gelten — und das ist sie ja in der Tat — damit vornehme und weniger vornehme Leute sie wieder zurückgewinnen. Es werden eben einige wenige *unter* ihren Verhältnissin leben müssen, damit die große Menge durch sie nicht verleitet werde, *über* ihre Verhältnisse zu leben. Hier ist ein Punkt, wo die heute so beliebte Rede vom „Sparen" praktisch gemacht und etwa dem Beamtenstand nicht unerheblich geholfen werden kann.

2.

Das Wesen der Geselligkeit bestand also darin, daß wir zeitweilig andre Personen in unsre Hausgemeinschaft aufnehmen. Das faßt nun in sich, daß eine gewisse Harmonie in den Hauptfragen des Lebens in diesem Kreise herrscht. Es gibt zwei alte, aber nicht eben verständige gesellschaftliche Regeln. Die eine verbietet in Gesellschaft von Religion und Politik zu reden, die andere unter-

sagt das „Fachsimpeln“ Man überlege, was das heißt. Die Höhe des innern Lebens stellt sich in der Religion dar, die Höhe des äußeren Lebens in der Politik und die Höhe des persönlichen Lebens in dem Fach oder Beruf, den jemand vertritt. Soll ich von diesen drei Gebieten schweigen, so bleibt nicht allzuviel Vernünftiges nach, worüber sich reden ließe. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn unter der Herrschaft dieser Regeln die Gespräche versanden. Halten wir daran fest, daß es sich bei der Geselligkeit um eine erweiterte Hausgemeinschaft handelt, so ist es eine selbstverständliche Forderung, daß der Kreis so ausgewählt sein muß, daß jeder Teilnehmer für seine Grundanschauungen und Hauptinteressen Verständnis und eine gewisse Sympathie voraussetzen darf. Dafür werden ja schon die Persönlichkeiten der Gastgeber, wenn sie einigermaßen charaktervoll sind und sich nicht ganz die Katze Leiseschlich zum Vorbilde genommen haben, die Garantie bieten. Ein engerer und wirklich förderlicher geselliger Verkehr ist eben nur dort denkbar, wo die mannigfachen Töne des Geistes sich zu einer Harmonie zusammenfügen lassen.

Damit soll keineswegs gesagt werden, daß die Gesellschaften möglichst aus Genossen desselben Standes und Berufes zusammengesetzt sein sollen. Ganz im Gegenteil, solche Gesellschaften sind in der Regel langweilig. Teils hat man gerade, weil im öffentlichen Leben die beiderseitigen Interessen sich so oft kreuzen, nicht bei der privaten Berührung das rechte Zutrauen zu einander, teils sind soviel Elemente in der Grundanschauung und Form ihrer Darstellung identisch, daß keine Gegensätze in die Unterhaltung kommen wollen und deshalb die Geister nicht in Bewegung geraten.

Unter diesen Voraussetzungen läßt sich nun ein Idealbild vom geselligen Verkehr bilden. Vor allem handelt es sich darum, daß jeder in dem Kreise, in den er eintritt, sich harmlos und offen mit dem, was er ist und hat, d. h. als Persönlichkeit gibt. Nicht irgendwelche Hintergedanken sollen ihn leiten, nicht Egoismus oder das Interesse persönlicher Eitelkeit ihn bewegen, sondern er soll sich so darstellen, wie er ist. Je ungekünstelter und ungesuchter das geschieht, je mehr man von der Anregung des Augenblickes sich leiten läßt, desto belebender wird man auf den Kreis einwirken. Starkes persönliches Leben wird sich nur äußerst selten auf die Dauer verbergen, es wird, wenn auch in aller Bescheidenheit und mit der Harmlosigkeit des im Verborgenen blühenden Veilchens, seine Kraft und seinen Duft offenbaren.

Auch hier sind die Gaben natürlich verschieden. Dem einen sitzt das zündende Wort auf der Spitze der Zunge, bei dem andern muß es mühsam aus der Tiefe emporgepumpt werden, und verliert wohl gar unterwegs seine Zündkraft. Es sind in der Regel doch immer wieder dieselben Personen, die die Witze machen, und wieder bilden auch die, die über sie lachen, gewöhnlich eine feste Gruppe. Und auch auf dem Gebiet des geselligen Lebens zeigt es sich, daß die einen wollen, damit die andern wollen, und die andern wollen, weil die einen wollen. Bei jeder Unterhaltung läßt sich dies ebenso beobachten,

wie bei der Beantwortung der Frage: was sollen wir jetzt unternehmen, oder, wie die Kinder sagen, was sollen wir spielen? Die Personen, die den Ton anzugeben verstehen, sind die geselligen Talente, deren Verschiedenheit bekanntlich das gesellige Leben belebt und schmückt. Aber auch der, der keine besonderen Vorzüge auf diesem Gebiet besitzt, wird, wenn er nur frisch und offen, harmlos und unbefangen in seinen Kreis eintritt, zur Hebung und Erwärmung der geselligen Beziehungen sein Teil beitragen.

Der schlimmste Feind in dieser Hinsicht ist die Befangenheit. Der Befangene ist in sich selbst gefangen. Seine Arme und Beine, seine Gedanken und Empfindungen weiß er nicht zu gebrauchen als Mittel, um an die Menschen heran und in sie hereinzukommen, sondern sie sind ihm wie die Gitter am Gefängnisfenster, die hindern hinauszukommen. Der Befangene verfehlt fast immer den Moment und den Ton, um in die Geselligkeit einzugreifen. Es dauert eben zu lang, bis er sich aus diesem innern Gefängnis herausarbeitet. Gewöhnung, Erziehung und vor allem Selbstzucht überwinden diesen gesellschaftlichen Fehler, der ja in der Regel aus Erziehungsfehlern hervorgegangen ist. Wo man kindliche Taktlosigkeiten oder Naivitäten entweder belacht oder verhöhnt, pflegt eine der Hauptbedingungen der geselligen Betätigungen, nämlich die Harmlosigkeit, gelähmt zu werden.

Es kann ja vorkommen, daß diese Harmlosigkeit zu weit geht und daß sie, zumal bei jüngeren Leuten, sich etwas zu „naiv" darstellt. So etwa, wenn der Herr voraussetzt, daß seine Dame sich für jede Sache, die er eben gerade erlernt hat, auch interessieren müsse. Ich habe mehr wie einmal gehört, daß allerdings recht junge Herren ihre Dame über das Problem zu unterhalten versuchten, ob Plato die Unsterblichkeit gelehrt habe oder nicht. Bisweilen fällt auch schon ziemlich zu Beginn der Unterhaltung seitens eines jungen Herrn aus besten Kreisen etwa die Bemerkung: „Ich weiß nicht, ob gnädigstes Fräulein sich mit der Fortpflanzung der Regenwürmer beschäftigt haben?" Das sind klassische Beispiele der Naivität, aber diese Naivität ist immer noch hundert Mal besser als jene unfreie, hinterhaltige Weise, der man bei jedem Wort das Lauern auf den Erfolg abfühlt.

3.

Zu der schlichten Offenheit, wie sie dem häuslichen Grundcharakter der Geselligkeit entspricht, muß nun weiter hinzukommen der Takt oder die Rücksicht, die dadurch bedingt sind, daß man zu andern, und zwar etwas fernerstehenden Menschen zu sprechen hat. Daß ich mich selbst gebe, aber einer anderen besonderen Person gebe, das ist die Formel des geselligen Lebens. Ersteres faßt in sich die harmlose Offenheit, letzteres den Takt und die Reserve. Nicht alle verstehen alles, also mache man es ihnen in ihrer Denkweise und für ihren Standpunkt geeignet zurecht. Diese Erinnerung tut jenem Menschen weh, und jener Gedanke trifft in diesem Menschen einen wunden Punkt, — der

echte Takt spürt dies instinktiv. Takt und Reserve können ja bis zu einem gewissen Grade anerzogen werden. Aber in ihrer schönsten Form sind sie Eigenschaften der feiner organisierten Seelen, die nicht durch äußere Erziehung, sondern durch inneres Erleben gewonnen werden. Daher kommt es, daß man bei ganz schlichten Leuten unter Umständen eine erstaunliche Feinheit des Taktes findet, während in sehr hochstehenden Kreisen bisweilen, in den besten Formen natürlich, die unglaublichsten Verstöße gegen den Takt begangen werden können. Dieser Herzenstakt der adligen Seele läßt sich leider nicht lernen. Umso mehr achte man darauf, den Kindern den Takt anzuerziehen, dessen sie bedürfen, um Schritt zu halten mit der Kolonne der Gesellschaft auf dem Marsch durch das Leben.

Wer in einen geselligen Kreis eintritt, hat nicht nur die Verpflichtung, zur Unterhaltung beizutragen, sondern er soll auch bereit sein, sich durch die Empfindungen und Gedanken, die in diesen Kreisen herrschen, unterhalten zu lassen. Es ist eine Verfehlung gegen den Sinn der Geselligkeit, wenn jemand zwar eine Einladung annimmt, aber dann entweder ganz allein das Wort zu führen trachtet, oder wenn ihm das nicht gelingt, abseits sitzt mit geärgertem Gesicht und süffisantem Lächeln. Aus dem häuslichen Grundcharakter der Geselligkeit folgt nicht nur die Pflicht, solches zu reden, worauf die andern hinhören können, sondern auch darauf hinzuhören, was die andern zu sagen vermögen. Dies Hören ist nicht minder eine gesellschaftliche Gabe als das Reden. Es gibt Virtuosen des Hörens, Menschen, die durch die Art, wie sie, man möchte sagen, sprechend zu hören verstehen, die besten Gedanken und die tiefsten Empfindungen in dem andern auslösen und hervorlocken. Wie lähmend können doch auf den gedankenreichsten Sprecher jene irren, wirren, leeren, im Kreis umherlaufenden Augen des Zuhörers wirken, und wie anregend kann das scharfblickende, aufmerksame Auge, die gleichsam um mehr bittende Miene des Hörers wirken. Die Gabe zu hören ist daher eine der Hauptgaben für das gesellige Leben. Das haben unsre Voreltern erkannt, wenn sie die Kinder zum Hören erziehen wollten nach der Regel:

Kinder bei Tisch
Stumm wie die Fisch.

Indessen, jene Erziehungsmethode ist nicht immer erfolgreich. Im Gegenteil, dies erzwungene Schweigen der Kinder hat nicht ganz selten die Wirkung, daß die Kinder auf die Gespräche der Erwachsenen überhaupt nicht hinhören. Das heißt, man erreicht gerade das Gegenteil dessen, was man wollte.

4.

Die echte Geselligkeit trägt also häuslichen Charakter an sich. Das ist vor allem zu betonen. Sie will grundsätzlich etwas andres sein, als die Gesellschaft an einer table d'hôte, in einer Pension, auf einem Volksfest, einer Reunion, bei einem Rennen usw. Indem man in das Haus eingeht, an den

Tisch des Hauses sich setzt, im Hause zubereitete Speisen genießt, indem Hausherr und Hausfrau den Vorsitz dabei führen, erweist sich die Geselligkeit als eine häusliche Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft trägt nicht die Art einer Berufsgenossenschaft an sich, sondern sie soll Erholung bringen, Erholung, indem man Unterhalt und Unterhaltung miteinander teilt. Jede Geselligkeit, die als Arbeit erscheint, wo der Gastgeber etwas „abmachen" will, und die Gäste, genau dementsprechend, wenn sie nachher unten in ihrem Wagen sitzen, gähnend seufzen: „Gott sei Dank, vorbei!" — jede derartige Geselligkeit ist also verfehlt. Wo man dagegen in einem mäßig großen, wesentlich gleich bestimmten und doch nicht langweilig und standesgemäß gleich gemachten Kreise zusammenkommt, wo man in gewohnter häuslicher Weise ißt und trinkt, wo dann in harmloser Art jeder aus dem Herzen und frisch von der Leber redet und mit dieser fröhlichen Redelust sich die Gabe edlen Taktes und feinen Hörens verbindet, da werden die Wirte und die Gäste sich angeregt und befriedigt nach der Gesellschaft fühlen. So tritt wirklich Erhöhung und Bereicherung des Lebens ein.

Eine solche Geselligkeit ist dann nicht Arbeit und Plage, sondern wirkliche Erholung und Erquickung. Die Menschen haben nicht nur nebeneinander gesessen, weil ihre Namen auf der Liste im Vorzimmer nebeneinander standen, sondern sie haben miteinander etwas geteilt und daher aneinander etwas gehabt. Man hat wohl darüber gespottet, daß in der klassischen Zeit unsrer Literatur man wohl gut gesprochen, aber schlecht gegessen habe. Daß wir heute gut essen, ist nicht fraglich, ob wir so gut sprechen wie die früheren, freilich umso fraglicher. Jedenfalls haben wir keinen Grund, unsre Geselligkeit zu rühmen, wenn wir sie mit den Kreisen der Goethe und Schiller, der Schleiermacher und Humboldt vergleichen. Und vielleicht besteht in der Tat ein Zusammenhang zwischen dem Reden und Essen, so daß, wo dieses allzu gut wird, jenes leidet, und wo dieses sich auf normaler Höhe hält, jenes sich über das normale Maß erhebt. Fast scheint es so. Eins jedenfalls ist sicher, je mehr wir im Essen und Trinken, sowie in der Zahl der Geladenen unserer Geselligkeit den Hotelcharakter abstreifen und die schlichte, häusliche Art zurückgeben, desto fruchtbarer wird sie werden. Denn nur unter dieser Voraussetzung werden die einzelnen Personen in harmloser Schlichtheit ihr Bestes zu geben vermögen, und nur so ist die teilnehmende Freude und die empfängliche Erschlossenheit fremden Gedanken und fremdem Leben gegenüber möglich, ohne die es keine Geselligkeit gibt, die dieses Namens wert ist.

5.

Es wird viel geklagt auf unserm Gebiet, die Besserung scheint näher zu liegen, als man meint, es sollen nur die maßgebenden Kreise mit diesem Gedanken des häuslichen Charakters der Geselligkeit ernst machen und die Konse-

quenzen daraus ziehen, und es sollen alle den Mut der Überzeugung haben und den Grundschaden unsrer Tage überwinden, jene „Schafsnatur", die dorthin nachdrängt, wohin die andern gehen, und sinn- und besinnungslos nachahmt, was andre vormachen: dann wird uns geholfen sein.

Man pflegt demgegenüber nach einzelnen besonderen Mitteln zur Reform der Geselligkeit zu suchen: die einen meinen, etwas erreicht zu haben, wenn sie einen Löwen der Kunst oder Wissenschaft einfangen und dem Publikum vorführen; die andern meinen, Licht zu gewinnen, wenn sich ein moderner „Star" an ihre Tafel herabläßt; wieder andre möchten einen Vortrag halten lassen, um dadurch der Unterhaltung einen gewissen Stoff zuzuführen. Die beiden zuerst genannten Mittel verfangen bekanntlich kaum jemals, das letzte kann mit Erfolg in Anwendung kommen. Aber Erfolg wird es schließlich nur dort haben, wo der Vortrag die Gemeinsamkeit der Interessen nicht hervorbringen soll, sondern sie schon voraussetzen kann.

Wenn ein Turm schwankt, so wird es selten geraten sein, in den Turm zu steigen, um dort oben die Ritzen und Sprünge zu vermauern, vielmehr wird es in der Regel klüger sein, unten im Fundament die Reparatur vorzunehmen. So steht es aber auch in unserer Frage. Die Mängel des geselligen Lebens, über die man klagt, hängen auf das engste zusammen mit Mängeln im Leben des modernen Menschen. Nur wenn hier Besserung eintritt, werden jene geselligen Schäden sich heben, und zwar, wie ich glaube, leicht und von selbst sich heben. Es sind vor allem zwei Mängel, über die oft geklagt wird und die hier in Betracht kommen. Es wird unter uns unendlich viel von der „Persönlichkeit" geredet. Man kann sich nicht genug tun in der Verherrlichung der freien, originellen Persönlichkeit, man erblickt in ihr mit Recht das Ziel aller Erziehung und Bildung, man schwärmt von Nietzsches „Übermenschen" Aber die Schlagwörter eines Zeitalters weisen häufig darauf hin, was es nicht hat, und nicht darauf, was es hat. Die voll ausgewachsenen Persönlichkeiten, die eigenartigen Geister, die originellen Gestalten werden bei uns immer seltener. Die Erziehung im Hause wie in der Schule läßt ja heute der Individualität jeden denkbaren, fast möchte man sagen, auch jeden undenkbaren Spielraum, aber jene früheren Zeiten, die mit strengem Zwang die Jugend unter den Willen der älteren Generation, unter feste Normen des Urteils und der Sitte beugten, brachten mehr eigenartige Gestalten hervor, als es der Freiheit und Zuchtlosigkeit der heutigen gelingen will. Das gibt zu denken. Je mehr die Erziehung auf die Befreiung der Individualitäten eingerichtet wird, desto seltener kommt es zu solcher Freiheit. Ist da unser heutiger Weg wirklich der richtige? Das einzelne Individuum bei uns droht immer mehr zum Abbild eines bestimmten Typus zu werden. In Kleidung und Haltung, in Denk- und Sprechweise wird das Einerlei immer größer. Es mangelt den Individuen von früh auf an kräftiger Originalität und eigenartiger Personalität. Die Jugend ist frei geworden von den Vorbildern erworbener Originalität

und Charakterhaftigkeit bei der älteren Generation; sie ahmt dafür den blassen Typus dessen, was heute gerade als „schneidig" oder „chic" gilt, um so ängstlicher nach. Und dort gewann sie originelles Leben, hier kommt sie darum.

Wir haben viel Kinder ihrer Zeit, aber wir haben wenig Herren dieser Zeit. Der Herrenmensch steht im Buch, der Herdenmensch lebt in Wirklichkeit.

Dieser Mangel — und niemand kann ihn ableugnen — hängt zum Teil auch mit dem Schwinden des religiösen Sinnes in manchen Kreisen zusammen. Die Religion stärkt das persönliche Leben, denn sie gießt Eisen in das Blut. Wer in innerer, dauernder Beziehung zu der höchsten Person, zu Gott, steht, der empfängt dadurch Stärkung seines persönlichen Lebens. Wer inwendig abhängig von der höchsten belebenden Autorität des allwaltenden Herrn ist, der wird ein eigenartiges Leben empfangen, das seine Originalität behauptet gegenüber dem Wechseln der Autoritäten des Tages, gegenüber den Schlagwörtern der Partei und der Farblosigkeit des „Üblichen" Daher wird das Schwinden des religiösen Sinnes in der Regel auch eine Einbuße an Personalität und Originalität bedeuten.

Nun sahen wir aber, daß die Art des geselligen Lebens von der Kraft der in ihm sich erschließenden Persönlichkeiten bedingt war. Fehlt es an kräftiger Personalität im geselligen Leben, so wird es leicht schlaff und schal. Alle forcierten Mittel, die dann angewandt werden können, vermögen keinen Ersatz für diesen Ausfall zu bringen. Man kann durch solche Mittel die Geselligkeit vielleicht „amüsant" machen, man kann auch einen rein sachlichen, „vornehmen" Ton in sie hineinbringen, dadurch wird sie noch immer nicht interessant. Interessant ist das persönliche Leben und sind die Sachen, sofern sie durch das Medium originellen persönlichen Lebens an uns herantreten. Schafft starke, originelle Persönlichkeiten und gebt ihnen Raum, und ein gut Teil von der geselligen Frage wird gelöst sein!

Der zweite Mangel, an den wir denken, ist der Mangel einer ausgeprägten eigenartigen Häuslichkeit. Man lebt in den Häusern zusammen, aber kein besonderer Hausgeist kommt auf. Es kommen Gäste in das Haus, aber sie finden es hier „wie überall" Ja, es gibt Häuser, die es sich zum Ruhm rechnen, alles Besondere und Eigentümliche abzustreifen, die in nichts „auffallen" wollen. Es fehlt eben an dem besonderen Hausgeist, an dem eigenartigen Parfüm geistigen Lebens. Darum finden die Gäste nichts Sonderliches, nichts Anziehendes in einem solchen Hause. Die Wirte meinen ihnen entgegenzukommen, indem sie auf alle Besonderheit verzichten; aber sie erwecken vielleicht in ihren Gästen nur die Empfindung, an eine table d'hôte geraten zu sein, an der nur eben zum Schluß keine Rechnung präsentiert wird. Wo man sich darauf einrichtet, daß alle zu Hause sein sollen, da fühlt sich schließlich keiner zu Hause.

Wie der Mangel an Persönlichkeit nicht selten mit religiösen Defekten zusammenhängt, so der Mangel an Häuslichkeit mit dem Fehlen einer aus-

geprägten sittlichen Richtung. Wo eine solche vorhanden ist, da wird eine eigenartige Atmosphäre in dem Hause herrschen und der Gast sich alsbald von ihr umfangen spüren. Und eben dies läßt ihn heimisch werden. Es regt die eigene Besonderheit an, daß man von fremder Besonderheit umfangen wird. Wer weiß nicht, wie belebend und erfrischend solch eine eigenartige Häuslichkeit — sie ist bei der älteren Generation noch häufig vorhanden — die Geselligkeit anregt. Der herzliche Gruß zieht einen wirklich in ein anderes Leben hinein. Und dies andere Leben läßt uns froh bewußt werden des eigenen Lebens. Noch immer besucht man solche Häuser mit ihrem besondern Hausgeist gern, und noch immer wird die Unterhaltung in ihnen angeregt sein und uns Erholung und Erfrischung bieten. Wird ein derartiges häusliches Wesen und Leben unter uns wieder gestärkt, indem man es sucht und den jungen Paaren als Ideal hinstellt, dann wird auch die andere Seite der geselligen Frage sich leicht lösen.

6.

Das ist es. Geselligkeit soll nicht Arbeit, nicht Aufgabe, nicht Plage werden. Wird sie das, so hat sie keinen Wert und Zweck. Man ahme doch nicht törichterweise denen nach, die durch ihre exzeptionellen Lebensverhältnisse zu einer solchen Geselligkeit genötigt sein mögen. Geselligkeit soll Erholung sein. Die Hausgenossen teilen ihre Erholung mit anderen Kreisen. Sie ziehen sie in ihr häusliches Leben hinein, indem sie ihnen Teil geben an dem materiellen Unterhalt und der geistigen Unterhaltung, wie sie in diesem Hause eben möglich und üblich sind. Alles Überladene an Toilette wie an Speise und Trank ist ebenso vom Übel, wie alle Extraveranstaltungen zum „Amüsement" der Gäste, oder alle forcierte Geistreichigkeit und gestelzte Liebenswürdigkeit. Auch hier wird Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortragen. Wo die Harmonie einer gewissen Gleichheit der Stimmungen sich dann verbindet mit frischer, harmloser Darstellung der eigenen Persönlichkeit und mit der fröhlichen Bereitwilligkeit, vom anderen persönlichen Leben zu empfangen, wo das Haus wirklich Haus bleibt und seine Tore auftut, um die Gäste in sich einziehen zu lassen — da wird es uns an einer fröhlichen und erhebenden Geselligkeit nicht fehlen. Eine solche aber dient der Erholung und Erhebung, der Erquickung und Befriedigung, sie dörrt nicht aus und macht die Herzen nicht müde, sie fällt nicht auf die Nerven und wird nicht zur Last.

Für alt und jung ist solch eine Geselligkeit Segen und Nutzen, sie ist ein Quell frischen und fröhlichen Lebens für unsere Eltern und Großeltern geworden. Möchte unser Geschlecht diesen Quell wiederfinden, dazu gehört nicht viel. Der Quell sprudelt noch in unserer Mitte. Nur etwas Mut dem „Üblichen" gegenüber, nur etwas Mut zur Eigenart, und wir werden die Auswüchse der Geselligkeit, über die man so oft klagen hört, ohne besondere Schwierigkeiten überwinden. Möchten die höheren Stände und die leitenden Kreise — sie können auf diesem Gebiete mehr als anderwärts — mit gutem

Beispiel vorangehen, es wird ihnen, wie wir meinen, dann an Nachfolge nicht fehlen, und eine solche reformierte Geselligkeit wird vielen die Freude am geselligen Leben wieder zurückgeben. Sie wird — und dessen bedarf es in einer Zeit, da die Arbeit drängt und mancher sich „überarbeitet" — die Geselligkeit wieder in das verwandeln, was sie sein soll, nämlich Erholung und Freude.

Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste,
Sei dein künftig Zauberwort.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Erinnerungen eines alten Pädagogen.

Von Ernst Friesendorff (Freiburg i. Br.).

I. Am Rigaer Stadtgymnasium (1872—1880).

Gleich nachdem ich im Mai 1871 das Studium der altklassischen Philologie an der Universität Dorpat beendet hatte, wurde ich in meiner Vaterstadt Riga Hilfsarbeiter bei der Redaktion der „Zeitung für Stadt und Land" Dieses kleine, aber für die baltischen Interessen wertvolle Morgenblatt wurde damals von dem hochbegabten und erfahreren Journalisten Gustav Keuchel zielbewußt und schneidig redigiert. Es war die Zeit, in der das Junglettentum mit kühn erhobenem Haupte eine lettische Hochschule beanspruchte und es im Osten bereits zu wetterleuchten begann.

So hervorragend tüchtig Keuchel als Politiker und Redakteur war, so wenig eignete er sich zur Anleitung seines wißbegierigen Gehilfen. Denn was ihn langweilte, das mied Keuchel in seiner Großzügigkeit. Daher war ich bloß auf sein gutes Beispiel angewiesen und handhabte Schere und Feder mit mehr Unverfrorenheit als Sachkenntnis. Ich besorgte das Ausland, verbrach Theaterkritiken, füllte das „Lokale" mit Ereignissen des städtischen Lebens und spielte oft wochenlang den Chefredakteur, wenn Keuchel wegen Krankheit sich von Riga und dessen Getriebe zurückzog.

Dieser journalistische Dilettantismus übte anfangs einen prickelnden Reiz auf mich aus. Die Schnelligkeit der Tagesarbeit, die kaleidoskopische Abwechselung des Stoffes, die vielseitigen Beziehungen, der Einblick in bisher ungekannte und ungeahnte Verhältnisse, ja selbst der stille, aber hartnäckige Kampf mit der damals pedantisch strengen Präventivzensur, — alles dieses lockte, interessierte, erregte mich: aber auf die Dauer konnte mich diese Tätigkeit nicht befriedigen. Ich erkannte immer mehr die Oberflächlichkeit meiner journalistischen Leistungen, fühlte beengend den Mangel einer genügenden

historischen und politischen Bildung und spürte allmählich auch die nervenaufreibende Wirkung der täglichen Hetzarbeit. Diese begann bereits morgens um 9 Uhr mit der ersten Post und endete meist spät in der Nacht, wenn ich die Kritik des am Abend gesehenen Schauspiels verfaßt und die letzte Korrektur gelesen hatte.

Auch in materieller Hinsicht bot mir der Journalistenberuf wenig Chancen für eine gesicherte Zukunft. Ich hatte mich aber schon als Student verlobt und wollte meine Braut möglichst bald heimführen. So schaute ich denn nach einem Lehramt aus. Anfang Juni 1872 erfuhr ich, daß vom städtischen Realgymnasium in Riga zum kommenden Semester ein „wissenschaftlicher Lehrer" gesucht werde. Diese bescheidene Stellung hätte mir für den ersten Anfang genügt, zumal sie mir den Vorteil bot, in meiner Vaterstadt und im Kreise meiner Verwandten und Freunde bleiben zu können.

Aber durfte ein Philologe sich erkühnen, die vielseitige Lehrtätigkeit eines „wissenschaftlichen" Lehrers auszuüben? Ein solcher mußte nämlich geeignet sein, in den unteren Klassen die verschiedensten Lehrgegenstände zu unterrichten. Daher mußte er an der Universität Dorpat ein spezielles Examen für dieses Amt abgelegt haben, entweder in der mathematisch-naturwissenschaftlichen oder in der historisch-sprachlichen Richtung. Für mich als Philologen kam nur diese letztere Seite in Betracht, und wenn mich auch mein Studium von dem Examen in den alten Sprachen befreite, so waren allgemeine Geschichte, Geographie und deutsche Sprache gefährliche Klippen.

Doch wer nicht wagt, kommt nicht nach Rom. Ich ging also eines Nachmittags ins Realgymnasium, um mich dem Direktor Wirkl. Staatsrat Dr. Eduard von Haffner vorzustellen und meine Bewerbung zuerst bei ihm mündlich vorzubringen. Ich wollte der Fürsprache des Schulleiters sicher sein, bevor ich ein offizielles Gesuch beim Stadt-Schulkollegium einreichte.

Als ich an der Kanzleitür schellte, öffnete mir ein alter, unansehnlicher Mann in schlichtem, grauem Hausrock und fragte, was ich wünsche. Ich glaubte einen Kanzleischreiber vor mir zu haben und antwortete ohne förmlichen Gruß und ohne mich vorzustellen in dem Tone, in dem man zu untergeordneten Personen zu reden pflegt: „Ich wünsche den Direktor zu sprechen."

„Seine Exzellenz, der Herr Stadt-Schuldirektor Wirklicher Staatsrat von Haffner steht vor Ihnen. Was wünschen Sie?" lautete die schneidend scharfe Antwort.

Tableau! In Dorpat hatte ich zwar viele Anekdoten über den „alten Rektor Haffner" gehört, ihn selbst aber vorher niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen. Nun hatte ich mich auf die denkbar ungünstigste Art eingeführt. In leicht begreiflicher Befangenheit stellte ich mich als Bewerber um die vakante Lehrerstelle vor.

„Haben Sie das Examen eines wissenschaftlichen Lehrers abgelegt?" fragte mich der Direktor in strengem Ton.

„Nein, das leider noch nicht, aber ich bin Kandidat der altklassischen Philologie."

„So. Nun, ich kann Ihnen nur raten, erst das Examen eines wissenschaftlichen Lehrers zu machen und sich dann zu melden."

„Aber bis dahin würde die Vakanz doch besetzt sein, und ich käme zu spät", wagte ich einzuwenden.

„Sehr wahrscheinlich. Wir brauchen aber keinen Philologen, sondern einen wissenschaftlichen Lehrer."

„Gestatten mir Ew. Exzellenz die Frage, ob ich trotz dieses Hinweises es noch wagen dürfte, mich beim Stadt-Schulkollegium um die Stelle zu bewerben, natürlich unter der Verpflichtung, das Examen eines wissenschaftlichen Lehrers etwa nach einem halben Jahre abzulegen?"

„Ich kann Sie nicht hindern, ein Gesuch einzureichen, aber auf meine Stimme dürfen Sie bei der Wahl nicht hoffen. Adieu," antwortete der Direktor von Haffner ärgerlich.

Niedergeschlagen und sehr unzufrieden mit meinem Mangel an Menschenkenntnis und an Gewandtheit ging ich zurück auf die Redaktion, wo ich Gustav Keuchel meinen Mißerfolg wortgetreu erzählte. Statt auch nur einen Funken Mitgefühl mit meiner Niederlage zu zeigen, brach Keuchel in ein schallendes, anhaltendes Lachen aus. „Famos! Ganz famos. Das hast du wirklich äußerst gewandt gemacht! Ich kann mir das Gesicht des alten Haffner vorstellen. Eine reizende Geschichte!"

Mir war ganz und gar nicht heiter zu Mut, aber Keuchel's urwüchsiger Humor vernichtete alle Unlustgefühle, so daß ich in sein Lachen einstimmte.

„Was meinst du, soll ich unter diesen Umständen überhaupt noch ein Gesuch beim Stadt-Schulkollegium einreichen?" fragte ich meinen erfahrenen Kollegen.

„Aber gewiß! Und zwar sogleich. Ich werde mit dem Bürgermeister Hollander sprechen, Du stellst dich ihm und den übrigen Gliedern des Stadt-Schulkollegiums vor, und ich wette, daß wir die Sache trotz der Empfindlichkeit des alten Haffner durchbringen."

Ich zweifelte natürlich an dem günstigen Erfolg, aber Keuchel behielt, wie immer, recht. Schon Ende Juni 1872 erhielt ich die offizielle Mitteilung, daß ich zum wissenschaftlichen Lehrer an den bei dem städtischen Realgymnasium provisorisch zu errichtenden Parallelklassen gewählt worden sei, und daß der Kurator das Dorpater Lehrbezirks um meine Bestätigung in solcher Stellung angegangen worden sei.

Damit begann im August 1872 meine pädagogische Laufbahn.

Gleich die ersten Schritte auf ihr waren schwierig und dornenvoll. Ein wissenschaftlicher Lehrer war damals im Betriebe der baltischen Schulen so eine Art „Mädchen für alles" Ich mußte außer Latein auch noch Deutsch, Geschichte und Geographie unterrichten. Auch Kalligraphie war mir zugedacht,

aber diesem Fach fühlte ich mich so wenig gewachsen, daß ich es energisch ablehnte. Freilich waren meine Kenntnisse in der deutschen Grammatik, der allgemeinen Geschichte und Geographie bloß klägliche Rudimente, aber ich hatte doch früher einmal in diesen Fächern Unterricht genossen und eine blasse Erinnerung an ihren Inhalt und Umfang bewahrt.

So mußte ich denn abends selbst den Stoff erlernen, den ich anderen Tags meinen Schülern frisch verzapfte. Diese Vorbereitung auf die Lehrstunden erforderte angestrengte Arbeit, besonders im ersten Schuljahr. Dazu kam, daß ich mich in den wenigen Freistunden auf das leidige Examen eines wissenschaftlichen Lehrers vorbereiten mußte.

Aber weit empfindlicher als die Lücken in meinen positiven Kenntnissen empfand ich die gänzliche Unkenntnis der Methode des Unterrichtens. Den durch das Programm bezeichneten Lehrstoff konnte ich nach Belieben aus geeigneten Büchern schöpfen, aber wie ich ihn formen, den Schülern beibringen und in ihren Köpfen befestigen sollte, das blieb meinem eigenen Ermessen anheimgestellt.

Ein junger Lehrkandidat brachte damals von der Universität im besten Falle einen genügenden Vorrat theoretischer Fachkenntnisse mit ins Amt, aber es fehlte ihm jede Vorbildung für die Praxis des Lehrberufes. Auch ich hatte keine Ahnung von allgemeiner Unterrichtslehre und von der Methodik der einzelnen Lehrfächer. Für diese unerläßlichen pädagogischen Kenntnisse fand ich weder in der Schulbibliothek die grundlegende Literatur, noch konnte ich mir bei meinen älteren und erfahreneren Kollegen Rat und Belehrung holen.

Zu jener Zeit unterrichtete bei uns ein jeder Lehrer ganz individuell nach bestem Wissen und Gewissen, ohne sich um die in Deutschland frisch und kräftig aufsprießende Pädagogik zu kümmern. Wer von der gütigen Mutter Natur ein ausreichendes Quantum Lehrtalent erhalten hatte, der fand sich allmählich durch eigenes Probieren zurecht und machte seine Sache gut und mit den Jahren immer besser. Aber wie selten sind solche Lehrer von Gottes Gnaden! Wem das natürliche Lehrtalent versagt ist, der schlägt ohne didaktische Zurechtweisung meist eigentümliche Irrwege ein, auf denen er trotz aller Mühe das gewünschte Ziel nicht erreicht. Gewiß wird niemand bloß durch didaktische Belehrung ohne die natürlichen Anlagen, die ich als Lehrtalent bezeichnete, in der Praxis etwas wirklich Tüchtiges leisten. Aber auch der beste Boden trägt ohne sachkundige Bearbeitung nur spärliche Frucht. Je steriler aber der Boden ist, desto mehr bedarf er reichlicher Düngung und tiefer Beackerung.

Meine Unzufriedenheit mit dem eigenen Unterricht wuchs beständig. Ich sah ein, daß das Unterrichten einer Klasse ein wesentlich anderes Ding sei als der Privatunterricht eines einzelnen Schülers. Ich erkannte, daß ich in der Klasse weder geschickt zu fragen, noch alle Schüler zu aufmerksamer Mitarbeit anzuregen verstand. Ich suchte vermeintliche methodische Fehler zu

vermeiden, tappte hierhin und dorthin, aber die Selbstkritik zeigte mir stets wieder, daß ich mich auf einem Holzwege befinde.

So ging es nicht weiter, — das sah ich klar ein und sann auf Abhilfe. Ich ließ mir aus der Buchhandlung die neuesten Erscheinungen der pädagogischen Literatur zur Ansicht schicken und stieß zum Glück auf W. Schrader: „Erziehung- und Unterrichtslehre" Die kaufte ich und studierte sie eifrig, und dieses treffliche Werk wurde der Grundstein meiner späteren pädagogischen Bildung.

Auch mit der Disziplin in den Lehrstunden hatte ich im ersten Jahr meiner Amtstätigkeit meine liebe Not. Das Rigasche Realgymnasium bestand damals noch aus nur fünf Klassen mit je dreisemesterlichem Kursus. Da jedes Halbjahr neue Schüler aufgenommen und die Absolventen des Klassenpensums versetzt wurden, so waren in jeder Klasse eigentlich drei den Kenntnissen nach verschiedene Abteilungen. Unbegabte oder träge Schüler durften bis zu drei Jahren auf derselben Lehrstufe bleiben. Daher gab es in jeder der unteren Klassen einen Stamm von Veteranen, denen das Klassenpensum nichts Neues bot und die sich daher für den Lehrgegenstand nicht interessierten. Diese suchten nun die zwangsweise Langeweile nach Knabenart durch übermütige Streiche und allerlei ergötzlichen Unfug zu mildern. Hierin waren sie von unerschöpflicher Vielseitigkeit und unermüdlichem Eifer. Mir aber haben sie damals manche böse Stunde bereitet.

Was haben die Veteranen und ihre Komplicen anfangs nicht alles in meinen Lehrstunden angestellt! Ich will nur wenige Proben ihres Mutwillens erzählen, — geplagten Novizen im Lehrberuf zum Trost und zur Freude darüber, daß sie doch weit weniger zu erleiden haben als frühere Generationen.

Wissen Sie, meine verehrten Leser, was ein Cri-Cri war? — Nein! — Nun, ich will Ihnen dieses Marterinstrument beschreiben.

Kurz vor dem schmählichen Sturz des zweiten französischen Kaisers verwarf die allmächtige Herrscherin Mode — die Krinoline. Als die Exkaiserin Eugenie ihren Wohnsitz in Chislehurst nahm, blieb in Frankreich noch ein großes Quantum unverwendbaren Krinolinstahls zurück. Ein findiger Kopf entdeckte zufällig, daß ein kleines Stück dieses dünnen Stahlbandes, zu einem Halbkreise gebogen, auf jeden Druck mit einem schrillen, knackenden Ton reagierte. Er kaufte allen vorhandenen Krinolinstahl spottbillig auf, fabrizierte aus ihm solche niedliche Knackdinger, die er treffend Cri-Cri nannte, und beglückte mit ihnen die gesamte Jugend der alten und neuen Welt. Überall erscholl der widerwärtige, durchdringende Ton des Cri Cri, dessen Erfinder mehrfacher Millionär geworden sein soll.

Auch nach Riga kam 1872 das scheußliche Cri-Cri, drang in alle Schulen ein und in schrecklicher Anzahl auch in meine Klassen. Gegen das Cri-Cri half kein Mittel. Das zierliche Ding war so klein, daß es sich leicht verbergen

ließ und daher schwer zu konfiszieren war. Vorstellungen und Ermahnungen aber verblaßten gegenüber der kindischen Lust an dem heillosen Radau.

So mußte ich denn eine Zeitlang unter nervenerregender Cri-Cribegleitung unterrichten, bis die Instrumente allmählich zerbrachen oder verloren waren und die Führer meiner Veteranen auf einen effektvolleren Unfug verfielen.

Ein solcher verkörperte sich in einer Art flacher Pistons, die mit lautem Knall explodierten, wenn man auf sie trat. Als das Rottenfeuer in einer Lehrstunde gar zu lebhaft wurde und keine Ermahnung fruchtete, schickte ich in meiner unerfahrenen Hilflosigkeit den Primus zum Direktor und ließ ihn bitten, sich gefälligst in meine Klasse zu bemühen. Gleich darauf erschien Direktor von Haffner und hörte mit würdewollen Ernst meine Beschwerden an. Dann warf er sich vor den Jungen in Positur, verwies ihnen ihre Unart und appellierte an ihr Ehrgefühl. Er sei fest überzeugt, daß sie jetzt ihr kindliches Betragen bereuten, und daß jeder Schüler, der auf Anstand und Ehre halte, nie wieder eine solche Störung veranlassen werde. Er kenne ja seine lieben Schüler und wisse, daß er ihnen vertrauen dürfe. Sprach's und trat in der Haltung eines Triumphators den Rückweg zwischen den beiden Bankreihen zur Tür an. Aber wohin Seine Exzellenz jetzt den Fuß setzte, erfolgte eine laute Detonation. Die hartherzigen Buben hatten während der rührseligen Ansprache des Direktors den langen Weg bis zur Tür dicht mit den verflixten Pistons bestreut. Kaum aber hatte Direktor von Haffner das Zimmer verlassen, so brach ein schallendes Gelächter los. Die Situationskomik war aber auch so überwältigend, daß ich allen Ärger vergaß und einige Minuten angelegentlich aus dem Fenster schauen mußte. — Den Herrn Direktor aber habe ich nie wieder zu Hilfe gerufen.

In seiner väterlichen Liebe für die ihm anvertrauten Schüler ging Direktor von Haffner oft ein wenig zu weit. Das mußte ich bald durch einen unangenehmen Vorfall persönlich erfahren. – S., einer der ältesten Schüler der Quinta, das berüchtigte schwarze Schaf der Klasse, der Sohn eines reichen, angesehenen Kaufmanns, trieb es eines Tages gar zu arg mit mutwilligen Störungen des Unterrichts. Ich befahl ihm endlich, mir sein Aufgabenheft zu bringen, und schrieb in die dazu bestimmte Rubrik eine tadelnde Bemerkung über sein Betragen. S. stand unterdessen neben dem Katheder und verfolgte grinsend meine Eintragung. Als ich ihm das Heft mit dem Befehl zurückgab, mir morgen die Unterschrift seines Vater und des Klassenordinarius vorzuweisen, warf er das Heft vor dem Katheder klatschend auf den Fußboden und schritt ruhig seinem Platze zu. Der heftige Zorn über diese Unverschämtheit gab mir zum Glück dieses Mal eine eisige Ruhe: „S., sagte ich langsam und fest, heb sogleich das Heft auf und verlaß mit ihm die Klasse." Und S., der wohl einen Wutausbruch erwartet hatte, gehorchte ohne Widerrede. Nach der bestehenden Schulordnung mußte ein Schüler, wenn er aus der Klasse gewiesen worden war, sich sofort zum Direktor begeben. Als ich nach Schluß der Lehr-

stunde meinem Chef pflichtgemäß nähere Auskunft über den häßlichen Vorfall geben wollte, begegnete mir vor der Kanzlei der Delinquent S. mit strahlendem Gesicht und machte mir eine tiefe, spöttische Verbeugung. Das ließ mich nichts Gutes vermuten. Der Direktor empfing mich denn auch höchst ungnädig und hielt mir eine pädagogische Pauke: Ich hätte berücksichtigen müssen, daß S. ein ebenso reizbarer, wie ungezogener Knabe sei; ich hätte daher als junger Lehrer, der die Zügel der Disziplin noch nicht fest in der Hand halte, jeden Konflikt mit dem leidenschaftlichen S. vermeiden müssen, denn es sei pädagogisch, jeden Schüler nach seiner Individualit zu behandeln, u. s. w. Übrigens hätte er, der Direktor, dem S. einen strengen Verweis erteilt.

Ich hörte diese Standrede mit der dem Untergebenen gebührenden Achtung an und erwiderte kein Wort. Aber ich erwog mehrere Tage hindurch, ob es mir nicht leichter fallen würde, in einem Laden Kaffee oder Schirting zu verkaufen, als mich von frechen Buben ungestraft malträtieren zu lassen. — Doch solche pessimistische Stimmungen verblaßten allmählich durch die Wahrnehmung, daß auch einige meiner Kollegen viel durch den Übermut und die Disziplinlosigkeit ihrer Schüler zu leiden hatten. Und schließlich brachten auch diese kleinen Berufsplagen mir reichen Gewinn. Ich erkannte bald, daß die geistige Betätigung und das rege Interesse aller Schüler die allein sicher wirkenden Mittel zur Beseitigung von Störungen des Unterrichts seien. Wollte ich die Störenfriede in gesitteter Ordnung halten, so mußte mein Unterricht so frisch und anregend sein, daß er auch die trägsten Schüler fesselte. Bei der unerläßlichen Einübung und Wiederholung des Lehrstoffes mußte die ganze Klasse in einem so lebhaften Tempo zur Teilnahme herangezogen werden, daß den Veteranen beim besten Willen keine Zeit zu Allotria übrig blieb. Sobald ich diese pädagogische Binsenwahrheit erkannt und in die Praxis umgesetzt hatte, fühlte ich mich als Sieger im Streit mit Mutwillen und Trägheit. Von da ab hat mir die Disziplin beim Unterrichten nie mehr etwas zu schaffen gemacht.

Daß der Direktor von Haffner, gegen dessen Willen ich ins Amt gekommen war, mir in der ersten Zeit nicht besonders viel Wohlwollen erwies, war natürlich und menschlich. Es kam sogar zu kleinen Konflikten zwischen uns, die aber den großen Vorteil hatten, daß ich den alten Herrn trotz seiner Eigenheiten und Pedanterie als edel denkenden Menschen erkannte und immer höher schätzen lernte.

Ich muß bei der Erzählung dieser Erlebnisse etwas weiter ausholen.

Das neue Schulhaus des städtischen Realgymnasiums ließ in hygienischer und schultechnischer Hinsicht sehr viel zu wünschen übrig. Nach alter Art war die Aula in die Mitte des Schulhauses gelegt, die besten Räume am Thronfolgerboulevard waren zu Amtswohnungen verwandt, die Klassenzimmer wurden durch eine Luftheizung erwärmt, die überhitzte, zu trockene Luft ausströmte. Papier und andere Gegenstände, welche die Schüler zuweilen in die heißen

Luftschachte warfen, zerfielen bald zu Staub, den die Warmluft mit den entsprechenden Düften in die Klassenzimmer trug. Die staubige, trockene Luft atmeten Schüler und Lehrer während des Unterrichts im Winter ein. Die Korridore und das große Vestibül aber waren ungeheizt und sehr zugig. Die starke Differenz zwischen den Temperaturen in den Unterrichtsräumen und den Korridoren war die Ursache häufiger Halskrankheiten, besonderes bei den Lehrern. Ich habe wohl in jedem Jahr, solange ich am Stadtgymnasium diente, an Anginen gelitten. — Ein Zimmer für die Lehrer war nicht vorhanden. Direktor von Haffner wünschte, daß die Lehrer sich während der Pausen möglichst viel in den Korridoren aufhielten, um die dort promenierenden Schüler zu beaufsichtigen. Deshalb hatte er beim Bau des Schulhauses von einem Lehrerzimmer abgeraten. So mußten wir denn notgedrungen unser Frühstück im kalten Korridor mitten unter den Schülern verzehren, in den Mantel gehüllt, in der einen Hand die Mappe mit Büchern und Heften, in der anderen Hand das Butterbrot.

Diesen Zustand empfand ich als peinlich und unwürdig. Rasch entschlossen, wie mein lebhaftes Temperament mich zu meinem Schaden oft handeln ließ, ging ich zum Direktor, stellte ihm in eindringlichen Worten diese Kalamität vor und bat um gütige Anweisung eines geheizten Zimmers für uns Lehrer. — Da kam ich aber zu meinem Erstaunen sehr schlecht an. Direktor von Haffner geriet in eine mir unerklärliche Wut, überhäufte mich mit mir ganz unverständlichen Vorwürfen und schlug die Bitte schroff ab.

Verdutzt und erbittert ging ich von ihm. Nach einigen Tagen kam der Direktor am Schluß der Lehrstunde auf mich zu, ergriff seiner Gewohnheit gemäß mein Handgelenk und zog mich abseits in eine Fensternische.

„Ich habe Ihnen neulich Unrecht getan", begann er, „und bitte Sie um Entschuldigung. Ich bin Ihnen eine Erklärung wegen meiner Heftigkeit schuldig. Ich nahm nämlich an, daß Sie von Ihren Kollegen abgesandt seien, und es ärgerte mich, daß man diesen Weg gewählt hatte, um eine schon von mir entschiedene Frage wieder aufzuwecken. So ergoß sich die Schale meines Zornes über Sie. Jetzt weiß ich, daß meine Annahme falsch war, und es tut mir leid, Sie verletzt zu haben"

So sprach der alte, verdiente Mann zu mir, der ich jünger war als sein Sohn. Seit dieser Stunde verehrte ich den „alten Haffner" und lernte in der Folge seine vielen guten Eigenschaften und seinen reinen, vornehmen Charakter, der durch Büreaukratismus und Pedanterie leider oft verhüllt wurde, mehr und mehr erkennen. Wir haben noch manchen kleinen Strauß in den Konferenzen ausgefochten, aber wir wurden trotzdem gute Freunde und sind es geblieben.

Wie weit übrigens der „alte Haffner" zuweilen in der Pedanterie ging, mag folgendes Beispiel bezeugen: Ich begegnete meinem Direktor eines Sonntags in der Nähe des Stadtgymnasiums, grüßte höflich und ging meines

Weges. Am anderen Tage nahm mich Direktor von Haffner bei Seite und hielt mir eine seiner beliebten Standreden, weil ich gestern auf der Straße — geraucht hatte. Man erzieht, so etwa führte er aus, am besten durch das eigene Beispiel. Daher müssen wir Lehrer der Jugend in allen Stücken Muster und Vorbild sein. Sehen nun die Schüler, daß ihre Lehrer auf der Straße rauchen, so könnten sie das nachahmen. Daher sollte ein Lehrer niemals öffentlich rauchen.

„Exzellenz", platzte ich los, „dann sollten Sie Ihren Lehrern auch zu heiraten verbieten"

Der Direktor schwankte ob dieser dreisten Antwort einen Augenblick zwischen Ärger und Lachen. Dann wandte er sich mit süßsaurem Lächeln ohne weitere Belehrung von mir ab.

Den Anforderungen des wissenschaftlichen Lehrerexamens fühlte ich mich nach dem ersten Semester meiner jungen Lehrtätigkeit nicht gewachsen. Da mich aber niemand drängte, so vertagte ich diese riskante Formalität stillschweigend auf eine bessere Zukunft. Es verlautete nämlich, daß das Rigasche Realgymnasium zu einem siebenklassigen Stadtgymnasium erweitert und durch Bifurkation der vier oberen Klassen in ein humanistisches Gymnasium und eine Realschule umgestaltet werden würde. Natürlich spekulierte ich auf eine Oberlehrerstelle und begann sogleich mit der Vorbereitung auf das Oberlehrerexamen in den alten Sprachen.

Denn im Gegensatz zum übrigen russischen Reich genügte im Dorpatschen Lehrbezirk der Grad eines Kandidaten damals noch nicht zum Unterricht in den oberen Klassen. Der Kandidat mußte noch ein spezielles Oberlehrerexamen ablegen, das sich jedoch merkwürdiger Weise nicht auf pädagogische Disziplinen bezog, sondern nur eine beschränkte Wiederholung des Kandidatenexamens war. Didaktik, Methodik, Geschichte der Pädagogik und Schulhygiene wurden nicht verlangt. Ein Aufsatz über ein pädagogisches Thema und eine Probelektion erwiesen die Befähigung zum Unterricht in den oberen Klassen.

War dieses Examen im allgemeinen auch nur eine Formalität, so bot es doch, wie jedes Examen, dem Kandidaten die peinliche Möglichkeit — durchzufallen. Und diese Möglichkeit wurde mir zur Wahrscheinlichkeit, als ich mit Schrecken erkannte, wie viel von meinen philologischen Kenntnissen während der Zeit der Journalistik und beim Unterricht anderer, nicht philologischer Lehrfächer verduftet war. Ich stürzte mich also mit Feuereifer auf die Klassiker und suchte die Lücken in Grammatik, Metrik und Literaturgeschichte einigermaßen auszufüllen. Im Spätherbst 1872 erbat ich mir vom Direktor eine Woche Urlaub und reiste schweren Herzens in die alte liebe Musenstadt Dorpat. Dank der großen Nachsicht und Liebenswürdigkeit des Professors Dr. Paucker bestand ich das Oberlehrerexamen für Latein und Griechisch.

Nach der übermäßigen geistigen Arbeit und der leicht erklärlichen Aufregung war ich müde und abgespannt, wollte aber möglichst schnell heimkehren, um meine Kollegen von den unliebsamen Vikariaten zu befreien. In Dorpat wurde ich gebeten, einen nervös erkrankten jungen Landsmann unter meine Obhut zu nehmen und sicher nach Riga zu lotsen. Das war eine höchst lästige Gefälligkeit, die sich aber nicht ablehnen ließ. Mein Reisegefährte befand sich im Stadium der Exaltation und schwatzte ohne Interpunktion und ohne Pausen. Wir hatten im kleinen Schlitten, eng neben einander sitzend, bloß drei Stationen zurückgelegt, als mich das Kopfweh so arg plagte, daß ich mich niederlegen mußte und erst am nächsten Morgen imstande war, die schlimme Fahrt wieder aufzunehmen.

Als ich mich beim Direktor von Haffner zum Dienst meldete, fragte er mich mit schonender Zartheit, wie weit nun die Angelegenheit mit dem beabsichtigten Oberlehrerexamen gediehen sei.

„Ich habe die Oberlehrerprüfung für Latein abgelegt, Exzellenz. Und da ich nun schon einmal in Dorpat war, auch gleich für Griechisch", antworte ich möglichst gelassen.

Da erhellten sich die Züge des guten, alten Herrn. Er umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen. Seine Freude über meinen Erfolg war geradezu rührend.

Dieses wahrhaft väterliche Gefühl für mich jungen Lehrer hinderte den Bureaukraten in ihm aber durchaus nicht, durch pedantische Gesetzesklauberei meine definitive Anstellung zu hintertreiben. Als dem Kurator Gervais mein Oberlehrerdiplom zur Unterschrift vorgelegt wurde, erachtete er dieses Examen für ausreichend und bestätigte mich im Amte eines wissenschaftlichen Lehrers am Rigaschen Realgymnasium. Das erfuhr ich auf privatem Wege und war natürlich froh, die letzten und schwersten Examensorgen für immer los zu sein. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht! — Direktor von Haffner protestierte auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen energisch gegen meine Bestätigung, und der Kurator zog das mich beglückende offizielle Schreiben zurück.

Natürlich war ich über diesen kleinlichen Formalismus meines Chefs wütend und beschloß, die Ablegung des Examens eines wissenschaftlichen Lehres ad calendas graecas zu vertagen. Ich war überzeugt, daß weder der Direktor noch der Kurator die heikle Examenfrage berühren würden und fühlte mich daher in meiner Stellung so sicher, daß ich nach Schluß des Semesters heiratete.

Aber auch bei dem rein privaten Schritt zum Altar verstieß ich aus Unkenntnis gegen ein Gesetz und verletzte dadurch den Bureaukraten im alten Haffner. Ich hatte bei ihm, als meinem direkten Vorgesetzten, nicht um die offizielle Erlaubnis zur Heirat nachgesucht, was meine Pflicht als Beamter verlangte. Eine ironische Anspielung des Direktors machte mich stutzig, ich

gelangte zur Erkenntnis meiner Unterlassungssünde und entschuldigte mich bei meinem Chef, so gut es ging, mit meiner gänzlichen Unerfahrenheit im Heiraten.

Übrigens störten solche kleine Konflikte niemals auf lange das gute Verhältnis mit dem in Formen erstarrten Direktor von Haffner. Er war nicht nachtragend und von unerschöpflicher Herzensgüte. Als die Reorganisation des Realgymnasiums im Rat der Stadt Riga beschlossen war, teilte der Direktor mir diese Tatsache mit, bot mir eine der beiden philologischen Oberlehrerstellen an und fragte, ob ich mich für Latein oder Griechisch entscheide. Ich dankte ihm herzlich für sein gütiges Vertrauen und bat, mich für den Unterricht der griechischen Sprache zu verwenden.

Bei der Wahl zwischen den alten Sprachen schwankte ich keinen Augenblick. Der reichere und tiefere Gedankeninhalt der griechischen Autoren und die vorbildliche Form ihrer poetischen Schöpfungen war mir maßgebend und außerdem noch ein rein subjektiver Grund — ich beherrschte die griechische Sprache weit weniger als die lateinische. Nun bot sich mir die Gelegenheit, zugleich mit meinen Schülern vom Alpha zu beginnen und gemächlich fortschreitend eine feste, tiefer begründete Beherrschung des reichen Stoffes zu erlangen. Das glaubte ich schon der großen Nachsicht des Professors Paucker, meines gütigen Examinators, schuldig zu sein. Diesen rein persönlichen Beweggrund verschloß ich natürlich still im Innern, aber er wurde mir ein starker Antrieb zu fleißigem Studium der griechischen Sprache und Literatur.

Schon Ende Juni 1873 erhielt ich vom Stadt-Schulkollegium die erfreuliche Mitteilung, daß ich zum Oberlehrer der griechischen Sprache gewählt worden sei. Das war der erste Schritt vorwärts auf meiner pädagogischen Laufbahn. So klein dieser Schritt an sich auch war, er brachte mir außer der materiellen Aufbesserung noch den größeren Vorteil einer mehr befriedigenden Lehrtätigkeit. Die Schülerzahl in den neu eröffneten Gymnasialklassen war anfangs nicht groß, ich glaube, sie lag zwischen 20 und 30. So hatte ich die Möglichkeit, ein festes Fundament zu legen, auf dem sich in den folgenden Lehrstufen sicher und leicht weiterbauen ließ. Aber ich hatte auch die Freude, bei jedem einzelnen Schüler das stetige Wachsen seiner griechischen Kenntnisse ab ovo bis zur Reife beobachten zu können Und meine Schüler haben mir durch Interesse und Fleiß sehr viel Freude bereitet.

Schwierigkeiten in der Disziplin existierten nicht mehr und die geringe Frequenz ermöglichte es mir, die Individualität jedes Schülers genau kennen zu lernen. Dadurch gestaltete sich das Verhältnis zwischen mir und den meisten meiner Schüler zu einem persönlich freundlichen und vertrauensvollen.

Was mir aber vor allem meine Tätigkeit in den neuen Gymnasialklassen lieb und wert machte, das war der gute Geist meiner Schüler. Dieser bekundete sich nicht bloß durch die tadellose äußere Führung, sondern hauptsächlich durch die anständige Gesinnung, gegründet auf Wahrhaftigkeit und

Ehrgefühl. Mir, dem ehemaligen Dorpater Korpsburschen, war es eine wahre Herzensfreude, die Jungen zu einem offenen, mutigen und streng honorigen Verhalten zu erziehen, nicht durch Sermone über Moral und Ehrenhaftigkeit, sonder durch gelegentliche aktuelle Urteile. Lügen und Durchstechereien waren unter den Schülern verpönt und galten für so erniedrigende Delikte, daß sie der allgemeinen Verachtung anheimfielen.

Noch nach Jahren erhielt ich zufällig die Bestätigung, daß meine Ansicht über den guten Klassengeist nicht optimistisch gewesen war. Etwa 10 Jahre, nachdem ich Riga verlassen hatte, traf ich auf einer Reise ins Ausland mit einem früheren Schüler des Stadtgymnasiums, Herrn von R., zusammen. Wir plauderten von der alten, schönen Schulzeit und kamen auf die Geschichte der Kameraden des Herrn von R. zu sprechen.

„Zu Ihrem Cötus gehörte ja wohl auch R. Wissen Sie vielleicht, was aus ihm geworden ist?" fragte ich.

„Nicht viel. Er hat in Dorpat Medizin studiert und soll an einem Hospital im Innern des Reiches angestellt sein."

„Hm, das tut mir leid", antwortete ich. „Weshalb?" „R. hatte mir fest versprochen, Landpfarrer zu werden. Kurz vor dem Abiturium kam er zu mir und bat mich flehentlich, ihm Nachsicht zu gewähren und seine Zulassung zum Schlußexamen auf der Konferenz zu befürworten. Er sei in sehr schlimmer materieller Lage, wolle Theologie als Stipendiat studieren und dann als Pastor auf dem Lande in einer kleinen Gemeinde wirken. Na, sagte ich ihm, dazu werden Ihre Schulkenntnisse ja wohl ausreichen, und ich werde das Mögliche tun. Und dabei hat der R. mich glatt herübergeführt. Sehen Sie, lieber R., das tut mir noch nachträglich wehe."

Herr von R. lächelte: „Der R. war niemals zuverlässig. Erinnern Sie sich, Herr Direktor, daß er Sie einst in der Prima bat, allein auf einer abseits stehenden Bank sitzen zu dürfen? Er sagte Ihnen, er würde dort aufmerksamer dem Unterricht folgen können. Der wahre Grund seiner freiwilligen Umplacierung war aber ein ganz anderer. Wir Mitschüler hatten ihn bis zum Schluß des Semesters in Acht und Bann getan"

„Weshalb haben Sie den armen Kerl so streng gestraft?" fragte ich.

„Weil er Sie angelogen hatte. Er übersetzte einmal den griechischen Text so glatt und gut, daß Sie ihn verwundert fragten, ob er diese außergewöhnliche Leistung wirklich selbständig, ohne eine gedruckte Übersetzung zustande gebracht hätte. Das versicherte er, und Sie glaubten ihm. Nach der Stunde fanden wir aber den verbotenen Spicker in seinem Demosthenes. Da wurde er wegen unhonorigen Verhaltens von uns einstimmig geruckt"

Die Verhängung solcher rigoroser Bestrafungen durch die Mitschüler mag auf den ersten Blick vielleicht wenig kameradschaftlich erscheinen, sicherlich aber ist sie von großem erzieherischen Wert. Wo das Ehrgefühl der Schüler nicht bloß die Wahrung gegen Beleidigung und Ungerechtigkeit

fordert, sondern vor allem makellose Führung und sittliches Handeln, da ist man wohl berechtigt, den guten Klassengeist zu rühmen.

Mit ungetrübter Freude denke ich oft an die 13 Semester zurück, in denen es mir vergönnt war, am Rigaschen Stadtgymnasium Griechisch zu lehren. Ich darf diese Zeit als die schönste und befriedigendste Periode meiner fast 35-jährigen Lehrtätigkeit bezeichnen. Dankbar muß ich dabei der freundlichen Unterstützung und manchen guten Rates meines lieben Kollegen und Landsmannes Gotthard Schweder gedenken, der im Juli 1872 zum Gehilfen des Direktors erwählt worden war. Sein Besuch meines Unterrichts war mir stets willkommen, weil ich aus seiner sachlichen, knappen Kritik immer etwas vorteilte. Dagegen brachte Direktor von Haffner mich und die Schüler durch seine gelegentlichen Kontrollfragen während der griechischen Lehrstunden zuweilen in arge Verlegenheit. Der alte Herr beherrschte die lateinische Sprache in einer Weise, die der jüngeren Generation imponieren mußte. Die griechische Grammatik war ihm aber im Kreislauf der Jahre recht nebelhaft geworden.

So verlangte er einmal in der Tertia von einem Schüler die Bestimmung einer Verbalform des griechischen Textes. „Der zweite oder starke Aorist Activi," lautete die prompte Antwort. Der Direktor schüttelte das Haupt und fragte den nächsten Schüler. Dieselbe Antwort und erneutes Kopfschütteln. Noch mehrere Mal dieselbe Antwort. Des Direktors Miene verfinstert sich: „Kann denn in der Klasse kein einziger mir diese Form nennen?" fragt er ärgerlich. Da erhebt sich der schwächste meiner Griechen und sagt mit freudigem Lächeln: „Es ist das Imperfectum Activi, Exzellenz!" — „Sehr gut," lobt ihn der Direktor, mich aber trifft ein vernichtender Blick.

Als ich am anderen Tage in die Klasse kam, trat der Primus auf mich zu und fragte, ob ich ihm gestatte, im Namen der Klasse eine Bitte vorzubringen. „Natürlich, lieber Schwarz, was haben Sie denn auf dem Herzen?" — „Wir bitten Sie, uns zu sagen, was ἔφυγον für eine Form ist."

Da hatte ich den Salat! Das war ja das Pseudo-Imperfectum von gestern. „Nun, Sie wissen ja selbst, daß es der starke Aorist ist," antwortete ich. „Ja wohl, Herr Oberlehrer. Aber der Herr Direktor hat es doch gestern für falsch erklärt."

Nun stak ich junger Lehrer schön in der Klemme zwischen Wissenschaft und Autorität. „Der Herr Direktor hat sich gestern in dieser Form geirrt," sagte ich. „Dieser Irrtum ist aber leicht erklärlich. Denn vor einem halben Jahrhundert, als unser Direktor das Gymnasium besuchte, wurde die griechische Grammatik sehr oberflächlich behandelt. Dagegen wurde das Latein damals viel eingehender betrieben. Wenn Sie, meine lieben Schüler, im Alter unseres würdigen Direktors die lateinische Sprache nur annähernd so gut beherrschen, wie er, dürfen Sie sich getrost einmal in einer griechischen Form irren."

Als Direktor von Haffner späterhin beim Übersetzen griechischer Texte

sich augenfällige Entgleisungen in Verbalformen leistete, machte das auf die Schüler nicht mehr den geringsten Eindruck.

Im Juni 1876 legte der alternde Direktor Eduard von Haffner — er stand bereits im 73. Lebensjahre — sein Amt am Stadtgymnasium nieder, und sein Gehilfe Gotthard Schweder wurde sein Nachfolger.

Schweder stand damals im rüstigsten Mannesalter und besaß eine bewundernswerte Arbeitskraft und Elastizität. Frei von Pedanterie und büreaukratischen Neigungen, zeigte er stets eine harmonische, heitere Stimmung, die aus einem unerschöpflichen Schatz von Herzensgüte quoll. Ich kann sein Wesen nicht treffender charakterisieren, als mit dem Urteil, das über ihn in Riga umlief: Schweder ist der liebenswürdigste Mann der Stadt.

Lehrer und Schüler liebten und verehrten ihren neuen Direktor innig. Daher konnte er ein freundliches, sanftes Regiment führen, ohne Schelten und Strafen. Der Einfluß dieses neuen Kurses wurde von allen sehr wohltuend empfunden, und jeder erfüllte seine Pflicht mit erhöhter Freudigkeit.

Eines Nachmittags im Januar 1877 besuchte mich unerwartet mein verehrter Chef Schweder zur üblichen Kaffeestunde. Als wir plaudernd bei einander saßen, fragte er mich, ob ich geneigt wäre, das Amt des Direktorgehilfen zu übernehmen. Ob ich geneigt war! Ich glaubte zu träumen und konnte dieses überraschende Anerbieten kaum fassen. War ich doch erst 30 Jahre alt, stand bloß 4½ Jahr im Lehramt und hatte mich durch nichts besonders hervorgetan.

Naturgemäß steigerte diese Beförderung mein Selbstbewußtsein in nicht geringem Maße. Es mußte doch etwas besonders Tüchtiges in mir stecken, sonst hätte mein Direktor mich nicht mit Übergehung der älteren Kollegen zu seinem Gehilfen erkoren. So dachte ich damals und fühlte mich dadurch beglückt und gehoben. Erst 30 Jahre später erfuhr ich den mich demütigenden Zusammenhang dieser verfrühten Beförderung. Schweder hatte Astronomie studiert und sich als Lehrer ausschließlich mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern zugewandt. Als Bedingung seiner Bestätigung zum Direktor eines klassischen Gymnasiums mit einer Realabteilung verlangte der Kurator Gervais kategorisch, daß zum Gehilfen des Direktor Schweder ein altklassischer Philologe gewählt würde. Der lateinische Oberlehrer war erst drei Semester am Stadtgymnasium und kam daher nicht in Betracht. So mußte das Schulkollegium, — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe — mich wählen. Tertium non datur, — denn es gab damals am Rigaschen Stadtgymnasium nur zwei Philologen.

Dieser Grund meiner Zwangswahl war meinen Kollegen offenbar ebensowenig bekannt, wie mir selbst. Nicht mit Unrecht fühlten sich daher einige der älteren Herren durch meine Bevorzugung zurückgesetzt und verletzt, und gelegentlich ließen sie mich unschuldiges Opfer ihren Unmut fühlen. Aber das frühere gute kollegiale Verhältnis war bald wieder hergestellt, wozu der Takt

des Direktors viel beitrug. Er vermied es geflissentlich, mir etwas amtlich zu übertragen, das mich mit meinen Kollegen hätte in Kollision bringen können. Am liebsten tat Schweder alles selbst, so daß ich bald das Gefühl hatte, die Stellung des Direktorgehilfen sei bloß eine Sinekure. Nur einer von meinen älteren Kollegen hat mir das Einrücken in das von ihm erhoffte Amt nicht verzeihen können und mir durch Schroffheit und Sarkasmen manche Stunde verbittert.

Am 27. Januar 1877 erhielt ich vom Stadtschulkollegium die offizielle Mitteilung meiner Wahl zum Gehilfen des Stadtschulendirektors und Direktors am Stadtgymnasium. Das war der zweite Schritt vorwärts auf der pädagogischen Laufbahn und dieses Mal war er schon bedeutend größer. Ich erhielt eine Amtswohnung im Schulhause, konnte den größten Teil meiner Privatstunden aufgeben und fand dadurch Muße zur Betätigung meiner geistigen Interessen. Als Oberlehrer war ich auf Nebenverdienst durch Privatunterricht angewiesen gewesen. Drei Jahre hindurch hatte ich täglich von 8 bis 4 Uhr unterrichtet und mich dann nach einer kurzen Siesta auf die acht Lehrstunden des nächsten Tages vorbereitet. Dazu kamen noch Korrekturen, Konferenzen und etwas kommunale Betätigung in der Bibliothek und an den Vortragsabenden des Gewerbevereins. Eine fast übergroße Arbeitslast!

Nun aber konnte ich ein wenig aufatmen und mich mehr meinem Fachstudium zuwenden. Ein vorzüglicher Kenner der griechischen Sprache, Oberlehrer Eduard Kurtz am Gouvernementsgymnasium, würdigte mich der Mitarbeiterschaft an einer griechischen Schulgrammatik, die in den meisten deutschen Gymnasien Rußlands eingeführt wurde, vier Auflagen erlebte, dann aber der Russifizierung zum Opfer fiel.

Auch fand ich jetzt mehr Zeit, durch Lektüre meine allgemeine Bildung zu vervollständigen. Und wie es die Jugend immer gleich zur Betätigung drängt, hielt ich mehrere öffentliche Vorträge im Gewerbeverein und zu wohltätigen Zwecken. Das brachte mir den obligaten Dank und zuweilen auch ein wenig Anerkennung, einmal jedoch eine schlimme Widerwärtigkeit.

Ich hatte im Saale der Schwarzen Häupter vor einem großen Publikum über das Thema „der Aberglaube im Licht der Kulturgeschichte" gesprochen. Die überwiegende Mehrzahl meiner Zuhörer bestand natürlich aus Damen, und von diesen müssen einige meiner Ausführungen völlig mißverstanden worden sein. Denn in den nächsten Tagen erhoben sich in der guten Stadt Riga immer lautere Stimmen, die mich im geheimen des öffentlichen Religionsfrevels beschuldigten und das Anathema über mich verhängen wollten. Mein lieber Freund und Gönner Oberlehrer Hugo Lieven machte mir ernste Vorhaltungen: solche leicht mißverständliche Reden könnten meine Stellung im Amt und in der Gesellschaft schädigen und mich für die Leitung einer Schule unmöglich machen. Kurz — die Sache wurde allmählich immer brenzlicher und kam sogar im Stadt-Schulkollegium zur Sprache. Ein hervorragendes Glied

dieser Behörde, Oberpastor Johannes Lütkens, übernahm es, die heikle Angelegenheit zu prüfen und über sie zu referieren. Glücklicherweise hatte ich ein wortgetreues Konzept meines ketzerischen Vortrages. Als der kluge, fein gebildete Oberpastor Lütkens das Manuskript gelesen hatte, sagte er mir: „Diesen Vortrag hätte auch ein Pastor unbedenklich halten können. Man sieht zwar, daß Sie nicht an die Existenz eines persönlichen Teufels und sein Wirken unter den Menschen glauben, aber das darf man Ihnen nicht zum Vorwurf machen, das glauben auch manche unserer Theologen heute nicht mehr." — Dieses aufgeklärte Urteil wurde im Publikum bekannt und war meine restitutio in integrum. Die bigotte Entrüstung verstummte allmählich. Aber die leidige Angelegenheit war nicht tot. Noch nach Jahresfrist trat sie hemmend wieder in die Erscheinung.

Mit Oberlehrer Hugo Lieven pflegte ich einen freundschaftlichen Verkehr und einen regen Gedankenaustausch über pädagogische Fragen. Da ich dabei der Empfangende war, er aus dem reichen Born seiner Erfahrung schöpfte und besonders durch geistvolle Zergliederung und Lösung der Probleme mir viel Anregung und Belehrung bot, so waren mir die Plauderstunden mit ihm von großem Wert. Wir waren beide der Ansicht, daß sich unsere baltische Lehrerschaft, trotz ihrer individuellen Tüchtigkeit, im allgemeinen nur wenig für wissenschaftliche Pädagogik interessiere und daher auch in der Praxis die Hinweise der Methodik nicht gebührend berücksichtige. Wir beschlossen daher, die Kollegen am altehrwürdigen Gouvernementsgymnasium und die am jugendlichen Stadtgymnasium zu gemeinsamem Gedankenaustausch über pädagogische Themata zu vereinigen. Wir verfaßten einen schwungvollen Aufruf an unsere Kollegen und es gelang uns wirklich, einen „Pädagogischen Abend" zu gründen, der einmal monatlich im Lokal der Euphonie, des damaligen Literatenklubs, tagte und in zwangloser Weise Vorträge und Referate mit nachfolgender Debatte bieten sollte.

Die scharf ausgeprägte Persönlichkeit eines alten Lehrers zeigt bekanntlich wenig Neigung zur Selbstkritik nach neuen Maßstäben oder zum Erproben neuer Wege. Die meisten unserer älteren Kollegen waren ultrakonservativ in ihren pädagogischen Ansichten, und wir jüngeren Lehrer mochten ihnen wohl wie eine Art freisinniger Volkspartei erschienen sein. Es kam nur selten zu einer Verständigung und fast nie zu einer harmonischen Übereinstimmung aller. Der „Pädagogische Abend" schlief aus Mangel an Beteiligung bald ein, ohne greifbare Resultate gezeitigt zu haben. Unser behagliches baltisches Sonderleben war damals noch nicht durch ernste Katastrophen aus seiner gewohnten Gemütlichkeit, in die sich oft ein gut Teil rückständiger Selbstzufriedenheit mischte, aufgerüttelt worden.

In meiner Eigenschaft als Gehilfe des Stadt-Schulendirektors habe ich Direktor Schweder nur ein einziges Mal bei der Inspektion einiger städtischer Elementarschulen vertreten müssen. Dieser rein formelle, an sich unwesentliche Akt brachte mir eine neue wichtige Erkenntnis. — Mit möglichster Würde

hörte ich den Unterricht in den Elementarstufen an, machte dabei ein verständnisvolles Gesicht und lobte am Schluß die sicheren Kenntnisse und die stramme Disziplin. Aber zugleich erkannte ich klar, daß ich von der Methodik des Elementarunterrichts nichts, rein gar nichts wisse, und ferner, daß jeder Oberlehrer von der geschickten Führung des Klassenunterrichts auf diesen Elementarstufen viel, sehr viel für seinen höheren Unterricht profitieren könnte.

Der hohe Wert der allgemeinen Unterrichtslehre war mir zum ersten Male überzeugend deutlich ad oculos demonstriert worden. In ihr hatte ich die unerläßliche Grundlage jeden guten Klassenunterrichts und jeder speziellen Methodik erkannt. Ich mußte mir eingestehen, daß ich trotz meiner Universitätsbildung nicht imstande wäre, in irgend einem Fach so sicher und gewandt zu unterrichten, wie unsere vorzüglichen Elementarlehrer, die ihre pädagogische Ausbildung den damals auf der Höhe stehenden baltischen Lehrerseminaren verdankten.

Eine Revision des altklassischen Unterrichts in den Ostseeprovinzen durch den Professor der Universität Dorpat, Dr. W. Hörschelmann, hatte für mich die angenehme Folge, daß der neue Kurator Ssaburow auf mich aufmerksam gemacht wurde. Im Juni 1878 designierte mich der Kurator zum Direktor des Gymnasiums in Goldingen. Die Verhandlungen mit dem Goldingenschen Schulkollegium ließen mir die Annahme dieses Amtes nicht verlockend erscheinen. Die materiellen Bedingungen waren so ungünstig, daß sie für mich eine bedeutende Verschlechterung gewesen wären. Das Schulkollegium zeigte nicht das geringste Entgegenkommen und lehnte meine bescheidenen Vorschläge rund ab. Daraus ersah ich, daß man mich in Goldingen gar nicht als Direktor haben wollte. Später erfuhr ich denn auch, daß von pastoraler Seite ernste Bedenken gegen meine Wahl geäußert worden seien. Ein Mann, der nicht an den Teufel glaube, eigene sich nicht zum Schulleiter. Mein Vortrag über den Aberglauben spukte offenbar noch arg in frommen Köpfen!

Vor allem schien es mir nicht klug, meine rüstigsten Mannesjahre in einem kleinen, weltverlorenen Städtchen, wie es Goldingen damals war, zu verbringen. Ohne die mannigfachen Anregungen der großen Stadt, ohne Anschluß an den raumbezwingenden Schienenstrang, fürchtete ich in der Kleinstadt zu versimpeln oder mich kreuzunglücklich zu fühlen. So lehnte ich denn den Antrag des Goldingenschen Schulkollegiums höflich ab.

Als ich dem Kurator Ssaburow für sein Wohlwollen dankte und ihm zugleich meinen endgültigen Beschluß mitteilte war, er anfangs recht ungehalten: „Was wollen Sie denn? Sie sind wenig über 30 Jahr alt und erst 6 Jahre im Amt. Ich biete Ihnen ein Direktorat an, und Sie lehnen es einfach ab," sagte er unwillig. Nachdem ich ihm aber meine Bedenken dargelegt und darauf hingewiesen hatte, daß man in Goldingen wohl lieber einen älteren Kurländer als Direktor sehen würde, stimmte mir der Kurator bei, und wir trennten uns im besten Einvernehmen. Ssaburow hat mir meine Ablehnung

auch nicht nachgetragen, sondern mich bald nachher zu einem weit größeren Posten empfohlen.

Der Unterricht im Rigaschen Stadtgymnasium wurde, wie in allen Schulen der drei Ostseeprovinzen, in deutscher Sprache erteilt. Wer aber ein offenes Auge für die Zeichen der Zeit hatte, befürchtete bereits gegen Ende der siebziger Jahre, daß es nicht mehr lange so bleiben würde. Von der Regierung wurden neue Knaben- und Mädchenschulen mit russischer Unterrichtssprache und rein russischer Leitung eröffnet, um den Bedürfnissen der russischen Jugend zu entsprechen. Zirkulare der Lehrbezirksverwaltung verschärften in den deutschen Mittelschulen die Forderungen im Russischen, sowohl beim Schlußexamen, als auch bei der Versetzung in die höheren Klassen.

Auf meinen liebenswürdigen und seelenguten russischen Kollegen H. wirkten solche rigorose Vorschriften oft in drastischer Weise. Währen der zu milde und nachsichtig während des Unterrichts war, überkam ihn kurz vor der Versetzung seiner Schüler plötzlich das peinigende Bewußtsein seiner großen Verantwortlichkeit und er stellte sämtlichen Schülern ungenügende Zensuren im Russischen. Das war an sich nicht ungerecht, denn Oberlehrer H. wußte, daß eigentlich kein einziger Schüler den strengen Anforderungen des Programms voll genügte. Daher protestierte er auf der Konferenz sogleich gegen die Versetzung des besten Schülers der Klasse. Hier zeigte nun Direktor Schweder eine glänzende diplomatische Gewandtheit. Er bedauere, daß ein sonst so tüchtiger Schüler bloß wegen seiner mangelhaften Kenntnisse im Russischen nicht versetzt werden könne, müsse sich aber dem Urteil des Fachlehrers und den Vorschriften des Kurators fügen. — Also zum zweitbesten Schüler der Klasse. Auch hier legte Oberlehrer H. sein entscheidendes Veto ein. — Dann also zum dritten Schüler. — Unmöglich! Der ist im Russischen noch schwächer als die beiden ersten. — So wurde die ganze Reihe der Schüler schnell durchgegangen, und kein einziger im Russischen für genügend erachtet. — „Da ist nichts zu machen," sagte der Direktor in seiner ruhigen, freundlichen Weise zum Protokollführer, „schreiben Sie: wegen ungenügender Fortschritte im Russischen konnte kein einziger Schüler der Sekunda in die Prima versetzt werden." Das aber ging dem guten Kollegen H. doch gar zu sehr gegen den Strich. Er lenkte ein, erhöhte die Kenntnisnummern und hielt schließlich keinen einzigen Schüler wegen ungenügender Kenntnisse im Russischen zurück. — Diese Versetzungskomödie hat mich oft sehr ergötzt.

In vielen deutschen Kreisen der Ostseeprovinzen herrschte damals die Ansicht, je weniger die Schüler von der Reichssprache verständen, desto sicherer wären die Schulen vor ihrer Russifizierung. Auch der Präses des Rigaschen Stadtschulkollegiums, der Wortführende Bürgermeister Ed. Hollander, war von der Richtigkeit dieser Schulpolitik fest überzeugt. Ich hatte das Glück, mit diesem feingebildeten, edlen Manne bekannt zu werden. Die drohende Russifizierung unserer baltischen Schulen wurde natürlich oft und eingehend

erörtert. Aber ich konnte den klugen, erfahrenen baltischen Patrioten nicht davon überzeugen, daß gerade gute Leistungen im Russischen und genügende praktische Beherrschung der Reichssprache das einzige Mittel sei, der Regierung jeden greifbaren Anlaß zu einer radikalen Russifizierung der Grenzmarken zu nehmen. Vergeblich wies ich in den Debatten darauf hin, daß die ungünstigen Berichte der Lehrbezirksverwaltung und gelegentlicher Revidenten stets strengere Vorschriften des Ministers zur Folge hätten, daß die Nichtachtung solcher Vorschriften die Regierung schließlich zu radikalen Maßnahmen veranlassen würde, daß in der Politik immer Macht vor Recht gehe. Solche und ähnliche Einwände blieben gänzlich wirkungslos. Man pochte auf die Privilegien und die kaisertreue, loyale Gesinnung und wollte freiwillig nicht ein Haarbreit von dem guten Rechtsboden aufgeben. Gewiß ein konsequenter, selbstbewußter Standpunkt, aber zugleich eine gefährliche, optimistische Doktrin.

Meine Ansichten über die uns möglichen Schutzmittel gegen die drohende Vernichtung unserer deutschen Schulen riefen nur Widerspruch hervor und brachten mich in den Ruf eines schlechten baltischen Patrioten.

Wie eng und befangen der politische Gesichtskreis mancher unserer hochgebildeten Literaten damals war, mag ein Beispiel illustrieren. Kurz vor der Einführung der neuen Stadtverwaltung in Riga wurde eines Abends in der Euphonie, dem Klub der deutschen Intelligenz, lebhaft über das geeignetste Vorgehen bei der Wahl der ersten Stadtverordneten diskutiert. Ich erlaubte mir die Ansicht zu äußern, daß es politisch richtig wäre, gleich von Anfang an die Letten genügend zu berücksichtigen und sie zum Wahlkomitee heranzuziehen. Da entgegnete mir ein allgemein geschätzter Jurist: „Du willst uns wohl lieber heute als morgen russisch machen."

Ein gütiges Geschick hat mich davor bewahrt, die furchtbare Katastrophe in der baltischen Heimat unmittelbar zu erleben. Im Dezember 1879 erhielt ich vom Kirchenrat der Petrigemeinde in St. Petersburg die Anfrage, ob ich geneigt wäre, die Leitung der Petrischule zu übernehmen, und Ende Februar 1880 verließ ich das liebe Stadtgymnasium und meine Vaterstadt Riga.

(Weitere Artikel folgen).

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Von Rom.

Dr. Roland Walter (Goldingen).

Es ist leicht, etwas Unbekanntes zu schildern, weil man dabei sicher ist, seine eigenen Anschauungen, seine eigene Meinung mitzuteilen. Ist aber der Gegenstand, welcher Art er auch immer sei, schon früher behandelt worden, so ist es nur allzu schwer, zwischen seiner eigenen Meinung und der in dem Gelesenen vertretenen zu unterscheiden, besonders wenn man nicht aus der

unmittelbarsten Erinnerung schöpft, und man läuft Gefahr, Besseres verwertend oder verderbend, etwas auch andern schon Bekanntes vorzubringen.

Ich bin freilich literarisch ziemlich unverdorben nach Rom gekommen, habe auch als Maler die Dinge z. T. mit andern Augen angesehen, als die Großen, die über Rom schrieben, und so hoffe ich nicht nur Entlehntes zu berichten, wenn ich versuche, die Stadt zu schildern, deren Namen für jedes Menschen Ohr einen so einzigen Klang hat; nicht nur für die Gebildeten, — sagte mir doch ein sächsischer Handwerker, der sich, ohne Arbeit zu finden, durch Italien gebettelt und gehungert hatte, auf meine Frage, ob er nun gleich nach Hause wollte: „Ich werde doch nicht gehen, ehe ich das ewige Rom kennen gelernt habe!“

* * *

Nichts läßt einen so die Verschiedenheit zweier Länder empfinden, wie ein schneller klimatischer Wechsel. Der Eindruck ist so stark, daß es nur unsere eigene Erdenschwere verhindert, das Wunder wirklich als solches zu empfinden.

Ende November fuhr ich bei Schneegestöber aus Zürich dem St. Gotthard zu. Schnee, Regen und Nebel waren so dicht, daß man von den beiden schönen Seen, an denen man entlang fährt, nichts sah. Nur die nächsten Häuser und Bäume flogen schattengleich an uns vorüber, alles weitere versank in der weißen Masse. Im Reußtal wurde der Nebel noch dichter. Trotz der Enge des Tales sah man doch nur einen Streifen der Seite, an der wir fuhren. Auf der andern Seite, oben und unten, gleich vom Geleise der Bahn an, war nichts zu sehn, höchstens daß Tannenwipfel von unten aus dem Nebel tauchten, auf ihm zu schwimmen schienen. Man hatte die Empfindung, als führe man nach antiker Vorstellung am Rande der Erdscheibe, — unter sich das Nichts. Da plötzlich, wie wir höher steigen, lichtet es sich über uns, nach ein paar Minuten erheben wir uns über den Nebel, und während sich unten die dichten weißen Massen wie ein riesiger Drache talabwärts wälzen, ragen nach oben die den Paß begrenzenden Gipfel in strahlendster Klarheit steil in die Bläue hinein, Gesteinszug lehnt sich an Gesteinszug, und so stützen, bauen und drängen sich Wände und Gipfel oft senkrecht steil in die Höhe. — Und eine strahlende Bläue empfängt uns auch auf der andern Seite des Tunnels. Wenn auch die feuchten warmen Südwinde reichlichen Schnee auf diese Hänge geschüttet haben, so rauscht doch der Ticino laut von Schmelzwasser. Bei der schnellen Fahrt hinab schwindet der Schnee reißend aus der Talsohle und zieht sich immer höher auf die Berge zurück. Dann, als ob die Jahreszeit sich rückwärts bewegte, haben plötzlich die Eichen und Edelkastanien ihre braunen Herbstblätter wieder, und nach zwei kurzen Stunden fahren wir beim milden Schein der sinkenden Sonne den schönen Lago maggiore entlang: vereinzelte dunkle Cypressen ragen aus dem braunen Herbstlaub und dichte, immergrüne Sträucher umgeben Villen und Ortschaften. — In einer lauen Mondnacht geht es durch die Lombardische Ebene, über den Apennin und

dann steil hinunter nach Genua und ans Meer. Schon bald nach Mitternacht sind wir an der Riviera. Und hier ist das Wunder vollständig. Die Luft ist noch milder geworden. Ölbäume, Bambus, Lorbeer und Palmen ragen starr und dunkel in die Luft, und unten brandet das Meer, silbern im Mondschein aufleuchtend, leise an die schwarzen Klippen. Über allem aber lagert ein schwerer, säuerlicher Blütenduft, der Duft des Mispelbaumes.

Golf an Golf, Ort an Ort fliegt vorüber. Meist geht es durch Tunnel und man ahnt nur, daß man an einer der schönsten Küsten entlang fährt. Bei Spezia hört die Felsküste auf, die Bahn biegt ins Land. Am Morgen lassen wir das alte würdige Pisa hinter uns zurück. Dann nähern wir uns wieder dem Meer. Dies ist aber nicht mehr die Riviera, an der seit hundert Jahren menschliche Hände gearbeitet haben, um sie zu einem Paradies umzuschaffen. Öde, baumlose Grasflächen dehnen sich aus. Seit alters sind die Bewohner dieser Küste, der Maremmen, vor den Überfällen der Piraten ins Innere geflohen. In der Ferne sieht man ihre spärlichen Städtchen die Berggipfel krönen. Wie architektonisch geordnete Felstrümmer sehen sie aus, nur selten ist ein Haus freundlich getüncht. Auf der ganzen Strecke ist kaum ein Mensch zu sehen, selten auch ein paar weidende graue Rinder oder ein struppiger Esel. Kaum ein Weg durchschneidet diesen öden, oft mehrere Kilometer breiten Uferstreifen. Mitten im Sumpf verbringt die Festung Orbetello ein scheußliches Dasein. Es ist eine vollständige Verlassenheit und Öde, einsam wie die Steppen im Ussurigebiet, aber viel trostloser.

So geht es Stunde um Stunde, — auch das Meer verliert sich in der Ferne. Landeinwärts mehren sich auf den jetzt flachen Hügeln die ländlichen Anwesen, alle aber sind von der öden Schmucklosigkeit unserer Hoflagen. Sonst bleibt alles öde wie bisher. — Unvermutet fährt man über einen Fluß, etwa so breit wie der Embach, dessen gelbes Wasser zwischen Weidengebüsch und hohem Schilf dahinfließt, und bald sieht man links in der Ferne ein paar in ihrer Größe nicht zu taxierende Kirchenkuppeln Sollte das Rom sein?

Die Bahn biegt landeinwärts, und jetzt erscheint nach einander eine Reihe Träger alter hehrer Namen in fast unangenehm irdischer Leibhaftigkeit, inmitten eines nicht immer schönen Alltags, und man merkt, daß der Übergang von der Vorstellung, besonders eines historischen Gegenstandes, zu der Anschauung des konkreten Dinges sich nicht immer ohne eine anfängliche Enttäuschung vollzieht. Es ist eben Wirklichkeit und nicht mehr Traum. Das wirkliche Erfassen der Schönheit und Ehrwürdigkeit verlangt Zeit und Einleben. — Dann durchqueren wir noch ein Stück Stadt, das alle Mängel einer modernen Großstadt ohne ihre Vorzüge zeigt, und halten auf dem Bahnhof von Rom.

Und jetzt heißt es, von Rom sich ein Bild machen.

Das ist nicht leicht bei einer Stadt, der nicht, wie etwa bei Florenz die Renaissance, *eine* Zeit ihren Charakter aufgedrückt hat, sondern die $2^1/_2$ Jahrtausende an den Geschicken der Erde Teil gehabt hat, zweimal an führen-

der Stelle. Eine Zeit hat die andere abgelöst, hat wechselnd das ihr zu eng gewordene Kleid zerstört und die Zeugen alter Herrlichkeit verfallend zu Grunde gehen lassen oder hat sich wieder, sie ihrem Zweck anpassend, in ihnen eingenistet.

Was ist hier nicht gebaut und zerstört worden! Aus der Zeit der Römischen Republik ist fast nichts nachgeblieben, — Großes freilich besonders aus der späteren Kaiserzeit. Und doch wird mancher in Erwartung schimmernder Marmorbauten enttäuscht sein, wenn er fast nur z. T. ungefüge Ziegelruinen findet. Später freilich wird er die warmbraunen Ziegelmassen, mit den grauen und goldgelben Flechten bewachsen, fast den grauen Marmorsäulen vorziehen. Besonders die römischen Mauern, die hoch und zinnengekrönt die Stadt in einem Umfang umgeben, der noch jetzt nicht ausgefüllt ist, sind einzig schön. — Das Mittelalter war eine böse Zeit für Rom. Wechselnde Fremdherrschaft, fortwährende Fehden der römischen Adelsgeschlechter, Pest, Überschwemmung, Krieg ließen es zur Größe einer Landstadt hinabsinken, und außer ein paar finstern Türmen erinnert wenig an diese Zeit. — Aus der Renaissance stammen wohl einige der herrlichsten Bauten Roms, doch treten die Zeugen auch dieser Epoche zurück. Erst unter dem mächtigen Aufblühen des Papsttums zur Zeit der Gegenreformation kam Rom ins Wachsen. Daher könnte man es eine Stadt des Barocks nennen. Und fürwahr, die gewaltigen Maße der Barockgebäude, das Wuchtige, Ausladende, auf starke Wirkung Ausgehende dieses Stils, sind ein guter Ausdruck des päpstlichen Rom. — An Masse freilich wird es von der Moderne übertroffen. Ganze Stadtteile waren vor einigen Jahrzehnten noch Weinland, oder waren alte Parks, die dann, wie z. B. die Villa Ludovisi, der modernen Bauspekulation zum Opfer gefallen sind. Aber auch von den modernen Bauten liegt manches in Trümmern. Viele Häuser blieben infolge von Krachs unbeendet und sind jetzt Ruinen.

Aber durch all den Wechsel der Zeiten haben die Bewohner Roms den Platz behauptet, sie haben sich aus den Trümmern aller Zeiten ihre Häuser errichtet. Im Theater des Marcellus baute sich im Mittelalter das alte Geschlecht der Orsini seine Feste, und jetzt wohnen in den finstern Bogengängen des alten Römerbaus allerlei kleine Leute, Krämer und Handwerker, wie die Uferschwalben in ihren Löchern. — Und man erinnert sich ganz gern der alten Zeiten und pflegt die Tradition. Die alten Fasti consulares d. h. die zeitgenössischen, in Marmor gegrabenen Aufzeichnungen der Namen und Amtsjahre der römischen Konsuln, werden in einem städtischen Museum aufbewahrt, und man findet da Namen wie Julius Caesar, die Scipionen, in langer Reihe Crassus und viele andere. Diese Listen werden noch eben fortgeführt. Die Stadträte, glaube ich, sind die Konsuln, und ihre Gedächtnistafeln sind viel prächtiger als die jener ehrwürdigen Alten Auf allem städtischen Eigentum stehen die Buchstaben: S. P. Q. R.=Senatus Populusque Romanus (Senat und Volk zu Rom), — die Formel, die schon zur Zeit der Republik Gesetzen und Befehlen Gültigkeit gab.

Mannigfach, wie historisch betrachtet, ist Rom auch seiner Bodenbeschaffenheit nach. Es ist ja die Stadt der sieben Hügel. Der einzige ebene Teil ist das Marsfeld. Alle Hügel freilich existieren nicht mehr. Tief eingeschnittene Straßen haben einige Hügel getrennt, der Staub und die Trümmer von Jahrtausenden haben Täler verwischt und die westlichen Hügel sind jetzt verödet. Sie sind nicht hoch, doch gerade hoch genug, um einen Blick über die unten liegenden Häuser zu gewähren, und sie erzeugen durch ihr ewiges bergauf bergab eine endlose Mannigfaltigkeit der Ansichten. Eng gedrängt klettern die hohen Häuser die Hänge hinauf, eins über dem andern. Treppen und steile, enge Straßen führen zwischen ihnen hinauf. Oder es trennt eine hohe Mauer senkrecht Tal und Berg, über der alte Cypressen stehn und dunkle Sträucher und leuchtende Rosen hängen. Hinter ihnen verbirgt sich ein alter Palazzo, oder er steht frei auf gewaltigen Unterbauten da und schaut auf den Platz, der tief unter ihm liegt, wie der herrliche Palazzo Barberini. — In den Tälern ziehen sich — wenigstens in den alten Stadtteilen — eng und winklig die Straßen hin, so daß die modernen Vehikel, die Trams, geradezu stecken zu bleiben scheinen, und bilden in unregelmäßigem Aufeinanderstoßen unzählige, z. T. sehr schöne Plätze und Plätzchen.

In den neuen Stadtteilen freilich finden sich breite, gerade Straßen, — man möchte sie Prospekte nennen, — und auch in den alten sind Straßen durchgebrochen oder verbreitert worden; mancher, auf enge Gassen hin eng gebaute alte Palazzo weiß sich vor so einer breiten „Verkehrsader" in seinem schlichten dunkeln Habit nicht recht zu geben

Die einzige Ebene ist, wie gesagt, der Platz des alten Marsfeldes, vom Corso durchschnitten. Hier haben sich an engen Straßen und Gäßchen in der Zeit der Renaissance und des frühen Barock die römischen Kaufherren und und Adligen und päpstliche Nepoten ihre Paläste gebaut. Wie anders sind sie, als die in den deutschen Städten oder gar im deutschen Lande! Wie riesige Würfel streben sie mit schmucklosen, grau oder braun getünchten Wänden empor, — seltener sind sie aus dem schönen Travertin, einem gelblichen Kalktuff. Das flache Dach ragt weit und schwer vor, gestützt auf ein Gesims, das sich meist über den Fenstern wiederholt. Keine Einzelheit zerstreut, kein kostbares Material findet sich. Aber das so entlastete Auge lernt mit Staunen, was architektonische Verhältnisse sind, daß bei allerdings oft mächtiger absoluter Größe, nur durch die Art der Übereinanderfolge der Fensterreihen, das Verhältnis von Höhe und Breite, das Gleichgewicht zwischen Strebendem und Lastendem — aus einfachem totem Mauerwerk ein lebender Organismus von oft erhabenster Wirkung werden kann. Fürwahr, diese römischen Paläste suchen in ihrer fast starren Einheitlichkeit an Ernst und Würde ihresgleichen!

Von den Hügeln aber schweift der Blick in die engen verlassenen Gassen über ruppige graue Ziegeldächer, zahllose Kirchenkuppeln, einzelne spitze Türme. Als dunkle Flecke begrenzen die Stadt die alten Parks auf dem Pincio, Jani-

culo und Celio. Es sieht das Auge über große Strecken moderner Häuser hinweg, es findet die alten römischen Ruinen, die teils eng verbaut sind, meist aber im Zusammenhang auf weiten öden Plätzen dal'egen, — und bleibt endlich auf dem herrlichen palatinischen Hügel, der landschaftlichen Perle Roms, haften. — Außer alle diesem schließen die alten Stadtmauern noch weite leere Strecken ein, ländliche Anwesen, umgeben von Artischocken- und Rübenfeldern, Weinland und kleinstädtischen Häusergruppen.

So finden wir hier in unendlicher Abwechslung moderne Großstadt, alte Stadt, Trümmerfelder, Kleinstadt und Land. Das macht Rom so einzigartig, daß man, um auch nur annähernde Parallelen dazu zu finden, wohl nach den alten Kulturstätten Zentralasiens sich wenden müßte.

* * *

Ein Gang durch die Stadt soll uns wenigstens einige Einzelheiten näher bringen.

Stehen wir, zum Bahnhof gewandt, auf der Piazza Termini, so sehen wir rechts in die noch nicht 25 Jahre alte, prächtige Via Nazionale, die „Friedrichstraße" Roms, links aber dehnen sich, in ihrer Gesamtheit nicht erkennbar, die braunroten Ziegelreste der Thermen, der Bäder des Kaisers Diocletian. Man kann sich kaum einen Begriff von ihrer Größe machen: Speicher beherbergen sie, Museen, Institute, — eine der größten Kirchen Roms, die Michel Angelo hineingebaut hat, zeigt die Mächtigkeit ihrer Bögen. Man kann ganze Straßen entlang gehen, — und noch immer sind sie da! Fast alles aber ist verbaut, nur einzelne schwere Mauerreste sondern sich deutlich aus den neuen Häusern ab, — das übrige verschmilzt mit ihnen. — Mitten aber im Getriebe der Via Nazionale steht umgittert ein kleiner ehrwürdiger Mauerrest, der beim Planieren der Straße ans Licht des Tages kam. Er soll noch der Stadtmauer aus alt-republikanischen Zeiten angehört haben, vielleicht jener, die Romulus und Remus bauten.

Nach Süden führt uns der Weg an der herrlichen St. Maria Maggiore vorbei den Viminalis hinunter, bis zu beiden Seiten die Abhänge beträchtlich in die Höhe steigen, dann gehen wir enge überbaute Treppen hinauf zur Kirche St. Pietro in Vincoli und genießen den ersten, wenn auch beschränkten Ausblick. Steil senkt sich vor uns der Abhang, eine einsame Palme bildet die Staffage, und steil steigt es wieder hinan, ein Haus dicht überm andern. Eines überragt die übrigen und seine eine Mauer bildet, tief sich hinabsenkend, die eine Steilwand des Hügels, — das ist das Kapitol, und das Haus, das die andern beherrscht, ist das Rathaus von Rom, das in seinen Mauern noch Reste aus alten römischen Zeiten birgt. Vor ihm steht die ehemals vergoldete Reiterstatue Marc Aurels. — Breite Stufen führen auf der andern Seite des Kapitols hinab; in sichtbaren Käfigen werden hier 2 Wölfe und 2 Adler gehalten, eine Erinnerung an den Ursprung und die Macht von Rom. — Aber

auf einer dritten Seite sind alle ehrwürdigen Häuser abgerissen, und, vom blendenden Weiß zahlloser dünner Säulen umgeben, erhebt sich hier ein Monument König Victor Emanuels in vollster Häßlichkeit moderner konventioneller Denkmalskunst. Es kommt einem dabei der Gedanke, die Welt müßte Rom den Italienern abkaufen oder wenigstens eine Vormundschaftsbehörde einsetzen über ihr Schalten in und mit Rom, denn wahrlich, sie hat gewiß ebenso viele Eigentumsrechte an dieser Stadt wie ihre jetzigen Besitzer!

Die Kirche St. Pietro in Vincoli ist weder groß noch schön, aber sie beherbergt eine der herrlichsten menschlichen Schöpfungen, den Moses von Michelangelo. Er steht schlecht und ist von Unschönem umgeben, aber es geht von dem lebenden Marmor eine Macht aus, der man sich nicht entziehen kann.

Kaum 10 Schritt von der Kirche sind wir plötzlich auf dem Lande. Lange Mauern begrenzen den sandigen Weg, der leicht geschwungen sich lang hinzieht. Es ist der weite Raum, den die spärlichen Trümmer der Titus-Thermen bedecken. — Wohl 5 Minuten dauert es, bis der Weg wieder in eine belebte Straße ausmündet, die uns jetzt schon bis an die Mauern Roms führt, und zwar am Lateran, der riesigen Pfarrkirche des Papstes. Mächtig groß ist die Kirche, eine bunte, sinnverwirrende Pracht herrscht im Inneren, das überladen mit Gold ist, — aber schöner ist der Blick über die Mauern weg, weit hin über die ruhige Campagna

Stärker als der Lateran reizt uns, was wir am Ende einer nach Westen führenden Straße sehen. Mächtige, über einander gestellte Bogenreihen versperren die Aussicht. Gespannt eilen wir hin und stehen vor dem imposantesten Rest römischer Baukunst, dem Colosseum, dem riesigen Flavischen Amphitheater. Ein rundliches Oval, steht es mächtig wie ein ausgebrannter Krater da, riesig groß und eine architektonische Einheit, aus schönem gelbgrauen Kalkstein gebaut.

„Über Dach und Zinnen ragt empor
Himmelhoch ein riesenstarker Bau,
Der ein Volk empfängt durch manches Tor" —

so schildert es Konrad Ferdinand Meyer.

„Der ein Volk empfängt durch jedes Tor": jetzt, wo das Theater leer da steht, halb zerfallen, mit seinen immer breiter werdenden Sitzreihen, schier endlos in die Höhe strebend, wirkt es gewaltig groß. Fünf Bogenreihen über einander bilden die äußere Mauer; düstere Gänge, die alten Foyers, ziehen sich ihr entlang, und unten liegen die engen Verließe für Tiere und Gefangene. Wie muß der Anblick, der Eindruck gewesen sein, wenn ein zahlloses Volk, — 87.000 Menschen fassen die Reihen, — den Bau füllte, Menschen, die alle erfüllt waren von einer Leidenschaft, dem Trachten nach Aufregung, Spannung nnd Vergnügen! Wer die, alle moralischen Überzeugungen übern Haufen werfende Wirkung spanischer Stierkämpfe erfahren hat, der mag eine Ahnung bekommen von dem Eindruck einer solchen Volksmenge in diesem Raum!

Von hier an reiht sich, auf weiter wüster Fläche gelagert, ein antiker Bau an den andern: der häßliche Triumphbogen des Constantin, der wie aus Papiermaché aussieht, Reste eines Venustempels und der reizende helle Titusbogen, der schon den Zugang zum Forum Romanum bildet, dem Zentrum des alten Rom.

Noch vor 20 Jahren lag das Forum wohl 2 Faden tief unterm Staub der Jahrhunderte begraben, aus dem malerisch ein paar schlanke Säulen und die obere Hälfte eines Triumphbogens hervorragten. Alte Bäume standen darauf. Auf der einen Seite strebten die Substruktionen des Palatin in die Höhe, auf der andern der Abhang des Kapitol. Der ganze Platz war Viehmarkt, aber einer der schönsten auf der Welt Da bemächtigten sich die Archäologen der Stelle: sie gruben und legten Reihen von Säulenstümpfen und zahlreiche Fundamente von Gebäuden frei, deren Namen Historiker und Philologen, aber auch überhaupt jeden Gebildeten mit Ehrfurcht erfüllen. Aber sie vernichteten zugleich die alte Schönheit der Stelle. Nicht nur ein Geschlecht hatte hier gebaut, und die durcheinander laufenden Straßen und Fundamente machen den Eindruck einer photographischen Platte, auf der 2 Bilder sich abgezeichnet haben, sich gegenseitig zerstörend und verwirrend. Der ganze, nicht große Platz ist unschön tief, und daß in jede Lücke mit liebevoller Sorgfalt Blumen gepflanzt sind, macht die Sache kleinlich und bunt. Ästhetisch enttäuscht das Forum. Pietätlos haben denn auch die Maler diesen ehrwürdigen Raum „das archäologische Loch" genannt.

Desto schöner ist der, neben dem Forum steil anstrebende Palatinische Hügel. Hier haben sich die römischen Kaiser ihre Paläste gebaut, und einen schöneren Platz hätten sie sich nicht wählen können! Tief unter ihnen lag das Forum, auf dem sich das Leben der Stadt konzentrierte, dicht nebenan ragte die ehrwürdigste Stätte Roms, das Kapitol, empor. An ihm vorbei sah man über das Marsfeld. Auf der anderen Seite schloß sich das mächtige Oval des circus maximus an, dessen Sitzreihen sich an den Abhang des Palatin lehnten. Und nach Süden lag weit und frei die Campagna, und der Blick schweifte die via Appia entlang weit bis zu den lieblichen Albanerbergen, wo die Sommersitze der vornehmen Römer lagen

Aber auch dem heutigen Reisenden bietet sich von hier aus der richtige Eindruck Roms. Denn die antiken Reste hat man fast alle noch vor sich, auch die Renaissance- und die Barockstadt breitet sich vor einem aus, dahinter der St. Peter und der Vatikan, während man das neue Rom in einer ihm sehr günstigen perspektivischen Verkürzung sieht, — einen großen Teil verdeckt das Colosseum.

Und dann der Platz selbst! Durch die engen Gänge riesiger Ziegelstein-Unterbauten, auf denen die Paläste der Kaiser ruhten, zieht der Weg hinauf, und oben dehnt sich ein Rasenplatz über den ganzen Hügel. Tief in ihm liegen die Fundamente und spärlichen Trümmer der Paläste, und alte ehr-

würdige Cypressen halten ihnen die Totenwacht. Dazwischen aber breitet sich mächtig das kleinere, fröhlichere botanische Volk aus: blühende Oleanderbüsche, rankende Rosen, roter Mohn und gelber Fenchel, steife graue Agaven- und Akanthusstauden und unzählige andere. Zahllose Eidechsen rascheln zwischen den liegenden Säulenstümpfen und verschwinden in den offenen Kellern. Und dazu kommt noch der Blick über das Grasmeer der Campagna, wo keine Einzelheit zerstreut, nur die weite wellige Fläche und hinten die sanften Berge sich ruhig und fest dem Geist einprägen. Es ist, wenn die Sonne warm scheint, ein herrliches Dasein auf dem Palatin, und der vom vielen Neuen und Bedeutenden gemarterte Geist ruht aus an der wunderbar zeitlosen Einheit, zu der die mächtige Natur hier Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen hat.

Aber auch an diesen Ort macht sich die Wissenschaft. Es soll hier gegraben werden, und ein wunderbar stimmungsvolles altes Nonnenkloster ist als erstes Opfer gefallen, weil man antike Fundamente unter ihm vermutete. Der Maler trauert, und schwer wird es ihm, dem Wissenschaftler das Recht zuzugestehn, diese alten Reste aus ihrer träumerischen Vergessenheit ans Licht des Tages zu ziehen — auf Kosten des schönsten Platzes von Rom.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

❀ ❀ ❀

Momentbilder aus einer deutschen Kolonie Bessarabiens.

Von Ada Dannenberg (Oesel).

Von weit her sind sie gekommen, die Menschen, die da unten im Tale eine neue Heimstätte gründeten. Deutschlands Muttererde konnte sie nicht alle ernähren, manchen leitete auch wohl die Lust nach Abenteuern aller Art, das Sehnen nach Neuem, Fremdem. So kamen sie hierher. Aus allen Teilen Deutschlands strömten sie zusammen und gründeten an geeigneten Plätzen in der weiten Steppe ihre Ansiedlungen. Das sind hundert Jahre her. Böse Zungen behaupten, daß nur die schlechtesten Elemente herkamen, solche, die sich in der Heimat nicht bewähren konnten.

Fremd waren dem früheren Bewohner Norddeutschlands die baumlose Steppe, das heiße Klima des Sommers, der schwere, fruchtbare Boden, die taghellen Mondnächte; fremd den früheren Bauern Württembergs, Badens und Sachsens die unendliche Weite, in die sich der Blick verliert, die tiefe Melancholie, die zum Träumen zwingt, und die einen jeden ergreift, der durch die Steppe wandert. Aber es war ein zähes, hartes Geschlecht, das hierher kam. Die Fremdheit der Umgebung konnte diesen Männern nichts von ihrer Energie nehmen: fester schlossen sich die Lippen, trotziger funkelte der Blick —

wir wollen uns eine neue Heimat gründen, wir lassen uns durch nichts umkriegen. Und schon sucht ein jeder den Platz, auf dem er sein Haus bauen will.

Und bald steht eine Reihe solch kleiner weißer Häuser da. Um ein jedes liegt ein freier Raum, der für den Garten bestimmt ist. Und jetzt, nach hundert Jahren, ist auch nicht eines der weißen Häuslein ohne den Schatten von weißen Akazien und Fliederbüschen. Der Häuser sind mehr und mehr geworden, so daß sie schon das ganze langgestreckte Tal einnehmen. Ja, einige mußten aus der Niederung hinauf und hängen winzig klein auf den sanftansteigenden Hügeln.

Das Dorf T. ist eins der größeren. Gar freundlich liegt es da mit dem schmucken weißen Kirchlein in der Mitte. Die weißen Häuschen liegen ziemlich versteckt unter dem üppigen Laub der Bäume. Oben, auf den Bergen, zu beiden Seiten des Dorfes, haben zwei kleine, mit vieler Mühe angelegte Wäldchen Platz gefunden. Die jungen Stämme recken sich stolz in die Höhe, sind sie doch die einzigen, so weit das Auge reicht. Zwischen diesen Wäldchen und dem Tale unten breiten sich Weinberge über den Abhang aus. Obstgärten mit Aprikosen-, Kirschen-, Walnuß- und Maulbeerbäumen stehen dazwischen. Emsig wird in den Weinbergen gearbeitet, alt und jung mußte Hand mit anlegen, denn es ist die Zeit der Ernte. Und wenn der Ertrag auch nicht im entferntesten an den früherer Jahre heranreicht, denn die Phyllozera hat auch hier gewütet, so soll doch nichts verabsäumt werden. Ich habe einmal gesehen, wie ein Vater mit seinen Söhnen einen ganzen Weinberg ausrodete, die Stöcke ausgrub und mit der Hand in der Erde wühlte, damit auch nicht eine Wurzel nachbliebe. Dann wurde alles zusammengetragen und verbrannt. Alles geschah stillschweigend, ohne ein Wort der Klage, mit zusammengepreßten Lippen.

Wehe dem Fremden, der in seiner Unwissenheit durch den Weinberg wandert und sich gar niederbeugt, um die Reben näher zu betrachten. Wie aus der Erde gewachsen stehen Männer mit Knütteln um ihn her und überhäufen ihn mit Schimpfworten. Gut, wenn es ihm gelingt, sich zu verständigen, sonst — — mehr als einer hat an seinem Körper fühlen müssen, was es heißt, wenn deutsche Bauern zornig werden.

Aber dort hinter den Bergen verschwindet eben die Sonne. Gleichzeitig läutet man den Abend ein. Weithin hallen die Töne über das ganze Tal, nicht ruhig und gemessen, wie in unsern Landen, sondern eilig, sich überstürzend. Und man folgt dem Klange, läßt die Arbeit für den heutigen Tag ruhen und geht ins Tal hinunter, alle, Männer, Frauen, Kinder. Dort wird ein einfaches Mahl eingenommen, das meist aus allerlei Früchten besteht, und dann begibt man sich früh zur Ruhe.

Wir gehen durch die sauberen Straßen. Sie sind nicht gepflastert, haben aber ein paar gepflasterte Übergänge. Ohne diese würde man wohl im Herbst

und Frühling versinken. Eine gerade Linie von Akazien zieht sich zu Seiten des Fußsteiges hin. An jedem der weißen Steinzäune ist eine Bank. Kinder spielen in der Sonne, während die Alten auf der Bank sitzen oder vor der Pforte stehen. Wir fragen einen alten Mann, der uns unter seinen buschigen weißen Brauen hervor freundlich ansieht, wo wir Weintrauben kaufen können. Er weist uns zurecht, ja gibt den jüngsten Enkel mit, damit der uns führe. Es ist ein kleines Bürschen von vier Jahren, dessen wasserblaue Augen uns nur scheu streifen. Seine etwas derangierte Toilette geniert uns ein wenig, aber wir sind schon da, denn der Schlingel sagt: „Da wohnt he — —“ Sagt's und verschwindet, ehe wir uns bedanken können. Über einen sauberen Hof müssen wir, ehe wir durch das kleine Gartenpförtchen treten. Betäubender Blumenduft strömt uns entgegen. Verwundert schauen wir uns an. Vor uns, um uns, ein Gewirr von Weinranken; überall Blumenbeete, kleine saubere Wege! Alles wächst und blüht, so wie es die Natur einer jeden Pflanze mag — dabei ist aber doch überall die ordnende Hand zu fühlen. Und wie die einzig hier hereinpassende Gestalt tritt ein Alter mit der Pfeife im Munde uns entgegen. Langsam steigt er die Stufen herunter zu uns. Sein Gesicht ist bartlos, von Furchen durchschnitten; seine hellen Augen blicken stahlhart und sehen uns mißtrauisch an.

„Was wollt Ihr?“

Wir sagen es ihm. Dann führt er uns in eine Scheune, in der Körbe mit Weintrauben stehen. Langsam und bedächtig wiegt er sie uns zu, läßt nicht eine Weintraube über das Gewicht. Als wir ihm das Geld geben, dauert's eine gute Weile, bis er es nachgezählt hat. Dann gehen wir. Aber an der Tür ruft er uns zurück.

„Von wannen seid Ihr denn? Wie kommt Ihr mir so fremd vor, so hell — —?“

Wir sagen ihm auch das und loben noch seinen wundervollen altväterischen Garten. Dann gehen wir mit unsern riesengroßen Düten durch die Dorfstraße und klimmen den Berg hinauf.

Wundervoll ist's da oben: die lautlose Stille der Steppe, das kleine weltvergessene Dorf unten. Aber heute sieht man es kaum, denn eine dicke Staubwolke liegt über dem Dorfe. Morgen ist Markttag, und schon heute sind viele Menschen auf ihren bunten, von kleinen aber kräftigen Pferdchen gezogenen Wagen eingefahren. Uns graut es, in diese Staubatmosphäre aus der köstlichen Frische hinabzusteigen — aber wir müssen uns beeilen, denn schon gleiten lange Schatten durch die Steppe, schon blinken unten Lichter auf. Nur undeutlich, kaum erkennbar sind sie, aber doch beschleunigen wir unsere Schritte. Unten bemühen wir uns, nicht zu viel von der staubgetränkten Luft einzuatmen. Aber das hilft ja nichts — ätzend steigt der Staub uns in die Augen, bedeckt unser Gesicht, unsere Hände und Kleider mit einer dicken Schicht. Nun verstehe ich auch, warum hier so viele den Trachom haben.

Bei der herrschenden Unsauberkeit und Antipathie gegen ärztliche Behandlung ist das ja kein Wunder.

Welch ein Leben entwickelt sich am anderen Morgen in dem sonst so stillen Dorfe! Alle vierzehn Tage ist großer Markt. Von weit und breit kommen Bulgaren und Rumänen, Zigeuner und Juden mit ihren Waren auf den Markt. Meist werden ja Tiere verkauft, dann aber auch Gemüse und Obst, seltener Butter und Eier. Ein wildes Durcheinander von Stimmen, in die Augen fallenden farbenprächtigen Nationaltrachten. Manche Physiognomie fällt durch klassische Schönheit auf, manche scheint wie vertiert von allerlei Leidenschaften. Mitten durch das Gewirr von Menschen und Tieren gehen wir an Bergen von aufgehäuftem Kohl, Arbusen oder Melonen, Tomaten, Zwiebeln und Knoblauch vorbei zu den Wagen der Obsthändler. Auch dort wahre Berge von Quitten und Äpfeln, seltener Birnen. Wir lassen uns eine Okka Pflaumen abwiegen — ja, aber — wir haben leider keinen Korb mit. Wir fragen das schöne Bulgarenweib, ob wir denn kein Papier bekommen können. Da lacht sie laut auf und ruft den Nachbarn zu:

„Ha, ha! Hört doch nur — die da wollen zu den Pflaumen noch Papier haben, denkt nur — Papier!!"

Tief beschämt sehen wir einander an, kramen dann unsere Taschentüchlein hervor und lassen die schönen, goldgelben Früchte hineingleiten. Wie konnten wir auch nur voraussetzen, daß solch ein Luxusartikel vorhanden sein könnte!

Mit den vor Inhalt strotzenden Bündelchen gehen wir heim. Aber das ist nicht so leicht. Wir müssen über den großen Marktplatz, auf dem eben ein betrunkener Bauer wie rasend auf seine Pferde einschlägt, daß der Wagen ordentlich geschleudert wird und Hunde und Menschen schreiend zur Seite springen. Aber endlich sind wir doch der Gefahr entronnen und kehren glücklich heim.

Immer fahler wird das Laub, immer früher läutet man den Abend ein. Aber auch nachdem alle Blätter verdorrt und verweht sind, bleibt es warm und schön bis in den Dezember hinein. Ein paar Wochen lang regnet es ununterbrochen und verwandelt die sonst so sauberen Straßen in eine einzige schwimmende weiche Masse. Der Markt wird jetzt gar nicht mehr beschickt, und die Inhaber der verschiedenen Läden machen lange Gesichter.

Aber endlich ist der Winter da. Über Nacht ist er gekommen. Weiß liegt das Tal da, weiß die Berge, weiß die unendliche Steppe. Wohl widersteht dieser erste Schnee nicht lange den Sonnenstrahlen, die ihn umkosen, aber es kommen Tage, die starken Frost bringen, so daß kein Sonnenstrahl etwas vermag.

Weihnachtsabend. Alle Wege, Übergänge und Höfe sind sauber gefegt und mit gelbem Sand bestreut. Man fühlt ordentlich, daß Weihnachten in der Luft liegt. Scharenweise geht alles in die Kirche. Selbst das alte Mütterchen, die Katrin Bergmann, die so lange an der Gicht darnieder-

gelegen, stützt sich schwer auf den starken Eichenstock und wackelt den Weg zur Kirche hinunter. Über ihr Gesicht, das von tausend Falten durchfurcht zu sein scheint, gleitet ein froher Schein, wenn der zahnlose Mund sich zu einem „Grüß Gott auch" öffnet. Denn jeder der Vorübergehenden kennt sie, jeder wünscht „'n Abend" In der Kirche ist's hell, Lichterglanz liegt auf den weißen Bänken, und ein leiser Abglanz davon auf den harten Gesichtern der Frauen und Männer. Nur die Kinder reißen die Augen auf und blicken andächtig-staunend zu dem großen Baum mit den vielen Lichtlein. Zu Hause steht ja nur ein winzig kleines Bäumchen, denn „die großen sind zu teuer", sagt der Papa, und „wir haben's schon halt so eng", meint die Mama. Da will man denn noch recht viel von des Riesenbaumes Glanz und Herrlichkeit mit heimbringen. Schlicht ist die Predigt, auf den schlichten Ton gestimmt, den man hier versteht. Allbekannte Weihnachtslieder werden gesungen, nur leider mit so vielen Variationen, daß von der eigentlichen Melodie nichts mehr nachbleibt. Sti—i—le Na - a—cht, hei—li—ge Na—a—acht — — —

Groß, weit und weiß liegt die Steppe da. Friedlich bietet sie ihre weiße, jungfräuliche Decke den Sonnenstrahlen dar. Und diese huschen über sie hin, jagen einander, lassen tausend Diamanten aufblitzen. Aber nicht immer ist's so friedlich. Plötzlich jagt ein Windstoß darüber hinweg, führt ganze Wolken von Schnee mit sich. Immer stärker wird der Wind, immer grausiger tönt das Heulen des Sturmes. Gleich spitzen Nadeln schlägt der Schnee ins Gesicht. Niemand zeigt sich mehr in den Straßen, alles liegt verödet da. Nur der Wagen des Pastors gleitet eben zum Tor hinaus. Er muß morgen dreißig Werst von T. entfernt predigen. Wohl sieht sich der Kutscher besorgt um, wohl stutzen die sonst so schnellen Steppenpferdchen, als wollten sie lieber daheim bleiben, wohl liegt das Kind des Pastors sterbenskrank in seinem Bettchen — — aber er muß fort, die Pflicht ruft. Es ist recht gefährlich, jetzt durch die Steppe zu fahren, denn Weg und Steg sind vom Schnee verschüttet, und mehr als einer hat dort seinen Tod gefunden.

In solch gefährlicher Zeit läuten überall in allen Dörfern die Glocken Tag und Nacht. Schauerlich tönt's durch das Heulen des Sturmes. Aber nicht alle, die um diese Zeit draußen sind, vernehmen, daß Obdach und Hilfe so nahe ist — viele laufen in ihrer Verzweiflung wersteweit, ohne auf ein Dorf zu stoßen, bis sie müde in den tiefen Schnee sinken und dort den ewigen Schlaf finden. Sehr selten ist's vorgekommen, daß man niemand in der Steppe erfroren aufgefunden — gewöhnlich fordert jeder Winter einige Opfer.

Aber der unerwartete Tod eines nahen Angehörigen vermag nicht das Herz eines deutschen Kolonisten zu erschüttern. Dazu ist es zu hart, dazu ist sein Träger ein zu großer Fatalist. „'s hat halt so sein müssen — —" Man betet für seine Seele, weiß aber doch nur zu genau, „daß er einer der unsrigen war — und wir sind fromm!" O, man ist fromm — — man geht

oft, sehr oft in die Kirche, man ist streng konservativ, hält fest am Überkommenen, isoliert sich absolut, ist äußerst ablehnend gegen alles Neue. Man fühlt in sich selbst durchaus keinen Drang, mehr zu erreichen, als die Väter einst getan — man ist so wenig entwicklungsfähig. Nur hie und da, unter den Jungen, in der letzten Generation — da sieht man den Blick aufleuchten, wenn von der Welt draußen die Rede ist, da fühlt man: das ist junge, brausende Kraft, die wird's schon schaffen, daß alte Vorurteile fallen, daß neues Leben einzieht. Junge, starke Kraft, die wie der Frühlingssturm in der Steppe über das Heimatdorf gehen wird, alles mit neuen, großen, guten Gedanken befruchtend.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Th. Schiemanns Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolai I.

Von Alfred v. Hedenström (Riga).

Das moderne Leben verlangt von jeder Gelehrtenarbeit, daß ihre Ergebnisse einen praktischen Wert für die Gegenwart haben, und mißachtet daher oft die mühevolle Forschertätigkeit des Historikers, die ja bloß der Vergangenheit gewidmet sei und deren Resultate daher nur einen theoretischen, im besten Falle bei guter literarischer Form ästhetischen Wert haben könnten. Jedoch der Staatsmann, der Politiker — und wer glaubt heute letzteres nicht sein zu dürfen? — kann die Gegenwart, die er beherrschen, zum wenigsten mitmeistern will, nicht verstehen ohne einen tieferen Einblick in die Vergangenheit. Mehr als für andere Staaten gilt dies für Rußland. Und zu den noch am wenigsten aufgehellten Perioden seiner Geschichte gehört, außer der allerneuesten, die Zeit der großen Reaktion vom Dekabristenaufstand bis zum Krimkrieg. Bisher ist nur zweimal der Versuch unternommen worden, eine umfassende Darstellung dieser 25 Jahre zu geben. 1864 erschien der 5. Band von Lacroix' groß angelegtem Werke: „Histoire de la vie et du règne de Nicolas I", das aber in seiner ausführlichen Schilderung des Hofes, der auswärtigen Politik und des Lebens des Kaisers nur bis zum Jahr 1829 kam. Nicht viel weiter, bis 1833, gelangte im Anfang dieses Jahrhunderts General N. Schilder, weil. Direktor der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek in Petersburg. Der Tod ereilte den Verfasser bei der Vollendung des zweites Bandes seines Werkes: „Императоръ Николай Первый, Его жизнь и царствованіе." Dafür besitzen wir eine Fülle von Monographieen zur Geschichte der Regierung Nikolais I. und zerstreut in russischen historischen Zeitschriften ein ganz gewaltiges, noch wenig ausgebeutetes Rohmaterial in Form von Urkunden, Briefen, Memoiren. Dies alles zusammenzufassen, durch eigene Archiv-

forschung zu ergänzen und die gewonnenen Ergebnisse zur Darstellung zu bringen, hat neuerdings Theodor Schiemann übernommen, einst Oberlehrer der Geschichte in Fellin, zur Zeit Universitätsprofessor in Berlin. „Mein Leben", sagt er in der Vorrede, „ist so geführt worden, daß Rußlands Gegenwart und Vergangenheit der Hauptinhalt meiner Arbeiten und meines Denkens wurde, und daraus habe ich die Berechtigung geschöpft, von diesen Dingen zu reden" Der erste Band seiner „Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I." erschien 1904 unter dem Titel „Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit" Erst der zweite 1908 erschienene Band führt die Darstellung weiter in die eigentliche Regierungszeit Nikolais I. hinüber unter dem Titel: „Vom Tode Alexanders I. bis zur Julirevolution" Das Jahr 1913 brachte die Fortsetzung: „Kaiser Nikolaus im Kampf mit Polen und im Gegensatz zu England und Frankreich 1830—40" Insgesamt drei Bände, 1674 Seiten. Neue Quellen zur Geschichte jener Zeit, die Schiemann in den Archiven von Petersburg, Berlin, Dresden, Wien und Paris entdeckt hat, sind zum Teil als „Anlagen" im Wortlaut veröffentlicht. Reiche Förderung fanden seine Forschungen in Petersburg durch russische Gelehrte, Bilbassow, Schilder und S. K. Hoheit den Großfürsten Nikolai Michailowitsch, bekannt in der wissenschaftlichen Welt durch mehrere Werke zur Geschichte Kaiser Alexanders I.

Schiemann beginnt sein Werk mit einer Skizzierung der Fundamente des neuen Rußlands, die Peter der Große und Katharina II. gelegt hatten. Er schildert die Verschwörung gegen Kaiser Paul I. und Alexanders Thronbesteigung, der mit dem Feuer seines jugendlichen Idealismus das schwierige Werk von Rußlands Erneuerung durch zeitgemäße Reformen begann. Die Befreiung der Bauern vom Joch der Leibeigenschaft, die Verleihung einer Verfassung schwebten dem Kaiser als Endziel seiner Pläne vor, die er im trauten Freundeskreis beriet. Aus dieser Arbeit für des Reiches Zukunft riß ihn 1805 die englische Diplomatie, die der russischen Kriegsmacht zum Schutze des von Napoleon bedrohten Britanniens bedurfte. Sie lenkte seinen Ehrgeiz auf das weite Feld der auswärtigen Politik, die ihn dann bis an sein Lebensende in ihrem faszinierenden Banne hielt. Die Kämpfe gegen Frankreich und Schweden, die große Zeit des Vaterländischen Krieges, die schon viele begeisterte Chronisten gefunden hat, werden vom Verfasser nur flüchtig gestreift. Ausführlicher verweilt er bei der Darstellung der verschlungenen Pfade der russischen Orientpolitik und der polnischen Frage, deren rückwirkende Bedeutung für die innere Geschichte Rußlands erst durch Schiemann einwandfrei klargelegt wird. Dann erzählt er von den Jugendjahren des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, von seinen Reisen nach Deutschland, England und Frankreich, von seiner Verlobung mit der preußischen Prinzessin Charlotte, von seiner eifrigen militärischen Tätigkeit, in der er es bis zum Divisionsgeneral brachte. Zum Schluß schildert Sch. eingehend die inneren Zustände des Reiches am Ende der Re-

gierung Alexanders: Verwaltung und Justiz, Adel und Bauern, Bildung und Geistlichkeit, Armee und Geheimverbände, und schließt daran eine Darstellung von Alexanders letzten Plänen und seinem unerwarteten und verhängnisvollen Tod in Taganrog. Es ist ein recht düsteres Bild, das Sch. dem Leser von dem Rußland vor hundert Jahren entrollt; so viel Menschliches, oft allzu Menschliches erinnert an unsere Zeit und ebenso die Reformentwürfe des Kaisers, berufener und unberufener Politiker aller Lager zur Besserung der Mißstände. Ihre Ideen und Tendenzen geben uns ein Spiegelbild der russischen Gegenwart. Pobjedonoszew, Plehwe, Swjatopolk-Mirski, Witte, Stolypin, Meschtscherski, Gringmut, Nossar und viele andere — wir finden sie wieder unter anderen Namen, aber mit derselben heißen Liebe zur Heimat oder zur Macht. Wohl ist der Verfasser immer bemüht, in seinem Urteil Stoff und Leidenschaft zu beherrschen, alles zu verstehen und daher vieles zu verzeihen, nicht, wie einst Schlosser, vom hohen Piedestal des Kantschen Sittlichkeitsprinzips Menschen und Zustände herunterzukanzeln — und doch will es mir scheinen, daß das Fazit, das er über Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit zieht, zu schroff ausfällt:

„Seit 1815 hatte das Glück sich wieder von ihm abgewandt, und selbst da, wo er meinte, Gutes und Dauerndes geschaffen oder doch wenigstens vorbereitet zu haben, wandelte er auf vulkanischem Boden. Die Erfahrungen, die er an sich selbst gemacht hatte, und gewiß haben nur wenige tiefer in der eigenen Seele gelesen, hielten sein Mißtrauen wach gegen jedermann, und weil er jeden zu durchschauen meinte und nur dem eigenen Urteil traute, gab er sich niemandem rückhaltlos hin. Am meisten noch erschloß er sich den Frauen. Die Schatten, die über seiner Seele lagen, hat er ihnen jedoch nie gezeigt, er zeigte sie überhaupt niemandem. Aber die Schwielen an seinen Knieen legten Zeugnis ab von den Stunden, die er in Gebet und Zerknirschung hingebracht hatte, und diejenigen, die ihm nahe gestanden, wußten auch, daß die Unruhe, die ihn rastlos durchs Reich trieb, in geheimen Sorgen ihren Quell hatte. Nach außen hin zeigte er unter allen Verhältnissen eine wunderbare Selbstbeherrschung, im Umgang mit Menschen eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, die er in gleicher Weise gegen jedermann ausspielte. Gleichgültig war ihm jeder äußere Prunk, und doch blieb er allezeit der Kaiser. Gewiß lebte ein auf das Große gerichteter Ehrgeiz in ihm, aber er nahm die Richtung an, welche die Kombination von liberalen Grundsätzen, mystischer Religiosität und starkem Selbstgefühl frei ließ. Was er tat, mußte mit dem Mantel edler Prinzipien umkleidet sein, auch da, wo Macht und Interessenfragen ihn bestimmten. Er war in der Politik verschlagen und hinterhaltig und ging doch stets darauf aus, den Schein erhabener Uneigennützigkeit zu erwecken. Seine Geheimnisse wußte er zu wahren wie kein anderer, und doch sind seine politischen Ziele schließlich von fast allen durchschaut worden, die ihm im Kampf der Interessen gegenüberstanden. Napoleon hat ihn einen byzantinischen

Griechen genannt und allerdings wird dadurch eine Seite seines Wesens bezeichnet, in der Kaiserlichen Familie, auch in den vertrauten Korrespondenzen, nannte man ihn den Engel; das ist die andere Seite. Die beiden Seelen in seiner Brust aber haben in stetem Kampf miteinander gelegen, und deshalb wird über den Menschen Alexander das geschichtliche Urteil nie verdammend lauten können. Als Kaiser aber hat er seinem Volk mehr Unheil gebracht als Segen."

„Er hinterließ eine Welt brutaler Tatsachen: die durch seine Schuld bestehende Ungewißheit über die Nachfolge im Reich; eine große organisierte Militärverschwörung, von der er seit vier Jahren wußte und deren Entwickelung er beobachtet hatte wie ein Zuschauer das Spiel auf der Bühne; er hinterließ das polnische Problem, das er gezüchtet hatte, die türkische Verwickelung, die sich zugespitzt hatte zur Wahl zwischen politischer Demütigung oder Krieg, eine feile Justiz und eine Verwaltung, in der Willkür und Ungerechtigkeit die Zügel führten, ein durch offizielle Heuchelei zerrüttetes Schulwesen, eine Kirche, deren einflußreichste Häupter Männer waren wie Seraphim und Photi, wirtschaftliche und finanzielle Verhältnisse, die erst begannen sich aus völligem Niedergang zu erheben, endlich — den Fluch Rußlands — die Leibeigenschaft."

Über die Thronbesteigung Nikolais I. und die Tragödie, die sich an die Namen der Dekabristen knüpft, ist im Laufe der Zeit eine gewaltige Literatur entstanden, die aber mehr oder weniger der Fahne einer Partei folgend ein legendares Bild von der Revolution d. J. 1825 geschaffen hat. Schiemann gibt den Nachweis, daß es vor allem zwei Personen waren, welche die Schuld an den Dezembereignissen trifft: der leitende Staatsmann und eigentliche Regent in Alexanders I. letzter Zeit, Araktschejew, und der Generalgouverneur von Petersburg, Miloradowitsch. Ersterer ließ aus Verzweiflung über die Ermordung seiner Maitresse die ihm anvertrauten Zügel der Regierung gerade in dem Moment fallen, als der Kaiser krank im Süden weilte, und suchte bei Mönchen Trost in seinem großen Schmerz. Durch diese Pflichtvergessenheit wurde in der Hauptstadt Miloradowitsch der tatsächliche Machthaber, ein tapferer Schlachtengeneral, aber leichtlebig, gutmütig, ohne Menschenkenntnis und staatsmännische Einsicht. Alexander hatte für den Fall seines Rücktritts oder Todes in einem geheimen Manifeste bestimmt, daß nicht der offizielle Thronfolger Konstantin, der als Statthalter von Polen eine morganatische Ehe mit einer polnischen Gräfin eingegangen war und auf sein Thronrecht verzichtet hatte, sondern der jüngere Bruder Nikolai der Nachfolger sein sollte. Ganz in militärischen Interessen, in seinem Dienst als Führer der II. Gardedivision aufgehend, trug Großfürst Nikolai persönlich kein Verlangen nach der Krone; aber als gehorsamer Soldat war er bereit, den Willen seines älteren Bruders zu erfüllen, in dem er immer den Vater und die Obrigkeit verehrt hatte. Als daher am 25. November 1825 die Nachricht aus Taganrog kam,

daß der Kaiser im Sterben liege, machte er unter Berufung auf die Abdankung Konstantins und auf das Testament Alexanders seine Ansprüche auf die Nachfolge im Reiche geltend. Aber sein militärischer Vorgesetzter Miloradowitsch widersprach mit großem Nachdruck unter Hinweis auf die von Kaiser Paul erlassene Thronfolgeordnung, die keine andere Nachfolge als die Konstantins zulasse. Dies Reichsgesetz könne nicht durch eine bisher geheime Anordnung Alexanders umgestoßen werden. Den eigentlichen Grund, der Miloradowitsch zu diesem eigenmächtigen Vorgehen bestimmte, hat er dem Großfürsten auch nicht vorenthalten: die Unbeliebtheit Nikolais bei den Truppen. Die Garde, erklärte der Generalgouverneur, werde sich bestimmt weigern, Nikolai zu huldigen, und die Folge werde ganz sicher ein Aufstand sein. Diese Einwendungen machten einen um so tieferen Eindruck auf den Großfürsten, als sie im Grunde seinen eigenen Wünschen entsprachen. So erklärte er, daß er als erster dem Kaiser Konstantin huldigen wolle nnd daß die Garnison auf Konstantins Namen zu vereidigen sei, sobald die Nachricht vom Tode Alexanders eintreffe. Zwei Tage darauf traf die befürchtete Kunde ein. Großfürst Nikolai huldigte sofort seinem Bruder; sämtlichen Regimentern der Residenz wurde der Befehl erteilt, dem Kaiser Konstantin den Treueid zu leisten, was ohne Widerspruch geschah. Damit hatte man die tatsächliche Entscheidung über die Nachfolge im Reiche getroffen, ohne die obersten Körperschaften des Staates: Reichsrat, Senat und Synod zu berücksichtigen, welche gesetzlich allein berechtigt waren, entsprechende Befehle über den Huldigungseid zu erlassen. Wohl nahm der Reichsrat in feierlicher Sitzung nach Öffnung eines versiegelten Pakets offiziell Kenntnis von dem Manifest des verstorbenen Kaisers, aber unterwarf sich dem Willen des Generalgouverneurs, der den versammelten Würdenträgern erklärte, der Großfürst Nikolai und die Truppen hätten schon dem Kaiser Konstantin Pawlowitsch den Untertaneid geleistet, er rate ihnen diesem Beispiel zu folgen. Das geschah auch. So wurde durch das eigenmächtige Eingreifen des Generalgouverneurs der unzweideutige Befehl des verstorbenen Herrschers umgangen und damit der Anlaß zu der Revolte vom 14. Dezember gegeben, in der Miloradowitsch Gelegenheit fand, seine Schuld durch Tod von Rebellenhand zu sühnen.

Weniger die Tatsache, daß Offiziere der russischen Armee und Angehörige der ersten Adelsgeschlechter des Reiches durch offnen Aufstand eine Besserung der inneren Zustände ihres Vaterlandes versucht hatten, mehr die zahlreichen Aufzeichnungen derselben Männer in der Peter-Paulsfestung, ihre Aussagen vor der Untersuchungs-Kommission haben den Kaiser irre werden lassen an der bisherigen kritiklosen Bewunderung der Regierung seines Bruders. Die Dekabristen sind die Ersten und auch die Letzten gewesen, die ihm einen Einblick in die russische Wirklichkeit gewährten. So beschloß er aufzuräumen mit den Mißbräuchen der Regierungszeit Alexanders I. und durch zeitgemäße Reformen eine Erneuerung und Gesundung Rußlands zu schaffen. Bekanntlich ist aber gerade die 30-jährige Regierungszeit Nikolais I. auffallend arm an

schöpferischer Neugestaltung gewesen. Die Gründe dafür liegen nach Schiemann in der lückenhaften Bildung des Herrschers, in der Einseitigkeit seiner Auffassung und Beurteilung staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, in der rücksichtslosen Konsequenz seiner Prinzipienpolitik. „Was der Kaiser im Innern erreichen wollte, war „Ordnung" — was er erreichte, war ein Schein äußerer Korrektheit. Nach außen erstrebte er „Wahrung der Verträge", in Wirklichkeit verfolgte er eine Politik der Stagnation, die eine Neubildung der politischen Lebensformen, wie die Zeit sie verlangte und verlangen mußte, vergeblich aufzuhalten bemüht war. Er ist sich aber nach beiden Richtungen bis ans Ende treu geblieben, der konsequenteste aller Autokraten."

Die ersten Reformen betrafen Äußerlichkeiten, denen Nikolai jedoch eine große Bedeutung beilegte. Eine neue Militäruniform wurde aus finanziellen Gründen eingeführt. Dann erhielten Studenten, Schüler, Lehrer, Professoren Uniform, von deren beständigem Tragen sich der Kaiser die Erzielung einer guten staatlichen Gesinnung versprach. Der Ordnungssinn Nikolais verlangte ferner die Uniformierung sämtlicher Zivilbeamten der verschiedenen Ressorts. Er wollte auf den ersten Blick erkennen, wen er vor sich habe, und verband mit der Uniform auch den Begriff einer militärischen Disziplin, von der er die heilsamsten Folgen erwartete. Eine Wandlung in der Gesinnung der Beamten wurde freilich dadurch nicht erreicht. Letztere paßten sich in erstaunlich kurzer Zeit dem System der neuen Aera an, befriedigten die Ordnungsliebe des Kaisers durch eine papierne Geschäftigkeit und gingen im übrigen in den alten Bahnen weiter. Daran änderte auch nichts eine von 1828 an durchgeführte Schulreform, wonach die höhere Bildung im wesentlichen dem Adel vorbehalten und die anderen Stände nicht aus dem Berufskreise ihrer Eltern hinausgehen sollten. Dem Ordnungssinn Nikolais entsprach ferner, daß in allen Schulen (mit Ausnahme des Dorpater und Wilnaer Lehrbezirks) die gleichen Lehrmethoden und die gleichen Lehrmittel in Anwendung kamen. In diesem Schulsystem glaubt Schiemann eine der Wurzeln späterer politischer Krankheiten zu sehen. Von rein negativer Bedeutung war die „Reform" des Zensurwesens 1826, die im Geiste äußerster Unduldsamkeit nur darauf berechnet war, jede freie Meinungsäußerung zu unterdrücken und alle für die Öffentlichkeit bestimmten Gedanken im bureaukratischen Instanzenwege einer sorgfältigen Filtrierung zu unterwerfen. Andere Reformgedanken des Kaisers über die Reorganisation der Zentralbehörden, Ausarbeitung eines neuen Ständerechts und im Zusammenhang damit die Aufhebung der Leibeigenschaft wurden in geheimen Kommissionen begraben, die nach längerer, sehr gründlicher Arbeit „schätzbares Material" für das Staatsarchiv lieferten. Von wirklicher Bedeutung wurde nur die Kommission für Neubildung der unter Alexander I. ganz verfallenen Kriegsflotte und die Arbeit der zweiten Abteilung der eigenen Kanzlei des Kaisers zur Kodifikation der Reichsgesetze unter Leitung von Speranski.

Die Ereignisse vom 14. Dezember 1825 waren der Regierung völlig

überraschend gekommen, worin Nikolai einen Beweis der Unfähigkeit der bisherigen Polizeiorganisation sah. Außerdem war er überzeugt, daß die Ideen der Dekabristen von Tausenden geteilt wurden, die dem Spürsinn der Detektivbeamten bisher entgangen waren. Die Folge war die Schaffung einer neuen obersten Zentralbehörde, der „dritten Abteilung" der Kaiserlichen Kanzlei, in welcher alle Fäden der politischen Polizei des ganzen Reiches zusammenlaufen sollten. Dieses später so verhaßte Institut, das erst 1880 von Alexander II. aufgehoben wurde, war ursprünglich auf höchst humanen Prinzipien aufgebaut und sollte gewissermaßen eine lebendige Verbindung zwischen Thron und Untertanen schaffen, wie sie in anderen Ländern in anderer Weise durch Stände- oder Volksvertretungen erreicht war, sollte die geräuschvolle Kritik einer freien Presse durch geheime Berichte über Mißbräuche und Amtsüberschreitungen ersetzen, sollte ein Hort für alle Bedrückten und Verfolgten im weiten Reiche werden. Jedoch das Gegenteil der kaiserlichen Absicht wurde erreicht, da gerade zweideutige Elemente ihre „patriotische" Mitarbeit der Gendarmerie zur Verfügung stellten. „Die dritte Abteilung wurde weder geliebt noch geachtet, wohl aber fürchtete man sie, und so hat sie mehr als alles übrige dazu beigetragen, der Regierung des Kaisers Nikolai den Charakter des harten Despotismus zu geben, der sie kennzeichnet. Sie wurde zu einer politischen Inquisitionsbehörde, die sich über alle Formen des geltenden Rechtes hinwegsetzte, willkürlich und gewalttätig eingriff und, je länger je mehr, sich zum schrecklichsten Werkzeug einer mit Edelmut drapierten Tyrannei umbildete, die von der Nation getragen ward wie ein Fatum, das man hinnimmt, weil es keine Möglichkeit gibt, ihm zu entrinnen."

Während im Innern die alten Mißstände fortdauerten, hatte die auswärtige Politik große Erfolge aufzuweisen, die den Kaiser in der Überzeugung von der Richtigkeit seines Regierungssystems bestärken mußten. In zwei glanzvollen Feldzügen besiegte Paskiewitsch Persien, eroberte zwei Provinzen und begründete durch den Frieden von Turkmantschai 1828 in dieser von inneren Wirren zerrütteten orientalischen Despotie die politische und kommerzielle Vorherrschaft Rußlands, die erst 79 Jahre später infolge des russisch-japanischen Krieges mit England geteilt werden mußte. Unmittelbar an den persischen Feldzug schloß sich der Türkenkrieg 1828/29, dessen Schilderung bei Schiemann in militärischer Beziehung nichts wesentlich Neues bietet, aber in der Entwirrung des die militärischen Operationen beeinflussenden diplomatischen Intriguenspieles viele neue Momente enthält. Der Gedanke, einen Befreiungskrieg zu führen, hat Nikolai, wie Schiemann nachweist, durchaus fern gelegen, obwohl die Bulgaren und Serben damals nichts sehnlicher wünschten, als unter Rußlands Oberhoheit zu kommen. „Statt die Hoffnungen dieser geknechteten christlichen Völkerschaften zu ermutigen, hat der Kaiser sie vielmehr niedergehalten. Er wäre sich wie ein Bundesgenosse der Revolution erschienen, wenn er anders gehandelt hätte. Es sollte ein Krieg

um das gute Recht Rußlands sein, nicht mehr und nicht weniger. Wenn dabei die Vorsehung ihm unerwartete Vorteile in die Hand spielte, dann freilich wollte er zugreifen und sich den „décrets de la Providence“ beugen.“

Die Hoffnungen der Petersburger Gesellschaft auf einen militärischen Spaziergang nach Konstantinopel wurden durch die geringfügigen Resultate des Feldzuges vom Jahre 1828 gründlich zerstört. Der Türke erwies sich als guter Soldat, tapfer und ausdauernd in schwieriger Defensivstellung. Auch war er besser bewaffnet als der russische Krieger. Bald zeigte es sich, daß die vorhandene Truppenzahl für die gestellten Aufgaben nicht ausreichte. Die polnische Armee beteiligte sich nicht am Kriege, weil ihr Chef, der Großfürst Konstantin, das nicht wünschte. Die Anwesenheit des Kaisers im Feldlager, seine Vorliebe für Veranstaltung glanzvoller Paraden und kunstvoller Manöverspiele im Kriege, sein Wunsch, möglichst Menschenleben zu schonen, wirkten lähmend auf den Verlauf des Feldzuges ein, dessen einziger Erfolg die Eroberung Varnas war. Der Kaiser nahm daher an den Operationen des nächsten Jahres persönlich nicht mehr teil, unterstützte sie aber diplomatisch durch eine Reise nach Berlin. Auf sein Betreiben wurde der Generalleutnant von Müffling als außerordentlicher Gesandter Preußens nach Konstantinopel geschickt, um in Form eines freundschaftlichen Interesses für die Türkei einen Druck auf den Sultan auszuüben im Sinne eines schleunigen Friedensschlusses mit Rußland. Der von Müfflings Mission verständigte neue Oberkommandierende der russischen Truppen, Diebitsch, brach mit der bisherigen Strategie der Bedächtigkeit. Bei Kulwetschi in Bulgarien schlug er in offener Feldschlacht das Heer des Großvesiers und überschritt dann, was bisher keiner gewagt, was die Türken für unmöglich und der Großfürst Konstantin für verrückt erachtet hatten, den Balkan in dessen Ostflügel im Juli 1829. Anders, wie 48 Jahre später, war dieser Balkanübergang ein militärischer Spaziergang durch Eichen- und Ahornwälder auf meist breiten Straßen, fast unbehindert vom Feinde. Die linke Flanke deckte das Meer, auf dem die russische Flotte sich wiegte. Dank diesem Zusammenwirken von Land- und Seemacht konnte Diebitsch, unbekümmert um die bloß blockierten türkischen Festungen im Rücken, seinen Siegeszug auf Konstantinopel fortsetzen. Die der russischen Invasionsarmee entgegengeworfenen Truppen wurden in mehreren Gefechten auseinandergesprengt, am 8. August Adrianopel, die alte Hauptstadt der Osmanen, genommen.

Vielleicht noch glänzendere Erfolge in rein militärischer Beziehung hatte unterdessen Paskiewitsch in Asien erreicht, dessen Feldherrntalent von Schiemann besonders hoch gewertet wird. Die Entscheidung des Krieges lag aber nicht im türkischen Armenien, sondern vor den Toren Konstantinopels, dem sich die russischen Truppen zu nähern begannen. Weniger die Vorstellungen Müfflings, wie bisher geglaubt, mehr die Angst des Sultans vor einem Ausbruch der Volkswut veranlaßte ihn, Frieden um jeden Preis zu schließen. Unter

preußischer Vermittelung begannen die Unterhandlungen im Feldlager bei Adrianopel und führten trotz englischer Quertreibereien zu einem für Rußland höchst günstigen Abschluß, der weit über das hinausging, was dem Kaiser noch vor wenigen Monaten bestenfalls erreichbar erschienen war. Der naheliegende Gedanke, Konstantinopel zu erobern und damit der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende zu bereiten, war von ihm aufgegeben worden. Er hatte in den Tagen, die der Entscheidung unmittelbar vorangingen, ein besonderes Komitee aus den höchsten Würdenträgern des Reiches gebildet, das unter seinem Vorsitz die Frage entscheiden sollte, ob die Erhaltung oder der Zusammenbruch der Türkei für Rußland vorteilhafter sei. Einmütig sprach sich dieses Komitee am 18. August für die Erhaltung der Türkei aus; der Kaiser pflichtete bei und erhob diese Anschauung zum Grundprinzip seiner Orientpolitik in der Folgezeit. Territorial gewann Rußland durch den Frieden von Adrianopel die Donaumündung und das kaukasische Uferland des Schwarzen Meeres, politisch die tatsächliche Oberhoheit über die Donaufürstentümer, die jetzigen Königreiche Rumänien und Serbien, kommerziell die Erschließung der ganzen Türkei für den russischen Handel.

Während man in türkischen Kreisen die gefallene Entscheidung als den vorbestimmten Willen Allahs mit Ergebung hinnahm, rief der glänzende Kriegserfolg in der russischen Gesellschaft nur wenig Freude und Begeisterung hervor. Man war unzufrieden, daß ein Deutscher die russischen Truppen kommandiert hatte, daß überhaupt so viele Offiziere mit deutschen Namen Gelegenheit gehabt hatten, im Felde sich auszuzeichnen; man spottete über die Berliner Reise des Kaisers und tadelte es, daß die siegreichen Truppen vor Konstantinopel haltgemacht hatten. Die Weisheit des Komitees vom 18. August wurde keineswegs anerkannt. Der Kaiser, durch die „Dritte Abteilung" über alles unterrichtet, ließ die Salonkritiker ruhig gewähren. Das Recht zu medisieren war ein Menschenrecht, an dem in Petersburg nicht gerüttelt wurde. Weit mehr Sorge machte ihm die liberale Gesinnung der gebildeten Gesellschaft, in der der Geist der Dekabristen nach wie vor lebendig war, und wo er Spuren dieses „Liberalismus" entdeckte, sorgte er dafür, daß die Träger solcher Überzeugungen nicht zu einflußreichen Stellungen gelangten. Der Reformeifer der ersten Regierungsjahre war verraucht. Die geplante Einführung des gregorianische Kalenders wurde im letzten Augenblick inhibiert, weil der Synod von dieser Neuerung einen weiteren Abfall von der Staatskirche befürchtete. Das eigentliche Interesse des Kaisers gehörte der großen Politik und den militärischen Angelegenheiten.

So erklärt es sich, daß die einzige Reform großen Stils, die Nikolai in dieser Zeit durchführte, sich auf nichtrussischen Boden in der Moldau und Walachei, dem jetzigen Rumänien vollzog und, wenn auch im bescheidenen Maße, konstitutionellen Prinzipien Rechnung trug. In diesen gänzlich verwahrlosten Provinzen schuf eine russische Regierungskommission unter Kisselew

durch Revision der bisherigen türkischen Mißwirtschaft, durch Organisation einer Landpolizei eine leidliche Sicherheit für Person und Eigentum und erleichterte durch Ablösung der Frondienste die Lage der Bauern. Eine Ständeversammlung wurde einberufen, um eine von Kisselew ausgearbeitete Landesverfassung zu prüfen. Wie allen Problemen der europäischen Politik, so schenkte der Kaiser auch denen Asiens sein lebhaftes Interesse, wo die moralischen und kriegerischen Eroberungen Rußlands zu einer weiteren Ausdehnung seines politischen und wirtschaftlichen Einflusses führte. Das ganze Kirgisenland wurde unterworfen, nach China eine Gesandtschaft geschickt, die sich unter anderm um die Öffnung des Amurs für die russische Schiffahrt bemühen sollte. Ja sogar die Verbindung des Petersburger Kabinetts mit der Regierung des Buddhistenpapstes in Lhassa durch Vermittelung burätischer Priester, ein russisches Protektorat über Tibet ist schon damals geplant worden.

Proportional dem Fortschritt nach außen entwickelte sich der Rückschritt im Innern. „Als Kaiser Nikolai seine Regierung antrat, lebten noch die Ideen fort, mit denen sein geistvoller und hochstrebender Bruder sich bis 1826 getragen hatte. Auch der Ehrgeiz, den die Kaiserin Katharina II. ihren politischen und militärischen Paladinen in die Seele zu gießen verstand, war keineswegs erstorben. Aber je länger je mehr verschwanden die glänzenden Fähigkeiten, um bequemen Mittelmäßigkeiten und schließlich der verknöcherten Routine Platz zu machen. Nach Verlauf der fünf ersten Regierungsjahre Nikolais hat dieser Prozeß geistiger Erstarrung bereits den größten Teil der Nation erfaßt. Ein allgemeiner Niedergang des geistigen Lebens und ein Verstummen aller idealistischen Regungen kennzeichnet diese Periode." Dazu machte das persönliche Regiment des Kaisers, dessen Selbstgefühl durch die Erfolge seiner Politik nur gesteigert war, sich unbequem fühlbar. Immer häufiger wurden Zivilisten wegen geringer Vergehungen auf die Hauptwache geschickt, um dort einige Tage darüber nachzudenken, wie der Kaiser den Begriff „Ordnung" verstanden wissen wollte. Seine Minister zog er selten zu Rate, er schätzte sie als geschickte Erfüller seiner Befehle, nicht als Staatsmänner. Die Suggestion, die dieser schöne und majestätische Mann auf alle ausübte, war so unwiderstehlich, daß sogar eine so selbständige Natur, wie die Puschkins, ihm schließlich willenlos unterlag. Nur e i n e Selbständigkeit duldete er neben sich, und das war — nach Schiemann zum Unheil des Reiches — sein Bruder Konstantin. Ihm war die Regierung in Polen voll und ganz überlassen, dessen konstitutioneller König seit 1815 der Kaiser von Rußland war. Den Eid, den Nikolai nach seiner Thronbesteigung auf die polnische Verfassung geleistet hatte, war er zu halten gesonnen, aber darüber hinaus wollte er dem ihm tief verhaßten konstitutionellen Wesen nicht die geringste Konzession machen. Der Notwendigkeit der Berufung des Reichstages konnte er sich auf die Dauer nicht entziehen. Gleich nach Beendigung des Krieges hat er daher die Wahlen zum Parlament befohlen, die aber für die Regierung

kein gutes Resultat ergaben. Trotzdem begab er sich nach Warschau und hielt hier am 16. Mai 1830 vor den versammelten Vertretern der polnischen Nation seine erste und letzte konstitutionelle Rede in französischer Sprache. Einen Umschwung der gereizten Stimmung der Kammermehrheit erzielte sie nicht. Eine Annäherung der beiden slavischen Völker, die Alexander I. erhofft, die der Statthalter Konstantin als die Arbeit seines Lebens betrachtete, schien noch immer in weite Ferne gerückt zu sein. Kurz vor seiner Abreise aus Warschau erhielt der Kaiser die Meldung, daß in Sewastopol die Quarantänemaßnahmen gegen die Pest eine Matrosenmeuterei hervorgerufen hätten, die blutig niedergeschlagen sei. Bald darauf traf die Nachricht von dem Auftreten der Cholera im Orenburger Gebiet ein, der man noch wehrloser gegenüberstand, als der Pest. Nichts erschien wahrscheinlicher, als daß der Einzug dieser neuen Seuche in anderen Orten des Reiches zu Volksaufständen führen werde. Aber diese Sorge trat in den Hintergrund, als am 2. August die Nachricht vom Siege der Pariser Revolution eintraf. „Der Kaiser hatte die Empfindung, daß ein ungeheurer Wandel in der Politik Europas sich damit vollzogen habe. Er war fest entschlossen, nicht untätig beiseite zu stehen. Seine Gedanken richteten sich auf die Vergangenheit, und er sah sich im Geiste bereits, wie einst Alexander, an der Spitze einer Koalition stehen, deren Ziel es sein sollte, das europäische Recht, das in der Juli-Revolution zusammengebrochen war, wieder aufzurichten und zu Ehren zu bringen. So verlangten es seine Prinzipien! Sie standen wie stets mit seinem Ehrgeiz in vollem Einklang."

Im dritten Bande zwingt die Fülle des Stoffes den Verfasser zu einer Begrenzung. Die innere Geschichte tritt zurück vor einer detaillierten Schilderung der auswärtigen Politik und der Kämpfe in Polen und im Kaukasus. Im Mittelpunkt der Darstellung steht immer die Person des Herrschers und insoweit mit Recht, als seine subjektive Beurteilung von Zuständen und Staatsmännern der allein bestimmende Faktor der russischen Politik war. Zu dem tiefwurzelnden Mißtrauen des Kaisers gegen das parlamentarisch regierte England gesellte sich seit der Julirevolution eine haßerfüllte Feindschaft gegen Frankreich. Nikolai I. war tief überzeugt, daß alles Schlimme, was Rußland damals traf: der polnische Aufstand, die Meutereien in den Militärkolonien — aus Frankreich kam. So wurde in seinen Augen das Königreich des „Thronräubers" Louis Philipp zum gefährlichsten Seuchenherd, vor dessen Miasmen er sein Rußland bewahren wollte, dessen Heil und Stärke auf „festen Prinzipien" beruhte. Als Bollwerke sollten ihm Preußen und Österreich dienen, mit denen vereint er Frankreich, als Hort und Quelle revolutionärer Verirrungen, und England, als Verbreiter freiheitlicher Ideen und Störer der verschlungenen Fäden russischer Orientpolitik, bekämpfen wollte. Und als Konsequenz dieser Anschauung ergab sich die sittliche Pflicht und Notwendigkeit, als „Oberpolizeimeister von Europa" — wie Aksakow Nikolai I. genannt —

über dem prinzipientreuen Gang der inneren Politik der beiden Nachbarmächte zu wachen. Dazu dienten seine häufigen Reisen ins Ausland: nach Berlin zu König Friedrich Wilhelm III., dem die echt soldatische und ritterliche Persönlichkeit seines Schwiegersohnes gewaltig imponierte, und in böhmische Kurorte zur Aussprache mit dem alten Kaiser Franz I. und dessen prinzipienfestem Staatskanzler Metternich, vor dessen Verschlagenheit Nikolai I. immer ein geheimes Grauen empfand. Die herrschende Stellung, die er im Bunde der drei konservativen Ostmächte gewann, suchte er auch für die russische Orientpolitik nutzbar zu machen, die nach dem letzten Kriege eine ganz neue Wendung nahm.

Aus dem Erbfeind der Türkei wurde ihr großmütiger, nur etwas zu machtvoller Beschützer gegen den einstigen Zuckerbäcker und damaligen Vizekönig von Ägypten Mohamed Ali, dessen europäisch ausgebildete Truppen die Heere des Sultans wiederholt schlugen und schließlich Konstantinopel selbst bedrohten. Zum Schutze der türkischen Hauptstadt lief 1833 eine russische Kriegsflotte in den Bosporus ein und landete ein russisches Korps am asiatischen Ufer. Schiemanns Darstellung zeigt, wie in der Folgezeit Metternichs geschickte Politik Rußland aus seiner Stelle des alleinigen Schutzherrn der Türkei verdrängte und 1839 eine gemeinsame Hilfsaktion der Großmächte zu Gunsten des von neuem bedrängten Sultans organisierte. Unter den Bergvölkern des Kaukasus entstand der russischen Herrschaft in der Sekte der Muriden ein fanatischer Gegner und in ihrem Oberhaupt Schamyl ein geschickter Organisator und Meister des Kleinkrieges. Viel russisches Blut ist damals in den Wäldern und Schluchten des Hochlandes, vor den Mauern der zäh verteidigten Bergfesten geflossen, ohne daß ein wirklicher Erfolg sich erzielen ließ. Nach jeder Meldung über die „endgültige Pazifikation" folgte alsbald die Hiobspost von einem neuen Aufstande. Mit Afghanistan wurden 1836 zum ersten Male direkte Beziehungen angeknüpft und ein persisch-afghanisches Bündnis unter russischem Protektorat geschlossen. Aber englische Truppen rückten in Kabul ein und vertrieben den russenfreundlichen Emir. Die weiten Steppen und Wüsten Turkestans mit ihren noch unbezwungenen Chanaten hinderten Rußland an wirksamer Hilfe. Daher wurde die Eroberung Chiwas beschlossen, die schon Peter der Große versucht hatte. In derselben Art, wie in neuerer Zeit England und Frankreich ihre Erwerbungen in Afrika einleiteten, wurde 1839 mit beträchtlichen Kosten und im tiefsten Geheimnis in Orenburg eine „wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der Höhenunterschiede zwischen dem Kaspischen Meere und Aralsee" ausgerüstet. Die Schneestürme der turanischen Wüste bereiteten ihr ein klägliches Ende. Mit einem Verlust von 3000 Mann und über 9000 Kamelen kehrte der Leiter der Forschungsexpedition General Perowski im Frühjahr 1840 nach Orenburg zurück, ohne mit den Chiwanern überhaupt gekämpft zu haben.

Schiemanns eingehende Schilderung des russisch-polnischen Krieges räumt mit der Legende auf, als ob die matte und wirkungslose Kriegsführung

Diebitschs auf polenfreundliche Einflüsse des Großfürsten Konstantin zurückzuführen sei. Als der russische Oberkommandierende am 5. Februar 1831 mit 100.000 Mann aus Litauen hervorbrechend den Feldzug begann, hoffte er in einem Monat mit den Polen fertig zu sein und dann mit preußischen Truppen vereint weiter an den Rhein zu ziehen gegen Frankreich. Seine Energie brach sich an der militärischen Tatkraft des Gegners und den Verpflegungsschwierigkeiten infolge der unausrottbaren Unterschleife der Intendantur. Nicht die Ratschläge des Großfürsten, sondern die des Kaisers lähmten die russische Kriegsführung, da Diebitsch sie als Befehle betrachtete, die unweigerlich auszuführen seien, auch wenn dadurch schon begonnene Angriffsbewegungen rückgängig gemacht werden mußten. Im April brach die Cholera aus und raffte in beiden Heeren Tausende von Opfern dahin, darunter auch den Großfürsten Konstantin und den Feldmarschall Diebitsch. Zum ersten Mal erschien damals diese unbekannte und daher gefährliche Seuche in Europa. Schiemann entwirft ein anschauliches Bild von dem vergeblichen Kampf der Regierung gegen die Ausbreitung der Epidemie, die überall mit größter Heftigkeit auftrat und Aufstände hervorrief. Die Trunksucht des Volkes und die Bestechlichkeit der Beamten trugen die Hauptschuld an diesen Choleraunruhen. Die Polizei sammelte, wie üblich, die sinnlos Betrunkenen auf, lieferte sie aber als choleraverdächtig in die Hospitäler ab. Wenn dann die Gesunden inmitten der Kranken aus ihrem Rausch erwachten, mußten sie die Erlaubnis zur Flucht aus dem Schreckensort von den Krankenwärtern erkaufen. So entstand das Gerücht, daß die Polizei und die Ärzte die Cholera erfunden hätten, um sich zu bereichern. Am 3. Juli 1831 kam es in Petersburg zu wilden Tumulten. Lazarette wurden gestürmt, die Kranken befreit und die Ärzte verprügelt. Die Obrigkeit war ratlos und traute den aufgebotenen Truppen nicht, weil der einfache Soldat die Volksmeinung vom Wesen der Cholera teilte. Da griff der Kaiser selbst ein. Auf dem Heumarkt donnerte er die Menge an: „Nieder auf die Kniee! Bekreuzigt euch, betet!“ Und Tausende wilderregter Männer und Frauen fielen nieder vor dem Zorn ihres Kaisers. „Was habt ihr getan! Ihr habt mich vor der ganzen Welt beschimpft. Seid ihr Franzosen oder Polen? Ihr habt einen Arzt erschlagen. Tun das Russen? Ihr habt euch vor Gott versündigt. Bittet Gott um Vergebung!“

Der polnische Feldzug wurde erst wieder aufgenommen, als die Cholera zu erlöschen begann. Der neue Oberbefehlshaber Paskiewitsch zeigte nichts von dem kühnen Wagemut, den er im Kampf gegen Perser und Türken bewiesen hatte. Er hielt sich streng an einen kaiserlichen Kriegsplan und brach damit allen Anklagen gegen seine zaghafte Strategie an maßgebender Stelle die Spitze ab. Am 8. September wurde Warschau genommen und am 21. Oktober kapitulierte die letzte Festung Samocz. Damit war nach neun Monate langem Kampf der Aufstand niedergeschlagen. Während des Krieges hatte der Kaiser ernstlich den Plan einer neuen Aufteilung Polens erwogen. Alles Land

westlich der Weichsel sollte an Preußen und Österreich kommen, Rußland durch Gebietsabtretung in Ostgalizien entschädigt werden. Nach dem Feldzuge ließ er jedoch dies Projekt fallen und wies auch den Gedanken weit weg, durch eine Politik der Milde und Versöhnung die polnisch-russische Feindschaft zu überwinden. Die Revolution von 1830/31 hat Nikolai I. dem polnischen Volke nie vergeben und durch Paskiewitschs eisernes Regiment Rache genommen für die Beleidigung seiner Person und seiner Prinzipien, für die Durchkreuzung seines Feldzugplanes gegen Frankreich und Belgien.

Von dem inneren Leben des Reiches in den 30-ger Jahren entwirft Schiemann ein sehr trübes Bild: ergebnislose Reformentwürfe geheimer Regierungs-Kommissionen, Käuflichkeit der Beamten, schreiende Mißstände in Gericht und Verwaltung, steigende Unzufriedenheit der Massen, Bauernaufstände, die allein durch Militär unterdrückt werden konnten. Von dieser Unzufriedenheit klang nur wenig an den Kaiser heran trotz seines eifrigen Bestrebens, selbst zu sehen, zu prüfen und zu entscheiden. Rastlos durchquerte er im sausenden Wagen sein weites Reich, glaubte überall unerwartet zu erscheinen und erblickte in dem sorgfältig vorbereiteten Bilde, das er sah, eine Wirklichkeit, die meist wieder verschwand, wenn er den Rücken kehrte. Wo er Unordnung entdeckte, griff er rücksichtslos und übermäßig strafend ein. In dem Bewußtsein, alle Kraft an die Erfüllung seiner Regierungspflichten zu setzen, so wie er sie verstand, war Nikolai I. höchst empfindlich gegen eine Kritik russischer Zustände. Mancher hohe Beamte hat seine oppositionelle Stimmung einem geheimen Tagebuch anvertraut, nur wenige haben den Mut gehabt, ihre ketzerische Gesinnung offen auszusprechen. Der alte Parrot, weiland Rektor der Universität Dorpat und Freund Alexanders I., wagte es 1831 in einer Denkschrift an den Kaiser und empfahl als Heilmittel die Verleihung einer Verfassung. Es wurde dem Greise verziehen. Nicht so einem jüngeren Manne, dem dim. Rittmeister der Garde Tschadajew, der in der Moskauer Gesellschaft durch Geist und Kenntnisse eine hervorragende Stellung einnahm und 1836 in einer Zeitschrift eine höchst pessimistische Schilderung der bisherigen Entwickelung seines Vaterlandes veröffentlichte, die in einem Sehnsuchtsschrei nach der Freiheit des Abendlandes ausklang. Auf kaiserlichen Befehl wurde er ärztlich untersucht und für irrsinnig erklärt.

Die konservativ-nationalistische Richtung der Regierungspolitik bedrohte auch die historische Sonderstellung der baltischen Provinzen. Die Angriffe der herrschenden Büreaukratie richteten sich gegen die deutsche Schule und die Landesprivilegien. Der Minister der Volksaufklärung Graf Uwarow suchte durch Verstärkung des russischen Sprachunterrichts die künftige Russifizierung des Schulwesens vorzubereiten, scheiterte aber an der Unmöglichkeit, brauchbare Lehrer des Russischen zu finden. Auch läßt sich nicht verkennen, daß passiver Widerstand geleistet wurde, da aus dem politischen Ziel des russischen Sprachunterrichts kein Hehl gemacht wurde. Für die Erhaltung der Landesprivilegien

trat der Kaiser mit ganzer Energie ein, da er unter Landesrecht das „Recht der Ritterschaften" verstand. Von dem letzteren hatte er eine hohe Meinung und ebenso von der konservativen und monarchischen Gesinnung der „Ostseeritter", wie er sie nannte. Er sah, anders als Peter der Große, in ihnen einen Damm gegen die auf Neuerungen ausgehenden Ideen Westeuropas. „Was die Privilegien anbetrifft — sagte er dem Präsidenten des Reichsrates Fürsten Wassiltschikow — so werde ich sie jetzt und so lange ich lebe, auf das allerentschiedenste verteidigen, und es soll niemandem einfallen, an mich mit dem Vorschlage heranzutreten, sie abzuändern. Zum Beweis, wie sehr ich sie schätze, bin ich sofort bereit, ein Diplom als livländischer Edelmann anzunehmen, wenn die Ritterschaft es mir darbringt." Dann wandte er sich an den anwesenden Großfürsten-Thronfolger und fügte hinzu: „Das sage ich auch für Dich: laß es Dir eine unerschütterliche und heilige Pflicht sein, stets zu halten, was Du versprochen hast."

An der Hand von Briefen Nikolais I. an seine Gemahlin, eines Tagebuches der Kaiserin und ihrer Korrespondenz mit den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm von Preußen entwirft Schiemann ein hübsches Bild von dem glücklichen, fast ideal zu nennenden Familienleben des Kaisers, der in der Tochter der Königin Luise die treueste Lebensgefährtin fand bei allen Freuden und Triumphen und ebenso in den politischen Sorgen, die auch in der äußerlich so glanz- und machtvollen Regierungszeit der 30-ger Jahre Nikolai I. oft bedrängten.

Das Schiemannsche Werk bietet keine systematische Darstellung der Geschichte des ganzen Reiches unter Nikolai I., und der russische Historiker wird daher manche Ausstellungen machen. Die so bedeutungsvolle Finanzreform Kankrins, die Besserung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage der Domänebauern durch Kisselew und sein Projekt der Aufhebung der Leibeigenschaft sind nicht genügend gewürdigt worden. Über die Religionsverfolgungen, die unter Nikolai I. wieder aufkamen, über die Massenverbannung von Duchoboren und Molokanen in den Kaukasus und nach Sibirien, über die Bedrückung der Altrituellen, über die ganze eigenartige Politik des Heiligen Synods unter Leitung seines Oberprokureurs, des Kavalleriegenerals Grafen Protassow, schweigt sich Schiemann aus. Nur die Judenverfolgung wird erwähnt, die zur Festlegung des Ansiedlungsrayons in den ehemalig polnischen Provinzen führte, wohin alle Hebräer aus dem Innern des Reiches getrieben wurden, die nicht reich genug waren, eine Aufhebung des Kaiserlichen Befehls für ihre Person von der Polizei erkaufen zu können. Fast schon im Stile eines Hofhistoriographen berichtet der Verfasser ganz kurz über die von der Regierung erzwungene Vereinigung der griechisch-unierten Kirche Westrußlands mit der Staatskirche und leugnet die Anwendung des Zwanges, „weil er nicht notwendig war." Der Pariser Professor A. Leroy-Beaulieu, einer der besten Kenner der neueren russischen Geschichte, hat ganz anders darüber geurteilt.

Trotz dieser Mängel bietet das Schiemannsche Werk einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis einer Periode der russischen Geschichte, die bisher noch wenig erforscht war. Bis zum Jahr 1840 ist die Darstellung bisher geführt worden. Ein vierter Band soll das Werk zum Abschluß bringen. Er wird uns die letzten 15 Jahre des Regiments Kaisers Nikolai I. schildern, seinen Triumph und seine Niederlage.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Vom Seelenleben der Chinesen.

Dr. med. R. Baron Budberg (Charbin).

Viele Eigentümlichkeiten, bedingt durch die Sprache, traditionelle Überlieferungen und Lebensbedingungen, geben von frühester Jugend dem Chinesen eine besondere Denk- und Empfindungsart. Zunächst springt uns in die Augen, daß das chinesische Kind später, als bei andern Völkern, das eigene „Ich" empfinden lernt. Der Chinese fühlt sich als ein so unwichtiger Teil der großen Welt, in der er lebt, daß es ihm ganz fremd ist, die Vorgänge in ihr im Verhältnis zu sich zu bemessen. Nicht der Sprache, sondern der Psychologie entspringend, sind Begriffe wie „links", „rechts", „vor" und „hinter", in Bezug auf die eigene Person, nicht üblich. Ganz kleine Kinder kennen bereits die Himmelsrichtungen. Wenn sie, aus dem Hause tretend, gefragt werden, wohin sie gehen, werden sie nicht antworten: nach links, rechts ꝛc., sondern die Himmelsrichtung angeben. In China ist es freilich nicht so schwer, sich über die Himmelsrichtungen zu orientieren; man braucht nur auf die Wohnhäuser zu sehen, denn die Front ist stets nach Süden gerichtet, auch das Laub der Bäume und Pflanzen verrät den licht- und wärmestärkern Süden oder, wie man hier sagt, alles schaut dem Lichte zu. Zur Grundlage jeder chinesischen Stadt und jedes Dorfes dient die Kreuzfigur: von Süden nach Norden und von Osten nach Westen sind die Hauptstraßen angelegt. Diese eigentümliche Art, Vorgänge um sich herum nicht nach der eigenen Person zu fixieren, geht bald auch dem ganz unter Chinesen lebenden Europäer in Fleisch und Blut über und übt unwillkürlich einen Einfluß auf seine Weltanschauung aus.

Einen großen Einfluß übt ferner die Eigentümlichkeit der chinesischen Sprache aus, die keine Vokabeln, wie andere Sprachen, besitzt. Nur etwa 300 Silben setzen die ganze Sprache zusammen. Die einzelne Silbe zu brauchen, hat natürlich keinen Sinn, denn ihr können unzählige Begriffe angehören. Diese scheinbare Primitivität der gesprochenen Sprache bringt es mit sich, daß zu größerer Verständlichkeit immer mehrere elementare Begriffe oder Silben zu einem umfassenderen Begriff oder Wort zusammengesetzt werden. Nehmen wir ein Beispiel. Der Begriff des Zerbrechens wäre die Silbe „huai", aber der Laut als solcher, selbst wenn er in einer der 4 vorhandenen Tonhöhen gesprochen würde, könnte hunderterlei Bedeutungen haben. Um nun in der Schilderung verständlich zu sein, wird notwendig noch ein präzisierender Begriff verlangt, je nach der Kraft, die gewirkt hat: z. B. zerdrückt (von

einer herübergewälzten Kraft, wie etwa einem Wagenrade, einer Walze) — „ja“; durch seitlichen Zusammenstoß zweier Gegenstände — „pöng“; durch Bersten infolge einer von Innen her wirkenden Kraft — „puo“. Diese Eigentümlichkeit der Sprache weckt notwendig die Beobachtungsfähigkeit, wie sie andrerseits der Fähigkeit, seine Gedanken schnell von einer Sache zur andern gleiten zu lassen, hinderlich ist. Sogen. europäische Ballgespräche lassen sich in chinesischer Sprache überhaupt kaum führen. Diese eigentümliche Schwierigkeit der Sprache, zu der auch noch viele andere hinzukommen, die notwendig den Geist entwickeln, dürfte es uns erklären, daß man unter den Chinesen einem wirklich ausgesprochen dummen Menschen, wie man sie unter andern Völkern häufig findet, wohl kaum je begegnet.

Die eigenartige, ins Empfinden des chinesischen Kindes gepflanzte Bescheidenheit in Bezug auf seine Stellung zu der es umgebenden Welt wird weiter gemehrt durch das patriarchalische System der Familie, das auf höchster Liebe und Achtung zu den Eltern und Voreltern basiert und in dem Ahnenkultus seine Wipfel bis in die unsichtbare Welt der Ewigkeit erstreckt. Und auf der andern Seite, in der reellen Welt, beschränkt sich der Respekt auch nicht nur auf das Haupt der Familie, sondern geht weiter hinauf zu den Ältesten des Stammes und des Dorfes, von dem als Vater zu achtenden Beamten bis hinauf zum Vater des Volkes, dem Kaiser, der, das Volk zusammenfassend, im Himmelstempel die Reichsopfer bringt. Wie unendlich klein, wie nichtig fühlt der Chinese seine Stellung in der Welt! Ohne diese natürliche Liebe zu seinen Eltern und seiner Familie, ohne diesen ehrfürchtigen Respekt vor dem Höhern, kann er, der Winzige, losgelöst von dieser Kette, sich kein Leben, keine seelische Befriedigung denken. Er gründet sich ja nicht einmal, wie es bei andern Völkern der Fall ist, eine Familie, er freit sich keine Frau. Seine Eltern nehmen sich, den Charakter ihres Sohnes und alle in Frage kommenden Verhältnisse genau überlegend, eine Tochter ins Haus, die zugleich dem Sohne Gattin wird. Das Heiraten ist bei den Chinesen keine Trennung vom elterlichen Nest, es ist die Einfügung einer neuen Masche ins Netz.

Alles bis in die kleinsten Details baut sich im Leben des Chinesen auf rationelle und natürliche Grundfesten auf, die in natürliche Liebe und notwendigen Respekt auslaufen. Man sagt, der wahre Chinese könne keine Religion besitzen, die Bescheidenheit verbiete ihm, seinen Geist hinausschwingen zu lassen in Sphären, die keinen reellen Boden besitzen. Gäbe es ein einheitliches religiöses System, das alle Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit beherrscht hätte, dann wäre vielleicht auch der Vernunftsmensch, der Chinese, fähig, sich an abstrakte Dinge zu halten. So wenig Fähigkeit der Chinese besitzt, sich in abstrakte Vorstellungen hereinzuleben und in ihnen Halt und Trost zu finden, so sehr neigt er dazu, sich Ahnungen hinzugeben, scheut sich aber stets, seine Gedanken in dieser Richtung zu einem System, an das er sich halten möchte, zu formen.

Immer wieder schwebt dem Chinesen, wo er auf abstrakte Sphären stößt, Chinas großer Lehrmeister, Konfuzius, vor, der auf die Frage, was er über den Tod denke, lächelnd antwortete, wie er sich wohl vom Tode Vorstellungen machen könne, da ihm nicht einmal alles das bekannt sei, was man Leben nenne. Und fragten ihn seine Schüler, was er über das Sein oder Nichtsein nach dem Tode dächte, so zürnte er über eine solche anmaßende Frage. Und doch übte Konfuzius den Ahnenkultus freilich nur aus natürlicher Pietät und weil vielleicht eine Seelenverbindung vorhanden wäre, wie ein unbe-

stimmtes Ahnen kündete. Wer viel Chinesen hat sterben sehn, staunt wohl über die Ruhe und Ergebenheit, mit der sie diesen Schritt in das ihnen unbekannte Jnseits tun.

Einem stillen Ahnen, wie Konfuzius, sich hinzugeben, liebt der Chinese, hat aber eine Scheu, die in Gedanken gefaßten Ahnungen andern mitzuteilen. Daß es außer den ihm bekannten Naturkräften viele andere gibt, die noch nicht erfaßt sind, weiß er, er erscheint daher in hohem Grade abergläubisch, diese Art Aberglauben ist indessen die Folge geistiger Bescheidenheit. Aus Schönheitssinn liebt er es, sich die Kräfte der Natur in Personenformen vorzustellen, überall in der Natur einen Hauch des Göttlichen zu spüren. In wie schönen Formen äußert sich dieses in seinem Kunstsinn, wobei er es so fein versteht, Fleiß und Kunst des Menschen mit mysteriösen Naturformen abwechseln zu lassen. Ich führe gleich einige Beispiele an. Vor Augen steht mir ein Tempel in der Stadt Hulanhö. Jm ersten Augenblick scheint es uns, als fehle es den Hütern dieses Tempels an Ordnungssinn. Welch ein Reichtum kunstvoller Schnitzereien und menschlichen Fleißes ziert den Fries des Gebäudes, in feinsten Details ausgearbeitet! Man sieht, es ist hier wirklich Liebe bei der Arbeit zum Preisen des Göttlichen am Werke gewesen. Doch in seltsamem Kontrast zu diesem Werk menschlichen Kunstsinnes und Fleißes stehen die mächtigen Säulen auf Steinsockeln, die das Dach mit dem kunstvollen Fries tragen: es sind kaum bearbeitete Baumstämme, so wie sie in ihrer Kraft und Schönheit die Natur formte. Jn edler Konkurrenz und schöner Harmonie preisen die Werke der Natur, vereint mit dem Schönheitssinn und dem Fleiß der Menschen, die himmlischen Kräfte. Zwischen den Tempelgebäuden liegen kleine Fußstege aus sauberen weißen Fließplatten, in musterhafter Ordnung erhalten, während daneben zu beiden Seiten wildes Unkraut unbehindert aufgeschossen ist, — und mitten aus dieser Wildnis heraus schaut uns der Kopf einer kunstvoll aus Stein gemeißelten Schildkröte entgegen, auf ihrem Rücken eine Tafel tragend, deren Jnschrift die Werke von Leuten preist, die lange schon dahingegangen sind, aber über ihr irdisches Leben hinaus durch menschliche Ideale und Tugenden ausgezeichnet waren. Knorrige alte Bäume überschatten diesen Ort geistiger Sammlung; mit kunstvoller Hand haben frühere Gärtner es verstanden, sie sich zu sog. „Geistesbäumen" zu formen, hier und da eigentümliche Knorren bildend, dort wieder die Zweige so sprießen lassend, daß man aus ihnen sinnreiche Hieroglyphen entziffern kann. Wie viel des Mysteriösen liegt hier versteckt, welche Kräfte greifen da an unser Herz, unsern Verstand, zu welcher Bescheidenheit mahnt uns diese Sprache der Wunder der Natur, die Liebe zum Schönen derer, die hier mit fleißiger Ergebenheit zum Preisen des Göttlichen formten! Es ist ein immer wiederkehrender schöner Zug im Chinesen, nicht überall die Schönheiten der Natur zu zerstören, besonders da, wo mysteriöse, zum Nachdenken und tieferem Empfinden anregende Formen existieren.

Wer in der Nähe von Dörfern über kleine Bäche geschritten ist, hat sich oft sehr gewundert über die merkwürdige Art, wie hie und da die Stege gebildet sind. Statt aus ökonomischen Rücksichten ein einfaches Brett an bequemster Stelle über den Bach zu werfen, ist gerade eine Stelle mit stärkerem Strom, anheimelndem Murmeln ꝛc. gewählt und hier ein ganzer Baumstamm so übers Wasser geworfen, daß seine unbearbeiteten Äste dort, wo es am nötigsten ist, ein schützendes Geländer bilden. Auf die Frage, warum hier mehr Arbeit und Material als nötig verwandt sei, antwortet der Chinese, dieses erhöhe die Leistungsfähigkeit und die Liebe der Anwohner.

Ich erinnere mich einer Fußtour, die ich unweit Charbins machte. Unser Weg führte uns durch prächtige Maisfelder, weit entfernt von menschlichen Ansiedlungen, auf ein gar zu traurig aussehendes Feld des chinesischen Riesenrettigs; seine graugrünen häßlichen Blätter kontrastierten sehr mit den andern, in frischem Grün stehenden Feldern. Doch eigentümlich, in den 4 Ecken des Feldes waren in prächtiger Fülle stehende, große rote Blumen gepflanzt! Erstaunt fragte ich meinen kleinen chinesischen Begleiter, welchem Zweck denn hier diese schönen roten Blumen dienten? „Siehst Du denn nicht, wie traurig dieses Feld hier ist? Die Blumen sollen nur das Herz derer erfreuen, die hier arbeiten."

Seine große Bescheidenheit und Zurückhaltung in geistlichen Fragen macht den Chinesen duldsam gegenüber jeder auf Sittlichkeit gegründeten Glaubensauffassung anderer. Nur für sich selbst, so lange sein Gewissen rein ist, möchte er sein den natürlichsten Vorgängen im Leben angepaßts konfuzianischs Moralsystem nicht mit einer Religion vertauschen, die die Moral auf abstrakte Systeme stützt, wo erst im Jenseits den Menschen durch Hölle und Paradies die Abrechnung erwartet. In der Kunst, seine Phantasie in abstrakte Gebiete, ja in das Jenseits hinüberschweifen zu lassen, versündigt er sich indessen keineswegs gegen die konfuzianische Moral.

Als ich einst mein Haus einer Aufbesserung unterwerfen mußte, nahm ich einen alten Chinesen an, der Phantasie und Maltalent besaß, damit er mir aus dem Seelenleben der Menschen etwas an die Wände male. Wie originell war sein Werk! Ein hoher Fels, von dem aus Räuber einen Menschen in den Abgrund stürzen, unter ihm streckt sich eine Hand aus, die ihn rettet. Der Alte erklärt mir: „Auch auf Erden gibt es Wunder, die das Gute nicht untergehen lassen; im Herabgestürzten denke ich mir einen braven Menschen; die Hand soll die Hand des gnädigen und gerechten Gottes sein" „Ja, gibt es denn einen Gott"? frage ich ihn.„Das weiß kein Mensch; es ist dieses ja nur ein Bild, doch will ich damit nur sagen, daß dem Tugendhaften außer der innern Zufriedenheit auch noch des Himmels Güte gar häufig zu teil wird!" Ein anderes Bild, das er übrigens einer sehr bekannten Erzählung entnommen hat, stellt eine Hinrichtung dar, wobei das Schwert im Augenblick des Hiebes, ehe es den Nacken des Unschuldigen berührt hat, bricht. Ein weiteres Bild stellt einen fliehenden Menschen dar, verfolgt von scheußlichen Ungetümen; ein weißer Hauch sperrt ihnen den Weg zum Verfolgten ab. Der Alte erklärt mir: „Unglück und böses Gewissen stellen diese Untiere dar; der Verfolgte bereut seine Sünden, und Gottes Hauch richtet ihn auf und befreit ihn von den Verfolgern" Alle diese drei Bilder und noch ein viertes, in ähnlichem Sinne, nehmen eine ganze Wand ein, über ihnen befindet sich, in menschlicher Gestalt, eine Gottheit, deren Beziehung zu den einzelnen Vorgängen durch nebelartige Streifen, die von der Gottheit ausgehen, ausgedrückt sind.

Es entspricht nicht der Wirklichkeit, wenn man die Chinesen in Buddhisten, Taoisten ꝛc. teilt; zu einer ausgesprochenen Religion rechnet sich kein Chinese, außer den Priestern, Mönchen und Asketen, und selbst bei letztern können wir nicht von wahrer Glaubensüberzeugung sprechen. In ihnen allen steckt der eigentümliche Zug, die Liebe zur Natur mit ihren geheimnisvollen Kräften und das Jenseits mit den abstrakten Begriffen einer Seelenwanderung, einer Auferstehung, einer Geisterwelt mit Gott und Gottheiten, guten und üblen Prinzipien, zu verbinden. Anheimeln tut die meisten die Seelenwan-

derung, wobei sie ein innerer Trieb in engere seelische Verbindung zu allen Lebewesen der sie umgebenden Natur setzt. Die meisten Anhänger besitzt etwa folgendes System. Mit dem Tode verläßt die ihrer selbst bewußte Seele den Körper. Die Trennung von dieser Welt, von allen reellen Beziehungen zu den Seinigen, ist schwer. Die Erinnerung an alle Sünden des irdischen Lebens, besonders an das, was man den Seinen gegenüber versäumt hat, veranlaßt bittere Seelenschmerzen. Je inniger die Gedanken der Familienglieder, je größer und herzlicher die Totenopfer ꝛc. dargebracht werden, desto leichter läßt sich der Seelenschmerz, der verschieden lange dauern kann, überwinden. Hat die Seele dieses Insichkehren und mit ihr die Trennung von den Ihrigen überstanden, dann übergibt der allgerechte Gott die Seele der Vormundschaft des Affen. Der Affe, auf dessen Gesicht sich niemals ein Zug des Lächelns abspielt, der alles, was er auch tut, mit gleichem Ernste vollbringt, der durch nichts sich bestechen läßt, nur wie ein reiner Vernunftsmensch Gerechtigkeit anerkennt, erscheint für die ihm aufgetragenen Vertrauenspflichten der beste Repräsentant zu sein. Er stellt ein peinliches Verhör über alles an, was die Seele des Verstorbenen auf Erden Gutes oder Schlechtes getan hat. Alles wird von ihm protokolliert, und wehe der Seele, die unwahr ist oder ihre schlechten Handlungen zu verschönern sucht! Sie wird sofort gestraft und hart gestraft. Nur wenn das ganze Vorleben in völliger Klarheit fixiert worden ist und die Seele bereits für alles Schlechte gestraft worden war und in sich gekehrt ist, dann führt der Affe die Seele vor den Richterstuhl des allgerechten und vollkommenen Gottes. Hier werden auf gigantischer Wage alle die guten und bösen Handlungen der Seele gemessen, und nach dem erhaltenen Resultat bestimmt der allgerechte Gott, in welch ein neu erstehendes Lebewesen die Seele zur Welt zurückkehren soll. Je nach den vorher an den Tag gelegten besonderen Charaktereigenschaften kann die Seele in einen neu erstehenden Menschen, der geistig oder körperlich ausgezeichnet oder auch mißgebildet ist, verpflanzt werden, sie kann aber auch in ein beliebiges, neu erstehendes Lebewesen aus der großen Tierreihe versetzt werden. In den verschiedenen Tieren mit ihren sehr ausgeprägten Charaktereigenschaften spürt der ihnen sich nahestehend fühlende Chinese ganz dem Menschen verwandte seelische Eigentümlichkeiten, deren Herkunft er von früher aus dieser Welt abgeschiedenen Menschen sich zu erklären sucht. Dieses eigentümliche, im Chinesen ruhende Empfinden, gibt dem Wechselverkehr zwischen Mensch und Tier ein besonderes Gepräge, das dem beobachtenden Europäer häufig in die Augen springt. Später will ich auf diese Wechselbeziehungen noch zurückkommen.

Ist nun das Urteil des allgerechten Gottes gesprochen, so wird die Seele für die vorzunehmende Metamorphose wieder dem Affen überlassen. Zu diesem Zweck reicht der Affe der Seele in einer Schale ein das Vorleben vergessenmachendes Getränk. Nur äußerst selten gelingt es einer Seele, einen Teil des Inhaltes der Schale zu vergießen. Der Trieb zu diesem Überlisten wohnt den Seelen inne, die im Leben stets nach Ergründung der Wahrheit strebten. Es gelingt keiner Seele, den ganzen Inhalt der Schale auszugießen, und auch der geringe Inhalt genügt, um die Erinnerung an das Vorleben zu nehmen. Solchen Seelen ist dann ein unermüdliches Streben eigen, durch Beobachten und tiefes Forschen die ihr geistiges Auge umgebenden Nebel zu durchdringen und die Tiefen aller Wahrheit zu ergründen. Das Schicksal führt dazwischen diese Menschen in den Kreis zurück, in dem sich ihr Vorleben abspielte, in dem sich ihr seelisches und geistiges Empfinden formte.

Ihr Leben und Empfinden, das einem unter Fremden und in der Fremde herumirrenden Menschen glich, wird hier in dem Kreise, wo ihr Vorleben sich abspielte, warm, sie verstehen ihre Umgebung, erkennen das Gute und Schlechte, fühlen sich zu Hause und ihr Gemüt findet Trost an so vielem, das sie in der Fremde missen mußten. Fast jeder Chinese hat, obwohl er innig an der Heimatscholle hängt, den Trieb in die Ferne, zur Erforschung anderer Gegenden, sei es auch nur aus Erwerbstrieb; fast alle in der Ferne lebenden Chinesen zieht es aber andrerseits zur Heimat zurück, zu wieder innigen Wechselbeziehungen mit den Ihrigen. Doch begegnen wir dazwischen unter ihnen Personen, – meist sind es Gelehrte, — die wirklich in ganz auffälliger Weise, in ihnen bisher ganz fremde Gegenden und Kreise versetzt, nicht nur seelische Befriedigung, sondern auch in so hohem Maße Verständnis für alles ihnen eigentlich völlig Fremde zeigen, wie solches ihrem Empfinden und Verstande in dem von Jugend an gekannten Heimatskreise nie gelingen wollte. —

Doch dieses System, wie alle andern, die zur Verbindung der reellen Welt mit der abstrakten dienen, stellen nie und nimmer Glaubensbekenntnisse dar, sondern nur ansprechende Formen, in die man das geheimnisvolle überirdische Gebiet kleidet. Nichts Metaphysisches leugnen und nichts als absolut gewiß hinzustellen, alles Tun und Lassen in Harmonie mit den natürlichen Gesetzen der Moral zu bringen, so wie es Konfuzius verständlich lehrt, ist das jedem Chinesen in Gewissen, Verstand und Empfinden eingeschriebene Glaubensbekenntnis, ohne dessen Beachtung er auf kein zufriedenstellendes Dasein rechnen kann. Abstoßend und unmoralisch erscheint jedem wohlerzogenen Chinesen das Prinzip, sein Tun und Handeln bloß den Vorstellungen von Gott, der Auferstehung und den Belohnungen oder Strafen nach dem Tode anzupassen.

Die innige Zusammengehörigkeit der Familie, wo jedes Glied für das Ganze lebt, bringt es mit sich, daß jedem von sehr früher Jugend an die seinen Kräften angepaßten kleinern und größern Pflichten zuerteilt sind. Die Kleinsten helfen den Frauen bei Erfüllung ihrer häuslichen Arbeit; ihnen ist es meist auch überlassen, im Herbst Reisig und Spreu zur Feuerung, in Dörfern und Städten Dünger zu sammeln. Im Frühling und Sommer hat die kleine Welt vollauf zu tun, denn ihr ist es überlassen, die Kräuter zu sammeln, die den wesentlichsten Bestandteil der Mahlzeiten ausmachen. Noch lange ehe der wärmere Frühling den harten Winter überwunden hat, wenn noch kein Grün das Wiederaufleben der Natur verrät, jauchzt schon die kleine Schar den Gaben zu, die die Natur ihnen nun von Tag zu Tag reichlicher spenden wird. Zunächst sind es nur die saftigen Wurzeln des Löwenzahnes, die sie mit einiger Mühe aus dem festen Erdreich scharren; doch von Tag zu Tag mehren sich die Eindrücke und steigern sich in ihnen die Freuden, die sie mit der Natur verbinden. Wie sind mir die Stunden, wo ich zum ersten Mal, während des Krieges, im Kreise der Bauerkinder weilte, traumhaft schnell vergangen! Von jedem Gräschen, von jeder Pflanze konnte ich durch diese Kleinen erfahren, wozu sie nützlich seien, ob der Mensch, die Tiere sie genössen, wann sie genießbar seien und wann nicht, und vieles, vieles andere. Es lebt die Jugend im Austausch dieser Naturbeobachtungen, nie fehlt es ihr an geistiger Nahrung, und die Welt wird ihnen dadurch zum Paradies. Puppen und allerlei zwecklose Spielsachen finden wir kaum je in der chinesischen Familie, zu reich ist die Natur in dem, was sie dem Kinde an Beobachtungen zugänglich macht. Es steckt gewissermaßen ein Zug im Chinesen, alles das,

was sein Herz erfreut, dem zu entnehmen, was ihn mit der Natur verbindet. Statt der Puppen überläßt man kleinen Mädchen die Pflege kleiner Kinder, und sind in der eigenen Familie keine Kleinen, dann leiht man gern sein Töchterchen den Nachbarn als Wärterin oder auch umgekehrt das lebende Spielzeug für die eigene Tochter, der bald alle Handgriffe und zu beobachtenden Regeln der Kinderpflege beigebracht sind. Die Knaben aber haben viel mit der Erziehung der Tiere zu tun. Oft habe ich von Europäern die naive Ansicht gehört, es liege an der Rasse der chinesischen Schweine, daß diese das Erdreich nicht aufwühlen, ebenso daß die Hühner nicht in den Feldern scharren und in mannigfaltiger Beziehung alle Tiere bei den Chinesen gesittete Formen besitzen. Aber nur die systematische Erziehung aller dieser Tiere macht sie wohlerzogen! Im Verkehr mit den Pferden, die ohne Zügel die großen chinesischen Lastwagen ziehen, bedient sich das Volk einer besondern, aus prägnanten kurzen Silben zusammengesetzten Sprache, die alle nötigen Begriffe ausdrückt und den Pferden verständlich ist. Zur Entfernung des Unkrautes in den schon bestellten Feldern bedienen sich die Chinesen eines kleinen Pfluges, der vom Pferde durch die Ackerfurche gezogen wird, zu welchem Zweck das Pferd gelehrt wird, einen Fuß über den andern setzend, in der Furche zu gehen. Diese Dressur ist der Jugend überlassen, und es gibt verschiedene Methoden, diese Gangart schon dem Fohlen beizubringen, wobei das Temperament und die verschiedenen Charaktereigenschaften die jugendlichen Lehrmeister zu vielen Beobachtungen anregen. Ebenso wie das Pferd bedarf der auf der Dreschtenne oder am Göpelwerk beschäftigte Esel einer Schulung. Die scharfen Beobachtungsgabe, gepaart mit grenzenloser Geduld, gibt dem Chinesen ein großes Talent, Tiere zu dressieren. So manche Beobachtungen in dieser Richtung, die wir vom chinesischen Bauernknaben erfahren, dürften zu wirklich wissenschaftlichen Forschungen anregen. Ein Beispiel möchte ich hier anführen. Das Hühnerei läßt sich von Tauben ausbrüten, diese Küchlein sind kräftig entwickelt und weit widerstandsfähiger als die künstlich ausgebrüteten; aber wenn sie erwachsen sind, zeichnet sie ein ganz besonders böser Charakter aus, sie fallen über Menschen und Tiere her, ohne irgend welche Furcht zu zeigen.

Im Wechselverkehr mit der Tierwelt schafft Liebe und Vertrauen der Tiere zu dem, der sie erzog, geradezu eine seelische Befriedigung in letzterem. Der Chinese ahnt in dem Tiere eben auch eine Seele, und um mit dieser in Verkehr zu treten, scheut er vor großen Mühen nicht zurück. Ein Tier im Käfig zu halten, ihm notdürftig die Nahrung zu seiner körperlichen Erhaltung zu bieten, hält der Chinese für roh. Das Tier in der Gefangenschaft muß unterrichtet werden, für den Verlust der Freiheit bietet ihm sein Herr Ausbildung von Talenten und impft ihm Vertrauen und Liebe zu sich ein.

Mit welch einer Geduld sehen wir Knaben und auch Erwachsene Spatzen, die aus dem Nest gefallen sind, aufziehen, bis sie selbst fortkommen können, und wenn schließlich das Schelten der alten Spatzen den jungen, der immer wieder zu seinem Erzieher zurückkehrt, schließlich ihm doch abspenstig macht, dann weint der Chinese ihm keine Träne nach, denn er weiß es, daß die natürliche Liebe seines Geschlechtes ihm sicherere und frohere Wege des Fortkommens zeigt, als alles das, was er seinem Zögling in der Gefangenschaft bieten kann. Verlassene kleine Tiere finden unter den Chinesen leicht barmherzige Menschen. Häufig bin ich in der Nähe der Städte wohlhabenden Chinesen begegnet, die, um gute Werke zu tun, am Ufer des Flusses Fischern

folgten, um die am Lande zurückbleibenden kleinen Fische wieder ins Wasser zu werfen. Ähnliche Fälle der Barmherzigkeit den Tieren gegenüber könnte ich noch anführen, und was die Barmherzigkeit Menschen gegenüber betrifft, so wird diese von Europäern, die aus Beispielen auf der Straße gesammelt sind, ohne chinesische Einrichtungen und Psychologie zu kennen, oft völlig verkannt. In den Städten existieren überall Bettlerzünfte, denen ganz regelmäßig von der Bevölkerung gezahlt wird; gibt der vorübergehende reiche Chinese dem Bettler auf der Straße nichts, so heißt dieses nicht, daß er unbarmherzig ist. An vielen Orten gibt es Armenhäuser, in denen es den Insassen gestattet ist, nur zweimal monatlich betteln zu gehen, um außer der freien Kost und dem Unterkommen noch etwas zu sammeln. Meist ist es der 1. und 15. jedes Monates, wo diese Betteltage gestattet sind, daher sollte man nicht ohne weiteres den Chinesen, der an andern Tagen dem Bettler nichts gibt, unbarmherzig nennen.

Doch noch einmal möchte ich zu dem Verhältnis der Chinesen zu den Tieren zurückkehren. Ich selbst sehe es gern, wenn meine chinesischen Burschen im Hause ihren Tierpassionen nachgehen. Neben mir auf dem Tisch steht ein niedliches, aus Stroh geflochtenes Kästchen, in ihm sitzt eine große grüne Heuschrecke, tags und selbst in der Nacht hört man sie fröhlich zirpen, und meine Jungen sagen mir, sie könne den ganzen Winter über leben, selbst in der kalten Chinesenhütte, nur müsse sie dann in eine holzartige Kürbisgattung, einen schlechten Wärmeleiter, getan werden. Es ist bereits kalt, die Brüder und Schwestern dieser grünen Heuschrecke haben schon längst ihr Lied ausgesungen und ihre Existenz aufgegeben. Meine Jungen wollen mir einreden, daß dieses Tier Zufriedenheit und Dankbarkeit ausdrückt, weil es gerade dann, wenn man sich dem Tiere nähert oder von ihm spricht, zu zirpen beginnt, was zu Anfang seiner Gefangenschaft gar nicht der Fall war.

Jeden Abend, sobald es zu dämmern beginnt, schlüpft an meinem Zimmer ein ziemlich ausgewachsenes Küchlein vorüber und sucht die alte Wärterin, die es, seit es dem Ei entschlüpfte, mit großer Geduld aufgezogen hat. Die Alte gibt ihm die ihm zugemessene Portion trockener Hirse, und wenn die Mahlzeit beendet ist, tut sie es in einen winzigen Käfig, und gerade die Enge des Käfigs sichert dem Küchlein einen ruhigern Schlaf. Die Alte sagt mir, daß dieses Küchlein im nächsten Frühling früher als die anderen Eier legen werde, und zwar werde es zum Eierlegen stets ins Zimmer kommen. Viel Gewissensbisse macht sich die Alte, daß alle die Küchlein, die die Tauben ausgebrütet hatten, durch ihre Nachlässigkeit und infolge ihres lebhaften Temperaments in einem unbedeckten Waschbecken ertrunken sind, — um so mehr Sorgfalt hat sie dem übriggebliebenen, künstlich ausgebrüteten Küchlein zuteil werden lassen.

Indessen das Lieblingstier der Chinesen ist eine Art Spottvogel. Gehalten werden diese Vögel in einem der Größe und Form nach stets gleichen, dem Material und der Ausstattung nach sehr verschieden kostspieligen runden Käfig. Ein großer, inmitten des flachen Daches angebrachter flachstehender Messinghaken gibt die Möglichkeit, den Käfig an einen beliebigen Ast oder sonst einem Gegenstande in Gleichgewichtsstellung aufzuhängen, auch dient er als bequemer Handgriff beim Tragen. Mitten im Boden des Käfigs ist ein anderer Handgriff befestigt, in den 3 Finger der tragenden Hand bequem hineinpassen. Außerdem fehlt es dem Käfig nicht an einem Überzug, der für die Ruhezeit oder bei Sturm und Unwetter heruntergeschlagen werden kann.

Vom Dach in den Käfig herab hängen gewöhnlich einige rote Bänder, denn die rote Farbe wirkt nach Ansicht der Chinesen erheiternd auf die Stimmung der Menschen und Tiere. Der Vogel, heißt es, verträgt es nicht, mit der Hand berührt zu werden, daher begleitet den Käfig stets eine lange Holzpincette, mit der jede Verunreinigung sofort weggeschafft wird. Mitten im Innern des Käfigs befindet sich eine kleine runde Holzscheibe mit in den Boden befestigtem Fuße, wie ein kleiner runder Tisch aussehend, auf dem bei den Gesangsvorträgen der Vogel Platz nimmt. Der Vogel kommt nie aus seinem Käfig heraus, hat auch kein Verlangen danach, so neugierig er auch ist. Im Erlernen mannigfaltigster Laute zeigt er eine erstaunliche Fähigkeit. Doch sind wohl die meisten, zu ganzen Episoden sich zusammenfügenden Laute nicht direkt der Natur abgelauscht, sondern die jüngern Vögel lernen sie von den ältern. Morgens bei Sonnenaufgang, aber auch abends bei Sonnenuntergang sieht man an freien Plätzen in Städten und Dörfern die Besitzer dieser Vögel sich sammeln, oft kommen da hundert und mehr Vögel zusammen, und es kommt nun zu einem Wetteifer in den Vorträgen. Auch macht der Chinese gern Ausflüge mit seinem Vogel an Orte, wo Zugvögel hinziehen, an lauschige Plätze, die ihn anheimeln, denn er ist überzeugt, daß sein Vogel seelischen Eindrücken sehr zugänglich ist. Häufig sehe ich Chinesen, wenn irgend ein Tumult in der Straße entsteht, schnell nach ihrem Vogel eilen, um ihm die Möglichkeit zu außerordentlichen, häufig ganz auf psychologischem Gebiet liegenden Eindrücken zu bieten. Doch auch wer nicht an die außerordentlichen Geistesfähigkeiten dieses Vogels glaubt, gerät bei genauerer Beobachtung zu allen möglichen Reflexionen, wenigstens wird man verleitet, beim Vortrag mancher Episoden wirklich anzunehmen, daß dieser Vogel nicht die bloßen Leute erlernt hat, sondern in ihm sich auch ganz reelle geistige Vorstellungen abspielen. Täuschend hören wir z. B. die Stimme eines lockenden Spatzen nachahmen, dann mehrere Stimmen, schließlich ein wildes Zwitschern einer ganzen Menge von Spatzen, dann plötzlich ein leises Miauen einer Katze und nach einer kleinen Pause, so als wäre es an anderem Orte, beginnt es wieder mit einem zaghaften Locken des einzelnen Spatzen, der Antwort eines andern ꝛc. ꝛc. Hierzu kommen noch mannigfaltige Posen, die der Vortragende einnimmt, bald stolz auf seinem kleinen Postament mit erhobenem Kopfe stehend, bald im Kreise in seinem Käfig herumschreitend, einen Flügel nach unten ausgestreckt nach sich ziehend, den Kopf dabei hochaufgerichtet und mit energischer Stimme, voll Überzeugung, vortragend. Ein anderes Mal läßt er beide Flügel gestreckt nachschleppen, als wolle er ein sehr vornehmes Menschenwesen darstellen.

Von diesem talentvollen Lieblingsvogel trennt sich auch der noch so verarmte Chinese sehr schwer, er leidet oft lieber Hunger und Not, als daß er sich von seinem „Erzähler" trennt und ihn verkauft. Wer seinem Vogel indessen nicht fortlaufend Pflege und neue Anregungen bietet, hat bald eine Abnahme der vortragenden Talente zu beklagen. Über die Träumereien und Vorstellungen, die der Chinese im Verkehr mit seinem Vogel macht, liebt er sich andern gegenüber nicht mitzuteilen, denn das greift auch ins Gebiet abstrakter Sphären hinüber.

Chinesen, die die Pfade der natürlicher Moral verlassen und sich auf den Weg des Verbrechertums begeben, tuen dieses mit Überlegung, häßlichem Opportunismus, ohne Wahl der Mittel. Dann fliehen sie meist ihre Familie, denn die Grundlagen der Familie erschweren es ihnen, ihr Gewissen abzutöten. Ebenso überlegt ertöten sie in sich alle die, der Liebe zur Natur entspringenden

Passionen. Es ist nicht so selten, daß solche Verbrecher nach Preisgabe ihrer Vernunftsmoral sich einem religiösen Glaubensbekenntnis anschließen, denn wo die Moral sich auf abstrakte Systeme aufbaut, das Gefühl an Stelle des nackten Verstandes tritt, da lassen sich leichter beruhigende Entschuldigungen für das Gewissen finden.

Eben durchlebt China eine schwere Zeit, wo die zur Gewalt gelangten egoistischen und unpatriotischen Aventuristen, aus der Partei Juanschikai's, in Schule und Verwaltung die Grundfesten, auf denen sich die konfuzianische Moral, der Schönheitssinn und das Seelenleben der Chinesen aufbauen, niederzureißen suchen. Den wahren Herd, von dem immer wieder erhaltend und belebend der Geist chinesischer Volksmoral, voll Toleranz allen fremden moralischen Glaubensüberzeugungen gegenüber, ausströmte, den mandschurischen Kaiserthron haben sie gestürzt, weil ihre Macht sich nur auf der Unmoralität des ganzen Volkes aufbaut. Doch wie das wirklich Edle und Gute nicht auf die Dauer erstickt werden kann, so wird doch schließlich das gerade im niedern Volke fortlebende eigentümliche Seelenleben den Sieg davontragen. Bei all den bisherigen blutigen Vorgängen hat das chinesische Volk nicht mitgesprochen, es kommt erst die Zeit, wo es verstehen wird, daß es Gefahr läuft, seine heiligsten Güter zu verlieren. Solange sich China auf dem System konfuzianischer Moral fortentwickelt, existiert keine „Gelbe Gefahr", das hätten die Völker Europas zu Beginn der sog. Revolution erkennen sollen. Chinas Volk gleicht einer Waise, die von Räubern vergewaltigt ist; gebt ihr den rechtmäßigen Vater wieder, und durch die Kraft seines Familienlebens wird sich dieses Volk zum Segen der Welt entwickeln.

❀ ❀ ❀

Die Baltische Gegenseitige Lebensversicherung.

Vor Kurzem hat die Baltische Gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft in Reval ihre Geschäftstätigkeit aufgenommen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, von welcher Bedeutung für die Wirtschaft des Einzelnen wie der Gesamtheit die Lebensversicherung ist, dann darf man im Hinblick auf jenen Tätigkeitsbeginn wohl von einem Ereignis sprechen. Dies Ereignis zu würdigen, soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Der Lebensversicherungsgedanke hat in Rußland noch lange nicht die Verbreitung gewonnen, die er verdient. Während die Lebensversicherungspolice in Ländern wie Deutschland, England und Amerika zum festen Besitztum der Familie gehört, beschränkt sich die Versicherung in Rußland auf die kleinen Kreise der Wohlhabenden und Aufgeklärten, und auch diese versichern sich zum großen Teile im Auslande. Auf die Ursachen dieser Flucht, die in dem Mangel an Versicherungsgesellschaften nicht liegen können, hat kürzlich die „Deutsche Versicherungspresse" gelegentlich einer Besprechung der Tätigkeit der russischen Privatgesellschaften mit harten Worten hingewiesen. Es heißt da:

> „In einem Lande von 140 Millionen Einwohnern waren bei den heimischen Privatgesellschaften Ende 1912 nur 184,000 Policen für eine Summe von 524 Millionen Rubeln in Kraft!*)

*) In Deutschland 2¾ Millionen Policen über rund 12 Milliarden Mark.

„Dabei wurden in demselben Jahre mehr als 18,700 Policen für 51 Mill. Rubel storniert!

„Dieser enorme vorzeitige Abgang, der fast 10 % des Gesamtbestandes und 45 % des Neuzuganges ausmacht, zeigt eben, wie wenig das russische Publikum vom Lebensversicherungsgedanken durchdrungen ist, und deutet auf die demoralisierende Wirkung der Agenten hin, die die Versicherten von einer Gesellschaft in die andere hinüberschleppen. Das Publikum läßt sich von dem leiten, was der Agent ihm erzählt, und der Agent denkt nur an seine Provision und kümmert sich blutwenig um die Versicherten und noch weniger um die Gesellschaft, die er vertritt. Unwissenheit auf der einen Seite, Gewissenlosigkeit auf der anderen, das sind die Säulen, auf die sich das russische Lebensversicherungsgeschäft stützt.

„Kein Wunder, daß bei derartigen Zuständen das finanzielle Ergebnis des Lebensversicherungsgeschäftes so kläglich ausfällt. Betrug doch der Reingewinn bei den 8 Gesellschaften (gemeint sind: Shisn, die St. Petersburger, Jakor, Rossija, Sabotlivost, Generalnoje, I. Russische, Salamandra) im letzten Jahre nur etwas mehr als 650,000 Rubel, und das bei einer Einnahme an Prämien und Zinsen von über 34 Millionen Rubeln! Für Provisionen allein gingen ja mehr als 25 % der gesamten Prämieneinnahme auf, und zieht man die Verwaltungsspesen hinzu, so erhält man den unerhörten Satz von 30 %! Dabei verlief die Sterblichkeit ziemlich günstig, denn von der erwarteten Sterblichkeit von 7,264,000 Rubeln sind nur 5,194,000 Rubel eingetreten. Die Untersterblichkeit betrug demnach 28½ % der erwarteten. Man sieht hieraus, daß es nicht die Sterblichkeit ist, die, wie man in Deutschland zu glauben geneigt ist, das russische Lebensversicherungsgeschäft nicht wünschenswert macht, sondern einfach dessen elende Verwaltung. Eine Gesellschaft, die die Lebensversicherung wissenschaftlich und ehrlich in Rußland betreiben würde, würde ohne Zweifel das glänzendste Resultat erzielen".

Diese Ausführungen, die durch sechs der „Strachowoie Obosrenie" entnommene Tabellen illustriert werden, beschließt das deutsche Fachblatt mit einem Ruf, der von denen, an die er gerichtet ist, wohl beachtet werden wird: „Ein Wink den expansiven deutschen Gesellschaften!"

Das wollen wir nicht. Was man in Deutschland von der Lebensversicherung verlangt: daß sie wissenschaftlich und ehrlich betrieben werde, das kann auch hierzulande geleistet werden. Unsere neueste heimische Gesellschaft will den Beweis dafür erbringen. Daß der geweisagte Erfolg dann auch nicht ausbleibe, dazu möge jeder helfen, dem seine Heimat am Herzen liegt!

Es kann ja sein, daß ein geschickter Agent mich davon überzeugt, daß ich mich für weniger Geld bei einer ausländischen als bei einer inländischen Gesellschaft versichere: das soll selbst für die neue Baltische Anstalt zugegeben werden, obwohl ihre Prämiensätze niedriger sind als die der größten deutschen, französischen und amerikanischen Gesellschaften; diese können nämlich auf Grund ihrer jahrelangen Erfolge Dividendenschätzungen machen, die eine neue Gesellschaft, der die Grundlagen fehlen, naturgemäß nicht machen darf. Aber ich muß mir doch gestehen, daß das Geld, das ich Jahr für Jahr als Prämie ins Ausland zahle, dem Lande, in dem ich es erworben habe, verloren geht; und wenn ich gründlich nachrechne, so werde ich finden, daß mein Vorteil eher *hier* als draußen liegt. Es sollen nämlich außer mir tausend andere ihre Prämien ebenfalls ins Ausland tragen, alle vergnügt bei dem Gedanken, ein gutes Geschäft zu machen: da werden Millionen unserer gemeinsamen Wirtschaft entzogen, und an dem Ausfall an Verdienst oder an dem bloßen Geldmangel werden wir bald inne werden, daß es selbst vom egoistischen Standpunkte aus weiser gewesen wäre, wenn wir unser Geld bei uns gelassen hätten.

Man treibe das Exempel auf die Spitze und nehme an, daß 10,000 Landsleute sich im Auslande versichern. Die durchschnittliche Versicherungssumme soll 10,000 Rubel sein, der durchschnittliche Prämiensatz 4 %. Das

heißt: Jahr für Jahr zahlen wir 4 Millionen Rubel ins Ausland! Verloren ist das Geld natürlich nicht — bewahre! es kommt ja nach 20 und 30 und 40 Jahren zum Teil wieder ins Land, je nachdem die Summen fällig werden. Unterdes arbeitete man draußen mit unseren Ersparnissen, rechnete uns 3 bis 3½ Prozent Zins auf Zins an, und wir wußten im eigenen Lande nicht, wo wir Geld auftreiben sollten für unsere Bedürfnisse; das wenige, das zu haben war, mußten wir mit 6 und 7 und 8 Prozent bezahlen.

Wer seinen eigenen Vorteil im Auge hat, soll nicht vergessen, daß er und sein ganzer Vorteil von der Gemeinschaft abhängt, in der er lebt. Je mehr Mittel die Gemeinschaft hat, desto vorteilhafter ist es für jeden Einzelnen. Es ist eine falsche Rechnung, wenn jemand seine Mittel der Gemeinschaft entzieht und Nutzen davon zu haben meint; andere würden ihm seine Rechnung nachmachen und — den Schaden spüren. Denn es mag wohl sein, daß der Einzelne bei seiner Rechnung gewinnt, wenn er der Einzige ist, der die Rechnung macht — das geht dann auf Kosten aller übrigen; aber sobald alle übrigen oder nur ein Teil der übrigen ihm folgen, ist niemand da, der die Kosten trägt.

Nehmen wir unser Beispiel wieder auf, so wäre unseren 10,000 Landsleuten am besten gedient — das braucht nicht einmal versicherungstechnisch bewiesen zu werden —, wenn sie eine Versicherungsgemeinschaft bildeten und ihre Prämien in eigene Verwaltung und Verwendung nehmen. So, wie unsere Annahme war, bringen die einen ihr Geld nach Deutschland, die anderen nach Frankreich, die dritten nach Amerika — fast möchte man glauben: je weiter, desto besser. Dort trägt ihr Geld 4 und 5 Prozent Zinsen, und davon wollen die Versicherungsgesellschaften ihr redlich Teil haben; hier im Lande würde es mindestens ein Prozent mehr tragen — uud alles würde ihnen selbst gehören.

Da entsteht nun die Hauptfrage: wie müßte diese Versicherungsgemeinschaft beschaffen sein?

Es ist über die Formen der Versicherungsgesellschaften — Aktiengesellschaft und Gegenseitigkeitsgesellschaft — viel gestritten worden; jede soll ihre Vorteile wie ihre Nachteile haben. Das ist freilich ganz gewiß, daß die Aktiengesellschaft Nachteile und daß die Gegenseitigkeitsgesellschaft Vorteile hat; ja — ohne Scherz — es ist sogar gewiß, daß die Aktiengesellschaft auch Vorteile — für die Aktionäre hat.

Im Ernst läßt sich hier garnicht streiten. Wenn die eine und andere Aktiengesellschaft ziffernmäßig nachweist, was sie alles ihren Klienten gezahlt hat, so ist das ja sehr erfreulich, und ihr Ruhm soll nicht im mindesten geschmälert werden. Nur lag der Erfolg nicht im Wesen der Aktiengesellschaft, sondern etwa an der Fähigkeit der Geschäftsführer, an günstiger Sterblichkeit, hohem Zinsfuß u. dgl. — lauter Faktoren, die bei einer Gegenseitigkeitsgesellschaft genau so gut zutreffen können. Das heißt — — — Mir fällt hier ein Satz ein, den ich im Prospekt einer russischen Gesellschaft gelesen habe, der so lustig ist, daß er kolportiert zu werden verdient:

> „Gegenseitigkeitsunternehmungen werden häufig nicht mit der gehörigen Sorgfalt geleitet, da die Personen, welche derartigen Unternehmungen vorstehen, gewöhnlich mit dem Wesen der Lebensversicherung unbekannt sind"

— sagt der „Jakor", der vermutlich auch einmal etwas von Gegenseitigkeitsunternehmungen wie der „Gothaer", „Stuttgarter", „Leipziger" und „Karlsruher" gehört hat.

Dem „Jakor" zum Trotz wollen wir das schier Unmögliche setzen, daß es einer Gegenseitigkeitsgesellschaft gelingt, einen leidlich fähigen Fachmann für die Geschäftsführung zu gewinnen. Die Hypothese scheint freilich gewagt zu sein: denn nach dem „Jakor" liegt die Unmöglichkeit offenbar im Wesen der Gegenseitigkeitsgesellschaft. Einerlei; wir wollen den Gedanken dennoch durchführen. Dann frage ich: was hat die Aktiengesellschaft nun noch vor der Gegenseitigkeitsgesellschaft voraus? Der „Jakor" wird die Antwort verweigern, weil ihm die Hypothese gegen alle Denkgesetze und Erfahrungstatsachen geht. Gut, wir antworten also selbst: nichts! Denn daß bei der Aktiengesellschaft die Aktionäre über die Verteilung des Reingewinnes bestimmen, bei der Gegenseitigkeitsgesellschaft die Versicherten, daß dort ein Teil des Gewinnes den Versicherten zugute kommt, hier das Ganze: das kann man wohl kaum als einen Vorzug der Aktiengesellschaft bezeichnen.

Und wenn unsere 10,000 Landsleute nun noch ein übriges tun wollen, um das ängstlichste Gemüt von der letzten Spur seiner Angst zu befreien, dann werden sie in ihr Gesellschaftsstatut die Bestimmung aufnehmen, daß die Mitglieder zu Nachschüssen nicht herangezogen werden können. Dann werden sie der Aktiengesellschaft nur noch in einem nachstehen: im Grundkapital.

Das Grundkapital der deutschen Versicherungsgesellschaften pflegt mindestens 3 Millionen Mark zu betragen. Darauf werden aber oft nur 25 % eingezahlt, und es gibt Gesellschaften, die mit dieser Einzahlung alt geworden sind. Vergleicht man das sog. „Vermögen" der Gesellschaften (das zum größten Teil aus den Prämienreserven der Versicherten besteht) mit dem Grundkapital, so sieht man, von welch geringer Bedeutung dieses ist. Ein Grundkapital von 6 Millionen Mark z. B. spielt neben einem „Vermögen" von 1000 Millionen Mark praktisch keine Rolle.

Freilich ist ein Vermögen nicht gleich nach der Gründung einer Gesellschaft da, sodaß bei jungen Anstalten das Grundkapital wirklich einige Bedeutung hat. Aber die Sicherheit einer Lebensversicherungsgesellschaft hängt doch nicht allein vom Grundkapital ab, sondern auch von einer sorgfältigen Risikenauslese und — wenn man dies mehr persönliche Moment ganz außer Acht lassen will — von einer guten Rückversicherung. So kann selbst das jüngste Unternehmen Versicherungen über hohe Summen abschließen, wenn es die gehörige Rückdeckung nimmt, — und die Sicherheit wird bei ihr ebenso groß sein wie bei den ältesten Anstalten.

* * *

Die Gedanken, die hier entwickelt wurden, will die Baltische Gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft verwirklichen. Die Gesellschaft ist mit einem Kapital von 500,000 Rubeln gegründet, das voll eingezahlt wurde. Die Versicherten sind von vornherein Mitglieder der Gesellschaft, stimmberechtigt, wenn die Versicherungssumme, die sie abgeschlossen haben, nicht weniger als 5000 Rubel beträgt; nach der Tilgung des Grundkapitals sind sie die einzigen Mitglieder; sie unterliegen nicht einer Nachschußpflicht. — Die Gesellschaft ist in der Lage, jedes noch so hohe Risiko durch Rückversicherung zu decken.

Die Versicherungsbedingungen, die nächst der Prämie beim Abschluß einer Versicherung den Ausschlag geben, enthalten dieselben Vergünstigungen, die von den angesehensten Gesellschaften gewährt werden: Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice. Diesen drei Schlagwörtern kann unsere Gesellschaft noch eins hinzufügen: Gewinnbeteiligung sofort nach dem ersten Versicherungsjahre.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das Völkerschlachtdenkmal und Gerhart Hauptmanns Puppenspiel.

Eine psychologische Studie von Arthur Behrsing (Reval).

Am Vormittage hatte ich das Völkerschlachtdenkmal bestiegen und am Nachmittage lauschte ich im Leipziger Zentraltheater Hauptmanns Puppenspiel in der meisterhaften Wiedergabe Bruno Thürschmanns.

Die Folge davon war, daß ich am Abend lange nicht einschlafen konnte. Zwei Denkmäler „zur Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege" hatten zu mir geredet, ein jedes in seiner Sprache. Ehe ich es wagen konnte, sie miteinander zu vergleichen, versuchte ich, jedes in seiner Eigenart vor meinem geistigen Auge wiederentstehen zu lassen.

Das eine — Granit, einem Bau aus der Pharaonenzeit vergleichbar. Außerhalb der Stadt, von der unruhigen Außenwelt abgetrennt durch Mauern, Dämme und Bäume. 500 Stufen, die emporführen. Von der Spitze Blick auf das Erzgebirge, den Harz und den Thüringer Wald, — unabsehbare Strecken des vom Tyrannenjoch befreiten deutschen Landes. Kriegerfiguren von 7facher menschlicher Größe, aus Granit gemeißelt, als symbolischer Schmuck des Riesenbaues. Jeder Buchstabe des alten deutschen Bittspruches „Gott mit uns" an der Vorderwand des Denkmals 2 Meter lang und 100 Zentner schwer. Übermenschliches, Riesengroßes, wo man auch stehen und wohin man auch sehen mag.

Und nun das andere.

Zierliche Filigranarbeit in — „deutschen Reimen" O, diese deutschen Reime, wie hatten sie mein Ohr gemartert! Deutsch kann derb und ungeschlacht bedeuten, hatte ich mir gesagt und hatte ausgehalten. Drei überlebensgroße Figuren: der Direktor, Pythia und Athene Deutschland, alles andere — Menschlein, Zwerge, die nur für den Moment ihre Lungen mit Luft füllen, solange sie nämlich reden, nachher jedoch zu einem Nichts zusammenschrumpfen, genau wie die Figurinen eines Kasperletheaters. Die Zeit der Freiheitskriege in der Form eines Marionettentheaters — welche ungeheuerliche Zumutung an die Zuhörer und Zuschauer, an deutsche Zuhörer und Zuschauer! Dieser planvolle Wahnsinn, dieser elementare Denkmalshaß verblüffen. Unwillkürlich läuft die Gerechtigkeit heischende Erinnerung in die Zeit von 1813 zurück und drückt den mißhandelten Helden kondolierend die Hand. Kann nun nachher jemand leugnen, daß das Festspiel seinerseits gleichfalls lebhaft die Erinnerung an 1813, 14 und 15 wachruft? Ich glaube nicht. Also doch wieder ein Denkmäler leugnendes Denkmal? Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Ich wog meine Gefühle ab: vor dem Völkerschlachtdenkmal Ehrfurcht, Andacht, geheimes Grauen, Wirkungen einer granitnen Grabrede; vor dem Puppenspiel Scham, Zerknirschung, Erinnerung an Menschliches, Allzumenschliches, Auf- und Abwogen der gegensätzlichsten Empfindungen, Indifferenz. Und eh ich's noch hindern kann, werden beide Denkmäler zu Symbolen zweier gewaltiger Prinzipien innerhalb der Weltgeschichte: des aufbauenden und des zerstörenden, des aristokratischen und des demokratischen, des heldenverehrenden und heldenverneinenden. Und ich fange an, sie zu vergleichen.

Ein Metznerscher Krieger mit den meterlangen Fingern aus Granit und

ein Hauptmannscher Blücher, ein „Püppchen meines Personals“! Haß als letzter edelster Notschrei eines freventlich gekränkten Seelenadels, und Haß als — „Irrtum, als nackte Not des Hungers“! „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ und „wir wissen nichts von Krieg“! Ein Krieg, der baut, ein Friede, der nivelliert! Leipzig und Breslau. Der das deutsche Volk enthusiasmierende, 6 Millionen sammelnde Leipziger Kammerrat Thieme und der an schlesischen Kaminen träumende Dichter Hauptmann.

Die Denkmäler verschwinden, und ich sehe nur noch die schon erwähnten Prinzipien, die einander bekämpfen werden, solange die Erde bestehen, das Meer Dämme aufwerfen und Dämme niederreißen wird, Vulkane den Boden sengen und befruchten, nationale Scheidewände entstehen und vergehen werden.

Wer den Globus an der Hand eines Geschichtswerks betrachtet, dem entgeht es nicht, daß die krausen Formen, die der gärende Erdball im Laufe der Jahrmillionen aufgeworfen hat, nicht nur lokale Scheidewände, sondern auch solche für die nationale und geistige Eigenart der Menschen gebildet haben. Ich denke nur an den Rhein, die Alpen. Seine nachdrücklichste Sanktion erhielt dieses zunächst rein geographische Empfinden und Denken, sobald es Bestandteil des religiösen Empfindens wird. Die denkbar krasseste Ausprägung fand letzteres in dem Glaubensleben des Judentums. Das Judentum ist nur unter dem Gesichtswinkel der größten nationalen Abgeschlossenheit zu verstehen. Das Christentum schlug eine Bresche in diese Anschauungen. „Ihr seid das Salz der — Erde“. Damit rundete sich der Erdball geistig ab und verlor alle seine geographischen Erhebungen und Vertiefungen. Seit dieser Zeit ist der Ruf nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht zur Ruhe gekommen.

Wenn nun Menschen ihrerseits Denkmäler errichten, so errichten sie damit zugleich neue Scheidewände, fügen gleichsam den geographischen historische hinzu. Sie bauen damit an ihrer Eigenart, potenzieren ihre Trennungsmerkmale und arbeiten bewußt einer Verbrüderung der Völker entgegen. Wer wollte leugnen, daß sie recht daran tun. Wie der einzelne Mensch Momente in seinem Leben hat, die er nicht vergessen kann, Momente, in denen er sich seines Wertes als Einzelwesen bewußt wird, so gibt es auch Momente im Leben einer Nation, die sie nicht vergessen kann, die wie mit einem Blitzlicht die innersten Adern ihrer Eigenart bloß legen. Solche Momente vergessen, hieße geistigen Selbstmord begehen. Über Nacht hat sich das Ufer des Meeres gehoben, und dieselben Wellen, die am Abend noch stolz über den neuen Damm hinwegrauschten, liegen am Morgen gebändigt zu seinen Füßen.

Aber schon regt sich in ihnen die Reue über die Mithilfe an dieser Tat. Bald leise plätschernd, bald titanisch drohend nähern sie sich dem stolzen Eiland und schleppen Sandkorn auf Sandkorn fort.

So ist es auch im Menschenleben. Die Stimme derer, die Scheidewände niederreißen, wird nie verstummen. In unseren Tagen ist sie besonders stark geworden. Man glaubt nicht mehr an Unterschiede, man will keinen Krieg, man will Frieden. Nicht Haß, sondern Liebe, nicht neue Staaten, sondern neue Menschen. Indem man alles sub specie aeternitatis betrachtet, schrumpfen große geschichtliche Epochen zu Meilensteinen nach einem Nirgendsheim zusammen, und die Menschen werden zu Puppen in dem Puppenspiel eines überwelt- und überzeitlichen Direktors. Wer sind diese Menschen, die also reden und aufbegehren? Das sind diejenigen, die der Menschen Traumreich bewachen, — die Propheten, die Apostel.

Und nun kehren meine Gedanken noch einmal zu den beiden Denkmälern der Freiheitskriege wieder, und ich stehe nun zu ihnen anders, als am Anfang. Sie sind beide mit innerer Notwendigkeit aus unserer Zeit emporgewachsen — das Denkmal des Staatsmannes und das Denkmal des Friedensapostels. Das eine weist in die Vergangenheit, das andere in die Zukunft. Das eine entsprang auf dem blutgedüngten Boden der Wirklichkeit, das andere in dem träumenden Gehirn eines weltfernen Dichters. Das eine will aufbauen, erschüttern, die Stärke der Nation vor Augen führen, das andere dämpfen, warnen, um Sympathie für die Menschheit und die Aufgaben der Kultur flehen; dem einen entschlüpft das Kleine, es verschweigt die Unbillen des Krieges und die damalige Kleingläubigkeit des deutschen Volkes, das andere fügt, sittlich läuternd, alle diese Dinge hinzu. So könnte es denn als Ergänzung, als Randbemerkung zum Völkerschlachtdenkmal immerhin bestehen bleiben.

Aber die Schamröte, die einen auch als Nichtreichsdeutschen vor Hauptmanns Puppenspiel überkommt, wie erklärt sich die? Sind es nur die schlechten Reime? . . Es hätte nicht ein Festspiel sein sollen.

Denn wie die Woche im Sonntag, so gipfelt das Nationalbewußtsein — und noch muß man mit ihm rechnen! — in den Denkmälern, die sich das Volk als solches errichtet.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

„Besser ist es, um das Übermenschliche ringend, erliegen, als in der dumpfen Ergebung unter das Gemeine dahingehen!“ — zitierte ich mit herausfordernd siegbewußtem Pathos, überzeugt, damit das letzte Wort in der eben diskutierten Frage gesprochen zu haben.

Der Freund neben mir zündete sich die Havanna von neuem an, die während unseres Gesprächs erloschen war, verfolgte aufmerksam die langsam verglimmenden Funken des in den Aschenbecher geworfenen Zündholzes, und kaum merklich die Achseln zuckend, begann er aufs neue:

„Das klingt sehr erhaben, sehr ideal, und doch ist es nur eine der vielen Phrasen, die der moderne Zeitgeist heraufbeschworen hat. Dies Erliegen in dem großen Wettbewerb der Geister, was ist es anderes als ein Herabstürzen mit gebrochenen Schwingen, um zu ersticken im Staube der Landstraße oder im Sumpf der allertiefsten Gemeinheit . Dieses Ringen nach dem Außergewöhnlichen: ein verzweifelter Durst nach Ruhm, nach Glück, der unter tausend Fällen kaum einmal gestillt wird! Ich sehe dabei ab von der Schriftstellerin, der Malerin — ihr Beruf drängt die Persönlichkeit nicht so in den Vordergrund, gibt sie nicht so völlig schutzlos dem Ungeheuer Publikum preis, wie dies bei der Sängerin, der darstellenden Künstlerin der Fall ist. In der Stille ihres Boudoirs schafft die junge Dichterin ihre ersten literarischen Versuche. Werden diese vom Publikum zurückgewiesen, so ist die Kränkung nur ihr allein bekannt und leichter zu verwinden; lächelt ihr das Glück, so ist die Schriftstellerei unter hundert Fällen neunundneunzigmal ein angenehmer Nebenerwerb, Ausfüllung ihrer Mußestunden; ihr Familienleben, die Erfüllung geselliger Pflichten werden dadurch nicht beeinträchtigt. Auch

die Wenigen, die sich ausschließlich der Schriftstellerei widmen, sie zu ihrem Lebensberuf erwählen, deren Name zu den Sternen der Literatur zählt, sie alle haben eine stille, dem Auge der Öffentlichkeit entzogene Studienzeit hinter sich, in der ihr Talent ausreifen kann, bis sie ruhmgekrönt, mit aufgeschlagenem Visier vor das große Publikum hintreten.

Ähnlich die Malerin. Auch ihre Kunst trennt sie nicht unerbittlich von der Familie, der schützenden Häuslichkeit. Und fehlt ihren Bildern der Stempel der Genialität, so bleibt ihr das große Gebiet des Kunstgewerbes, auf dem sie noch Anerkennung und sicheren Gewinn ernten kann.

Anders die vom Publikum zurückgewiesene Schauspielerin. Losgerissen von Haus und Familie, — von den Kreisen, zu denen sie durch Geburt und Erziehung gehört, ausgestoßen wie eine Geächtete, — denn den Schritt, den sie gegen Sitte und Herkommen getan, vergibt man ihr nie — verblutet sie an den ihrer Eitelkeit, ihrem Glauben an sich selbst geschlagenen Wunden, während auf der „breiten Straße der Alltäglichkeit", die sie so verächtlich gemieden, eine jede hoffen darf, ihr bescheidenes Fleckchen Erdenglück zu finden." — —

Wir hatten uns wieder einmal in eine Diskussion eingelassen, die bei der Verschiedenheit unserer Lebensauffassung endlos zu werden drohte.

Mein Freund, der berühmte und gefürchtete Kritiker und Theaterrezensent. war gewiß in mancher Beziehung reifer, „abgestumpfter", wie ich ihm grollend vorwarf, als ich, der sich noch durch die Sturm- und Drangperiode durchkämpfende angehende Schriftsteller, der als einer der „Modernen" seine Lebensaufgabe darin suchte, die Übermenschen aus der Masse herauszufinden und auf den Schwingen seiner Beredsamkeit in den Himmel zu heben, den zu erstürmen sie erschaffen waren. Sein Beruf, der ihn täglich mit aufgehenden Sternen und anerkannten Genies zusammenführte, hatte ihm den Blick geschärft für die Schwächen, die ja auch den auserlesenen Sterblichen anhaften. Es war bei ihm zur Gewohnheit geworden, alles krittelnd zu bemäkeln, was unsereiner andächtig anstaunt. Und doch war mir dieser Gedankenaustausch mit dem skeptischen Freund, die Nachmittagszigarre in seinem gemütlichen Junggesellenheim zum Bedürfnis geworden.

Ich hatte ihn bei meinem heutigen Besuch in seinem Schreibtisch wühlend angetroffen, eine Art von Reliquienschrein, wie mich ein flüchtiger Blick auf den Inhalt belehrte. Ein buntes Durcheinander von Künstlerphotographien, halbverblichenen Schleifen, welken Blumen und ähnlichen Andenken eines mit der Theaterwelt eng liierten Mannes. Er hatte, wie er sagte, nach dem Jugendbildnis einer Künstlerin gesucht, deren Biographie er für ein Journal zu schreiben versprochen.

Bei meinem Kommen erhob er sich und machte eine Bewegung, das Fach zu schließen, doch ein neugierig-bittender Blick von mir veranlaßte ihn, seine Absicht aufzugeben; sich behaglich in einen großen Fauteuil ausstreckend, gestattete er mir mit lächelnder Ironie großmütig „jedwede Indiskretion"

Ich rollte mir einen bequemen Lehnsessel heran und machte von der mir erteilten Erlaubnis Gebrauch, während der Freund in seiner geistvollen Weise mir die nötigen Erklärungen gab, in wenig Worten jede Persönlichkeit scharf charakterisierend. Er kannte meine Vorliebe für physiognomische Studien, wußte, daß mich ein Album für Stunden zu fesseln vermochte, da es mir Gelegenheit gab, in den Linien der mir völlig fremden Gesichter dem Lebensrätsel eines jeden nachzuspüren.

Eine Reihe Porträts mehr oder weniger bekannter Künstler waren heute im Fluge einer Viertelstunde durch meine Hände gegangen, ohne daß eins derselben mein besonderes Interesse wachgerufen; da fiel mein Blick auf ein Bild, das mich auf eigenartige Weise fesselte. Es war das Kabinettporträt einer jungen Dame in der zu Anfang der achtziger Jahre so beliebten „Rembrandtbeleuchtung", die von unseren modernen Freilichtaposteln so perhorresziert wird. Ich muß offen gestehen, daß ich in dieser Beziehung einer etwas veralteten Geschmacksrichtung huldige und das mystische Helldunkel Rembrandtscher Beleuchtung von jeher einen großen Reiz auf mich ausgeübt hat. Abgesehen von diesem rein äußerlichen Umstande, der wohl zunächst meine Blicke darauf gelenkt, zog mich das Bild an durch den seltsamen Gegensatz, den es zur Schau trug zu dem buntfarbig-leichtfertigen Milieu, in das ein Zufall es hineingeweht. Unter all den lächelnden, gemachten Theaterphysiognomien frappierte mich der tiefe Ernst, die scharf ausgeprägte Individualität, die sich in den großgeschnittenen Zügen aussprach. Weit davon entfernt, schön zu sein, fesselte mich dies Gesicht durch ein Etwas, einen Ausdruck in den Augen, dem ich noch nie begegnet, — ein Hinausschauen über die nächste Umgebung in endlose sonnenbeschienene Fernen, möchte ich es nennen.

Mein Freund beugte sich zu mir herüber. „Ah, die Verany!" meinte er in eigentümlich langgezogenem Ton.

Betroffen über diese ungewohnte Einsilbigkeit nach den teils witzigen, teils frivolen Kommentaren, die ich bis jetzt zu hören bekommen, blickte ich auf.

Er hatte sein Gesicht in eine dichte Rauchwolke gehüllt, so daß ich nicht im stande war, in seinen Zügen zu lesen. Einer Frage meinerseits zuvorkommend, warf er leicht hin: „Du scheinst dich ja ganz besonders für diesen Kopf zu interessieren. Woher kommt das eigentlich? es ist keine Schönheit, ja man kann nicht einmal sagen, eine „ungewöhnliche Physiognomie"."

„Es ist vielleicht nur das Rätselhafte, das mir zu denken gibt," entgegnete ich, noch immer unverwandt auf das Porträt in meiner Hand blickend, „der Gegensatz zwischen diesen glückschauenden Augen, die mir unwillkürlich die Eichendorffschen Verse ins Gedächtnis rufen:

„Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großem Glück "

und den resignierten Worten, welche die Künstlerin als Motto darunter geschrieben:

„Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch und über mir
Rauscht die schöne Waldeinsamkeit
Und keiner kennt mich mehr hier "

Er nickte gedankenverloren vor sich hin. „Ah so — ja, es ist ein seltsamer Zufall, der ihr die Hand geführt beim Schreiben. — Damals dachte sie dadurch nur eine gemeinsame Jugenderinnerung festzuhalten, die Erinnerung an ihren ersten künstlerischen Erfolg, bei dem ich ein nicht ganz unbeteiligter Zeuge war. Durch dies Lied ist ein Wendepunkt in ihrem Schicksal bezeichnet, ward sie in Bahnen gedrängt, auf denen es keine Umkehr gibt für Charaktere ihrer Art, hineingeschleudert in den großen Wettbewerb um den Lorbeer des Künstlers. An jenen unvergeßlichen Moment zurückdenkend, schrieb sie die Worte unter ihr Bildnis. Hätte sie ahnen können, daß es der Schicksals-

spruch sei, den die dunklen Mächte über sie gesprochen, das Motto ihres Künstlerlebens!"

Er verstummte und die fest zusammengepreßten Lippen schienen mir anzudeuten, daß ihm die Fortsetzung des Gesprächs peinlich sei.

In mir aber war der Schriftsteller erwacht. Es verlangte mich mehr über die Unbekannte zu erfahren, deren Geschichte, ich fühlte es, ich einst schreiben würde. Die Einsilbigkeit des Freundes schreckte mich nicht ab; ich hatte eine Art, mit Fragen in ihn zu dringen, der er auf die Dauer nicht standhielt.

„Eine der vielen, die da meinen, zur Sonne aufzufliegen, und sich an der ersten Theaterlampe die Flügel versengen," sagte er ausweichend, das Gespräch damit auf das allgemeine Gebiet der Frauenbewegung hinüberspielend; worauf sich jene anfänglich erwähnte Diskussion zwischen uns beiden entspann, womit er wähnte, die Sache abgetan zu haben.

Ich war jedoch nicht gewillt, ihn so leichten Kaufs entwischen zu lassen.

„Wenn du gehofft hast, durch deine moralphilosophischen Betrachtungen meine Gedanken von dem mich interessierenden Gegenstand abzubringen, mein Lieber, so irrst du dich," ergriff ich, da er schwieg, aufs neue das Wort. „Du ahnst nicht, welche Beharrlichkeit ich zu entwickeln vermag, wenn es sich darum handelt, ein Problem zu ergründen, den dunklen Fäden, die das Schicksal dem einzelnen spinnt, nachzuspüren. Gib dir also keine Mühe weiter, meinen Forschungen auszuweichen, denn ich schwöre dir, daß du mich nicht loswirst, bevor du mir nicht alles gebeichtet hast, was du von dem Original dieses Bildes weißt."

Er zuckte nach seiner Gewohnheit leicht mit den Schultern. „Du irrst dich gewaltig," meinte er ruhig, „wenn du dir einbildest, Stoff zu einem Roman zu erhalten. Ich vermag dir weiter nichts zu geben als die Anfänge, die Einschlagfäden, aus denen dies Lebensschicksal gesponnen, das mir im Lauf der Zeiten ganz entrückt ist und über dessen Weiterentwickelung ich nur Vermutungen auszusprechen imstande bin."

Ich legte das Bild neben mir auf den Tisch, und mir gleichfalls eine Zigarre ansteckend, lehnte ich mich erwartungsvoll in meinem Sitz zurück. „Go on!" —

Der Freund streifte mich mit einem scharf beobachtenden Blick. „Da es dir ernst mit deiner Drohung zu sein scheint — meinetwegen — —"

„Also, sie zeichnete sich dadurch aus, daß sie eine entzückende Schwester hatte. Du meinst, daß das ein sonderbarer Anfang sei und etwas ganz Nebensächliches — allein bedenke, daß das Gefühl der Zurücksetzung, des „Inschattengestelltwerdens" durch ein Seite an Seite aufwachsendes, äußerlich bevorzugtes Wesen, erfahrungsgemäß bei vielen Mädchen und Frauen die Triebfeder ist, sich auf literarischem oder künstlerischem Gebiet zu versuchen.

Die Erinnerungen reichen in meine Offizierszeit zurück. Du weißt, daß ich ursprünglich, der Tradition unserer Familie folgend, für den bunten Rock bestimmt war, den ich nach ein paar lustig verlebten Leutnantsjahren auszog, um mich einem Beruf zu widmen, zu dem Neigung und Begabung mich trieben. Ich schwärmte damals, wie alle Kameraden, für die schöne Tochter unseres Regimentschefs, d. h. er hatte eigentlich zwei Töchter, beide beinahe im gleichen Alter, allein man sprach halt nur von der einen. Gisela machte sich durch nichts bemerkbar und wurde nicht bemerkt, aber die jüngere, Zdenka, war ein „herziger Fratz" nach Ansicht des gesamten Regiments, das aus-

nahmslos zu ihren kleinen Füßen schmachtete und sich mit Wonne von ihr maltraitieren ließ.

Ich muß hier noch einige Daten über die Familie Verany einschalten. Unser alter Oberst war ein kreuzbraver forscher Kerl, ein alter Eisenkopf, dessen Energie manchmal an Verranntheit grenzte. Die Frau entstammte einer angesehenen Wiener Patrizierfamilie, war stark schöngeistig angehaucht. Sie hatte in ihrer Jugend die Blütezeit des Burgtheaters erlebt, ihre Eltern hatten selbstverständlich eine Loge, die selten unbenutzt blieb. Alles, was sich in Wien auszeichnete auf künstlerischem, literarischem und wissenschaftlichem Gebiet, verkehrte in ihrem elterlichen Hause. Kleine Theatervorstellungen, von bekannten Künstlern inszeniert, in denen die Töchter des Hauses die Hauptrollen spielten, wechselten an den Empfangsabenden mit musikalischen Produktionen ab, an denen sich die Sterne der damaligen Oper beteiligten. Die Frau Oberst vermißte trotz der durch den hohen Rang ihres Gemahls bedingten hervorragenden Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahm, doch sehr diese Art geistiger Anregung in der kleinen Garnisonsstadt und schwärmte ihren Kindern vor von den Reminiszenzen ihrer Jugendzeit.

Soweit es in ihren Kräften stand, suchte sie in ihrem Salon die Tradition des Elternhauses aufrecht zu halten. Streifte ein Künstler en passant unser Nest, so war man sicher, ihn als Gast auf dem Veranyschen „jour“ zu treffen. Was sich an Talenten unter den jüngeren Offizieren entdecken ließ, wurde von der Frau Oberst durch besondere Aufmerksamkeit ausgezeichnet. Zuweilen ward eine kleine Theatervorstellung improvisiert — lange Vorbereitungen und zeitraubende Proben duldete der Oberst nicht — „er liebe nicht, wenn die Herren Offiziere zuviel Zeit mit derlei Allotria vertrödelten“ erklärte er uns schneidig. Selbstverständlich bildeten die Veranyschen Mädchen den Mittelpunkt, d. h. eigentlich nur Zdenka, die ein ganz hervorragendes Talent für Ingénuerollen bekundete, zur Genugtuung der Frau Mama. Gisela zog die sentimentalen Rollen vor, bewegte sich aber unglaublich ungelenk auf den Brettern und richtete ihre Rollen regelmäßig durch falsches Pathos zu Grunde.

Ich komme jetzt zu dem Ereignis, auf welches sich das unter dem Bild stehende Motto bezieht.

Es war auf einem der Veranyschen Empfangsabende. Da Madame geäußert, es solle musiziert werden, hatte sich jeder, der von uns jungen Leuten einige musikalische Fertigkeit, sei es auf welchem Instrument immer, besaß, eingefunden. Nach dem obligaten Streichquartett und einem Violinsolo, welches ein als „sehr musikalisch“ verschrieener Fähnrich mit viel Gefühl und Verve ausgeführt, wandte sich Frau von Verany an ihre ältere Tochter: ‚Geh, Gisela, und sing uns ein Liederl! Der Herr von Arlet wird gewiß die Freundlichkeit haben, dich zu begleiten .‘ Ich muß nämlich einschalten, daß schon damals meine musikalischen Kenntnisse in Praxis und Theorie sich der allgemeinen Anerkennung erfreuten. — Mit geheimem Gruseln — ich dachte an die schauspielerischen Leistungen der jungen Dame — kam ich der Aufforderung der Frau Oberst nach.

Fräulein Gisela trat, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen, an das Klavier und reichte mir die Noten. Ich warf einen Blick hinein — natürlich etwas Getragen-Sentimentales, wie es dem Wesen der Sängerin entsprach — im übrigen eine Wahl, die für den musikalischen Geschmack derselben sprach: Das kleine Brahmssche Lied „Aus der Heimat“

Ich weiß nicht, ob dir die Worte — sie sind von Eichendorff — gegenwärtig sind, und zitiere daher die paar Verse:

„Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her —
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Kennt mich dort keiner mehr.
Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch und über mir
Rauscht die schöne Waldeinsamkeit —
Und keiner kennt mich mehr hier "

Ich war überrascht, ja mehr als das, hingerissen von dem Vortrag des Mädchens, und so wie ich, schienen alle Zuhörer „gepackt" zu sein. Eine kräftige Stimme von jugendlichem Schmelz und Biegsamkeit, dabei ein Verständnis und eine niedergehaltene Leidenschaft des Schmerzes in den letzten Worten, die ergreifend wirkten .. Einen Augenblick herrschte Totenstille, als sie geendet, dann erfolgte ein Applaus, so stürmisch, wie man ihn selten erleben kann, wie ihn nur unsere „schneidige Jugend" zu stande zu bringen vermag.

Ich erhob mich, um der Sängerin ein paar dankende Worte zu sagen. und war betroffen von dem Ausdruck des jungen Gesichts. Keine Überraschung sprach sich auf demselben aus, nur ein Hinnehmen von etwas längst Erwartetem, ihr Gebührendem, etwas, was gar nicht anders sein konnte — und da fiel mir zum erstenmal der seltsame, gleichsam ausschauende Blick der Augen auf, der dich beim Betrachten des Bildes frappiert hat, — jenes leuchtende Hineinblicken in eine ruhmverheißende Zukunft.

Sie sang dann, dem stürmischen Verlangen der Gesellschaft nachgebend, noch einige Lieder. Sie tat es mit derselben Miene hoheitsvoller Gewährung, die sich voll bewußt ist, dem Bittenden eine Gunst zu bezeugen. Bei jedem Liede erneuerte sich der Beifallssturm, doch machte keines mehr auf mich einen so tiefen Eindruck wie jenes erste. Es mag sein, daß bei jenem der Umstand mitgewirkt, daß man so gar nichts erwartet und so viel empfangen hatte.

Die Verhältnisse hatten sich mit jenem Abend im Veranyschen Hause gewaltig verschoben. Gisela, die bis dahin kaum beachtet, der schönen graziösen Schwester nur als Folie gedient, hatte ihre Stellung als älteste Tochter des Hauses eingenommen und behauptete sie siegreich der jüngeren Schwester gegenüber, die übrigens, wie bewundernd anerkannt wurde, über diese Rollenverschiebung durchaus nicht gekränkt schien, sondern nach wie vor ihr munteres, neckisches Wesen beibehielt, der Schwester neidlos die ihr zukommende bevorzugte Stellung einräumend. Diese bildete von nun an den Mittelpunkt, die „great attraction" der Veranyschen Abende. Dieselben hatten sich mit einem Schlag in musikalische Soireen verwandelt, und Gisela war der gefeierte Stern des Abends. Ich glaube nun allerdings, daß trotzdem die kleine Zdenka noch ihre Rechnung fand, denn „die Sterne, die begehrt man nicht" — so blieb ihr das Corps der Verehrer treu, die ihr neckischer Liebreiz nach wie vor an unzerreißbaren Zauberfädchen dirigierte.

Nur ich war einer der wenigen, die sich unbedingt dem neuaufgegangenen Gestirn zuwandten. Es zog mich an, daß Gisela Verany anders geartet war, als alle jungen Damen meiner Bekanntschaft, denen sie allerdings, was Munterkeit und schlagfertigen Witz betrifft, nachstand. Im Gegenteil hatte sie etwas Schwerfälliges in der Unterhaltung, ein grübelndes Sichversenken in

allerlei Probleme, aufs seltsamste gepaart mit einem überall hervorleuchtenden Hang zu Phantasterei: jedenfalls eine originelle, außergewöhnliche Erscheinung in unserer oberflächlichen Offiziersgesellschaft. Ihre ernste Auffassung der Musik in einem Kreise, wo man sonst höchstens ein fesches Couplet, einen Straußschen Walzer goutierte, berührte mich sympathisch, schlug verwandte Saiten in meiner Seele an. Ich war in dieser Beziehung wie ausgehungert. Eine schöne Menschenstimme, die mit Verständnis und Gefühl ein Brahmssches Lied interpretierte, mußte es mir antun und mich unwiderruflich gefangen nehmen. Auch besaß ich gerade noch Eitelkeit genug, um nicht unempfindlich zu bleiben gegen die Auszeichnung, die mir von ihrer Seite zu teil wurde. Galt ich doch schon damals unter den Bekannten für eine Art musikalischen Orakels, für die erste Autorität auf dem Felde der Musikkritik. Ich brauche dir wohl nicht zu versichern, daß der innige Gedankenaustausch, der sich in dem intimen Verkehr zwischen Gisela Verany und mir entwickelte, nichts mit Courmacherei gemein hatte. Ich gewann überhaupt, je näher ich ihr trat, immer mehr die Überzeugung, daß der glühende Ehrgeiz, der sie verzehrte, dies Lechzen nach Anerkennung und Ruhm keinen Raum in ihrer Seele für weichere weiblichere Empfindungen übrig ließ. All ihr Sinnen und Trachten konzentrierte sich in dem einen Gedanken: hinauszukommen aus den sie beengenden Grenzen der Häuslichkeit, der Familie, zu brechen mit dem herkömmlichen Traditionellen, und in die Öffentlichkeit zu treten, in Reih und Glied, Schulter an Schulter in dem großen Kampf ums Dasein, wie sie ihn verstand, d. h. wenn nicht anders, mit den Ellenbogen Luft schaffend, sich emporzukämpfen zu höchsten Höhen der Kunst, um triumphierend Massen zu ihren Füßen zu sehen.

Wenn sie ihre hochfliegenden Zukunftspläne vor mir entrollte, bis mir vor der Größe dieser Luftschlösser schwindelte, versuchte ich durch kritische Einwendungen und wohlbegründete Warnungen sie von dem Trügerischen solcher Phantasien zu überzeugen, doch merkte ich bald, daß sie nicht gewarnt sein wollte, — mit abwesendem Gesichtsausdruck hörte sie meinen Auseinandersetzungen zu und der seltsame, zukunftssichere Blick ihres Auges schien sich immer mehr zu vertiefen.

Sie vertrug überhaupt keinen Widerspruch. Wenn ich, nachdem ich sie zum Gesang begleitet, etwas an ihrem Vortrag, ihrer Auffassung auszustellen fand und mich deshalb in eine Diskussion mit ihr einließ, so bewies sie mir mit sich überstürzenden Worten, daß meine Ansicht veraltet und irrig, ihre Auffassung überhaupt die einzig richtige sei.

Ungeachtet meiner Warnung, sich von dem einfachen getragenen Lied, in dessen Interpretation sie Meisterin sei, nicht auf weitere, ihrem Talent fernliegende Gebiete, zu verirren, warf sie sich mit wahrem Feuereifer auf das Studium von Opern. Daß zur Verkörperung einer Rolle etwas mehr gehöre als verständnisvolle, tonschöne Wiedergabe der Hauptarien, daß dazu ein ganz spezielles „Bühnentalent" nötig sei, wenn nicht gerade eine phänomenale Stimme alles andere vergessen mache, das wollte sie nicht einsehen, oder vielmehr, ihr Ehrgeiz war gerade durch meine Einwendung entflammt, sie wollte mir beweisen, daß ihrem Können bei hingebendem Studium nichts unmöglich sei. Außerdem warf sie einmal die Frage auf „Wer sagt Ihnen, daß meine Stimme nicht alle die bisher bewunderten überflügeln werde?" — und ich fühlte deutlich heraus, daß unter diesem scheinbaren Scherz sich eine Unfehlbarkeit der Selbstschätzung barg, die an beginnenden Größenwahn streifte.

Sie hatte gewettet, mir den Beweis zu liefern, daß die technischen Schwierigkeiten, die sie, wie ich meinte, von der Bühnenlaufbahn zurückschrecken sollten, für sie nicht existierten und sie wußte sich die Möglichkeit zu verschaffen, ihr Wort zu halten.

Es sah damals kriegerisch aus im Südosten unserer Monarchie. Ein großer Teil der Truppen war an die Grenze dirigiert und jeden Tag mußten wir gewärtig sein, durch einen Marschbefehl aus unserer behaglichen Garnisonsruhe aufgeschreckt zu werden. Die Damenwelt begann sich eifrig zu rühren im Dienst des roten Kreuzes. Eines Tages brachte unser Lokalblatt die Notiz, daß der Direktor unseres Landestheaters, seinen patriotischen Gefühlen Ausdruck gebend, beschlossen habe, den Ertrag der nächsten Sonntagsvorstellung auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Die Affichen, die bald an allen Straßenecken zu sehen waren, zeigten die Aufführung der Oper Mignon an. Die Darstellerin der Titelrolle war durch drei Sternchen dem neugierigen Publikum verborgen; bald aber ging das Gerücht von Mund zu Mund, — niemand wußte, wer es ausgesprengt — Gisela Verany werde die Mignon singen.

Selbstverständlich war das Theater ausverkauft. Der gute Zweck und die Neugier hatten diese in unserer Stadt seltene Theaterlust angefacht.

Ich hielt mich absichtlich an den der Aufführung vorhergehenden Tagen dem Veranyschen Hause fern. Eine wachsende Mißstimmung hatte sich meiner bemächtigt, seit ein Kamerad mir die „große Neuigkeit" mitgeteilt und mich zum Theaterbesuch „gekeilt" hatte. An der Wahrheit des Gerüchts zweifelte ich keinen Augenblick, war es doch voraussichtlich die einzige Gelegenheit, die sich dem ehrgeizigen Mädchen bot, vor die Öffentlichkeit zu treten und so ihren brennendsten Wunsch erfüllt zu sehen. Eine unbestimmte Ahnung sagte mir, daß dieser Schritt für sie verhängnisvoll werden würde. Die Zukunft zeigte, wie berechtigt dieses Vorgefühl gewesen — allerdings in ganz anderer Weise, als ich gemeint. Ich fürchtete, daß Gisela durch ihr linkisches Wesen, ihre eckigen, unschönen Bewegungen, wodurch sie meiner Ansicht nach für die Bühne unmöglich war, sich lächerlich machen, und die Rücksichtslosigkeit des Publikums — trotz der stattlichen Claque, über die sie in dem Offizierskorps verfügte, — sie dies werde empfinden lassen, und sie, im tiefsten Innern getroffen durch die niederschmetternde Erfahrung, die ihr mit einem Schlag die Binde der Selbstüberschätzung von den Augen reißen mußte, für zeitlebens unglücklich und verbittert werden würde.

In wie ganz anderer Weise dieser Abend verhängnisvoll für die Darstellerin der Mignon werden sollte, davon ahnte ich nichts.

Da ich wußte, daß an der Tatsache nichts mehr zu ändern sei und die Verstimmung, die ich nicht zu bemeistern vermochte, niederdrückend auf meine junge Freundin wirken und ihr die Unbefangenheit, den siegesfrohen Mut rauben mußte, dessen sie als Debütantin in so hohem Maße bedurfte, vermied ich es, ihr in diesen Tagen vor die Augen zu kommen.

Als ich bangen Herzens an dem Sonntagabend das Theater betrat, fand ich unser Offizierskorps vollzählig im Parterre vor. Was soll ich dir noch ausführlich über die Vorstellung berichten? Tatsache ist, daß Gisela Verany zwar passabel aussah, von den Mitspielenden jedoch, was das Spiel anbelangt, gestaltig abstach. Daß diese ihr in Bezug auf Bühnenroutine über seien, war selbstverständlich. Diese Mignon jedoch, mit ihren hastigen unmotivierten Bewegungen, war auch nicht einmal in das ABC der edlen Kunst

eingedrungen. Dagegen sang sie einige Nummern recht brav mit schöner Stimme und warmem Gefühl, ja das berühmte „Kennst du das Land" — sogar mit einem Ausdruck träumerischer Begeisterung, der entschieden packte und den ich bei keiner anderen Sängerin wiedergefunden habe. Das Publikum war in der liebenswürdigsten Laune. Die Unbeholfenheit der Dilettantin wurde mit der bei einem ersten Auftreten ganz natürlichen Befangenheit entschuldigt, die Arien mit aufmunterndem Beifall belohnt. Das Offizierkorps betrachtete es als Ehrensache, die Tochter des Chefs durch frenetischen Zuruf auszuzeichnen, und als der Vorhang gefallen, wurde ihr im Namen desselben ein Riesenbukett dargebracht, als Dank für ihre patriotische Gesinnung, die sie dazu bewogen, durch ihre Mitwirkung diesem Abend einen so glänzenden pekuniären Erfolg zu sichern.

Die Gefeierte nahm die Blumen mit der Miene einer Königin entgegen. In ihren Augen aber loderte ein Glanz, der mir weh tat, denn er verriet mir, daß ein Feuerbrand in diese junge Seele geworfen sei, der im Innern fortglimmen werde und durch nichts mehr zu löschen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

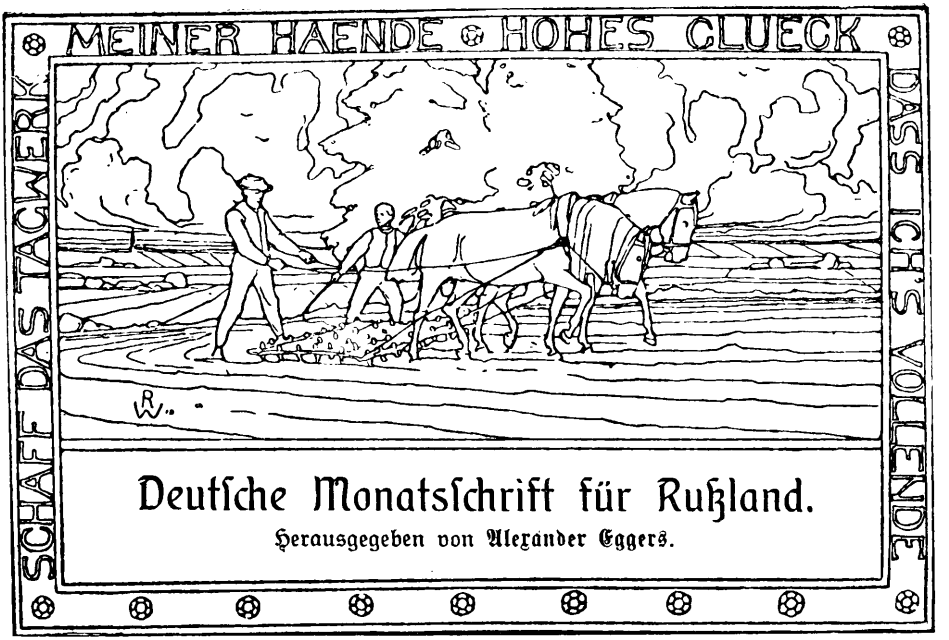
Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop. halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.



Deutsche Monatsschrift für Rußland.
Herausgegeben von Alexander Eggers.

Nr. 2. Februarheft. 1914.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922: 203.

Nachdruck verboten.

Theodor Hermann Pantenius.

Eine Studie von Wilhelm Baum (Leipzig). *)

Aus seinen „Jugendjahren" hat uns Pantenius selbst in einem liebenswürdigen Buch so anschaulich wie unterhaltend erzählt. Glückliche Kunst des rechten Plauderns! Ein magischer Kreis des Behagens umschließt den, der wirklich zu erzählen, und den, der wirklich zuzuhören versteht; es ist noch dazu draußen winterlich kalt und dunkel, und man sitzt im warmen Zimmer, bequem im altväterischen Lehnstuhl, die Lampe brennt, der Kamin knistert, so braucht man sich auf keine glückliche Insel mehr zu wünschen. Nun ist es wieder Winter, wenn diese Zeilen gedruckt sind und zu den deutschen Landsleuten hier und dort im weiten russischen Reich kommen. Haben wir die Ruhe und Muße allesamt schon ganz verlernt? Oder gönnt sich noch der eine oder andere eine stille Stunde, eine Rast in der Zeit? So möge er, wenn er einer

*) Den Anlaß zu diesem Aufsatz bot der 70. Geburtstag des Dichters am 10. Oktober des vergangenen Jahres. Vor die Wahl gestellt, einen kürzeren Aufsatz sogleich oder eine eingehende Studie zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlichen zu können, entschieden sich Schriftleitung und Verfasser für letztere. Da um die Zeit der Feier selbst es an Gedenkartikeln in der heimischen Tagespresse nicht fehlte, werden unsere Leser es vielleicht billigen, daß wir das angeregte Interesse für das Werk unseres baltischen Dichters über die Jubiläumsstimmung hinaus an unserem Teil zu befestigen dachten. Die Redaktion.

ist, der zuhören kann, das Erinnerungsbuch „Aus meinen Jugendjahren" von Pantenius zur Hand nehmen und sich von ihm ein Stündchen lang erzählen lassen.

Schon daß so manches kurische Geschichtchen auf jenen Blättern festgehalten und vor dem Vergessenwerden bewahrt ist, muß jeden freuen, der diese Spottvögel noch in ihren Nestern hat pfeifen hören. Wer sie nur alle hätte einfangen können! Eigentlich war jeder rechte Kurländer ein Geschichten-Erzähler. Diese urwüchsige Gabe saß dazu offenbar so tief im Blut, daß sie im Wechsel der Umgebung, selbst im Wechsel der Generation so bald nicht verloren ging. Die schönsten Geschichten aus Goldingen habe ich an einem köstlichen Abend in Lübeck gehört. Lang würde die Liste, wenn ich alle die Wohltäter und Wohltäterinnen verzeichnen wollte, denen ich ohnegleichen ergötzliche Stunden durch Geschichtchen verdanke. Es ist schwer zu sagen, worauf im Grunde ihre Eigenart beruht. An manchem Biertisch erzählt man ja Anekdoten. Aber das sind eben Anekdoten und nicht Geschichtchen. Geschichtchen, „Prahtingen" sind ausgeschmückte, meist mit einem Tröpfchen Bosheit „angespitzte" Schnurren, die dem A-höfschen Pastor, dem B-höfschen Baron, der C-höfschen Frau „tatsächlich passiert sind", — nun, sagen wir, immerhin passiert sein könnten. Die Definition des Geschichtchens ist, man sieht es, nicht einfach. Aber hat es solange ohne Definition gelebt und geblüht, geht es vielleicht auch noch eine Weile weiter.

So gut, oft vortrefflich die Erzähler und Erzählerinnen ihre Geschichtchen mündlich zum besten zu geben pflegten, — dergleichen zu Papier zu bringen, war ihre Sache nicht. Den meisten kam der Gedanke garnicht in den Sinn; mancher versuchte es und verunglückte damit mehr oder minder. Das lag dann nicht immer an der Art der Wiedergabe, sondern öfter noch an der Auswahl. Die meisten Scherze waren nur zu verstehen und auszukosten, wenn man die Sphäre, ja die Personen kannte, auf die sie abzielten. Und nun etwa dieses Ganze darzustellen und jedem deutschen Leser in seiner Eigenart begreiflich zu machen, wer hätte diese, gegen alles Herkömmliche verstoßende, überdies sehr mühevolle Aufgabe zu unternehmen Lust gehabt?

Pantenius hat diese Aufgabe angegriffen und durchgeführt. Und er ist nicht bei den Geschichtchen stehen geblieben, sondern hat das Bild seiner Heimat in ihrer Weite, im Geschick einzelner und aller, heiter und ernst darzustellen gesucht. Er ist ihr Dichter geworden. Die schlichte Natur unseres Landes hat er geschildert und die einfache naturwüchsige Lebensweise der Menschen, die hier gediehen. Er hat die schwergearteten Charaktere verstanden und verstehen gelehrt, die auf diesem Boden keineswegs fehlten. Er hat die Zeichen einer nahenden, anders beschaffenen Zeit erkannt und sie gedeutet. Er ist ein Kenner unserer Vergangenheit geworden und hat aus ihr, die symbolisch und nachwirkend ihren Schatten bis in die Gegenwart wirft, das Schicksal unseres Stammes reden lassen. Er hat unserem Wesen Worte verliehen. Er hat es uns zu Dank getan. —

Das Werk Theodor Hermann Pantenius ist rein episch. Die Kunstregel dieser Dichtungsart, die die Person des Dichters ganz hinter der von ihm erfundenen Welt verschwinden heißt, ist streng gewahrt. Nie nimmt der Erzähler selbst das Wort, um uns seine eigenen Meinungen direkt vorzutragen, wie es eine ältere Romanschriftstellerei tat, die das oft schmächtige Schifflein der Erzählung mit einer schweren Fracht weltweiser Reflexionen belud. Dennoch besteht auch bei Pantenius eine innige geistige Verbindung zwischen dem Leben des Verfassers und dem Inhalt seiner Werke. Man hat bezüglich dessen, *was* sie darstellen und *wie* sie es darstellen, bei den Dichtern die reproduktive und komplementäre Richtung unterschieden. Hütet man sich, den Wert und die Anwendung dieser Typen zu übertreiben, so sind sie nicht nutzlos. Man versteht unter den reproduktiven diejenigen Werke, in denen der Dichter seine Umgebung widerspiegelt, dazu in dem Lichte, in dem er sie tatsächlich sah. Der Dichter erfindet, aber er erfindet im Geiste der Wirklichkeit. Die poetische Schöpfung reproduziert hier die Lebenserfahrung. Sie kann ihr aber auch entgegengesetzt, sie ergänzend, ihr komplementär sein. Die ganze Romantik ist von dieser Art. Ja, der Widerspruch gegen die Wirklichkeit und das Aufsuchen ihres Gegenteils *ist* eigentlich romantisch. Jene erstbeschriebene reproduktive Art aber kann man füglich mit der gebräuchlicher Weise so genannten realistischen gleichsetzen.

Pantenius' Romane gehören dieser, der reproduktiven, realistischen an. Wie es aber die Gewohnheit mancher Maler ist, die dem Spiele von Licht und Luft ihre genaue Nüance absehn: wohl in der Natur zu studieren, nicht jedoch in der Natur zu malen, so war auch Pantenius' Schaffensart, — ob nur aus äußeren oder aus inneren Gründen, weiß ich nicht. Jedenfalls finden wir nicht, daß er die unmittelbare Erfahrung poetisch wiedergibt. Eine Zeit geht erst reifend vorbei, die Erinnerung tritt dazwischen, dann ist es ihm zum Erzählen. Selbst „Wilhelm Wolfschild", der in einer Umwelt konzipiert und zum größten Teil auch ausgeführt wurde, die der im Roman geschilderten wesensverwandt war, macht nicht unbedingt eine Ausnahme. Soweit er „reproduktiv" ist, würde ich auch in diesem ersten Werk ein Überwiegen *der* Elemente annehmen, die aus den Eindrücken der Knaben- und Jünglingsjahre stammen, zu denen die später bewußte Beobachtung nur ergänzend hinzutritt. Bei den folgenden Werken aber wird das Gesagte völlig deutlich. „Allein und frei", das in Kurland und Deutschland spielt, wird in Riga geschrieben, alle späteren Romane und Novellen, die zum Schauplatz Riga, Kurland oder Livland haben, entstehen in Deutschland. Nicht unähnlich darin dem großen russischen Realisten Turgenjew, der die „Memoiren eines Jägers" und die aus feinster Kenntnis seiner Volksgenossen geschaffenen Gesellschaftsromane von Baden-Baden und Paris in die Heimat sandte, schrieb Pantenius in Leipzig und Berlin die Werke „Im Gottesländchen", „Das rote Gold", „Die von Kelles", „Kurländische Geschichten", — sie alle immer zunächst für die Landsleute

bestimmt. Die Nebenwirkung war in beiden Fällen, das der in Westeuropa schaffende Dichter zur Beachtung der von ihm geschilderten großen oder kleinen Welt auch in seinem Adoptivvaterlande das Seine beitrug. Aber das war, wie gesagt, eine Nebenwirkung.

Vorfahren und Eltern.

Nur seine Jugend und ersten Mannesjahre hat Pantenius in der Heimat verbracht; die damals gesammelten Eindrücke aber waren der Schatz, aus dem seine dichterische Phantasie für alle seine Werke zu schöpfen vermochte. Wer mithin den Beziehungen zwischen Erlebnis und Dichtung in unserem Falle nachgehen will, der ist vor allem eben an jenes Buch verwiesen, das ich darum auch gleich zu Anfang genannt habe, an das Erinnerungsbuch „Aus meinen Jugendjahren" (Leipzig, Voigtländer, 1907). Es führt die Lebensgeschichte bis zum Ende der Studienzeit, bis 1866. Einen Nachtrag dazu bietet ein Aufsatz, der im Baltischen Heimatbuch 1912 erschien, betitelt: „In Riga" Nach diesen beiden Veröffentlichungen sei hier einiges wiedergegeben, was zur Auffassung der Panteniusschen Romane als Dokumente einer Persönlichkeit etwas beitragen kann.

Ein Geschichtsfreund des Herzens, gibt uns Pantenius am Eingang seiner Memoiren einen Einblick auch in die Familienchronik. Die Pantenius waren Lehnschulzen in Steinort bei Rügenwalde. Um die Zeit des großen Kurfürsten wird ein Sproß dieser Familie Pastor in Abtshagen und nennt sich Pantenius; es war eine Zeitsitte der Gelehrten, ihre Namen zu latinisieren. Der Enkel des Abtshagener Pastors kam 1757 ins Land: er war unter dem letzten Herzog von Kurland Fiskal, das ist Staatsanwalt, in Mitau. In den ewigen Streitigkeiten zwischen Herzog und Adel genoß er des ersteren volles Vertrauen, aber auch bei letzterem Achtung. Des Fiskals Pantenius Sohn und Enkel waren Pastoren, sein Urenkel war unser Dichter.

Die Vertreter der gelehrten Berufe: der Pastor, die studierten Juristen, der Doktor, der Apotheker, in Mitau auch die beiden Buchhändler hießen und heißen in den baltischen Provinzen die „Literaten" (Der Kaufmannsstand hatte eine Bedeutung nur in Riga.) In Kurland war das Standesgefühl unter ihnen wohl am stärksten ausgeprägt. Der Adel hatte allen Besitz, alle öffentliche Ehre und Macht, da mochte sich in diesem kleinen Häuflein gehobenen Bürgertums aus Trotz ein besonders schroffes, wohl auch überhebliches Selbstbewußtsein ausbilden. Man hielt sich, so sagt Pantenius, im allgemeinen für die Besseren. Und er zitiert die heiter stimmende Bemerkung eines Verwandten aus dessen Tagebuch vom Jahre 1826: „Heute hatte Onkel Kupffer wieder Ärgernis mit den Menschen. Es hatten sich nämlich einige bemüht, geadelt zu werden. „O ihr Hunde! O ihr Hunde!" rief er über diese aus." — Literaten waren, wie Pantenius Vorfahren von väterlicher, so auch die von mütterlicher Seite. Pantenius Mutter war eine Conradi. Auch in dieser Linie führte eine Reihe

von Pastoren aufwärts. Pantenius Onkel, Großvater und Urgroßvater waren Pastoren, alle in Sallgallen, drei Meilen oberhalb Mitaus. Es war eine typische Erscheinung, daß wie auf dem Gutshof auch im Pastorat der Sohn auf den Vater folgte. Sie waren Grundherren und geistliche Herren, ein reisiges Geschlecht, diese kurischen Pastoren. Oft vortreffliche Landwirte, dank ihrer besseren Bildung darin mancherorts fortschrittlicher als die Gutsherrschaft; nicht selten Jäger und Pferdeliebhaber trotz eines Landedelmannes, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstabe. Seine besondere Passion für irgend ein Gebiet der Naturkunde hatte zudem fast jeder; der Großvater Pantenius war ein Blumenzüchter und Imker, der Großvater Conradi ein Vogelfreund, wie nachmals sein Enkel. —

Das Wesen der Ahnen ist für ein Lebensbild wie der flächige Hintergrund im Panorama. Plastischer, individueller treten die Eltern hervor.

Mit eigenartigen Gefühlen liest man, was Wilhelm Pantenius, des Dichters Vater, Pastor in Mitau, für ein Lettenfreund gewesen ist. „Schon als ich fünfzehn Jahre alt war, berichtet er an einen lettischen Freund, begann ich in lettischer Sprache zu schreiben, und seitdem arbeite ich 20 Jahre daran, dem Volke geistige Speise zu reichen.“ Er ist darin unermüdlich gewesen. Durch die Berufung an die lettische Kirche in Mitau kam er in den ihm zusagenden Wirkungskreis. Er wurde ein durchaus volkstümlicher Kanzelredner, der die Sprache des Volkes nach ihrem Geiste beherrschte, seine Gemeinde oft derb anfaßte, aber immer ehrlich, kraftvoll, aus leidenschaftlichem Gefühl des Guten, aus tiefer, religiöser Überzeugung predigte, und auch ebenso handelte. Für den heute, nach den Ereignissen von 1905, Zurückblickenden ist die nationale Stellung des charaktervollen Mannes besonders interessant. Pantenius hatte sich so in das Wesen des ihm zur Seelsorge anvertrauten Volkes eingelebt, daß ihm das Lettische die Sprache des Herzens geworden war. Er dichtete in ihr etwa auch Verse für seine Frau; vor allem aber suchte er dem lettischen Volke selbst eine eigene Literatur zu schaffen. Er gab eine Zeitung heraus, ferner einen Kalender, und schrieb selbst für beide fleißig; außerdem verfaßte er eine ganze Anzahl kleinerer Schriften, in denen er, wie er selbst meinte, als erster Bilder aus dem lettischen Leben auch mit Humor und Witz zu zeichnen suchte. Er leitete die lettische literarische Gesellschaft und war mitten im Planen und Schaffen für das Volk seiner Wahl, als der Tod ihn abrief.

Diese innige Liebe des Vaters zum lettischen Volke, die noch durch irgend eine nationale Zwiespältigkeit garnicht alteriert sein konnte, ist auf Th. H. Pantenius nicht ohne nachwirkenden Einfluß gewesen. Er hat das selbst gern bekannt und auch seine Schriften zeugen davon. Es ist hoffentlich niemand in Baltischen Landen, der einen solchen Erbgang hochherzigen Sinns bedauerte. Es mag uns vielmehr tröstlich sein, daß wir vor der Geschichte auch solche Namen für uns anführen können, wie den von Wilhelm Pantenius, und daß er nicht der einzige ist. Die Regel waren solche Männer freilich nicht. Aber

seien wir auch im anderen Sinne gerecht: in welchem Lande, zu welcher Zeit waren sie die Regel? —

Wären schon die literarischen Neigungen des Vaters als Vorzeichen für die einstige Laufbahn des Sohnes in Anspruch zu nehmen, so scheint mir doch „die Lust zu fabulieren" hier, wie meist, mütterliches Gut zu sein, das ererbt wurde. In den Erinnerungen werden Tagebuchaufzeichnungen der Mutter mitgeteilt, die Neigung und Gabe, mit der Feder umzugehen, beweisen, und gleich auf der ersten Seite des Buches ist davon die Rede, daß die Mutter dem Knaben in ihrer „lebhaften anschaulichen Art" geschildert habe, wie die Vorfahren lebten und sich gaben. Nicht als unmittelbare Charakteristik, aber als Andeutung möchte ich auch die Stelle in „Allein und frei" auffassen, die das Verhalten des verschlossenen Knaben Heinz Eichenstamm zu seiner Mutter schildert. Die Einzelheiten der Situation sind gewiß frei erfunden, aber daß die kluge Frau ihrem Jungen, der innig an ihr hängt, das Zauberreich der Phantasie erschließt, in dem Sonne, Mond und Sterne ins Zimmer herabkommen und die Bilder an den Wänden zu reden beginnen, — das spricht uns wie ein biographischer Zug an. Daß es ein solcher tatsächlich sei, kann ich natürlich nur als Vermutung äußern.

Jugend.

Der Geburtstag Theodor Hermann Pantenius ist der 10. Oktober 1843. Dies Datum alten Stils entsprach dem 22. Oktober nach neuem Stil, und da Pantenius seit 1876 in Deutschland lebte und dem dortigen Freundeskreis der 22. Oktober in fünfundzwanzig Jahren gewohnt geworden war, so wurde auch nach dem weiteren Auseinanderrücken der beiden Kalenderrechnungen im neuen Jahrhundert doch der 22. als Geburtstag beibehalten. (Wir in Deutschland lebenden Balten wissen, nach einem lustigen Wort, „wegen der Kalenderverwirrung alle nicht, wann wir geboren sind.")

Seinen Vater verlor Pantenius nur allzu früh. Nur die ersten sechs Jahre seines Lebens wuchs er unter den Augen des vortrefflichen Mannes, der durchgreifend energisch, aber auch von Herzen fröhlich sein konnte, in dem stattlichen Hause heran, daß dem Pastor an der lettischen St. Annenkirche zur Wohnung diente. 1849 starb Wilhelm Pantenius am Typhus, nachdem er im Jahre zuvor unerschrocken den vielen an Cholera Erkrankten seines Kirchspiels beigestanden hatte, selbst von der Seuche erfaßt worden, aber von ihr noch genesen war. Nun nahm ihn die zweite Erkrankung, der sein geschwächter Organismus nicht zu widerstehen vermochte, hinweg. „Als man den Sarg in die Kirche brachte", so erzählt der lettische Biograph des Verstorbenen, „war es kaum möglich durch die Menge der Menschen hindurchzugelangen. Schluchzend stürzten sie sich auf den Sarg, streichelten und liebkosten ihn." Die Liebe der Kirchspielsinsassen, die sie für ihren Seelsorger hegten, bewährte sich auch durch die Tat. Für die Hinterbliebenen wurde gesorgt.

Die Stationen im Erziehungs- und Bildungsgang des nun der Leitung seiner Mutter allein überlassenen Knaben waren folgende: erster Schulunterricht in Mitau, Knabenjahre im Pastorat zu Sallgallen, Gymnasialjahre wiederum in Mitau.

Sollen wir die Frage wagen, welcher dieser Lebensabschnitte für den späteren Dichter der wichtigste war? In welchem die meisten Keime für Inhalt und Auffassung der späteren Werke lagen? Will man alle Einschränkungen, die sich dabei jeder verständige Mensch machen muß, nicht unterlassen, so würde ich nach Kenntnis der Erzählungen und der Memoiren mich für Sallgallen entscheiden. Was der Dreizehn-, Vierzehn-, Fünfzehnjährige hier an anschaulichen Bildern in sich aufgenommen hat, die allgemeine Lebensstimmung, die er unbewußt auch durch sich hindurchgehen ließ, — das war Kurland, das Kurland, das er später bewußt zu schildern und anderen zum Erlebnis zu machen berufen sein sollte.

Hatte das Leben hier und selbstverständlich auch anderwärts den Empfänglichen unmittelbar gebildet, so war das, was Hauslehrer und auch noch das Gymnasium an geregelter Lehre boten, nicht von bestimmendem Einfluß. Lektüre, früh mit phantasievoller Hingabe verfolgte Geschichtsstudien, ein wahrer Natursinn, der nicht nur im Genießen, sondern auch im Beobachten Freude fand, Verkehr mit eigenartigen, geistig regen Personen förderten mehr, als alle Schulweisheit. War auch diese natürlich nicht ohne Ertrag, so verfehlte ihre Lehre doch darin vor allem ihren Zweck, daß sie keine geistige Disziplin beibrachte.

„Ich glaube von mir sagen zu können, lesen wir in den Erinnerungen, daß ich mein Leben lang fleißig gewesen bin. Es hatte mich aber leider niemand gelehrt, daß auch der Fleiß nur Erfolge erzielt, wenn er an der rechten Stelle verwendet wird, und ich erkannte diese naheliegende Wahrheit erst, nachdem ich viele fleißige Stunden mit Studien verbracht hatte, die zunächst wertlos waren, wenn sie sich auch später — da wir ja nichts ganz ohne Nutzen lernen — als nicht gerade nutzlos erwiesen." Wie an dieser, so hat Pantenius noch an mehreren anderen Stellen mit allem Freimut von den Widerständen gesprochen, die für ihn in seinem eigenen Charakter lagen; im Kampf mit ihnen mußte er sich seinen Weg bahnen. Dieser Kampf gehört zum Bilde des Dichters, gehört auch zu seinen Werken, wo er in Naturen wie Wilhelm Wolfschild, wie Heinz Eichenstamm auf dem Boden der Dichtung fortgeführt wird. Er ward nicht umsonst gekämpft; freuen wir uns doch in demselben schönen Buch, daß für alle diese Bemerkungen die Quelle ist, des Bekenntnisses, „das ich in der zweiten Hälfte meines Lebens ein sehr glücklicher Mann wurde."

Auf die Schulzeit folgten Studienjahre in Berlin und Erlangen, wo vornehmlich Theologie, daneben Geschichte getrieben wurde. Es waren auch politisch interessante Jahre, die von 1862—1866, die der den Welthändeln bislang entrückte Kurländer als Beobachter mitmachen konnte: die sogenannte

Konfliktszeit in Preußen, das von nationalpolitischer Begeisterung durchwehte große Turnfest in Leipzig anno 63, der dänische Krieg. Im Frühling 66 verließ Pantenius Erlangen und ging zunächst für ein Jahr nach Petersburg. Die ursprünglich gehegte Absicht, Pastor zu werden, hatte er aufgegeben. Vielmehr nahm er 1867 die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Baron v. d. Ropp auf Fischröden bei Libau an, wo er drei Jahre lang blieb. Damit hatte er sich für den Lehrerberuf entschieden. Er ging nunmehr nach Riga und erteilte sechs Jahre lang in der Mollinschen, später Zinkschen Schule Unterricht (von 1870—1876). Während dieser Rigaer Jahre erschienen seine ersten beiden Romane. 1872 Wilhelm Wolffschild, 1875 Allein und frei.

Der Aufenthalt im Auslande hatte Distanz gegeben. Man muß aus seiner Welt heraustreten, um sie als Ganzes, ja um auch nur ihr Charakteristisches zu sehen. Der Vergleich ist die stärkste Anregung für den Dichter wie für den Denker. Aber während dieser im Vergleichen fortfährt, und noch seine letzten Resultate gern kontrastierend ihrem Widerspiel gegenüber stellt, braucht der Dichter seinen Gegenstand nur einmal als solchen erschaut zu haben, um sich nunmehr auf ihn und in ihm schöpferisch zu beschränken. Als Pantenius als nun Vierundzwanzigjähriger, der inzwischen in Deutschland und Rußland gewesen war, nach Fischröden kam, betrachtete er die heimische Umwelt mit neuen Augen. Das früher Selbstverständliche erschien nun, wenn auch nicht in Frage gestellt, so doch befragt zu werden würdig; der Gestaltenkreis um den großen Baum in Sallgallen trat aus der Erinnerung hervor, neue Personen und Lebenszüge boten sich im Roppschen Hause, so entstand der erste Entwurf zu Wilhelm Wolffschild. Er wurde in Riga ausgearbeitet. In den Erinnerungen an diesen Zeitraum, die im baltischen Heimatsbuch erschienen, wird sehr hübsch erzählt, welches die Schicksale der glücklich vollendeten Niederschrift waren. Wie der feinsinnige väterliche Freund Kersting mitsamt seiner Familie den ersten Zuhörerkreis bildeten, wie sich die Gelegenheit zur Veröffentlichung bietet, wie der erste Schritt auf die Schriftstellerlaufbahn glücklich getan ist. Und auch davon hören wir, welche Freude es dem erfindungsfrohen jungen Autor bereitete, mit den Gestalten seiner Phantasie zu leben, als atmeten sie dieselbe Luft mit ihm, der sie erschuf.

Wilhelm Wolffschild.

„Wilhelm Wolffschild" wirkt kaum wie ein Jugendwerk. Im Technischen, in der Kunst der Erzählung kommen die späteren Werke weiter; die Auffassung ist schon in diesem ersten Buch sehr ruhig und reif. Offenbar ist es ein gezügeltes Temperament, das durch seine Schöpfung spricht, aber es ist eben gezügelt. Wie leicht hätte das literarische Debut hitzig, anklagend, polemisch ausfallen können. Der Vorwurf, den sich Pantenius gewählt hatte, mochte leicht dazu führen. Es war im Grunde das Thema: „Vater und

Söhne", auf kurländischen Boden übertragen, das zur Behandlung stand. Ein auf diesem Boden unerhörtes Thema! Die ruhigen Kräfte der Tradition, Glaube, Autorität, herkömmliche soziale Ordnung auf der einen Seite, ein alles dies in Frage stellender, verneinender, bekämpfender Geist auf der anderen. Für das erstere die Alten, für das letztere die Jungen. Wie leicht trieb das zum unversöhnlichen Konflikt, zum unheilbaren Bruch. Und wie leicht konnte der Darsteller dieser Gegensätze, der selbst jung war, für die Jungen Partei ergreifen und konnte sein Werk zu einer Herausforderung für die Alten werden. Es geschah nicht. Die beharrenden Kräfte sind die siegreichen in „Wilhelm Wolfschild" Haltlos verfällt der Held des Romans dem Untergang, der Gefährte seiner freigeisterischen Verirrungen aber findet den Rückweg in den alten Kreis und damit sein Glück.

Es ist demnach begreiflich, wenn, von Deutschland aus gesehen, die Panteniussche Richtung, kurz gesagt: konservativ erschien. Im Lande selbst aber erschien sie vielen durchaus anders. Man fand sie zumal in den Kreisen, die sich im Roman porträtiert sahen, ganz bedenklich liberal. Wozu überhaupt diese ganze Romanschreiberei über Dinge, von denen man schwarz auf weiß garnichts lesen wollte! Eins war offenbar: Die Auseinandersetzung mit den Ideen der Gegenwart wurde vom Verfasser dieses Buches als Notwendigkeit, als eine Lebensfrage betrachtet. Im Kampf hierum ging es um Gedeihen oder Verderben. Und das war doch, meinte man, eine ungemütliche Übertreibung, nur dazu angetan, Streit und Aufregung zu verursachen, was man in solchem Anlaß sich lieber erspart hätte.

Die Wachen im Lande aber begrüßten das Buch des jungen Dichters mit Freuden. Sie freuten sich am Talent, an der Darstellung vertrauter und lieber Verhältnisse, wohl aber auch an der Mäßigung, die der Neunundzwanzigjährige zeigte. Die kleine deutsche Kolonie, in jeder Richtung Gefährnissen ausgesetzt, konnte sich den Luxus einer Fortschrittspartei nach Art der preußischen nicht leisten. Wie und wo sollte sie auch wirken? Pantenius selbst hätte sich ihr gewiß nicht zugezählt. Es war Verdienst und war wohl auch genug, gerade wie es Pantenius getan hatte, auf die Probleme der Zeit zu verweisen und die Schläfer zu wecken.

Ich habe die zeitgeschichtliche Seite des Romans besonders hervorgehoben; die erste Absicht des Dichters war sie gewiß nicht, diese ging vor allem auf poetische Darstellung schlechthin. Noch mehr als der junge Liberale Wilhelm Wolfschild interessierte der Charakter Wilhelm Wolfschild, und der Charakter war es vor allen Dingen, der sich selbst das Schicksal schuf. Und alle die andern, zum Teil schon prachtvoll lebendig hingestellten Personen, die Wolfschilds, die Langerwalds, Paul Schwarz und seine Mutter, fesseln vor allem als Menschen. Man merkt es ihnen an, mit welcher Liebe sie geschildert sind. Da verband sich dankbare Erinnerung, die manches Selbsterfahrenen gern gedachte, und Freude am Gestalten. Es war nur natürlich und dem Leben

abgelauscht, wenn diese Menschen zugleich typisch wirkten, Zuständliches aus ihnen sprach. Und dieses Zuständliche wollte vor allem zum Ausdruck kommen, keineswegs zuvörderst kritisiert sein. Was war auch da zu kritisieren, wenn man sich etwa umsah im Pastorat zu Jakobsburg, wie es das urgemütliche neunte Kapitel oder auch das beschauliche dreizehnte im „Wolffschild" tat. Einen Fleck Erde muß der Mensch haben, meinte der alte Wolffschild „von dem er weiß: hier haben deine Väter gewirkt und hier werden deine Söhne schaffen" Und so mustert er mit seinem Sohn und vermutlichen Erben den Wald, die Äcker, die Wiese, den Platz für den künftig zu grabenden Teich und seine Lieblinge: die neugepflanzten Eichen — und malt sich aus, wie der Sohn hier schalten und walten wird. Die Mutter gibt schon jetzt wirtschaftlichen Rat für den künftigen Haushalt, die Schwester bedingt sich ein Stübchen, aus, der alte Vogt mahnt: „Beeilt euch junger Herr, daß ihr fertig werdet. Lange mach' ich's nicht mehr." Mit den Kindern treiben wir uns in kleinen Stübchen herum, wo die alten Weiblein ihr Altenteil fanden und nun zum Spinnrad, wirklich noch zum Spinnrad Geschichten erzählen; oder es geht in den Stall und hernach auf die Weide, von wo es keine fröhlichere Heimkehr gibt, als im verbotenen Galopp auf dem Rücken der Klepper. Abends aber im Eckzimmer, am braunen mächtigen Kachelofen erzählt der Vater von den alten Zeiten, von den Wolffschilds, die vor ihm waren, von Lebrecht, der als Jenenser Student mit scharfen Parisern Bescheid wußte und doch schließlich in Jakobsburg Pastor wurde, von Christian, der mit dem Waldheimschen Recke in Fehde lag und doch Pastor blieb, — und viele Geschlechter reihen sich dauernd an dieses Daseins unendliche Kette." Es ist ein vorwiegender Eindruck der Stabilität in diesen Verhältnissen, die man infolgedessen einfach hinnimmt. Was soll daran anders sein? Wozu soll daran etwas anders sein? Und wie anders ist es geworden!

Wie in „Wilhelm Wolffschild", so ist auch in den späteren Romanen beides zu finden: das alte Kurland und ein nicht genau zu bezeichnendes Neues. Auch das Alte war ja gewiß kein Teich, der sich von der Sonne bescheinen und vom Winde fächeln ließ, dann eher schon ein See, wie der Usmaitensche, auf dem der Herbststurm mal auch Wellen trieb, die manchem Boot gefährlich werden konnten. Es ist mir bei studentengeschichtlichen Studien aufgefallen, wie oft, wenn's in Jena, Marburg, Göttingen eine tüchtige Rauferei gegeben hat, die in den Akten von sich reden macht, die Livländer oder Kurländer vornan stehn. Manch streitbaren Mann — im lobenden und tadelnden Verstande — deckt die kurische Erde. Aber, wenn's auch tüchtig gestürmt hatte, zuguterletzt fand sich das Ganze doch immer in seine Ufer. Dann schien auch wieder die Sonne, das behagliche kurische Sonnchen, und man nahm sich Zeit, zu leben und leben zu lassen.

In seinen behaglichen, wie in seinen schrofferen Zügen — vielleicht unter einer Verstärkung der letzteren — ist das alte Kurland bei Pantenius vertreten.

Dazu aber, wie in Wilhelm Wolfschild, spürt man: das bleibt nicht so, es kommt etwas anderes. Wer weiß, ob es ein Besseres ist, aber es kommt. Kaum wieder so deutlich, wie in „Wilhelm Wolfschild", aber doch stets unverkennbar geht ein zeitgeschichtlicher Zug auch durch die folgenden Panteniusschen Werke, — ein Strömen kam in das Wasser des Sees, ein leises, kaum merkliches, aber unaufhaltsames Strömen: wer weiß wohin. —

Allein und frei.

Auf „Wilhelm Wolfschild" folgte „Allein und frei", der Roman, den Pantenius hernach, bei Ausgabe seiner gesammelten poetischen Werke, an deren Spitze stellte. Ob er damit eine Rangordnung nach eigenem Urteil hat andeuten wollen? Die allgemeine Meinung hat demgegenüber für „Die von Kelles" optiert. Aber wenn ich einesteils bezweifle, daß Pantenius nach dem Rang zu ordnen gedachte — er gab wohl eher einen Fingerzeig für die empfehlenswerte Lesefolge — so möchte ich mich andererseits nicht davor scheuen, „Allein und frei" eine besondere Stelle zuzuweisen. Ich glaube, daß dieses Werk, wie kein zweites des Dichters, ihn und seine Landsleute in Kontakt bringt. Man denke sich die Frage gestellt: in welchem Buche finde ich Kurland? Ich würde antworten: Verehrter Frager, nehmen Sie zwei Bücher. Nämlich, um das geruhsame alte Kurland kennen zu lernen: „Hippels Lebensläufe"; um zu erfahren, daß hier auch Leidenschaft, Trotz, Kraft zu Hause waren: „Allein und frei" „Allein und frei" ist mir die kurländischste unter den Heimatdichtungen von Pantenius. Will man sie etwa mit den Erinnerungen „Aus meinen Jugendjahren" zusammenhalten, so hat man auch innerhalb des Lebenswerks desselben Dichters die Ergänzung ins Beruhigte. Als rückschauender Fünfundsechziger legt Pantenius einen Silberton mildernder Erinnerung auch über die Bewegtheiten einer heißblütigen Jugend; jung und heißblütig mochte er früher in seinen Romanen die Vicar-of-Wakefield-Stimmung nur als Kontrast benutzen. Der stille Friede im Hause der Rechbergs, anziehend und lebenswahr verkörpert durch die holdfreundliche Lelia, läßt nur desto deutlicher hervortreten, wie schroff, hart, leidenschaftlich, schwerversöhnlich Heinz Eichenstamm, der Held des Romans, ist, und ihm darin nur zu ähnlich die Träger des gleichen Namens. Auch sie können freilich von sich sprechen, wie Pantenius selbst, wenn er in den Erinnerungen seiner Vorfahren gedenkt: „Es war kein verschlagener Streber, kein fauler Windbeutel, kein himmelnder Phantast unter ihnen." „Sie waren starke wahre und stolze Männer, die — den Hut nicht in der Hand, sondern auf dem Kopf — aufrecht durch das Land schritten."

Diese Charaktere kraftvoll gezeichnet und dem Gedächtnis der Nachgeborenen erhalten zu haben, war ein poetisches und patriotisches Verdienst; über der nie genug, ja zuviel gerühmten Gemütlichkeit übersah der Durchschnittsbeobachter nur zu leicht, daß auch die deutsche Gesellschaft Kurlands nicht bloß durch Leichtlebigkeit zusammenhielt, sondern daß immer wieder ganze

Kerle darunter waren, deren Schultern Pflicht und Verantwortung willig trugen. Sie hat Pantenius uns geschildert. Wie die alten Holzschnittmeister ein Gesicht mit scharfen, energisch geformten Zügen anzog, so fesselten ihn diese Vollnaturen, diese Eichenstamm-Charaktere und zwar wie sie da waren, in Tugend und Fehl. Ihre Schwächen verhehlte er sich keineswegs. Sind sie doch dem Charakterschilderer was dem Maler die schwarzen Farbtöne sind. Sie machen die hellen leuchten. Aber es war zugleich viel mitgefühlte Lebenserfahrung darin, wenn er, was jener trotzigen Gefahr unter Umständen ihr Untergang sein konnte, in ein Stichwort faßte und dies seinem Roman zum Titel gab: „Allein und frei" Das war es ja. Sich einfügen, einordnen, gar unterordnen, seinen Willen brechen, das war das Schwerste, was einem Eichenstamm auferlegt sein konnte. Dann wahrlich lieber: Allein und frei! Und nun erzählt der Roman von allem Herzeleid, das jenes Alleinseinwollen und Freiseinwollen um jeden Preis demjenigen bringt, der sich nicht biegen und beugen mag. Über romanhafte Episoden, die zurücktreten, folgen wir der Lebensgeschichte Heinz Eichenstamms mit dem warmen Anteil germanischen Bluts an wahrhaft männlicher Kämpferart. „Allein und frei" ist in jedem Sinne des Worts ein Charakterroman.

Er ist besonders reich an lebendigen Gestalten. Sie gehören in Gruppen zusammen: die Eichenstamms, die Rechbergs, die Schweinsbergs, die Lehmhofs, die Baltevilles, — es ist kein Zufall, daß sie sich nach Familien aufzählen lassen. Die stark familienhafte Gliederung kennzeichnete das Land, und der Roman gibt das sehr zutreffend wieder. Man heiratete untereinander, man hielt auf Zusammenhalt in der Verwandschaft; man stritt sich leidenschaftlich, aber stand doch, wenns Not tat, einer für alle, alle für einen.

Zu den besten Figuren, die Pantenius je gelungen sind, gehört der Baron Schweinsberg, der „tolle Schweinsberg." Neben die ernsten schwerblütigen Eichenstamms gehörte eine Verkörperung jener charmierenden Nichtsnutzigkeit, die in Kurland nicht fehlte; in der Person Schweinsberg verbindet sich damit Kraft, Wildheit, oder auch ein edleres Gefühl und Ritterlichkeit, dazu jene Lebensverachtung, die ihren tiefsten Grund in einem Ungenügen hat. Auch für ihn, den Rohen, gibt es die Stelle, wo er sterblich ist. Mit der Kunst der Diskretion ist seine Liebe zu „Duding" geschildert. Begebnis greift in Begebnis, wir folgen dem Dichter unbedingt und widersprechen auch dem Schluß nicht. Im Abenteuer, sich selber treu, geht Schweinsberg zugrunde. Halb wie im tollen Scherz greift er nach dem Glück, erfaßt es, — aber das schwarze Wasser unter der Eisdecke des Stroms nimmt sie beide auf. Diese ungebändigte Natur *fordert* fast einen gewaltsamen Ausgang, ein Ende, wie sie es findet: bei Schneesturm und Nacht, eine Art Rückkehr zu den Naturgewalten, denen sie verwandt ist.

Besonders geglückt ist auch der treue Weinthal, mit dessen poetischer Schöpfung Pantenius dem anhänglichen Diener seines Vaters, dem Beschützer

seiner Gymnasialjahre, ein Denkmal gesetzt hat. Worin aber wohl der stärkste Reiz des Buches liegt, das ist — man möchte es tatsächlich so ausdrücken: die landschaftliche Stimmung in den Charakteren. Man fühlt einen völligen Einklang zwischen den Personen und dem immer ganz kurz, aber prägnant gekennzeichneten Schauplatz: dieses weit und frei sich dehnende Land und dieser Schlag Menschen gehören zusammen. Allein und frei!

Mit einem Wort sei auch das Zeitgeschichtliche gestreift, das, wie erwähnt, ja auch hier nicht fehlt. Heinz Eichenstamm ringt sich durch, findet die Rückkehr von den Irrwegen, auf die ihn sein Trotz getrieben, aber es ist nicht etwa das wiederhergestellte Idyll, das den Abschluß bildet, sondern ein fortschrittliches Wirken für die nicht aufzuhaltende, weitereilende Zeit. Es ist Novemberabend und die junge Frau Eichenstamm wartet auf die Heimkehr ihres Gatten. Endlich kommt er, noch angeregt vom Meinungsstreit in der Versammlung, in der er gesprochen hat. Und er bringt gute Nachricht: der neue Damm wird gebaut werden. „Es wurden gegen ihn all die bekannten Argumente ins Feld geführt, mit denen die menschliche Trägheit sich gegen das Neue aufzulehnen pflegt Es war eitel dummes Zeug.“ Auch Wilhelm Wolfschild hatte gegen das ewig Gestrige opponiert. Aber die Freiheit, die er verfocht, ward ihm selbst zum Verhängnis. Er gab sich ihr zügellos hin und ging zu Grunde; Heinz Eichenstamm aber stellt sich in die Reihe der positiv Schaffenden; sie behaupten sich und bauen den neuen Damm.

(Schluß in der nächsten Nummer).

❀ ❀ ❀

Die Trunksuchtsgefahr in Rußland.*)

Von N. v. Cramer. (Mitglied des Reichsrats.)

Hochgeehrte Anwesende!

Mein Vortrag hat den Zweck, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Frage zu lenken, die bereits seit Jahren viele der besten Männer Rußlands, viele wahre Patrioten, ernstlich beschäftigt.

Es ist eine Frage von großer Bedeutung, und wenn die meisten sich dieser Bedeutsamkeit nicht bewußt sind, so trägt die Schuld daran vor allem der Umstand, daß in der Hetze des täglichen Lebens, im heißen Ringen um das Dasein, bei den großen Anforderungen, die in der Gegenwart Beruf und Amt an jeden stellen, man häufig nicht die Zeit hat, sich umzuschauen, sich Rechenschaft zu geben über die Wichtigkeit dieser oder jener Erscheinung unseres öffentlichen und staatlichen Lebens. Schuld daran ist häufig auch die Indolenz, mit der wir uns allen Angelegenheiten gegenüber verhalten, die nicht unmittelbar unser Wohlergehen oder das Wohlergehen der Klasse, der wir ange-

*) Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für kommunale Sozialpolitik in Riga.

hören, in Mitleidenschaft ziehen. Endlich gibt es auch solche, denen die Bedeutung der Frage klar ist, welche die dem Lande drohende Gefahr sehen, die aber sie nicht sehen wollen, weil sie selbst nicht schuldlos sind oder weil sie nicht wissen, wie man der Gefahr entgegentreten soll.

Diese bedeutsame Frage, die eine Aufgabe in sich schließt, von deren glücklicher Lösung bis zu einem gewissen Grade das Schicksal Rußlands abhängt, ist die Frage: Was ist zu tun, um der Trunksucht, dieser den Körper und die Seele des russischen Volkes zerstörenden Krankheit, Herr zu werden; was ist zu tun, um das hochbegabte, intelligente russische Volk vor physischem und moralischem Niedergange zu retten?

Meine weiteren Ausführungen werden Ihnen, hochverehrte Versammlung, den traurigen Beweis liefern, daß wir es tatsächlich mit einer Erscheinung zu tun haben, die tief in das wirtschaftliche Leben Rußlands eingreift, die unzählige Werte zerstört, den kulturellen Fortschritt Rußlands hemmt, die Zahl der geistigen Erkrankungen und Verbrechen in erschreckendem Maße mehrt, die Arbeitskraft des russischen Volkes vermindert und immer neue Generationen von Degenerierten schafft.

Der enge Rahmen eines Vortrages erlaubt mir nur in allgemeinen Umrissen ein Bild von der Lage der Dinge zu zeichnen. Wenige Zahlen, kurze Hinweise aus dem mir zu Gebote stehenden reichen Material werden meine Ausführungen unterstützen. Trotz dieser Kürze, trotz dieser Beschränkung wird aber das Mitgeteilte genügen, um in Ihnen den Gedanken reifen zu lassen, daß die Gefahr, in der sich Rußland befindet, keine eingebildete, sondern eine tatsächliche ist.

Seit vielen Jahrzehnten arbeitet und wirkt in Petersburg die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft zum Schutze der Volksgesundheit. Die Organisation und der Charakter der Tätigkeit dieser Gesellschaft läßt sich vielleicht am ehesten mit der unserer Vereine für kommunale Sozialpolitik und für Volkswohlfahrt vergleichen. Natürlich ist der Maßstab ein anderer. Im Bestande der Gesellschaft für Volksgesundheit befindet sich ebenfalls eine besondere Kommission, die sich speziell mit der Alkoholfrage befaßt. Sie ist am 7. Januar 1898 gegründet und hat im Laufe ihres nun 15-jährigen Bestehens ein reiches Material zur Beurteilung der Alkoholfrage in Rußland zusammengetragen. Dieses Material muß als ein wertvolles bezeichnet werden, da sich am Sammeln desselben hervorragende Professoren, Ärzte, Juristen, Statistiker, und Personen, die im praktischen Leben stehen, beteiligt haben.

Diese Kommission hat von Anfang an auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet. Nachdem sie zuerst die physiologische Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Organismus studiert hatte, stellte sie sich die Aufgabe zu untersuchen, wodurch die Verbreitung der Trunksucht in Rußland erklärt werden könne. Sie ging dabei von dem Prinzip aus, daß zwischen den Trunksuchtsursachen einzelner Personen und der „Massentrunksucht" eine scharfe Schei-

dung stattfinden muß. Wenn man hinsichtlich der „individuellen" Trunksucht von sittlicher Minderwertigkeit, von übler Gewohnheit, Willensschwäche, schlechtem Beispiele u. s. w. sprechen kann, so müssen die Ursachen tiefer liegen, sobald wir es mit einer „Massentrunksucht" zu tun haben, d. h. mit einer ständigen, immer ausgesprochenere Formen annehmenden Erscheinung, die sich nicht in einzelnen Gruppen der Bevölkerung, nicht in einzelnen Teilen des Landes, sondern im ganzen Volke, im ganzen Reich bemerkbar macht, einer Trunksucht, die immer mehr den Charakter einer Alkoholisierung der Massen annimmt.

Professor Ssikorski in Kiew, der bekannte Spezialist für Geisteskrankheiten, äußert sich in seiner im vorigen Jahre erschienenen Broschüre „Die herannahende große Krisis" wie folgt: „Schon vor 15 Jahren hat die russische Psychiatrie das Herannahen kommenden Unheils vorausgesagt. Diese Warnrufe aber verhallten wie die Stimme des Predigers in der Wüste Jetzt rückt die Erscheinung beharrlich näher und klopft an die Tür. Es bleibt nichts übrig, als die Tür zu öffnen und die Reden anzuhören, die dieses mal ernster sein werden als vor 15 Jahren." Nach diesen einleitenden Worten weist Professor Ssikorski auf die Gefahr hin, die Rußland droht — es ist die Alkoholisierung der Massen. Früher gab es in Rußland „Trunksucht", mit dem XIX. Jahrhundert begann der Alkoholismus mit seinen Begleiterscheinungen. Jetzt droht Rußland — nach der Meinung Ssikorskis — die Alkoholisierung der ganzen Bevölkerung des Reiches.

Um die Ursachen der „Massentrunksucht" zu erforschen, beschloß die von mir bereits erwähnte Kommision für die Alkoholfrage bei der Gesellschaft für Volksgesundheit allem zuvor die Lebensbedingungen der einzelnen Bevölkeruugsklassen, in welchen sich die Massentrunksucht und Alkoholisierung besonders bemerkbar macht, eingehend zu prüfen. Zu diesem Zwecke wurden die Lebensweise und die Arbeitsverhältnisse der Bauers, des Fabrikarbeiters, des Militärs und der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit einer genauen Prüfung unterzogen. Es wurden die ökonomischen, hygienischen und rechtlichen Verhältnisse, unter denen diese Gruppen leben, festgestellt, sowie der Versuch gemacht zu ermitteln, welchen Einfluß die betreffenden Lebensbedingungen auf den Alkoholgenuß ausüben. Die Kommission stellte sich ferner die Aufgabe klarzulegen, inwieweit beim Massenalkoholismus die bestehenden Sitten und Gebräuche, ferner psychische Ursachen und schließlich der Charakter des Branntweinverkaufs mitspielen. Eine derartige auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute, von Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens ausgeführte Enquete mußte ein wertvolles Material zur Beurteilung der Alkoholfrage in Rußland liefern.

Nicht wenig Licht brachte in die bisher herrschende Dämmerung, die von so manchen Augen der Helle vorgezogen wird, auch der im Dezember 1909 bis Januar 1910 in Petersburg abgehaltene I. Allrussische Kongreß

zur Bekämpfung der Trunksucht. An diesem Kongreß nahmen Teil offizielle Vertreter der Regierung, der Universitäten, vieler Städte und Landschaften. Alle Gesellschaftsschichten, alle politischen Gruppen, angefangen von den äußersten Rechten bis zu den Sozialdemokraten, sowie alle Nationalitäten waren vertreten. Aus Stadt und Dorf, aus Waldgebiet und Steppe, aus dem hohen Norden und selbst aus dem fernen Osten waren Ärzte, Lehrer, Dorfgeistliche, ja selbst Fabrikarbeiter herbeigeeilt, um hier der Residenz von dem zu erzählen, was im großen, weiten Rußland vor sich geht.

Am Schluß des Jahres 1910 sind drei Bände der Arbeiten des Kongresses im Druck erschienen[1]). Sie bilden ein überaus wertvolles Material für die Kenntnis der Alkoholfrage in Rußland.

Gestatten Sie mir nun, durch einige Zahlen und Daten zu illustrieren, was Rußland jährlich vertrinkt und wie es trinkt.

Vor allem will ich Ihnen die offiziellen Zahlen der Hauptverwaltung für den Kronsbranntweinverkauf zitieren.

Im Laufe der letzten Jahre sind in Rußland in Monopolbranntwein vertrunken worden im Jahre:

1906	697 Mill. Rbl.[2])	1909	718 Mill. Rbl.[2])
1907	707 „ „	1910	767 „ „
1908	709 „ „	1911	783 „ „

Die Endresultate des Jahres 1912 habe ich nicht bei der Hand, doch zeigten schon die ersten 6 Monate, daß trotz der Mißernte in verschiedenen Teilen des Reiches, der Branntweinkonsum dennoch gestiegen ist. Im ersten Halbjahr 1911 waren im Monopolrayon 42,576,000 Wedro konsumiert worden; im ersten Halbjahr 1912 – 43,992,000 Wedro, also um 3,22% mehr.

Für das Jahr 1913 war der Ertrag aus dem Branntweinkonsum mit 851½ Millionen Rbl. angenommen, und zwar mit 800 Millionen Rbl. aus dem Monopolbranntweinverkauf (93,300,000 Wedro) und mit 51,562,000 Rbl. aus dem Ertrage der Branntweinakzise. Da bei der Aufstellung des Staatsbudgets die zu erwartenden Einnahmen stets niedriger, als tatsächlich anzunehmen ist, normiert werden, so kann man mit Sicherheit rechnen, daß im Jahre 1912 Rußland über 900 Millionen Rbl. in Branntwein vertrunken hat. Da nun die gesamten ordentlichen Staatseinnahmen gemäß dem Budget für 1913 2,896 Millionen Rbl. betragen, so resultiert daraus, daß der Konsum von Branntwein seitens der Bevölkeruug dem Staate fast ⅓ seiner sämtlichen Einnahmen liefert.

Nun darf man aber nicht vergessen, daß, außer dem Branntwein, die Bevölkerung Rußlands auch noch Bier und Wein konsumiert. Die Einnahme

[1]) Труды I. Всероссійскаго Съѣзда по борьбѣ съ пьянствомъ. Auf dieses Werk beziehen sich in folgendem die Seitenhinweise der ohne Titelangabe zitierten Schriften.

[2]) Mit Fortlassung der Millionenbruchteile.

des Staates aus dem Bierverkauf beträgt etwa 20 Millionen Rbl. D. N. Borodin, einer der eifrigsten Gegner des Monopols, der seit Jahren die Alkoholfrage studiert, berechnet die Ausgaben der Bevölkerung Rußlands für Wein, Kognak und Likör mit 108 Millionen Rbl., für Bier mit 118 Millionen Rbl. Demnach würde die jährliche Gesamtausgabe für alkoholische Getränke zurzeit mit 1100 Millionen Rbl. zu berechnen sein.

Dabei ist die Tendenz des Konsums von Schnaps und Bier eine steigende und zwar auch in den Teilen des Reiches, wo der Monopolbranntweinverkauf noch nicht eingeführt ist, sondern das Akzisesystem besteht. Nach offiziellen Daten hat sich in jenen Teilen des Reiches der Branntweinkonsum im Jahre 1910, im Vergleich zu 1909, um 11,8 % und in den ersten 6 Monaten des Jahres 1911, im Vergleich zu 1910, um 23 % vergrößert. In der ersten Hälfte des Jahres 1912 ist der Branntweinkonsum, im Vergleich zu demselben Zeitraum für das Jahr 1911, um 11,5 % gestiegen. Für das Jahr 1913 nimmt das Finanzministerium an, daß der Konsum um 11,5 % wachsen wird. Laut Bericht des Finanzministers hat sich der Konsum besonders im Baurayon der Amurbahn vergrößert.

Auch der Bierkonsum wächst. So zeigen die offiziellen Daten des Finanzministeriums, daß der Bierkonsum im Jahre 1909, im Vergleich zu 1908, um 4,5 % und im Jahre 1910, im Vergleich zu 1909, sogar um 9,8 % gewachsen ist. Für das Jahr 1912 nimmt das Ministerium ein Wachsen des Konsums im Betrage von 2,8 % an.

Die angeführten Zahlen haben Ihnen gezeigt, welche Rolle der Branntwein in unserem Staatshaushalt spielt. Hat sich unser Reichsbudget in der Reichsduma doch den traurigen Namen „Das trunkene Budget" erworben.

Wollen wir jetzt den Versuch machen festzustellen, welchen Platz der Branntwein im Ausgabebudget des Bauers, des Arbeiters und des Handwerkers einnimmt.

In der offiziellen Tabelle „Statistik des fiskalischen Branntweinverkaufs für 1907" ist ganz Rußland, entsprechend der Höhe des Branntweinkonsums, in 10 Rayons eingeteilt. Wir sehen aus dieser Tabelle, daß laut Berechnung der offiziellen Statistiker, nach Ausschluß der städtischen Besiedelungen, die Ausgabe für Branntwein pro Kopf beträgt: angefangen von 2 Rbl. 8 Kop. im Königreich Polen und 2 Rbl. 24 Kop. in den Baltischen Provinzen, bis zu 4 Rbl. 56 Kop. im Zentrum Rußlands und 5 Rbl. 12 Kop. im Süden. Pro Familie (5 Köpfe) soll diese Ausgabe betragen: in Polen 11 Rbl. 44 Kop., in den Baltischen Provinzen 12 Rbl. 32 Kop., im Schwarzerderayon 23 Rbl. 76 Kop., im Zentralrayon 25 Rbl. 8 Kop., im Süden 28 Rbl. 16 Kop.

Der von mir bereits zitierte Borodin beziffert seinerseits die Ausgaben für Schnaps pro Kopf: in den Dörfern mit 10 Rbl. 26 Kop., in den Städten mit 18 Rbl., in den Residenzen Petersburg und Moskau mit 59 Rbl. 50 Kop.,

oder für die aus 5 Köpfen bestehende Familie mit 17 Rbl. im Dorfe, mit 56 Rbl. 66 Kop. in der Stadt, und mit 90 Rbl. in den Residenzen.

Die Ziffern der offiziellen Statistik geben uns an und für sich noch kein Bild von der Bedeutung der Ausgabe für Alkohol im Budget der Landbevölkerung. Sie zeigen nur, daß der Russe für Branntwein mehr ausgibt als der Pole, der Deutsche, der Lette, der Este, daß der Christ bedeutend mehr trinkt als der Mohammedaner und Jude, der Städter mehr als der Bauer. Sie erhalten ihre Bedeutung erst, wenn wir erfahren, wie groß das Budget des russischen Bauers überhaupt ist; wie viel der russische Bauer für Lebensmittel ausgibt, die er kaufen muß, wie groß seine Ausgabe für Kleidung und andere Bedürfnisse ist; wie er sich nährt, wie er wohnt; ferner, wie groß die Ausgabe des russischen Bauers für Branntwein ist, im Vergleich zur Ausgabe des deutschen, französischen, englischen Bauers für Alkohol. Erst dann können wir feststellen, ob der russische Bauer seinen „Überfluß" oder seinen „Mangel" vertrinkt.

Nach den mir zur Verfügung stehenden Daten, für deren unbedingte Richtigkeit ich natürlich nicht einstehen kann, beträgt das Budget des russischen Bauers im Mittel 63 Rbl., oder mit anderen Worten: er hat außer der Wohnstätte, dem Holz aus dem Gemeindewalde, dem Korn und dem Gemüse von seinem Felde, die ihm und seiner Familie zur Nahrung dienen, 63 Rbl. baren Geldes zur Bestreitung aller übrigen Ausgaben. Von diesen 63 Rbl. verbraucht er 10,8% für Branntwein. Der französische Bauer soll 13,5%, der englische 10,5%, der österreich-ungarische 6,9%, der schwedische 4,2%, der norwegische 3,8% seines Einkommens für Alkohol verbrauchen. Der russische Bauer würde demnach etwas weniger als der französische, mehr als der englische und bedeutend mehr als der österreich-ungarische, schwedische und norwegische Bauer für den Alkoholgenuß ausgeben. Nun aber soll das Budge des englischen Bauers im Mittel nicht 63 Rbl., sondern 273 Rbl., also 4½ mal mehr betragen. Auf den Tisch des englischen Bauers kommen Fleisch und Butter, Eier und Gemüse, Tee, Kaffee und Zucker. Bei uns sind die Hauptbestandteile der Nahrung des Bauers: Brot, dazu in ungenügender Menge Kwas, Kartoffeln, Zwiebeln, Kohl, Gurken, Pilze, Fett und Öl. Zu dem dünnen Aufguß des Tees fehlt fast der Zucker. Auf den Kopf der Bevölkerung Rußlands kommen 15 Pfd. Zucker, während auf den Kopf der Bevölkerung Frankreichs 42 Pfd., Deutschlands 45 Pfd. und Englands sogar 91 Pfd. kommen. Fleisch ist ein Luxusartikel auf dem Tisch des russischen Bauers. Eiweiß und Fette sind in seiner Nahrung durchaus ungenügend enthalten. Nach Kotelnikow ißt sich ⅓ der Bevölkerung Rußlands überhaupt nicht satt. Die sanitären Mißstände der bäuerlichen Wohnstätten sind oft geradezu entsetzlich.

Der bekannte Statistiker Schtscherbina beschreibt, wie folgt, den Zustand von zwei Dörfern in nächster Nähe von Woronesh, einem nicht armen Gouvernement: Das Budget des einzelnen Bauers beträgt im Mittel 60 Rbl. Für

das Wirtschaftsinventar gibt ca. 25 Rbl., für Lebensmittel 20 Rbl. aus. Milch und Eier fehlen ganz. Für Fleisch wird etwas mehr als 1 Rbl. im Jahr ausgegeben. Die hygienischen Lebensbedingungen sind ganz unmögliche; 22% aller Bauernhäuser sind verfallen, 70% sind feucht: 30% durchfrieren im Winter; Vieh und Menschen wohnen zusammen; 96% der Bewohner haben keine Betten, sondern schlafen auf Matten. Und solche Dörfer gibt es in Rußland viele Tausende.

Obrist Fürst Barjatinski berichtet, daß von 360 Rekruten, die er befragte, 114 Mann, also gegen 40%, früher noch niemals Rindfleisch gegessen hatten.

Nach einigen für das Jahr 1907 gesammelten statistischen Daten entfiel auf 42,7% aller Bauernhöfe Rußlands nur je ein Pferd und auf 29,3% kein Pferd. Im Kreise Bogorodsk, Gouv. Moskau, ist von Raspopow festgestellt worden, daß es in diesem Kreise 7737 Bauernhöfe gibt, die keine Kuh, 5067 Höfe, die kein Pferd, und 7085 Höfe, die weder Kuh noch Pferd besitzen. Die Bauern desselben Kreises Bogorodsk vertrinken aber in einem Jahre 1 1/4 Mill. Rbl.

Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache und weisen darauf hin, daß der russische Bauer nicht seinen „Überfluß", sondern seinen „Mangel" vertrinkt.

Aber nun erlauben Sie mir, Ihnen einige Zahlen und Daten anzuführen, die noch viel deutlicher reden.

Im Jahre 1900 betrug die Einnahme des Staates aus dem Getränkeverkauf 411 Mill. Rbl. Sie war im Vergleich zu 1899 um 15 Mill. Rbl. gewachsen. Im Jahre 1901 hatten wir eine große Mißernte. Es mußten 22 Mill. Rbl. aus Reichsmitteln der notleidenden Bevölkerung zur Verpflegung angewiesen werden. Die Einnahmen des Fiskus aus dem Branntweinmonopol betrugen 455 Mill. Rbl.; sie hatten sich nicht vermindert, wie man im Hinblick auf die Mißernte annehmen durfte, sondern hatten sich vermehrt, aber nicht nur um 15 Mill. Rbl., wie im vorhergehenden Jahre, sondern sogar um 44 Mill. Im Jahre 1905 hatten wir Revolution und Mißernte. Aus dem Staatssäckel wurden 45 Mill. Rbl. für die notleidende Bevölkerung angewiesen. Die Branntweineinnahme stieg um 56 Mill. Rbl. Im Jahre 1906 Mißernte, Notstandsanweisung 96 Mill. Rbl.; die Branntweineinnahme wies ein Plus von 87 Mill. Rbl. auf. Im Jahre 1911 gab es teilweise Mißernte und ein erhebliches Steigen der Einnahme von Kronsbranntweinverkauf.

Wem diese Zahlen noch nicht genügen, um zu beweisen, daß unser Bauer seinen „Mangel" vertrinkt, den verweise ich auf den Bericht des Finanzministers zum Budget des Departements für indirekte Steuern, für das Jahr 1906.

In diesem Bericht teilt der Finanzminister mit, daß der Konsum des Branntweins im allgemeinen um 3% gestiegen ist, in den von der Mißernte heimgesuchten 21 Gouvernements aber um 6,5%!

Kann da die Behauptung noch angestritten werden, daß der russische Bauer nicht seinen Überfluß, sondern, wie gesagt, „seinen Mangel" vertrinkt?

Das bekannte Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt" gewinnt eine besondere Bedeutung für Rußland, diesen großen Bauernstaat, in welchem 86% der Bewohner der Landbevölkerung angehören. In einem solchen Staate muß alles, was die Verarmung des Landes fördert oder auch nur seine ökonomische Kräftigung aufhält, mit ganz besonderer Energie im Staatsinteresse bekämpft werden. Wem das Wohl von Staat und Volk am Herzen liegt, der kann nicht ruhig bleiben, wenn er sieht, daß die Bauernschaft eines Kreises, in dem es 7000 Höfe gibt, die weder ein Pferd noch eine Kuh besitzen, 1 1/4 Mill. Rbl. in Branntwein vertrunken hat; er kann nicht gleichgültig bleiben, wenn 96 Millionen aus dem Reichsschatz angewiesen werden mußten, damit der von der Mißernte heimgesuchte Bauer sein Feld bestellen, sich sein einziges Pferd, seine einzige Kuh erhalten kann, und wenn dann der Finanzminister nachher erklären muß, daß in demselben Notjahr dieselbe notleidende Bevölkerung mehr vertrunken hat, als die Bevölkerung der Teile des Reiches, wo es keinen Notstand gab und die keine 96 Millionen Hilfsmittel erhielten.

Der beste Kenner des bäuerlichen Lebens ist der Dorfgeistliche. Er lebt mit den Bauern und unter ihnen. Sein Interessenkreis ist häufig nicht viel größer, als der des Bauers, der bescheidene Zuschnitt seines Lebens unterscheidet sich nur wenig von dem des begüterten Bauers. Was sagt nun dieser Kenner der bäuerlichen Lebensweise?

Vor etwa 4 Jahren hat ein bekannter Petersburger Geistlicher, Mirtow, durch Vermittelung der Eparchialobrigkeit eine Umfrage bei der Dorfgeistlichkeit Rußlands angestellt. Die eingegangenen Antworten, aus allen Teilen Rußlands,*) mit wenigen Ausnahmen, geben überall dasselbe Bild. Es trinkt eben alles! Ein Dorfgeistlicher aus dem Gouvernement Orel schreibt: „Es trinken die Männer, es trinken, wenn auch weniger, die Frauen und sogar die Kinder. Es trinken die Armen und nicht weniger auch die Reichen. Es trinken, die nicht zu lesen und zu schreiben verstehen und die es können, und sogar die Gebildeten." Und ein anderer Geistlicher aus Asiens ferner Steppe, aus Ssemipalatinsk, schreibt: „Es trinkt die hohe und die niedere Obrigkeit des Dorfes, es trinkt die Polizei, es trinken die Ärzte und die Lehrer" Ein dritter, aus dem Gouvernement Ssamara, schreibt: „Der Umfang der Trunksucht ist nicht überall derselbe. Jedoch am häufigsten wird bis zur Sinnlosigkeit, bis zur Vertierung, bis in den Tod getrunken.

Gestatten Sie mir jetzt Ihnen einige Zahlen und Daten anzuführen, die Ihnen ein Bild davon geben, was der russische Handwerker, Fabrikarbeiter und Tagelöhner vertrinkt.

*) Gouv Pensa, Orel, Kostroma, Kasan, Poltawa, Tschernigow, Charkow, Taschkent, Syr-Darja, Ssemiretschensk, Ssamara, Archangelsk, Wologda, Transbaikal, Fergan, Wolhynien, Kaspien, Pskow, Wladimir

Eine in Petersburg im Jahre 1908 oder 1909 aus der Mitte der Arbeiter, von Arbeitern selbst veranstaltete Enquete ergab folgende Daten: Von 2052 Arbeitern und Handwerkern verschiedenster Branchen, die die Umfrage beantwortet hatten, tranken überhaupt nicht 160, also 7%. Der Genuß von Branntwein hatte bei den 1892 trinkenden Arbeitern und Handwerkern schon sehr früh begonnen, und zwar bei 6% vor dem 10. Jahre, bei 12% im Alter von 11—14 Jahren, bei 35% im Alter von 15—17 Jahren, bei 38% im Alter von 18 21 Jahren, und nur bei 8% nach erreichtem Mannesalter. Im Mittel wurden 13½% des ganzen Budgets vertrunken; 3% der Befragten trinken, außer Branntwein, auch Surrogate, wie z. B. denaturierten Spiritus, Lack und Politur; 54%, also der größte Teil, trinkt in Gesellschaft und einzeln, 41% nur in angenehmer Kompagnie, 5% nur für sich allein; 38% trinken den Branntwein in mäßigen Quantitäten, 23% in unmäßigen Quantitäten, 33% bald mäßig, bald unmäßig, wie es eben kommt, und 6% leiden an Säufer-Trunksucht (запой). Die Frage, ob „Wegbleiben von der Arbeit" (прогулъ) vorgekommen, wurde von 40% der Befragten bejahend beantwortet.

Von diesen 2052 haben 73% täglich ein warmes Mittagsmahl, 13% essen zu Mittag trockne und kalte Speisen und 13% haben keinen regelmäßigen warmen Mittagstisch. 40% haben als Wohnung ein Zimmer, 38% ein halbes Zimmer, eine Bettstelle oder eine halbe Bettstelle, 22% eine Wohnung mit Mietern.

Eine ebenfalls aus Arbeiterkreisen im Bakuschen Industrierayon veranstaltete Umfrage unter Arbeitern der Naphtaindustrie, Eisenbahnarbeitern und städtischen Handwerkern hat folgende Beantwortung erfahren. Die Metallarbeiter vertrinken im Mittel 12—16% ihres Monatslohnes, die Bauarbeiter 14—18%, die Handwerker der Naphtaindustrie 15—17%, die städtischen Handwerker und Eisenbahnarbeiter 10—25% des Monatslohnes; am wenigsten trinken die Setzer, Drucker und Buchbinder, am meisten die Eisenbahnarbeiter. Wenn wir die einzelnen Gewerbe und Professionen betrachten, so sehen wir, daß die größten Trinker die Bäcker und die Arbeiter in den Konditoreien sind. Die ersteren vertrinken fast 40% ihres Wochenlohnes, die letzteren über 32% desselben. Am wenigsten trinken die Maschinisten und Elektrotechniker (6% des Lohnes) und die Buchbinder (über 7% des Verdienstes). Interessant ist der Umstand, daß, je größer der Verdienst ist, desto kleiner die Ausgabe für Branntwein, und umgekehrt.

Von den bei dieser Umfrage registrierten Personen trinken gegen 2% nur bei Familienfesten (Namenstag usw.), 13,5% an Tagen der Auszahlung des Lohnes, gegen 15% an Sonn- und Feiertagen und 69% bei jeder Gelegenheit. Fast 32% haben infolge von Trunkenheit Körperverletzungen davongetragen, bei 14,5% war Delirium tremens in der Familie zu Hause; bei 40% trank der Vater, bei 46% der Vater und die Mutter, bei 2% allein die Mutter,

und nur bei 10,5% waren die Eltern nüchterne Personen. Bei fast 39% der Befragten trinkt die Frau. Der größte Teil der registrierten Arbeiter und Handwerker hat in den Kinderjahren zu trinken begonnen, einzelne sogar bereits im 8. bis 9. Lebensjahr.

Ein hohes Interesse beanspruchen die Materialien der Trinkerheilambulatorien des St. Petersburger städtischen Volks-Nüchternheitskuratoriums. Die bezüglichen Arbeiten sind von einer Autorität auf wissenschaftlichem Gebiet, dem bekannten Petersburger Arzt A. L. Mendelsohn, ausgeführt worden. Sie werfen ein helles Licht auf die Arbeiterverhältnisse der Residenz und die in ihr herrschende Trunksucht. Unter den 2734 Personen, die in den Ambulatorien für Alkoholiker Aufnahme fanden, gehören fast 30% dem Fabrikarbeiterstande und über 27% dem Handwerkerstande an. Der größte Teil der Behandelten bestand aus Gewohnheitstrinkern und nur 12 litten an periodischer Trunksucht. Auf den Kopf der Trinker entfallen 18,25—27,37 Wedro pro Jahr, während das Mittel für ganz Rußland 1,69 Wedro pro Kopf ist. Dazu ist zu bemerken, daß der Konsum eine steigende Tendenz aufweist, ganz unabhängig davon, ob der Arbeitslohn steigt oder fällt. Während im Jahre 1903 die registrierten Trinker gegen ein Drittel ihres Verdienstes (32,5%) vertrinken sollen, erreichte im Jahre 1907 der vertrunkene Teil des Lohnes bereits 50%. Was das Alter betrifft, so hatten über 1% der Registrierten bereits im 6. Lebensjahre zu trinken angefangen. Von den Frauen hatten 12% schon vor dem 15. Lebensjahre zu trinken begonnen, und zwar 3% im Alter von 6—10 Jahren und 9% im Alter von 10—15 Jahren.

Von der in der Residenz Rußlands herrschenden Trunkenheit geben folgende Zahlen des statistischen Bureaus des St. Petersburger Stadtamts ein Bild. Mehr als 1/3 aller plötzlich Verstorbenen sind im Zustande der Trunkenheit gestorben.*) An der Trunksucht sterben in Petersburg auf 100,000 Einwohner 20,3, in London 13,5, in Paris 6,3, in Berlin 2,7%.**) Nach Untersuchungen von Dr. Terechowko sind 30% aller Selbstmorde in Petersburg der Trunksucht zuzuschreiben; in Paris nur 14,2%.

Zum besseren Verständnis der ganzen Ungeheuerlichkeit der bei uns herrschenden Zustände mögen nun folgende Hinweise dienen. Ebenso wie in Paris, Wien und Berlin werden auch in Petersburg die im Zustande eines starken Rausches auf den Straßen befindlichen Personen von der Polizei aufgegriffen, in das betreffende Polizeiamt geführt, dort registriert und bis zur Ernüchterung zurückgehalten. Selbstverständlich geht die Polizei in der Festnahme solcher Personen im Westen Europas viel strammer vor als bei uns, wo man sich viel milder zum Straßenunfug im allgemeinen und speziell

*) Статистическій Ежегодникъ г. С.-Петербурга 1900—1903 г.

**) Выписка изъ книгъ смотрителей полицейскихъ домовъ за 1901 до 1908 г.; справка изъ Столичнаго Врачебнаго Отдѣленія за 1909 г. Für Berlin Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin.

Trunkenen gegenüber stellt, da im russischen Volke der Betrunkene meistenteils nicht Ekel, sondern ein gewisses Mitleiden, ja selbst wohlwollende Sympathie erweckt.

Im Jahre 1906 kam ein registrierter Trunkenbold auf folgende Einwohnerzahl:

in Paris	auf	16,962	Einwohner
„ Wien	„	1,020	„
„ Berlin	„	369	„
„ Petersburg	„	25	„

Im Jahre 1906 waren also fast 4% (3,96%) der Bevölkerung Petersburgs, oder jeder 25. Bewohner wegen Trunkenheit ins Polizeilokal gebracht worden.

Aus dem bereits Gesagten haben wir ersehen, daß der russische Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Handwerker in der Mehrzahl von 12% bis fast 40% seines Lohnes vertrinkt. Um uns ein Bild vom Umfang und der Bedeutung dieser Zahlengröße zu machen, müssen wir nun vor allem zu erfahren suchen, was der russische Arbeiter verdient, und zum Vergleich die Daten heranziehen, die uns Aufschluß darüber geben, was der ausländische Arbeiter verdient, und was er vertrinkt.

Gemäß den Daten aus dem Rechenschaftsbericht des Ministeriums für Handel und Industrie für das Jahr 1911 beträgt der Durchschnittsverdienst des russischen Arbeiters 251 Rbl. 15 Kop. In den Baltischen Provinzen ist der Durchschnittsverdienst des Arbeiters höher, und zwar: in Livland 330 Rbl., in Kurland 295 Rbl. und in Estland 290 Rbl. Im Petersburger Fabrikrayon beträgt der Verdienst des Arbeiters im Mittel, nach den Mitteilungen der Kaiserlichen Russischen Technischen Gesellschaft, 39 Rbl. 33 Kop. monatlich oder 472 Rbl. jährlich.

Im Vergleich zum Westen Europas ist das Mittel des Verdienstes des Fabrikarbeiters in Rußland geringer als dort. Nach Kotelnikow beträgt z. B. der Verdienst des Arbeiters in der französischen Baumwollspinnerei, wo die Arbeit geringer bewertet wird als in England und Deutschland, im Mittel 480 Rbl., in der Flachsspinnerei 420 Rbl. In der Bergbauindustrie beträgt im Mittel der Verdienst in Belgien 400 Rbl., in Frankreich und Deutschland schwankt er zwischen 450 und 500 Rbl., in England beträgt er 700 Rbl., bei uns 250 Rbl. Welchen Prozentsatz seines Verdienstes vertrinkt nun der ausländische Fabrikarbeiter? Nach Kotelnikow vertrinkt der englische Arbeiter 4,4% seines Verdienstes, der französiche 4,7%, der deutsche 5%, der belgische 5,2%. Und der russische? Nach der von mir schon früher zitierten Arbeiterumfrage sind es 12—32, ja 40% des Wochenlohnes. Mögen diese Ziffern im allgemeinen zu hoch gegriffen sein, mag es Orte geben, wo der vom Arbeiter vertrunkene Teil des Verdienstes geringer ist, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß der vom russischen Fabrikarbeiter vertrunkene Prozentsatz des Verdienstes viel größer ist als beim französischen, englischen, belgischen oder deutschen Arbeiter.

Wie nährt sich aber der westeuropäische und der russische Arbeiter? Nach Kotelnikow gibt der englische und belgische Arbeiter 47 % des Verdienstes für die Ernährung aus, der französische 49 % und der deutsche sogar 51 % des Verdienstes. Davon werden verbraucht:

	Englischer	Deutscher	Französischer
	Arbeiter		
Für Brot und Mehl	15,8	16,1	17,9
„ Fleisch und Fisch	28,8	31,8	30,3
„ Milch	6,1	7,4	4,4
„ Butter, Schmalz und Fett	11,4	14,2	10,8
„ Kartoffeln	4,2	4,6	3,6
„ Gemüse und Früchte	4,0	4,1	7,2
„ Tee, Kaffee und Kakao	6,5	4,6	5,0
„ Zucker	4,3	2,2	2,7
„ andere Nahrungsmittel	18,9	15,0	18,1
	100	100	100

Und was ißt der russische Fabrikarbeiter und Tagelöhner? Auf dem flachen Lande Brot mit Kwas und Zwiebeln, Grütze mit Schmalz oder Fett, und an Sonn- und Feiertagen Fleisch. In den großen Fabrikstädten zum großen Teil trockene Nahrung, Brot, Wurst, Käse, Heringe, Gurken. Wie die schon mehrfach zitierte Arbeiterenquete besagt, haben selbst in Petersburg nur 73 % der Fabrikarbeiter täglich eine warme Mahlzeit, und das kann nicht wundernehmen, wenn man im Auge behält, welch großer Teil des Verdienstes in Branntwein umgesetzt wird. So sehen wir, daß, ebenso wie der russische Bauer, auch der russische Arbeiter nicht seinen Überfluß, sondern seinen Mangel vertrinkt.

Daß der Mißbrauch geistiger Getränke auf diesen schlecht genährten und daher geschwächten und nicht widerstandsfähigen Körper ganz besonders verheerend wirken muß, ist selbstverständlich. Dazu tritt noch der Umstand hinzu, daß die Wohnungsverhältnisse sowie die klimatischen Bedingungen für den russischen Arbeiter ungünstiger sind, als für seinen Kollegen im Westen.

Was das Trinken unter der Jugend betrifft, so habe ich schon vorhin bei Mitteilung der Resultate der von Petersburger Arbeitern veranstalteten Enquete angeführt, daß 6 % der Kinder der Petersburger Arbeiterbevölkerung bereits vor dem 10. Lebensjahre Branntwein zu trinken beginnt. Diese betrübende Tatsache finden wir im ganzen Reiche.

Auf dem im August 1912 unter dem Präsidium des damaligen Erzbischofs von Moskau, zurzeit Petersburger Metropoliten Wladimir abgehaltenen Allrussischen Anti-Alkoholkongreß, an dem hauptsächlich Geistliche teilnahmen,

kam ein Vortrag des bekannten Dr. Korowin zur Diskussion. Eine im Moskauer Gouvernement in 300 Landschulen unter 23,000 Schülern und Schülerinnen veranstaltete Enquete hat folgende Resultate ergeben. Von den Knaben tranken 67% Schnaps und zuweilen auch Bier, von den Mädchen tranken Branntwein 54%. Die Mehrzahl der Knaben und Mädchen hatte im Alter von 3–8 Jahren Branntwein zu trinken angefangen. Einige von den im 8. bis 10. Lebensjahre stehenden Schülern waren bereits betrunken gewesen, und zwar mehr als einmal. Es trinken die Kinder in der Mehrzahl der Fälle nicht nur mit Wissen der Eltern, sondern häufig werden sie sogar von den Eltern dazu genötigt.

Nach der Mitteilung einer vom „Вѣстникъ Новгородскаго Земства“ („Nachrichten der Nowgorodschen Landschaft“) veranstalteten Umfrage in einer Semstwo-Landschule ergab sich, daß die Knaben bereits im Alter von 9—13 Jahren mit dem Branntweingenuß bekannt sind.

Dr. Grigorjew teilt mit, daß in 4 von ihm besuchten Knabenschulen von 182 Schülern im Alter von 8—13 Jahren 151 Schüler Schnaps trinken. Viele von ihnen waren bereits betrunken gewesen, viele erhielten den Schnaps täglich von ihren Eltern. Einige erklärten, sie könnten bis zu 3 Gläser auf einmal austrinken. In 4 Mädchenschulen tranken von 159 Schülerinnen im Alter von 8—16 Jahren 149 Schülerinnen.

Was kann von einer derartigen Jugend in physischer und sittlicher Hinsicht erwartet werden? Die Antwort darauf gibt der von mir bereits zitierte bekannte Kiewer Nervenarzt und Universitätsprofessor Sikorski. In seiner Broschüre „Die nahende große Krisis“ sagt er: „Die Folgeerscheinungen der alkoholischen Degeneration sind gewöhnlich dreierlei Art. Es wächst die Zahl der geistigen Erkrankungen, es wächst die Zahl der Verbrechen, es vermindert sich die Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung.“ Alle diese Erscheinungen, behauptet Professor Sikorski, zeigen sich in Rußland. Er stützt sich in seinen Ausführungen auf offizielles Material, auf die statistischen Berichte des Justizministeriums, auf die Berichte der Irrenanstalten des Reiches, und auf die Arbeiten der bekannten Gelehrten Janshul und Tschuprow.

Professor Sikorski stellt fest, daß in den Teilen des Reiches, wo der Branntweinkonsum größer ist, auch eine größere Anzahl von Verbrechen vorkommt. Die Kindersterblichkeit und der Kindesmord wachsen, wobei ihre Zunahme nicht im Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung, sondern zum Steigen des Brantweinkonsums steht. Dabei tritt im Wachstum der Verbrechen deutlich die Eigentümlichkeit hervor, daß die Zahl der von Frauen verübten Verbrechen in höherem Maße zunimmt als die der Männer, d. h. also, daß die verderbliche Wirkung des Alkohols auf den weiblichen Organismus größer ist als auf den männlichen. Es ergibt sich demnach, daß alles dasjenige, dessen beste Hüterin das Weib sein soll, die Sittlichkeit, die Familie, das Kind, unter dem Einfluß des Alkohols zu Grunde zu gehen droht.

Was die Zunahme der Geisteskrankheiten in Rußland betrifft, so ist das eine so bekannte Tatsache, daß ich keine Veranlassung habe, hier weiter darauf einzugehen.

Inbezug auf das Sinken der Arbeits- und Leistungsfähigkeit weist Professor Sikorski darauf hin, daß der sogen. Arbeitsinstinkt schwindet und daß auch hierbei die Hauptrolle der Branntwein spielt.

Vor einigen Wochen ist sämtlichen Gliedern des Reichsrats eine Denkschrift in Sachen des Kampfes mit der Trunksucht zugegangen. Der Verfasser dieser Schrift ist das Reichsratsmitglied Wirkl. Geheimrat W. P. Tscherewanski, ehemaliger Gehilfe des Reichskontrolleurs. In dieser Denkschrift wird darauf hingewiesen, daß das Prinzip, aus dem Branntweinkonsum eine ergiebige Staatseinnahmequelle zu schaffen, in Rußland schon vor vielen Jahrhunderten Boden gefaßt hat. Schon unter Johann III. nahm es die Moskauer Regierung auf sich, Krüge (корчмы) zu errichten und mit diesen Krügen auch die Geistlichkeit und treue Diener zu belohnen. Die Trunksucht nahm so überhand, daß die Regierung sich veranlaßt sah, den Moskowitern das Trinken von Branntwein nur am Sonntag zu gestatten.

Unter Johann dem Schrecklichen (übrigens eine falsche Übersetzung des Wortes „grosny" ins Deutsche) wurden die Krüge durch Branntweinschenken (кабаки) ersetzt. Besitzer dieser Schenken waren Bojaren und die Geistlichkeit. Zar Feodor Joanowitsch und Zar Boris ordneten an, die zarischen Branntweinschenken in Moskau und Nowgorod zu schließen.

Dann kam die Branntweinpacht (der „откупъ") und die Einnahmen des Fiskus stiegen immer schneller, bis sie in den Jahren 1862–1869 schon gegen 40% aller Staatseinnahmen betrugen; die Zahl der Branntweinpächter bezifferte sich auf 200. Es folgte die Branntweinakzise und im Jahre 1895 das Branntweinmonopol. Welch ergiebige, immer steigende Einnahmequelle der Branntweinkonsum bildet, habe ich bereits zu Beginn meines Vortrages nachgewiesen.

Von Interesse ist in der von mir zitierten Denkschrift ferner folgende Aufstellung. Tscherewanski teilt die 160 Millionen Bewohner Rußlands in trinkende und nicht trinkende. Zu den nicht trinkenden zählt er folgende Bewohner Rußlands:

I.	90% der weiblichen Bevölkerung sämtlicher christlichen Konfessionen	= 42	Mill.	Köpfe
II.	Die ganze weibliche Bevölkerung mohammedanischen Glaubens	= 8	„	„
III.	90% der männlichen mohammedanischen Bevölkerung	= 7	„	„
IV	Die ganze weibliche jüdische Bevölkerung	= 3	„	„
V	30% der männlichen jüdischen Bevölkerung	= 2	„	„
VI.	75% der Altgläubigen und Sektierer	= 6	„	„
		Summa 68	Mill.	Köpfe

Der trinkende Teil der Bevölkerung Rußlands beträgt also 92 Millionen Köpfe. Nimmt man den Konsum des Branntweins (Monopolgebiet 87 Mill. Wedro, Akziſegebiet 10 Mill., Sibirien 10 Mill.) mit rund 100 Mill. Wedro an, so kommt auf den Kopf mehr als ein Wedro Branntwein und nicht 0,21 Wedro, wie die engliſche Handelsſtatiſtik berechnet.

Dieſes Quantum Branntwein iſt ſchon an und für ſich kein niedriges. Die unheilvolle Wirkung wird aber dadurch noch erhöht, daß der Branntwein von einer ſchlecht genährten, phyſiſch nicht widerſtandsfähigen und zum Teil ſyphilitiſch kranken Bevölkerung konſumiert wird.

Daß der Branntweinkonſum mit dem Wachstum der Bevölkerung ſteigen muß, iſt eine normale Erſcheinung. Bei uns ſteht das Wachstum des Konſums aber in keinem Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung, und dieſer Mißbrauch des Branntweinkonſums führt bei uns einen großen Teil der Bevölkerung zu wirtſchaftlichem Niedergang, zu ſittlichem Verfall und droht mit immer größerer Zunahme degenerativer Erſcheinungen.

Wie Tſcherewanſki durchaus richtig bemerkt, erfordert die Feſtſtellung des Faktums, daß wir es mit einem wirtſchaftlichen Niedergang unſerer Landbevölkerung zu tun haben, keine beſondere Mühe, und es kann uns darüber nicht der Umſtand hinwegtäuſchen, daß die Höhe der Einlagen in den Sparkaſſen 1½ Milliarden Rbl. beträgt. Man halte dem nur gegenüber die überaus traurigen Zuſtände in den der Trunkſucht verfallenen Dörfern. Und ſolcher Dörfer gibt es leider ungeheuer viele.

Der Zerfall der Familie iſt eine längſt konſtatierte Tatſache, und auch hier ſpielt der Branntwein eine große Rolle. Elternmorde und blutſchänderiſche unnatürliche Verhältniſſe zwiſchen Vater und Tochter, Bruder und Schweſter, entſpringen faſt immer dem Rauſche. Wie das Verbrechertum auf dem flachen Lande wächſt, kann jeder Landbewohner bezeugen. Es gibt Gegenden, wo der Bauer das Betreten der Straße im eigenen Dorfe fürchtet. Ein finſterer Geiſt hat das ruſſiſche Dorf ergriffen, und zu nicht geringem Teil trägt auch hieran der Trunk die Schuld.

Ich komme zum Schluß. Ich hoffe, daß es mir gelungen iſt, den Beweis zu liefern, daß wir nicht vor einer nur eingebildeten, ſondern vor einer wirklichen Gefahr ſtehen. Einem großen Volk, reich veranlagt, hochbegabt, mit großer natürlicher Intelligenz ausgeſtattet, droht die ſchwerſte Gefahr, wenn es ſich ſelbſt nicht Halt gebietet, Pflicht der Regierung, Pflicht der Geſellſchaft, unſer aller Pflicht iſt es, dem Volke zu helfen, ſeiner krankhaften Neigung, ſeiner Schwäche Herr zu werden, es vor Verſuchung zu ſchützen. Vor allem ſollen wir, die Geſellſchaft, die Intelligenz, ihm ein Beiſpiel geben. Vor allem ſollen wir bereit ſein, der „Ernüchterung“ unſeres Bauernſtandes, unſerer Fabrikarbeiterſchaft materielle Opfer zu bringen, auf gewiſſe materielle Vorteile zu verzichten. Wir ſollen „ehrlich“ und „aufrichtig“ vorgehen. Der Weg, den wir zu beſchreiten haben, iſt uns bereits

vorgezeichnet. Wir brauchen ihn nicht zu suchen. Ihn haben bereits andere Staaten, andere Länder beschritten und große Erfolge damit erreicht. Uns bleibt nur übrig, dasselbe zu tun.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dimitri Mereshkowski.

von Johannes Kordes (Moskau).

In der heutigen russischen Literatur existieren viele verschiedene Richtungen; vor allem baut sie sich wohl auf ihrer großen Vergangenheit — einem bodenstarken Realismus — auf, als dessen Vater der geniale Alexander Puschkin (man denke nur an seine „Hauptmannstochter") angesehen werden darf. Dann erschien Gogol und schuf, an Puschkin sich anlehnend, Muster der realistischen Darstellung, wie z. B. seinen „Revisor" und den Roman „Tote Seelen" An Gogol schlossen sich sodann die anderen großen russischen Realisten, wie Turgenew, Gontscharow, Pissemski, Dostojewski und Tolstoi.

So wächst zu einer Zeit, wo in Westeuropa romantische Traditionen herrschten, in Rußland eine gewaltige realistische Kunst empor, um bis heute noch fortzubestehen, wenn auch nicht in der früheren Pracht und Größe. Außerdem wuchs die russische Literatur, wie keine andere der Welt, zu einer gewaltigen Künderin und Vertreterin des sozialen Gewissens empor. Im „freien Europa", gab es Volksvertretungen, da vermochte eine freie öffentliche Meinung neue Reformen vorzuschlagen und zu verfechten; in Rußland gab es aber keine Organe, um des Volkes Weh zu verkünden; die Presse war geknebelt, das Volk durfte seine Meinung nicht äußern; nur die große russische Literatur vermochte man nicht zu unterdrücken, sie blieb die einzige berufene Vertreterin der Volksinteressen.

In der zeitgenössischen russischen Literatur sind aber manche neue Strömungen aufgekommen. Starke westeuropäische und nordische Einflüsse treten besonders intensiv zutage. Da spürt man Einflüsse von Nietzsche, Ibsen, Zola, D'Annunzio, Knut Hamsun und manchen anderen. Man huldigt den verschiedensten, ja extremsten Schulen und Richtungen; da gibt es Naturalisten, Romantiker, Realisten, Stilisten, Symbolisten und Futuristen. Vielerlei wogt und gärt durcheinander. Man huldigt den mannigfaltigsten Weltanschauungen und Ideen, ja im Grunde auch verschiedenen Religionen. Heidentum lebt neben Christentum, Individualismus neben Sozialismus, Humanismus neben Egoismus und einem stark ausgeprägten Persönlichkeitskultus.

Abseits von allen diesen Richtungen steht eine ganz kleine Gruppe von Schriftstellern, die Philosophen, Dichter und Kulturhistoriker in ihrer Person vereinigen; hierzu gehören Rosanow, Minski und Mereshkowski. Auf

des letzteren Schaffen und Persönlichkeit wollen wir nun näher eingehen, indem wir zuerst seinen Lebenslauf skizzieren.

D. S. Mereshkowski entstammt einem alten kleinrussischen Adelsgeschlecht. Seine Vorfahren hießen eigentlich Mereshki und lebten in Kleinrußland. Der Großvater Mereshkowskis siedelte unter der Regierung Pauls I. nach Petersburg über und trat in das Ismailowsche Regiment. Dieser selbe Großvater hat vermutlich den kleinrussischen Familiennamen Mereshki in den mehr russisch klingenden Mereshkowski geändert. Als der große Befreiungskrieg 1812 ausbrach, nahm er am Feldzuge teil. Der Vater von Dmitri Mereshkowski war Staatsbeamter, er diente im Hofministerium in Petersburg und hier erblickte auch Dimitri Mereshkowski am 2. August 1865 das Licht der Welt. Die Sommermonate verbrachte der Knabe in ungebundener Freiheit in der Nähe von Petersburg auf der Insel Jelagin. Er las gern Indianergeschichten und spielte oft mit anderen Altersgenossen „Indianer" Stiller und reizloser verliefen die Wintermonate in der großen, mürrischen Beamtenwohnung des Vaters in der Stadt, wo Mereshkowski das 3-te klassische Gymnasium besuchte. Ungern denkt der jetzt im Mannesalter stehende Schriftsteller an jene Schulzeit zurück: „von Pädagogik und Erziehung keine Spur, alles gipfelte in einer seelentötenden Büffelei" Mit weit wärmeren Gefühlen denkt Mereshkowski an seine alte liebe Amme zurück, die gern Volksmärchen erzählte, und mit Andacht vor goldenen Heiligenbildern, im Lichte eines Kirchenlämpchens, vom Leben russischer Heiligen sprach. Zuweilen nahm der Vater auf seinen Dienstreisen den Sohn in die Krim mit, wo die herrliche südliche Natur, das blaue Meer und die fast antike Schönheit des jetzt zerfallenen Schlosses von Oreanda sich tief in die Seele des Knaben einprägten. Die spätere Liebe für die Schönheitswelt der Antike begann wohl schon hier im Herzen des Knaben aufzudämmern. Und die Erzählungen der Amme pflanzten in die Seele des Knaben die ersten mystischen Keime, die sich nachher so groß artig entfalten sollten.

Mit dreizehn Jahren beginnt der Knabe Verse zu schreiben und zugleich — was sehr charakteristisch ist — auch die ersten kritischen Aufsätze. In den obersten Klassen des Gymnasiums schwärmt er für Molière und gründet sogar, zusammen mit seinen Mitschülern, einen „Molière-Kreis" Dieser Kreis sollte beinah sehr verhängnisschwere Folgen nach sich ziehen. Obwohl alle Schüler, sie waren etwa 16 Jahre alt, nichts mit Politik zu tun hatten, erhielten sie doch eines schönen Tages eine „Aufforderung" aus dem berüchtigten „Dritten Departement", sich dort einzufinden. Hier wurde ihnen mitgeteilt, daß sie unter dem Verdacht ständen, die „bestehende Staatsordnung" umstürzen zu wollen, und sie wurden einem langen und schweren Verhör unterworfen. Und wenn Mereshkowski damals nicht arretiert und „per Etappe" verschickt worden ist, so hatte er das vor allem der einflußreichen Stellung seines Vaters zu verdanken.

Auch der Jüngling Mereshkowski schrieb Verse, auf die der Vater sehr stolz war: er schrieb sie eigenhändig ab und las sie den Verwandten und Bekannten

vor. Großen Eindruck machte auf den Jüngling ein Besuch bei F. M. Dostojewski im Jahre 1880. Der große Schriftsteller empfing die beiden — Vater und Sohn — im winzigen Arbeitszimmer seiner winzigen Petersburger Wohnung, die zudem noch mit großen Bücherstößen des Romans: „Die Brüder Karamasow" angefüllt war. Errötend, stotternd und erbleichend begann der junge Mereshkowski seine unreifen Jugendpoesien vorzulesen. Dostojewski hörte lange schweigend zu; doch seinem Wesen merkte man an, daß er mit der Störung unzufrieden war. Endlich sagte er: „Schwach, schlecht, es taugt garnichts! Um gut schreiben zu können, muß man leiden und nochmals leiden!"

„Nein! Nur nicht leiden, dann möge er lieber überhaupt nie schreiben!" erwiderte Mereshkowskis Vater.

Aber zum Abschied drückte Dostojewski dem jungen Mereshkowski warm die Hand und sah ihn aus seinen klaren und durchdringenden hellblauen Augen lange an.

Im Jahre 1880 machte Mereshkowski auch die Bekanntschaft des Lyrikers S. J. Nadson, der auf seine lyrische Entwicklung einigen Einfluß ausüben sollte; und im Jahre 1881 erscheint Mereshkowskis erstes Gedicht in einer der vielen russischen Monatsschriften im Druck.

Nach Absolvierung des Gymnasiums im Jahre 1884 läßt sich Mereshkowski in der historisch-philologischen Fakultät der Petersburger Universität immatrikulieren, die ihm „etwas mehr als das Gymnasium gab", wohl kein sonderlich tröstliches Bekenntnis, wenn man bedenkt, daß die Schulzeit ihm „fast garnichts" geboten hatte.

Der Student Mereshkowski schwärmte enthusiastisch für Spencer, Comte, Mill und Darwin. Doch, von Natur religiös veranlagt, fühlte der Jüngling, wenn auch unklar, die Unzulänglichkeiten der sog. positiven Philosophie; er strebte nach freieren, höheren Horizonten, konnte aber inzwischen nichts Besseres, Haltbares finden und litt sehr! Er verkehrt in verschiedenen literarischen und politischen Kreisen der Residenz, lernte A. N. Pleschtchejew, den berühmten Schriftsteller Gontscharow, den Dichter Maikow u. a. kennen. Als durch den bedeutenden Publizisten A. M. Jewreinow das Journal „Sseweıny Westnik" (Nordischer Bote), an dem die besten Köpfe Rußlands, wie G. J. Uspenski, W. M. Garschin und W. G. Korolenko teilnahmen, gegründet wurde, nahm auch Mereshkowski regen Anteil an diesem Journal. Er veröffentlicht dort eine ziemlich belanglose dramatische Arbeit „Silvio" und einen warm gehaltenen Aufsatz über A. Tschechow, der damals seine literarische Laufbahn begann und noch gänzlich unbekannt war.

Augenscheinlich hatte im Laufe der Zeit die positive Philosophie im Herzen und im Kopfe des jungen Mereshkowski sich sehr verflüchtigt, denn er wird wieder von einem starken religiösen Suchen und Sehnen erfaßt.

Nachhaltigen Eindruck macht auf ihn ein langes Nachtgespräch mit dem Schriftsteller Gleb Uspenski, der ihn auf das russische Volk hinweist und mit

Nachdruck betont, daß das Heil in der Weltanschauung des Volkes, in der „Gewalt der Erde", zu suchen sei. Mereshkowski unternimmt nun längere Reisen „in das Volk hinein", er weilt an der Wolga, an der Kama, den Gouvernements Ufa und Orenburg, er pilgert zu Fuß durch Dörfer und Städtchen, unterhält sich mit Bauern, Sektierern und Schullehrern, und notiert sich gewissenhaft seine Beobachtungen. Er besucht im Twerschen Gouvernement auch den Bauer Wassili Sfutajew, mit dem einst Leo Tolstoi lange Gespräche geführt hatte, die auf ihn nicht ohne Wirkung geblieben waren.

Immer mehr erkennt der Jüngling, daß die positive Philosophie unhaltbar für ihn sei, und als er Leo Tolstois „Beichte" kennen lernt, übt dieses Buch eine gewaltige Wirkung auf ihn aus. Er geht sogar eine zeitlang mit dem Plane um, ganz „in's Volk" zu gehn, etwa Dorfschullehrer zu werden, aber allmählich sollte auch dieses „Durchgangsstadium" überwunden werden, und nun beginnen ganz andere Geister den jungen Mereshkowski in ihren Bannkreis zu ziehen, wie z. B. Baudelaire, Verlaine, Poe. Er wird ein eifriger Anhänger der westeuropäischen Literatur, gibt sogar selbst ein Versbuch heraus, das er „Symbole" betitelt. Nach Absolvierung der Universitätsstudien (im Jahre 1889) verheiratet er sich mit der talentvollen russischen Schriftstellerin S. N. Hippius, deren Romane jetzt auch in deutschen Übersetzungen zu erscheinen beginnen.

Lange Reisen führen Mereshkowski nach Italien, Sizilien, Griechenland und in die Türkei. Angeregt durch Griechenlands Denkmäler aus der Vergangenheit übersetzt er einige antike Tragödien. Im Jahre 1893 beginnt er seine großartige Roman-Trilogie: „Christ und Antichrist", die er nach 12 Jahren beendet. Im Laufe der folgenden Jahre schreibt er die Werke: „Leonardo da Vinci", „Peter der Große", „Tolstoi und Dostojewski" Er treibt zu diesem Zweck eifrige Studien, vertieft sich in die betreffenden Epochen, sucht Land und Leute näher kennen zu lernen. Bevor er an die Ausarbeitung seines Buches „Peter der Große" herantrat, machte er längere Reisen an die Wolga, in die dortigen Sektierer- und Altgläubigenkolonien. Er suchte auch entlegene, echt russische Wallfahrtsorte auf, um besser das Treiben und Gefühlsleben des russischen Bauern, der russischen Pilger (странники) und Geistlichen kennen zu lernen.

Zum Schluß der 90-er Jahre gründet Mereshkowski die Zeitschrift „Der neue Weg" (Новый Путь), die im Geistesleben Rußlands eine bedeutende Rolle spielen sollte. Seiner Anregung entspringt auch die Veranstaltung von religiös-philosophischen Versammlungen in Petersburg. Leider wurden diese Versammlungen, deren Zweck es war, das religiöse Gefühl in der russischen Intelligenz zu wecken und zu fördern, auf Verfügung des damals allgewaltigen Oberprokureurs des heiligen Synods, Pobjedonoszew, verboten. Zwar versuchte Mereshkowski das Verbot rückgängig zu machen, er trat in diesbezügliche Verhandlungen mit dem damaligen Metropoliten Antoni, doch

dieser antwortete, er könne nichts ändern, da er sich „der weltlichen Gewalt zu fügen habe“

Bedeutsam für die fernere Entwicklung Mereshkowskis wird sein Besuch in Jasnaja Poljana bei Leo Tolstoi, mit dem er lange religiöse Gespräche führte. Einen tief nachhaltigen Eindruck hinterlassen bei Mereshkowski auch die Ereignisse der Jahre 1905—1906; sie veranlassen ihn nach einem neuen Christentum, nach neuen Lebenswerten überhaupt sehnsüchtig auszuschauen. Er siedelt auf einige Zeit nach Paris über und verfaßt Abhandlungen über die russische Revolution, wobei ihn besonders die religiöse Seite der Frage interessiert. Der Name Mereshkowski wurde besonders im Jahre 1912 wiederum oft genannt. Er wurde auf Grund einiger Stellen aus seinem neuesten Drama „Paul I.“ der Majestätsbeleidigung angeklagt. Die Anklage richtete sich vor allem gegen folgende Stellen im Drama: erstens gegen die Worte, die Mereshkowski den Zaren Alexander I. (der auch im Drama auftritt) reden läßt: „Es gibt keine Obrigkeit ohne von Gott“, sagte der Priester während der Vereidigung. Wenn nun aber der Kaiser verrückt ist — ist dann seine Obrigkeit auch von Gott? Und gesetzt den Fall, die selbstherrliche Gewalt ist nicht von Gott — was dann? Das ist eine verfluchte Stelle. Man stellt sich darauf und fällt durch. Ich sage dir: das ist eine Stelle, wo Gott und Teufel ganz nahe, furchtbar nahe aneinander gerückt sind. Hier hat man Gott und Teufel so sehr miteinander verstrickt, daß der Knoten nicht zu lösen ist“ Die andere Stelle im Drama gegen welche die Anklage erhoben wurde, lautet: „Vergeßt nicht meine Freunde; wer die Eier nicht zerschlägt, wird auch keinen Eierkuchen machen können. Ihr fragt, was das bedeuten soll? Die Eierschalen, das sind die zarischen Köpfe, und die Eierkuchen — das ist die Revolution“

Die Verhandlungen des Gerichtes, die ein kleines russisches „Kulturbild“ entwarfen, dauerten nicht lange. Mereshkowski wurde vor allem auf Grund einer glänzenden Rede, die er vor den Richtern hielt, freigesprochen. Er führte u. a. folgendes aus: „Ich möchte mir erlauben, die Aufmerksamkeit des Gerichts darauf zu lenken, daß es durchaus unstatthaft ist, auf Grund einiger Zitate, die aus ihrem Zusammenhange gerissen worden sind, über das ganze Buch zu urteilen. Nehmen wir z. B. „Schuld und Sühne“ von Dostojewski. Dort ermordet Raskolnikow einen Menschen und will hierbei seinem Gewissen recht geben. Das heißt aber durchaus nicht, daß Dostojewski den Mord predigt. Es geht nicht an, irgendwelche geringfügige Zitate aus Dostojewskis Roman zu reißen, und die Ansichten und Stimmungen seiner Personen, als Ansichten und Stimmungen von Dostojewski hinzustellen. Und doch klagt man mich nur auf Grund einiger Zitate an, die ganz eigenmächtig meinem Drama entrissen worden sind, ohne daß man den Geist und den Inhalt der Dichtung selbst in Rechnung zieht. Mit wem sympathisiert Shakespeare in seinem „Julius Caesar“? Mit Brutus oder Caesar? Die Sym-

pathie des Künstlers ist sein Geheimnis. Von mir darf ich sagen, daß ich es durchaus nicht nötig habe, meine Sympathien zu verheimlichen. Das Geheimnis meiner Sympathie besteht darin, daß ich den Helden meines Dramas, den Zaren Alexander I., liebgewonnen habe; ich habe ihn liebgewonnen wegen seiner Menschlichkeit, wegen seiner Leiden. Ich begann den Zaren auch um seiner Religiosität willen zu lieben, dafür, daß er im Namen der höchsten christlichen Vollkommenheit die selbstherrliche uneingeschränkte Gewalt verneinte und behauptete, daß eine solche Gewalt nur Gott zukäme. Diese Gedanken und Gefühle habe ich auch geäußert, — vielleicht nicht ganz geschickt, jedenfalls aber mit guten Absichten."

Wer Mereshkowski näher kennt, der weiß, daß er diese Worte mit bestem Gewissen sagen durfte. Ihm ist es, wie wir das auch aus seinem Lebenslaufe ersehen können, mit seinem Schaffen durchaus ernst. Dieser Schriftsteller befindet sich in einem fortwährenden heißen Suchen und Ringen. Er besitzt ein auffallend zartes Gewissen, ein stark ausgeprägtes Schönheitsgefühl und sucht, aus einer großen Liebe zur Menschheit heraus, Sinn in die Sinnlosigkeit des Lebens zu bringen.

Mir fällt ein Wort Alfred Kerrs ein: „Es ist schön, primitiv zu sein, es ist aber noch viel schöner, sehr differenziert zu sein." Unsere Zeitgenossen sind wohl meist differenziert. Aber es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Leiden unserer Zeit gerade dieser Differenziertheit entspringt. Ein geheimer, oft brennender Schrei nach Einheit, nach Vereinfachung, geht auch durch die chaotischen Seelenzustände unserer Tage. Dimitri Mereshkowskis Schaffen ist im Urgrunde ein solches geheimes Suchen nach Einheit. Er sucht angestrengt nach einer Syntheſe im Chaos der Differenzierungen, nach Sinn in der Sinnlosigkeit des Lebens.

Außerdem steckt in diesem Schriftsteller ein gut Stück Kultur, was so überaus selten in der russischen Literatur anzutreffen ist. Auffallend ist hierbei die Fähigkeit Mereshkowskis, sich in die Eigenart entschwundener Zeiten und Kulturen hineinzuleben und sie in seinen Werken heraufzubeschwören. Leider vermißt man hierbei zuweilen den belebenden Dichtergeist, weil Mereshkowski nicht selten in eine allzustarke Anhäufung des Stofflichen verfällt. Dann muß man wohl den feinen Kultur-, Kunst- oder Geschichtskenner bewundern, aber weniger den Dichter.

Bedeutend ist die Mannigfaltigkeit Mereshkowskis, die zuweilen ein Quell der Schwäche für ihn wird. Was ist Mereshkowski nicht alles! Er ist Dramatiker, Essayist, Romanschriftsteller, Kritiker, Lyriker, Kulturhistoriker; und es ist schwer zu sagen, auf welchen Gebieten er sein Eigenstes und Bestes gegeben hat; denn sieht man sich seine Romane näher an, so fühlt man bald, daß sie eigentlich gar keine Romane sind, weil sie z. B. oft lange Stellen enthalten, die an archäologische, theologische, vor allem aber an

kulturhistorische Abhandlungen erinnern; und geht man seinen Kritiken auf den Grund, so erkennt man, daß ihnen wiederum Romanhaftes oder auch viel Lyrisches anhaftet.

Und immer wieder fühlt man: der denkende Künstler ist in Mereshkowski stärker als der produktive. Im allgemeinen empfängt man aus seinen Werken den Eindruck, daß sie ein Mensch geschrieben hat, der ein sehr reiches Seelenleben besitzt, ein Mensch, dem zuweilen der Mund überzufließen scheint vor Gefühlen und innerem Erleben, — doch ist es diesem Menschen nicht ganz gegeben, die richtige Form für den gärenden Inhalt der Seele zu finden. Ihm versagte ein Gott, all das zu sagen, was er leidet, und das verursacht ihm oft tiefes Weh.

Bei Mereshkowski muß man zwei Menschen unterscheiden: den Denker und den Dichter. Beide sind bedeutend, aber am bedeutendsten wird Mereshkowski dann, wenn der Denker und der Dichter in seinen Werken in eins zusammenfließen, was leider nicht oft der Fall ist.

Sehen wir uns zunächst den Dichter Mereshkowski an. Als Dichter begann er, wie wir aus seinem Lebenslauf gesehen haben, schon recht früh. Er fing in den 80-er Jahren mit gut bürgerlichen Gedichten im Stile des Volksdichters und „Volkstribunen" Nekrassow an; er hatte ein mitleidiges Herz für den Bauer und seine schwere Lage. Außerdem schrieb Mereshkowski eine Reihe von Versen im Nadsonschen Geiste; diese Verse wirkten mehr auf die Tränendrüsen, als auf das Herz. Bedeutungsvoll für Mereshkowski wurde sein tieferes Eindringen in die Poesieen Puschkins: dieser Dichter zieht ihn bald in seinen Zauberbann. Auch erliegt Mereshkowski dem Einfluß der Antike; er schwärmt für die dahingeschwundene Schönheitswelt der Griechen. Die äußere Form der Gedichte verändert sich auffallend wenig, doch wird der Inhalt seiner Verse im Laufe der Jahre immer tiefer und schöner. Zugleich hinterlassen seine Verse den Eindruck, daß sie mehr aus dem Grunde des Herzens emporbringen, als die früheren. Sie erwecken das Gefühl, als hätte sie ein sehr aufrichtiger, vornehmer, kluger, edler Mensch geschrieben, aber kein Lyriker. Aus den meisten und besten Versen Mereshkowskis klingt eine leise Wehmut, man fühlt die starke Sehnsucht des Dichters, ein schönes Leben zu leben, aber man erkennt auch seine Unmöglichkeit, dieses schöne Leben wirklich leben zu können. Oft beschäftigt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen; dann versucht der Dichter die Geheimnisse des Todes zu begreifen, Sinn in die Widersprüche des Lebens zu bringen; und dann fühlt man auch, daß er das Leiden liebt, weil es das Menschenherz läutert und den ewigen Dingen näher bringt. Zuweilen stört in den Gedichten allzuviel Reflexion, — man verlangt nach mehr Gestaltung, mehr Gefühl, mehr Melodik. Zur Illustration seien einige Gedichte von Mereshkowski (übersetzt vom Verfasser dieses Aufsatzes) hierher gesetzt:

Mein Lächeln.

Du lächelst? Und lächelst so kerngesund,
Als hätte die Freude geküßt deinen Mund,
Als hättest du wiedergefunden
Die Wonne kindlicher Stunden,
Als wäre dir endlich beschieden
Ein Leben voll Liebe und Frieden

So lächeln in herbstlichen Gärten
Letzte, betrügende Blüten

Der leere Kelch.

Es haben unsre Väter schon vor Jahren
Des Lebens Kelch bis auf den Grund geleert.
Sie haben im Genießen, Weltdurchstürmen
An ihre Kinder nicht gedacht!

*

Nun ist der süße Rausch verflogen,
Kein Feuer glüht, kein Glaube blüht;
Mit leerer Brust stehn müde Kinder
Am ausgeleerten Lebenskelch.

*

Sie gehen hin wie müde Schatten
Verfluchen ihres Lebens Pein,
Und fragen zitternd, im Ermatten:
Was wird mit unsren Kindern sein?

Das Schweigen.

Es wundert dich, warum ich immer schweige,
Warum ich lange, lange lautlos dir ins Auge seh?
Ich liebe dich. Da schneidet jeder Laut die Seele,
Und tut wie greller Glanz dem Auge weh.

*

Wie wird so licht das Herz in deiner Nähe!
Und schweigen muß ich, daß der Glanz nicht flieht.
Es sind wie Rehe schüchtern heiligste Gefühle,
Und Seelen schweigen, welche Gott durchzieht.

*

So schweigt der Mensch in feierlicher Ahnung,
Wann Abendrot um tote Schläfen blutet;
So schweigt das Meer, wann durch der Stürme Nacht
Tiefreiner Himmel niederflutet

Bedeutender als der Dichter ist der Denker in Mereshkowski In seiner Kindheit und Jugend war er, wie wir gesehen haben, religiösen Einflüssen unterworfen; dann lernt er vorübergehend die schöne Welt des Südens kennen, von der er schwärmt.

Später wird er von einem starken Mitleid zu den Mühseligen und Beladenen dieser Erde ergriffen, zeitweilig schlägt ihn die positive Philosophie in ihren Bann, endlich wird er von einem heftigen religiösen Suchen durchglüht. Auch als Mann hat Mereshkowski — um mit Nietzsche zu reden — eine Reihe von „Häutungen" durchgemacht, und steht heute noch lange nicht als eine abgeschlossene Persönlichkeit vor uns; auch heute ist er noch stark in der Entwicklung begriffen, und man kann bei diesem, im Grunde sehr unruhigen Geiste, annehmen, daß er morgen wiederum jene Altäre verbrennen wird, vor denen er noch heute in Sehnsucht gekniet hat. Das ist schon öfters geschehen; und man muß gestehen, daß diese Aufrichtigkeit, dieses sehnsüchtige Suchen nach Wahrheit einer der anziehendsten Züge in der Persönlichkeit Mereshkowskis ist.

In seinen ersten Werken, vor allem in seinem ersten Gedichtband (1888) ist Mereshkowski ein Verteidiger der Schwachen und Armen, ein Sänger des Mitleids, und des Volkes Freuden und Leiden sind auch die seinigen. In den neuen „Gedichten" (1895) hat er schon die erste Häutung durchgemacht; hier ist Mereshkowski durchaus nicht ethisch, sondern vor allem ästhetisch gesinnt. In den neuen Gedichten entpuppt er sich als ein glühender Verehrer (und schwacher Nachahmer) Baudelaires oder Edgar Poes. In den „Ewigen Begleitern" (1899) und in „Kaiser Julian" (1899) hat er wiederum eine „Häutung" durchgemacht. Hier scheint er ganz Heide geworden zu sein, der geradezu Widerwillen gegen das Christentum empfindet. Er fühlt in seiner Seele jene große Freude, die tiefe Schönheit dem Menschen bietet; er findet Frieden, Ruhe, Erlösung in der Schönheit. Diesen Umschwung hatte hauptsächlich eine längere Reise nach Griechenland vollzogen; vor allem hatte die Akropolis eine sehr tiefe Wirkung auf ihn ausgeübt; hier seine Worte: „Ich sah auf die Akropolis und fühlte etwas, was ich nie in meinem Leben vergessen werde. Eine tiefe Freude durchflutete meine Seele, eine Freude, die vom Leben erlöste, eine Freude, die durch die Schönheit geboren war. Vergessen waren, wie auf immerdar, alle irdischen Sorgen, ich fühlte nicht mehr die glühende Hitze des Tages, die Ermüdung von der Reise. Ich schien mich selbst verloren zu haben, und halb von Sinnen wiederholte ich immer wieder: „Großer Gott, was ist das?" Mir schien es, daß die Vergangenheit der Menschheit, alle zwanzig kranken, traurigen Jahrtausende irgendwo draußen geblieben wären, draußen hinter den königlichen Säulen der Akropolis; nichts vermag mehr die große, ewige Harmonie, die hier herrscht, zu trüben. Endlich fühlte ich in diesem Leben etwas, wofür es sich zu leben lohnte. Ich sah und staunte. Alles erschien mir so bekannt und verwandt. Ich fühlte: ja, das muß ja alles so sein, und nimmer anders, — und das machte mir Freude. Erst hier fühlte ich zum ersten Mal im Leben, was wahre Schönheit ist. Und ich dachte nichts; ich wünschte nichts; ich meinte nichts — ja bald freute ich mich nicht mehr — ich war wunderbar ruhig "

Also: die Schönheit war es, die auf ihren himmlischen Schwingen dem suchenden Mereshkowski Erlösung vom Leben brachte. Aber bald sollte auch dieses Erlösungsgefühl vergehen. Mereshkowski kehrt in die Heimat, nach Rußland zurück, und hier, fern der Schönheitswelt der Antike, hier, inmitten der endlosen, melancholischen Wälder und Felder des russischen Riesenreiches, hier beginnt das Gefühl der Schönheit in der Seele Mereshkowskis zu erblassen und seine Seele trübt sich. Schwarze Trauerschleier sinken nieder auf die göttliche Sonnenwelt der Hellenen. Wenig Aufrichtung findet er in seinem neuen Suchen bei den russischen Dichtern. Nur Puschkin, dieser wunderbar harmonische Geist, vermag ihn noch zu fesseln. Er schreibt: „Im Verhältnis zu Puschkin erscheinen mir alle anderen russischen Dichter schwer und dunkel; Puschkin allein ist hell und leicht; er allein scheint die Erde kaum zu berühren, wie ein Gott der Griechen."

Mereshkowski sucht Trost und Befriedigung in der Arbeit. Er wendet sich der Gestalt Tolstois zu, dann taucht Dostojewskis Genie vor ihm auf, und als Resultat des Suchens, Sehnens und Arbeitens entsteht ein schönes, tiefes Buch über „Tolstoi und Dostojewski" (1900—1902). Diese Arbeit veranlaßt Mereshkowski, möglichst tief in die fesselnde, widerspruchsreiche Psychologie der russischen Seele einzudringen, der Dichter sucht angestrengt sich der Seele seiner Heimat zu nähern. Vor allem interessiert ihn die große Reformationszeit Peters des Großen, das tiefe immer wiederkehrende Problem: „Osten oder Westen?"

Peters des Großen Genie hatte Rußland machtvoll in die Bahnen Westeuropas gezwungen; manches Echt-Russische in Kunst und Seelenleben mag damals unterdrückt worden sein; vieles wurde mißgestaltet, umgebogen, in seiner organischen Entwicklung in fremde Bahnen gelenkt. Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer begannen die Kulturen und Künste ihrer Länder nach Rußland zu bringen; und man hat das Gefühl, daß diese fremden Kulturen auch fremde Tropfen im Blute echter Russen bleiben sollten.

Mit diesen Problemen befaßt sich Mereshkowski eingehend in seinem Roman „Peter und Alexei" (1905). Aber besonders hervorzuheben ist die Tatsache, daß, angefangen von „Tolstoi und Dostojewski", ein starker Umschwung in der Seele Mereshkowskis vorzugehen beginnt. War es früher die Schönheit, der er Altäre baute, so ist es jetzt das Christentum, dessen hohe, erlösende Werte er nicht müde wird zu verkünden. Er fühlt: die Schönheit stirbt; sie stirbt doch, stirbt trotz allem

So sucht er Trost im Christentum, das ihm, dank der Auferstehungslehre, unsterblich erscheint. Aber was sehen wir? Auch das Christeutum sollte nur ein Durchgangsstadium für Mereshkowski werden. In seinen späteren Werken beginnt immer lauter eine scharfe Stimme der Kritik zu ertönen, die sich in vielen Fragen und Problemen gegen das Christentum richtet. Er träumt von einem „Dritten Reich", er ringt nach einer Synthese zwischen Antike und Christentum.

Wer weiß, wohin ein ferneres Suchen und Sehnen Mereshkowski führen wird? In den letzten Jahren beginnt, immer stärker werdend, eine große, tiefe Mystik aus den Werken Mereshkowskis zu reden. Wer weiß, zu welchen Himmeln und Höllen der neue mystische Weg den Dichtern führen wird?

Wir wissen vor allem eins: Mereshkowski ist ein immer Suchender, ein Wandelnder, ein sich Verwandelnder, ist vor allem einer, dem es mit seiner Sehnsucht blutig ernst ist. Und diese Sehnsucht, sein heißes Bemühen, Sinn in die Sinnlosigkeit des Lebens zu bringen, ist wohl das Bedeutendste an Mereshkowski. Seine verschiedenen „Häutungen", seine verschiedenen Bücher liegen vor uns, und werden vielleicht im Strome der Zeit bald schneller, bald langsamer vergehen. Aber bleibend ist an diesem Dichter seine heiße, echte Sehnsucht.

Und so wollen wir denn mit den Worten schließen, die am besten Mereshkowskis Eigenart ausdrücken. Diese Worte finden sich in einem der schönsten Gedichte, die Mereshkowski geschrieben hat; es heißt „Gebet um Flügel an den heiligen Geist", und die Worte lauten:

„Gib mir Flügel! Gib mir Flügel! Flügel! Flügel deines Geistes!"

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Von Rom.

Dr. Roland Walter (Goldingen).

(Schluß.)

Wir machen von hier einen Sprung bis an den Fuß des Kapitols. Hier beginnt enggebaut, zum Tiber sich hinziehend, das frühere Ghetto. Am Ausgang desselben mußten sich einmal im Jahr alle Juden Roms versammeln, wo ihnen dann von einem Mönch die Vorzüge des Christentums dargelegt wurden. Wer möchte, wenn er sich in den Geist dieser Szene versetzt, nicht an die Bekehrung Shylocks denken!

Eine mächtig breite Straße, die viel Opfer gekostet hat, führt uns durch einen Teil des Marsfeldes aus dem alten kaiserlichen Rom in das päpstliche Bereich, über den von hohen Kalksteinquais eingefaßten Tiber nach dem Borgo und nach Trastevere.

Noch ein Zeuge alter römischer Macht hält Wache am Eingang: das Grabmal des Hadrian, die jetzige Engelsburg, wohl das imposanteste Fort, das man sich denken kann. Ein gewaltiger, schwerer, zinnengekrönter Zylinder, düster bis zum Unheimlichen.

Trastevere ist das verkommenste Viertel von Rom. Enger sind die Straßen und schmutziger, untauglicher, ärmer und stolzer die Menschen; sie allein sind nach ihrer Meinung die echten Römer.

Zwei enge, parallele Straßen führen uns direkt ins Zentrum päpstlicher Herrschaft. Wir treten auf den runden Petersplatz, und vor uns liegt die Peterskirche, das größte Gotteshaus der Welt, und davor gelagert die mächtigen, halbrunden Säulenhallen des Bernini, die mit ihren weiten Armen den Stehenden zu umfassen und zur Kirche zu ziehen scheinen. Rechts aber lagert sich, den Berg hinaufsteigend, der Vatikan, die Burg des Papstes, kein einheitliches Schloß, sondern ein Gemenge von Baulichkeiten aus verschiedenster Zeit. Ein Dach überlagert das andere, ein Teil schließt sich in bunter Mannigfaltigkeit an den andern, dazwischen liegen Gänge, Höfe und Gärten. Stufenförmig fällt die Silhouette des Ganzen zur Peterskirche ab, um sich in der Kuppe desselben noch einmal zu mächtiger Höhe aufzuschwingen. Es ist gewiß der imposanteste Herrschersitz, gerade weil man sein Anwachsen sieht, sein Anwachsen bis zu einer den Geist verwirrenden Größe. — Wie viele Räume der Vatikan birgt, weiß man nicht; man schätzt ihre Zahl alles in allem auf etwa 11.000. Fast beängstigend, irrgartenähnlich, wirken die endlosen Treppen und Treppchen, hinauf und hinunter, breite und ganz schmale Gänge, die in immer wieder neue Fluchten von Zimmern führen. Unerwartete Zusammenhänge verschiedener Raumgruppen zeigen sich. Es sind nicht etwa rechtwinklig aneinandergefügte Zimmer, nein, spitz- und stumpfwinklig und krumm führen einen die Säle und Gänge, so daß man die Richtung bald verliert und ein Gefühl der Unsicherheit und Machtlosigkeit einen überkommt, — wie vor den gewundenen Wegen päpstlicher Regierungskunst.

Einen kleinen Teil nur bewohnt der Papst und sein Hof. Der andere ist Museum und birgt die größte und vielseitigste Kunst- und Bücherssammlung der Welt und — nicht nur in der Capella Sixtina, sondern in langen Reihen von Sälen und Loggien — die herrlichsten Wandgemälde. Bauen, Bücher sammeln und Kunstwerke schaffen lassen, das war es, wodurch die großen Päpste der Renaissance sich einen Namen zu machen trachteten.

Ich kann hier natürlich nicht erzählen, was sich alles im Vatikan findet. Nur von einem Künstler, über dessen Wesen man erst hier Aufschluß erhält, will ich einige Worte sagen: von Raffael.

Man trifft jetzt oft eine gewisse Geringschätzung ihm gegenüber. Man nennt seine Madonnen kalt oder gar dumm aussehend, man findet seine Farben schlecht, seine Bilder ohne Leben und Seele Und doch ist in ihm eine nie wieder erreichte geistige Höhe der Kunst beschlossen. Gewiß hat er nicht die tragische Größe Michelangelos oder die Gedankentiefe Rembrandts, auch nicht die tiefe Innerlichkeit der alten deutschen Meister. Ist denn aber dieses köstliche Gleichmaß des Gemüts, das dem Geiste Freiheit schafft, die höchsten Höhen zu erklimmen, — Seelenlosigkeit? Seine Farben sind nicht immer schön. Raffael hat schnell arbeiten müssen, er ist jung gestorben und viel haben seine Schüler gemalt. Es kommt aber bei einem Bilde nicht nur darauf an, wie die Farben sind, sondern wie es gedacht und empfunden ist.

Etwas dazu tun im Geist muß der Beschauer bei jedem Bilde, — und der Impressionismus, der nach einem restlosen Eindruck strebte, dem gegenüber der Beschauer ganz passiv sich verhalten sollte, war glücklicher Weise damals noch nicht erfunden. Sieht man Raffaels Bilder so an, so empfindet man, daß seit der Antike in keines Menschen Geist sich der menschliche Körper, das menschliche Leben in solcher Schönheit gespiegelt hat, wie in dem seinen. Er ist keine so abseits stehende Gestalt, wie Michelangelo oder Rembrandt. Er ist die Erfüllung aller Renaissancebestrebungen. Von allen hat er gelernt, aber das Erbe aller hat er, indem er es erweiterte, sich zu eigen gemacht. Daher ist er größer geworden als alle. Und über alle hebt ihn das Gleichmaß seines Gemüts, denn er war ein wunderbar glücklicher Mensch. Das hebt ihn aus der Erdenschwere der übrigen Menschen. — Aber die Menschen lieben auch an ihren Größten das Beschränkte. Sie lieben, die mit ihnen leiden und sich mühen, sie lieben die kleinen Züge an denen, die sie sonst nur bewundern könnten, und so haben sie kein Gefühl für Raffael, nennen ihn kalt und seelenlos, weil sie an seinem Glück nicht teilnehmen können.

Und doch sind seine Werke wie eine Erfüllung des ewigen Wunsches der Menschheit nach Göttlichkeit, und seine Gestalten wie die, von denen Hölderlin singt:

„Ihr wandelt droben im Lichte,
Selige Genien.
Sanfte Götterlüfte rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.
Schicksallos, wie der schlafende Säugling,
Keusch bewahrt in bescheidener Knospe,
Blühet ewig ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Schauen in milder ruhiger Klarheit."

Ein Werk Raffaels möchte ich besonders namhaft machen. Es sind die zwei von ihm ausgemalten sogen. Loggien in der Villa Farnesina. Das Haus selbst ist im heitersten und doch einfachen Stil der Hochrenaissance gebaut, nicht von Raffael, aber in seinem Geist und vielleicht unter seinem Einfluß. Zwei längliche Säle, durch deren mächtige Fenster ein Überfluß von Licht hineinströmt, daß man fast im Freien zu sein meint, hat Raffael mit Fresken aus der antiken Sage von Amor und Psyche und dem Raube der Galathea geschmückt.

Viele glauben, ein Raum sei etwas, wo Menschen hineingehen und an dessen Wände man seine Kommoden und Sofas stellt, und ahnen nicht, daß von einem Raum, wie von etwas Lebendigem, Behagen und Kälte, Heiterkeit und Trauer ausgehen kann.

Wie oft findet man bei Goethe den Ausdruck, etwas sei in den glücklichsten Verhältnissen angelegt. Glücklich im eigentlichsten Sinne des

Wortes sind auch die Verhältnisse der beiden Loggien, und dieses Gefühl teilt sich ganz dem Beschauer mit. Das strahlende Licht, die weiten rundbogigen Fenster, die freigewölbte Decke, ein glänzender Fußboden, helle Wände, — und zu all der Freude noch Wände und Decke mit einem frohen Gewimmel aus der antiken Götterwelt geschmückt! Mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre er einer der ihrigen, hat Raffael sie in all ihrer göttlichen Freudigkeit dargestellt, den Schmerz zum Ernst gemildert, die Freude zum ruhigen Behagen, dem kein Leid folgt. Da treiben sie, fast alle gegen den Himmel gesehen, ihr heiteres Wesen, umgeben von schweren Frucht- und Blumenkränzen. — Raffael hat nur die Kartons gemacht, gemalt haben sie mit einigen Ausnahmen seine Schüler, und manches haben sie schlecht gemalt, — aber gelingt es einem sich vorzustellen, wie Raffael sie empfand, so überkommt einen ein tiefes Gefühl des Glücks. —

Vom Sitz der weltlichen Macht des Papstes führen uns wenige Schritte zur Kirche, die für den architektonischen Ausdruck der höchsten Entfaltung seiner geistlichen Macht gilt.

Einen weiten Weg hat das Papsttum zurückgelegt, wie er in den verschiedenen kirchlichen Bauwerken Roms uns entgegentritt, bis dies größte Gotteshaus der Welt seinem Machtgefühl entsprach: von den Katakomben bis zur Peterskirche.

Von den Katakomben, diesen in den weichen Tuffstein tief hineingegrabenen Versammlungs- und Begräbnisstätten der bedrängten ersten Christen, gibt es viele um Rom, und zahllos sind die Toten, die dort beigesetzt sind. Allein in den Calixtus-Katakomben ruhen um 2 Millionen. Freilich sind hier auch schon zwei Bischöfe von Rom begraben aus einer Zeit, wo das Christentum schon längst anerkannt war. Man pflegte den Brauch als eine Erinnerung an alte fromme Zeiten.

Es ist kein schöner Aufenthaltsort, diese endlosen Gänge, die neben- und übereinander irrgartengleich sich hinziehn, eingefaßt von schmalen Nischen, großen und ganz kleinen, in mehreren Reihen übereinander, in denen sich hin und wieder noch Knochenreste finden. Kleine Kapellen sind an den Vereinigungsstellen der Gänge ausgehauen, und an einzelnen unterscheidet man noch Reste antik anmutender Malereien. Dunkel ist es unten, und die Luft ist drückend und feucht. Man atmet auf, wenn man wieder auf der Erde ist.

Eine andere kleinere Begräbnisstätte fanden wir weit in der Campagna. In fernster Einsamkeit lagen da die Reste einer kleinen Kirche, und von dort zog sich ein Gang weit unter die Erde zu dieser eigentümlichen unterirdischen Totenstadt. —

Dann wurde das Christentum Staatsreligion, es bemächtigte sich der antiken Tempel und schuf sie zu seinem Gebrauch um. Ein hübsches Beispiel solcher Verwandlung bietet eine kleine Kirche, die einsam beim berühmten Hain der Egeria liegt. Es war ein alter Bacchustempel, der zur Kirche

umgewandelt und dem St. Urban überwiesen wurde, welcher Heilige überhaupt die geistlichen Angelegenheiten des alten Weingotts übernahm. Aber der erste Besitzer behielt Recht. Die Gläubigen blieben aus, — mit der Zeit installierte sich ein Kneipwirt im alten Gebäude, und jetzt tritt man durch die alten Tempelsäulen ein und trinkt im Angesicht der an die Wände gemalten byzantinischen Märtyrer und jubilierenden Engel den dunkelgelben Wein von den nahen Albanerbergen. —

Aber das Papsttum wuchs, und wie es im Begriffe stand, den Höhepunkt seiner Macht im Zeitalter der Gegenreformation zu erklimmen, als die Idee der alten römischen Weltmacht immer mehr in ihm zur Tat wurde, ja die seinige sich über die Grenzen der römischen Herrschaft erstreckte, da fand sich auch das alte Kleid als adäquater Ausdruck seiner Bedeutung wieder ein. Schon lange hatte man voll Bewunderung auf die alten römischen Baudenkmäler geblickt, jetzt am Ausgange der Renaissance nahm man unter der Führung Raffaels und Michelangelos die römischen Baumotive bewußt in die Architektur auf und schuf damit den Anfang einer neuen Epoche, eines neuen Stils.

Aber es war ein Unterschied zwischen dem Papsttum und dem Römischen Reich.

Hochstrebend, riesig in den Maßen, wuchtig und schwer repräsentierten die alten Bauten die verständige Tyrannei des Römertums. Bei aller Maßlosigkeit hatten sie etwas Zweckmäßiges und dadurch Einheitliches. Ja selbst den Tempeln fehlte jeder Überschwung, ernst, fast nüchtern standen sie da, fest auf dem Irdischen fußend.

Die Macht des Papstes war eine geistige, eine Macht über die Seelen. Um auf diese zu wirken und sie den Ideen des Papsttums zu unterwerfen, dazu bedurfte es auch in der Architektur anderer Ausdrucksmittel. Und unter den Händen der Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts verlor der römische Baustil seine Strenge und Ruhe. Die Räume treten aus ihrer alten Passivität heraus, sie werden aktiv; alles muß wirken, überwältigend wirken auf die Seele des Beschauers. Die schmückenden Elemente treten in den Vordergrund gegenüber den tektonisch wirkenden Teilen. Alles wird reicher, ladet stärker aus. Zum in sich gefestigten Bogen tritt die bewegtere Volute. Schon vor der Kirche scheinen halbrunde Arkaden den Gläubigen hineinziehen zu wollen. Die Wände verlieren ihre strenge Geradheit. Sie bauchen sich vor oder weichen in Nischen zurück. An den Wänden entfaltet sich in Vollplastik, Relief und Malerei das reichste Leben, und Gold und edle Steine gesellen sich zu Form und Farbe, um faszinierende Wirkungen hervorzurufen. — Aber auch die Renaissancebildnisse verlieren ihre Ruhe. Immer bewegter werden die Stellungen inbrünstiger Heiliger, immer stärker flattern die Gewänder, wie wenn alles von einem Wirbelwind leidenschaftlicher Andacht erfaßt wäre. Das ist das Barock, wie es sich in Italien allmählich ausbildete.

Treten wir in eine der schönsten Barockbauten Italiens, die Kirche von St. Gesu. Tiefe Dämmerung empfängt uns. Von dem von fern herkommenden Licht getroffen, blitzen goldene Halbsäulen aus dem braunen Marmor der Wände. Einfach und glatt streben sie empor. Aber wo sie das Gesims tragen, da beginnt das Leben. Goldene Engel stehen auf ihm oder scheinen weit vorgebeugt herabzuschweben. Reliefartig gebildete Wolken lagern sich vor. Leichter in flachem Relief schweben Engel empor. Dann, wo die Decke sich im weiten Tonnengewölbe zur andern Seite hinüberschwingt, geht die Plastik in Malerei über. Wolken steigen hinauf und öffnen sich dem strahlenden Blau des Himmels, aus dem in reicher Fülle sich eine jubilierende Himmelsglorie herabzusenken scheint. Alles drängt sich zum Licht, das in Massen allein durch die Kuppel, die die Kreuzung der Kirchenschiffe krönt, hoch von oben herniederstürzt, in zahllosen Reflexen sich weiter spiegelnd bis in die Tiefe des Langschiffes.

In diesem Fall, wo all die Pracht sich dem wunderbaren architektonischen Ganzen unterordnet, wo außerdem das strahlende Licht der Mitte mit den dunkleren Teilen des Baues kontrastiert, ist die Wirkung eine starke und schöne. Und es gibt viele Barockbauten Roms, in denen dies der Fall ist. Es kommt aber auch allzu oft vor, daß die Absicht, mit irdischen Mitteln Überirdisches zu schaffen, verstimmend wirkt und der Prunk zu äußerlich erscheint. Ja manchmal geht der Ernst so weit verloren, daß der Charakter des Raumes mit allen seinen Heiligen und Engeln etwas Tändelndes bekommt und man sich eher im Boudoir einer galanten Riesin glaubt als in einer Kirche. Das Volk, auf das das Stoffliche stärker wirkt als die künstlerische Form, mag sich dem Eindruck solcher Barockkirchen schwerer entziehen, und auf das Volk ist er ja auch berechnet.

Schon einmal, mehr als tausend Jahre früher, hat der römische Baustil genau dieselbe Umwandlung erfahren wie im 17. Jahrhundert. Der Zeustempel und die übrigen römischen Bauten in Baalbeck in Syrien sind in ihrem Charakter von den Barockkirchen nicht zu unterscheiden. Das ist kein Zufall. Der Charakter der geistig regsamen Syrier neigte zum Mystischen, Übersinnlichen, haftete aber anderseits doch wieder am Materiellen. Und eben aus diesem Bestreben, mit sinnlichen Mitteln Wirkungen zu erzielen, die eigentlich auf geistigem Gebiet liegen, entstand hier wie dort ein Baustil, der eigentlich nichts Arisches hatte, — wenigstens in seinen Extremen.

Doch zurück zur Peterskirche. Beim ersten Betreten ahnt man nicht, wie groß sie ist. Wie die Menschen nun einmal sind, erwarten sie Unendliches, und sie finden einen immerhin begrenzten Raum, der, da er über das Maß des bisher Geschauten hinausgeht, schwer zu schätzen ist. Zudem ist alles, was einem als Maßstab dienen könnte, selbst so groß, daß die Kirche, an ihm gemessen, nicht so groß scheint. Die Engel- und Heiligenstatuen, die an den riesigen Pfeilern des Mittelschiffs stehen, sind mehr als 20 Fuß hoch. Kinder stehen neben ihnen, deren Köpfe einen vollen Fuß im Durchschnitt messen. An einer Seitenwand steht die Pietá von Michelangelo. Erwartungsvoll

sieht man sich nach ihr um und sieht endlich etwas, das wie eine Nippesfigur aussieht. Und wenn man den Weg, der länger ist, als man glaubte, zu ihr zurückgelegt hat, so sieht man, daß die wunderschöne ernste Frauengestalt mit dem Körper des Gottessohnes auf den Knien auch über Lebensgröße hat So verwirrt das übergroße Maß des Einzelnen das Urteil. Allmählich aber faßt man die Größe, die Räume weiten sich, in mächtiger Höhe ruht das Tonnengewölbe schwer lastend auf den Pfeilerreihen; und wo Quer- und Langschiff sich kreuzen, schwebt, scheinbar sich selbst tragend, die schöne ernste Kuppel, die Michelangelo gebaut hat, — sie, die an Schönheit und Würde wohl nur von der des Pantheons übertroffen wird. An den Wänden der Seitenschiffe reihen sich Kapellen, jede an Größe der Apsis einer Kirche gleich. Und man denkt, wie muß das sein, wenn die Schar der Gläubigen die Kirche füllt und alles der sinnverwirrenden Pracht des katholischen Gottesdienstes lauscht!

Ich bin zu Ostern und am Charfreitag da gewesen, — und war schwer enttäuscht. Wo finden sich erstlich die Menschenmassen, um die Kirche zu füllen? Und wenn auch: welche menschliche Stimme könnte sich ihnen allen vernehmlich machen? Auch ein einheitlicher Gemeindegesang wäre unmöglich. — Vor dem Hochaltar hatte sich eine Menschenmenge versammelt, die nicht groß schien, obwohl sie es vielleicht war, und aus der Menge der roten und violetten Priester und Kardinäle tönten die Messe lesenden Stimmen — und verhallten recht elend in den weiten Räumen. Nebenbei, — in einer Art Hühnerstall, wo eine Orgel stand, sang ein Knabenchor. Aber auch er wirkte machtlos. Freilich sangen sie auch nicht gut, wie denn die katholische Kirchenmusik, die man in Rom hört, nicht entfernt an die in München etwa oder Dresden heranreichen soll.

So ist denn die Peterskirche am schönsten an Werktagen, wenn in einer Seitenkapelle die Messe gelesen wird und die Andächtigen einzeln oder in Gruppen kommen und gehen, sich zu den verschiedenen Heiligen verstreuen, jeder seinen speziellen religiösen Bedürfnissen nachgehend, und alles sich ohne Anmaßung vollzieht: da erscheint es einem gerecht und erhöht die Wirkung sowohl des einen wie des andern, wenn das menschliche Tun sich so klein ausnimmt neben der Größe dieses zu Ehren Gottes errichteten Tempels.

Ich will die Peterskirche nicht durchweg loben. Vieles ist verfehlt an ihr, vieles störender äußerlicher Pomp, manches direkt häßlich. Zudem fehlt ihr die Einheitlichkeit. Von 1450–1676 haben fast alle großen Baumeister Roms an ihr gebaut, und immer wieder sind ihre Pläne verändert worden. Aber doch, trotz alledem, ist sie ein mächtiges Denkmal christlicher Kunst und ein Denkmal des Glaubens an die päpstliche Macht. Es kommt einem dabei der Gedanke, wenn dieser Bau etwa durch ein Erdbeben, wie sie ja auch hier vorkommen, zerstört werden würde: wäre die katholische Christenheit imstande, ihn wieder aufzubauen? Ich glaube: nein. Nicht als ob es dem Papst an

Geldmitteln fehlen würde. Aber der Glaube ist ein anderer geworden
Nicht weit von den Mauern Roms nach Südwesten lag die schöne Kirche St. Paolo. Sie brannte 1827 ab und wurde einige Jahrzehnte darauf in Herrlichkeit und Pracht wiederhergerichtet: eine mächtige fünfschiffige Basilika mit Alabastersäulen, Marmorsäulen und Goldmosaiken. Ich war mit einigen Bekannten dort, und keiner wollte sie so recht als Kirche anerkennen. Die einen meinten, sie eigne sich zur Markthalle, die andern fanden, sie würde ein ideales Schwimmbad abgeben. Woran lag das? Es steckte nicht der Glaube drin, der dazu gehört, um so ein Kunstwerk zu schaffen. Es war ein Abklatsch. Und das würde auch ein wiederhergestellter St. Peter sein.

Es gibt in Rom so viele Kirchen, wie kaum in einer Stadt der Welt. Eine einzige davon ist gotisch, die schöne Sta. Maria sopra Minerva. Die wenigsten stehen frei, die meisten sind in die Häuserreihen hineingebaut und nur an der Fassade kenntlich. Einen Turm, der den ganzen Bau krönt, ihn gewissermaßen in die Höhe trägt, wie bei uns, haben sie nicht. Seine Stelle vertritt manchmal die Kuppel. Nebenbei steht, unabhängig vom ganzen, nur angelehnt, ein meist stumpf bedachter, oft sehr schöner Glockenturm. Von außen sind so die Kirchen oft merkwürdig schmucklos, erst im Innern entfalten sie Schönheit und Pracht.

Eine nimmt eine völlige Ausnahmestellung ein: das Pantheon. Noch vor Christi Geburt als einer der glänzendsten römischen Tempel erbaut, haben ihm die nachfolgenden Zeiten viel mehr genommen als gegeben. Und heute steht es außen und innen fast jedes Schmucks entkleidet da. Ein mächtiges Rondel, über das sich die größte Kuppel Roms wölbt. Aber gerade durch die Schmucklosigkeit der graugetünchten Kuppel und der einfachen Wände leuchtet die Schönheit des Baues hervor. Zwischen den mächtigen Säulen der Vorhalle tritt man durch die große eherne Tür in den runden Raum. Sieben mächtige Nischen weichen tief zurück bis zur äußern Mauer, die dem Druck der Kuppel nach außen entgegenwirkt, und unterbrechen die steil in die Höhe ragenden Wände, blinde Fensternischen und Säulen schaffen Gliederung und erhöhen das Strebende derselben. Darüber lagert — wie eine mächtige Halbkugel — die Kuppel. An den nach untenzu kürzer werdenden Schatten in den in die Decke zurückweichenden Kassetten und an dem radienartigen Auseinanderstrahlen liest das Auge mit wunderbarer Deutlichkeit die schöne Form. Oben aber ist die Kuppel in weiter Rundung dem freien Himmel geöffnet. 9 Meter mißt diese unverschlossene einzige Lichtquelle der Kirche, und es berührt eigentümlich, den Regen hinein fallen und auf dem steinernen, leicht zum Rande gesenkten Fußboden aufspritzen zu sehen. Aber gerade diese Primitivität wirkt ehrwürdig. — Was das Christentum dazu getan, ist nicht schön. Hier hinein gehörten große ernste Bilder und Statuen, nicht Monstranz und Tabernakel.

In einer der Nischen ist König Viktor Emanuel, der Begründer des

neuen Italien, begraben, in einer anderen einer, der es vielleicht mehr verdiente, in diesem Zeugen einer großen vergangenen Kunst zu ruhen, deren Motiven er Einzug in seine Zeit verschaffte: Raffael.

Auf den Vatikan, die Peterskirche und seine Kanzlei, die Cancellaria, eines der schönsten Renaissancegebäude Roms, ist die weltliche Macht des Papstes beschränkt, sonst ist er ja Gefangener in Rom, oder er nennt sich so, und doch ist Rom viel mehr eine päpstliche, als eine königliche Stadt. Freilich hat sich viel geändert seit dem Aufhören des Kirchenstaats, und es gibt viele, die sich zurücksehnen nach den Zeiten, als alles noch so billig war und die Päpste auch für das Vergnügen ihrer lieben Römer sorgten, wie einst die römischen Kaiser. Die Unsicherheit, die scheußliche Mißwirtschaft, die sind mit ihrem Aufhören vergessen. Damals erschienen z. B. bei der allabendlichen Korsofahrt auf dem Pincio die Kardinäle in Scharlach, vier Pferde vor der Karosse, zwei Diener hinten auf. Jetzt herrscht Trauer. Schwarz sind Kalesche und Kutscher, schwarz die beiden frommen Pferde, die die alten Herren zum Luftschöpfen hinausbringen.

Die Geistlichkeit aber gibt auch jetzt Rom den Charakter. Priester und Mönche sieht man in schier unheimlicher Anzahl, wozu noch die zahlreichen Jesuitenkollegien kommen, deren Zöglinge, in verschiedene Farben gekleidet, pensionsweise die Stadt durchwandern oder sich auf den Spielplätzen tummeln. Besonders die Deutschen, die Schüler des Collegium Germanicum, fallen durch ihr zinnoberfarbenes Kleid auf. Uns Protestanten aber überschleicht ein eigentümliches Gefühl beim Anblick dieser zahlreichen langberockten Mannheit.

Vor der Porta del Popolo, durch die in früheren Zeiten die von Norden kommenden Reisenden Rom betraten, liegt die Villa Borghese. Villa nennt man einen Landsitz, Park und Gebäude zusammen, und ihrer gibt es eine ganze Reihe, die Rom begrenzen. Die größte von ihnen ist die jetzt staatliche Villa Borghese, ein herrlicher alter Park mit Hainen und Alleen uralter Steineichen, Cypressen und Pinien, dazwischen weite Rasenplätze, Ruinen, Tempelchen und zahlreiche Fontänen. Aber er ist in seiner freien Anlage eigentlich nicht typisch für die römischen Villen. Der Italiener liebte eine viel größere Geregeltheit seines Parks, und so bestehen denn diese aus rechtwinklig sich kreuzenden Alleen, zwischen denen Grasflächen, wohl aber auch Gemüsebeete liegen. Es ist dies eine Konsequenz der viel bestimmteren Formen der italienischen Natur. Ein englischer Park mit geschlungenen Wegen und großen schattenspendenden Baumgruppen, durch deren zartes Laub die Sonne lichtgrün hinunterscheint, wäre regelloser als die Natur selbst. Hier sind die Bäume unzugänglicher, fast ausgesprochen einander ausschließend in ihrer Form, plastisch wie Menschen, so daß sie wohl in langen Reihen oder einzeln zur Geltung kommen, ungern aber sich zu einem Laubdach vereinen, — und wenn auch, so ist es nicht das ewig bewegte, durchsichtige, grüne, sondern schwärzlich, undurchsichtig und starr. Dem trägt der Italiener Rechnung, und

es gibt wenig Schöneres als die regelmäßigen Anlagen mit den ernsten Baumreihen und den einfachen Häusern darin. Denn auch auf diese wirkt die Bestimmtheit in der Natur. Die einfache Würfelform mit flachem Dach, die Grundform des italienischen Hauses, würde in unserem malerischen, aber formlosen Norden brutal und leer wirken, andererseits aber der malerische Stil etwa der englischen Landhäuser, mit ihren hohen Dächern und dem unregelmäßigen Aufbau, neben den einfachen und deutlichen Formen der Cypressen, Pinien, Lorbeeren und Palmen willkürlich und regellos erscheinen.

Brunnen und Statuen sind ein notwendiger Zubehör römischer Parks. Ich würde überhaupt die Schilderung Roms unvollständig lassen, wenn ich der Brunnen nicht erwähnte. Seit alters ist Rom die am reichsten mit Wasser versorgte Stadt gewesen. Es besteht jetzt nur noch die Hälfte der alten kaiserlichen Aquädukte, und doch hat man Wasser im Überfluß, das 20, ja 50 Kilometer weit hergeleitet wird. Kaum eine Stelle gibt es in Rom, wo man nicht einen Brunnen rauschen hörte. Nicht nur die großen bekannten, wie die Fontana Trevi und die Aqua Paolina, die Wasser in wirklich ungeheuren Mengen spenden, es gibt ihrer auch unzählige unbekannte, kleine und große, auf Plätzen und Höfen. Überall sieht man einen Faunskopf oder einen Delphin Wasser in eine Marmorschale oder einen Trog speien. Und alle werden sie benutzt: Pferde werden dort getränkt, Blumen und Gemüse frisch gehalten, — es sind keine Luxusgegenstände. Niedrig und zugänglich liegen die Bassins, so daß man einen freien Blick über die Wasserfläche hat, und ein feiner Wasserstaub erfrischt die Luft ihrer Umgebung.

Rom ist eigentlich eine schweigsame Stadt, aber immerhin, da ja im Süden das Leben aller sich viel mehr auf der Straße abspielt, gibt es bei der Menge von Fremden an den begangeneren Stellen ein starkes Getümmel. Sind dann Ohr und Auge vom Lärm und von dem Unendlichen, das man sieht, ermüdet, dann geht man in die Campagna.

Ich habe den Namen der römischen Campagna schon mehrfach erwähnt. Der öde Küstenstreif, durch den wir nach Rom gelangten, schlingt sich verbreitert in weitem Umfang um die Stadt, die ganze, leicht gewellte Ebene zwischen Rom und den Bergen einnehmend. Früher reich besiedelt, verödete die Campagna, nachdem schon in den letzten Zeiten der Republik die kleinen bäuerlichen Wirtschaften zu mächtigen Latifundien zusammengeschlagen worden, in den bösen Zeiten des Mittelalters gänzlich. Sie verwandelte sich in eine ungeheure Grasfläche, und das Sumpffieber verhinderte eine neue Besiedelung. Noch jetzt ist sie im Besitz weniger reicher Familien, hauptsächlich der Odescalchis und Dorias, und wird als Weideland benutzt.

Winckelmann hat einmal gesagt, Rom würde ihm verleidet werden, wenn zwei Dinge sich änderten: wenn eine polizeiliche Ordnung die göttliche Anarchie Roms vernichtete und wenn die Campagna bebaut würde. Nun, die Einführung der Polizeigewalt hätte ihn nicht zu erschrecken gebraucht, sie verträgt

sich gut genug mit der göttlichen Anarchie, scheinen doch die ernsten Reiter im Dreimaster und weit herabwallenden Cape mehr dekorativen Zwecken zu dienen. Inbezug auf die Campagna hat er Recht. Unendlich schön ist die ruhige Fläche, die sich etwa 20 Werst nach jeder Richtung hie ausdehnt, im Winter eine braune Steppe, im Frühling und Frühsommer ein wogendes Grasmeer, übersäet von rotem Mohn, gelben Königskerzen und unzähligen andern Blumen. In weiten dunkelbraunen Bogenreihen ziehen Aquädukte durch die Fläche, und Trümmer früherer adliger Festen, ab und an ein einsamer Pachthof unterbrechen die tiefe Einsamkeit. Und ist die Campagna an sich schon schön, so erscheint sie um Rom wie ein besonders geweihtes, ein unverletzliches Stück Erde. Um die ewige Stadt, in der so viel menschliches Trachten zur Ruh gegangen ist, die erfüllt ist von den Zeugen mächtiger Bestrebungen, wo jeder Stein Träger eines großen Namens, einer Idee ist, die manchmal die Welt beherrscht haben, wo so viel Großes vergangen ist und so viel Kleines groß geworden ist, wirkt der mächtige, in die stille Zeitlosigkeit der Natur zurückversunkene Streifen Landes wie eine große Beruhigung.

Schön ist Rom in jeder Jahreszeit. Im Winter, wo das Leben in Feld und Garten nie erlischt, immer gesät und geerntet wird und die Natur in die schöne Konfusion gleichzeitiger Früchte und Blüten gerät, im Frühling, der langsam, mit selbstverständlicher Ruhe, unmerklicher als bei uns sich entwickelnd, im April und Mai eine märchenhafte Fülle von Blüten hervorbringt, wo man von einer Duftzone in die andere gerät, große Bäume voll Blüten stehen und Tausende von Rosen über die Mauern hängen. Dann im stillen Sommer, der heißen Ruhepause der Natur, wo das verlassene Rom sich am echtesten zeigt, und im heiter sonnigen Herbst. Schön ist es am Tage, wo die Sonne so viel heller scheint, als bei uns, und herrlich ist es, wenn nach kurzem feurigem Sonnenuntergang es Nacht wird, eine helle Mondnacht:

„Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir scheinet der Mond heller als nordischer Tag."

Schweigsam liegen die alten Straßen, schwarz ragen die dunkeln Baummassen, oben am Himmel voll Licht, herüber, ab und an ertönt ein Lied, bald kurz abgebrochen, bald lang sich hinziehend, oder nur eine Tonreihe, laut und leidenschaftlich, daß man meint, dem Sänger zittere die Kehle wie einem Vogel. Und in den Parks und erst recht in der Campagna treiben Tausende von fliegenden Glühwürmchen ihr geheimnisvolles Wesen.

Ich bin mir bewußt, Rom etwas zu sehr vom Standpunkt eines Menschen geschildert zu haben, der mit den Augen lebt. Es ist aber nicht nur der Künstler, der von Rom etwas hat, nein ein jeder, der nur imstande ist, andere Zustände als die gewohnten heimischen gelten zu lassen, und nicht mit einem Urteil, das gar keinen Wert hat, sich die Aufnahme- und Lernfähigkeit von vorn herein abschneidet.

Doppelt viel hat der von Rom, der Sinn hat für die Vergangenheit, das Gefühl, daß wir *geworden*, auf der Vergangenheit gegründet sind, — und ohne dieses Gefühl ist man doch eigentlich kein Mensch! Ein solcher Beobachter wird sehen, wie viel Quellen der Gegenwart hier ihren Ursprung haben.

Was soll ich vom Philologen, Historiker, Archäologen sagen? Es ist überhaupt schön, wenn aus Worten und Begriffen Anschauung wird. Man spricht gern und verurteilend von trockner Bücherweisheit und oft sehr mit Unrecht von trocknen Stubengelehrten, womit man meist Philologen und Historiker meint, — und man ahnt nicht, daß in einem Wort mehr Leben stecken kann, als in zwanzig wandelnden Menschenleibern. Freilich, dieses tief Schlummernde zu erwecken, gelingt nicht jedem, leichter noch für sich, schwerer auch für andere. Und das Leben beruht nur auf Vorstellungen. Wie muß es nun sein, wenn der Wissenschaftler nach Rom kommt, das Erträumte, Gedachte vor ihm steht, und er sagen kann: also *das* war es, *hier* geschah es! Das war das Volk, das die Sprache schuf, deren festes Gefüge uns wie ein großes Kunstwerk anmutet, — und wenn er die knochigen energischen Römerköpfe auf den alten Sarkophagen sieht: das waren sie, deren strenge Ehrlichkeit und Religiosität die römische Ehe und Familie möglich machten. Hier auf dem Forum bildete sich das römische Recht. Diese heiteren Renaissancepaläste sind Zeugen und zugleich Symbole einer der geistigsten Zeiten der Menschengeschichte. Und dicht daneben ist der Ort, von wo der Bann der Päpste so manche Geisteserscheinung zu ertöten suchte.

Und endlich der Künstler. Es war ja früher, aber besonders seit Winckelmann üblich, ja es galt einfach für notwendig, daß Maler und Bildhauer nach Beendigung ihrer Studien nach Rom gingen, womöglich dort blieben. Diese Meinung änderte sich, als der Naturalismus in der Kunst in den Vordergrund trat. Jetzt hieß es: die Heimat sollten die Künstler schildern, zu Hause sollten sie deshalb auch bleiben. Die fremdartige, „theatralische" Natur Italiens löse sie von der heimischen Scholle, mache ihre Kunst bodenfremd und konventionell. Infolge der übermächtigen Einwirkung alter Kunst würden sie Eklektiker, Nachahmer einer vergangenen Kunstepoche, oder gingen gar, hier losgelöst und dort nicht eingewurzelt, ganz zu Grunde.

Hierin liegt Wahres, und doch beruht die Ansicht auf einer falschen Auffassung dessen, was Rom für den Künstler sein soll. Nicht das Stoffliche in der Kunst soll der Aufenthalt hier beeinflussen, sondern die Gesinnung des Künstlers. Losgelöst von der Heimat, ja vom ganzen Leben, steht er, ganz auf sein eigenes Innere beschränkt, einer großen künstlerischen Vergangenheit gegenüber, die sich trotz bunter Mannigfaltigkeit in klar übersehbare Gruppen ordnet. Wohl kennt er das meiste aus Abbildungen und hat einiges aus denselben Kunstepochen zu Hause in Museen schon gesehen, — hier aber sieht er das Land, aus dem sie geboren, er sieht ihre innere Entwicklung, ihre innere Notwendigkeit. Als ich in Rom war, wurde gerade eine Amazone attischer

Arbeit gefunden. Heil bis auf zwei fehlende Fingerglieder, in der schönen bräunlichen Farbe, die die griechische Sonne dem Marmor gibt, stand sie da. Man hatte die Empfindung, als habe sich vielleicht noch etwas attische Luft um sie erhalten können, etwa in den Falten ihres Gewandes. Das wirkt doch anders, als wenn man sie in einem nordischen Museum sieht!

Dabei hat alle römische Kunst eine gewisse Größe. Ein Wollen weit über das praktische Bedürfnis hinaus durchdringt sie, und wenn infolge ungünstiger Verhältnisse manches ein Torso geblieben ist, fast nie verrät die Absicht Konzessionen an die Umstände, an die Enge des Beutels und an die Kleinheit der Menschen. Und dann steht er hier einer Natur gegenüber, deren Form so viel präziser, deren Detail so unendlich reich ist, einem Lande, dessen klare Atmosphäre auch das geringste dieses Details ihm deutlich zeigt, die ihn weite Fernen in feinsten Farbennüancen unterscheiden läßt, welche weiter im Norden in der trüberen Luft verschwimmen würden. Da empfindet er, daß, um diesem Reichtum, dieser Deutlichkeit gerecht zu werden, eine viel größere Selbstzucht und Ehrlichkeit nötig ist, als er sie bisher angewendet. Das ist der Vorteil, den Rom dem Künstler gewährt: Achtung vor der Größe römischer Kunst und höhere Ansprüche an die eigene Kunstausübung, größere Zucht und Ehrlichkeit und ein freierer Blick für die engere Heimat. Römer soll er ja nicht werden, und man soll nicht glauben, daß der die Heimat am besten kennt, der sie nie verläßt.

Wohl werden die meisten durch den mächtigen Eindruck in ihren Bahnen erschüttert, und manche finden den Weg nicht mehr zurück, daß dieses aber wohl möglich ist, lehren uns die Beispiele etwa von Ludwig Richter oder Hans Thoma, die beide ganz entscheidende Eindrücke in Rom empfangen haben und denen man Entfremdung von ihrer Heimat doch nicht vorwerfen kann.

Und wie dem Künstler der Ausblick in eine mächtige künstlerische Vergangenheit Ernst und Ehrlichkeit für seine Kunstausübung verleiht, so soll für uns alle ein Aufenthalt in Rom nicht nur eine angenehme Reiseerinnerung sein mit Bekanntschaften, Hotels, schönem Wetter und schöner Landschaft, sondern eine Erinnerung an den Ausblick in große vergangene Epochen der Menschengeschichte und eine Bereicherung unseres Lebens durch Ideen, die es auf eine höhere Stufe heben.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Vom griechischen Tanz.

Mary Wiegmann. (Rom).

Ein warmer Frühlingsmorgen in Rom: alles voller Sonne. Sogar die kalten Skulpturensäle des Vatikans haben warme, goldgelbe Sonnenflecken an den Wänden und auf den Steinfußböden. Suchend gleitet der Blick an den

endlosen Reihen der Porträtköpfe entlang, bleibt zögernd haften an einem herben Frauentorso, an einem stillen griechischen Grabrelief und findet schließlich seinen Ruhepunkt an einer schlanken, gelbschimmernden Marmorvase. Gestalten heben sich heller vom dunkleren Grund der Vase ab. Und diese Gestalten sind es, die nun den Blick halten, die in ihm ein warmes Leuchten entzünden, ein glückliches Lächeln, das schließlich zum hellen, fröhlichen Gelächter wird.

Sechs dionysische Wesen, Mänaden und Satyrn, in ausgelassenem Spiel; weiter nichts. Die Mänade voran. Eng schmiegt sich das Gewand beim rasenden Tanz vorn an die Oberschenkel und flattert in breiten, bewegten Falten hinterdrein. Der Kopf ist weit in den Nacken zurückgeworfen, die Haare wirr, wie vom Wind durchwühlt, und der über dem Kopf erhobene Arm schwingt den blumengeschmückten Thyrsos. Der ganze Körper dieser tanzenden Frau ist eine einzige, wundervoll geschwungene Linie. Hingegeben an die Bewegung ist jedes Glied des Körpers, bezwungen von einem alles beherrschenden Rhythmus jeder Nerv. Erhaben und gebieterisch ist die Ekstase.

Hinterdrein kommt der Satyr. Er ist noch ganz jung, fast bubenhaft. Ein sehniger, kräftiger Körper und darauf ein etwas plumper, gutmütiger Kopf. Eigentlich sieht er ein bißchen dumm aus mit den drei Hörnern, die ihm keck aus dem dichten Haarschopf herauswachsen. Aber da ist so viel ungestüme Bewegung in dem Körper, so viel begehrliches Leben in dem Gesicht, und der ganze dreiste dionysische Schwärmer ist von einer solch überzeugenden, derben Gesundheit, daß man ihm das bißchen Dummheit gern nachsieht. Er ist ganz nackt. Sein rechter Arm hält den Thyrsos, und die linke Hand wirbelt mit dem Zeigefinger eine feingegliederte Trinkschale herum. Lüstern und sehr verliebt hüpft er hinter der Mänade her, und im Augenblick der höchsten Ausgelassenheit versetzt er ihr einen derben Tritt mit dem vorgestreckten Fuß. Ein Freudegrinsen breitet sich über sein ganzes Gesicht bei dem gelungenen Streich, und keck und frech streckt er das geringelte Satyrschwänzchen nach hinten. —

Man steht und schaut; immer wieder, immer von neuem. Nichts verändert sich, nichts wird schwächer. Es bleibt die wundervolle Frau in ihrer pathetisch ekstatischen Geste und der lüsterne Satyr mit seiner prachtvollen Frechheit. Die denkbar größten Gegensätze hart nebeneinander gestellt; aber mit ruhiger Selbstverständlichkeit behauptet jedes seinen Platz neben dem andren.

Ist das griechischer Tanz?

Es ist Leben, lebendigstes Leben, gesteigertes Lebensgefühl, aus dem heraus alles zum Tanz wird. Sie tanzen alle, diese Menschen, die uns auf griechischen Vasen und Reliefs begegnen. Und ein ganzer Zug von Gestalten ist es, den man an sich vorüber ziehen lassen kann. Da sind zuerst und in der Überzahl die Wesen aus dem Gefolge des Dionysos, die Satyrn und Mänaden. Da sind die waffengeschmückten Krieger, die den Schlachtruf nicht

mehr erwarten können, und, fiebernd vor Kampflust, die Schwerter klirren lassen und die Speere rhythmisch auf und abwiegen. Da sind die trauernden Frauen in langen, strengfaltigen Gewändern. Reihenweis kommen sie geschritten, klagend umstehen sie die Bahre des Gestorbenen, und von seltsamer Ausdruckskraft sind ihre strengstilisierten Gesten. — Da sind die leidenschaftlichen Kriegerinnen, die Amazonen. Ist es nicht Tanz, wenn sie zum Kampf ausziehen? Voran die Königin auf goldenem Streitwagen. Vier weiße Pferde ziehen ihn, mit purpurroten Bändern sind sie aufgezäumt und purpurrot sind auch die Zügel in den weißen Händen der Königin! Stolz und aufrecht steht sie in dem zweirädrigen Wagen, jede Änderung der Richtung im voraus kaltblütig abwägend, jedes Schleudern des Wagens durch eine sichere Verlagerung des Körpergewichtes parierend. Wie schön sie sind, diese jungen Amazonenkörper! Schön, wenn sie bezwungen zu den Füßen der Gegner liegen, und schöner im Auf und Ab der Schlacht, im wogenden Kampf. Da sind Mädchenkörper von weicher Zartheit in fast ängstlicher Abwehr. Zaghaft nur decken sie die weißen Glieder mit dem schweren Schild und sind des Besiegtwerdens im voraus ganz sicher.

Ein Grieche mit einer Amazone in leidenschaftlichem Kampf: die beiden Körper in äußerster Gespanntheit der Muskeln. Hieb folgt auf Hieb. Die Schilde decken den Oberkörper, während der rechte Arm mit dem kurzen Schwert zum Stoß ausholt. Der Mann ist nackt bis auf die Beinschienen und den großen Kriegshelm. Die Frau trägt einen ganz knappen, kurzen Kittel, der Arme und Beine bis hoch an den Oberschenkel hinauf freiläßt. Ungeheuer lebendig ist der Rhythmus der Bewegung in den beiden Körpern. Jedes Nebensächliche ist ausgeschaltet, und das ganze heiße Leben, jeder angespannte Muskel, jeder Nerv sind konzentriert auf das Eine: Angriff und Abwehr in beständigem Wechsel, in folgerichtiger Notwendigkeit. Und zwischen die zu Fuß kämpfenden Männer und Frauen drängen sich bebende Pferdeleiber. Frauen zu Pferd, mit dem langen Wurfspieß in den Händen, mischen sich in den Zweikampf, verwirren ihn und lösen ihn zu einem allgemeinen Kampfgetümmel auf. Und da ist ein sich aufbäumendes Pferd, das herausragt über die Köpfe der Kämpfenden. Es trägt eine Frau auf seinem Rücken; sie ist verwundet, zu Tode getroffen wahrscheinlich, und gleitet nun haltlos, vom Schmerz bezwungen, zu Boden. Da ist nichts mehr in den Gliedern von der eisernen Gespanntheit des Kampfes. Schmerz und Tod geben dem Körper seine Weichheit wieder; und inmitten der kämpfenden, wilden Amazonen ist diese hinsinkende Frau wie eine süße, stille Blume, wie ein Symbol anmutigster Weiblichkeit.

Auf das bewegte Bild der Amazonenschlacht folgen einzelne Frauengestalten: die geflügelten Nixen. Überall begegnet man ihnen, auf Vasen, Terrakotten und Reliefs. Sie sind stets sehr schlank, diese Frauen, unendlich feingliedrig und von einer hinreißenden Anmut. Manchesmal kommen sie

wohl in schnellem Lauf daher, kaum den Boden berührend mit den schmalen Füßen, und die wundervollen, stets sehr großen Flügel ein wenig geöffnet. Aber am anmutigsten sind sie doch still dastehend, ganz im Profil gesehen. Da hat man ihnen dann zwei hohe Stelzen unter die Füße geschoben, und nur mit den äußersten Spitzen der Zehen halten sie sich ein wenig daran fest. Das faltige Gewand gleitet still über den Körper hin und läßt die einzelnen Glieder zart und weich hindurchscheinen. Hoch und schmal sind die Flügel in die Luft gestreckt, die Schlankheit der Gestalt noch betonend. Und die Hände mit ihren winzig feinen Fingern halten sie still vor sich hin in einer Geste voll blumenhafter Zartheit.

Plötzlich tönt und klingt es irgendwo. Und es schreiten Jünglinge und Mädchen vorüber in ruhiger Schönheit. Sie blasen die Doppelflöte, sie klappern mit den Kastagnetten, sie neigen und drehen die nackten Körper in anmutsvoller Bewegung. Es kommen die ausgelassenen Festgelage, bei denen die Männer lässig ausgestreckt auf den Ruhebetten liegen. Schöne Frauen, Hetären, gehen hin und her, bringen den Wein, schmiegen sich zärtlich an die Schultern und in die Arme der Männer, oder wiegen die wundervollen Glieder im Tanz. — Und dann wird es wieder still, und aus einer weichen Dunkelheit heraus lösen sich Frauen in langen, schweren Kleidern und faltigen Mänteln. Auch diese Frauen tanzen. Ihr Tanz ist nur ein stilles Schreiten, ein zaghaftes Wenden und Neigen des Oberkörpers, das noch gedämpft wird durch die faltige Schwere der Kleider. Aber in ihrer Anspruchslosigkeit, in ihrem ganz unaufdringlichen Frauentum sind sie von rührender Anmut und Schönheit.

Ein Bild löst das andere ab, in beständigem Wechsel, in nicht endenwollender Vielseitigkeit. Leben überall, durchdrungen von zwingend lebendigem Empfinden, so daß beim Anschauen gleichsam die Jahrtausende schwinden und es nicht Griechen sind, die wir sehen, sondern Menschen mit warmem Blut; Menschen, deren Empfindungswelt der unsrigen nahesteht, wenn wir sie auch nicht teilen. Aber unser Sehnen gilt dieser Welt, die stets und in allem eine großartige Verherrlichung des Natürlichen ist. Und nur heraus aus einer beständigen Hingabe an den Instinkt, aus dem geheimnisvollen Wirkenlassen des Natürlichen im Menschen sind diese Griechen zu erfassen. Scham kennen sie nicht, und kleinlicher Ekel vor dem Allzusinnlichen ist ihnen fremd. Mit prachtvoller Unbefangenheit, ja mit wahrhaft göttlicher Freude wagen sie sich an die Darstellung des Erhabensten, des Urtriebes in der Natur, im Menschen. Und mit jubelndem Gelächter profanieren sie, was sie am tiefsten ehren.

Sind sie nicht wundervoll, all diese springenden und tanzenden Satyrn, diese bösen, verliebten Buben, in denen die Natur stets den Sieg davon trägt, die den Nymphen des Waldes nachstellen und die todmatten, schlafenden Mänaden listig überfallen? Kann man ihnen böse sein? Nichts ist gemein an ihnen, nichts macht sie widerlich. Sie sind nur noch Naturtrieb in solch überzeugender Form, in solch göttlicher Freiheit, gesteigert oft bis zum Grotesken,

und dann wieder geadelt durch einen stillen Schmerzenszug, durch eine kaum wahrnehmbare Wehmut. Und all die Tollheiten, die Witze und groben Späße, zu denen sie sich unter dem Rausch des Weines und der Liebe hinreißen lassen, entspringen einem so unbedingt freien, natürlichen Empfinden, daß nichts darin für uns verletzend und abstoßend ist. Und die wild dahinstürmende Mänade, die kampftrunkene Amazone, sind sie nicht beide Verkörperungen desselben Triebes in veredelter Form? Was jagt diese Frauen fort aus der Gemeinschaft der Stadt, hinauf in die Berge? was treibt sie durch die Wälder in zügelloſem Tanz? was macht sie schreien vor quälender Luft? Ist es nicht auch das Eine, Gewaltige, das sich frei machen will von allen auferlegten Fesseln und Schranken, der urgewaltige Trieb, der sich eins fühlen will mit allem, was Natur, was Element heißt?

Und da sind die Amazonen, die Kriegerinnen! Sie leben in den Bergen, irgendwo in der Einsamkeit. Und plötzlich kommt die große Unruhe in den Frauenstaat, und wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat, so gibt die Königin das Zeichen zum Aufbruch, zum Kampf. Da brechen sie wie der Sturmwind in die Länder der fremden Männer und vernichten und werden vernichtet. Was ihnen die Waffen in die Hand zwingt, was sie die Männer in den Kampf fordern heißt, ist doch nichts anderes, als was die Mänade rasen, den Satyr tanzen läßt!

O, Eros, Gewaltiger!

Aus diesem Empfinden heraus sind die Gestalten geboren, die uns heute etwas von griechischem Tanz übermitteln. Was man tanzte und wie man tanzte, wer *weiß* das? Es gibt für uns nur noch ein nachträgliches Erfassen, ein innerliches Erleben, das uns von all den geschauten Gestalten kommt. Ein Wissen gibt es nicht. Aber ein Verstehen, ein Begreifen, ohne zu wissen, das gibt es für uns. Und zu diesem gelangen wir durch ein Erfassen des Lebens, des pulsierenden, warmen Blutes in den Gestalten. Nie sind es übersinnliche Wesen, diese griechischen Tänzer und Tänzerinnen. Alle haben sie warmes, oft kochend heißes Blut in den Adern; und das drückt allem seinen Stempel auf, das bringt sie auch uns nahe. So verschieden von einander und unter einander die einzelnen Typen nun auch sind, Eines gibt es, was sie zusammenhält und verbindet, was es auch uns möglich macht, das bewegte Leben als Tanz zu empfinden. Und dieses Eine ist: die Form. Die künstlerische Form, der sich alles unterordnet und die wohl durchtränkt ist mit warmem Leben, aber niemals von ihm zersprengt wird. Doch so durchglüht von lebendigem Empfinden ist diese reine Form, daß man sie nicht mehr als etwas Selbständiges herausfühlt, daß man sie nicht mehr herauslösen kann, wie etwa bei den Gestalten der orientalischen Kunst, sondern Form und Leben als eine höhere Einheit empfindet. Und ein Drittes tritt hinzu: Das ist der Rhythmus. Wohl ist Rhythmus Leben! Aber gebändigtes, beherrschtes Leben! Und die rhythmisch bewegten Gestalten auf griechischen

Vasen und Reliefs zeigen uns klar und eindringlich, bis zu welch hohem Grade eine lebendige Körperbeherrschung möglich ist, wie sie entwickelt ist zu einer solchen Höhe, daß man auch sie nicht mehr als etwas Selbständiges empfindet, sondern sie einordnet in den Gesamtbegriff: Griechischer Tanz.

Gesteigertes Lebensgefühl, in künstlerische Form gebannt und beherrscht vom Rhythmus, das ist, was wir von Vasenbildern und Reliefs als griechischen Tanz verstehen lernen. Bis zu welchem Grade die Musik an dem Gesamteindruck beteiligt ist, bleibt uns verschlossen. Wohl sehen wir die Tänzer und Tänzerinnen mit der Zither oder der Doppelflöte in den Händen, wohl wissen wir, daß sie Musik machten bei dem Tanz. Aber war Musik für sie Notwendigkeit, war sie der Ausgangspunkt für allen Tanz? Sie war wohl oft das Mittel, durch welches man das Lebensgefühl steigerte; sie war Anregung und Aufregung zur selben Zeit; sie machte Seele und Körper bereit zum Tanz. Sie bedeutete für den Tanz, was auch der Wein und die Liebe für ihn waren: Stimmungsmittel. Und sobald sie diesen Zweck erfüllt hatte, sobald Körper und Geist ergriffen waren von ihrer Grundstimmung, so sank sie nur mehr zur Begleitung herab. Denn der Körper in der Bewegung folgt seinen eigenen Gesetzen, wie die Musik ihre eigenen Gesetze hat. Und eine Geste entwickelt aus sich mit unerbittlicher Logik eine andere, ganz gleich, welchen Weg die Musik daneben geht. Etwas anderes war es, sobald die Musik von vorneherein nichts sein wollte, als: Rhythmus. Da war sie beherrschend und ordnete sich die Bewegung unter. Die rhythmischen Schläge auf dem Tamburin, das regelmäßige Erklingen der Schellen, das Klappern der Kastagnetten genügte, um eine ganze Anzahl Tanzender unter eine gewisse Gleichmäßigkeit zu zwingen. In solchem Falle wurde dann die Musik, oder der musikalische Rhythmus zum ordnenden Element. Instinktiv fügte sich ihr der Tanzende, ließ sie das Tempo, den Schnelligkeitsgrad bestimmen und ordnete auch den Körperausdruck, die Geste dem Zwang unter, der von dieser rein rhythmischen Musik ausging.

Auffallend ist, daß fast alle die tanzend bewegten Gestalten der Vasenbilder und Reliefs im Profil gesehen sind. Das gibt ihnen jene wundervolle Klarheit, jene unbeschreibliche Einfachheit, die oft naiv Erfaßtes zu höchster Vollkommenheit entwickelt. Die Profilstellung schließt von vornherein alle jene scharfen Verkürzungen und Verzerrungen aus, die bei einer von vorne gesehenen bewegten Gestalt kaum vermeidlich sind. Unerschöpflich ist der Reichtum der Gesten, der beständig wechselnde Ausdruck der im Profil gesehenen Körper bei den Griechen.

Das Wundervollste aber bleibt, daß diese Tanzenden in all ihrer rhythmischen Bewegtheit, in ihrer freudigen und schmerzensvollen Ekstase, im streng stilisierten Gebundensein der Gesten nie zur Maniriertheit herabsinken, daß sie stets einfach und natürlich sind und nie vergessen lassen: es ist das Leben selbst, das ihren Tanz geboren hat. —

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Johannson aus Lemsal.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von Oskar Grosberg (St. Petersburg).

Von der Aureole mythischen Heldentums umwoben, lebt in baltischen Landen das Andenken an Johannson aus Lemsal; sein Ruhm reicht über drei Provinzen und er ist hinausgetragen worden bis in die fernsten Winkel des Reiches, — soweit die baltische Zunge klingt und in stillen Feierstunden der fernen Heimat gedacht wird. Man kann in der Tat Goethe vielleicht nicht kennen, aber Johannson aus Lemsal muß man kennen, und man kennt ihn als den Inbegriff fausttüchtiger Männlichkeit, deren Strahlungen so stark sind, daß sie drei Generationen überdauert und doch von ihrer Wirksamkeit noch nichts eingebüßt haben.

Johannson aus Lemsal, der bei Lebzeiten augenscheinlich von keinerlei Geistigkeit beschwert gewesen ist, hat das Schicksal jeder wahren Größe erfahren, — er ist als Begriff in die Unsterblichkeit eingegangen. Es erscheint demnach geboten, dem von Dunkel umgebenen Leben dieses Mannes nachzugehen und den Johannson-Begriff zu einer Persönlichkeit zu verdichten, ihn auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuversetzen. Es entsteht die Frage: wer und was war Johannson? wann und wo hat er gelebt? Leider muß gesagt werden, daß diese Fragen nur zum Teil und nur indirekt beantwortet werden können. Daß Johannson aus Lemsal stammte, unterliegt kaum einem Zweifel. Wann er gelebt hat und was er gewesen, kann jedoch nur vermutet, freilich mit großer Sicherheit vermutet werden.

Man wird, wie wir im Weiteren sehen werden, kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß Johannson um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt hat, jedoch nicht etwa in dem kleinen Lemsal, wo wohl seine Wiege gestanden haben muß, sondern in Riga. Was konnte aus Lemsal, dem kleinen, versonnenen Landstädtchen Gutes kommen? Lemsal war nicht der Boden, auf dem ein Johannson seine Gaben entwickeln und zur Geltung hätte bringen können. Lemsal ist wohl nur sein Corsica gewesen, während er in dem großen und betriebsamen Riga, das jedem Talente Ellenbogenfreiheit gewährte, sich den Ruhmeskranz um die Stirn gewunden haben wird. Nur in der baltischen Metropole konnte es einem Manne vom Schlage Johannsons ein entsprechendes Tätigkeitsgebiet geben — den Warenhandel. In der Tat ist der Ruhm Johannsons von Südlivland ausgegangen; es ist in hohem Grade bezeichnend, daß dieser Ruhm gegenwärtig in Nordlivland und in den anderen Provinzen vorzugsweise in den gebildeten Kreisen fortlebt, während er in Riga auch in jenem Milieu noch lebendig ist, in dem die speziellen Eigenschaften und Fähigkeiten Johannsons sich ganz besonderer Wertschätzung erfreuen.

In Nachstehendem soll der Versuch gemacht werden, die hier verlautbarten Annahmen und Voraussetzungen nach Möglichkeit zu stützen, und wir werden hierbei auf ein ungemein interessantes Kapitel baltischer, insbesondere rigischer Kulturgeschichte zu sprechen kommen.

Wenn man die Zeit der Tätigkeit Johannsons in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verlegt, so ist man hierzu durch die in Riga noch lebendige, freilich nur noch spärlich sickernde mündliche Überlieferung, sowie auch durch die Tatsache berechtigt, daß der Warenhandel gerade in jenen Jahren eine Wendung genommen, die an die physische Leistungsfähigkeit der Warenhändler die denkbar größten Ansprüche stellte; zudem erfolgte auch zu jenem Zeitpunkte im Warenhandel ein so elementarer Umbruch, daß die spätere Entstehung einer so markanten Persönlichkeit, wie die des Johannson aus Lemsal, vollständig unwahrscheinlich erscheinen muß.

Daß Johannson *nur* Warenhändler gewesen sein kann, erhellt auch aus dem Umstande, daß er eben der „Johannson", der Mann „auf Hauen" war. Wenn auch zu alten Zeiten in baltischen Landen reichlich und mit einer gewissen Hingebung „gehauen" worden ist, wenn Junker, Bürger und Bauern bei passender Gelegenheit nie versäumt haben, „schlagende Gründe" ins Feld zu führen, so ist doch nie und von niemandem so intensiv „gehauen" worden wie in der Zeit der Blüte des Warenhandels von dem streitbaren Corps der Warenhändler, zu deren fachmännischer Ausbildung eine „deutliche Hand", die dem „jungen Manne" den wahren Wert verlieh, gehörte. Erst der Besitz der „deutlichen Hand" machte den „jungen Mann" geeignet zum Kampfe mit dem feindlichen Leben.

Ältere Leute, deren persönliche Eindrücke etwa ein halbes Jahrhundert umfassen, werden sich gewiß noch der reckenhaften Gestalten erinnern, die noch vor ihren Augen die baltischen Chausseen, Landstraßen und Krüge bevölkerten und mit den zur Stadt strebenden Bauern um deren Produkte mit Löwenstimme und ungewöhnlicher Zungenfertigkeit handelten, — das waren Warenhändler; freilich nur noch ein schwacher Schatten jener Warenhändler, die einst in stolzer Selbstherrlichkeit die Landstraße beherrscht hatten und deren mannhaftes Corps durch anderthalbhundertjährige Traditionen fest zusammengeschweißt war. Auch diese schwächlichen Epigonen der Landstraße sind schon längst verschwunden, — sie sind nicht mehr. Es sind auch nicht mehr die ganz alten Leute, die noch den Warenhändler von altem Schrot und Korn gekannt, und keinen Augenblick daran gezweifelt hatten, daß Johannson nur Rigascher „junger Mann" oder „Gesell" gewesen sein konnte, denn Männer dieser Art konnte man schlechterdings nur da draußen vor dem Tore finden.

Man wird nun billig fragen, wieso es kommen konnte, daß eine so friedsame Hantierung, wie der Handel mit Landesprodukten, einen kriegerischen Geist erzeugen konnte, der in der Gestalt des Sohnes Lemsals fernen Geschlechtern überliefert wird. Um das klar zu legen, sei es gestattet, einen

flüchtigen Blick auf den Handel Alt-Rigas, der damals im wesentlichen auf dem Produktenhandel beruhte, zu werfen. Dieser überaus nährige Handel erfolgte auf der weisen und angenehmen Grundlage der Bestimmungen über die „Sicherheit der bürgerlichen Nahrung", die in der sog. Wette-Ordnung, welche aus dem Jahre 1690 stammte, niedergelegt waren. Die Wette-Ordnung hatte den löblichen Zweck, unliebsame Konkurrenz aus dem Wege zu schaffen, oder vielmehr solche garnicht aufkommen zu lassen. Man ging damals von dem sehr vernünftigen Grundsatze aus, daß jeder Bürger der Stadt sein anständiges Auskommen haben müsse. Das wurde insbesondere durch die Bestimmung der Wette-Ordnung bewirkt, die da lautete: „Damit der Bauernhandel und die Gewißheit der Nahrung desto fester erhalten werde, solle jeder Bauer, welcher in das „Bauernbuch" eines Kaufmanns mit einer auf Grund eines Vorschusses oder in anderer Veranlassung contrahierten Schuld eingetragen worden, bei seinem Kaufmann geschützet und der erste Wirt vor dem jüngeren erhalten werden."

Das besagte also, daß ein Bauer, so lange sein Konto bei „seinem" Kaufmanne nicht glattgestellt war, keinem andern Kaufmanne der Stadt seine Produkte verkaufen durfte. Man kann sich denken, daß bestens dafür Sorge getragen wurde, daß das Schuldbuch nie der Vernichtung anheimfiel; der Bauer war also dem Kaufmann für Zeit und Ewigkeit zueigen.

Die Strafen, die auf die etwaige Übertretung der Wette-Ordnung gesetzt waren, waren von einer der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden Schärfe. Wer einen Bauern, der bereits einem anderen Kaufmanne „obligieret ist, unterwegens, in denen Wohnungen, oder Höfen diesseits der Düna Geld in Händen gestecket, ihn umbredet oder abscheut, soll 10 Rthlr. Alb. erlegen und des Bauern quitt gehen"

Das Verfahren vor einem Wohledlen Wettgerichte war überaus streng, — nötigenfalls mußte der Angeschuldigte sich mit einem „Eide purgieren," nachdem das Wettgericht „solches vorhero dem sitzenden Magistrate kundgemacht und dieser darüber genau deliberieret und decretieret hätte."

Ähnliche Bestimmungen bestanden auch inbezug auf den Handel mit anderen „Fremden." Zu denen gehörten zu schwedischer Zeit auch der „Ruß" und der „Pohl," ebenso „die aus Armenia" und die „Jüden," sonderlich die „Mohillowischen"; ferner „die vom Adel" und die „aus Churland, Ssemgallen oder anderen dergleichen Örtern."

Wenn demnach die umsichtigen Bürger der alten Hansestadt im Interesse der Gewißheit der bürgerlichen Nahrung diese Vorkehrungen, die uns Freihändler sonderbar genug anmuten, getroffen hatten, so war aber damit nicht gesagt, daß dem unlauteren Wettbewerb ein absolut verläßlicher Riegel vorgeschoben worden wäre; trotz der für damalige Zeiten sehr hohen Strafe von 10 Rthlr. Alb. florierte auf den Landstraßen die „Bauernberedung," gegen die die Wette-Ordnung sich ja richtete. Die Gesellen der Kaufleute ließen sich

von der Beredung selbst durch die Strafen nicht abschrecken, umso weniger, als diese Strafen schließlich nicht mehr so schwer empfunden werden konnten, wie zur Zeit ihrer Stipulation. Je weniger die Strafen wirksam waren, umso mehr war man auf Selbsthilfe angewiesen, d. h. man mußte selbst seine Interessen wahren, — das konnte aber nach der Lage der Dinge nur auf dem Wege des Faustrechts geschehen. Dieses Recht war das einzige, das die kampfesfreudigen Gesellen anerkannten, und auf dieser eigenartigen commerziellen Basis entwickelte sich dann das „wüste und unflähtige Treiben," über das immer wieder Klage geführt wird. Im Interesse des Umsatzes ihrer Kontore lieferten die Gesellen sich förmliche Schlachten.

Je weiter die Zeit vorrückte, je mehr Riga sich zu einer modernen Handelsstadt entwickelte, umso lockerer wurde das einst eisenfeste Gefüge der altehrwürdigen Wette-Ordnung, umso ausschlaggebender wurde aber auch die Rolle, die die jungen Leute mit der „deutlichen Hand" im Warenhandel zu spielen fortfuhren. Man stellte insbesondere den Bauern nach, die noch nie in Riga gewesen waren und die man mit Anwendung der warenhändlerischen ultima ratio der Concurrenz gegenüber als res nullius annectierte, ihnen nach bestandenem heißen Strauße quer über den Rücken mit Kreide die Firma aufmalte und sie dann einziehen ließ zu den Freuden der Stadt.

Es kam schließlich soweit, daß der General-Gouverneur Marquis Paulucci auf eine „Supplique" der Warenhändler besondere „Landstraßen-Revidenten", die den Kampfesdrang der streitbaren Gesellen zügeln sollten, anstellte. Diese Maßnahme führte jedoch zu nichts, denn was hätten die unglückseligen Revidenten mit einem Elite-Corps von den Qualitäten der Warenhändler beginnen sollen! Man war zu Beginn der fünfziger Jahre gerade drauf und dran, das morsche Gebäude der Wette-Ordnung durch neue scharfe Strafbestimmungen zu stützen, — da brach es unerwartet krachend zusammen. Ein alter Rigascher Warenhändler, der mit seinem „jungen Manne" wegen Bauernberedung in kurzer Folge mehrfach bestraft worden war, ergrimmte darob und er ging zunächst an den Rat und danach an den Senat, der erkannte, daß besagter Warenhändler überall und von jedem Bauern ungehindert Landesprodukte erstehen könne. Damit war das ehrwürdige Rechtsinstitut ad absurdum geführt worden, und es schlief sanft und selig ein, ohne je in aller Form Rechtens aufgehoben worden zu sein.

Wenn man nun diese Umstände in Betracht zieht, so erscheint es kaum zu gewagt, die Existenz unseres Helden nach Riga zu versetzen, ihn in das glorioſe Corps der Warenhändler einzureihen und den Scheitelpunkt seines Ruhmes in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu verlegen. Für die letztere Annahme spricht insbesondere der Umstand, daß es um die fünfziger Jahre auf den Landstraßen vor Riga so wüst herging, daß der Rat Veranlassung nehmen mußte, von der starken „Demoralisation der Kaufmannsburschen" zu sprechen und geeignete Maßnahmen dagegen ins Auge zu fassen. Nach 1853,

dem Jahre der denkwürdigen Senatsentscheidung, konnte es keinen Johannson geben, denn er wäre völlig überflüssig, nur noch ein trauriger Anachronismus gewesen. — Wir würden unsere bescheidene Untersuchung für durchaus unvollständig halten müssen, wenn wir nicht erwähnen wollten, daß Gestalten wie die des Johannson später auch in Nord-Livland und in Kurland aufgetaucht sind; wir meinen den Jacobson von Wesenberg und den Bandrewitz von Saßmacken; wir glauben aber behaupten zu dürfen, daß diese Gestalten nichts anderes sind als schwächliche Verwässerungen des markigen Johannson-Typus, die umso leichter eintreten konnten, als ja Johannson bereits von der üppig wuchernden Legende umrankt wird und als wir aus der Geschichte wissen, daß nicht weniger als sieben Städte um die Ehre, Geburtsort des Homer gewesen zu sein, gestritten haben. Daher scheint es sich zu erübrigen, die genannten Gestalten einer ernstlichen Würdigung zu unterziehen.

Man würde gewiß fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß die Gesellen, also auch unser Johannson, auf der Landstraße verwildert und sanfteren Regungen völlig unzugänglich gewesen wären. Alte Rigische Tradition weiß zu berichten, daß in den reichen Häusern der „Kontorherren" solenne Festlichkeiten stattgefunden haben, an denen neben den Bauern, die in der „Einfahrt" des Kontors freie Unterkunft und Zehrung fanden, die Gesellen und die Familien der Kaufherren teilnahmen. Neben der Pastel des Bauern glitt bei solchen Gelegenheiten das Füßchen der „Demoiselle," stampfte der Stulpenstiefel der Gesellen über den knirschenden Sand und den duftenden Kalmus im „großen Zimmer" Und wir wissen, daß die Warenhändler auch hier, wie überall, ihren Mann stellten.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

„Männerberufe".

Von Adolf v. Keußler (Reval).

Es ist in den letzten Jahren viel darüber gesprochen und geschrieben worden, daß es den Deutschbalten nur unter der Voraussetzung angespannter wirtschaftlicher Expansion und energischster Zielstrebigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gelingen kann, sich gegenüber der unaufhaltsam aufstrebenden Konkurrenz der an Zahl bekanntlich weit mächtigeren indigenen Esten und Letten zu behaupten. Die tatsächlichen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen beweisen die Richtigkeit dieses Satzes auf das Eindringlichste. Auf dem Lande haben sich die zahlreichen bäuerlichen Wirtschaftsorganisationen in bewußtem Gegensatz zum deutschen Großgrundbesitz längst zu achtunggebietenden Körperschaften ausgewachsen, und um die Städte, deren Verwaltung noch nicht in lettische oder estnische Hände übergegangen ist, wird jahraus jahrein ein heißer Kampf um die Vorherrschaft geführt.

Die Zeiten, als die Deutschen die selbstverständlichen alleinigen Kulturträger in ihrer baltischen Heimat waren, sind — das wissen auch die größten Optimisten — für immer vorbei. Die Losung im Daseinskampf muß infolgedessen jetzt für die baltischen Deutschen *vor allem* dahin lauten, in möglichst zweckentsprechender Arbeit nicht nur alle ererbten Wirtschaftspositionen ungeschmälert zu erhalten, sondern ihre gesamten geistigen Kräfte, ihr Kapital, ihre Arbeitsfähigkeit restlos der Erweiterung ihrer ökonomischen Machtsphäre dienstbar zu machen. Für die Deutschen bedeutet jede „mißbrauchte", d. h. nicht an der richtigen Stelle verwertete Kraft einen Energieverlust in diesem, wie alle wissen, für sie wirklich um die *Existenz* gehenden Kampf und damit ein Plus für die Stoßkraft des wirtschaftlichen Gegners.

Das unerbittliche Gesetz von der natürlichen Auslese gilt nicht bloß im grob-physischen Sinn, es macht sich mutatis mutandis in allen Richtungen des vielgestaltigen Lebens geltend.

Mit der kurzen Erwähnung dieses Kampfes um das wirtschaftliche und kulturelle Prestige ist dem mit den Verhältnissen in den baltischen Provinzen Vertrauten nichts wesentlich Neues gesagt; es mußte an ihn erinnert werden, weil er gewissermaßen die Folie bildet zu dem Buche, dessen Überschrift dieser Betrachtung entspricht:

„*Männerberufe*", Schilderungen und Ratschläge von Fachleuten, im Auftrage des Deutschen Vereins in Livland herausgegeben von *Erich von Schrenck* und *Wolfgang Wachtsmuth*. Riga 1914. Verlag von G. Löffler. XI + 295 Seiten.

Der im besten Sinn aktuelle Charakter dieses Buches ergibt sich aus dem vorhin Gesagten von selbst. Sein Zweck ist, der baltischen männlichen Jugend ein wohlberatener Führer zu sein beim Eintritt in das selbständige Leben, wenn es gilt, sich beim Beginn der Hochschulzeit oder der praktischen Lehrjahre für diesen oder jenen Beruf zu entscheiden.

„ nur die gesammelte Kraft kann uns erhalten", heißt es unter anderem in der lesenswerten Einleitung. „Das soll auch unsere Jugend wissen. Es kommt auf ihre Entscheidungen an. Ob diese Entscheidungen planvoll ausfallen, auf ein festes Ziel gerichtet sind, sich strecken nach einer Lebensarbeit, die den eigenen Fähigkeiten entspricht und der Gesamtheit nützt. Zum Irrlichterieren ist wahrhaftig unsere Zeit zu ernst. Mit der altmodischen Ansicht, auf ein paar Jahre käme es ja nicht an, die könnten zum Probieren, wohl auch zum Amüsieren verwandt werden, muß gründlich und auf immer gebrochen werden. Jeder deutsche Junge, der in unserer Mitte aufwächst, soll sich dessen bewußt sein, daß es auch auf ihn ankommt, daß die Heimat auf ihn rechnet, daß er seinen Mann stehen muß, seine Lebensarbeit leisten, und daß er dafür nicht früh genug seinen Plan machen kann. Nicht der Zufall soll sein Leben entscheiden, nicht die äußeren Umstände sollen ihn, den Wellen gleich, hierhin und dorthin spülen, sondern ein klarer Blick soll das erstrebens-

werte Ziel erkennen, eine feste Hand soll die Mittel ergreifen, die zum Ziele führen."

Das sind Worte, die für alle Zeiten, Umstände und Gesellschaftskreise passen. Denn was enthalten sie anderes, als den tiefsten Wunsch eines jeden brauchbar veranlagten jungen Mannes: eine Lebensarbeit zu leisten, die seiner Persönlichkeit zum Nutzen des Ganzen die volle Entfaltung ihrer Eigenart gewährleistet, mit dem täglichen Schaffen auch die Schaffensfreude erhöht und ihn so wachsen läßt mit seinen höheren Zwecken. Darum hat das Schrenck-Wachtsmuthsche Buch — seine 16 Aufsätze über die wichtigsten Berufe beweisen es — einen bleibenden Wert weit über den Gesellschaftskreis hinaus, für den es eigentlich bestimmt und in seinen Einzelheiten zugeschnitten ist. Und zwar nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Eltern. Wer ist nicht schon so und so oft Zeuge dessen gewesen, wie Vater und Sohn gleich ratlos der Frage der Berufswahl gegenüberstanden, um schließlich eine Arbeit zu beginnen, die den Anlagen des jugendlichen Gliedes der Gesellschaft ganz und gar nicht entsprach! Wie oft hat nicht dieser oder jener die Schule verlassende Jüngling sich einem Beruf zugewandt, von dem ihm bloß einige wenige äußere Seiten bekannt, aber verlockend genug waren, um von ihm sein künftiges Lebensglück zu erhoffen, ohne es für nötig zu halten, vorher die Richtung seiner wirklichen Interessen festzustellen und darnach zu fragen, ob die gewählte Lebensarbeit ihm außer dem täglichen Brot auch die nötige moralische Befriedigung werde bieten können.

Besonders nach dieser Seite hin, d. h. was die Berücksichtigung der „ethischen Hebel" der Berufsarbeit bei der entscheidenden Wahl anlangt, bietet das Buch „Männerberufe" viel Belehrung. Die in der Einleitung enthaltenen Thesen: „Beruf ist die durch ein Ziel geeinte Lebensarbeit eines Menschen"; „Beruf haben heißt einen Ruf hören und ihm folgen!"; „Erst wer zu sich gekommen, findet seinen Beruf!" — bilden den eindringlichen Unterton aller Abhandlungen. Wie denn die durchweg von Spezialisten des betreffenden Berufszweiges geschriebenen einzelnen Kapitel durch ihre Sachkenntnis, die Reife der Anschauungen und Frische der Darstellung jeden fesseln müssen, der für die Vielgestalt des heutigen Erwerbslebens einen offenen Sinn hat.

Und noch ein weiteres, speziell für die Baltischen Provinzen geltendes Moment erhöht den Wert des in Rede stehenden Buches. Die Verfasser treten überall, wo angängig, den alteingewurzelten Vorurteilen inbezug auf Stand und Beruf entgegen, die ja auch heute noch so manche der Deutschen nur zu schroff von einander trennen.

Die Aufsätze haben folgende Titel und Verfasser:
Der Handwerker. Von Hugo Wittrock;
Der Kaufmann. Von Dr. oec. publ. Alfred Kneet;
Der Architekt. Von Architekt Edgar Hartmann;

Der Bauingenieur. Von Oberingenieur Oskar Fleischer;
Der Maschineningenieur. Von Professor Charles Clark;
Der Chemiker. Von Dr. phil. August von Hedenström;
Der Landwirt. Von cand. chem. Konrad Sponholz;
Der Forstmann. Von Oberförster Udo Lichinger;
Der Theologe. Von Pastor Oskar Schabert;
Der Jurist. Von Rechtsanwalt Paul Erdmann;
Der Arzt. Von Dr. med. Otto Stender;
Der Zahnarzt. Von Dr. med. Emil Sintenis;
Der Pharmazeut. Von Provisor Emil Treyden;
Der Lehrer. Von Oberlehrer Wolfgang Wachtsmuth;
Der Journalist. Von Dr. phil. Ernst Seraphim;
Der Gelehrte. Von Magistrd. Hugo Semel.

Wenn es statthaft ist, einige besonders gelungene Aufsätze hervorzuheben, so möchten wir in erster Linie Nr. 2 „Der Kaufmann" von Dr. oec. publ. Alfred Kneet nennen, der die großen Gesichtspunkte und Zusammenhänge des kaufmännischen Berufs mit der Gegenwartskultur ganz vortrefflich zeichnet. Sehr lesenswert ist auch der Theologenberuf von Pastor O. Schabert dargestellt, desgleichen „Der Jurist" von Rechtsanwalt P. Erdmann und „Der Journalist" von Dr. Seraphim. Der jede einzelne Betrachtung kennzeichnende besondere Stil trägt ein übriges dazu bei, das Studium des anregenden Buches zu würzen.

So können wir denn unser Gesamturteil über die neueste Edition des rührigen Deutschen Vereins in Livland dahin zusammenfassen, daß den baltischen Deutschen, ja den Deutschen Rußlands überhaupt, mit den Betrachtungen über die Männerberufe ein Berater an die Hand gegeben worden ist, dessen zuverlässigen Dienst jeder um so vertrauensvoller in Anspruch nehmen darf, als er ihm zugleich für den Ernst des Lebens und die von allen Berufsmenschen zu fordernde deutsche Arbeitstreue das Gefühl schärfen wird. Hand und Herz eines jeden in das Leben tretenden jungen Mannes sind der rechte Platz für das Schrenck-Wachtsmuthsche Buch, damit sie alle zu Nutz und Gedeihen des großen Gesellschaftsorganismus, dem zu dienen sie berufen sind, ihr Lebenswerk wählen unter dem leuchtenden Stern der Worte Goethes und Ruskins, deren tiefen Gehalt der ausgezeichnete Ratgeber mahnend und anfeuernd bewußt werden läßt:

„Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von anderen habe, ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke, die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen"

und:

„Drei Dinge sind es, zu denen der Mensch geboren ist — Arbeit, Schmerz und Freude. Ein jedes dieser drei Dinge hat seine Niedrig-

keit und seinen Adel. Es gibt niedrige Arbeit und edele Arbeit. Niedrigen Schmerz und edelen Schmerz. Niedrige Freude und edele Freude. Nur mußt du nicht meinen, die Verderbnis dieser Dinge zu vermeiden, indem du ohne sie auskommst. Es gibt auch kein rechtes Leben, das sie nicht alle drei hätte. Arbeit ohne Freude ist niedrig. Arbeit ohne Schmerz ist niedrig. Freude ohne Arbeit ist niedrig."

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neuere baltische Lyrik.

Von C. Blum (Goldingen).

I.

Im Wandern der Tage. Gedichte von Hans Jensen. Fritz Eckardt Verlag. Leipzig. 77 Seiten.

Diese Gedichte zeigen wenig Eigenart: hergebrachte Stimmungen, mit hergebrachten Mitteln gestaltet. Man sieht nicht recht, wozu diese Dinge nochmals gesagt wurden, nachdem sie anderwärts schon besser gesagt worden sind. Guter alter Wein ist, mit Wasser vermischt, unter neuer Marke in den Handel gegeben worden. Ein Gedicht ergreift um so mehr, es regt Einbildungskraft und Gefühl um so mehr an, je mehr es den Eindruck vermittelt, daß die Fülle von Gehalt die Form fast zu sprengen droht; unsere Phantasie versagt die Mitarbeit, sobald die Form unausgefüllt den Gehalt umschlottert. Das ist bei Jensen nun vielfach der Fall. Ein dünnes Rinnsal von Stimmung spinnt sich in einem Bette ziemlich nichtssagender, charakterloser Worte, Bilder und Rhythmen dahin. Die Tannen recken sich am Weg „finster, trotzig und stolz"; der Mond steigt auf „einsam, schweigend und groß"; über alles neigt sich, „mild und weich unendlich groß und still die blaue Nacht"; der Dichter flüchtet an den warmen Herd des Elternhauses, wenn sein „Mühen und sein Hoffen in heißem Kampf in Nichts zerschellt" war u. s. w.

Wo Worte und Rhythmen nicht unmittelbar als unlösliche Einheit aus den Tiefen des Unbewußten emporsteigen, wird der Poet den Rhythmus oft durch Einfügung charakterloser Stichwörter auszufüllen suchen, die Sprache stellt ja solche scheinbar harmlose Partikeln reichlich zur Verfügung; oder man wiederholt dasselbe Wort ohne innere Nötigung und dergl. So entsteht dann das, was man Verwässerung nennt. Je reicher verhältnismäßig ein Gedicht an anschauungsschweren Wörtern ist, also Hauptwörtern, Verben, Eigenschaftswörtern, je konzentrierter wird auch sein Phantasie- und Stimmungsgehalt sein; je häufiger ohne innere Nötigung jene charakterlosen Partikeln („so", „und", „aber") oder abgegriffene Abstrakta wie „Erdenbangen", „Werden und Vergehen", „Mühen und Hoffen" verwandt werden, je dünner wird auch der Nährtrank für Gefühl und Einbildungskraft. Man vergleiche das Gedicht S. 10:

Der Anemonen weißes Blütenlicht
Erhellte sternenhaft die Waldestiefen
Und überwucherte so dicht, so dicht

Die tausend andern, die nach Frühling riefen.
Die jungen Ellern dufteten so stark,
Die Haselbüsche standen voller Triebe,
Und allen Bäumen rieselte durchs Mark
Des neuen Werdens langersehnte Liebe

Von der Lerche heißt es S. 11:

In heißem Jubel klang ihr Lied herab,
Siegrufend über alles Erdenbangen,
Und wieder rankte sich aus Schutt und Grab
Des Lebens unauslöschliches Verlangen.

Seite 24:

Ich sah den Baum, — er stand im tiefen Sinnen
Und schaute regungslos zum Himmel auf,
Von seiner braunen Rinde aber tränten
Kristallne Tropfen in beschwingtem (!) Lauf.
Und netzten seine heißen Wurzelarme
Und sanken nieder in der Erde Schoß.
Der Baum war aber wie in tiefem Beten,
Ich sah ihn stehn so still, so regungslos.

Hier sind nichtssagende Partikeln geprüft. Auch ist es für mein Gefühl unerträglich, das Wort „beschwingt", das doch an Vogelflug erinnern soll, auf den Fall oder das Herabrinnen von Tropfen anzuwenden. Je näher der Dichter sich an die sinnliche Grundvorstellung anlehnt, die jedem gleichnisartigen Ausdruck zu Grunde liegt, je stärker wird er unsere Einbildungskraft erregen; in je abstrakterem Sinn er die Metaphern der Sprache verwendet, je schläfriger wird auch unsere Phantasie. Darum wirken schiefe, vom Dichter selbst innerlich nicht geschaute Bilder so verhängnisvoll. Bei Jensen, S. 25, harrt die Erde mit gebräunten Wangen, daß man die Frucht ihr löse von den Gliedern; gibt es ein Wesen mit Wangen, dem man Früchte von den Gliedern lösen kann?! Der Dichter reist nach Hause; ihm ist zu Mut, S. 46, als ob „ein altes vergessenes Buch" weit „seine goldne Tür" öffne; er spricht S. 37 von „entthronten" Blättern, S. 36 von „stolzen bergeshohen Zielen", die „still werden und müde einschlafen" u. s. w.

Aus dem Mangel lebendiger innerer Anschauung fließt auch der Versuch, mit ungenügend durchdachten, schlecht vorbereiteten Mitteln tragische oder erschütternde Wirkungen zu erzielen. Man nennt dergleichen Effekthascherei. Dahin rechne ich z. B. das Gedicht „Die Mutter", Seite 52:

Meine Mutter geht rauhen einsamen Pfad,
Meine Mutter so harte Hände hat,
Nie hab ich sie lachen, nie weinen gesehn,
Nie vor der Madonna Bildnis stehn.
Nur immer arbeiten sah ich sie,
In Sturm und Regen, — ob spät, ob früh.
Mit harter, arbeitsbrauner Hand
Pflügte und eggte sie unser Land.
Nie sah ich den Vater. Vielleicht war er tot?

Vielleicht aß er in der Fremde sein Brot?
Nie hab ich die Mutter um ihn gefragt, —
Die Mutter hätt' es mir nie gesagt.

Daß der Sohn seine Mutter nie nach dem Vater gefragt hat, ist entschieden zu viel des Guten. Die Übertreibung vernichtet die Wirkung.

Wer von sich und seinen eigenen innern und äußern Kämpfen spricht der darf nur dann ungestraft Worte brauchen, die an grandiose Vorstellungen anklingen, wenn er uns anderweitig von seiner Persönlichkeit den Eindruck zu erwecken verstanden hat, daß sie vor der Größe dieses Hintergrundes mit Ehren bestehen kann. Ein Michel Angelo durfte, ohne sich lächerlich zu machen, dichten:

Von Riesengipfeln, die sich stürzend neigen,
Versteckt, von einem mächtigen Fels umschlossen,
Kam ich herab in dieses Tal geflossen,
Im Steinbett grollend mich der Welt zu zeigen

Wer als Mensch von bescheidenem Ausmaß von sich und seiner Innerlichkeit in Worten spricht, die große Vorstellungen wachrufen, weckt auch beim naiven Leser den unter der Schwelle des Bewußtseins lauernden Widerspruch und bringt sich um die sonst etwa erreichbare Wirkung. Und wer Distanzgefühle andeutet, darf das nicht in Worten tun, deren Banalität Zweifel an jeder Berechtigung, sich zu distanzieren, erwecken muß. Vergl. S. 13:

Von Blüten türmt es sich allerorten,
Ein duftender Wall umgürtet die Welt,
Nun stürm' ich mit Lenzkraft die riegelnden Pforten,
Die mir der Alltag entgegenstellt.

Wer in echter Trunkenheit der Natur ihre Geheimnisse ablauscht, wen innere Gesichte drängend erfüllen, der wird stammeln und jauchzen und Visionen gestalten, aber nicht nüchternen Bericht darüber erstatten, daß es ihn „wie ein Rausch" gefaßt und er „mit der Erde ureigensten Kräften heimliches Zwiegespräch" gehalten habe, ohne ein anderes Ergebnis als ein paar Zeilen platter Durchschnittspoesie, die auch andere Sterbliche zustande brächten, ohne so großer Offenbarungen gewürdigt worden zu sein. Das Gedicht S. 12 zeigt die Kluft zwischen unmittelbarer Gestaltung innerer Zustände nnd einem reflektierten Bericht darüber:

Manchmal faßt es mich wie ein Rausch,
Und mit der Erde ureigensten Kräften
Halt ich heimliches Zwiegespräch.
Und was ich der Mutterstimme erlausch',
Und was ich schöpf' aus den quellenden Säften,
Das baut mir zu Himmelspforten den Weg.

Es gibt viele Thyrsosträger, aber wenige, die von echter bacchischer Begeisterung ergriffen sind, sagt Plato.

Übrigens finden sich bei Jensen auch Verse, die wirklich Stil haben, das heißt Verse, aus denen alles Entbehrliche ausgeschieden ist. So der letzte Vers in dem Gedicht „Der Pflug" S. 14:

Der Abend kam. Verlassen stand der Pflug
Mit ausgespreizten Armen auf dem Feld,
Die Sonne küßte scheidend seinen Bug
Und Erdgeruch durchzitterte die Welt.

In dem Gedicht S. 99:

So dämmerstill im weiten Wald,
Die Föhren stehen dichtverschneit
In weißem Flockenhängekleid.
Und jeder Schritt im Schnee verhallt.

In stummer, weißer Märchenpracht
So hat es rings sich aufgebauscht,
Und in der Föhren Wipfel rauscht
Es seltsam still und schlummersacht.

Und hin und wieder ohne Laut
Sinkt schemenhaft die Schneelast nieder,
Es hebt ein grüner Zweig sich wieder,
Der fragend in den Winter schaut

ist nach meinem Gefühl der ganze zweite Vers überflüssig; er gibt nichts Neues und gießt daher nur Wasser in den Wein; er verdirbt die Wirkung des letzten Verses, der in eine wahrhaft dichterische Idee ausklingt. (In viel dilettantischerer Form ist ein verwandtes Motiv auf S. 34 behandelt: ein Wintersaatfeld strahlt sein frühlinghelles Leben in eine braungoldne Herbstlandschaft hinaus).

Auch graziöse Phantasiebilder im Stile der „Jugend" oder des „Simplizissimus" finden sich. So S. 60:

Mit wachen Blicken, regungslos,
Hockt Pan im mageren Getreide;
Die Zottelhände laß im Schoß,
Schielt er zur mittagstillen Weide.

Den Jungen unter'm Haselbaum
Umschwirrt das Lärmgezirp der Grillen,
Da schreckt ihn aus dem wachen Traum
Der Leitkuh angsterfülltes Brüllen.

Verwirrt schnellt er den Leib empor:
Sein Tier jagt schnaubend in die Heide
Pan fährt sich lachend hinters Ohr
Und schielt zur aufgeregten Weide.

Die innigste Empfindung, ein Stück schmerzlicher Selbsterkenntnis, spricht aus dem letzten Gedicht der Sammlung, dem ich um seiner Erlebtheit willen den Vorzug vor allen andern geben möchte:

Es liegt im Blut
Du bleibst doch, wer du bist.
Und was die einen reich und glücklich macht,
Dir ists ein Gifttrank voller Qual uud Schmerzen.
Doch ist es gut,

Daß du's erkennen lernst
Und nicht zu Fackeln schüren wolltest Kerzen,
Die doch nur Kerzen sind.
Es liegt im Blut

II.

Viel süße Minne. Gedichte von Elisabeth Goercke. Riga. Jonck und Poliewsky. 1912. Preis 1 Rbl.

Ein entschiedenes Talent tritt uns hier entgegen. Der Rhythmus dieser Gedichte hat inneres Leben. Ein warmes Vibrieren ist unverkennbar. Mögen auch hier und da Erinnerungen an andere Dichter aufsteigen, als Ganzes zeigt die Sammlung einen eigenen Ton, gestaltende Kraft, echtes, nicht anempfundenes Gefühl.

Die Rhythmen sind sehr frei behandelt, selten zählen 2 Reimzeilen dieselbe Zahl von Silben; dadurch wird die Monotonie vermieden, die in der Epigonenlyrik sich breit machte und den Verdacht erweckte, daß die Worte gehäuft oder gespart waren, nicht nach inneren Gesetzen der Wirkung auf Phantasie und Gefühl, sondern um die rhythmische Form wohl oder übel auszufüllen. Allerdings: auf der andere Seite droht die Gefahr, daß in der Rhythmik völlige Willkür einreißt und das Gesetz mißachtet wird, daß gewisse Rhythmen im Verhältnis der Wahlverwandschaft, andere in dem der Polarität zueinander stehen, und daß in der Regel ein Wechsel polarer Rhythmen in demselben Gedicht die Stimmung, auf die wir uns eingestellt haben, zerreißt. So wirkt z. B. der unvermittelte Wechsel zwischen jambischen und trochäischen Verszeilen für mein Gefühl unerträglich. Das schöne Gedicht „Die weiße Sommernacht" S. 60 ist mir dadurch verleidet:

Des Tages letztes Blinzeln schwand
Nicht lange aus den Laubengängen,
Und heimlich kommt die weiße Sommernacht.
Über Rosen schreitet sie,
Unter Schleiern gleitet sie
Nur halbbewußt und schlafgebannt,
Und warme schwere Düfte drängen
Sich tief in ihren ahnungsvollen Traum usw.

Dagegen finde ich die rhythmische Malerei in dem Gedichte „Andante con moto" S. 63 vortrefflich:

Sonnenlicht schaukelt auf seligen Wellen,
Zahlloser Funken blendenden Regen
streut es hinab in das leichte Bewegen.
Wie unter tausend entfliehenden schnellen
tanzenden Füßen erzittert die Fläche.
Brennende Bäche
streifen wie warme begehrliche Hände
über das flimmernde Ufergelände,
sinken zurück Und immer das gleiche
kosende, weiche
singende Rauschen und wiegende Wallen
gleitet in horchende Wälder herüber. —
Süßes Verhallen
schläfert den Tag in den Abend hinüber.

Unsere Einbildungskraft bedarf, um angeregt zu werden, nicht einer methodischen Beschreibung, sondern der Gestaltung, die einige mit frischen Augen gesehene bezeichnende Züge in ein Ganzes zusammenschaut und beseelt. Die gestaltende Kraft der Dichterin ist nicht gering. Man vergleiche das Gedicht „Ein Tag" S. 27:

Ein Tag wird wach.
Und schon beim ersten Schritte schleift er
wie Fesseln dunkle Wolken nach.
Durch nasse Wiesen streift er.
Vor seinem Hauch vergehen
alle Blumen umher.
Den Menschen, die ihn sehen,
werden die Schritte schwer. —
Und er kommt in die qualmende Stadt:
Alle Fenster verlöschen, in die er blickt,
Alles helle Brausen im Dunst erstickt.
Auf eine Schwelle sinkt er matt,
wo die Nacht aus den Winkeln herübersieht.
Ein blasses Kind beginnt zu weinen.
Endlos, endlos klimpert auf den Steinen
ein graues müdes Regenlied.

Weniger gelungen scheint mir „Der Frost" S. 85 und die „Wintermondnacht" S. 86 (der Vergleich beschneiter Bäume mit Marmorbildern lenkt nach meinem Gefühl die Phantasie in eine falsche Richtung).

Je zwangloser die Einzelheiten des Gleichnisses aus seinem Grundverhältnis fließen, je weniger Willkür in seiner Ausgestaltung herrscht, je natürlicher alles im eigentlichen, wie im uneigentlichen Sinne zugeht, je williger wird unsere Einbildungskraft die Doppeldeutigkeit des Gleichnisses ahnend in sich aufnehmen. Auch wo der Dichter Traumgesichte gestaltet, die eine symbolische Bedeutung haben, wird er gut tun, sich von aller phantastischen Willkür fern zu halten, wenn er tiefere Wirkung erstrebt. In dem Gedicht „Der Garten deiner Seele" S. 31 erzählt die Dichterin: sie habe im Traum einen Garten betreten, dessen Blütenflut überschäumte und leuchtend von der Mauer hing; in Blumen versanken die Stufen; vor einem Silberstrauch sprach sie betend den Namen des Geliebten:

Da fielen die Blätter vor meinem Hauch,
und durch der Äste Rahmen
sah ich ein ödes Heideland,
zerstört, versengt von Kampf und Brand.
Um einen Altar sprang ein Feuerschein,
und nieder troff es rings wie dunkles Blut
ins tote Gras hinein, —
ein Rosenkranz versengt von rascher Glut.

Hier ist alles phantastische Willkür. Nicht organisch wie die Frucht aus der Blüte entwickelt sich eines aus dem andern, sondern in einer regellosen Kette von Einfällen. Der symbolischen Bedeutung ist der natürliche Zusammenhang der Ereignisse geopfert. Ebenso in dem balladenartigen Gedicht „Der Edelstein" S. 81, das entfernt an Lulu von Strauß und Torney oder Agnes

Miegel erinnert; aber das innere Gleichgewicht fehlt, ein phantastisch-mythologischer Apparat wird aufgeboten, um bei einem Durchschnittsschicksal Rührung zu wecken; die Natur gerät außer sich:

Und wie der Traute von seinem Lieb gegangen,
da haben alle Bäume zu rauschen angefangen,
und alle Wolken hielten wie Nattern sich umschlungen
und haben miteinander die ganze Nacht gerungen.
Ein klagender Wind ist durch den Wald geirrt,
und alle feinen Wässerlein haben sich verwirrt,
und Regen ist geflossen, und Regen immer wieder,
als würfe sich der Himmel in Weh zur Erde nieder. —

Das ist Sentimentalität. Die Superlative wecken nicht, sie töten die Rührung. Und auch der Einfall mit dem Talisman, der — ein Symbol der Erinnerung an die Liebe der von einander Getrennten — das zerrüttete Chaos zur Harmonie wiederherstellt, ist gar zu banal phantastisch. Viel lieber ist mir die Dichterin in einigen Gedichten von äußerster Schlichtheit, in denen sich das gepreßte Herz ungekünstelt in unmittelbaren Naturlauten Luft macht. So S. 16 „Vier Worte“:

Vier Worte klar und schlicht
im kleinen weißen Briefe drin.
Ich seh und sehe darauf hin:
„Ich komme heute nicht.“

Und plötzlich legt sich eine schwere Hand
mir auf das Haupt, die Schultern, auf das Herz,
drückt meine Kniee niederwärts,
und hinterm Fenster alles Land
vergeht in nebelfahlem Licht
Heut kommst du nicht!

Entzückend, den besten Gedichten Ricarda Huchs ebenbürtig, finde ich den „Mädchenbrief im Frühling“:

Wenn ich in den Frühlingsgarten gehe,
fühl ich immer, Liebster, deine Nähe,
ob du auch ganz ferne bist
und vielleicht dein altes Glück vergißt. —
Dornenrosenzweige mich am Kleide greifen,
feuchte Blätter küssend meinen Nacken streifen,
und ein warmer Wind zerwühlt mein Haar.
Immer fühl ich, Liebster, deine Hände.
Meines Weinens ist kein Ende
nach dem Glück, das einmal war!

Nicht immer finden wir diese Gedrungenheit und Schlichtheit, in der kein überflüssiges, kein allzulautes Wort, kein übernommenes Motiv stört. Das Gedicht „Glückseligkeit“ S. 33 z. B. ist zu gedehnt; der erste und letzte Vers würden genügen, die Mittelverse sind breit und häufen banale und geschwollene Phrasen, denen die unmittelbare Überzeugungskraft der selbstgeprägten Gefühlssprache fehlt.

Die ganze Sammlung gliedert sich in 3 Abschnitte: „Märzenwind", „Im Maien" und „Hochsommer". In den ersten beiden wiederholt sich die Skala Liebessehnsucht, Erfüllung, bange Vorgefühle, Trennung, Verzweiflung, Resignation; im letzten ist die Trennung kein Bruch, sondern es behauptet sich das sichere Gefühl: „Nein, wir verlieren uns nicht mehr!" Ein Sinn tritt uns entgegen, der in liebender Hingabe die Erfüllung des Daseins sucht, hin und her wohl auch gekreuzt von herrischen Impulsen; ein Lebensdurst, dem es stets gegenwärtig ist, daß das Glück flüchtig und von zartester Gebrechlichkeit ist:

Der Pfad des Glückes liegt sehr ferne
auf weißen Gipfeln irgendwo.
Am blauen Tage singen da die Sterne
ein silbernes Adagio.

Und ich bin glücklich?! — und ich schreite
hinan den diamantnen Pfad?
Er ragt so schmal ins Blau am scharfen Grat, — —
jetzt faß mich, Gott, daß ich nicht gleite! —
Des Abgrunds Wasser klingen ferne,
sie deckt Gewölke hell und froh.
Mich trägt das Blau, mir singen alle Sterne
ihr silbernes Adagio!

Dazu Bereitwilligkeit, die Ekstasen eines Augenblickes mit dem Untergange zu erkaufen:

Mit fliegenden Rossen
kommt sie gefahren,
sonnenumflossen,
mit wehenden Haaren.

Wirf dich entgegen,
laß dich zertreten!
Es ist ja die Freude, —
Mag sie dich töten.

Dazu vergleiche man das Gedicht „Rosenrieseln" S. 72. Kraftvollen Ausdruck findet die Leidenschaft in dem Gedicht „Der Föhn" S. 71, an dem ich nur auszusetzen habe, daß in der ersten Zeile von einem Julitage und im letzten Verse von einem Frühlingsföhn die Rede ist, was auf eine Unsicherheit der innern Anschauung deutet:

An einem Julitage wars.
Die Glut stand draußen gelb und grell.
In deinen Augen stand ein Flehn.
Ich konnte nicht vorübergehn,
ich kam und strich ganz schnell
über die Wellen deines Haars.

Da schlug ein Föhn ins Haus, ein Schrei —
(Erlösung wars und Sieg und Dank)
durchschütterte die matte Glut,
umbrauste mich wie Frühlingsflut.
Dein Mund auf meinem trank und trank
sich Wonne, Durst und Raserei.

— — Die Erde bebt und fürchtet sich
vor Frühlingsföhnes rauhem Hauch, —
dann lächelt sie in stiller Lust.
Und — seltsam — was ich nie gewußt,
Das weiß ich nun und lächle auch:
Ich liebe dich! Ich liebe dich!

Ein gewagtes Motiv ist schön gestaltet in dem Gedicht „Der letzte Tropfen" S. 74. Von attischer Grazie ist „Das Lebewohl" S. 76:

Nun bist du fort. — Ein feiner, feiner Duft
ist alles, was von dir zurückgeblieben.
Voll Sonnenstäubchen schwebt die Luft —
sie ist noch voll von deinem goldnen Lieben —
Die Sonne träumt. Es lächelt rings das Zimmer,
und lächelnd weist der Eros an der Wand
mit ausgestreckter Hand noch immer
auf jene Stelle, wo dein Lager stand.

Ein liebenswürdiges Gedicht, das eine Backfischerinnerung mit leiser Rührung gestaltet, ist „Mein altes Florkleidchen" S. 100. Originell ist das leider nicht auf seine letzte Form gebrachte Motiv der Liederseelen S. 87, die ungeboren sterben mußten, aber um so mehr den Sinn zerquälen und alle Kraft aus dem Leben saugen, „nicht in Tönen von den Lippen schwellend, sondern feucht und glühend aus den Augen." Eine reizende Nippsache ist „Der bronzene Eros" S. 68[1]). Der „Grillensang" S. 58 und „Vorfrühling" S. 35[2]) erinnern an Martin Greifs lakonische Stimmungsbilder, die „Vorfreude" S. 41 an Gustav Falke. Kraftvoll ist die Enttäuschung gestaltet in „Mein Wunsch" S. 28[3]); voll Wohllaut, aber ein wenig konventionell in den Stimmungsmitteln ist „Das erste gelbe Blatt" S. 19[4]). Das „Scherzo"

---

[1]) Unter Geisblatt und Glyzinien
schlank ein bronz'ner Eros steht
spähend nach den Hügellinien,
wo die Sonne untergeht.

Zielend hält mit feinem Finger
seinen Pfeil, der niemals tötet,
dort der holde Weltbezwinger,
und die Sonne? — Sie errötet.

[2]) Auf den öden Wiesen rastet
schon ein zager Sonnenschein.
Fröstelnd schmiegt er sich hinein
ins vergilbte Gras und tastet:
Lebt das Herz der Erde noch?
Alles kalt Horch Doch!!

[3]) Nun senkt mein Wunsch sein schweres Haupt
in seine leeren Hände.
Was half dein Beten, armer Sünder, du?
Dein Himmelreich, an das du heiß geglaubt,
hat hohe kalte weiße Wände,
und goldne Türen schlagen vor dir zu!

[4]) Nun ist das erste gelbe Blatt
in meinem Schoß gesunken
am schönsten Sommertag — und hat
mein erstes Leid getrunken.

S. 12 erinnert wieder am Ricarda Huch. Eine Vorliebe hat die Dichterin dafür, den Stimmungsgehalt in den pointierten, gegen das Vorhergehende energisch abgesetzten Schlußzeilen, zusammenzufassen, so auch in dem schönen Gedicht „Sonntagsschicksal" S. 15 [1]).

Ist es Zufall, ist es Absicht? An den Schluß der Sammlung ist eine Gruppe von Gedichten gestellt, die „die selige Leichtfertigkeit" als die Lieblichste von allen rühmen. Der Ton der Marie Madeleine klingt an.

Wollten doch unsere Dichter bedenken, daß alles, was entfernt an Renommage erinnert, den Protest herausfordert und die Wirkung verdirbt. Wenn man der kleinen Franziska im ersten Verse versichert hat, man sehe in ihr sein Ebenbild, so darf man im zweiten Verse nicht ungestraft fortfahren: „Du hast im Blick jene seltsame Glut die jagt den Männern den Sturm ins Blut."

Die Sammlung ist auf gutem Papier gedruckt, der rosarote Umschlag ist leider wenig schön.

❀ ❀ ❀

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Ich war daher nicht überrascht, als mir bei meinem nächsten Besuch Gisela Verany die Mitteilung machte, daß jener Abend über ihr Schicksal entschieden habe. Sie sei entschlossen, wenn es sein müsse, mit allem zu brechen und sich der Bühnenkarriere zu widmen. An Mamas Zustimmung zweifle sie nicht. Der Vater habe allerdings so veraltete Ansichten und neulich, als man dies Thema berührte, gepoltert: ein Mädel aus guter Familie passe

---

Nun spukt in meinem Garten schon
Das große graue Schweigen.
Noch schwebt ein ferner Flötenton
vom letzten späten Reigen.

Die Bäume tragen noch den Hall
von jüngstverklungnen Stimmen.
Noch einmal leuchtet durch das All
ein letztes Sonnenglimmen. —

Du bist so weit, so sonnenweit..!
Die ersten Nebel fließen.
Nun wird die große Einsamkeit
Die schweren Flügel schließen.

[1]) Heute kenn' ich meine Welt nicht wieder.
Alle Räume sind voll Herrlichkeit,
Wonneschauer rieseln an mir nieder,
meine Seele trägt ihr bestes Kleid.

Noch im halben Schlummer liegt die Freude,
harrend auf ein seliges Erwecken.
Heißt des Himmels Losung heut „vergeude"?
Selbst der Boden strahlt von Sonnenflecken.

Horchen, harren, — immer noch und immer..
Was durchzittert mich ein kaltes Bangen?
Plötzlich steht der Alltag breit im Zimmer.
Alle Sonnenflecken sind vergangen!

nicht fürs Theater — entweder sie gehe moralisch zu Grunde, oder sie fühle sich bald todunglücklich in der ihrer Erziehung und ihren Ansichten fremden Umgebung. Nach solchen Äußerungen zu urteilen, dürfe sie auf Papas Einwilligung nicht rechnen und werde gezwungen sein, noch einige Jahre bis zu ihrer Mündigkeit zu warten, ehe sie ihren Plan ausführen könne. Sie werde jedoch diese Zeit nicht ungenützt dahinstreichen lassen, sondern sich ganz dem Studium der Oper widmen. Die Mutter habe bereits mit unserem Theaterkapellmeister gesprochen, der sie als Schülerin akzeptiert habe und alle Partien mit ihr durchnehmen werde.

Nach meiner Ansicht fragte sie überhaupt nicht mehr. So blieb mir nur übrig, das fait accompli anzuerkennen und der jungen Dame Glück für die Zukunft und Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen zu wünschen, was sie mit zerstreutem Lächeln entgegennahm. —

Bald darauf teilten wir das Schicksal anderer Regimenter und wurden nach Bosnien dirigiert. Ich quittierte kurze Zeit hernach den Dienst und ging hierher, um ganz meiner Neigung zu leben.

Ich hatte die Familie Verany ganz aus den Augen verloren. Eines Tages wurde ich ganz unerwartet wieder an sie erinnert.

Einer unserer renommierten Theateragenten trat bei mir auf und fragte mich nach meinem Urteil über eine jugendlich dramatische Sängerin, die sich ihm gegenüber auf meine Empfehlung berufen habe. Der Mann nannte mir den Namen — er war mir völlig fremd, — offenbar irgend ein „nom de guerre", wie er unter Künstlern üblich ist. Ich bat mir die Adresse der Dame aus und versprach dem Agenten, ihm nach eingezogenen Erkundigungen meine Meinung mitzuteilen.

Noch am selben Nachmittag kletterte ich die drei Treppen eines alten Hauses zu einem chambre garnie empor und stand wenige Minuten später vor Gisela Verany. Ihre Züge hatten sich in der Zeit, da wir uns nicht gesehen, verschärft, die Trauerkleidung, die sie trug, stand ihr nicht, ließ sie älter erscheinen als sie war. Sie begrüßte mich in warmer herzlicher Weise, wie einen lieben alten Freund, uud ich erfuhr in dem Gespräch, das sich darauf zwischen uns entspann, daß ihre Mutter gestorben sei und das mütterliche Vermögen, laut Testamentsbestimmung, den Töchtern zu sofortiger freier Verfügung stehe. Auf diese Weise sei ihr die Verwirklichung des seit Jahren gehegten Wunsches, zur Bühne zu gehen, ermöglicht worden.

„Und Ihr Herr Vater?" warf ich fragend ein. Ein flüchtiger Schatten glitt über ihre Züge und ein herber Zug um die Mundwinkel, den ich früher nicht an ihr gekannt, trat scharf hervor.

„Er hat mich vor die Alternative gestellt, entweder meine hirnverbrannten Ideen aufzugeben oder für immer aus dem Elternhaus zu scheiden. Ich wählte das letztere.

„Und Ihre Schwester?"

„Zdenka ist seit einem Jahr die Gattin des Majors v. Bronneck. Er hat ihr jeden Verkehr mit mir untersagt."

„Sie haben Ihrer Idee große Opfer gebracht," bemerkte ich, „möchten Sie es nie bereuen."

„Und ich darf mich auf Ihre Empfehlung berufen?" warf sie, meine Worte ignorierend, ein. Der Klang ihrer Stimme hatte etwas Ängstliches, mit angehaltenem Atem Horchendes — und dann, mit dem schwachen Versuch, ihr Festigkeit zu geben, fuhr sie fort: „Ich muß gestehen, daß ich mir's leichter

gedacht, in die Karriere hineinzukommen. Die Direktoren, an die ich mich mit der Bitte um Engagement wandte, fragen: welcher Agent mich empfiehlt — diese wiederum verlangen Empfehlungen bekannter Autoritäten, sonst erklären sie, nichts für mich tun zu können. Unser Kapellmeister — Sie wissen, wie hoch man ihn bei uns schätzt — die einzige Autorität, die ich anführen konnte, schien ihnen unbekannt; da fiel mir zum Glück Ihr Name ein . "

Ich erbot mich sogleich, sie bei ihrem nächsten Besuch in die Theateragentur zu begleiten, was sie dankend, aber mit scheinbarem Gleichmut annahm, doch ein Aufleuchten ihrer Augen verriet mir, wie sehr mein Anerbieten ihr Herz erleichterte.

Als wir einige Tage später vereint dahinpilgerten, wurden wir sehr zuvorkommend empfangen, doch merkte ich im Laufe des Gesprächs, daß die Chancen für meinen Schützling nicht günstig standen. Bei der Gesangprobe, zu der ich akkompagnierte, zeigte sie nicht die geringste Befangenheit. Ihre Stimme, die in der Zeit, seit ich sie zum letztenmal gehört, an Umfang zugenommen, kam zur vollen Entfaltung — und dennoch, es war, als fehle etwas an ihrem Gesang, etwas, was für die Bühne ausschlaggebend war, ich weiß nicht recht, wie ich es nennen soll — das Unpersönliche, in den Rollen Aufgehende, sich selbst in der Verkörperung der darzustellenden Person Vergessende — Gisela Verany war eine zu stark ausgeprägte Individualität: sie sang, brachte jeden Ton zu seiner vollwertigen Geltung, aber sie vergaß sich nie, sie blieb immer sie selbst.

Die Herren Agenten kargten nicht mit ihrem Beifall und versprachen, ihr möglichstes zu tun; allein man müsse Geduld haben, die Saison sei schon so weit vorgeschritten, nur der Zufall, irgend eine Erkrankung oder dergleichen könne noch irgendwelche Vakanz bringen, und was dergleichen ausweichende Redensarten mehr waren, deren Wert ich genau zu taxieren wußte. Wir schieden — Gisela mit den weitgehendsten Hoffnungen, ich voll banger Sorge um die Zukunft der jungen Freundin.

Es kam mir indiskret vor, zu fragen: „Wie hoch beläuft sich Ihr mütterliches Erbteil? werden Sie auch abwarten können?" Der Rat, haushälterisch umzugehen mit dem ihrigen, brannte mir auf den Lippen, doch fühlte ich, daß ich kein Recht hätte, ihn auszusprechen.

So verstrich eine geraume Zeit. Wir sahen uns ab und zu in der Oper, woselbst sie als Sängerin freien Eintritt hatte. Anfangs fragte ich jedesmal nach dem Stand der Dinge, nach ihren Aussichten, doch schien es ihr peinlich zu sein, immer wieder dieselbe Antwort geben zu müssen: daß sich noch nichts gefunden habe — so unterließ ich es. Aus einigen ihrer Aeußerungen schloß ich, daß sie ganz zurückgezogen lebe. Ihre Familie hatte zwar hier einen ausgedehnten Verwandten- und Bekanntenkreis, doch war der Empfang, den die heimatlose Abenteurerin — denn das war sie in den Augen der wohlsituierten Leute — bei ihrem Besuch erfuhr, sehr frostig ausgefallen, und ihr Stolz verbot ihr eine Wiederholung.

Endlich, etwa nach einem Monat, erhielt ich ein Billet von ihr, worin sie mir mitteilte, daß sie ein Engagement an einer Provinzialbühne erhalten habe und in den nächsten Tagen dorthin zu reisen gedenke. Ich beeilte mich sie aufzusuchen und traf sie in ziemlicher Erregung. Das Engagement war in pekuniärer Beziehung so miserabel, wie man es eben nur einer Anfängerin, die um jeden Preis suchen muß, in die Karriere zu kommen, zu bieten wagt. Trotzdem war sie glücklich, daß doch endlich ein Anfang gemacht sei.

Auf eine leise Andeutung meinerseits, daß sie von der Lumpengage unmöglich existieren könne, meinte sie leicht errötend: „Ich habe ja immer noch einiges im Rückhalt, wenngleich eine gehörige Summe für die Kostüme aufgehen wird. Die Direktion hat die Bedingung gestellt, daß ich selbst dafür aufkommen muß"

„Also auch das noch!" meinte ich grimmig. „Und vermutlich", fügte ich ebenso hinzu, „spekuliert man noch auf die „Vielseitigkeit Ihres Talents". —

Sie errötete abermals, diesmal stärker als vorher. „Es ist mir allerdings mitgeteilt worden, daß ich, da man, dem Geschmack des Publikums Rechnung tragend, nur selten Opern gebe, auch in der Operette und im Singspiel soll beschäftigt werden".

„Aber das ist ja unmöglich!" platzte ich heraus. „Das „leichte Genre" liegt Ihnen ja gar nicht. Folgen Sie meinem Rat: schreiben Sie dem guten Mann einen groben Brief und üben Sie sich noch etwas in Geduld".

Sie sah an mir vorbei in die Luft. „Es ist immerhin ein Verdienst, wenn auch ein kleiner", sagte sie halblaut, „und das Leben hier ist sehr teuer"

Es war die erste Andeutung, die sie mir gegenüber über die Unzulänglichkeit ihrer pekuniären Verhältnisse fallen ließ.

„Sie sind also fest entschlossen, diese Stelle als „Mädchen für alles" anzunehmen?" schloß ich mit einer Art Galgenhumor, „wobei noch, wie bei Anerbieten dieser Art üblich, „weniger auf hohe Gage als auf gute Behandlung" gesehen wird"

Sie lächelte unmerklich, aber auch beim Lächeln vertiefte sich der bittere Zug um ihre Mundwinkel, den die letzten Jahre dort eingegraben.

„Man muß den Mut seiner Überzeugung haben" -- und den Gemeinplatz ihren Verhältnissen anpassend, fügte sie hinzu, „das heißt: ich habe keine Wahl und *muß* annehmen, was sich mir bietet. Mein Stolz bäumt sich auf gegen die stumme Verwunderung, die aus den Blicken der Verwandten spricht, wenn wir uns zufällig irgendwo treffen: „Also du bist noch immer stellenlos?! Siehst du nun ein, wie töricht es ist, aus seiner Haut herauszuwollen — " Kurz, es war nichts zu machen, und schweren Herzens mußte ich sie in die Ferne ziehen lassen.

Nach einiger Zeit traf ich den Agenten, der das Engagement vermittelt hatte, in der Oper. Er schien mir geflissentlich aus dem Wege zu gehen, trotzdem gelang es mir, ihn im Menschengewühl zu stellen. Der Frage, die mir auf den Lippen schwebte, zuvorkommend, erkundigte er sich mit niedergehaltener Stimme, ob Fräulein Selagy (dies war Giselas Künstlername) bei mir gewesen sei, um über den unglücklichen Ausgang ihres ersten Versuchs zu berichten.

Ich traute meinen Ohren nicht.

„Wie, so ist das Fräulein wieder in Wien?" fragte ich entgegen, „sie hatte doch einen Kontrakt nach B. in der Tasche bei der Abreise"

Er lachte leise in sich hinein. „Sie wissen doch sehr gut, daß solch ein Kontrakt nicht rechtskräftig ist vor abgelegter Probevorstellung. Weist das Publikum die neuengagierte Bühnenkraft zurück, so ist der Direktor zu nichts verpflichtet und kann ohne weiteres die Verhandlungen abbrechen und den Kontrakt annullieren. In diesem speziellen Fall ist übrigens eine kleine Ungehörigkeit vorgekommen, man hat dem Fräulein nicht einmal eine Probevorstellung gestattet. Doch was können *wir* dabei tun? Diese Herren Direktoren an den kleinen Provinzialbühnen sind Selbstherrscher und lassen sich nichts

vorschreiben. Glauben Sie mir, Herr Doktor, unsereiner kommt immer am schlimmsten dabei weg; von beiden Seiten hagelt es Nackenstöße. Der Direktor schreibt mir einen groben Brief, wie ich ihm eine Person zuschicken könne, die für das Repertoire seiner Bühne absolut unbrauchbar sei — Fräulein Selagy macht mir Vorwürfe, daß ich sie nicht auf das Unsichere des Engagements aufmerksam gemacht und ihr dadurch bedeutende Ausgaben verursacht habe. Ich habe natürlich versprochen, mein möglichstes zu tun, sie bald in Stellung zu bringen. Ich würde dies schon", fügte er mit einem fatalen Lächeln hinzu, „um Ihretwegen gethan haben, Herr Doktor, da ich Ihr Interesse für die junge Dame kenne"

Ich vermied es, meine junge Freundin aufzusuchen. Mußte ich doch fürchten, daß ein Zusammentreffen mit mir, nach dem mißlungenen Experiment, vor dem ich sie vergeblich gewarnt, äußerst peinlich sei. Ein Brief von ihr, der in dringender Weise um eine Unterredung bat, veranlaßte mich, sie trotz dieser Bedenken aufzusuchen.

Sie wohnte wieder in dem kleinen Garni. Ein etwas unsicherer Blick, in dem sich eine leichte Verlegenheit malte, begegnete dem meinen, als sie mir begrüßend die Hand entgegenstreckte. Hastig, ohne mir Zeit zum Sprechen zu lassen, begann sie: „Ich fühle mich tief beschämt, Herr v. Arlet, und habe nur die gerechte Strafe erlitten dafür, daß ich den wohlgemeinten Rat des erfahrenen Freundes in den Wind schlug. Ich war aber so tatendurstig" — sie lächelte schwach — „und die Schwierigkeiten, auf die Sie mich aufmerksam machten, das Einarbeiten in ein anderes Rollenfach, glaubte ich spielend zu überwinden. Sie erschienen mir so unbedeutend im Vergleich zu denen, die sich mir entgegengestellt, als ich damals den Entschluß faßte, diese Karriere einzuschlagen, und die ich doch alle, wenngleich mit schweren Kämpfen, bezwungen. Ich bedachte nicht, daß an einer kleinen Bühne das, was ich für nebensächlich hielt, gerade die Hauptleistung sein würde, die man von mir fordere."

„Sie haben also den Geschmack am ‚Mädchen für alles' verloren?" wandte ich lächelnd ein, um der Sache eine scherzhafte Seite abzugewinnen.

„Ich habe eingesehen, daß ich mich mit aller Energie auf das Studium von Operetten werfen muß, um zu einem Anfang zu kommen," meinte sie, gedankenvoll vor sich niedersehend.

„Um Gotteswillen, tun Sie das nicht, Fräulein Gisela!" fiel ich erschrocken ein. „Sie würden auf diesem Gebiet wenig Lorbeeren ernten, und sobald Sie einmal, wo und worin immer, Fiasko gemacht, ist es mit Ihrem Renommee aus für alle Zeiten. Warten Sie, bis sich Ihnen eine, wenn auch noch so unbedeutende Stellung an einer großen Oper bietet."

„Warten?!" sie lachte nervös auf, „und wie lange so aufs ungewisse?" — und dann heftig: „nein, nein! ich fühle, daß ich etwas anfangen muß, sonst gehe ich zu Grunde!"

Ich zuckte die Achseln. „Vielleicht bietet sich Ihnen Gelegenheit, in Konzerten aufzutreten. Der Konzertgesang liegt Ihnen überhaupt viel besser, und auf diesem Gebiet könnte Ihnen meine Empfehlung möglicherweise etwas helfen."

„Und wozu habe ich mir dann alle die teuren Kostüme angeschafft, die ich mich verpflichtet habe, nach und nach abzuzahlen?"

„Sie werden sich entschließen müssen, noch eine Konzerttoilette anzuschaffen, und diesen ‚verlorenen Posten' aufzugeben."

Der erschreckte Ausdruck ihres Gesichts zeigte mir, daß sie einen andern

Rat von mir erwartet hatte. Wir plauderten noch einiges über gleichgültige Dinge, dann verabschiedete ich mich. Sie dankte mir leise für alle Bemühungen, die sie mir verursachte, und in ihren Augen lag die Bitte, sie nicht im Stich zu lassen.

In der festen Überzeugung, nur auf diese Weise für das künstlerische Fortkommen der Dame sorgen zu können, setzte ich mich mit einigen Konzertagenturen in Verbindung. Die Sache war doch nicht so einfach, wie ich gedacht. Die Saison war weit vorgeschritten, das ganze Programm für dieselbe lag fertig da. Ein selbständiges Konzert mit all den damit verbundenen Kosten wagte ich nicht vorzuschlagen, und die Sängerin irgendwo einzuschieben, wollte mir nicht gelingen. Endlich, nach wochenlangem vergeblichen Suchen, hatte ich die Freude, meine Bestrebungen von Erfolg gekrönt zu sehen. In einem der großen Symphoniekonzerte, die monatlich zweimal unsere Elitegesellschaft versammeln, sollte die junge Sängerin mit einigen Liedern eingeschoben werden.

Ich teilte meiner jungen Freundin, die ich seit der angeführten Unterhaltung nicht mehr gesehen, schriftlich das günstige Resultat mit und bat sie, eine Stunde zu bestimmen, zu welcher ich sie aufsuchen könne, um über die Auswahl der Lieder mit ihr zu reden.

Als ich am Abend aus dem Theater nach Haus zurückkehrte, fand ich zu meiner Verwunderung das Billet uneröffnet auf meinem Schreibtisch vor. Der Dienstmann, der es zurückgebracht, hatte meiner Bedienung hinterlassen: das Fräulein sei ausgezogen und ihre Adresse nicht zu erfragen.

Einige Tage später sollte mir die Aufklärung werden. Ich erhielt einen Brief mit dem Poststempel K Die Adresse zeigte Giselas Handschrift. Der Inhalt war in Kürze folgender: Es hatte sich wider Erwarten noch ein Engagement im Osten des Reichs gefunden, das sie, da sie nicht in der Lage sei, sich auf langes Abwarten einzulassen, angenommen habe. Da sie fürchtete, ich möge ihr den Schritt widerraten, der für sie gleichwohl eine Notwendigkeit sei, so habe sie sich gezwungen gesehen, das Versprechen, mich, bevor sie einen entscheidenden Schritt tue, um Rat zu fragen, zu brechen und bitte um unserer alten Freundschaft willen, ihr zu verzeihen. Sobald sie über ihre ersten Erfolge berichten könne, werde sie von sich hören lassen

Der Erzähler schwieg und streifte langsam die Asche von seiner Zigarre.

Ich hob erwartungsvoll den Kopf. „Nun? und jener versprochene Brief?"

„Ist nie eingetroffen. Der erwartete Erfolg blieb eben aus, und der gekränkte Stolz verbot ihr eine Fortsetzung der Korrespondenz."

„So ist das alles, was du von ihrem Schicksal weißt?" — Ich muß gestehen, ich war enttäuscht. — Er zuckte die Achseln. „Streng genommen, ja Ich wandte mich, nachdem ich längere Zeit umsonst auf einen Brief gewartet, an den Agenten, welcher die erste Stellung vermittelt hatte. Der Mann hatte offenbar kein gutes Gewissen. ‚Was will man machen?' redete er sich heraus. ‚Das Fräulein bestürmte mich täglich um Engagement. Da ich nichts anderers hatte, so teilte ich ihr die Vakanz in K. mit.

Ich verfehlte nicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß dort schwierige Verhältnisse seien. Das Personal wechsle fortwährend, Klagen über die Willkür des Direktors seien im Umlauf, es halte schwer für ihn, das nötige Bühnenmaterial zu beschaffen. Das Fräulein bestand trotzdem auf ihrer Absicht, das Engagement anzunehmen. — Hätte ich geahnt, daß Ihnen, Herr Doktor, so-

viel daran liege, die junge Dame hier in Wien zu halten '" wieder das fatale familiäre Lächeln.

Ich schnitt dem Mann die Rede kurz ab. „Und haben Sie irgendwelche Nachrichten über ihre dortige Aufnahme?" — Der Agent kramte in einem Stoß von Schreibereien und zog endlich ein Blatt heraus, welches er mir überreichte.

Unter nicht eben schmeichelhaften Ausdrücken für den „gewiegten Geschäftsmann und Kenner" verlangte der Direktor des K.schen Theaters schleunigsten Ersatz, da die rekommandierte Sängerin für die dortigen Theaterverhältnisse nicht passe. „Wir brauchen eine schöne Erscheinung und schneidiges Auftreten, Stimme kommt erst in zweiter Linie. Mit altjüngferlicher Prüderie macht man bei unserem Publikum kein Glück. Fesche Damen wollen die Herren Offiziere auf der Bühne sehen, die einen kleinen Scherz nicht übel deuten, und nicht solch ein ‚Bild ohne Gnade'" —

Ich gab ihm den Brief zurück. „Und was ist aus dem Fräulein geworden?"

„Sie ist mir gänzlich aus den Augen entschwunden. Aber man kann Erkundigungen einziehen; wir haben ja auch zu den ausländischen Agenturen Beziehungen. Vielleicht will sie ihr Glück in Norddeutschland versuchen. Möglicherweise gelingt es ihr, dort leichter anzukommen, sie haben da einen andern Geschmack als bei uns in Österreich."

Der Erzähler machte abermals eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Die tröstlichen Voraussetzungen des Mannes haben sich nicht bewahrheitet, ich habe den Namen der Sängerin in keiner ausländischen Theaterkritik erwähnt gefunden, sie selbst blieb für mich verschollen. Daß sie es auch für die ihren ist, habe ich indirekt erfahren; es ist ein heikles Thema, das man den Verwandten gegenüber ungern berührt." —

„Du fühlst dich in deinen Erwartungen getäuscht," nahm er das Gespräch wieder auf, nachdem wir einige Minuten schweigend geraucht. „Ich habe es dir vorher gesagt: es ist kein Stoff zu einem Roman, höchstens ein Beitrag zur Statistik der ‚verfehlten Existenzen', ein Beweis für meine Abschreckungstheorie gegen die moderne Sucht, Talente aufzuspüren, eine ernste Mahnung für das in dieser Hinsicht unverantwortlich gedankenlos handelnde Publikum, das ein kleines Talent zu einem Genie aufbauscht und es dann achselzuckend fallen läßt, wenn sich die darauf gesetzten weitgehenden Erwartungen nicht erfüllen. Ihnen schleudere ich den schweren Vorwurf entgegen:

Ihr stoßt ins Leben sie hinein,
Ihr lasset heimatlos sie werden,
Dann überlaßt ihr sie der Pein —"

„Ich kann trotz alledem die absolute Notwendigkeit eines tragischen Ausgangs nicht einsehen," beharrte ich. „Durch eine Reihe derartiger Mißerfolge muß schließlich jeder Wahn der Selbsttäuschung schwinden. Die von ihrem Piedestal gestürzte Künstlerin wird mit ein paar mehr oder weniger tiefen Wunden verletzter Eitelkeit davonkommen, und nachdem ihr durch solche, ich gebe zu, recht schmerzliche Erfahrungen die Augen geöffnet sind über ihr künstlerisches Unvermögen, in der bescheidenen Stellung einer Musiklehrerin oder Gesellschafterin allmählich das verlorene seelische Gleichgewicht und die innere Befriedigung wiederfinden."

„Das klingt sehr einfach und vernünftig," versetzte der Freund, allein der ihnen durch jahrelange Schmeicheleien gewissenloser Freunde eingeimpfte

Glaube an ihre „höhere Bestimmung“ hat diese Unglücklichen zu einem Grad von Selbstverblendung gebracht, daß sie den Grund ihres Mißgeschicks nie in sich selbst, sondern stets nur in dem unglücklichen Zusammentreffen äußerer Umstände finden. —

Dieses rechtzeitige ‚Sich auf sich selbst besinnen‘ ist die Klippe, an der Unzählige gescheitert sind, die mit tausend Masten hoffnungsfreudig hinausschifften auf das große Lebensmeer, und die Wenigen sind zu zählen, die mit ‚gerettetem Kahn‘ wieder heimkehrten in den stillen Hafen, aus dem sie ausgelaufen. Denn sie versäumen die Stunde der Umkehr .. auch dieses letzte elende Brett zerschellt unter ihren Füßen und sie sehen sich rettungslos dem Untergange preisgegeben — —.“

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland“**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 3. Märzheft. 1914.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922. 203.

Mitteilung.

Wir beehren uns unsere Leser davon in Kenntnis zu setzen, daß durch eine Vereinbarung mit der „Baltischen Literarischen Gesellschaft", der Eigentümerin der „Baltischen Monatsschrift", eine **Vereinigung unserer Zeitschrift mit der „Baltischen Monatsschrift"** stattgefunden hat.

Das bisherige Programm der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" gilt auch für die Zukunft, unsere Zeitschrift wird nach wie vor **die Interessen aller Deutschen Rußlands** vertreten, zugleich aber auch ihre besondere Aufmerksamkeit den kulturellen Bestrebungen und Existenzbedingungen **des baltischen Deutschtums in Vergangenheit und Gegenwart** zuwenden und dadurch die Traditionen der früheren „Baltischen Monatsschrift" fortsetzen.

Die Vereiniguug der beiden Zeitschriften tritt schon mit dem laufenden Jahrgang in Kraft und kommt von diesem Heft an auch in der Titeländerung zum Ausdruck.

Alexander Eggers, Reval, als Herausgeber.

Gustav Löffler, Riga, als Verleger.

Nachdruck verboten.

Aus dem Reisetagebuch eines Philosophen*).

Von Hermann Graf Keyserling (Rayküll in Estland).

Kandy (Ceylon).

Zauberhaftere Landschaftsbilder, als sie sich wieder und wieder vor dem entzückten Reisenden entrollen, den die Spirale der Bergbahn vom schwülen Colombo zum kühleren Kandy hinanführt, habe ich noch nicht gesehen. Der Reichtum der Flora ist überschwenglich allerorts, aber jede Höhenlage ist besonders bestanden, sodaß das Auge bei weiteren Ausblicken nicht eine Natur, sondern viele Naturen auf einmal überschaut, die bald schroff gegeneinander abgrenzen, bald nuanciert in einander verlaufen, und überall in der vollkommenen Schönheit, die das vollkommen Sinngemäße auszeichnet. Und nun Kandy! Dieser friedliche See, umrahmt von dunkelgrünen Bergen, umstanden von Bäumen, welche blühen, als ob sie Blumen wären, eingebettet in üppigste Matten — dieser See mit seinen unsicheren, nebelhaften Farben, in denen das grelle Sonnenlicht sich nur wie ein Echo wiederspiegelt, wirkt wie ein Mondschein auf dunkelem Sammetgrund. Wie ich ankam, ward ich dermaßen begeistert, daß ich alsbald einen langen Streifzug unternahm. Und wie ich dann heimkehrte und mich müde niederließ, in kosigem Liegestuhl auf schattigem Balkon, da dachte ich nur: Jetzt bist du im Paradies. Hier sind alle, auch deine kühnsten Erwartungen übertroffen, hier sind deine maßlosesten Wünsche erfüllt. Jetzt solltest du vollkommen glücklich sein.

Bin ich's? Es ist seltsam, aber ich bin es nicht. Ich bin es nicht, gerade weil jeder nur denkbare Wunsch erfüllt erscheint. In der Erfüllung ist die Sehnsucht aufgehoben, und mit der Sehnsucht hört das höhere Leben auf. Noch nie habe ich in einer Welt geweilt, deren anregende Kraft eine dermaßen geringe wäre. Fürs erste regt sie mich natürlich an, doch das liegt nicht an ihr, sondern daran, daß ich fremd bin in ihrer Mitten und Sinne und Verstand allerorts zu Neuem in Beziehung treten. Ich kann mir auch denken, daß maßlose Naturen, wie Stevenson und Ganguin welche waren, an ihr dauernde Anregung finden mochten, denn den Maßlosen befriedigt auch das Übermaß nicht. Was mich aber betrifft, so erscheint es mir gewiß, daß meine Einbildungskraft in den Tropen bald erlahmen würde. Wo alles Erfüllung ist, erscheint der Sehnsucht der Boden entzogen.

Sehnsucht und Erfüllung! Enthält das normale Verhältnis dieses Begriffspaares nicht die Lösung des ganzen Problems, weswegen die gemäßigte, nicht die heiße Zone von je der Schauplatz der Großtaten des Geistes war? Wo alles vorhanden, dort erscheint es zwecklos zu suchen, und das Äußerste

*) Fragment aus dem gleichnamigen Werke, das im Herbst bei J. F. Lehmann in München erscheinen wird.

hat keiner je gefunden, der nicht ein Suchender gewesen wäre; wo alles gegeben, dort fehlt dem Willen der Ansporn, aus der Trägheit geht keine Heldentat hervor; wo alles Mögliche verwirklicht erscheint, dort bleibt kein Idealismus lebendig. So tragen denn die originalen Schöpfungen des Tropengürtels allesamt ungeistige Züge. Im Tropenklima vegetiert, wie alles, auch die Phantasie. Wohl mag sie da gelegentlich die köstlichsten Blüten treiben, bald wild phantastisch, wie die volkstümlichen Göttermythen, bald duftig-schwül, wie die Lyrik verfeinerter Hofdichter; sie mag auch hie und da zu Gebilden führen, die gleich der Palme fest und stark in der Linienführung sind. Aber alle diese Schöpfungen, so schön sie seien, verbleiben in der Sphäre des Naturhaften; sie erscheinen nicht aus geistiger Tiefe neubeseelt, nicht aus dem Geiste wiedergeboren. Sie sind „Geistesausdruck" nur in eben dem Sinne, in dem es die Blume ist. Die Natur als solche kann eben, so üppig sie ist, zu den Höhen der Geistigkeit nicht hinaufwachsen. Dorthin gelangt nur der Mensch, der sich in kraftvoller Anstrengung über die Sphäre seines Ursprungs hinauferhebt. Aber in den Tropen fehlt der Anlaß, sich anzustrengen, denn alles Mögliche geschieht ja schon von selbst. Und um das Unmögliche zu konzipieren, dazu fehlt dem Tropenbewohner die physiologische Vitalität.

Sein Bewußtsein muß erschrecklich arm sein. Bewußt wird uns ja nur das, was nicht von selbst geschieht; wo alles automatisch verläuft, was bleibt? Er kann auch die Liebe nicht kennen. Was wir Liebe heißen, beruht rein auf Einbildungskraft. Wo der Wunsch dem Genusse, die Vorstellung der Wirklichkeit vorauseilt, dort entsteht jenes wundersame Gebild, und es wird reicher und zarter und schöner, je weiter der Abstand zwischen Sehnsucht und möglicher Erfüllung ist. Daher hat die Liebe im Norden, wo der Geist gern im Traumlande verweilt, unvergleichlich viel köstlichere Blüten getrieben als im Süden mit seinem größeren Wirklichkeitssinn. Je südlicher die Zone, die sie bewohnen, desto animalisch-sinnlicher sind die Menschen, desto weniger aktiv ihre Phantasie. Der Weg zwischen Sehnsucht und Erfüllung wird zuletzt so kurz, daß es zu psychischen Bildungen kaum kommt. Das Erleben geht über das Begehren nicht mehr hinaus; es kann nicht zu dem Dichtungsprozesse kommen, welcher Liebe im nordischen Sinne allererst möglich macht. Es erscheint selbstverständlich in den Tropen, daß die sich gleich besitzen, die sich erotisch angezogen fühlten. Wo die indischen Dichter Sehnsucht geschildert haben, da handelt es sich bezeichnender Weise immer nur um den Schmerz getrennter Gatten, die im Genießen aussetzen müssen, nicht um ein Sehnen nach dem Unerreichbaren, dem Unbekannten. Unser Sehnen kennt man in den Tropen nicht.

Nur eine Sehnsucht kann hier Nahrung finden, lebendig bleiben und anwachsen, bis daß sie dasteht als weltbewegende Macht: die Sehnsucht aus der Fülle hinaus. Auch im Norden sind ja gelegentlich Geister aufgetaucht, die sich abweisend zur Wirklichkeit stellten, aber ihr Motiv war nie Befreiungs-

drang, sondern Unbefriedigtheit mit dem Gebotenen. So fehlte ihrem Verneinen aller tiefe Grund; es ist im Großen niemals produktiv geworden. In den Tropen hat gerade die Sehnsucht heraus aus dieser Welt sich als die schöpferischeste bewährt; sie allein hat das Tiefste im Menschen an die Oberfläche gebracht, denn sie wurzelt tatsächlich in der Tiefe. In der Tat, wo nichts zu wünschen übrig bleibt, dort beengt die Fülle im gleichem Sinne, wie es sonst der Mangel tut; sie hindert die Kraftentfaltung; sie schwächt das Lebensgefühl. Gerade der Kraftvolle wird da am weltfeindlichsten sein. So kommt es, daß dieselben Lehren, die bei uns als die schwächlichsten erscheinen, als Ausgeburten verkommenden Lebens, in den Tropen Kraftfülle atmen. Ja daß „Geist" nur dort gewaltig am Werke erscheint, wo es nicht Wirklichkeit zu schaffen, sondern Wirklichkeit zu verneinen gilt.

— Die Mondsichel spiegelt sich im See. In den Palmenwipfeln erklingen tausend unbekannter Stimmen. Wie ich mich nach dem Nirvana sehne! Nach einem Dasein, wo die Schöpfung nicht übermächtig wäre, wo die Natur den Geist nicht überwucherte. Nach einem Zustande des nicht-individuellen, nicht-bestimmten Seins, in dem ich frei wäre von allem, was mich bindet, von Freud und Leid, von Göttern und von Menschen, und vor allem von mir selbst

Im Tempel von Madura (Indien).

Ich sitze an einem der Teiche im Inneren des Heiligtums und höre zu, wie ein Brahmane aus dem Ramayana vorträgt; sein Gehülfe unterbricht wieder und wieder den Sanskritvortrag mit psalmodierender Erläuterung im Volksdialekt. Mit glühenden Augen, mit einer Aufmerksamkeit, die an Verzückung grenzt, lauscht die Menge dem heiligen Gesange.

Die großen Epen — das Ramayana und das Mahabharata — bedeuten den Hindus, was den vertriebenen Juden etwa das Buch der Könige bedeutet hat: die Chronik der Zeiten, wo sie irdisch groß waren und zugleich mit den Himmlischen täglichen Umgang pflogen. Sie bedeuten ihnen also menschlich mehr als alle Shastras. Kein einfacher Hindu zweifelt an ihrer absoluten historischen Wahrheit und nicht viele unter den Gelehrten tun es. Wieder und wieder zitieren sie Episoden aus dem Mahabharata zum wissenschaftlich gültigen Beweise; nicht selten werden gar Geschehnisse aus dem Himmel angeführt zur Erläuterung historisch-wirklicher Ereignisse. Die Inder wissen von Historie nichts; haben kein Organ für geschichtliche Wahrheit; ihnen sind Mythos und Wirklichkeit eins. So wird bald die Sage als Wirklichkeit beurteilt, bald die Wirklichkeit zur Sage verdichtet und jedesmal als verstünde sich dies von selbst. Nicht nur der Tote und der Ferne wird verwandelt, — wieder und wieder ist ein Lebender und Anwesender als Avatar erkannt und von der Menge als Gott verehrt worden. Im übrigen verfolgt das Leben seinen normalen Lauf. Das Auftauchen eines Gottes auf Erden erscheint den

Hindus von heute nicht außerordentlicher, als den homerischen Helden das Eingreifen der Olympier in den trojanischen Krieg. Sie glauben alles mit der gleichen Bereitwilligkeit, das Alltägliche wie das gänzlich Unwahrscheinliche, und nehmen nichts, weil es historisch-wirklich sei, besonders ernst.

Erst hier, wo ihre konkrete Bewußtseinsart sich mir erschlossen hat, gelingt es mir, diese Tatsachen innerlich zu verstehen. Ihr Unzulängliches liegt auf der Hand: die Hindus unterscheiden nicht reinlich zwischen Dichtung und Wahrheit, Traum und Wirklichkeit, zwischen Eingebildetem und Vorgefallenem; insofern ist auf ihre Aussagen selten Verlaß, ist ihre Wissenschaft unexakt, sind ihre Beobachtungen nie präzis. Aber jede Bewußtseinslage hat auch ihr Positives, und dieses werde ich nun je mehr und mehr gewahr. Schon zu Rameswaram schrieb ich es nieder, daß eine Einstellung, bei welcher der Akzent des Bewußtseins auf der Vorstellung als solcher ruht, nicht auf dem äußeren Gegenstande, dem sie gilt, im allgemeinen Seiten der Wirklichkeit wahrnehmbar macht, die der Aufmerksamkeit sonst entgehen. Das gilt im besonderen auch von der, dank welcher Wirklichkeit und Mythos in eins verrinnen. Wie verwandelt der Mythos die Wirklichkeit? Auf sinnlose Weise oder einem Sinn gemäß? Immer sinnvoll; in der mythischen Umdichtung wird das Bedeutsame des Wirklichen gesteigert; es tritt das Wesentliche mehr und mehr hervor. Zwar nicht notwendig das Wesentliche dessen, der den Gegenstand der Umdichtung bezeichnet, aber immer das, was dem Dichter und seiner Welt als das Wesentliche an ihm erschien. Der moderne occidentalische Mythos verwandelt beinahe wissenschaftlich exakt: aus jeder neuen Metamorphose geht Goethe seinem metaphysischen Selbste ähnlicher hervor; der indische hat wohl immer nur das gesteigert, was sein Held dem Volke bedeutete. Betrachte ich diese Tatsachen nun im Zusammenhang mit dem Problem des Positiven an der indischen Bewußtseinslage, so erscheint dieses seiner Lösung nahe gerückt: in seiner indischen Lage faßt das Bewußtsein unmittelbar das Bedeutsame als solches auf. Es steht jedem Ereignisse so gegenüber, wie der Fromme einem religiösen Mysterium. Oder, um ein anderes, vielleicht prägnanteres Beispiel anzuwenden: es erlebt so, wie die Zeitgenossen Goethes erlebt haben müßten, um seine ewige Bedeutung ebenso klar zu erkennen, wie wir. Was ist nun das Wertvolle, das Wesentliche, — die Bedeutung oder der Tatbestand? Die Bedeutung ist es, sie allein; Tatsachen als solche sind ganz irrelevant. Also hat das mythisierende Indien, vom Standpunkte des Lebens her beurteilt, gegenüber dem exakten Europa das bessere Teil erwählt.

Ich verweile in der Bewußtseinslage, von welcher her die Schlacht von Kurukshetra, in der die Götter den Menschen sichtbar beistanden, gleich wirklich erscheint wie die von Sedan. Ist die Welt, die sich nunmehr vor mir aufrollt, nicht viel wesenhafter als die des Forschers? Ist sie nicht in einem viel höheren Sinne wirklich? Unaufhaltsam nehmen die Lehren der indischen Weisheit von meinem kaum mehr befremdeten Geiste Besitz. Da heißt es, der Sinn

sei das Primäre, das Ewige, das wahrhaft-Wirkliche; was man Tatsache heiße, sei nur dessen Erscheinung, unverläßlich wie alles, was Maya wirkt; die Substanzialität einer Erscheinung messe sich daran, in wie weit sie den Sinn zum Ausdruck bringt. Dementsprechend sei die Astralwelt wirklicher als die körperliche, und wirklicher als jene wiederum die Ideenwelt, denn in jeder folgenden trete der Sinn unbehinderter und reiner an den Tag. Hienieden aber sei aus eben dem Grunde inspirierten Gedanken höhere Wirklichkeit zuzusprechen als allen Ereignissen, welche sie scheinbar widerlegen, denn die Erscheinungen dieser Welt vergehen, der Sinn aber währet ewiglich; und Sagen seien echter als alle Historie, weil sich der Sinn in ihnen in ewiger Symbolik darstelle, in einer Gestalt, die viele Kalpas überdauern mag. — Hat Krishna wirklich gelebt, dem Arjuna wirklich vor dem Entscheidungskampf die Rede vorgetragen, die heute im Baghavat-Gita zu lesen steht? Gewiß sofern Du es glaubst. In den höheren Welten lebt der Sinn an sich, ohne eigene Gestalt, als solcher dem Geiste unfaßbar. Er äußert sich aber, wie Du es selber willst; so wie Du es glaubest, wünschest, denkest, so tritt er zu Tage; als Gott oder Göttin, als System der Philosophie, als Gestalt der Vorzeit, als Legende. Das überläßt er Dir. Aber je mehr Du strebst, sich in sein erahntes Wesen zu versenken, desto würdigere Bilder werden Dir kommen. Ja es mag gar sein, daß irgend einmal, nach vierhundertmaligen Wiedergeburten, Dein Geist ihn rein zu schauen reif sein wird. Damit wärest Du dann von allen Fesseln der Gestaltung frei. — Ich halte Zwiesprache mit dem Geiste dieser Weisheit. Er erscheint mir als Mahaguru, als großer Lehrer, der mir sachte und freundlich meine Wege weist. Laß' Dich nur nicht täuschen von der schlimmen Maya, der Göttin Eurer westlichen Wissenschaft! Ihre größte List ist nämlich, daß was sie schafft, der Kritik des Menschenverstandes immer standhält. Aber das Beweisbare ist niemals wesenhaft. Das Beweisbare vergeht oder verwandelt sich zu einem neuen Beweisbaren und täuscht den Ungewitzigten in jeder Gestalt mit gleichem Erfolg über das Wesen hinweg. Gewiß sind auch die Einbildungen Maya, aber sie haben den Vorzug vor der Körperwelt, daß sie einerseits ihr Eigenwesen aufrichtiger zur Schau tragen, andrerseits dem Sinn ein biegsameres Gefäß bedeuten. Wie fern stehen doch Eure großen Gelehrten dem Herzen der Wirklichkeit! Sie haben Gehirne, wie kein Inder vielleicht es besessen. Aber statt damit nach dem Sinn zu forschen, verschwenden sie die kostbare Zeit ihres Menschendaseins mit Studien gleichgültiger Unwirklichkeit, und wähnen dann, sie hätten Wunder was erreicht, weil ihre Erkenntnisse objektiv sind! Natürlich sind sie das; sie sind aber gleichzeitig sinnlos. Und sieh Dir hingegen meine Hindus an: die ahnen freilich nichts von Wissenschaft; die kennen sich in der Maya garnicht aus; die versagen nur zu oft in dieser Welt! Dafür stehen aber ihre Seelen weit offen allen möglichen Einflüssen des Sinns und sie alle sind auf dem Wege, der zur Befreiung führt.

Der Tempelhüter ruft mich an; es sei Zeit, das Atrium zu verlassen. In der Tat sind alle Badenden fort. Der Vortrag des Ramayana hat aufgehört. Nur ein paar nackte Yogis harren noch aus in regungsloser Meditation.

Durch Yamato (Japan).

Ich beginne meinen Aufenthalt in Japan mit einer Fußwanderung durch Yamato, die Provinz des Landes, mit der seine ältesten und heiligsten Erinnerungen verknüpft sind. Es ist die Zeit der Pilgerfahrten zu den buddhistischen Heiligtümern; alle Straßen und Waldungen sind belebt; halb Japan scheint auf Ferienausflügen begriffen. Ich teile nach Möglichkeit das Leben meiner Reisegefährten, suche in ihre Gedanken und Gefühle einzudringen, mit ihren Sinnen die Außenwelt aufzufassen. Ich bestrebe mich, als Japaner durch Japan zu ziehen.

An geschmeidigem Reichtum übertrifft die Natur dieses Inselreiches alles, was ich gesehen. Die Hochwälder bestehen nicht aus einigen wenigen, sondern aus unzähligen Koniferenarten; das Laubholz ist mannigfaltig in der Gestaltung wie nirgends sonst; und die Nuancierung, welche die Verteilung der Farben und Formen auf verschiedene Höhen- und Tiefenlagen den Bedürfnissen der Pflanzen entsprechend automatisch bedingt, könnte keine Absicht künstlerischer komponieren. Was Wunder, daß die Japaner so viel Sinn für die Naturform besitzen! Gleich wie der, den ein günstiges Geschick inmitten von Kunstschätzen erwachsen ließ, die er nicht als eine fremde selbständige Herrlichkeit, sondern als eine natürliche Umwelt betrachten durfte, bei nur mittelmäßigen Anlagen von Hause aus einen Geschmack und ein Auge besitzt, das sich künstlerisch hochbegabte Sprossen barbarischerer Länder nur ausnahmsweise erarbeiten, — in eben dem Sinne fördert eine reichgegliederte Natur. In Breiten, wo die Licht- und Farbenkontraste so groß sind, daß die feineren Abstufungen nicht wahrgenommen werden, bringt es das visuell begabteste Volk in der Landschaftsmalerei nicht so weit, wie in Gegenden mit günstigeren Lichtbrechungsverhältnissen; nicht umsonst ist unsere große Paysogistik in Holland, nicht in Italien aufgekommen und erhält sich in Frankreich am dauerhaftesten. Japan nun zwingt das Auge zur Perzeption eben der Farben- und Formverhältnisse, die für die japanische Kunst charakteristisch sind; diese spezifische Nuance ist dort gegeben. Und ist sie einmal aufgefaßt verstanden, dann wird ein künstlerischer Geist unwillkürlich in ihrem Sinne fortschaffen. Dieses nun, dieses Fortkomponieren im Geiste und Sinne der Natur ist von allen Künstlern des Fernen Ostens von Alters her mit einem Verständnis betrieben worden, wie nie bei uns. Woher diese Superiorität? Sie beruht auf der Methode des Sehenlernens. Chinesische und japanische Maler sind Yogis; sie betrachten die Natur nicht von außen her, sie versenken sich in sie, wie der Mystiker sich in das Göttliche hineinversenkt. Da geraten sie dann aus dem Menschlichen hinaus und werden eins mit dem Geiste der

Dinge. Jeder Mensch ist ja nicht allein Mensch — er ist gleichzeitig, mit verschiedenen Teilen seines Wesens, Tier, Pflanze, Felsen und Meer, nur wird er sich dessen gewöhnlich nicht bewußt und weiß nur als Mensch zu empfinden. Lernt er es, eins mit dem zu werden, was als ein scheinbar Fremdes außer ihm lebt, dann kann er es auch aus sich heraus hervorbringen. Daher das unvergleichliche innere Leben, das ostasiatischen Landschaftsbildern inne wohnt; daher die wunderbare Fähigkeit des Japaners, die Natur als Natur doch künstlerisch zu verwenden. Woher die unerreichte Vollendung japanischer Blumenarrangements? Sie rührt daher, daß der eigene Geist der Blumen den Strauß zum Strauße windet. Woher die befremdende Schönheit forstmännisch bewirtschafteter japanischer Waldungen, wo in Deutschland doch die Kultur die Natur unweigerlich verunziert? Bei uns drängt der Mensch seine unmaßgebliche Meinung den Bäumen auf; in Japan werden sie in dem unterstützt, was sie selber am liebsten täten. Die natürliche Rotation der Gewächse wird überall berücksichtigt, eingehalten; von den besonderen Bedingungen des Terrains wird niemals abgesehen. Und bildet ein überständiger Baum an einem Abhang eine schöne Silhouette, nun so wird er dort stehen gelassen, auch wenn er, forstmännisch betrachtet, fallen könnte.

Freilich, um es soweit im Naturverständnis zu bringen, muß man eben Japaner sein. Ich glaube nicht, daß ein Gärtner irgend eines anderen Volkes im japanischen Sinne Bäume zu zwergen verstände: ohne jede Vergewaltigung der Natur. So weit ich sehe, gibt es keine lehrbare Methode dafür, es beruht ganz auf innerem Verständnis. Jeden Morgen sieht der Baumzüchter sich seine Pflänzlein sorgfältig an, und beraubt sie dann — eines Blattes oder Triebes. Weswegen gerade dieses? Er weiß es selbst nicht zu sagen; jedoch er weiß, daß eben dieses Organ extirpiert werden muß, auf daß der innere Wachstumsimpuls über die vorgesetzten Dimensionen nicht hinausführe; und der Erfolg gibt ihm jedes Mal Recht. Solches Intuitionsvermögen läßt sich nicht erklären; wir müssen es als ein Wunder gelten lassen. Aber sicher ist gleichwohl, daß die wunderbare Nuanciertheit der japanischen Natur, die Veränderung in der lebendigen Gestaltung, die hier die geringste Terrainverschiebung bedingt, ein wichtigstes Moment bedeutet hat bei der Entwickelung der vorhandenen Anlagen. Schon beginne auch ich zu beobachten, wie ich früher nie beobachtet habe; mir ist, als wäre ich bis vor wenigen Tagen blind gewesen. Und genieße die Wundergabe des Schauens so intensiv, daß ich die sonst so willkommenen Dämmerstunden nicht ohne Mißmut heranbrechen sehe.

* * *

Jetzt durchwandere ich entlegene Täler, wo Europäer wohl nur alle Jubeljahre einmal hingelangen. Den Dorfbewohnern bin ich ein Gegenstand nicht endenwollender Kurzweil. Sie sind so freundlich und gefällig, wie sie nur sein könnten, allein sie lachen mich aus, wohin ich nur gehe, um meiner

unwahrscheinlichen Körpergröße willen. Heute früh, als ich einen steilen Bergpfad aufwärts stieg, fühlte ich mich plötzlich von rückwärts geschoben; wie ich mich umwandte, stürzten zwei bildhübsche Mädel lachend und kreischend davon. Sie hatten ausprobieren wollen, wie schwer ich sei. — Es ist doch etwas Wunderbares um das Hinterwäldlertum. Ich kenne es gut von meiner eigenen Heimat her. Jedes mal, wenn ich auf mein abgelegenes Waldgut fahre, finde ich Gelegenheit zu ehrfürchtigem Staunen darüber, wie plastisch und bedeutsam im kleinsten Kreise das noch so Alltägliche wird, und wie ungeheuer dessen enge Perspektive den Sinn des Nicht-alltäglichen steigert. Mein Aufseher betrachtet die herumziehenden Arbeiter von den Inseln, die einen anderen Dialekt des Estnischen sprechen als er, kaum als Menschen; Kraniche sind sie ihm. Er berichtet mir: neuerdings lebt hier ein gewisser Michel — man weiß nicht genau, woher er kommt — seine Art ist auffällig — ganz richtig scheint es nicht mit ihm zu sein. Dieser Michel erweist sich dann als der trivialste, gewöhnlichste aller Durchschnittsmenschen, aber vom Hintergrunde des Koennoschen Hinterwäldlertums hebt er sich ab, als wäre er ein homerischer Held. — Wie vollkommen sind doch die Hinterwäldler! Bei ihnen allein vielleicht unter den kleinen Leuten unserer Zeit bilden Form und Gehalt noch eine Einheit. Um in weiten Verhältnissen vollkommen zu sein, muß man viele, viele Generationen hinter sich haben, die langsam ihren Gesichts- und Wirkungskreis erweitert haben; mit einem Male, von heute auf morgen, geht es nicht. So erscheint in der modernen schnelllebigen Welt, wo der Bauernsohn so oft als reicher Bürger endet, allenfalls das Exzentrische interessant. Nicht umsonst stellen die Dichter mit Vorliebe Verbrecher, Psychopathen und Hochstapler dar. Das bedeutet natürlich ein pis-aller, ein faute de mieux. Vollendung im Konzentrischen ist das Höhere, schon allein weil es einen höheren Grad der Vollendung möglich macht. Der konzentrische Mensch allein kann im tiefsten Sinne er selbst sein. So hat er allein wirklich Form. Unter Hinterwäldlern wahrt jeder seine Eigenart, und jedem wird sie bereitwillig zugestanden. In der weiten amorphen Masse hingegen wollen alle wie alle sein. Die wesentliche Formlosigkeit bedingt desto sklavischeres Hängen an der äußeren konventionellen Form. In der Quersumme gleichsam wird die Form gesucht, die keine einzelne Ziffer für sich besitzt.

Das japanische Hinterwäldlertum ist mir sympathischer, als irgend eines, das ich sah. Hier tritt jenes Süße, Zarte, Sinnige, Gemüt- und Reizvolle so deutlich in die Erscheinung, das mir den japanischen kleinen Mann, seit ich Lofcadio Hearn gelesen, so liebenswert erscheinen ließ. Die kleinen Leute sind liebenswert. Ihre Höflichkeit ist wirklich Herzenshöflichkeit, von Gewinnsucht und Übervorteilungsstreben habe ich nicht gespürt. Vielleicht zeigen sie mir auch ihre besten Seiten, weil ich, einem Winke meines Begleiters folgend, eines jungen Bühnenschriftstellers aus Kyoto, mich so zu ihnen verhalte, wie daheim als Feodalherr zur patriarchalisch denkenden Bevölkerung. In den

entlegenen Tälern von Yamato ist das Mittelalter noch nicht vorüber; dort ist die Aera von Meiji kaum noch angebrochen. Die Bauern dort erwarten vom Herrn vor allem Vornehmheit, Mißachtung des Geldes, Großzügigkeit, ein stetes Verhalten nach dem Grundsatz noblesse oblige. Wie gern habe ich das getan! — Und der praktische Erfolg war der, daß sich überall Leute fanden, die mir Dienste leisteten und Gefälligkeiten erwiesen, ohne eine Bezahlung dafür annehmen zu wollen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Frauenbewegung und Frauengehirn.

Von Prof. Dr. Alexander v. Brandt (Dorpat).

Die Betagteren unter uns haben in der Jugend mit gruseliger Begeisterung den Roman einer Beecher-Stowe gelesen und waren darauf Zeugen des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten der großen transatlantischen Republik behufs Befreiung der Negersklaven. Auch auf vaterländischem Gebiete waren wir nunmehr alten Leute einst Zeugen einer Emanzipation, welche allerdings im Baltikum bereits ihre glänzende Vorläuferin hatte: der Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft. Heutzutage spielt sich vor unsern Augen, heftig wie noch nie zuvor entbrannt, ein neuer Emanzipationskampf ab, der Kampf um die Emanzipation der Frau.

Das dem Menschen angeborene Streben nach persönlichem Wohlergehen dürfte von den allerältesten Zeiten her ein Auflehnen der bedrückten Rassen, Kasten und Volksschichten gegen die Bevorzugten genährt haben. Erst ein verhaltenes Grollen in der Tiefe, dann ein Beben unter den Füßen und sich auftuende feuerspeiende Abgründe.

Auch in der auf dem zeitgenössischen Programm stehenden Frauenbewegung spielt sich vor unsern Augen eine solche Eruption ab. Mit Abscheu und Entsetzen sehen wir die englischen Wahlrechtweiber Spiegelscheiben an Läden der unbescholtensten, friedlichsten Bürger einwerfen, Schwefelsäure in Postkästen gießen und dadurch Briefe vernichten, von welchen möglicherweise das materielle und seelische Wohl und Wehe, ja selbst das Leben von Korrespondenten abhängt. Wir sehen sie Warenhäuser, Museen, Schulen, Kirchen und Krankenhäuser in Brand setzen, mit Fäusten und Bomben Attentate verüben, ja, horribile dictu, Staatsmänner mit Mehl, Pfeffer und toten Katzen attackieren! „Unsinnige Scheusale", möchte man ihnen zurufen, „merkt ihr denn nicht, daß ihr euch über die Dornenkrone eine Narrenkappe zieht? Warum wollt ihr nicht die gerechte Sache mit gerechten Mitteln, durch Wort und Schrift verfechten?" Die Suffragetten aber antworten: „Bereits Ende des XVIII. Jahrhunderts trat unsere Landsmänninn Mary Wolstonecraft

mit großer Energie in einer Schrift für die Gleichberechtigung der Geschlechter ein. Wir tun es fort und fort: immer und immer wieder sagen wir einunddasselbe, was niemand mehr hören und lesen will! Was bleibt uns da übrig, als uns entweder schweigend zu fügen oder zu terroristischen Taten zu greifen, wie sie auch sonst geübt werden, wenn eine an sich physisch schwache Partei auf sozialem und politischem Gebiete durchdringen will." „Unsere Aufgabe ist", so sagen sie, „die Gesellschaft mit Einschluß der Indolentesten zu wecken, sie für die von uns vertretene Sache zu interessieren. Mag man uns persönlich auch verabscheuen und in den Kerker werfen, der Kern der Sache findet dadurch Fürsprecher, zum Teil aus Überzeugung, zum Teil aus — persönlicher Furcht."

„Aber, Myladys" — möchte man den Wahnwitzigen antworten — „jedes zivilisierte Land hat doch seine Frauenwahlrechtlerinnen; wo aber gehen sie über Versammlungen und friedliche Prozessionen hinaus?

Bilden nicht die periodisch wiederkehrenden Frauenkongresse, von welchen einer selbst in Petersburg (im J. 1908) abgehalten wurde, ein würdiges und dabei machtvolles Mittel der Propaganda eurer Bestrebungen, ein Mittel, welches euch keinen Haß und Spott einbringt? Und könnten nicht eure Ausschreitungen durch ernste Regierungsmaßregeln für lange Jahre paralysiert werden?

Wäre es da nicht zweckmäßiger, sich enger dem Internationalen Frauenbunde, dem Conseil international des femmes, diesem machtvollen Hebel zur Popularisierung und Durchführung der Frauenbewegung, anzuschließen?"

Bereits vor fünf Jahren zählte das Conseil international über 6 Millionen Mitglieder, und es ist in stetem Wachstum begriffen. Es bildet die Gesamtheit aller über sämtliche Weltteile verbreiteten feministischen Vereine. Aus den Berichten eines internationalen Kongresses ersehen wir, daß volle Gleichberechtigung im aktiven und passiven Wahlrecht in Finnland, Norwegen, Australien, einigen Schweizerkantonen, einigen der Vereinigten Staaten Nordamerikas und andern mehr, wenn auch meistens nach hartem Kampf, erreicht wurde. In Schweden und auf Island dürfen die Frauen Munizipalämter bekleiden. England, obgleich die Heimat des modernen Parlamentarismus, dürfte allerdings mit einer Dosis legislativer Schwerfälligkeit behaftet und mithin auch feministischen Reformen weniger zugänglich sein, und doch wird aus England gemeldet, daß daselbst schon einzelne Mairs- und Aldermenposten von Frauen bekleidet seien. Von hier bis zum aktiven und passiven Wahlrecht ist allerdings noch eine gewaltige Kluft, welche die ungeduldigen Suffragetten durch Stöcke, Bomben, Petroleumflaschen, ja selbst durch Pfeffer zu überbrücken hoffen. Sehr möglich, daß ihre Ausschreitungen indirekt andern Ländern, Ländern mit friedlicher Frauenbewegung zu nutze kommen werden; dem eigenen Lande bis auf weiteres wohl schwerlich.

* * *

Das persönliche Ideal von uns altmodischen Ehemännern und Familienvätern ist allerdings die züchtig waltende Hausfrau, die Mutter der Kinder, mit der Ergänzung: ein guter, verständnisvoller Kamerad. Und doch dürfen wir Altmodischen uns nicht mehr, gleich einer Schnecke, ins enge Häuschen verkriechen, die Augen vor der Außenwelt verschließend. Niemand kann sich länger verhehlen, daß die berühmten drei K's: Kirche, Küche, Kinder, welche die Domäne des Weibes abstecken sollten, nicht mehr dem Geist der Zeit stand halten können.

„Wir Frauen" — so höre ich namentlich viele sagen — „sind der wahre Hort der Kirche." Sah sich nicht schon vor Dezennien ein würdiger Petersburger Pastor veranlaßt, von der Kanzel zu fragen: „Frauen, wo sind eure Männer, Mädchen, wo sind eure Brüder, Bräute, wo sind eure Bräutigame?" Und wäre dieser Schmerzensschrei eines frommen Seelsorgers heute nicht ebenso zeitgemäß?

„Liebe Frau" — mag es da manchmal heißen — „morgen ist die Gemeindeversammlung zur Wahl des neuen Pastors. Als altes Mitglied des Kirchenrats kann ich nicht gut fortbleiben. Du weißt ich war verhindert, die Probepredigten der Mitbewerber zu hören. Ich verlasse mich auf meine fleißige Kirchengängerin: für wen soll ich meine Stimme abgeben?" „Ei, ei" — versetzt da die liebe Frau: „heißt es nicht ‚Taceat mulier in ecclesia?' Sage mal bei dieser Gelegenheit, lieber Mann, was treibt ihr denn für Mysterien im Kirchenrat, über welche eine Frau mit hellem Kopfe nicht ebenso gut urteilen könnte?" Der Mann wird ärgerlich und sagt: „Liebes Kind, davon verstehst du nichts: geschrieben steht einmal, Es schweige das Weib in der Kirche, und damit basta."

„Aber in Amerika, und wahrscheinlich noch sonst wo, gibt es selbst weibliche Geistliche", behauptet eine Hartnäckige. „Mag sein, vielleicht auch bei den Zulukaffern! Dafür sitzt die Türkin im Hause auf ihrer Frauenhälfte, und wagt sie sich einmal verschleiert auf die Straße, so wird sie in ein besonderes Kupee des Tramwagens gesteckt, in die Moschee hat sie gar keinen Zutritt. Juden und Byzantiner wiesen den Frauen auf dem Chor, hinter Gittern ihre Plätze an. Und in Freudenstadt im Schwarzwald gibt es eine mittelalterliche Kirche mit zwei unter rechtem Winkel zusammenstoßenden Schiffen: einem männlichen und einem weiblichen. Den Altar und den Geistlichen sieht man von beiden Schiffen aus, aber ein Umdieeckegucken gibt es nicht. Heutzutage genießen die Evastöchter das Vertrauen, in einer einheitlichen Kirchenhalle mit den Männern zu sitzen, wenn auch an einer andern Seite. Aber auch hiermit sind sie noch nicht zufrieden, trotzdem es heißt: „Arbeiten dürft ihr, Geld spenden und sammeln für Armenpflege, Mission und für Bazare, auch Waisen unterrichten, in der Kirche aber nur singen, nicht etwa mitsprechen — Taceat mulier in ecclesia!"

So steht es mit dem ersten „K" Das zweite und dritte sind speziellerer

Natur. Zu einer guten Köchin gehören Neigung und Begabung. Und diese traut man der Frau nicht im vollen Maße zu: denn wer von den Reichen es sich leisten kann, zieht einen Koch einer Küchenfee vor, einen Koch, der horrenden Lohn und fette Sporteln beansprucht. Der chef de cuisine eines Potentaten und Magnaten aber ist ein Halbgott, welcher womöglich in eigener Equipage bei seiner Herrschaft vorfährt. — Im Reiche des Küchen-K's ist mithin die Frau nicht immer unbestrittene Herrin.

Das dritte K, die Kinderpflege, ist von der Natur selbst, wie im Tierreich so auch beim Menschen, vorzugsweise der Mutter auferlegt. Und doch handelt es sich beim menschlichen Weibe darum, bei der Kinderpflege und Erziehung nicht bloß der Natur, sondern auch der Kultur gerecht zu werden. Selbst bei der größten Mühe und Aufopferung sind lange nicht alle Mütter befähigt, ihre Kinder hygienisch zu pflegen und pädagogisch zu leiten. Gar manche täten viel besser daran, die von ihnen falsch gehandhabten Mutterpflichten in kompetentere Hände zu legen: so manches Unheil könnte dadurch verhütet werden. Nicht gering ist auch die Zahl der kinderlosen Ehefrauen und noch viel größer die der Ledigen.

Auch diesen wird in unserer gebildeten Gesellschaft in erster Linie Hauswesen und Kindererziehung in fremden Familien anempfohlen. Wie gering ist aber unter den von der bitteren Not Berufenen die Zahl der Auserwählten! Welch' schwere seelische Konflikte erwachsen hieraus den Pädagoginnen wider Willen! Und wie müßte der Lohn für häusliche und pädagogische Leistungen, wenn alle auch noch so wenig dazu Befähigten sich darauf werfen, herab gedrückt werden!

Kein Wunder, daß viele intelligente, auf Selbsterwerb angewiesene Frauen sich nach anderweitigen Erwerbszweigen umsehen. Nicht immer gelingt ihnen dies. So sah ich auf einem finnländischen Dampfer ein Fräulein an der Table d'hôte bedienen, welches an der Brust das Abzeichen eines Kandidaten der Helsingforser Universität trug. Nun, Arbeit schändet freilich nicht, doch auf die Länge eignet sich die angeführte wohl weniger, entspricht auch nicht der vorangegangenen Mühe der Ausbildung.

Im Kulturstaat, namentlich im modernen, wird der Kampf um Notdurft und Nahrung auch dem Manne, dem anscheinend alle Wege offen stehen, schwer genug. Es fällt ihm doppelt schwer, sein eigen Weib zu ernähren. Ein Mann aber, der aus Furcht vor Konkurrenz dem Weibe das Recht auf Arbeit absprechen möchte, vergißt nur allzuleicht, daß es ihm am wenigsten behagen würde, die gesamte unbemittelte weibliche Bevölkerung mit ernähren zu müssen, nicht einmal von dem eigenen Familienanhang, als da sind: Tanten, Nichten, Schwestern und Kusinen.

In der Urzeit spannte man wohl das Weib, wie später das liebe Vieh, vor einen primitiven Pflug; im modernen Staate geht ein guter Prozentsatz der Frauen — in Frankreich z. B. ein Drittel der weiblichen Bevölkerung —

unter die Arbeiterarmee. Dabei sind auch bei gleicher Produktivität die weiblichen Löhne meist niedriger als die männlichen, da das Weib als genügsamer angesehen wird. Wie schwer es erst die daheim, in einer höchst antihygienischen Behausung, stückweise Arbeitenden haben, beweist der bekannte Ausdruck „Schweißsystem", „sweating system"

Was nun die Frauenbewegung in erster Instanz für die bei weitem größte Majorität anstrebt, sind somit nicht etwa besondere Privilegien und Lebensgenüsse, sondern vielmehr meist eine Last harter, nur gerecht bezahlter Arbeit.

Auch in ihrer Anwendung auf die intelligente Frau verharrt die feministische Bewegung zunächst fast ausschließlich auf ökonomischem Gebiete, welches noch sehr weit vom sozial-politischen Ideal der Suffragetten entfernt ist.

Es handelt sich also in erster Linie für die intelligenten Frauen um ein erweitertes Arbeitsfeld zur Betätigung von Fleiß und Fähigkeiten. Auf dieses, bisher vom Manne okkupierte Feld wagen sich zunächst nur einzelne Bahnbrecherinnen. Durch die einmal geschlagene Bresche sehen wir jedoch von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression immer mehr und mehr Nacheifernde dringen.

Daß es in der ersten Zeit dabei ohne bedenkliche Zwischenfälle vor sich gegangen wäre, hätte doch gar zu sehr dem allgemeinen Laufe der Welt widersprochen.

In meiner Studienzeit — in den sechziger Jahren, während der Blüteperiode des Nihilismus — hatte ich sowohl in den Hörsälen der Medikochirurgischen Akademie in Petersburg, als auch in Privatkreisen Gelegenheit, mit studierenden Frauen zu verkehren, auch solchen, die später bekannt geworden sind. Da war z. B. ein hübsches junges Mädchen, welches sich törichterweise damit brüstete, nie Nadel und Zwirn in der Hand gehabt zu haben, während doch bekanntlich sogar jeder Mann hin und wieder in die Lage kommt, sich einen Knopf annähen zu müssen. Da war eine andere, welche sich das Haar kurz schnitt, bei ganz gesunden Augen eine blaue Brille trug und sich auf der Straße nie anders als mit einem Plaid über den Schultern zeigte. Da war auch eine mehr als mangelhaft vorgebildete Kommilitonin, welche ich mit eigenen Augen und Ohren bei obscönen Späßchen mit Studenten antraf, welche jedoch später durch männliche Protektion den Grad eines Dr. med. erwarb. Nichtsdestoweniger waren unter den studierenden jungen Damen jener Zeit, trotz der nihilistischen Atmosphäre, auch ernste und tüchtige Personen, die es doppelt schwer hatten und doch ihr Ziel erreichten.

Dezennien sind unterdessen vorüber gerollt. Wieder traf ich Medizin studierende Frauen in den Hörsälen, diesmal als akademischer Lehrer und Examinator. Das Bild hatte sich wesentlich geändert, fast durchgehends spürte man ernstes, tüchtiges Streben. Die menschliche Gesellschaft bewegt sich ja auch sonst in Extremen: man denke an die modernen Ausgeburten auf dem Gebiete

der darstellenden Künste und der Religionsphilosophie. Nur Geduld: unter abfallenden Schlacken pflegen uns Goldkörnchen entgegenzublinken.

In immer zahlreichere — für sie neue — intelligente Berufszweige dringt nunmehr die Frau, bald nur in einzelnen Pionieren, bald in hellen Haufen ein. Hierbei sehen wir das leider in den meisten Dingen zurückstehende Rußland mit an der Spitze stehen. Sogar hier finden wir Vorbereitungsschulen für höhere weibliche Berufszweige, wie das klassische weibliche Gymnasium der Frau Fischer in Moskau: Nachfrage schafft nun einmal Angebot.

Auch besondere Institute sind in verschiedenen Ländern ins Leben getreten, welche zum Teil Männern und Frauen simultan oder Frauen ausschließlich eine Ausbildung in speziellen Fächern bieten, als da sind: Medizin, Landwirtschaft, Ingenieur- und Baufach u. d. m. Einzelne dieser Institute sind mit allen staatlichen Rechten entsprechender männlicher Hochschulen ausgestattet, verleihen ihren Abiturientinnen vollwertige Diplome.

Zusehends mehrt sich die Zahl der weiblichen Assistenten, Laboranten, ja Professoren. Und was von ihnen geleistet wird, steht über dem Mittelwerte: nichts ist natürlicher — minderbegabte und mindertüchtige Frauen werden eben zu solchen Posten noch nicht zugelassen.

Sachgemäß wird darauf hingewiesen, die großen Heroen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Erfindungen wären allezeit Männer gewesen; doch man vergißt dabei zunächst, daß auch unter den Männern die großen Bahnbrecher eine phänomenale Seltenheit darstellen, daß, um ein solcher zu werden, zum Genie noch Schule und Freiheit der Betätigung gehören. Man vergißt ferner, wie sehr im Altertum und auch im Mittelalter die Frau zurückgedrängt wurde, so daß selbst die Hochflut der Renaissance das Weib nur als Kurtisane und als Giftmischerin ernst nahm. Mag uns die Neuzeit auch noch keinen weiblichen Aristoteles, Newton, Lavoisier, Kant oder Goethe gebracht haben, so lieferte sie uns doch bereits eine Menge hervorragender Arbeiterinnen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, darunter auch so eminente wie Sophie Kowalewski und M-me Curie.

Mag man nun der Frauenbewegung persönlich Sympathie oder Antipathie entgegenbringen: an der Tatsache ist schlechterdings nichts zu ändern, daß die Frau immer größere Gebiete dem früher allein herrschenden Manne zur gleichmäßigeren Aufteilung abgewinnt. In wie weit die Aufteilung wirklich gleichmäßig geschehen wird und kann, ist eine andere Sache. Jedenfalls läßt sich auch der mächtige Strom moderner Frauenbewegung in seinem Laufe nicht hemmen, sondern nur überbrücken: dagegen helfen keine prahlerischen Machtsprüche!

Nun zu den körperlichen, den somatischen Unterschieden der Geschlechter. Als Biologen kommt es mir am wenigsten zu, den anatomisch-physiologischen Unterschied zu verkennen, welchen Mutter-Natur zwischen ihnen gezogen, und

die Präponderanz, die leitende Rolle des Mannes, vom tierischen Männchen überkommen, zu leugnen. Die Frage ist aber die: sind die somatischen Unterschiede derartig, daß sich hiervon auf eine Inferiorität, eine Minderwertigkeit des Weibes schließen läßt?

Vom ganz allgemeinen prinzipiellen Standpunkte läßt sich unbedingt beweisen, daß das weibliche Geschlecht das essentiellere, für die Existenz der Art notwendigere, stets unerläßliche sei, daß es z. B. zahlreiche Insekten gibt, bei denen die Männchen einen unnützen Luxus darstellen, auch solche, bei denen sie nur als phänomenale Seltenheit, etwa alle Jubeljahr einmal auftreten, selbst bisher noch gar nicht gefunden und beschrieben worden sind.

Gegen eine solche allgemeinbiologische Argumentation zugunsten des weiblichen Geschlechtes, als eine etwas weit hergeholte, dürften sich eifrige Proteste erheben. Gerade die hervorragende Rolle des Weibes in Sachen der Erhaltung der Art, in der langwierigen Kinderernährung und Pflege macht das Weib zum Schutz und Hilfe bedürftigen Wesen, welches sich nicht an Jagd, Krieg und andern Dingen beteiligen kann, mithin auch weniger Gelegenheit hat, sein Kräfte zu üben, seine Muskeln zu stählen. So mußte das Weib schon in der Urgesellschaft dem Manne untergeordnet sein. Man redet doch gewiß nicht mit Unrecht vom schwachen Geschlecht.

Durch übereinstimmende, in verschiedenen Ländern angestellte Messungen kann als erwiesen angenommen werden, daß bereits bei Neugeborenen im Durchschnitt ein Überwiegen der Körperlänge der Knaben über die der Mädchen um 0,5—1,0 cm vorhanden ist. Neugeborene Knaben sind im Mittel um 133 g. schwerer als Mädchen. Reife Individuen hochwüchsiger Rassen zeigen einen mittleren Längenunterschied zwischen Mann und Weib von 10—12 cm; bei kleinwüchsigen Rassen ist der Unterschied entsprechend geringer. In Westeuropa beträgt das Mittelgewicht eines erwachsenen jugendlichen Mannes 65 kg, das eines Weibes hingegen 55, die Differenz ist also 10 kg.

Was beim Manne im Durchschnitt prävaliert, ist der Bewegungsapparat: das Knochengerüst und die Muskulatur. Dabei sind die Knochen, namentlich die die Körperlast tragenden, unverhältnismäßig dick und schwer. Und was die Muskulatur anbetrifft, so ergab sich, daß die Gesamtmuskulatur des erwachsenen kräftigen Weibes noch nicht ein Drittel des Körpergewichts zu erreichen scheint, während sie beim erwachsenen kräftigen Manne durchschnittlich mehr als das Drittel des Körpergewichts beträgt." „Bemerkenswert ist — schreibt Waldeyer — daß die Beinmuskeln beim Manne und Weibe den gleichen Prozentsatz der Muskulatur haben, während die Armmuskeln entschieden beim Manne auch prozentisch überwiegen, dagegen beim Weibe wieder — honny soit qui mal y pense — die Zungenmuskulatur." (Nach Teile). — Ein Spötter pflegt zwar das Publikum auf seiner Seite zu haben, aber nicht immer mit Recht. Gegen die stärker entwickelte, den Körper fortbewegende Gesamtmuskulatur tritt die Zunge des Mannes selbstverständlich mehr zurück als die Zunge des

Weibes gegen dessen schwächer entwickelte Gesamtmuskulatur; an sich aber ist die weibliche Zunge sogar kleiner, wie's der geringere Wuchs des Weibes mit sich bringt.

Gleichviel: der Mann bleibt die Kraftmaschine, das Weib aber von Natur, nach Maßgabe von Muskel- und Knochenbau, das schwache Geschlecht. Welche Ungerechtigkeit! Und dabei lesen wir noch im Buche der Weisheit (XI. Kap., Vers 22 und 23): „Du hast alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht Die Welt ist vor Dir wie das Zünglein einer Wage." Sollte dieses Pröbchen salomonischer Weisheit im Laufe dreier Jahrtausende nicht wenigstens teilweise zuschanden geworden sein? Denn wo bleibt die mit der Wage abgewogene Gerechtigkeit gegen eine ganze — wir Männer sagen aus perfider Galanterie „bessere" — Hälfte der Menschheit? Nur gemach, Salomo hat in dieser Frauenfrage dennoch nicht geirrt.

Wie in einer Maschine alle Teile derselben vollständig, auch in Größenverhältnissen und Gewicht, einander angepaßt sein müssen, so auch die Organe eines Lebewesens. — Nehmen wir als drastisches Beispiel an, es würde eine Turmuhr in Krähwinkel gebraucht, wo weder ein Vorbild, noch ein Meister, welcher Turmuhren zu bauen verstände, vorhanden wären. Man geht also zum gewöhnlichen Uhrmacher und trägt ihm auf, eine Taschenuhr zum Vorbilde zu nehmen und sie einfach in allen Dimensionen um das Hundertfache vergrößert nachzubilden. Was man aber dabei bekäme, wäre ein klägliches, zerbrechliches Ding, dessen Hebel sich verbiegen und brechen würden, und zwar schon im ersten Moment. Die Stärke der Hebel, Räder und Federn müßte in einer ganz anderen, viel erheblicheren Proportion anwachsen als die hundertmal größeren Dimensionen des Zifferblatts. Und so steht es mit jeder Konstruktion. Schon der große Galilei wendete ähnliche mechanische Betrachtungen auf den Skelettbau von Menschen und Tieren an. Anknüpfend an diese drei Jahrhunderte alten Betrachtungen glückte es mir, noch weitere Abhängigkeitsnormen, und zwar der Weichteile der tierischen und menschlichen Organismen von deren Größe aufzudecken*). So in bezug auf die Quantität der Muskelmassen, welche, gleich den durch sie zu bewegenden Knochenhebeln, mit zunehmender Körpergröße einen immer beträchtlicheren Prozentsatz des Körpergewichts an sich reißen, mithin ein Tier immer massiver, ungeschlachter machen: man denke nur an einen Elefanten, etwa im Vergleich zu einem Hunde oder Pferde!

Federleicht hebt der Elefant einen Menschen mit seinem Rüssel hoch, daß er aber das Gewicht eines ganzen Elefanten heben könnte, davon ist nicht im entferntesten die Rede, während die winzige Ameise mit ihrer Kieferzange Lasten hebt, welche 10 mal schwerer als der eigene Körper sind. Wie verschwindend gering ist die absolute Kraft einer Ameise und wie groß ihre

*) Nähere Quellenangaben in: H. Welcker u. A. Brandt. Gewichtswerte der Körperorgane bei dem Menschen und den Thieren. Archiv f. Anthropol XXVIII. 1902.

relative im Vergleich mit der des Elefanten! Ein Pferd ist nicht imstande, die Last eines ihm gleichen Gewichts auf dem Rücken zu tragen, während man einem Hunde drei gleich schwerer Hunde aufladen kann. So ist ein Riese an sich stärker, aber im Vergleich zu seiner Körpergröße schwächer als ein normaler Mensch und erst recht als ein Zwerg; so ist der Durchschnittsmann, dank seiner beträchtlicheren Größe, von Natur absolut stärker, relativ aber schwächer als das Weib. Ungleiche Übung durch Berufszweige greift im einzelnen ein und kann die von der Natur vorgesehenen absoluten und — wegen des geringen Größenunterschiedes — auch die relativen Kraftwerte von Mann und Frau verstärken oder selbst im entgegengesetzten Sinne abändern. Die Länge der Muskeln ist beim Ausgewachsenen unveränderlich gegeben; durch Übung nimmt nur ihre Dicke, wissenschaftlicher ausgedrückt, ihr Querschnitt, zu. Von diesem ist aber gerade die Kraftleistung der Muskeln abhängig und nicht von deren Länge und Gewicht. Mithin hat ein größerer Organismus unproduktiv an einem großen Teil seiner Muskulatur zu schleppen und ihn auch zu ernähren. Je mehr ein Wesen, dank seiner Größe, an absoluter Kraft zunimmt, um so mehr büßt es nicht nur an relativer Kraft, sondern auch an Behendigkeit und Geschicklichkeit ein. Man denke an ein schweres bedächtiges Arbeitspferd und an einen leichten Renner. Wer wollte sich unterfangen zu entscheiden, ob große Kraftleistung oder Gewandtheit an sich wichtiger und nützlicher seien?

Nicht der riesige, mit seiner Körperwucht alles demolierende Elefant, sondern der kleine, schwache, dafür jedoch gewandte Mensch wurde zum Herrn der Schöpfung auserkoren. Und noch ist es die Frage, welche Völkerschaften, die hochwüchsigen, absolut stärkeren und plumperen, oder die niedrigeren, relativ und also auch absolut gewandteren, namentlich heutzutage, wo zu Kraftleistungen die Maschine da ist, den Vorzug verdienen. Hat doch die behende Zwergrasse der Japaner im letzten Kriege auf gebirgigem Terrain den Sieg davongetragen. So ist auch das Weib in allen Arbeiten, in denen es auf Gewandtheit, Präzision und Ausdauer ankommt, dem Manne überlegen. Es wäre zu wünschen, daß dies im Interesse einer die Gesamtheit in hohem Grade fördernden Arbeitsteilung, dieser großen Losung der Zivilisation — genügende Anerkennung fände. Wir hätten hier also im allgemeinen eine Ungleichartigkeit, aber Gleichwertigkeit der Geschlechter.

Wir sprachen vom Durchschnittsmanne und Durchschnittsweibe in körperlicher Beziehung. Die Reihe ist nun an den häufigen Ausnahmen. Individuelle Schwankungen in der Größe und Kraftleistung beider Geschlechter sind, wie bekannt, sehr erheblich. Zu recht zahlreichen kleinen und schmächtigen Ehemännern gehören als Gegenstück walkürenartige Frauen. Unwillkürlich muß ich hier an eine Schlangenbändigerin denken, welche mir nach der Vorstellung über ihre graziösen Kraftleistungen mit starken und bissigen Riesenschlangen einige interessante Aufklärungen gab. Die Dame, eine juno-

nische Gestalt, hatte bisher als Luftgymnastikerin im Zirkus gearbeitet. Noch heute glaube ich ihren warmen Abschiedshändedruck zu empfinden, der mir fast die Fingerknochen gebrochen hätte.

Die junge Damenwelt, die sich heutzutage mit solchem Eifer dem Sport hingibt, wird dadurch gewiß an Kraft und Körperausbildung profitieren. Allerdings gilt dies auch von der jungen Männerwelt.

Die Zukunft läßt sich am besten aus der Vergangenheit erschließen. Hören wir, was Fr. Ratzel in seiner Völkerkunde sagt:

„Wir finden, wenn mir die Kulturstufen von den obersten an hinabsteigen, das Weib auf den unteren dem Manne körperlich und gemütlich ähnlicher werden. Könnte nicht die Macht- oder vielmehr Kraftfrage, um die es sich hier handelt, einst etwas anders gestanden haben? Es gibt so manche Anzeichen dafür, daß gerade auf den Stufen der Kultur, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, es in keiner Weise schwer hält, dem Weibe eine herrschende Stellung zuzueignen. Wir erinnern an die einflußreichen weiblichen Priesterinnen der Malayen, an die weiblichen Kriegstruppen mancher Länder und an die Häufigkeit weiblicher Herrscherinnen. In Dahomey, wo die weiblichen Regimenter stärker und waffenkundiger als die männlichen sind und alle Beratungen nach ihren Launen entscheiden, könnten sie jeden Augenblick die Herrschaft an sich reißen, nnd dann würde die lange dauernde Sklaverei des Weibes in vollem Maße vergolten werden." „Dies muß aber doch nicht so leicht sein," meint hierzu Waldeyer, „denn sonst hätten die weiblichen Regimenter schon längst das männliche Joch der Sklaverei abgeworfen, das sie Jahrhunderte lang tragen." — „Abgesehen von Ausnahmen, wie sie stets vorgekommen sind und noch vorkommen, hat das Weib noch nie eine Gleichstellung mit dem Manne besessen. Irrig ist namentlich die neuerdings aufgekommene Meinung, in alten Zeiten habe eine größere Gleichheit zwischen Mann und Weib bestanden: in den ältesten Gräbern finden sich Waffenbeilagen stets nur bei männlichen, nie bei weiblichen Skeletten." So Waldeyer.

Die Kontroverse läßt sich ohne weiteres durch einen Seitenblick auf die Klasse der Säugetiere, die Vierhänder miteinbegriffen, beilegen, bei welchen das Männchen sich stets durch größeren Wuchs und größere Kraft auszeichnet, daher das Weibchen beherrscht, es aber auch in den hülfebedürftigen Perioden der Mutterschaft schützt.

„Wir leben, Gott sei's gedankt, nicht mehr im Zeitalter des Faustrechts! Und dennoch sollen urmenschliche, ja tierische Lebensformen mit Christentum und zeitgenössischer Moralphilosophie vereinbar sein!" So rufen entrüstet die Fürsprecher der Frauenbestrebungen.

Die Gegenpartei aber versichert: „Gesetzt, wir nehmen Abstand von der geringeren mittleren Kraftleistung des Weibes, einerseits in Rücksicht auf die

Maschine, andererseits auf die größere Gewandtheit und Ausdauer der Frau; gesetzt, wir zollen unsere Anerkennung den geistigen Leistungen einzelner Frauen, so bleibt doch im allgemeinen das Weib ein inferiores Wesen mit einer auf einen geringeren Inhalt geaichten Hirnschale"

Hier wären wir bei einem schwarzen Punkte angelangt, welcher die neuesten Triumphe der Frauenrechtlerinnen trübt, ihnen den Beigeschmack von etwas Unverdientem, Ursurpiertem oder Erschlichenem gibt. Gerade in dieser Frage halte ich mich für berufen, ein Wörtchen mitzusprechen, da es mir bereits vor Jahren gelang, erklärend in die Frage von der Größe des Gehirns bei Tieren und Menschen einzugreifen. (S. die Fußnote auf S. 177).

Ist es denn zunächst *wahr*, daß das weibliche Gehirn weniger als das männliche wiegt? Ja, es ist wahr, und zwar im Mittel etwa um den zehnten Teil. Das durchschnittliche um 10% „Weniger" dürfte aber der durchschnittlichen *geringeren weiblichen Körpergröße* entsprechen: je größer ein tierisches Wesen ist, um so größer muß auch sein Gehirn sein. Ein Elefant kann doch unmöglich mit einem erbsengroßen Mäusegehirn fürlieb nehmen! Für ihn ist selbst das menschliche zu klein. Und in der Tat, das Elefantengehirn ist rund 10 mal so schwer als das menschliche. Ist er etwa um ebenso viele mal klüger als der Mensch? oder mehrere hundert mal klüger als die schlaue Ratte, als ein gescheites, menschenähnliches Äffchen?

Neuerdings nimmt man an, daß sich die *Seelenprozesse* im Gehirn nicht streng lokalisiert, sondern diffus, verbreitet, abspielen, und zwar hauptsächlich oder ausschließlich in der sogen. Hirnrinde; wobei ein Hirnteil derselben für den anderen eintreten kann. Die Existenz von speziell und ausschließlich den psychischen Funktionen obliegenden Hirnzentren konnte bisher nicht nachgewiesen werden. Vielmehr entpuppte sich das Gehirn mit seinen überaus zahlreichen Teilen und Abschnitten als Summe somatischer, körperlicher Zentren, welche wenigstens vornehmlich materiellen Verrichtungen und Sinneswahrnehmungen vorstehen. Da wäre, um einige Beispiel zu nennen, das Atmungszentrum, welches die Muskulatur des Brustkorbes in Aktion setzt; ferner das Zentrum, welches den Herzschlag reguliert, das Zentrum, welches die Bewegungen des Magens beeinflußt. Ferner Rindenzentren, welche die Sprechmuskeln regieren, solche, welchen die Bewegungen der Muskeln des Rumpfes und der Extremitäten unterstellt sind. Schon garnicht zu sprechen von den so hochwichtigen, die Pforten der Seele, die Sinnesorgane versehenden Zentren, denen durch Nervenleitung Sinneseindrücke zugeführt werden, behufs ihrer weiteren Verarbeitung zu Vorstellungen. Sehr verbreitet sind die Reflexzentren u. s. w.

Je größer ein tierischer oder menschlicher Körper ist, um so umfangreicher und schwerer sind auch die Zentren, welche in ihrer Gesamtheit das Gehirn ausmachen. So wird es ganz plausibel, daß der durchschnittlich größere Mann durchschnittlich auch ein absolut größeres Gehirn als das Weib besitzen muß.

Fragen wir nun aber nach dem *relativen* mittleren Hirngewicht der

Geschlechter, so erfahren wir, daß das weibliche den 42-sten, das männliche nur den 43-sten Teil des Körpergewichts ausmacht. „Da habt ihr's — denkt hierbei vielleicht im geheimen eine urteilsflinke Frau —: der Mann war nur ein Stück zur Probe, doch wir, wir sind das Meisterstück!"

Aber nur gemach, meine Damen! Alles ist geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht.

Bereits der im XVIII. Jahrhundert hochberühmte Arzt, Anatom, Physiologe, Botaniker und Poet Albrecht v. Haller stellte nach zahlreichen Quellen eine recht lange, sich auf verschiedene Klassen der Wirbeltiere beziehende Tabelle zusammen, in welcher das Hirngewicht in Bruchteilen des Körpergewichts angegeben wird. Es erwies sich dabei, daß das relative Hirngewicht in einem umgekehrten Verhältnis zum Körpergewicht stehe.

Gemäß dieser, von mir als Haller'sches Hirngesetz bezeichneten Regel haben z. B. die allerkleinsten Säugetiere, wie eine Maus, wenn auch absolut das kleinste Gehirn, so doch relativ, also im Verhältnis zum Gesamtkörpergewicht, das größte, schwerste, während Elefant und Walfisch absolut die größten, relativ die kleinsten Gehirne aufweisen. Ein neugeborenes Kind hat absolut das kleinste, im Verhältnis zu seinem Körpergewicht aber ein viele mal schwereres Gehirn als ein Erwachsener. Meine Erklärung des Haller'schen Hirngesetzes knüpft zunächst an die bereits erwähnte Tatsache an, daß das Gehirn in erster Instanz keineswegs als Seelenorgan, sondern als Summe von Zentren anzusehen ist, welche körperliche Prozesse auslösen und regulieren. Ferner knüpft meine Erklärung an die Erwägung an, daß die einzelnen Lebensverrichtungen der Tiere sich quantitativ nicht proportional der Körpergröße vollziehen: eine Tatsache, welche mit einer bei verschieden großen Tieren verschiedenen Aufteilung der 100% Körpergewicht zwischen den einzelnen Organsystemen in Zusammenhang steht.

Ein sehr wesentliches Pröbchen von einer solchen ungleichen Aufteilung lernten wir bereits am Knochen- und Muskelsysteme kennen. Diese reißen mit zunehmender Körpergröße immer mehr und mehr Prozente des Körpergewichtes an sich, auf Kosten der übrigen Organe, überlassen aber dafür dem kleineren Tiere um so mehr Prozente für diese übrigen Organe.

So kommt es, daß kleinere Wesen mehr Prozente für die Ernährungsorgane übrig haben und gleichzeitig relativ über eine größere Lebensintensität verfügen. Auch für das Nervensystem mit Einschluß des Gehirns haben sie mehr Prozente übrig. Es gilt dies auch für die Frau als durchschnittlich kleineres Wesen.

Um der Sache etwas näher zu treten, müssen wir uns das je nach der Größe der Lebewesen sich ändernde Verhältnis zwischen Körpermasse und Körperoberfläche klar machen.

Wir hätten hier ein Trinkglas, zu welchem wir uns noch ein zweites von der nämlichen Form, nur zwei mal höher und breiter, hinzudenken. Sie

seien beide mit heißem Tee angefüllt. Erfahrungsgemäß wird das kleinere rascher bis zu einem trinkbaren Grade und darauf bis zur Zimmertemperatur abkühlen als das große. Um diese Tatsache exakt zu formulieren, müssen wir etwa sagen: Die Abkühlung eines Körpers durch Wärmeleitung und -Strahlung erfolgt von der Oberfläche aus: ein kleinerer Körper hat aber eine verhältnismäßig größere Oberfläche als ein großer. Um wie viel mal im gegebenen Falle? Mag das kleinere Glas Tee ein Pfund wiegen, so wiegt das in seinen Lineardimensionen verdoppelte große 2 mal 2 mal 2, also 8 Pfund: während seine Oberfläche nur 2 mal 2 mal, also 4 mal größer ist. So hat auch das acht mal schwerere Glas eine nicht acht, sondern nur vier mal größere, also relativ nur halb so große Abkühlungsfläche als das kleine. Die Oberflächen ähnlicher Körper verhalten sich nämlich zueinander wie die Quadrate, ihre Gewichte oder Volumina wie die Kuben der Lineardimensionen. Im gegebenen Beispiel würde die Abkühlung des kleineren Glases noch einmal so rasch als die des größeren stattfinden. Da nun aber ein Warmblüter einer bestimmten Körpertemperatur bedarf, so müssen alle Wärme produzierenden Ernährungsprozesse im kleineren Wesen relativ größer, intensiver sein. Es gilt dies für die Verdauungsorgane, für die Lungen, für das Herz. (Letzteres ist auch beim Weibe relativ größer als beim Manne. Es sei dies als Gegensatz zu Waldeyers Seitenhieb, die Frauenzunge betreffend, besonders hervorgehoben).

Alle prozentisch bei kleineren Wesen, also auch beim Weibe, höher bewerteten Organe verlangen auch prozentisch höher bewertete, sie beherrschende Zentren im Gehirn. Besitzt das kleinere Wesen eine relativ größere Körperoberfläche, so besitzt es auch eine relativ ausgedehntere Haut, und folglich auch eine relativ beträchtlichere Anzahl von Empfindungsnerven darin, und diese wieder wurzeln in ihnen entsprechenden Zellen des Zentralnervensystems, ein Umstand, welcher sich gleichfalls am relativen Hirngewicht zugunsten des kleineren Wesens, also auch des Weibes, bemerkbar machen muß.

Ähnliches gilt auch für die Bewegungszentren im Gehirn, wie unwahrscheinlich dies auf den ersten Blick auch erscheinen muß, da doch — wie wir wissen — die Muskulatur beim kleineren Wesen einen geringeren Prozentsatz ausmacht. Nun ist aber die Zahl der zu einem Muskel gehenden Nervenfasern durchaus nicht der Masse des Muskels, sondern seinem Querschnitt proportional, weil die Muskeln nicht etwa aus kugeligen Zellen, sondern aus Längsfasern bestehen. Jeder Muskelfaser entspricht aber eine Nervenfaser, und dieser wieder eine Zelle im Gehirn. Von mir gemachte Zählungen der Fasern in entsprechenden Nervenstämmen größerer und kleinerer Tiere bestätigen, daß die relative Faserzahl mit der abnehmenden Größe des Tieres im selben Verhältnis wie der Prozentsatz des Gehirns zunimmt.

Es läßt sich also nicht bloß das absolut größere mittlere Hirngewicht des Mannes, sondern auch das relativ größere mittlere Hirngewicht des

Weibes auf somatische, mit der Körpergröße zusammenhängende Verhältnisse zurückführen.

So gibt uns also weder das absolute noch das relative mittlere Gewicht des Gehirns bestimmte Anhaltspunkte zu einer verschiedenen intellektuellen Einschätzung der Geschlechter.

Vielleicht aber kommt es nicht auf das Gewicht, sondern auf den Bau des Gehirnes an? Da wären zunächst die Hirnwindungen, namentlich die am Großhirn. Dieser für die psychischen Vorgänge zuversichtlich wesentlichste Teil besteht aus zwei großen Blasen, welche eine menschliche Hirnschale etwa von einer Elle im Durchmesser erfordern würden, wenn sie nicht in zahlreiche, überaus tiefe primäre und sekundäre Falten gelegt wären. Von der Oberfläche gesehn, nehmen sich die Faltungen wie gewundene Gedärme aus, daher auch die etwas künstliche Bezeichnung „Hirnwindungen" Je zahlreicher im gegebenen Schädelraum die Windungen sind, desto ausgedehnter ist die Oberflächenschicht der Hirnblasen. Diese, der Farbe nach graue, Oberflächen- oder Rindenschicht besteht aber aus Nervenzellen, welche ihrerseits die Nervenzentren zusammensetzen. Ein an Windungen reicheres Gehirn gilt meist noch heute als ein intellektuell bevorzugtes; wobei die der Vollwertigkeit der Frau feindlich oder wenigstens skeptisch Gegenüberstehenden schadenfroh auf eine merklich geringere Ausbildung der Großhirnwindungen am weiblichen Gehirne, schon von der Geburt an, hinweisen.

Nun wird aber dieses vorschnelle Urteil durch vergleichend-anatomische Tatsachen bedenklich ins Schwanken gebracht. Kleine Tiere, wie Ratten und Äffchen, mögen sie psychisch auch noch so hoch stehen, haben glatte, nicht gefaltete, windungslose Gehirne, große Tiere, wie der Mensch, und erst recht ein Walfisch, ein Elefant, überaus windungsreiche. Mit anderen Worten: die Ausbildung der Windungen ist der absoluten Größe eines Gehirns proportional. Wir haben es hier offenbar mit einem Bestreben der Natur zu tun, das richtige Verhältnis zwischen der aus Nervenzellen bestehenden Hirnoberfläche und der inneren, aus Nervenfasern bestehenden weißen Hirnmasse aufrecht zu erhalten. Man sieht, es macht sich hier wieder einmal das bereits besprochene stereometrische Gesetz von der Zunahme von Oberflächen im Quadrat und von Massen im Kubus der Lineardimensionen geltend. Wie der an Hirnwindungen reichere Elefant nicht klüger ist als der Mensch, ist der Mann erst vollends deshalb nicht klüger als die Frau.

Nachdem der Hydra nun auch dieser Kopf abgeschlagen, sehen wir aber momentan einen neuen hervorschießen: den feineren mikroskopischen Bau! Dieser könnte ja ein Plus zugunsten des Mannes ergeben.

Man hat sich ganz neuerdings an die Zählung der Nervenzellen gemacht, welche auf jeden Kubikmillimeter grauer Hirnsubstanz in verschiedenen Säugetiergruppen vorhanden sind. Es erwies sich hierbei unter anderem, daß dem Menschen — selbst im Vergleich mit den höchsten Affen — eine beträchtlichere

Zahl von Nervenzellen der Hirnrinde zukomme. Wo aber wäre ein Vergleich männlicher und weiblicher Gehirne? Dieser steht noch aus und müßte unbedingt unter Berücksichtigung des Unterschiedes im Körpergewicht vorgenommen werden. Ein gar langwieriges Unternehmen!

Sollte sich schließlich, nach Berücksichtigung aller somatischen Anforderungen, unerwarteter Weise dennoch irgend ein reinpsychisches Manko im Gehirnbau des Weibes dem Manne gegenüber herausstellen, so könnte es nur äußerst, gering sein. Und welcher Kaufmann würde einer Dame, wie auch einem Herrn, nicht bereitwilligst einen mit 1000 R. markierten Teppich für 999 R. ablassen falls der Dame der eine Rubel zufällig fehlen sollte?

Ich sage „zufällig", denn es ist die Rede von mittleren Werten: wie unendlich viele Frauen sind aber mit einem viel höheren geistigen Kapital ausgestattet als der Durchschnittsmann.

Die Kulturgeschichte weist zahlreiche Beispiele auf, in denen die Praxis des Lebens der grauen Theorie vorangegangen ist. Dieweil die Anatomen mit Skalpell und Mikroskop dem Gehirn zu Leibe gehen, betätigt sich die moderne Frau in geistiger Arbeit, sucht die mangelhaftere Schulbildung durch Lektüre zu ergänzen, strömt in hellen Haufen den Ferienkursen zu, die hierin indolenteren Männer in den Schatten stellend; viele beziehen eine Hochschule, erwerben gelehrte Grade! Und so schließe ich denn in aufrichtiger Hochachtung vor den geistigen Erfolgen der modernen Frau mit einem Zitat aus dem „Gaudeamus" deutscher Studentinnen:

Hoch die heil'ge Wissenschaft!
Nieder mit den Schranken!
Bahn frei jeder rechten Kraft!
Freiheit den Gedanken!

❀ ❀ ❀

Unsere Gewißheit von der Außenwelt in der Philosophie Johannes Rehmkes.

Von Dr. Theodor Skribanowitz (St. Petersburg).

Unter den führenden Denkern der Gegenwart ist Johannes Rehmke der Einzige, der dem sich neuregenden Bemühen um eine philosophische Welterkenntnis ein den innersten Tendenzen unserer Zeit gleichgesinntes und richtungverwandtes System philosophischer Lehren darzubieten vermag.

Denn dieses neuerwachende Bedürfnis nach Philosophie, auf das jetzt immer wieder hingewiesen wird, ist etwas ganz anderes, als jenes vielerwähnte „metaphysische Bedürfnis", von dem Schopenhauer spricht.

Wer die geistige Signatur der Gegenwart, wie sie in allen Sphären intellektueller uud künstlerischer Lebensbetätigung zutage tritt, richtig zu deuten, ihr tieferes Sehnen mitzufühlen vermag, muß erkennen, daß unsere Zeit ebenso metaphysikfeindlich ist, wie die hinter ihr liegenden letzten Jahrzehnte. Jeglicher dialektischen Weltkonstruktion ist unsere Zeit abhold; spekulative Unternehmungen, wie sie am Beginn des XIX. Jahrhunderts entstehen und die Gemüter und Geister berauschen konnten, müßten heute völlig wirkungslos bleiben. Unsere Zeit ist immer noch metaphysikfeindlich, — und das trotzdem, oder gerade weil sie nicht nur eine Zeit regen philosophischen Verlangens, sondern zugleich auch eine Zeit religiösen Suchens ist.

Nicht um Metaphysik, — sondern um Philosophie einerseits und um Religion andererseits geht das innere Ringen unserer Zeit.

Die Ablehnung der Metaphysik bedeutet eben weder schon eine Verzichterklärung auf Philosophie überhaupt, in ihrem eigensten wissenschaftlichen Sinne, noch auch nur eine resignierende Beschränkung auf die philosophischen Einzeldisziplinen, etwa auf Logik, Psychologie, Ethik, Ästhetik! Gerade unserem Zeitbedürfnis nach soll die Philosophie die grundlegende Wissenschaft bleiben, — ja es erst recht eigentlich werden. Deshalb soll sie endlich der Weltdichtung jederlei Art entsagen! Die Philosophie soll bodenständige Wissenschaft sein, die, nicht anders als jede Fachwissenschaft, ihren Gegenstand aus ihm selbst erklärt, die Tatsachen vorurteilslos zu Wort kommen läßt, nicht aber sie umdichtet und mit weltfremden Spekulationen durchsetzt.

Die Leistungen der Einzelwissenschaften haben eine Fülle von Einzelerkenntnissen vor uns aufgetürmt, denen jedoch der höchste Erkenntniswert abgesprochen werden muß, solange die großen allgemeinsten, auf das Ganze abzielenden Fragen unbeantwortet, solange eine Menge grundlegender, in allen Einzelerkenntnissen immer mitenthaltener Begriffe ungeklärt geblieben ist.

Was ist Welt? Was ist Wirklichkeit? Was ist Ding? Was ist Eigenschaft? Was ist Veränderung? Der Gebrauch zahlreicher immerwiederkehrender Wörter, wie z. B. „Welt", „Wirklichkeit", „Ding", „Bewußtsein", „Einzelwesen", „Eigenschaft", „Subjekt", „Objekt", „Raum", „Zeit", „Ort", „Identität", „Vergehen", „Schöpfung", „Wirkung", „Bewegung", „Veränderung", „Tätigkeit" und vieler anderer ist kaum jemals weniger einheitlich gewesen, als heute. Sie sind vieldeutig und unklar und darum einer klaren Welterkenntnis hinderlich.

Nur eine metaphysikfreie Allgemeinwissenschaft, die allen diesen Worten, welche doch eben Tatsächliches unserer Welt ausdrücken wollen, zu einem eindeutigen Begriff verhilft, kann unserer auf klare, ungefärbte Welterkenntnis gerichteten Gegenwart den Dienst einer Grundwissenschaft oder Philosophie leisten. Diese der zeitgenössischen Philosophie erwachsende Aufgabe bedeutet somit nicht weniger, als die Forderung einer General-

durchsicht des Gegebenen, — die Forderung einer vorurteilslosen Betrachtung und denkenden Zergliederung des Gegebenen schlechthin, der Welt überhaupt, mithin alles Allgemeinsten, das noch nicht in dieser seiner Allgemeinheit, sondern erst in einer bestimmten Besonderung Gegenstand der Fachwissenschaften werden kann.

Nach einer *solchen* Philosophie besteht heute rege Nachfrage! Allein außer in der Philosophie Johannes Rehmkes hat die philosophische Wissenschaft der Gegenwart dieser so spezifisch betonten Nachfrage kein akzeptables Angebot gegenüberzustellen.

Die Philosophie der Gegenwart ist, bei aller inneren Gegensätzlichkeit ihrer mannigfachen Richtungen, ausnahmslos metaphysiksüchtig. Denn sie steht durchweg im Zeichen des Phänomenalismus, nämlich jener Lehre, nach welcher die uns gegebene Welt, d. h. also das unserer denkenden Bearbeitung einzig Zugängliche, bloße „Erscheinung", „Abbild" einer „dahinter-" oder „zugrundeliegenden" uns unzugänglichen Welt sei. Es ist nicht verwunderlich, wenn bei dieser Grundannahme sich sofort das „metaphysische Bedürfnis", hinter die wirkliche Welt zu kommen, einstellt und zur Erdichtung anderer Welten, zum Weltdualismus führt. Dieser Standpunkt *muß* notwendig zur Metaphysik, „dem Bastard der Phantasie und des Verstandes" verführen, und kein Verbot kann dem Einbrechen wilder Spekulationen wehren, wenn ihnen mutwillig Tür und Tor geöffnet worden sind.

In entschiedenem Gegensatz zu sämtlichen im Fahrwasser des Phänomenalismus segelnden philosophischen Richtungen steht die Philosophie Johannes Rehmkes. Unter allen Denkern der Gegenwart ist Rehmke der Einzige, der von seiner Philosophie mit stolzem Selbstbewußtsein sagen darf, sie sei eine „*neue* Philosophie, die der bis in die Gegenwart überlieferten in *jeder* Gestalt entgegentritt" Dem unvermeidlichen Weltdualismus jener Richtungen stellt er seinen sicher begründeten *Weltmonismus* gegenüber, und gleich Friedrich Nietzsche befehdet er mit nieermüdender Schärfe jederlei philosophisches „Hinterweltlertum".

Die Metaphysik oder Weltdichtung ist nicht nur der Philosophie, sondern der Wissenschaft überhaupt feindlich, denn die Philosophie ist als Grundwissenschaft die Basis, auf welcher alle Einzelwissenschaften ruhn, und von ihrem Schicksal werden sie mitbetroffen. Rehmke hat es einmal so formuliert: „Die Wissenschaft hat zwei Feinde: die positive und die negative Dichtung; jene legt der Wirklichkeit eine Elle zu, diese bricht ihr eine ab" Und das Arbeitsprogramm seiner Philosophie faßt er in folgende Worte: „Will die Philosophie bodenständig und somit aussichtsvolle Wissenschaft sein, so muß sie dem Phänomenalismus und seinem Gefolge den Abschied geben; will sie, wie die anderen Wissenschaften alle, zur Weltkenntnis führen, so muß sie der Weltdichtung klipp und klar entsagen, so muß sie ihren Gegenstand nach ihm selbst allein fragen und von ihm allein sich belehren lassen, nicht aber ihrerseits

ihn zu belehren suchen und meinen, sie könne in die Welt einführen, indem sie aus ihr herausführe" *)

In Johannes Rehmke muß unsere nach bodenständiger wissenschaftlich-philosophischer Welterkenntnis suchende Zeit ihren berufenen, geistesverwandten Führer sehen; in seinen Lehren ist der Gegenwart die zeitgemäße Philosophie gegeben.

Ein glücklicher Mehrer des überkommenen philosophischen Erbgutes ist Rehmke auf allen Gebieten philosophischer Arbeit schöpferisch hervorgetreten und hat überall hochbedeutsame neue Einsichten zutage gefördert — Erkenntnisse, die dauernd gelten werden und seinem Namen in der Geschichte der Philosophie einen Platz von hohem Rang sichern.**)

Rehmkes Grundwissenschaft, seine Psychologie und Logik, die durch ihn eine grundlegende Neuorientierung erfahren, liefern für Ethik, Pädagogik, Ästhetik, Religionsphilosophie, Naturphilosophie einen granitenen Unterbau. Für manche dieser Disziplinen dürfen wir die speziellere Ausführung von Rehmke selbst erwarten, — für die übrigen werden sich in der Schar seiner Schüler Bearbeiter finden, die des Meisters Grundgedanken weiterdenken und anwenden. Das verbürgt die expansive innere Kraft dieser Grundgedanken. So ist es z. B. für Jeden, der sich in Rehmkes Psychologie vertieft, sofort einleuchtend, daß aus ihr der gegenwärtigen Ästhetik, die ein wirres Gegeneinander sich widersprechender Lehren und Methoden darstellt, Rettung kommen muß.

Doch, wie entscheidend für die Aufhellung weiter Gebiete philosophischen Suchens diese Rehmkeschen Einzelerkenntnisse auch sein mögen, — an Bedeutung überragt sie, als Rehmkes größte philosophische Tat, seine Überwindung des Phänomenalismus. —

In der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft schreibt Kant: „Es bleibt immer ein Skandal der Philosophie und der allgemeinen Menschenvernunft, das Dasein der Dinge außer uns blos auf Glauben annehmen zu müssen und, wenn jemand es einfällt, es zu bezweifeln, ihm keinen genugtuenden Beweis entgegenstellen zu können." Die Frage nach der Realität der Außenwelt hat drei Jahrhunderte lang einen wichtigen Vorwurf philosophischer Untersuchung abgegeben; sie ist es, die den philosophisch Harmlosen immer wieder verblüfft und ihm, entweder als höchst esoterisch, oder — als besonders verstiegen erscheint, in beiden Fällen jedoch den Kredit der Philosophie zu heben nicht gerade geeignet ist.

*) Rehmke, Philosophie als Grundwissenschaft, S. V.

**) Von Johannes Rehmkes zahlreichen philosophischen Schriften seien hier die folgenden wichtigeren Werke genannt: Philosophie des Weltschmerzes, 1876. Die Welt als Wahrnehmung und Begriff, 1880. Die Seelenfrage, 1891. Unsere Gewißheit von der Außenwelt, 3. Aufl. 1894. Lehrbuch der allgemeinen Psychologie, 2. Aufl. 1905. Zur Lehre vom Gemüt, 2 Aufl. 1911. Grundriß der Geschichte der Philosophie, 2. Aufl. 1912. Philosophie als Grundwissenschaft, 1910. Die Seele der Menschen, 4. Aufl. 1913. Das Bewußtsein, 1910. Die Willensfreiheit, 1911. Anmerkungen zur Grundwissenschaft, 1913.

Rehmke nun hat der Frage nach der Realität der Außenwelt nicht nur eine unwiderlegbare bejahende Antwort gefunden, sondern auch die Fehlerquellen aufgedeckt, aus denen diese Frage herrührt. Er hat den von Kant konstatierten „Skandal" als einen seitens der Philosophen selbst mutwillig provozierten philosophischen „groben Unfug" enthüllt! Dies ist die Leistung seiner „Philosophie als Grundwissenschaft", deren Ziel er mit den prägnanten Worten ausspricht: „Es gilt in der Tat die Welt, in der wir leben, wieder zu gewinnen als die „wahre" d. i. die einzige Wirklichkeit, es gilt, mit anderen Worten, aus dem Weltdualismus zum Weltmonismus zu kommen, der sowohl aller Metaphysik d. i. aller Weltdichtung, als auch aller Skepsis den Abschied gibt und der menschlichen Wissenschaft für alle Zeit volles Vertrauen sichert"

Wie Rehmke die Bewältigung dieser großen und genuin modernen Aufgabe gelingt, wie er dem Gewißheits-Problem die Lösung findet, sowie ihre Durchführung im einzelnen — das kann nur ein gründliches Studium seines Hauptwerkes zeigen. In flüchtigem Umriß läßt sich der Gedankengang bloß skizzenhaft andeuten.

* * *

Das gemeinsame Wesen aller phänomenalistischen Richtungen in der Philosophie besteht — wenn wir unwichtige unterscheidende Nuancen beiseite lassen — in folgender Grundlehre: Das unserem Bewußtsein Gegebene ist nicht die Wirklichkeit; Bewußtseinsinhalt und Seiendes sind nicht Eines, sondern Zweierlei. Das von uns bewußtseinsmäßig Gehabte, alles Empfundene, Wahrgenommene, Vorgestellte, — kurz, die ganze Welt des Menschen ist bloße Erscheinung, Abbild eines für ihn unerkennbaren Ansichseienden, Transzendenten! Der gesamte Bewußtseinsbesitz des Menschen, also alles, wovon er weiß und wissen könnte, was in der Wissenschaft Gegenstand denkender Bearbeitung wird, soll nichts Reales, sondern nur Spiegelung oder auch Vorspiegelung eines Realen sein, gleichsam nur ein Gutschein auf den entsprechenden wirklichen Gegenstand, und zudem ein Gutschein, der im Diesseits nicht honoriert werden kann.

Auf Grund dieses Standpunktes operieren alle phänomenalistischen Richtungen mit dem angeblich unvermeidlichen fundamentalen Gegensatz: Ideales — Reales, oder Erscheinung — Ding an sich, Immanentes — Transzendentes, Bewußtseinsinhalt — Gegenstand der Erkenntnis, — oder wie immer dieser Gegensatz formuliert werden mag.

Ist nun jene der naiven Weltauffassung so fernliegende Grundthese des Phänomenalismus richtig? Und wie ist sie gewonnen worden? — Der Ursprung der phänomenalistischen Lehre ist unverkennbar: sie hat ihre Wurzeln in psychologischen Überlegungen. Wir haben als Bewußtseinsinhalt, sagt man, nicht die Dinge selbst. Können sie nicht haben! Schon die Tatsache, daß ein

und dasselbe Ding zu gleicher Zeit vielen Bewußtseinen gegeben sein könne, demonstriere unwiderlegbar, daß es eben nicht das Original selbst sei, was den vielen Bewußtseinen zum „Inhalt" werde! Wir Bewußtseinswesen haben zu unserem Bewußtseinsinhalt nicht die Welt selbst, — denn die Welt sei außer unserem Bewußtsein, ein Bewußtseinsinhalt aber müsse in ihm sein. Jedes Bewußtsein sei sich selbst das einzige ursprünglich und unmittelbar Gegebene, während ihm die Außenwelt durch die Sinne erst vermittelt werde, also nur in ihren Wirkungen auf das Bewußtsein gegeben sei. Deshalb auch sei jeglicher Bewußtseinsinhalt subjektiv bedingt, von der Natur des betreffenden Bewußtseinswesens abhängig.

Aus solchen Erwägungen heraus erwachsen dann die erkenntnistheoretischen Probleme: Wie gelangt das einzelne Bewußtsein, das unmittelbar nur sich selbst haben und die vermittelte „Außenwelt" auch nur als seinen Bewußtseinsinhalt kennen soll, — wie gelangt das einzelne Bewußtsein überhaupt zum Begriff der „Außen"-welt, wie erlangt es die Gewißheit von der Existenz eines Anderen außer ihm? Muß ihm diese, da es seinen Bewußtseinsring niemals überspringen kann, nicht dauernd zweifelhaft bleiben? — Die Überwindung des sogenannten Solipsismus ersteht als erste Aufgabe! Und gleich darnach die zweite: Wenn jedem Bewußtsein uur sein subjektiv bedingter Bewußtseinsinhalt zur Verfügung steht, — wie ist dann objektive, allgemeingültige Erkenntnis möglich? Und wird sie trotz allem behauptet, in welchem Sinne kann das bei solcher Lage der Dinge gemeint sein? Wie ist, rebus sic stantibus, Wissenschaft möglich? Gibt es irgend welche Objektivität verleihende Instanz? Was ist Wahrheit? Wo sind ihre Kriterien?

Es sind drei verhängnisvolle Irrtümer, um die diese Probleme phänomenalistischer Erkenntnistheorie sich gruppieren lassen: erstens, die Negierung des ursprünglichen Gegebenseins von „Außenwelt" zugleich mit dem Selbstbewußtsein; zweitens, die Verdinglichung des Bewußtseins; und, drittens, die Verörtlichung des Bewußtseins infolge der falschen Auffassung vom Menschen als einem Einzelwesen. Aus diesen drei Kardinalirrtümern leiten sich alle Schwierigkeiten der aufgegebenen Probleme her, derer Herr zu werden die Erkenntnistheorieen sich vergeblich abmühen.

Es ist nicht wahr, daß das Bewußtsein ursprünglich nur sich selbst hat und all sein Gegebenes als ein ihm Zugehöriges besitzt, — „Anderes", „Außenwelt" aber von ihm erst erschlossen werden muß. Descartes berühmtes „Cogito ergo sum" spricht nur die eine Hälfte der Wahrheit aus. „Das ist die Wahrheit in Descartes Satz „Cogito ergo sum": „ich habe oder besitze mich selbst", eine Wahrheit, neben der freilich die andere in gleicher Berechtigung und Bedeutsamkeit steht: „Ich habe oder besitze Anderes" *) Denn „etwas bewußt haben" heißt immer dieses zugleich auch als Besonderes, von Anderem

*) Rehmke, Philosophie als Grundwissenschaft. S. 579.

Unterschiedenes haben. Das Bewußtsein könnte darum auch nicht sich selbst haben, ohne Anderes zu haben, von dem es sich besonderte, unterschiede. Denn es steht zweifellos fest, „daß jedes Gegebene ein Besonderes, d. i. von Gegebenem Unterschiedenes ist. „Hat" sich das Bewußtsein selbst, so hat es sich von anderem Besitz unterschieden „Selbstbewußtsein" ohne irgend welches andere Gegebene des betreffenden Bewußtseins ist ein Widerspruch in sich." *) Wer genug Abstraktionsvermögen hat, um mit der Behauptung, das Bewußtsein habe ursprünglich nur sich selbst, Ernst zu machen, sie wirklich zu Ende zu denken, der müßte sofort einsehen, daß bei solcher Sachlage dem Bewußtsein ein Entrinnen aus seinem Selbst ganz unmöglich, daß es dann immer bei sich selbst geblieben wäre und die Flucht in die Außenwelt überhaupt niemals hätte versuchen können! —

Als zweite Quelle phänomenalistischer Fehlfragen wurde die Verdinglichung des Bewußtseins genannt.

Warum sollen dem Bewußtsein nicht die wirklichen Dinge der Außenwelt, die Originale selber gegeben sein können, sondern statt ihrer nur „Erscheinungen"? Was hindert uns, das „Bewußthaben" von Dingen als das zu nehmen, als was es sich uns bietet, nämlich als ein wirkliches Haben der Dinge? Einem vorurteilslosen Nachdenken stellt sich hierfür kein Hindernis entgegen, — nur bei einer offenkundigen oder kachierten Verdinglichung des Bewußtseins wird man auf Schwierigkeiten stoßen.

Mit der bloßen Redensart „Immaterialität der Seele" ist es nicht getan! Sobald mit der Immaterialität des Bewußtseins theoretisch tatsächlich gehörig Ernst gemacht, die Unräumlichkeit des Bewußtseins in strengster Weise gefaßt und durchgeführt wird, werden alle Motive zu phänomenalistischen Konzeptionen hinfällig. Es bleibt dann kein Grund mehr, dem Bewußtsein das Bewußthaben der wirklichen materiellen Dinge abzusprechen und das, was dem Bewußtsein gegeben ist, für den bloßen Stellvertreter eines Ansichseienden zu erklären.

Es heißt: weil die Seele immateriell ist, kann sie nicht Materielles haben. Dieser Satz ist reiner Gallimatthias! Gerade dank dem Umstande, daß die Seele immateriell, unräumlich ist, kann sie auch Räumliches, Dinge haben! Und umgekehrt: wäre das Bewußtsein, gleich dem Dinge, ein Räumliches, Materielles, gerade dann könnte es andere Dinge nicht haben, denn kein Ding hat ein anderes Ding zu seinem Gegebenen, es sei denn, daß letzteres als sein Teilding zu ihm gehöre.

Es gilt sich klar darüber zu werden, was das „Haben" in Ansehung des Bewußtseins besagt, welchen Tatbestand es zum Ausdruck bringt und alle mit bildlichen Wendungen sich so leicht einschleichenden falschen Deutungen fernzuhalten. Es bedarf hierzu keiner Definition des Bewußtseins, es genügt hier schon diejenige Auffassung als falsche zu entlarven, welche versteckt oder offen dem Phänomenalismus zu Grunde liegt. Man gebe endlich allen

*) ibid. S. 591.

materialisierenden Auffassungen des Bewußtseins energisch den Abschied und schütze sich behutsam vor dem Rückfall, die Seele im stillen doch wieder unter dem Bilde eines Saales oder Hohlraums zu denken, — und alle Nötigung zu jener spitzfindigen erkenntnistheoretischen Weltverdoppelung schwindet dahin!

Weil das „Bewußthaben" nicht ein in Herberge nehmen ist, darum eben kann das immaterielle Bewußtsein widerspruchslos ein materielles Ding „haben", und kann dasselbe Ding zu gleicher Zeit von vielen Bewußtseinen gehabt werden.

Die ganze Außenwelt kann uns in ihrer unverkürzten Wirklichkeit bewußt werden! Der thörichten Frage: „Ist denn in unserem Kopfe Platz genug für sie?" ist zu antworten: Nein! Aber es bedarf dazu auch gar keines „Platzes in unserem Kopfe"! Denn „bewußt werden" heißt ja nicht „platznehmen" „Haben", vom Bewußtsein ausgesagt, heißt eben „bewußt haben", und dieses „Bewußthaben" ist kein Beherbergen, kein räumliches Einschließen, kein körperliches Ergreifen! — Wer von solchen Bildern nicht loskommt, verdinglicht das Bewußtsein, läßt es wieder zu etwas Materiellem, Räumlichem werden, so sehr er sich auch dagegen sträuben mag. Rehmke vermeidet deshalb auch in seiner streng begriffsgerechten Ausdrucksweise den beliebten Terminus „Bewußtseinsinhalt" und ersetzt ihn durch das präzisere Wort „Bewußtseinsbesitz"

Neben dieser groben Form der Verdinglichung des Bewußtseins besteht aber noch eine zweite, feinere Form. — Das „Haben" vom Dinge ausgesagt, kann nämlich Zweierlei ausdrücken: erstens, daß das Gehabte — Inhalt, Bestandteil des Dinges ist; zweitens, daß das Gehabte, — Bestimmtheit, Eigenschaft des Dinges ist. Die feinere Form der Verdinglichung des Bewußtseins besteht nun eben darin, daß das „Haben", „Besitzen" des Bewußtseins nach Analogie dieser zweiten Art von „Haben" des Dinges gedacht wird. Allein ebensowenig wie die erste, gröbere Dinganalogie ist die zweite tauglich, das Bewußthaben von Etwas seitens des Bewußtseins klarzumachen. Denn die Eigenschaft oder Bestimmtheit, von der wir sagen, das Ding „habe", „besitze" sie, erweist sich ausnahmslos als dem Dinge zugehörig; „haben" hat hier immer den Sinn von „sein" „Das Ding hat Farbe und Gestalt" will heißen: „das Ding ist farbig und gestaltet"; „das Ding hat Röte und Rundheit" bedeutet „rotes und rundes Ding" Sagt man dagegen von einem Bewußtsein, daß es etwas habe, als sein Gegebenes, — so hat das niemals den Sinn, daß jenes Gegebene, welches das Bewußtsein hat, etwas ihm Zugehöriges, seine Eigenschaft, oder Bestimmtheit ist. „Das Bewußtsein „hat" Röte, Rundheit und Tintenfaß" heißt nicht: „das Bewußtsein ist rot, rund und ein Tintenfaß" Aber nur wenn in dieser Weise das Bewußtsein verdinglicht und deshalb das von ihm Gehabte als seine Bestimmtheit, als ihm Zugehöriges gefaßt werden muß, ergibt sich für das Bewußtsein die Unmöglichkeit das Ding selber in dieser Weise zu haben und damit eben die Notwendigkeit das zur Erklärung stehende tatsächliche Haben des Bewußtseins als Haben eines bloßen Abbildes, eines irgendwie „Uneigentlichen" zu verstehen.

Jedoch: das Bewußtsein ist kein Ding, und kann infolgedessen Dinggegebenes haben, ohne daß letzteres damit zu seinem Inhalt oder zu seiner Bestimmtheit, seinem Zugehörigen werden müßte. „Die Welt ist meine Vorstellung", besagt nicht, daß die Welt, entwirklicht und zu einer „Vorstellung" transformiert, nun meinem Bewußtsein zugehört, — sondern einfach, daß mein Bewußtsein die Welt als Gegebenes bewußt hat, welches „Haben" in psychologisch-einzelwissenschaftlicher Betrachtung eben „vorstellen" genannt wird.

Der unverbesserliche Phänomenalist ist durch obige Überlegungen keineswegs schon zum Schweigen gebracht; hartnäckig spielt er noch ein Argument aus, das er für seinen stärksten Trumpf hält. „Das Dinggegebene", sagt er, „ist aber doch dort, — während mein Bewußtsein hier ist!" „Dinggegebenes und Bewußtsein sind nicht am selben Ort!"

Dieser Einwand enthüllt die dritte der Fehlerquellen des Phänomenalismus — die Verörtlichung des Bewußtseins! Denn mit der Behauptung, das Bewußtsein sei nicht an demselben Ort, wo sich das Außending befinde, wird ja zugleich die Aussage gemacht, daß es eben an einem anderen Orte zu suchen sei, und dieser andere Ort kann dann nur der menschliche Leib sein. Dort wo der Leib, genauer das Gehirn ist, da müsse — selbst bei strikter Fernhaltung aller materialistischen Deutungen — auch das Bewußtsein, die „seelischen Vorgänge" sein! Kurzum das Bewußtsein wird im Leibe lokalisiert, vom Leibe eingeschlossen gedacht.

Wenige Überlegungen zeigen dagegen evident, daß „Außenwelt" nur den Sinn hat: „außerhalb des Leibes" Für das Bewußtsein gibt es weder „Außenwelt", noch „Innenwelt", da es Unräumliches ist. Das Bewußtsein weiß nur von sich selbst und von Anderem; dem Selbstbewußtsein steht das Bewußthaben von Anderem gegenüber. „Außenwelt" gibt es nur in Ansehung des menschlichen Leibes, mit dem ein Bewußtsein sich zusammenfindet, und für ein Bewußtsein ist sein Leib selber ein Stück der „Außenwelt," *) ein Anderes. Bewußtsein und Dingwelt sind zwar Unterschiedenes, aber nicht Geschiedenes d. h. räumlich Getrenntes, weil ja dem Bewußtsein als Unräumlichem eine Ortsbestimmtheit überhaupt nicht zukommt. Das Bewußtsein ist weder hier, noch dort, weder überall, noch nirgends — es ist einfach!

Die Anhänger der Verörtlichung des Bewußtseins meinen eine Stütze für ihren Standpunkt darin zu finden, daß das Bewußtsein, die Seele, sich immer mit dem menschlichen Leibe in einem besonderen Zusammen, in einer Einheit findet, die wir „Mensch" nennen. Der „Mensch" als psycho-physische Einheit wird von Ihnen, — nach dem Muster zusammengesetzter Dinge — als Einzelwesen, genauer: als zusammengesetztes Einzelwesen begriffen. Träfe diese Auffassung zu, dann müßte freilich der Bewußtseinsbesitz des Einzelwesens „Mensch", alle seine Wahrnehmungen, Vorstellungen, Empfindungen

*) Wenn hier dieser irreführende Ausdruck einen Moment beibehalten werden darf.

tatsächlich örtlich bestimmt sein, nämlich am selben Ort sein, wo der Leib, resp. das Gehirn ist. Rehmke hat nachgewiesen, daß diese Auffassung vom Menschen als einem zusammengesetzten Einzelwesen unhaltbar ist, weil es nichts gibt, was sowohl dem Leibe, als auch zugleich der Seele zukommt und als einheitstiftende gemeinsame Bestimmtheit für das behauptete Einzelwesen „Mensch" dienen könnte. Das was wir den „Menschen" nennen, kann widerspruchslos nur gefaßt werden als stetige Wirkenseinheit zwischen einem Bewußtsein und einem Leibe, niemals aber als zusammengesetztes Einzelwesen.

Was den phänomenalistischen Problemen an tatsächlich Gegebenem zugrunde liegt, wird von Rehmke durchaus nicht übersehen, sondern findet in seinem System gehörigen Ort und in richtiger Fragestellung seine wissenschaftliche Erledigung.

Insbesondere von „Abhängigkeit" und „Vermitteltsein" des Gegebenen weiß Rehmke ebenso, wie die Phänomenalisten. Allein weder jene Abhängigkeit, noch jenes Vermitteltsein rechtfertigen die phänomenalistische Behauptung, das Bewußtsein besitze statt der wirklichen Außenwelt nur eine Erscheinung derselben.— Die besondere Abhängigkeit des Dinggegebenen vom „Menschen" stellt sich der vorurteilslosen Betrachtung nicht als Abhängigkeit vom Bewußtsein des Menschen, sondern als Abhängigkeit vom Leibe des Menschen dar. In der Physiologie, wo diese Leibesabhängigkeiten klargelegt werden, handelt es sich um Dinge unter Dingen. Aus den gegenseitigen Abhängigkeiten und Wirkungszusammenhängen der Dinge untereinander geht aber platterdings nicht hervor, daß das Bewußtsein diese so „verfädelte" Dingwirklichkeit nicht als solche, sondern nur als Abbild haben könne!

Ebensowenig nötigt die psychologische Erkenntnis, daß der menschliche Leib bezw. das Gehirn dem Bewußtsein den Besitz des Dinggegebenen vermittelt, zur phänomenalistischen Lehre. „Vermitteln" heißt ja nicht „unwirklich machen"! Die Psychologie betrachtet das Bewußtsein als Besitzer, als Habenden. Das was das Bewußtsein dank der Vermittlung seines Leibes „besitzt", „hat", wessen es sich „bewußt" ist — das nennt sie „Wahrnehmung" oder „Vorstellung" Die Psychologie will mit diesen Ausdrücken die Beziehung des Bewußtseins zum Dinge als dem von ihm Gehabten, und die Beziehung des Dinges zum Bewußtsein als dem es Habenden besonders herausstellen.

„Dingwahrnehmung" und „Ding" sind nicht Zweierlei: eine Erscheinung und ein Ansichseiendes, sondern eins und dasselbe, nur in zwei besonderen Betrachtungen: das eine Mal in psychologischer Betrachtung, das andere Mal in der allgemeinen Betrachtung seines Gegebenseins! Die unbefangene psychologische Betrachtung des Bewußtseins und seiner Bestimmtheiten in ihrem Wirkungszusammenhang mit dem menschlichen Leibe bezw. dem Gehirn gibt an keinem Punkte Anlaß zu den phänomenalistischen Erkenntnisproblemen, die sich vielmehr samt und sonders als auf selbstgemachten Schwierigkeiten beruhende, illegitime Probleme erweisen.

Mit der Aufdeckung dieser Grundirrtümer und ihres Ursprungs ist der Phänomenalismus gerichtet. Und mit vollem Recht darf Rehmke sagen: „Es ist bedauerlich, daß die Behauptung von Ansichseiendem und Erscheinung, die aus der Welt unserer Erkenntnis eine Art Maskenball macht, als vermeintliche Wahrheit, deren wissenschaftliche Rechtfertigung keines weiteren Wortes mehr bedürfe, heute in unseren gebildeten Kreisen noch immer die Herrschaft zu haben scheint" *)

So präsentiert sich Rehmkes Grnndwissenschaft als eine alle spekulative Romantik abweisende, die Welt rein aus sich selbst zur Erkenntnis bringende Philosophie. Es ist Philosophie für eine starke, gesunde, realistisch gesinnte Zeit; für eine Zeit, die ihrer Außenwelt auch theoretisch wieder froh werden, die ihre mit der Außenwelt ja zugleich gesetzten idealen Güter: Kunst, Wissenschaft und sittliches Leben nicht theoretisch entwirklicht sehen möchte! — Darum ist es nur natürlich, daß die Zahl der Anhänger Rehmkes stetig zunimmt.

Zwar ist die Lektüre seiner Schriften keine ganz bequeme. Doch dem, der nur ein wenig mit ihrer Eigenart vertraut geworden ist, gewähren sie nicht blos den hohen intellektuellen Genuß, wie ihn bedeutende Gedanken vermitteln, sondern auch die feine ästhetische Freude an einer markanten einprägsamen Sprache.

Rehmkes Sprache ist schlicht und schmucklos. Jeder Wortprunk, alles blos Sprachlich-Dekorative ist ihr fremd. Im Gegensatz zu den allermeisten philosophischen Autoren der Gegenwart, die sich gern der Krücken unzulänglicher Bilder bedienen und sich mit einem „gewissermaßen", „gleichsam", oder „sozusagen" hinweghelfen, verzichtet Rehmke auf jede okkulte Ausdrucksweise, auf alle „schönen" Phrasen und leeren Worthülsen. Die präzise, streng begriffsgerechte Formulierung steht ihm über alles. Wie von einer Zange wird das Gedachte vom Wort gepackt und sicher und fest herausgehoben. Alle irgendwie doppelsinnigen Ausdrücke werden behutsam vermieden und durch restlos eindeutige, keinem Nebensinn Unterschlupf gewährende Wörter ersetzt. Wo die Sprache ihn im Stich läßt, oder die landläufige Terminologie nur verbrauchte, unscharf gewordene Fachausdrücke zur Verfügung hat, da bietet er wohlgelungene eigene Wortprägungen. Das gibt seiner Sprache etwas erquickend Herbes, Kerniges, Frisches!

Rehmke verfügt über eine seltene, in der heutigen Philosophie ganz einzige Meisterschaft des Definierens. „Qui bene distinguit, bene docet" ist ihm leitender Grundsatz. Seine feinen Unterscheidungen z. B. zwischen Wissenschaft und Forschung, Wirken und Schaffen, Ursache und Bedingung, Teilung und Zergliedernng, Raum, Ort und Lage und viele andere sind wahre Meisterstücke scharfsinniger und klarer Distinktion.

---

*) ibid. S. 580.

Dazu gebietet Rehmke über einen prächtigen Humor, der ihm, zumal in polemischen Auseinandersetzungen mit Ansichten, die er als abwegige und irreführende dartun will, vortreffliche Dienste leistet, — der aber zugleich auch etwas von der Persönlichkeit, die hinter dieser Denkerarbeit steht, durchscheinen läßt, etwas von einem Menschen, der lebensvoll und wahr, stolz und gütig ist. —

Eine glückliche Fügung führte vor einem Jahr Johannes Rehmke nach Rußland. In Riga und Reval, Helsingfors, Moskau und Petersburg durfte unsere von allen religiösen und philosophischen Fragen stets so tief mitbewegte deutsche Intelligenz diesen bedeutenden Mann als Vortragenden kennen lernen. Er trug uns nicht die Antworten vor, die andere Philosophen der Weltfrage gegeben haben, sondern ließ mit dem Recht des ebenbürtigen Denkers uns nur seine eigene Antwort hören. Wir dürfen sie willkommen heißen, denn sie birgt eine Philosophie, wie unsere Zeit sie braucht. Möge man diese Philosophie immerhin dem „naiven Realismus" vergleichen, doch beachte man dann, daß es ein durch streng wissenschaftliche Gedankenarbeit wiedergewonnener „naiver Realismus" ist und erinnere sich des feinen Wortes Adolf Harnacks: „Bildung ist wiedergewonnene Naivität" Wir wollen ja heute, wo wir wirklich fliegen können, gern auf jeden philosophischen Luftritt verzichten und wünschen eine bodenständige Philosophie. Rehmke hat, als Einziger unter den Philosophen der Gegenwart, uns eine solche zu bieten.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Andrei Bjely und der russische Symbolismus.

Von Ernst Keuchel (St. Petersburg).

Seit ungefähr zehn Jahren macht sich im geistigen Leben Rußlands eine neue Strömung bemerkbar, die berufen zu sein scheint, eine bedeutsame Rolle im inneren Umwandlungsprozeß des großen Reiches zu spielen. Da sie gleichzeitig auf mehreren Gebieten — dem ästhetischen, philosophischen und religiösen — zum Ausdruck kommt, kann wohl von einer geistigen Umwälzung die Rede sein. Absolut neue Ideen hat diese Strömung nicht gebracht — neu und eigenartig sind nur die Träger dieser Ideen, die Persönlichkeiten, in denen sich bis dahin verborgene Seiten der russischen Volksseele verkörpert haben.

Einen Wendepunkt in der Geschichte Rußlands bedeutet das Auftreten des größten russischen Denkers Wladimir Ssolowjow (1853—1900) und besonders die erste Zeit nach seinem Tode (1900—1910). Während bis dahin die russische Gesellschaft mit Ausnahme der sehr einseitigen und vereinzelt dastehenden Altslawophilen mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit die westeuropäischen geistigen Moden — von Hegel bis Darwin, Comte, Marx

und Nietzsche — miterlebt hatte, fängt sie nun an, sich bewußt eine eigene Weltanschauung zu bilden.

Daß dieses Weltbild von religiösen Elementen durchtränkt ist, hat eine entscheidende Bedeutung für die Zukunft Rußlands, da dadurch die enorme Kluft zwischen der Intelligenz und dem Volke, die jede größere gemeinsame Bewegung unmöglich macht, sich auszufüllen beginnt. Die Entartung der letzten Revolution ist z. B. zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß „Intelligenz" und Volk sich in Rußland fremd gegenüberstehen, geradezu in verschiedenen Sprachen sprechen. Der bekannte Dichter-Seher Dmitri Mereshkowski hat daraus die Konsequenz gezogen und den Bund der Religion mit der Revolution verkündet. Neben Ssolowjow und Mereshkowski gebührt das größte Verdienst, die russische Gesellschaft aus ihrem langen religiösen und metaphysischen Schlummer aufgeweckt zu haben, dem Schöpfer einer mystischen Sexual-Religion, Wassili Rósanow, der wohl eigenartigsten und uneuropäischsten Persönlichkeit des modernen Rußland.

Während die Avantgarde der russischen Gesellschaft in ihrer religiösen Entwicklung vom Dogmatismus oder der Indifferenz zur Mystik und in der philosophischen vom Marxismus zum Idealismus fortschritt, machte auch das ästhetische Gefühl eine Umwandlung vom Realismus zum Symbolismus durch.

Das Ziel und die Mission der Vorkämpfer des Symbolismus, die sich um die inzwischen eingegangene Zeitschrift „Wessy" („Die Wage") geschart hatten, war eine ästhetische Kultur in Rußland zu schaffen. Wie sehr das nottut, beweist das Verhalten der Mehrzahl der Gebildeten der neuen Richtung gegenüber: obgleich das erste Stadium, die Kinderkrankheit des Symbolismus, d. die „Decadence" — ein einseitiger Protest gegen den noch einseitigeren herrschenden ästhetisch-kritischen Utilitarismus — längst überwunden ist, bleiben die begabtesten Dichter unter ihnen an einige poetische Jugendsünden festgenagelt.

Die durch und durch tendenziöse Kritik der führenden sogenannten „dicken Journäle", die ohne Bedenken die Kunst der Politik zum Opfer brachten und noch bringen, hat das Urteil des russischen Lesepublikums jahrelang irregeführt und gefärbt: erst in den allerletzten Jahren sind z. B. verschiedene gänzlich vergessene bedeutende Kulturschätze der russischen Vergangenheit neuentdeckt worden. Man kann der russischen Durchschnittskritik keinen Vorwurf wegen ihrer Tendenz machen, weil ihre Absicht — der Befreiungskampf — eine durchaus edle war. Man kann nicht von einem Gefangenen verlangen, daß er durch seine Gitterfenster sich am Anblick einer Landschaft erfreut, statt — von der Freiheit zu träumen. Diese eine große, alles andere zurückdrängende Leidenschaft, die Sehnsucht nach Freiheit, die die russische Intelligenz zu unzähligen Heldentaten angefeuert hat, hat ihr leider auch einen fanatisch-einseitigen, sektiererischen Anstrich verliehen, der sie alle Erscheinungen

des Lebens auf das Prokrustesbett einer Idee spannen läßt. So ist es gekommen, daß der gebildete Durchschnittsrusse seine Künstlernatur verleugnet hat und daß für ihn Religion, Philosophie uud die „reine" Kunst im üblen Geruche stehen: die erste, weil sie für ihn nichts als ein „Werkzeug in der Hand der Reaktion" ist, die beiden letzteren, weil sie von dem „Einen, was nottut", dem Befreiungskampf, ablenken.

Es ist ein großes Verdienst der Symbolisten, mit Erfolg gegen diese kulturfeindliche Einseitigkeit angekämpft und gezeigt zu haben, daß die tendenzlose, echte Kunst der wahre, innere Befreiungskampf der Menschheit ist. Derselbe unbefangene Blick, der ihnen die alten russischen Dichter erschlossen hatte, verhalf den „Wessy"-Männern auch zu einem tiefen Verständnis für die großen Symbolisten und Individualisten des Westens: Edgar Poe, Baudelaire, Verlaine, Maeterlinck, Verhaeren, Oskar Wilde, Nietzsche, Stefan George, Ibsen, Hamsun u. and., durch deren kongeniale Übertragung sie viel zur Europäisierung Rußlands beigetragen haben. Und die in Westeuropa geschmiedeten Waffen haben sich aufs beste auch in Rußland — im ewigen Kampfe zwischen Individuum und Gesellschaft, Mensch und Menschheit — bewährt.

Das Aufdecken der „gesellschaftlichen Schäden" war lange Zeit hindurch der Hauptmaßstab, der an die russischen Dichter und Publizisten gelegt wurde, daher waren die sonst so grundverschiedenen Satiriker Gogol, Nekrassow, Ssaltykow-Schtschedrin, die Kritiker Tschernyschewski, Pissarew, Michailowski und ähnl. von jeher die ausgesprochenen Lieblinge der russischen Intelligenz. Jetzt, nach den glänzenden, grundlegenden Schriften von Wlad. Ssolowjów, Mereshkowski und and. haben auch die halb vergessenen Dichter Puschkin, Feth, Tjútschew, Graf Alexei Tolstói, Máikoff etc. Beachtung gefunden. Das letzte und größte Verdienst der russischen Symbolisten — genannt seien vor allem Balmont, Waleri Brjússow, Fjodor Ssologúb, Mereshkowski, Alexander Block, Wjatscheslaw Iwánow und Andrei Bjély — sind aber natürlich ihre eigenen, in Deutschland leider nur sehr wenig bekannten, dichterischen Werke, die zu den bedeutendsten Schöpfungen der Dichtung der Gegenwart gehören und ein ergänzendes Gegenstück zu den modernen russischen Realisten — Gorki, Leonid Andréjew, Kuprin, Arzybáschew etc. — bilden.

Einer der Hauptvorkämpfer für die neue symbolistische Richtung in Rußland ist B. N. Bugájew (geb. 1880) oder — wie sein literarischer Name lautet — Andrei Bjely (der „Weiße").

Bjely's Vielseitigkeit ist erstaunlich: er schreibt Gedichte, „Wort-Symphonien", Kritiken, philosophische Aufsätze, streng-wissenschaftliche Untersuchungen, Erzählungen. Noch erstaunlicher ist seine Produktivität, die es ihm ermöglicht, im Alter von dreißig Jahren den zehnten Band seiner Werke — darunter vier „Symphonien", drei Bände Gedichte und drei Bände kritischer und philo-

sophischer Schriften*) — herauszugeben. Am erstaunlichsten ist das Talent, bei dieser schwindelerregenden Hast und Hetze echte Kunstwerke und tiefe, durchdachte Artikel zu schaffen. Er scheint mindestens drei selbständige Seelen zu besitzen, wobei, wenn die eine sich äußert, die beiden anderen zurücktreten oder eine untergeordnete Rolle spielen. Wenn Andrei Bjely z. B. über die „Morphologie des Rhythmus" schreibt und auf experimentellem Wege, durch mathematische Formeln den Wert oder Unwert der Gedichte, die er erbarmungslos in ihre kleinsten Bestandteile zerlegt, zu beweisen sucht, möchte man darauf schwören, daß man einen gelehrten Philologen vor sich hat, der nie im Leben einen Vers gemacht hat. Und dabei sind einige seiner Gedichte so unmittelbar-naiv, als stammten sie von einem primitiven Sohne des Volkes.

Die Schöpfungen Bjelys schillern in so vielen und bunten Farben, daß es schwer fällt, sich von seiner Persönlichkeit ein einheitliches Bild zu machen. Er gleicht einem aus den Ufern getretenen Strom, der sich meeresgleich, uferlos ausbreitet und ein neues Bett für sich sucht. Wie die meisten reichbegabten Naturen, macht Bjely einen unausgeglichenen, disharmonischen, widerspruchsvollen Eindruck; je größer aber die Spannung der Gegensätze in einem Menschen ist, einen desto besseren Klang gibt es bei ihrem Aufeinanderprallen. Und vielleicht sind die „breiten Naturen" — an denen besonders Rußland reich ist — die Vorläufer oder „Modelle" einer fernen Zukunft, die die Erfüllung der Sehnsucht unserer Tage, — die Vereinigung der Bruchstücke unserer zersplitterten, spezialisierten Kultur — bringen wird.

Bjely ist einer der größten russischen Wortkünstler der Gegenwart. Seine Gedichte haben, unabhängig vom Inhalt, einen rein musikalischen Reiz — gemäß dem Verlaine'schen Losungswort („de la musique avant toute chose") und das gelegentliche Übertreiben der musikalischen Seite seines Dichtertalents hat ihm den Titel eines Dekadenten eingetragen. Bewundernswert ist die Geschmeidigkeit seiner Sprache, die sich dem jeweiligen Inhalt aufs innigste anschmiegt, mit ihm verwächst — je nachdem ob er zarte, humorvolle Genrebilder zeichnet, den dramatischen „Kampf der Centauren" schildert, knappe impressionistische oder feierlich-mystische Stimmungen dichterisch formt.

Eine große Überraschung für viele war der vor einigen Jahren erschienene Gedichtband „Asche", als es sich erwies, daß Bjely sich nicht nur an der schönen Form berauschen und gleich Feth „wie ein Vogel" singen, sondern auch, wie der „Dichter des Volksleids" Nekrassow, sich für die Freiheit begeistern und mit den Elenden mitfühlen kann. Bjely ist überhaupt nichts weniger als ein „Aesthet" oder Anhänger der „l'art pour l'art"-Theorie. In seinen Augen ist der „Götze Schönheit ebenso seelenlos, wie der Götze Nutzen"

*) Die Titel der Werke lauten: „Nordische Symphonie", „Dramatische Symphonie", „Rückkehr", „Schneestürme", „Gold im Azur" (Gedichte), „Asche", „Die Urne". „Symbolismus" (Artikel), „Arabesken", „Die grüne Wiese" (Artikel), „Die silberne Taube" (ein von Lully Wiebeck vorzüglich ins Deutsche übertragener Roman).

Das Eigenartigste, aber auch Dunkelste, was Bjely geschrieben hat, sind seine „Symphonieen" Er selbst gibt im Vorwort zur vierten Symphonie zu, nicht zu wissen, ob sie ein Kunstwerk oder nur „ein Dokument des Bewußtseinszustandes einer modernen Seele", oder — ein Paradox seien. Kunstwerke im hergebrachten Sinne kann man diese Mischung von Märchenstimmung, Mystik, Aktualitäten und Musik freilich nicht nennen, aber eine Existenzberechtigung haben diese kühnen Versuche — vielleicht als Baugerüst einer neuen Kunstart? — fraglos, um so mehr, als sich unter der vieldeutigen, unbestimmten, poetisch-symbolischen Form oft ein tiefsinniger Inhalt verbirgt. Das Thema der vierten Symphonie z. B. ist, wie Bjely im Vorwort schreibt, die Schilderung der ganzen Tonleiter der besonderen Art Liebe, die unsere Epoche dunkel ahnt, wie sie früher schon von Plato, Dante, Goethe geahnt wurde — der heiligen Liebe. „Wenn in der Zukunft ein neues religiöses Bewußtsein möglich ist, so führt der Weg zu ihm nur durch die Liebe Bisher sehe ich keine sicheren Mittel der Realisation dieser dunklen Sehnsucht der Liebe nach der Religion der Liebe. Daher wollte ich das gelobte Land dieser Liebe aus Schneestürmen, Gold, Himmel und Wind darstellen. Das Motiv der Schneestürme ist der dunkle Drang wohin? Zum Leben oder zum Tod? Zum Wahnsinn oder zur Weisheit? Und die Seelen der Liebenden lösen sich in Schneestürme auf."

Bjely ist der Stil eines ekstatischen Visionärs ebenso geläufig, wie der eines nüchternen Realisten, und er beherrscht sie beide mit vollendeter Sicherheit. Seine Proteusnatur erlaubt es ihm, einmal wie Maeterlinck, und ein anderes Mal wie Zola, heute — ein Feuilleton über eine Tagesfrage und morgen — über die „Apokalypse in der russischen Literatur" zu schreiben. In demselben Buch — „Der Symbolismus" — in dem er, ein Absolvent der physiko-mathematischen Fakultät der Moskauer Universität und Anhänger Rickerts und der Freiburger philosophischen Schule, scharfsinnige Betrachtungen über die Syntheſe des Symbolismus mit der modernen Erkenntnistheorie anstellt, finden sich Riesenkommentare, die von einer gründlichen und liebevollen Versenkung in Astrologie, Kabbala, ja in die ganze Mystik des Orients und Okzidents zeugen.

Nur ein aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter Mensch wie Bjely konnte ein Buch schreiben, das in der russischen Literatur einzigartig dasteht: die „Silberne Taube" Der bekannte russische Dichter Alexander Block nennt dieses reifste Werk Bjely's „genial", der Dichter und Kritiker der führenden Kunstzeitschrift „Apollo", M. Kusmin — „blendend" und hebt als den Hauptvorzug des Buches hervor, daß es das gegenwärtige Rußland „fühlen" läßt; und einer der besten Philosophen Rußlands, N. Berdjajew, schreibt: „Die neue russische Kunst hat nichts Bedeutenderes hervorgebracht. Andrei Bjely's Roman bedeutet die Rückkehr zu den Traditionen der großen russischen Literatur, aber auf dem Boden der Eroberungen der neuen Kunst.

In der „Silbernen Taube“ ist der Symbolismus eigenartig mit dem Realismus vereinigt. Bjely gehört zur Schule Gogols und ist der berufene Weiterbildner der Gogol'schen Tradition Bjely hat viel Neues in Rußland aufgedeckt, vieles, was selbst für die größten russischen Schriftsteller verborgen war Bjely gebührt der erste Platz unter unseren Künstlern.“

Es gibt gewiß kein Land, in dem das Volk von der Intelligenz so inbrünstig geliebt wird wie in Rußland. Sie fühlt sich — mit Nekrassow — als Parasiten, der nur „von Volkes Gnaden“ lebt und dessen Hauptaufgabe es ist, seinen „jüngeren Bruder“ aus seiner elenden Lage zu befreien. Was half es aber, daß die gebildeten Russen mit dem Edelmut eines Don-Quixote „ins Volk“ gingen und bereit waren, sich für sein Wohl aufzuopfern — die „dunkle Masse“ rührte das wenig! Die Liebe blieb eine einseitige, weil das gegenseitige Verständnis fehlte. Erst die russischen Mystiker haben den Schlüssel zum Herzen des Volkes wiedergefunden, der, wie es schien, unwiederbringlich verloren war.

Den rätselhaftesten, aber geistig regsten und religiös schöpferischsten Teil des russischen Volkes bilden die unzähligen Sektierer, die uns Bjely in der „Silbernen Taube“ in greifbare Nähe rückte. Sein künstlerisches Gewissen — darin zeigt sich die Errungenschaft der russischen realistischen Schule — erlaubt ihm nicht, die Sektierer zu idealisieren und ihnen etwa kluge Reden in den Mund zu legen. Wir lernen sie auch weniger durch ihre Worte — die meist nur ein unbeholfenes Stammeln sind — kennen, als dadurch, daß der Verfasser sie vor uns hinmalt, sie uns leibhaftig *sehen* läßt.

Der gesunde Realismus des Mystikers Bjely hat sich auch darin gezeigt, daß er den Glaubenskern seiner „Tauben“ nicht erfunden, sondern im wesentlichen an die dunkel, aber tief empfundene Weltanschauung der russischen Sektierer — vor allem der erotisch-mystischen Chlysten — angelehnt hat. Durch die Schilderung der „Tauben“ werden wir somit in die Tiefen des Denkens und Fühlens des russischen Volkes eingeführt. Die „Tauben“ sind, ebenso wie die Chlysten, unbewußte Symbolisten, und es erweist sich, wenn man ihr Stammeln in Kulturbegriffe übersetzt, daß das „kindliche Gemüt“ der Sektierer dieselbe ewige Wahrheit gefunden hat, die sich in einem der Goethe'schen Hauptgedanken — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — ausdrückt. Ein Gleichnis — wovon? Natürlich vom Unsichtbaren, dessen Symbol die sichtbare, körperliche Welt ist. Wir gelangen so zur uralten und ewig neuen Weisheit, der Verkörperung des Geistigen.

Unsere Kultur ist entweder unheilig oder ungeistig körperlich oder — körperlos geistig: was nottut, ist eine „geistige Körperlichkeit“ auf allen Gebieten des inneren und äußeren Lebens. Auch dieser Lieblingsgedanke Mereshkowskis — eine direkte Folge der Verkörperungslehre — ist in der, mehr instinktiv gefühlten, als bewußt gedachten, Lehre der „Tauben“ und Chlysten enthalten und mündet in Ibsens Idee des „dritten Reichs“ Diese Ideen be-

rühren sich mit Gedankengängen der ungebildeten, „dunklen" russischen Sektierer: über die Köpfe des Gros der Intelligenz ihres Landes reichen sich russische Bauern und westeuropäische, sowie russische geniale Dichter-Denker die Hände. Dadurch verlieren die traditionellen Konflikte des russischen Lebens zwischen Unter- und Oberschicht und zwischen Westen und Osten (oder „Westlern" und Slawophilen) etwas von ihrer Schärfe. Das Dilemma „Religion ohne Freiheit" oder „Freiheit ohne Religion" wird zwar durch Sektierer von der Art der „Tauben" nicht gelöst werden; es sprechen aber viele Anzeichen dafür, daß eine mystisch-revolutionäre Bewegung, wie sie im Roman angedeutet und vom Verfasser halb beobachtet worden ist, halb geahnt wird, berufen ist, im Leben Rußlands noch eine große Rolle zu spielen — ob eine wohltuende oder verderbliche, ist eine Frage für sich. A. Bjely macht sich keine Illusionen über den dämonischen Charakter seiner Sektierer, aber anderseits spürt er in ihnen Züge eines „uralten Griechenlands", eng verwoben mit dem Glauben der Altslawophilen an Rußlands messianische welthistorische Aufgabe.

Die „Silberne Taube" ist ein echt russisches Buch, nicht nur der Grundidee, sondern auch der Ausführung nach. Es ist breit, sehr breit angelegt — etwas weniger wäre mehr — und der Verfasser schwelgt in homerisch-pischer Detailmalerei. Der Roman ist überhaupt nichts weniger, als eine „leichte Lektüre" Ein Wortmaler von suggestiver Kraft, verfügt Bjely über eine an Farben überreiche Palette, die er verschwenderisch selbst auf unwichtige Nebensachen und Nebenfiguren ausschüttet. Die Zeichnung, der architektonische Aufbau steht nicht auf gleicher Höhe mit den rein malerischen Vorzügen. Dieselbe Eigenheit, die übrigens häufig auch bei den größten russischen Dichtern anzutreffen ist, bedingt den Mangel an starken dramatischen Talenten in der russischen Literatur, bei einer Überfülle lyrischer und epischer. Das starke Hervortreten der lyrischen Ader im Roman überrascht nicht, da ja Bjely vorzugsweise ein hervorragender Lyriker ist; wohl aber der satirische Zug, der aus mehreren Nebenpersonen Karrikaturen gemacht hat, aber obgleich der Verfasser in ihnen nur ein paar komische Seiten unterstrichen hat, wirken sie doch wie lebendige Menschen mit Fleisch und Blut und sind, ebenso wie die Gogol'schen Typen, unvergeßbar. Das Eigenartigste an dem symbolistischen Sittenroman ist aber sein vollendet getroffener Volkston: denn die Bauern werden nicht nur wahrheitsgetreu geschildert, sondern der Erzähler spricht selbst in der Ausdrucksweise der Bauern und aus ihrer naiven Anschauungsweise heraus, so daß es oft scheint, als sei das Buch von einem echten, ungebildeten, aber genialen russischen Bauern geschrieben.

Von jemandem, der, wie Bjely, mitten im Werden und Suchen begriffen ist, kann man natürlich keine fertige, abgeschlossene Weltanschauung verlangen, es lassen sich aber wohl ihre Richtlinien und Leitmotive feststellen. Bjelys Weg führt durch die Schönheit zur Wahrheit, gemäß dem Grundgesetz des Symbolismus: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis";

beide Ideale sind für ihn keine abstrakten Größen oder Illusionen, sondern Realitäten. Real im Sinne Dostojewskis, dessen Ausspruch „Die Schönheit wird die Welt erlösen" Bjelys ästhetisch-religiöses Weltbild beherrscht. Dadurch ist der Übergang zur Religion gegeben, in die, nach Bjely, die Kunst ausmündet — zu einer neuen „Religion des Lebens", deren Wesen der vorausschende, „nach unsichtbaren Zielen schießende" Dichter nur in unbestimmten Umrissen zeichnet. Die Vergangenheit der Literatur ist das Lied; die Zukunft — die Religion des Lebens Indem die Kunst das schöpferische Prinzip der Persönlichkeit vertieft, sickert sie durch die verwitterten Formen der Religion durch; daher scheint sie unreligiös, gottlos im kalten Lichte der Erkenntnis. Aber sie schafft eine neue, lebendige Form. Noch über dem ästhetischen Schaffen steht für Bjely die künstlerische „Lebensschöpfung" Die beiden Wege der Kunst (Klassizismus und Romantik) münden in den dritten: der Künstler muß seine eigene Form werden; sein natürliches Ich muß mit dem künstlerischen Schaffen zusammenfließen; sein Leben muß künstlerisch werden.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Theodor Hermann Pantenius.

Eine Studie von Wilhelm Baum (Leipzig).

(Schluß.)

In Deutschland.

Im Jahre 1876 ging Pantenius, der sich inzwischen mit Luise Schniedewind verheiratet hatte, nach Deutschland. Durch seine Romane bekannt geworden, war er schon in Riga neben dem Lehramt auch publizistisch tätig gewesen und hatte die „Baltische Monatsschrift" geleitet. Nun erhielt er die Aufforderung, in die Redaktion der illustrierten Wochenschrift „Daheim" einzutreten. Er nahm den Ruf an und war zunächst in Verbindung mit dem Literarhistoriker Robert König, hernach allein Hauptschriftleiter des Daheims, im ganzen durch dreißig Jahre. Er hat, Hand in Hand mit dem bedeutenden und erfolgreichen Verlage Velhagen und Klasing, das Daheim zu der Verbreitung und Wirkung emporgehoben, die es seither inne hat. Es war eine arbeitsreiche, schaffensfreudige Zeit, die drei Jahrzehnte von 1876—1906. Der Wohnsitz blieb bis in den Anfang der 90er Jahre Leipzig. Die Pflichten der Redaktionstätigkeit ließen Zeit zu eigener Produktion, und so erhalten wir im ersten Jahrzehnt nach der Übersiedelung noch bis 1880 die vier Novellen, die unter dem Gesamttitel „Im Gottesländchen" erschienen, 1881 den in der rigaschen Kaufmannswelt spielenden Roman „Das rote Gold", 1885 den Roman aus Livlands Vergangenheit: „Die von Kelles" (Die Werke erschienen zum

Teil vor der Buchveröffentlichung im „Daheim“). Wenn wir auf diese Ernte zurückblicken, so müssen wir die früher angeführte Bemerkung der Memoiren bestätigen, daß unser Dichter fleißig gewesen ist. Und nun muß ihm auch die rechte Arbeitsökonomie vertraut geworden sein, denn unter aller Berufsarbeit und neben dem rüstigen Schaffen gingen Familie, Freundschaft, gemeinnützige Interessen und manche sinnige Liebhaberei doch nicht leer aus.

Mit dem Jahre 1886 vermehrten sich freilich die Berufslasten und, wie es scheint, jetzt doch in einem Maße, daß für die eigene Produktion keine Muße übrig blieb. Im gleichen Verlage, in dem das „Daheim“ erschien, begründete Pantenius „Velhagens und Klasings Monatshefte“ und leitete seitdem auch diese Zeitschrift bis 1906, also zwanzig Jahre lang. Das „Daheim“, durch seinen Namen und die Titelvignette von Ludwig Richters Hand charakterisiert, war ein Familienblatt, weiten Kreisen willkommen als, wenn ich so sagen darf, Umschlagsplatz für die geistigen Güter des Fortschritts und der Beharrung. Es vermittelte den staatlich und kirchlich konservativ gerichteten Schichten, in denen es vornehmlich seine Leser fand, nicht nur die ererbten Anschauungen der Väter, sie der Gegenwart anpassend, sondern gab ihnen auch einen Eindruck von der Literatur, der Kunst, den Ideen des Tages, sie von dem eingenommenen Standpunkt aus sichtend. Wenn in allerjüngster Zeit das Wort vom „konservativen Fortschritt“ geprägt worden ist, fand man damit ein neues Wort, aber keine neue Sache. Auch das „Daheim“ hat dieser Richtung gedient. Und Pantenius, der sie als Leiter des „Daheim“ zu der seinigen machte, blieb damit im selben Gleise, in das er sich bereits mit seinen kurländischen Romanen hineingefunden hatte.

Trat die „Richtung“ schon in diesen beiden Fällen nur in maßvoller Weise hervor, so waren die „Monatshefte“, die 1886 begründet wurden, dem Politischen noch mehr entrückt. Sie waren Blätter für Kunst, Literatur und Gesellschaft; das wohlhabend gewordene Bürgertum des neuen Reichs fand hier seine Interessen gepflegt, sofern sie dem Streben und Treiben des politischen Schauplatzes fernlagen. Und hatte man etwa im Vormärz Dichtung, Theater, Musik, Populärwissenschaft in Deutschland besonders lebhaft kultiviert, weil es ein öffentliches Leben in anderen Dingen nicht gab, so war nun folgender Wandel eingetreten. Es gab eine Politik und man interessierte sich auch dafür. Aber die Verhältnisse waren in jeder Beziehung weit größer geworden. Trotzdem daß Kunst und Wissenschaft auf die Teilnahme der Gebildeten nicht mehr ein Monopol hatten, wirkten sie doch auf viel weitere Kreise, standen ihnen viel reichere Mittel zu Gebot. Und diesem Umstande trugen die Monatshefte in der ansprechendsten Form Rechnung. Ihre Leitung entsprach der Aufgabe edleren Journalismus, die man mit dem Wort des Theaterdirektors im Faust bezeichnen kann: „Wie machen wirs, daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei!“ Pantenius hat es meisterhaft verstanden, dem Geschmack des Publikums entgegenkommend, ihn — ich möchte sagen:

von seiner besten Seite zu nehmen; durch das fesselnd Wertvolle, durch das anmutig Kluge wußte er zu gewinnen, zu fördern, zu bilden. Die Literaturbewegung, die gerade um jene Zeit entstand, hat er nicht übersehen: daß eine Zeitschrift, die nicht für Literaten (im reichsdeutschen Sinn), sondern für die gebildete deutsche Gesellschaft bestimmt war, nicht den Tummelplatz zu jüngstdeutschen Kraftproben abgeben konnte, verstand sich von selbst.

Ein außerordentlicher Erfolg belohnte das Geschick des Herausgebers und die Rührigkeit des Verlages. Heute sind die Monatshefte die bei weitem verbreitetste illustrierte deutsche Zeitschrift ihrer Gattung.

In zwei Redaktionen leitend tätig, griff Pantenius selbst nur noch seltener zur Feder. Wenn Studien eines Naturfreundes unter dem Namen Christian Schwarzkopff in den Monatsheften erschienen, dann wußten zwar die Freunde, daß hinter diesem Namen nicht ein unbekannter Liebhaber und Kenner (im besonderen der Vogelwelt) zu suchen sei, sondern der kurländische Dichter. Aber das geschah nicht sehr häufig. Im Jahre 1891 erfolgte die Verlegung der beiden Redaktionen, des „Daheim" und der „Monatshefte", nach Berlin, und Pantenius siedelte dorthin über. Hier ließ er 1892 noch eine Nachlese seiner Heimatdichtung erscheinen: die „Kurländischen Geschichten" Nach diesen, mit reifer Kunst geschriebenen Novellen haben wir Poetisches nicht mehr von ihm erhalten. Daß Pantenius selbst sein dichterisches Schaffen als abgeschlossen ansah, bewies er dadurch, daß er 1898 seine Schriften vereinigte und als „Gesammelte Romane" bei Velhagen und Klasing herausgab. Die Ausgabe umfaßt neun Bände.

Das rote Gold. — Die von Kelles.

Die in Deutschland geschriebenen Werke sind die beiden Romane: „Das rote Gold" und „Die von Kelles", ferner die Novellen der beiden Sammlungen „Im Gottesländchen" und „Kurländische Geschichten"

„Das rote Gold" tritt als Zeitroman zu „Wilhelm Wolffschild" und „Allein und frei" Der Schauplatz ist Riga und sind die Badeorte bei Riga die Zeit ebenso wie in den beiden älteren Werken etwa die 50-er Jahre. Die Tore der früher befestigten Stadt stehen noch; die neuen Bahnbauten, die Provinz und Reich wirtschaftlich enger verbinden sollen, reizen die Geschäftsspekulation. Auf der „Sirene" (ältere Rigaer erkennen in ihr die „Undine") fährt man nach des Tages Last „an den Strand" — Wer Riga kennt und liebt, wird an einer Beschreibung wie dieser Freude haben: „Über die Schiffe, die in drei- und vierfacher Reihe am Kai lagen, glitt sein Blick über den herrlichen Strom, den er so oft mit Entzücken betrachtet hatte, und wieder wie sonst erfreute er sich an der wunderbaren Szenerie. Hier, da, dort ragte wie ein Wäldchen auf weitem Wiesenplan über das Wasser eine Gruppe von Masten empor und zeichnete sich scharf von dem rotgefärbten Horizont ab; in schnellen Zügen eilten kleine Dampfboote von der Stadt zur Vorstadt, während

Boote, deren Ruder sich senkten und hoben wie die Flügel eines Vogels, ihren Weg kreuzten; im Hintergrunde schloß ein langer Lichtstreif, der sich quer über den Fluß zog, das Bild ab." Wer ist rigasches Kind und hätte nicht diese Abendstimmung am Dünakai genossen! Auch vom Leben am Strande ist manches hübsche Bild gegeben. Im ganzen aber kann ich dem gewöhnlichen Urteil, welches diesen Roman aus „Hansaburg" an die letzte Stelle der Pantenius'schen Werke rückt, nicht widersprechen. Kurland fand der Dichter in sich selbst, der Jugend Zauber lag auf Mitau und Sallgallen. Riga, im besonderen das kaufmännische Milieu Rigas, fand er sich wohl durch von ihm geschätzte Personen vermittelt, aber — eben vermittelt. Schon im Namen „Hansaburg" spricht die Reflektion, in Behrsen, Dseltepillen ist Anschauung. Und so gibt es denn bis heute *den* rigaschen Roman *nicht*!

Den livländischen Geschichtsroman aber gibt es, und diese Stellung gebührt unbestritten dem 1885 abgeschlossenen Buch „Die von Kelles" Historisches Interesse hatte Pantenius seit Knabenjahren. Es kann uns Balten überhaupt nicht abgestritten werden; schon die eigentümliche Struktur der öffentlichen Verhältnisse, die der deutschen, im Mutterlande unserer Bildung bestehenden so unähnlich war, mußte dazu anregen. Lebhaft, phantasiebegabt zeigte Pantenius früh eine Vorliebe für Geschichten aus vergangenen Zeiten, und seine Mutter, eine vortreffliche Erzählerin, befriedigte diese Wißbegier. Laubes „Bandomire", Bulwer, Scott gaben ihr weitere Nahrung, und die langen einsamen Abende im totenstillen Hause des Onkels Conradi in Mitau reizten die Einbildungskraft, sich bis zu romantischen Schauern entrücken zu lassen. „Ich las jedes Geschichtswerk, das ich mir irgend zugänglich machen konnte", erzählen die Memoiren; „ich trieb mehr, als gut war, geschichtliche Studien", heißt's ebenda ein andermal. Die Schule trug nichts bei, dies Interesse in geordnete Bahnen zu lenken; es war aber in sich gründlich genug, daß an schönen Sommertagen, im Schatten der Burgruine Doblen Heinrich von Lettland und die livländische Reimchronik die liebste Unterhaltung wurden. Auch während der Universitätsstudien in Berlin stand neben der Theologie die Geschichte; in „Allein und frei" klingt davon etwas nach. Manches Jahr war vergangen, viel Wasser selbst den kleinen Bach bei Doblen hinuntergeflossen, ehe der einstige Gymnasiast, der unter'm Gemäuer des alten Ordensschlosses im Heinrich gelesen hatte, dazu kam, seine heimatgeschichtlichen Studien poetisch zu verwerten. Er wählte einen Stoff aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt kurz vor dem Untergang der livländischen Selbständigkeit. Wir können es begreifen, wenn schon allein dieser Vorwurf auf die Generation vor uns besonders wirkte. Ging doch auf dem gleichen Boden, um den der russische Zar und der deutsche Orden in „Die von Kelles" streiten, jetzt, in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts, abermals ein Stück Selbständigkeit zu Grunde. Man war mitten in der Ära Alexanders des Dritten.

In die Zeit vor dreihundert Jahren aber hatte sich Pantenius völlig eingelebt. Die Zustände, die Personen, die Sprache der Zeit waren ihm gegenwärtig; und nun ging er mit Kraft und Liebe daran, sie zu gestalten. Die Größe der Anlage, die Weite des Gesichtskreises, die lebendige Handlung, die innere Bewegung, die das Werk auszeichnen, reden davon. Es wurde ein Sittenbild, mit starker Hand und ohne Schonung entworfen. Hat der Dichter darin des Guten vielleicht sogar zu viel getan? Arbusow hat in anderem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, daß Balthasar Russow, der ergibigste Chronist jener Tage, zwar ein redlicher, aber wohl auch übereifriger Bußredner gewesen sein mag. Auch bei Pantenius meint man fast eine unausgesprochene Mahnung zu vernehmen: So bereiteten sich eure Vorfahren den Untergang! Doch das sind Fragen der Nüancierung, wo weder dafür noch dawider schließlich etwas zu beweisen ist. Die Gesamterscheinung jener wilden, zum Sturze eilenden Zeit ist jedenfalls mit dem Pinsel eines im Wesen seines Gegenstandes tief kundigen Historienmalers festgehalten. Das ist der Sturmwind von 1557, der über die Fichten im Forst von Kelles und Randen streicht, das sind die Steine des Marktplatzes zu Riga, zu Dorpat, zu Reval, nicht Bühnenbretter, über die die Kruses, die Tedingsheim schreiten Der Geist jener verworrenen, wütigen Jahre lebt in „Die von Kelles“ Haß und Liebe geht bis ins Blut und fordert Blut. Blut, Haß und Liebe, die Farben durften im Bilde nicht fehlen. Und wie sind diese Farben — Purpur, Scharlach und Rosenrot — prachtvoll ins Bild hineingesetzt.: zum fahlen Gelb des Gewitterhimmels, zum Stahlgrau der Waffen, zum Pfauenbunt der Festkleider, zum stumpfen Braun der Werkeltagswelt, die gedrückt im Hintergrunde bleibt. Scharf individualisiert, wie Dürers Holzschuher, Holbeins Gisze, stehen die Hauptpersonen da: Eilhard, Jürgen, Bonnius, Barbara, zugleich repräsentativ, typisch wie jene; die starken Szenen des Taternüberfalls, der tollen Gelage, der Flucht, des Gerichts, der Rache sind mit den Nerven des 16. Jahrhunderts gefühlt. Auch mildernde Einzelzüge, wie das Wirken des Pastors Westermann (dem pietätvolle Freundschaft den Namen gab), wie das Hauswesen des rigaschen Schwarzhäupterältesten Billerbeck, sind im Sinne künstlerischer wie geschichtlicher Ökonomie vortrefflich verwendet, und wie wirkt gegenüber der Unrast und Not draußen der Besuch bei der einsamen Nonne im fast verlassenen Magdalenenkloster. Das Gebäude ist alt und baufällig; die Stuben sind kalt, und der Rat will sogar noch den Ofen einreißen lassen. Aber wie die beiden Junker Eilhard Kruse und Jürgen Taube, beide lutherischen Glaubens, wieder heraustreten, muß Jürgen an seine Schwester Anna denken, ein zartes Wesen, das der sie umdräuenden wilden Welt mit Schrecken gegenübersteht. „Sie würde sich in diesen Mauern wohl gefühlt haben“, meint er sinnend. Über dreieinhalb Jahrhunderte hinweg versteht man das Kloster als Zuflucht. Das ist „unmittelbare Kulturgeschichte“

Im Gottesländchen. — Kurländische Geschichten.

Die hier angestellte Betrachtung hat nun noch der Novellen zu gedenken, die Pantenius geschrieben hat. Zwei kurländische Romane hatten wir kennen gelernt, ferner zwei Romane, die außerhalb des zeitgenössischen Kurland spielten, — mit den zum Schluß zu erwähnenden zwei Novellen-Sammlungen kehren wir auf kurländischen Boden zurück. Schon die Titel sagen es an: „Im Gottesländchen" (1880 erschienen) und „Kurländische Geschichten" (1892).

Bereits in den biographischen Bemerkungen wurde der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum erwähnt. Man kann nicht sagen, daß er die baltische, noch viel weniger die kurländische Landesgeschichte beherrscht hätte; dazu war das Bürgertum zu schwach. Vorhanden war er und Pantenius hatte poetisch, wie historisch recht, wenn er ihm nicht aus dem Wege ging. Der Schreiber Bonnius liebt eine Barbara von Tedingsheim, das ist der Angelpunkt der persönlichen Tragödie in „Die von Kelles" Anno 1557. Aber wie der Mythus im Märchen, so lebt atavistischer Groll in den Knabenfehden der Schule auf. Zwischen Wilhelm Wolffschild und Friedrich Fuchsberg soll es sogar recht ernst werden, und die Väter müssen sich ins Mittel legen. Auch für diesen Wesenszug der heimischen Verhältnisse hat Pantenius das treffende Wort geprägt: „Im Banne der Vergangenheit" So heißt eine der Novellen, die im Gottesländchen spielen. Wir erfahren, daß der Standeskonflikt auch auf dem Boden der Gegenwart nicht nur eine Kinderkrankheit ist. Aber noch tiefer schneidet der Gegensatz, wenn sich zum sozialen Moment das nationale gesellt. Unheilvolle Spannungen gehen von Hof des wohlhabend gewordenen Letten zu dem des bürgerlichen deutschen Domänenpächters und zu dem des adligen Gutsbesitzers. Die gewaltsame Lösung, die eine Naturkatastrophe bringt, hat Pantenius in seinen Erinnerungen uns symbolisch gedeutet. Der Gang der Ereignisse hätte danach seiner Prophezeiung nur zu sehr Recht gegeben. Und seine Diagnose des ihm zeitgenössischen Kurland wird wohl keiner bestreiten, ja sie gilt für unser ganzes Land es „stand im Banne der Vergangenheit" Stand? —

Um übrigens auch das zu sagen: eine ständische Tendenz finde ich bei Pantenius nicht. Man liest allenfalls zwischen den Zeilen: diese Dinge könnten eine geringere Rolle spielen. Aber wer sagt das nicht! Mir ist noch nie jemand begegnet, der nicht in der Theorie das Gleiche gewünscht hätte. Sollte allein die Umsetzung dieser allgemein anerkannten Theorie in die Praxis schon als tendenziös gelten? In der Schilderung der Vertreter aller Kreise des Landes hat der Dichter poetisch Gerechtigkeit walten lassen. Grade die Novelle „Im Banne der Vergangenheit" ist ein schönes Beispiel dafür. Wie Edles und Unedles durcheinanderspielt, wie sich diese von einander getrennten und doch mit einander verbundenen Menschen hassen und lieben, verachten

und hochschätzen, das ist vor allen Dingen — verstanden. Und es ist der schöne Lohn dichterischer Hingabe, daß sie auch den Leser verstehen macht. Da werden sich wohl die einen, durch die einprägsamen Bilder des alten Haders erregt, eigensinniger verhärten, werden heftiger Partei ergreifen. Die andern, stofflich uninteressiert, erfreuen sich rein ästhetisch am Spiel der Kräfte. Die dritten aber halten sich ans wahre Verstehen und gewinnen sich hier die Fähigkeit, die Dinge aus höherem Gesichtspunkt ruhig zu betrachten und vielleicht sogar, sogar — demgemäß zu handeln.

Die übrigen Novellen der gleichen Sammlung „Um ein Ei" „Unser Graf" „Der Korsar" leuchten noch in manche Ecke der Heimat hinein, an der die größeren Bücher hatten vorbeigehn müssen. In „Um ein Ei" hat der Dichter das Gesinde des Bauernwirts besucht, in „Unser Graf" begegnen wir dem feinbehandelten Problem des Kampfs einer edlen Natur um die eigene Treue und Untreue, im „Korsar" ist ein Bild aus dem Studentenleben festgehalten. Wenn Paul Heyse für jede Novelle, unter Anspielung auf die 5. giornata des Dekameron, — den „Falken" verlangte, d. h. einen außergewöhnlichen Zug, der für den Gang oder Ausgang der Fabel maßgeblich ist, so fehlt der Falke keiner der genannten Erzählungen. Auch denen nicht, die in der zweiten Sammlung, den „Kurländischen Geschichten", erschienen.

Mit ihnen hat Pantenius von der poetischen Produktion Abschied genommen. Noch einmal besucht die Phantasie die Stätten der Knabenzeit, Neuenburg (wo er, wie nun mit Humor geschildert wird, nicht recht gern zu Gast war), und Sallgallen, dessen „großem Baum" indirekt die Ehre gegeben wird: im Namen Ulmenhof, der für Sallgallen gebraucht ist. Die Stimmung nähert sich den Memoiren; es ist mehr als eine Äußerlichkeit, wenn in dem kleinen Buch, das im selben Verlage und in der gleichen Ausstattung wie die bekannten Bändchen Heinrich Seidels erschien, nun zum ersten Mal die Ichform der Erzählung gewählt wird. Nach dem harten epischen Ton, in dem „Die von Kelles" dahinschritten, — auch die vorhergehenden kurischen Romane und Novellen waren in Dur geschrieben — erzählt nun der „alte Jungherr" mit sanfter Traurigkeit von seiner Liebe, ist auch „Käthchen Hortensius" eine freundlich schwermütige Erzählung, beide Geschichten in ihren Nebenzügen vielleicht noch ansprechender, als in der Fabel. Das „Gut an sich" bringt trauliche Erinnerungen an Riga mit Beobachtungen im melancholischen Pseudowinter Leipzigs in Verbindung, zwei Lebensstationen, — als das Buch erschien, beide überschritten. Arent Claassens Neujahrsgeschenk, das zur Zeit des Zaren Boris Godunow spielt, werden vertraute Leser als ein Pfand hingenommen haben, als ein Pfand für den noch zu erwartenden Roman aus dem Rußland der Zeit der Wirren (um 1600). Aber dieser Roman, schon konzipiert, wurde nicht mehr geschrieben; die „Kurländischen Geschichten" waren die letzte dichterische Gabe. —

Literarische Stellung.

Was bezeichnet den Dichter Pantenius? Heimat, Geschichte, Wirklichkeit! Um die beiden letztgenannten Beziehungen hervortreten zu lassen, kann ein Vergleich mit Gustav Freytag dienen. Pantenius ist der baltische Gustav Freytag. Der Zufall läßt die beiden Männer sogar in den Gesichtszügen einige Ähnlichkeit haben. Die Verbindung von historischen Studien, historischer Dichtung und Gegenwartsdarstellung ist beiden gemein. Beide sind sie aus gutem, seiner selbst bewußten Bürgertum, beide vielseitig und nach individueller Neigung gebildet, beide nicht Romantiker, jungdeutsche Querköpfe und Fabulierer, sondern Beobachter, aufmerksame Zeichner von Landschaft, Charakteren, Zuständen. Sie schreiben nicht ins Blaue, für die Leute auf Orplid und Bimini, sondern Freytag für seine deutschen Zeitgenossen, Pantenius für seine baltischen Landsleute. Während der sog. besten Lebensjahre war der eine, wie der andere Leiter verbreiteter und einflußreicher Zeitschriften. Das ließ sie die Gesellschaft klar, anschaulich, realistisch sehn; nicht wie dem Theaterdichter, der sich vor einem fremden, halb gefürchteten, halb verachteten Publikum verneigt, erschien ihnen ihr Leserkreis, sondern als eine wohlbekannte Welt, die zu betrügen sich der anständige Mann nicht hergibt, sondern der man mit Wahrheit noch immer dienen kann und soll und muß, — trotz allem. Bei der Lektüre von „Soll und Haben", und ebenso von „Wilhelm Wolfschild", „Allein und frei" zu fragen: „Ist das richtig geschildert?", „Ist der Autor gerecht?" wäre nicht unerlaubt, denn beide Dichter wollten richtig und gerecht schildern. Aber stellen wir die Fragen, so können wir sie auch bejahen. Wenn die in jenen Romanen Porträtierten und deren nächste Landes- und Standesgenossen das seinerzeit vielfach und mit Lebhaftigkeit bestritten, so war das nur in der Ordnung. War schon je jemand mit seinem Porträt zufrieden? Oder galt nicht vielmehr der Protest des Modells schon oft, wenn auch nicht als Beweis, so doch als gutes Indiz dafür, daß das Bild getroffen sei?

Die historische Bildung gab dem Wirklichkeitssinn das Maß und die Richtung. Es ist kaum zu glauben, daß sich geschichtlicher Sinn und krasser Naturalismus auf die Dauer vertrügen. Für geschichtliches Denken bezeichnend ist die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden. Wer das Leben in sein Buch aufnehmen will, wie der Photograph einen Gegenstand auf die Platte, verfährt wie der Pseudo-Historiker, der mit der Feststellung, wo Napoleon sich zu jeder Stunde seines Lebens befand, glaubte Napoleons Leben nun völlig erfaßt zu haben. Typisches sehn, — darstellen, wie es den Tatsachen nach gewesen sein könnte, dem Geist der Tatsachen nach gewesen sein m u ß, — das ist das Ideal des Geschichtsschreibers, wie des historischen, wie des realistischen Dichters. Der Unterschied besteht, literarisch gefaßt, in den Mitteln und Grenzen der Veranschaulichung. —

Glaubte ich nach diesen beiden Richtungen Pantenius durch die Zusammenstellung mit Freytag annähernd zu charakterisieren, (das Unterscheidende wird der Leser nicht verkennen), so bringt der dritte der hervorgehobenen Gesichtspunkte uns auf andere Zusammenhänge. Pantenius ist Heimatdichter. Mit der Heimatdichtung aber ist es in der deutschen Literaturentwicklung so bestellt. Berthold Auerbach hatte, nach 1840, also ungefähr 60 Jahre vor Gustav Frenssens Jörn Uhl und dessen beispiellosem Erfolg, schon eine vergleichbare Wirkung mit einem ähnlichen Werke getan: mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten. Er blieb im Ganzen ohne Nachfolge. Gotthelfs Bauernromane las noch niemand, Ludwigs Heiterethei und noch ein paar Titel, die man nennen könnte, widerlegen nicht das Gesagte. (Reuters Mundartpoesie hat ihre besondere Stellung). Erst die jüngste Vergangenheit erhebt die Heimatdichtung zu einer Bedeutung, die sie nie vorher eingenommen hat.

Zwischen der alten und neuen deutschen Heimatdichtung steht Pantenius. Wenn wir das so ansehen — und ich glaube, wir tun nichts Willkürliches damit — so müssen wir die künstlerische Selbständigkeit anerkennen, die Pantenius durch die Wahl seines Stoffkreises bewies. Denn um die Zeit, als er zu schreiben begann, war die herrschende literarische Richtung von nichts weiter entfernt, als von Heimatdichtung. Spielhagen war der Schriftsteller des Tages, dessen (hernach über Gebühr gelästerte) Romane die Ideen des deutschen Liberalismus in bewegten, aufgeregten, aber nicht eben sehr echten Lebensbildern zu verkörpern suchten. Trotz des pommerschen „Lokalkolorits" sind die „Problematischen Naturen", „Die von Hohenstein", „In Reih und Glied" u. s. f. Allerweltsromane, in denen Bildung und Fortschritt über den „Wust von Rittertum und Pfäfferei" gar zu billige Siege erfechten. Eine umschränkte Welt als Ganzes darzustellen, in ihrer poetischen Durchdringung Ziel und Genüge zu finden, nichts konnte damals ferner liegen.

Pantenius suchte sich diese Aufgabe. Sie war nicht auf dem Wege der Auerbachschen Dorfpoesie lösbar. Denn in Kurland gab es keine Dörfer, ja, was entscheidender war, gab es kein deutsches Volk. Und bei aller Volksfreundlichkeit und Lettenliebe, die vom Vater auf den Sohn übergegangen war, — die deutschen Stammesgenossen standen Pantenius näher. Ihr Wesen, ihre Eigenart zu schildern aber erforderte eine Verfeinerung in der Auffassung dessen, was als heimatbezeichnendes Element in die Poesie aufzunehmen war. Den schwarzwälder Bauern von dem in Pommern oder Friesland unterscheidbar zu zeichnen, war offenbar viel leichter, als die höheren, gebildeten, weniger bodenständigen Kreise eines Landes provinziell zu charakterisieren. Heute bedarf es theoretischer Erwägungen, um sich das klar zu machen. Denn im vergangenen ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben wir ja eine Hochflut von Heimatdichtern überhaupt jeglicher Art gehabt, und es ist keine Landschaft im deutschen Reich, die nicht unter jedem nur erdenkbarem Aspekt poetisch betrachtet worden wäre. Um 1870 herum war das ganz anders. Storm

nahm man schon seine „Husumerei", wie der Spötter Fontane sagte, ein wenig übel, — es war noch nicht die Zeit, zu der Fontane selbst seine märkisch-berlinischen Romane schrieb, zu denen ihn seine „Wanderungen durch die Mark" freilich doch einmal führen mußten. In dieser Zeit aber schrieb bereits Pantenius „Wilhelm Wolfschild" und „Allein und frei" Entschiedener von den Aussichten auf einen äußeren Erfolg absehen, als er hiermit tat, konnte man nicht. Wen gingen in Deutschland die Besonderheiten der paar Deutschen in den baltischen Provinzen an! In ganz Kurland, von dem Pantenius zunächst allein erzählte, gab es ebensoviel Deutsche (zwischen 40 bis 50.000), wie heute in einem der kleineren Vororte Berlins wohnen. In allen drei Provinzen zählte man noch nicht 200.000 Deutsche. Zwar gehörte davon vielleicht ein Viertel den oberen sozialen Schichten an, aber was wollte auch das besagen! Es blieb eine Kulturkolonie, zu der man die Verbindung so gut wie verloren hatte, es war eine „Welt außer aller Welt" Erst die jüngste Vergangenheit hat aus wirtschaftlichen Gründen die östlichste Ostsee Deutschland wieder näher gerückt.

Nahm man in Deutschland an den baltischen Verhältnissen geringen Anteil — nur die Universität Dorpat stand in reger geistiger Verbindung mit der deutschen gelehrten Welt — so lebte man in literarischer Hinsicht in den Provinzen ausschließlich von Deutschland. Der alte Merkel, der innerhalb und außerhalb des Landes unnütze Zeitschriften herausgegeben und unruhige Bücher geschrieben hatte, an denen man in Summa mehr Aerger als Freude erlebt hatte, war ja nun auch schon lange tot. Man darf zwar durchaus nicht sagen, daß es an geistigem Leben fehlte. Die gelehrte Produktion war sogar seit langem rege, eine heimische Publizistik entstand seit der Reformära unter Alexander II. Aber ihren allgemein beachteten poetischen Ausdruck hatte diese Welt nicht gefunden.

Pantenius gab ihr ihn und er hatte die Genugtuung, daß auch in Deutschland seine Werke bekannt wurden. Ihnen verdankte er die Position, die ihm angetragen wurde. Seine Bücher machten ihren Weg, obgleich sie, wie schon dargetan, der Moderichtung fernstanden. Sie haben dem Lande, von dem sie erzählten, manchen Freund geworben. Sie haben dem Gegenstande ihrer Darstellung eine poetische Form gegeben, in der sie nicht übertroffen wurden. Und so ist ihnen, nachdem der Widerspruch gegen den Propheten im Vaterlande verstummt war, in der baltischen Familie Hausgenossenrecht eingeräumt. Die eigene Bahn, die sich der junge Schriftsteller einstmals wählte, ist doch die rechte gewesen; als ein früher Vorläufer der so viel später erst zu ihrem Namen gekommenen Heimatdichtung hat Pantenius uns sein Bestes gegeben.

Schluß.

Der Poet hat die Feder beiseite gelegt, der Historiker hat sie noch mal zur Hand genommen. Es wurde erwähnt, daß ein Roman aus der Zeit der Wirren (nach dem Aussterben des Hauses Rurik und vor Beginn der Dynastie

Romanow) Pantenius in den 90er Jahren beschäftigt hatte. In seinen historischen Studien, wie in seinen politischen Anschauungen hatte Pantenius den Beziehungen zwischen den deutschen Ostseeprovinzen und Rußland stets und aus Grundsatz mehr Beachtung geschenkt, als es sonst bei uns üblich war. So war seine Phantasie auch lebhaft vom Schicksal der sog. „livländischen Hofleute" angezogen, jener abenteuernden Edelleute aus dem ehemaligen Ordensstaat, die im 16. und bis ins 17. Jahrhundert bald hier, bald da Kriegsdienste nahmen, und uns unter anderm auch in Polen, in Moskau und im Feldlager des falschen Demetrius begegnen. Der falsche Demetrius selbst aber ist eine Figur, die die Wißbegier der Geschichtsforscher wie die Erfindungslust der Dichter immer wieder beschäftigt hat und beschäftigt. Schiller, Puschkin, Alexej Tolstoi, — wen hat sie nicht alles angezogen! Aber wie ein geschichtliches scheint auch ein poetisches Verhängnis über ihr zu walten und der Vollendung ihr gewidmeter Dichtungen zu widerstreben. Kurzum, der Roman aus der Zeit der Wirren blieb ungeschrieben. Die immer wieder aufgenommenen Geschichtsstudien, die Pantenius mit jener Periode aufs genauste vertraut gemacht hatten, aber gediehen zum Abschluß und, wenn ich nicht irre: 1904 erschien als eine der von Eduard Heyck bei Velhagen und Klasing herausgegeben, „Monographien zur Weltgeschichte" das Buch über „den falschen Demetrius" Es wurde sehr freundlich aufgenommen. Und in der Tat stellt es eine der nicht sehr zahlreichen Belege dafür dar, in welcher spezifischen Weise die deutschen Balten dazu berufen wären, wissenschaftlich zwischen Deutschland und Rußland zu vermitteln. Pantenius hat wohl selbst gelegentlich der Beobachtung Ausdruck gegeben, wie schwer, ja fast unausführbar es dem gebildeten Mitteleuropäer in der Regel wird, russisches Fühlen und Denken in seinem Wesen zu begreifen. Was anderwärts unmöglich ist, ist dort möglich. Was anderwärts möglich ist, ist dort unmöglich. Und nur, wer unter diesen völlig anders als wir gearteten Menschen gelebt hat, oder mindestens von früh auf irgend eine Fühlung zu ihnen gehabt hat, findet sich in dieser fremden Gefühlswelt zurecht. Bei all ihrer Zurückhaltung und Abgeschlossenheit haben die deutschen Balten immerhin einen Einblick in russisches Wesen, den sich der völlig Fremde erst mühsam erwerben muß.

Der Befähigung und Bereitschaft, sich in das eigenartig Russische hineinzufinden, verdankt auch die wenige Jahre später (1908) erschienene „Geschichte Rußlands" ihre Vorzüge. Sie kommt dem unverkennbar zunehmenden Interesse, das sich in reichsdeutschen Kreisen für Rußland zeigt, glücklich entgegen, indem sie an die Voraussetzungen der deutschen Bildung anknüpft und so in die fremdartige Materie in bequemer Weise einführt. Man hat gegen das Buch eingewandt, daß es Rußland und die Russen zu günstig beurteile. Nun, von Hehns Invektivensammlung „De moribus Ruthenorum" ist es in der Tat himmelweit entfernt. Es ist mir sogar nicht zweifelhaft, daß Pantenius für das Volk, dessen jahrhundertelange Leidensgeschichte er sich so

genau zu eigen gemacht hat, warme Sympathie empfindet. Und ich gehe noch weiter. Wie meint man: gibt es wohl ein literarisches Sittengesetz? Würde ein solches von einem Ethiker der Schriftstellerei entdeckt und verkündet, so möge das erste Gebot lauten: Schreibe nur — Fälle der Pflicht und der Notwehr ausgenommen — darüber, wofür du Sympathie hast!

Schließlich haben wir uns einiger bezeichnender Gaben des Alters zu freuen gehabt, freundlicher Bilder der Erinnerung, die bei den biographischen Bemerkungen verwertet wurden. 1907 erschien das Buch „Aus meinen Jugendjahren", 1912 der Aufsatz „In Riga", — eben die Memoiren, von deren Charakterisierung und kurzer Wiedergabe diese kleine Studie ihren Ausgang nahm.

Diese Veröffentlichungen und die „Geschichte Rußland" fallen schon in die Zeit nach dem Rücktritt von der Redaktionstätigkeit. 1906 hatte Pantenius die Leitung sowohl des „Daheim" wie der „Monatshefte" niedergelegt und sich danach aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Er verlegte seinen Wohnsitz wieder nach Leipzig und lebt hier seit mehreren Jahren, gern mit Geschichtsstudien, namentlich über Rußland, sich beschäftigend, aber auch voll Anteil am geistigen Leben der Zeit, nicht zuletzt an den von der „Rigaschen Zeitung" berichteten Vorgängen in der Heimat. Hier, in Leipzig, beging er am 22. Oktober des vorigen Jahrs seinen 70. Geburtstag. Es war eine schöne Gelegenheit für alle, die daheim und in der Fremde des Heimatdichters dankbar gedenken, ihm davon Zeugnis zu geben. Freunde und Verehrer, Landsleute in Nah und Fern, die deutschen Vereine und Gesellschaften, die deutsche Presse, alle waren durch Glückwünsche, Adressen, Ehrengaben vertreten. Wie in einem Brennpunkt sammelten sich die Strahlen, die von einem erfreulichen und erfreuenden Schaffen ausgegangen waren. So konnte Pantenius diesen Tag als den schönsten seines Lebens bezeichnen.

Es ist nun zwar nicht recht gehörig, daß im Anlaß eines Geburtstages an den Gefeierten selbst Wünsche gerichtet werden. Dennoch möge es hier Verzeihung finden, wenn es geschieht und wenn ein schon von mancher Seite geäußerter Wunsch hier wiederholt wird, der Wunsch nach einer Fortführung der Lebenserinnerungen. Das persönliche, das literargeschichtliche Interesse daran bedarf nicht der Begründung, aber auch die heimatlich gestimmte Wißbegier meldet, wenn gleich bescheidentlich, ihren Anspruch an. Das fluktuierende, wenn ich so sagen darf, wie das rückkehrend wieder in Deutschland ansässig gewordene Baltentum stellt dem Beobachter ein reizvolles Problem, dessen Rubrizierung unter Stammes- oder Gesellschaftsgeschichte uns wenig Kopfzerbrechen machen kann, das aber anzugreifen nur umfassende Personalkenntnis und Feinheit des Urteils befähigt. Wie viel Landsleute von Ost und West, zureisend, heimreisend, haben nicht die gastliche Schwelle des Panteniusschen Hauses überschritten! Wir dürfen sagen: „Jedem, der darin verkehrt, ward ein froher Mut beschert" Und ich denke: Bei alt und jung ist es unvergessen. Zwar manche Augen, die den bezaubernden Erzähler anschauten, haben sich

geschlossen. Mancher plauderlustige, geschichtchenkundige Mund ist für immer verstummt. Und wo sind die anderen alle hin, die an dem Tische gesessen, wo Geist, Humor und die liebenswürdige Poesie der kleinen Dinge immer auch Platz nahmen! Wo sind sie hin! Nach allen Winden verstreut, im wahren Sinn: über Land und Meer, — aber nun lebt auch draußen, hie und da, wo's vielleicht niemand vermutet, ein Fünkchen Dank, ein Schimmer freundlichen Gedenkens. Inmitten einer anderen und immer fort sich ändernden Welt sei — das, meine ich, versprechen wir, die wir heute noch jung sind — Erinnerung und Treue so sicher gehegt, so fest gehütet, wie das Flämmchen der ewigen Lampe zu St. Sebald im längst protestantischen Nürnberg, das dem jungen Pantenius einst als schönstes Symbol der Pietät erschien.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dorpat vor 60 Jahren.

Von Elisabeth Hoffmann (Hapsal).

Vor einiger Zeit brachte die „Deutsche Monatsschrift für Rußland" *) eine Schilderung der Dorpater gesellschaftlichen und akademischen Verhältnisse in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da wandten sich im Geiste meine Blicke noch weiter zurück, in die fünfziger Jahre, wo ich mit den Meinigen, vor Krieg und Kriegsgeschrei flüchtend, Reval verlassen hatte und zwei lange Sommer (vom Mai bis zum Oktober) in Dorpat verbrachte, wobei ich einen tiefen Blick in das Semesterleben tun konnte, das damals erst in der Mitte des Juni schloß und schon Ende Juli wieder begann. Wenn auch der Umstand, daß wir als Fremdlinge die Musenstadt betraten, in mancher Hinsicht meine Erzählung beeinträchtigen dürfte, so ist doch andererseits gerade der Fremde besonders geeignet, schärfer und genauer zu beobachten, und dazu fanden wir Aufnahme in einem großen Familienkreise, in dem wir bald heimisch wurden. Diese Jugenderinnerungen, die alte Leute besonders treu im Gedächtnis zu behalten pflegen, werden bei mir noch durch ausführliche Tagebücher unterstützt und auf ihre Richtigkeit kontrolliert.

Die Studenten, kaum 700 an der Zahl, prägten dem ganzen Dorpater Leben jener Zeit einen besondern Charakter auf und standen überall im Vordergrunde des Interesses. Richard Wendt in seinem „Geralasch" schildert im Bande über die Ostseeprovinzen ganz vorzüglich besonders das Dörptsche Straßenleben in den 50ger Jahren und betont die hervorragende Rolle, die die vier sogen. alten Korporationen in der Gesellschaft spielten. Aber auch die Polen und Armenier, deren es damals hier recht viele gab, traten gesell-

*) Bd. I. (1912), Heft 10. S. 865 ff.

schaftlich mehr hervor, als es später, nach der Russifizierung der Universität, mit den aus dem Innern des Reichs herübergekommenen Russen der Fall war. Außerdem waren die Studenten früher in Dorpat viel seßhafter als jetzt, wo die Eisenbahn das Hin- und Herreisen sehr erleichtert. Wer jetzt arbeiten will, zieht oft fort, aufs Land, in andere Städte, einerlei wohin, nur weg aus Dorpat, während früher der Grundsatz feststand: Arbeiten kann man nur in Dorpat. Daher blieb in den Ferien stets eine große Anzahl älterer Studenten zurück und scharte sich im Sommer um den einzigen gesellschaftlichen Mittelpunkt, die „Sommer-Ressource", mietete sich wohl auch Trans-Embach ein, um die schönen Abende im großen Garten zu verbringen.

Außer der Ressource, die den jetzigen Ausstellungsgarten einnahm, gab es hier überhaupt im Freien keinen Vergnügungsort für die gute Gesellschaft, — auf dem Dom konnte man nur spazieren, das Sitzen auf dem Rasen war verboten, und Bänke gabs nicht. So viel ich mich erinnere, standen dort nur zwei Bänke mit Lehnen, oberhalb des Broeckerschen Aufstieges, außerdem eine kleine Bretterbank bei der sogenannten Eckertschen Treppe, beide Plätze hat der Maler Schlatter, damals erster und einziger Photograph Dorpats, der Kuriosität wegen abkonterfeit. — Wer jetzt den Dom mit seinen erweiterten Spazierwegen und Anlagen und den vielen hübschen Bänken, die zum Ausruhen einladen, besucht, wird es nicht begreifen, warum der alte Kurator Krafftström es durchaus nicht gestattete, diesen schönen Park durch einige hier und da aufgestellte Bänke etwas gemütlicher zu machen. In seinen Augen war eben die ganze Welt nur ein großes Militärlager, das stets en vedette sein mußte und zum Ausruhen keine Zeit hatte, — wozu also solchen unnützen Luxus gestatten? Seine 700 Studenten, die zu seinem Stolze sämtlich Offiziersrang hatten, so daß er also keine Gemeinen befehligte, waren ein Regiment, das er am liebsten Tag für Tag auf dem Exerzierplatz gedrillt hätte, was aber leider nicht anging, da sie sich mit brotlosen Künsten, wie es die Wissenschaften sind, abgaben. Wozu die nützen sollten, sah er nicht ein. Von ihm ging die Sage, daß er, wie Fritz Reuter sagt: „Schrewen Schrift nicht lesen konnte", — trotzdem hatte er es bis zum General-Leutnant gebracht und war dann, wie er selbst sagte: Gelehrter geworden, d. h. zum Kurator der Universität Dorpat ernannt worden, welchen Posten er 22 Jahre lang bekleidete!

Nach diesen Abschweifungen wenden wir uns wieder der Ressource zu, die nicht nur für die arbeitenden Studenten der Mittelpunkt des geselligen Lebens war; auch alle Familien der Stadt- und Universitätsgesellschaft sammelten sich um dieselbe, d. h. bezogen im Sommer ihre Landhäuser, die, von herrlichen alten Bäumen umgeben, in der Jamaschen Straße oder an der Revalschen Allee gelegen waren. Die Revalsche Allee zeigte ein Aussehen, das sie von der jetzigen Alleestraße wohl sehr wesentlich unterschied. Nur auf der Stadtseite befanden sich Häuser, und zwar gab es ihrer kaum ein

Dutzend, von der Ecke der jetzigen Rathausstraße, damals Bethausstraße genannt, wo das Apotheker Scharteſche Landhaus ſtand, für damalige Anſprüche ein idealer Bau, der noch jetzt in unveränderter Geſtalt, wenn auch ſtark gealtert, inmitten ſeines großen Gartenareals fortbeſteht, bis zur „roten Mühle," wo der Hoppeſche Garten, jetzt Nervenanſtalt, einen wundervollen Roſenflor entfaltete. Den meiſten Raum beanſpruchten die hohen Gartenzäune, welche die aus der Jamaſchen Straße hinaufreichenden Gärten einfriedigten und ſämtlich durch große Pforten und kleine Pförtchen mit der Alleeſtraße in Verbindung ſtanden. Die ſchönen hohen Birken zu beiden Seiten der Allee waren damals ſchon hübſche ſchattenſpendende Bäume, welche aber die Ausſicht nicht behinderten, die man aus allen Fenſtern dieſer Häuſer genoß, denn jenſeit des die Revalſche Allee begrenzenden Grabens dehnten ſich Felder aus mit wogendem Korn und ſaftigem Grün, dem Fernblick eine weite Umſchau geſtattend, auf die Mühlen, den Kirchhof und die fernen Höhen und Wälder. Wer abends einen zwangloſen Spaziergang unternahm, erging ſich dort, Bekannte trafen ſich, und öfters hatte man dabei noch einen etwas abſonderlichen Kunſtgenuß. Es war unlängſt der ſpäter ſo berühmte Cornet à piston-Künſtler Wurm in Dorpat geweſen, hatte mehrere Konzerte gegeben und war von den Studenten und den älteren Herren ſehr gefeiert worden. Mehrere von ihnen hatten ſich nun dieſem Inſtrument zugewandt und zu einem Quartett zuſammengetan. Da ſie ſämtlich, ziemlich gleichmäßig verteilt, an der Allee wohnten, entging man ihren abendlichen Übungen nicht: kaum war man dem einen entronnen, als man auch ſchon die „Klagelaute" des nächſten ertönen hörte, bis die rote Mühle dieſen Kunſtgenüſſen ein Ende machte. Zuſammenſpielend habe ich ſie einmal gehört, — da nahm ſich das Enſemble ſchon ſehr hübſch aus; nur die Übungen der einzelnen Stimmen fielen etwas auf die Nerven. Aber die Abende waren ſo herrlich, die Luft, die über die Felder ſtrich, ſo wonnevoll, die begegnenden Bekannten ſo lieb, daß man ſich durch dieſe Muſikübungen nicht abhalten ließ, immer wieder unter den Birken zu luſtwandeln.

Im erſten Stadtteil war auch die Gegend am Embach noch gar nicht bewohnt und bebaut, die Botaniſche Straße bildete die Grenze der Häuſeranſiedelungen. Alle die Frucht- und Gemüſenamen der neuen Straßen ſind erſt ſpäter ins Leben gerufen worden. Überhaupt gabs nur wenige Straßennamen im erſten Stadtteil, außer der Botaniſchen waren nur die Ritter- und die Breitſtraße benannt, ſonſt hatte man „Berge": den Schloßberg, den Broeckerſchen, den Morgenſternſchen und den Techleferſchen Berg. Im zweiten Stadtteil kannte man nur die Carlowaſtraße, wie die jetzige Alexanderſtraße hieß, vom Kaufhof hinunter; die Alt- und die Promenadenſtraße hießen die obere und die untere Wade; außerdem gabs wiederum nur „Berge": der Blumberg, der Thunſche (an der Ecke unten war damals die Thunſche Weinhandlung), dann der Senfberg und der Hetzelberg. Das jetzige Wulffiusſche Haus gehörte damals den Senfſchen Erben, die Treppen exiſtierten nicht, der

Berg wurde noch befahren, — aber fragt mich nur nicht wie?! Der „Mistberg", jetzt die Rigasche Straße, wurde übrigens zuweilen schon der Stationsberg genannt, — schließlich noch der Schlüsselberg, der sich stets ganz besonders schlechter Pflasterung erfreute. Die Teichstraße, die nur bis zum Reutzschen Garten, dem jetzigen Handwerkerverein, reichte, hieß „auf dem Senfberge" Dicht daneben lag die kleine Ackelsche Besitzung schon auf Landgrund, weshalb die „Ackelei", das Studentenquartier daselbst, sehr gesucht war von arbeitenden Philistern, die nicht in der Stadt leben durften und sich, sowie sie „abgehört" hatten, streichen lassen mußten, da die Zahl der Studenten damals eine begrenzte war. Nach 1848 war unbegreiflicherweise bestimmt worden, auf jeder Universität, deren es in dem großen Reiche wenige genug gab, dürften nur 300 Studenten zur Zeit aufgenommen werden. Dem Unterrichtsministerium war es freilich geglückt, für Dorpat und Helsingfors einen etwas günstigeren Modus ausfindig zu machen, um die Anzahl zu vermehren. Weil in St. Petersburg die medizinische Akademie bestand und diese Fakultät an der Universität nicht vorhanden war, ebenso derselben eine theologische fehlte, so wurden die Mediziner und Theologen hier nicht unter die 300 gerechnet.

Jenseit besagter Ackelei hörte die Stadt auf, die ganze Bahnhofgegend war freies Feld, der Wallgraben die reine Wildnis, die Domanlagen reichten nur bis zur Teufelsbrücke; alles, was drüben hinausreichte, hieß „die Sandgruben" und „der wilde Dom" Wunderschön sangen in dieser Gegend die vielen Nachtigallen, doch waren die damaligen Dörptschen Philomelen so wenig scheu, daß sie sogar in den, an der Ritterstraße gelegenen Gärten sich hören ließen. — Trans-Embach gab es schon mehr benannte Straßen: die bereits angeführte Bethausstraße, die Stein-, Jamasche-, Revalsche und Petersburger Straße, außerdem war dort der Sturmsche-, der Ressourcen- und Waisenhaus- oder Jägerberg. Letzterer war ein Teil der jetzigen Bergstraße, die, längst abgegraben und ausgegraben, jetzt eine Schlucht bildet und an einer Seite eine unwegsame, hohe Erdstaffel aufweist. Damals wurde sie noch, wenn auch selten, befahren, doch erinnerten die dann und wann heraufeilenden Zweispänner, — andere Droschken gabs nicht, — wohl etwas an die Fliegen, die an der Wand emporklettern, auch glaube ich nicht gesehen zu haben, daß einer von den Kutschern hinunterfuhr; war er glücklich oben angelangt, so retournierte er lieber durch die Allee. Der Name Jägerberg rührte von der unten liegenden Jägerschen Kneipe her, die auch Jägerei genannt wurde.

Wie schon gesagt, war die Ressource der Mittelpunkt, der die ganze Dorpater Gesellschaft in der Sommerzeit vereinigte, wurde doch sogar das erste Trottoir aus flachen Granitsteinen, vom Rathaus ausgehend, durch die Ritterstraße zur Holzbrücke, von dort bis zur Sommer-Ressource gelegt, um den Herren vom Rat den Weg in der Sommerhitze doch in etwas zu erleichtern. Die Jahreszahl 1855 auf einigen der Steinplatten beweist die Richtigkeit dieser Angabe.

Allabendlich pflegten die alten und die jungen Herren sich sehr zahlreich im Garten wie im Saal zusammen zu finden, zum gemütlichen Plaudern oder zu Kartenpartien, deren es stets mehrere gab. Am Donnerstage erschienen auch die Damen, die Stadtkapelle spielte im Freien, man promenierte, erfreute sich des schönen Baumgartens, saß auf der Veranda und genoß die hübsche Aussicht über die Stadt und die Umgegend. Alle 14 Tage am Dienstag abend mußten die alten Herren der Jugend das Feld räumen, da wurde von 9—12 getanzt, nachdem vorher die Musik im Freien gespielt hatte. Die Damen kamen von der Gartenpromenade in den Saal, tanzten im Hut, die Gesellschaft war sehr munter; da der Kreis verhältnismäßig klein war, wurde man leicht mit einander bekannt.

Wie wir sahen, spielte sich das Sommerleben hier in Dorpat sehr gemütlich ab. Man blieb ständig hier, nur wer Verwandte auf dem Lande hatte, ging zuweilen zu denen auf Besuch. Daß man irgendwo in der Ferne sich ein Sommerhaus mietete, gehörte zu den größten Seltenheiten. Namentlich anführen konnte man einzelne Familien, die nach Cabbina, Kamby oder Heiligensee zogen, auch hörte man ja zuweilen von kühnen Unternehmungen an den Strand. So waren z. B. Professor Koehlers einstmals aus Gesundheitsrücksichten ins Seebad geschickt, — Platkaja hieß der Ort, er muß etwa in der Gegend des heutigen Neubad gelegen haben, — und sie dachten stets nur mit Grauen an diesen Sommer zurück, der ihnen die unglaublichsten Entbehrungen gebracht hatte. Die Gegend war von keinerlei Kultur beleckt gewesen, das Haus sehr unwohnlich mit hohen Schwellen, niedrigen Türen, kleinen Fenstern, verräucherten Wänden und sehr viel Fliegen, dazu in der nächsten Umgebung nur das Meer, — kein Baum, kein Strauch. Man war dort gar nicht auf Fremde eingerichtet, im Dorf nichts zu haben, eine Stadt unerreichbar, frisches Fleisch im Sommer nur vom Hörensagen bekannt. Man aß Fisch! d. h. wenn gefischt wurde: in den 6 Wochen, während Koehlers dort weilten, hatten widrige Winde den Fischern das Handwerk gelegt, so daß nur ein glücklicher Fischzug etwas Abwechslung brachte. Im übrigen hatte die betreffende Mama sich wohlweislich mit Trockengemüse, Salz- und Rauchfleiß reichlich versehen und damit ihre Gesellschaft durchgefüttert. Jedenfalls waren sie alle froh, als die Badezeit überstanden war und sie sich für den Rest des Sommers in ihrem gemütlichen Landhause in der Jamaschen Straße, vis-à-vis der Steinstraße, niederlassen konnten.

Nachdem wir das Sommerleben Dorpats geschildert, wenden wir uns dem Semesterleben zu, und zwar vorerst dem der korporellen Studenten, das schon insofern sehr anders als das jetzige war, da die Konventshäuser fehlten, es nicht einmal, wie in den 80-ger Jahren, Korporationskneipen gab. Außerdem war das wirtschaftliche Leben, der ganze Zuschnitt desselben ein so total anderer, so sehr viel einfacher als in der Jetztzeit. Einerseits waren die Ansprüche der jungen Leute an äußeren Komfort sehr geringe, andererseits war

das Angebot an Wohnungen, Einrichtung und Beköstigung unsagbar mangelhaft, die Preise demgemäß auch sehr bescheiden. Gewöhnlich bewohnten zwei Mann ein Zimmer und zahlten dafür semesterlich 12—15 Rbl. Aus dem Speisehause holte die „Löffeline" ihnen das Mittagsbrot, woran sich gewöhnlich 4 Mann beteiligten, und sie zahlten dafür zusammen monatlich 7 Rbl. Abends zu den sogenannten Fuchstees, wo der Oldermann mit seinen Füchsen bei den älteren Leuten erschien, um sie mit denselben bekannt zu machen, wurde einfaches Weißbrot gereicht, dazu „alter Grünkäs'" und, wenns hoch herging, Revalsche Killos. Nach dem Abendessen präparierte man sich Toddy aus Rum, zu 1 Rbl. die Flasche, und die Füchse hatten es nicht leicht, den Geschmack, d. h. die Ansprüche an Rumgehalt, der einzelnen „älteren Herren" zu treffen. Einer von ihnen hatte immer und allemal, wenn ihm das Glas gereicht wurde, nach dem ersten Probieren gesagt: „Ganz schön, aber noch 3 Tropfen Rum dazu", — was er sogar tat, als man ihm reinen Rum gegeben, wobei nur der Zucker mit einigen Tropfen Wasser gelöst war.

Diese Fuchstees waren die einzigen Gelegenheiten, zu welchen die Füchse die Gesellschaft der älteren Leute aufsuchen mußten, in der allgemeinen Kneipe, im Knoch, wo vormittags gefrühstückt, aber kein längerer Aufenthalt genommen wurde, brauchten sie nicht zu erscheinen. Ein sehr beliebtes Kneiplokal war in den fünfziger Jahren dieser sogenannte Knoch, dessen Besitzer, ein alter langer Franzose, Mignot hieß, weshalb seine kleine dicke Frau von den Studenten Mignon genannt wurde. Eben wegen ihrer Korpulenz bekam sie noch den Zunamen „die Knöcherne", und danach hieß die Kneipe „der Knoch" — Diese Kneipe bestand Jahrzehnte lang im Professor Koehlerschen Hause (nun ist das Kreditsystem drin eingezogen), der Eingang war durch den mittleren Hof, der, damals sehr geräumig, jetzt arg verbaut ist.

Da es keine eigenen Konventsquartiere gab, wurden die Konvente in einer der größeren Burgen abgehalten und von den Füchsen den Landsleuten die Anzeige gemacht, indem sie dieselbe mit Kreide an die Türen der Quartiere schrieben, wobei sie es oft mit der Orthographie der Namen nicht ganz genau nahmen und z. B. das Huenesche, jetzt Paulmannsche Haus, an der Holzbrücke einfach mit „Hühnerei" notierten. Die Korporationszahlungen betrugen in der Estonia 38 Rbl. Oldermannszahlung, 6 Rbl. Eintrittsgeld in die Burschenkasse, das später auf 3 Rbl., dann auf 1½ Rbl. ermäßigt wurde. Der Fremden- wie der Maikommers fanden meist in Mollatz statt; dabei zahlte jeder bar 1½ Rbl., und ebenso viel wurde aus der Burschenkasse für jeden Teilnehmer zugezahlt. — Der Stiftungstag wurde zuweilen in Camby oder auch in Weslershoff gefeiert, der 12. Dezember überhaupt nur 1852 zum 50-jährigen Jubiläum der Universität, ebenso der 21-ste April auch nur damals, und zwar in Kehrimois, die Mainacht nie.

Bei diesem Stande der Zahlungen und Ausgaben (es war möglich, sich noch billiger einzurichten) wird man es nicht verwunderlich finden, daß mein

Vetter Wilhelm Baumann, genannt Peter Bautzmann, der in den 30=ger Jahren studierte und als Dorpater Bursch, wie später als Philister in Reval, sehr beliebt war, bei einem Wechsel von 100 Rbl. semesterlich sich sogar ein Reitpferd hielt und, ohne einen Heller Schulden zu hinterlassen, die Universität verließ. — Zahlungsangelegenheiten wurden damals sehr ernst genommen, und unter den Estländern waren Haupterzieher in dieser Hinsicht Carl Eduard Koch und Alexander Eggers, genannt der „alte Gori"

Der dritte Stadtteil wurde damals von den Studenten mit Vorliebe zum Wohnort gewählt, weil er unter der Aufsicht eines sehr humanen Pedellen stand, der die jungen Leute möglichst wenig belästigte. Es war damals nämlich die Kontrolle über die Studenten eine sehr strenge: 3 Bursche durften nicht miteinander ein Glas trinken, ohne vorher beim Rektor schriftlich eine namentliche Anzeige gemacht zu haben. Mehr wie 12 Mann durften nominell überhaupt nicht zusammen kommen, von denen 2 die Kaventen waren, und zwar mußten diese „ganz unbescholten" sein, d. h. nie irgend was „losgelassen" haben. Jeder Kommers mußte derartig angezeigt werden, und es kam allemal der Ober=Pedell mit einem Gehülfen herausgefahren; sie ließen sich das ihnen vorgesetzte Traktament bestens munden und fuhren wieder heim. Als der große sogenannte Völker=Kommers 1852 am 21=sten April, bei Gelegenheit des 50=jährigen Jubiläums der Universität, in Kehrimois stattfand, war es dem Rektor vorgekommen, als wenn diese Meldung von zwölf Teilnehmern irgendwie für ungenügend könnte angesehen werden und daher bat er, die Herren möchten doch noch eine Gesellschaft mit anderen Kaventen anzeigen. Das geschah denn auch in denselben Zahlen, und zwar gab man diesmal Novum als Versammlungsort an, womit der alte Herr sich für ganz befriedigt erklärte, - ein Beweis, welch ein Formenmensch er war und wie es ihm nur um die ominösen бумаги zu tun war.

Wenn im Semester in den Burgen gesellige Vereinigungen stattfanden, konnten die Studenten jederzeit gewärtig sein, von irgend einem Pedellen abgestört zu werden, der, durch größere Lichtfülle oder durch etwaige Sangesklänge angelockt, unbehindert überall eintreten konnte. Durch gute Bewirtung suchte man ihn milde zu stimmen, erreichte aber damit oft nur, daß die guten Gottesgaben ihn bewogen, bald wiederzukehren, und wenn er nun gar mit dem Schlage 11 „im Namen des Gesetzes" die Zusammenkunft für beendigt erklärte, blieb den Betreffenden wirklich nichts anderes übrig, als auseinander zu gehen oder — in ein anderes Quartier überzusiedeln.

Wie zudringlich solche Pedelle sein konnten, erfuhr der Kurländer Goldmann, zu dem eines Morgens früh solch ein Mann des Gesetzes in die Wohnung drang und, arg mit der Nase herumschnuppernd, plötzlich behauptete, es rieche nach Rum, am Abend vorher habe in diesem Quartier wohl eine unangezeigte größere Gesellschaft stattgefunden. Es half nichts, daß der so Angegriffene versicherte, er habe, allein daheim sitzend, sich zu seinem Tee

einen „Schuß Rum“ gestattet, der Pedell blieb dabei, jede Alkoholkneiperei müsse angezeigt werden. Nun da blieb denn Goldmann nichts anderes übrig, als seinen Namen auf einen Zettel zu schreiben und denselben in der Universitäts-Kanzlei einzureichen. Auf die Frage nach der Bedeutung dieser Meldung antwortete er pflichtschuldigst, er gedenke am Abend seinen Tee mit Rum zu trinken und habe vom Pedellen die Anweisung erhalten, dies vorher anzuzeigen.—

Bis zum Schluß der 50-ger Jahre trugen alle Studenten ohne Ausnahme Uniformen, und jedes Dawiderhandeln wurde mit mehreren Tagen Karzer bestraft. Daher kam damals die Mode der langen Tuchmäntel, Almaviva genannt, auf, um mit denselben illegale Kleidungen zu verbergen, was aber nicht oft gelang. Auch Haar und Bart mußten „legal“ sein, jeder Schnurrbart war verpönt. Der Estländer Eduard Gloy, genannt Strohm, der stark brünett war und einen sehr üppigem Bart- und Haarwuchs hatte, vernachlässigte einmal in scharfer Examenarbeit seinen äußeren Menschen, so daß er bei einem Ausgange von einem ihm begegnenden Pedellen in sehr milder Weise mit folgenden Worten auf den Weg der Pflicht gewiesen wurde: „Herr v. Gloy! Haar is lang, Bart is schwarz, gehen sie nach Haus!“

Wenn ich erst sagte, daß der dritte Stadtteil von den Studenten als Wohnort bevorzugt wurde, so soll es nicht heißen, daß man die andern Stadtteile vollständig mied. Auch sie hatten hier und da sehr beliebte Burgen, z. B. die Kiehnasterei hinter dem Rathaus, die Müllerei am Techleferschen Berge, die Kanzel im Vietinghoffschen, jetzt Manteuffelschen Hause am Markt. Letztere Burg bestand aus einem sehr großen hohen Zimmer, dessen Eingangstür hoch oben unter der Decke war, so daß man eine Anzahl Stufen herabsteigen mußte. Der Absatz oben war mit einer Gallerie umgeben, woher der Name Kanzel herrührte, und die älteren Theologen benutzten vor ihrer ersten Predigt diesen Platz, um sich dran zu gewöhnen, von oben herab zu reden. In der Krone, im Professor Koehlerschen Hause, befand sich die medizinische Bibliothek für die Krons-Stipendiaten, von denen einer als Bibliothekar daselbst freie Wohnung hatte. — Sehr bevorzugt wurde, sowohl als gelegentliches Konvents-Lokal wie als Versammlungsort bei größeren Vereinigungen, das Quartier im Tyronschen Hause, an der Ecke der Johannis- und Breitstraße. Der Balkon daselbst wurde von den Sängern gern benutzt: vom März an saßen sie bei schönem Wetter da oben in der Sonne und schmetterten zahllose Quartette in die Straße hinunter.

Ein Vergnügen, das sich die Studenten auch in alten Zeiten gern gewährten, waren die Spritzfahrten „auf die Länder“ Damals benutzten sie dazu Fuhrwerke der naheſtädtischen Bauern, ebenso zu ihren Heimfahrten in die Ferien, denn bei den wenigen Poststraßen konnten sie infolge der großen Frequenz nicht auf prompte Beförderung rechnen. Da waren es denn, wie gesagt, die naheſtädtchen wohlsituierten Großbauern, die mit ihren guten Pferden ein blühendes Fuhrmannsgewerbe betrieben, das oft eigentümliche Nebenzweige

trieb, da es mit Bankiergeschäften vereinigt wurde. In jener Zeit, wo es in Dorpat keine Banken gab, gedieh dort das Wucherwesen so sehr, daß z. B. 10 % monatlich gar keine übermäßige Forderung war. Da mußte man zu andern Mitteln greifen. Oft schon im September erschienen die Bauern bei ihren bekannten „Jungherren", — z. B. aus Forbushoff Jakob Suurmees (Großmann), ein sehr beliebter Geschäftsfreund, — und besprachen vorläufig die Dezember-Reise, d. h. der Student fragte, wie viel Handgeld der Bauer gewillt sei zu zahlen, bis man sich auf etwa 30 Rbl. einigte, die der Student erhielt. Brauchte er mehr Geld, so schloß er wohl mehrere Vereinbarungen und konnte am Ende des Semesters denjenigen seiner Kommilitonen, die, weniger geldbedürftig oder weniger praktisch, sich nicht rechtzeitig eine Fahrgelegenheit zur Heimreise besorgt hatten, eines seiner Fuhrwerke abgeben. Zu diesem Reisehandel aber kann ich bemerken, daß bei der Rückzahlung des Handgeldes und Abzahlung des Fuhrlohnes keiner dieser schlauen Dorfherren wohl je zu Schaden gekommen ist, im Gegenteil, das Geschäft war meist ein sehr gutes. Kam solch ein Fuhrbauer im Laufe des Semesters zur Stadt, so besuchte er seine Jungherren, um zu erfahren, wann er seine Zahlung erhalten werde. Lag keine Möglichkeit vor, ihm die Summe gleich zu geben, so bat er sich meist etwas Kleingeld als „Gehgeld" aus und schlug sich dabei leicht 20 % jährlich zusammen, wobei der Student immer noch im Vorteil war, angesichts der 120 % jährlicher Wucherzinsen.

Doch nicht nur die Heimreisen machte man in den Bauernfuhrwerken, — im Sommer waren es die sogenannten Planwagen, im Winter mit „Rogoshen" bekleidete Kibitken, — auch auf die Länder wurde gefahren, — nach Heiligensee, Camby, Kuckolin auch oft geritten, einmal sogar nach Walk, — sonst wurden die benachbarten kleinen Städte besucht. — Tschernow und Ignatius freilich, die beiden am Meer Geborenen, unternahmen es einmal, ihre Johanni-Heimreise nach Hapsal und Dagden von der Dorpater Holzbrücke aus zu Boot über Fellin-Pernau zu machen, doch hörte man im Herbst, die auf der Karte so übersichtlich dargestellten Wasserwege, zwischen dem Wirzjärwsee und Fellin, sowie von Fellin zum Pernaufluß, hätten sich in Wirklichkeit als nicht ganz befahrbar erwiesen, also daß die Jünglinge ihr Boot, das zum Glück sehr klein war, manchmal hatten tragen müssen. — Die Estländer Otto Hoffmann und Eduard Gloy fuhren einmal mit einem Bauer bei sehr schlechten Wegen zum Februarmarkt nach Fellin. Tags darauf folgten ihnen Alexander Eggers und Peter Woldemar Krich, danach noch mehrere Landsleute, so daß sie, ihrer 12 Bursche, erst den Ball in der Bürgermusse mitmachten und dann in den Adelsklub zu zwei Bällen gebeten wurden; endlich gaben sie noch selbst einen Ball, der sehr stark besucht war und äußerst gelungen verlief. — Einmal im März, bei schönstem Frühlingswetter, zogen mehrere Estländer, unter ihnen Karl Rodde und Hermann Krause, hinaus nach Novum, wo damals die alte „Tante Pfahl" wirtschaftete. Ihnen folgten Fritz Wulff, Georg

Krich u. a., bis schließlich 14 Mann beisammen waren. Nachdem sie mehrer Tage dort gehaust hatten, wurden sie der alten Frau allmählich zu viel, und da sie nicht weichen wollten, fror und hungerte sie sie systematisch aus, bis sie endlich abzogen.

Des alten Lokkus muß ich noch erwähnen, obgleich berufenere Federn es vor mir getan haben, doch ist sein Andenken zu sehr verknüpft mit jenen Zeiten, als daß ich ihn mit Stillschweigen übergehen könnte. Er war bekanntlich Inhaber einer Badstube, deren kleines Haus noch eben neben der großen Panowschen Badeanstalt liegt, aber sehr unscheinbar aussieht. Zur schönen Quelle hatte der Alte im Hause einen Zugang und in ihrer kalten Flut hielt er die Schnapsflaschen, die er stets eigenhändig zu etwaigem Gebrauch herausholte. Nachdem die jungen Herren gebadet hatten, erhielten sie einen Labetrank, und darauf Fleischkuchen mit Kartoffeln und Pfannkuchen mit Strickbeerenmus. Bier mochte der Alte nicht, daher sagte er den Studenten, die er alle duzte: „Trinkt Schnaps, der ist gut für den Magen; trinkt nich bitter alt' Opfenwasser" — Baargeld sah er nie von seinen Studenten; er notierte stets alles sehr genau, und es ist bereits genugsam anderswo erzählt worden, wie er es verstand, von älteren Herren, die es versäumt hatten, bei ihrem Abzug aus Dorpat ihre Rechnung bei ihm zu begleichen, sich das Seinige zuweilen wiederholt einzufordern und auch zu erhalten.

Aus diesen Berichten ist ersichtlich, daß die Studenten zwar durch eine stark kleinliche Beaufsichtigung von Seiten der Universitätsobrigkeit geniert wurden, sich davon aber nicht viel anfechten ließen, sondern sich in harmlosem Jugendmut ihres Lebens freuten. Übrigens erreichten diese Nörgeleien bald ein Ende, als im September 1854 der alte Kurator starb und dessen Nachfolger, der Geheimrat Bradke, bisher Kurator in Kiew, ein tief religiöser, evangelischer Geist und wissenschaftlich hochgebildeter Mann, alsbald ein ganz anderes Regiment aufbrachte. Vor allen Dingen veranlaßte er die (leider nur ministerielle) Bestätigung der Korporationen, schritt gleich zur Gründung einer Universitätsgemeinde und führte noch viele andere zeitgemäße Verbesserungen ein.

(Schluß in der nächsten Nummer).

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das „Zerstörungsfest" in Katharinenfeld (Kaukasus).

Von B. Briem (St. Petersburg).

Die im südlichen Kaukasus, unweit von Tiflis gelegene, deutsche Kolonie Katharinenfeld feiert alljährlich am 12. August einen großen Gedächtnistag, zu dem aus vielen andern Dörfern und Städten die Deutschen herbeiströmen, denn dieses Fest, das „Zerstörungsfest", ist Katharinenfelds größter Feiertag. Es

wurde nämlich im Jahre 1826 am 12. August die Kolonie von einer aus Kurden und Tataren bestehenden Bande überfallen und zerstört.*) Die Räuber verwüsteten das Dorf und schleppten viele Einwohner mit sich fort in die Gefangenschaft. Die Übriggebliebenen, die sich noch rechtzeitig in die umliegenden Schluchten und Wälder geflüchtet hatten, kehrten nach dem Abzuge der Räuber wieder zurück und begannen die zerstörte Arbeit von neuem. Die Entwickelung der Kolonie ging von nun an ungestört fort. Die Einwohner wurden wohlhabend, und nach und nach verblaßte die Erinnerung an jenes Ereignis. So konnte es auch geschehen, daß der 12. August, der ursprünglich ein ernster Buß- und Gedenktag sein sollte, zu dem größten Festtage in Katharinenfeld wurde.

Wie gewöhnlich, so auch im verflossenen Sommer 1913, rüsteten sich die Kolonisten schon lange vorher zu dieser Feier. Sogar von auswärts, aus der Schwestergemeinde Helenendorf, kam die Nachricht, der Gesangverein wolle zu diesem Tage eintreffen und zugleich ein Chorwerk zur Aufführung bringen. So waren dieses Jahr wieder viele Gäste in der Kolonie zu erwarten. Als ich in Tiflis am Vortage des Festes in den Zug stieg, wimmelte er schon von Deutschen, die aus allen Ecken des Kaukasus hin nach Katharinenfeld wollten. Dort aber zerfloß die Schar auf schnelle, unmerkliche Weise, indem sich ein jeder Gast zu seinen Bekannten begab. Auch ich kehrte bei meinen Verwandten ein und wurde dort mit größter Freundlichkeit empfangen.

Am nächsten Morgen, also am Festtage, traf ich schon in der Frühe gute Bekannte aus Tiflis, mit denen ich gemeinsam einen Rundgang durch die Dorfstraßen machte, die sich in schnurgeraden Linien, von Quergassen durchbrochen, am Abhang entlang hinziehen. Am Fuße des Berges fließt ein Gebirgsfluß, der Muschawer, vorbei, an dessen Ufern ein Teil der Weingärten liegt. Denn Weinbau und Weinhandel sind die Haupterwerbquellen der Kolonie. Es ist sogar schon eine Genossenschaftskellerei „Union" gegründet worden, die bis tief nach Rußland Weine versendet. So ist der Kolonie auch im Äußeren ein gewisser Wohlstand und ein Vorwärtsstreben anzumerken. Die Häuser sind geräumig und stattlich, die Kirche groß, schön und hell, und das Pastorat ist ein Prachtbau. An der Schule unterrichten gegenwärtig 8 Lehrer und die Fragen, die das Schulwesen betreffen, zählt man dort eben zu den wichtigsten und brennendsten. Außerdem besuchen schon ziemlich viele Kinder die Mittelschulen in Tiflis und einige studieren bereits auf verschiedenen Universitäten und technischen Hochschulen. Auch die geselligen Vereinigungen leisten eine eifrige Arbeit, wie z. B. auf Betreiben des „Lesevereins" gerade zu diesem Feste draußen im Walde die „Preziosa", natürlich ohne Musik, aufgeführt wurde.

*) „Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien. Zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Bestehens derselben bearbeitet von M. Friedrich Schrenk, Pastor zu Elisabeththal. Tiflis 1869".

Später gingen wir in die Kirche zum Festgottesdienst, dem der Chor aus Helenendorf durch Vortrag einiger Lieder eine besondere Feierlichkeit gab. Den Nachmittag über spazierten wir in den näheren Gärten umher, wo unsere Gastgeber uns mit frühreifen Trauben bewirteten. Ein anderer Teil der Gäste blieb oben vor dem Dorf, wo auf einer freien ebenen Stelle das Blasorchester zum Tanze aufspielte. Als es dunkel geworden war, zogen alle wieder in das Dorf nach dem großen Platze hinter der Kirche, auf dem der Gesangverein aus Helenendorf das angekündete Werk, Schillers „Glocke", komponiert von Rombach, vortragen sollte.

Es war dort für den Chor eine Holztribüne errichtet. In einiger Entfernung um sie herum waren die Bänke für die Hörer. Die Gäste, die keinen Platz gefunden hatten, standen in dichten Massen hinter den Bänken auf dem Platz umher. Wir hatten auf einem weinumrankten Balkon bei Bekannten einen bequemen Ort gefunden. Der Leiter des Chors sprach zu Beginn einige Worte, las dann das Gedicht vor und darauf begann der Gesang. Das Publikum hörte aufmerksam zu, und nach Schluß war der Beifall für den wirklich guten Vortrag aufrichtig und lebhaft.

Als wir von unserem Balkon hinunter kamen, trafen wir auf dem Platze eine Gruppe Bekannter, die uns aufforderten, noch einen Gang hinaus vor das Dorf zu machen. Vorerst hielt man aber vor dem Hause eines Kolonisten, der uns noch mit Wein bewirtete, und dann zogen wir nach den Klängen eines flotten Marsches durch das schon stille, dunkle Dorf. Die Katharinenfelder hatten nämlich ihre Guitarren und Mandolinen mitgenommen und spielten nun Stück auf Stück. Draußen vor dem Dorfe wurde lange getanzt; nachher wurden Gesellschaftsspiele veranstaltet, und wir wären dort noch lange geblieben, wären nicht Tataren vorübergezogen, die in der Dunkelheit fast die am Wege liegenden Instrumente überfahren hätten. Wir unterbrachen unser Spiel und bemerkten dabei, daß es Zeit sei zum Heimgehen. Eilig und müde kehrten wir zurück in das Dorf, wo wir uns sofort verabschiedeten. Am nächsten Morgen in aller Frühe sollte eine Tagesausfahrt in den Wald gemacht werden.

Als ich am Morgen hinaus auf den Balkon kam, waren schon die Wagen angespannt und der Knecht tränkte die Pferde. Für uns Gäste stand seit geraumer Zeit der Teetisch gedeckt, und man mahnte zur Eile. Auf den Wagen packte man Vorräte für den ganzen Tag: Fleisch, „Badridschane", „Pomidoren", geschlachtete Hühnchen, Reis, Kartoffeln, Früchte, Brot, Kuchen und Wein. Nachdem alles untergebracht war, bereitete der Knecht mit großer Geschicklichkeit auf dem Wagen Sitze. Zuerst legte er Rebenbüschel als federnde Grundlagen, und darauf wurden dann Teppiche und Decken gebreitet. Alle suchten sich so bequem, wie möglich, zu plazieren. Dann fuhren wir mit lautem Gepolter aus dem Hofe. Überall auf der Straße begegneten wir Wagen und draußen vor dem Dorfe kamen wir in eine lange Reihe von Gefährten, die sich vor

uns weit oben im Bergwalle verlor, hinter uns sich bis zum Dorfeingang hin zog, denn ohne Ende fuhren Wagen von dort heraus. Es war wie eine Völkerwanderung. Nur alte Mütterchen und Kinder, die nicht gehen konnten, blieben zurück.

Trotz der frühen Stunde war es heiß, aber auf die Stimmung schien das nicht zu wirken. Die sogenannten „Ledigen" waren schon im besten Zuge. Es sind das die jungen, konfirmierten, unverheirateten Leute, die sich in „Kompagnien" zusammenschließen und Sonn- und Feiertage stets gemeinsam verbringen. Diese hatten besondere Wagen eingenommen und fuhren in wilder Fahrt an uns vorüber. Die Ziehharmonika tönte, und dazwischen hörte man Lachen, Singen und Rufen. Je weiter wir kamen, desto mehr zog sich die Reihe auseinander. Einige blieben zurück, um nicht im Staube zu sein, andere fuhren vor, um schneller anzukommen und einen guten Platz zu erhalten. Darum fuhren wir, als wir uns dem Lagerplatze näherten, ganz alleine. Nur weit hinter uns sahen wir die anderen Wagen, während die ersten schon in der Schlucht vor uns, unserem Lagerplatze, verschwunden waren. Der Weg machte eine Biegung und wir fuhren in die bewaldete, am Anfang breite Schlucht hinein. Schon von fern flimmerten durch die Blätter einzelne Feuer, und bald waren wir mitten im Lager.

Dicht an einander gedrängt lagen die einzelnen Feuerplätze. Im Hintergrund war immer der Wagen; vor demselben standen die ausgespannten Pferde mit den Futtersäcken. Zur Seite des Wagens brannte schon lichterloh das Reisig, und nebenbei saßen die Männer und bereiteten den Schischlick, denn das ist — heißt es — „koi Woibs'g'schäft, desch a Mannsg'schäft." Vorn auf dem Platze deckten die Frauen Tücher und Teppiche auf die Erde und bereiteten die Tafel. In dem Dorfe sind alle miteinander bekannt, und wir mußten daher nach rechts und links grüßen, als wir vorsichtig durch das Labyrinth der Plätze zogen. Unser Ankunftsort lag oben an der Schlucht. Als wir dort hinkamen, hatten die Freunde und Verwandten unserer Wirte schon vieles vorbereitet. Das Feuer war niedergebrannt, und es blieb nur noch übrig, schnell das Fleisch an die Schampuri, die Schischlickspieße, zu stecken und auf die Glut zu bringen. Die Hausfrauen bereiteten auf dem Boden mit Teppichen und Tüchern die Tafel, und wir halfen Sitze mit Säcken, Brettern und Steinen herzurichten. Danach wurden die anderen gerufen, sich zu setzen. Die Gesellschaft war so groß, daß mit Mühe alle Platz fanden, trotzdem die Tafel fast 40 Schritte lang war. Zuerst gab es einen Imbiß: Schinken, Wurst, Braten, Eier, Butter, Käse und drgl., nachher kam in großen Schüsseln das Schischlick. Dabei gingen ein paar Männer beständig mit Glas und Weinkrug um die Tafel herum, damit niemand verdurste. Es wurden auch Reden gehalten. Nur konnte man leider stets an dem einen Ende der Tafel nicht verstehen, was an dem anderen gesprochen wurde. Aber doch sangen immer alle sehr einmütig mit, wenn die Ferneren das „Hoch" anstimmten. Dann

schlossen sich auch die Helenendörfer Sänger zusammen und sangen Volkslieder. So saß man ungefähr drei Stunden und alle waren verwundert, als ein Bote kam und rief, es sei Zeit zur Vorstellung.

Der Theaterplatz war schon einige Tage vorher eingerichtet worden. Von drei Seiten zog sich eine Anhöhe bogenförmig um eine ebene Fläche, die heutige Szene. Auf der vierten Seite bildete den Hintergrund ein altes, halbverfallenes Gebäude. Ringsherum in den Abhang waren lange Bänke eingegraben und das Publikum saß überall schon auf der „Gallerie" und im „Parterre." Es wurde die „Preziosa" gegeben, wie gesagt, ohne Musik. Gespielt wurde hübsch und flott; den guten Eindruck verstärkte noch die natürlich passende Szenerie. Die Zigeuner kamen mit vielen Musikinstrumenten, bewaffnet, mit Pferd und Wagen sehr wahrheitsgetreu herangezogen. Oft brachen alle in lautes Lachen aus. Besonders zuerst konnten die jungen Leute ihr Lachen nicht zurückhalten, wenn sie an der Stimme ihre Freunde oder Geschwister erkannten, die jetzt so merkwürdig gekleidet waren und so großartig redeten. Ein paar Mal wurden vom Zigeunerchor auch einzelne Lieder gesungen. In den Zwischenpausen spielte das Blasorchester. Zum Schluß belohnte das Publikum mit lautem Klatschen die Darsteller, die sich schnell noch in ihren Kostümen von einem Liebhaber photographieren ließen.

Nun strömten alle zurück zu den Feuerstätten und dort entwickelte sich ein reges Leben, so daß in kurzer Zeit wieder der Tisch vollbesetzt war. Es gab Hühnerbraten in gekochtem Reis, doch diesmal dauerte die Mahlzeit nicht so lange. Die älteren Leute setzten sich bald plaudernd in Gruppen zusammen, während wir jüngeren uns auf den Theaterplatz begaben und dort Gesellschaftsspiele spielten. Überall sahen wir schon lebhafte Gruppen, die ganze Schlucht hinab. Was nicht saß und plauderte, das tanzte, spielte oder sang, um noch die letzten Augenblicke zu genießen. Denn der Abend nahte sich und ängstlichere Gemüter rüsteten sich nach und nach zum Aufbruch. Als viele schon fortgefahren waren, kehrten wir erst zurück zu den unsrigen. Hier war schon Kaffee gekocht, und wir mußten uns sehr beeilen, weil die Sachen noch eingepackt werden sollten. Nachher rief ein Bekannter uns zu Hilfe. Wir sollten noch ihm beispringen, seinen Wein auszutrinken, denn es sei eine Schande, einen Tropfen davon nach Hause zu bringen. Zuletzt hatten schon alle den Platz verlassen. Nur ein Wagen wartete noch, auf dem wir dann eiligst zum Ausgange der Schlucht hinabfuhren. Unten auf dem Tanzplatz war aber noch Leben. Der Wagen mußte also halten und alle, die tanzen konnten, blieben da, bis die Spielleute aufhörten zu blasen. Dann fuhren wir endlich ab in den stillen Abend hinein und kamen erst bei tiefem Dunkel im Dorf an. Doch unsere Katharinenfelder Freunde waren noch nicht müde. Auf den breiten geräumigen Balkon unserer Gastwirte wurde ein Klavier geschleppt. Es fanden sich Spieler, und gleich darauf waren einige Paare in flottem Tanzen. Aus der Nachbarschaft kamen Gäste und ein rege wechselndes Bild

gestaltete sich allmählich. In der Mitte des Raumes waren die Tanzenden, an den Tischen zur Seite saßen, gemütlich bei einem Glase Wein plaudernd, die anderen. Erst spät in der Nacht ging man auseinander. Wir verabschiedeten uns schon von allen, denn früh am nächsten Morgen wollten wir zurück nach Tiflis. Ich schied mit der Erinnerung an ein schönes Fest, in dem ein Stück echt deutschen Wesens und Lebens im fernen Kaukasus zu charakteristischem Ausdruck gekommen war.

❀ ❀ ❀

Bücherbesprechungen.

B. von Schrenck: Beiträge zur Statistik der Stadt Riga und ihrer Verwaltung, 2. Bd. 670 Seiten, gr. 8. Zu beziehen durch die Buchhandlung Jonck und Poliewsky in Riga.

„Riga's natürliche Bevölkerungsbewegung in den Jahren 1881—1911", so lautet der bescheidene Untertitel eines monumentalen wissenschaftlichen Werkes des bekannten Leiters der städtischen Statistik Rigas, eines Werkes, das hundertfältig mehr bietet, als sein Titel ahnen läßt, eines Werkes, das weit über Riga hinausgreift und eine solche Fülle von Stoff in sich birgt, wie wir es bei Publikationen statistischer Ämter nicht gewohnt sind. Daß dieses Buch, das viel mehr Ähnlichkeit mit der Arbeit eines Akademikers besitzt, als mit der Veröffentlichung eines statistischen Amtes, so und nicht trocken und schablonenhaft ausgefallen ist, dürfte wohl daraus zu erklären sein, daß die Rigasche Stadtverwaltung den Direktor ihres statistischen Amts durch keinerlei Programme oder sonstige Grenzen — offenbar auch durch kein Kostenlimitum — beschränkt hat; sie ließ ihn gewähren und sein reiches Wissen zu Papier bringen, — und nur so kann schließlich ein Gelehrter Gediegenes leisten.

Das Summieren von Geburten, Sterbefällen und Ehen galt bis vor kurzem für ein Geschäft, dessen Resultate nur den Statistiker selbst interessieren könne. Daß in unserem Weltteil überall, bis auf Frankreich, ein sogenannter normaler Überschuß der Geborenen über die Gestorbenen verhanden war, wußte man, und allenfalls, wenn irgendwo ein Staat in einem Jahre einen besonders hohen natürlichen Zuwachs der Bevölkerung aufwies, dachte man mit einem Seufzer an den alten Malthus, der in seiner Unschuld entdeckt zu haben glaubte, die Bevölkerung der Erde habe die Tendenz, sich weit stärker zu vermehren, als die Lebensmittel, die zu ihrer Ernährung nötig sind. Manche (vornehmlich nicht im wehrpflichtigen Alter stehende) wünschten gar insgeheim Europa einen Aderlaß, damit die Überlebenden es besser hätten. Dergleichen Anschauungen waren haupsächlich in Deutschland zu Hause, als man daselbst vor kurzem die Entdeckung machte, daß auch in Deutschland ein empfindlicher Geburtenrückgang einzutreten beginne, eine Erscheinung, die u. a. auf die Regeneration und Vermehrung der Armee nicht ohne Einfluß sein könne. Übrigens ist Deutschland nicht das einzige europäische Land, das einen Geburtenrückgang aufweist. B. v. Schrenck sagt darüber (pag. 62): „Während in 1871—75 die Geburtenziffer noch in allen europäischen Staaten (ausgenommen Irland und Frankreich) über 30 pr. Mille, in den meisten über 35 pr. Mille betrug, sind in 1908 bez. 1909 fast in der Hälfte der Staaten die Geburtenziffern unter 30 herabgesunken; Ziffern von mehr als 35 weisen

nur noch 5 Staaten in Europa (Rußland, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien) auf. In Rußland betrug die Geburtenziffer 1871/75 noch 50,2, 1908 dagegen nur 44,1." Die Ostseeprovinzen (in denen allerdings auch die die Geburtenziffer sehr beeinflussende Säuglingssterblichkeit am niedrigsten ist) hatten Geburtenziffern unter 30, und zwar Livland 26,5, Kurland 27,5, Estland 28,3." In Berlin fiel die Geburtenziffer in 1880 bis 1909 von 39,9 auf 21,6, in Paris von 25,6 auf 17,7 pr. Mille Einwohner.

Es gibt Gelehrte, die sich über solche Erscheinungen durchaus nicht aufregen. Lujo Brentano und Mombert z. B., die den Geburtenrückgang beide aus einer Verabminderung des Zeugungswillens erklären, sehen darin ein Symptom zunehmenden Wohlstandes und höher entwickelter Kultur. Oldenberg und Dumont erklären ihn „aus dem den heutigen Gesellschaftszuständen entspringenden Antrieb zum Aufrücken in eine höhere gesellschaftliche Position (soziale Kapillarität)."

Der Neo-Malthusianismus, der seit etwa 1870 die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl durch Mittel, die ein „öffentliches Geheimnis" sind, predigt, gewinnt immer mehr Verbreitung; man braucht, im Gegensatz zu Malthus, sich nicht mehr freiwillige Enthaltsamkeit aufzuerlegen (eine Forderung, die s. Z. namentlich im Proletariat so viel Entrüstung hervorrief), um die Kinderzahl zu beschränken. Freilich, der Neo-Malthusianismus, der die Großstädte ergriffen, die kleineren Städte erobert und auch die Landbevölkerung zu bedrohen beginnt, hätte die Verbreitung nicht finden können, die er schon jetzt hat, wenn nicht der Boden dafür durch die Wandlung vorbereitet worden wäre, denen die Weltanschauung der Kulturvölker unterworfen worden. Oldenberg sieht eine der Hauptursachen des Geburtenrückganges „in der modernen rationalistischen Aufklärung, im Erschlaffen der Kräfte einer religiös gebundenen Anschauung des Lebens", in der „Rationalisierung", „in der Emanzipation von der Kirche und Sitte", und Prof. Julius Wolf (Breslau) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Rationalisierung vor allem von der Sozialdemokratie, wie auch durch die Demokratisierung der Gesellschaft überhaupt genährt werde. Er führt dabei den interessanten Nachweis (für Deutschland), daß in den Landesteilen mit stärkster sozialdemokratischer Besetzung die Geburtenziffern am niedrigsten sind, dagegen bei kleinster sozialdemokratischer Wählerschaft und in den Gebieten mit viel Zentrumsstimmen meist am höchsten. In der Tat scheinen die Bekenner der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Lehre am meisten Widerstand gegen „die moderne, nachkommenfeindliche Richtung zu bekunden". Nach der Wolf'schen Gruppierung der Völker weisen diese nachstehende Stufenfolge in der Geburtenziffer auf:

1. Völker griechisch-orthodoxen Bekenntnisses: Rußland 44,8, Rumänien 40,8, Bulgarien 40,7, Serbien 39,7;

2. Völker katholischen Bekenntnisses mit anerkannter Kirchlichkeit der Masse: Österreich 34,5, Ungarn 36,4, Italien 34,3, Spanien 33,9.

3. Völker rein protestantischen Bekenntnisses: England 25,1, Schottland 26,2, Norwegen 26,7, Schweden 25,4, Dänemark 28,2;

4. Volk der ausgesprochenen Unkirchlichkeit: Frankreich 20,6.

Freilich verkennt keineswegs Wolf die Wirksamkeit auch noch anderer Momente, als die des Bekenntnisses.

Mittel zur Bekämpfung des Geburtenrückganges sind viel vorgeschlagen worden, wie z. B. von Bornträger. Eine gewisse Richtung aber unter den Forschern gibt den Glauben an die Wirksamkeit derartiger Mittel überhaupt

auf und will den Geburtenrückgang durch eine fortschreitende Senkung der Sterbeziffer paralysieren.

Tatsächlich ist die Sterblichkeit in Europa seit 1870/80 von 29,6 auf 24,8 in 1896/1900 zurückgegangen. Ausgenommen Frankreich und Irland, ist der Rückgang der Sterblichkeit oft noch bedeutender gewesen als der Geburtenrückgang. In Rußland ist die Sterbeziffer in 1871/75 zu 1906/08 von 36,3 auf etwa 28 zurückgegangen; in Deutschland von 28,2 auf 18,1.

In 1906/08 wies unter allen europäischen Staaten Rußland die höchste (28), Norwegen die niedrigste Sterblichkeitsziffer auf. Übrigens „eine hohe Geburtlichkeit steigert die Säuglingssterblichkeit und erhöht unverhältnismäßig ihren Anteil an der allgemeinen Sterbeziffer; je höher aber die Säuglingssterblichkeit ist, desto rascher wird hinwiederum die Geburtenfolge" — sagt B. von Schrenck.

Die große Mehrung des Wohlstandes, die Fortschritte der Medizin, mehr noch die Sozialisierung der Medizin, die Sozialhygiene, die Fruktifizierung der wissenschaftlichen Erkenntnis für die Masse, eine systematische Säuglingsfürsorge und Bekämpfung der Infektionskrankheiten u. a. — sind die Momente, welche auf den Rückgang der Sterblichkeit und die Verlängerung der Lebensdauer eingewirkt haben. Daß durch alle Fortschritte dieser Art eine große Anzahl schwächlicher Individuen am Leben erhalten, die natürliche Auslese gehemmt wird, verkennt der Verfasser des Buches nicht; er hofft aber für die Zukunft viel von prophylaktischen Maßnahmen, Jugendfürsorge, Kampf gegen den Alkohol, der u. a. namentlich schon das Kind im Mutterleibe gefährde (Forel), Aushütung vor Geschlechtskrankheiten. Trotz alledem neigt er zu der Ansicht von Mayers, daß beim Herabgehen der Sterblichkeit auch eine „günstige natürliche Konjunktur mitgewirkt hat, die offenbar in den letzten Jahrzehnten hinsichtlich des Auftretens infektiöser und epidemischer Krankheiten in Europa weithin geherrscht hat", daß aber der wechselnde „genius epidemicus" der Seuchen vielleicht wieder eine ungünstige Konjunktur bringen könnte.

Diese Proben aus den einleitenden Kapiteln des — für den Fachmann nicht allein — spannend geschriebenen Werkes mögen dazu dienen, es dem Statistiker und Nationalökonomen, dem Sozialpolitiker wie dem Mediziner, ja auch dem Anthropologen und Philosophen zu empfehlen; sie brauchen alle sich durch den Titel, der ein Lokalkolorit eigentlich nur heuchelt, nicht abschrecken zu lassen. Was sich auf Riga bezieht, verschwindet so ziemlich in der Masse des sonst Gebotenen.

Von speziellem Interesse sind die Untersuchungen B. v. Schrencks, soweit sie sich auf die Bevölkerungsbewegung innerhalb der konfessionellen Gruppen der nach Rasse und Bekenntnis so buntscheckigen Einwohnerschaft der baltischen Metropole beziehen. Daß letztere nicht nur durch Zuzug vom flachen Lande Livlands und Kurlands, sondern sehr wesentlich durch Zuwanderung von Litauern und auch Polen wächst, die beide die römisch-katholische Bevölkerung rapid anwachsen lassen, ist eine beachtenswerte Erscheinung. Ebenso, daß die Geburten und Eheziffern der katholischen Bevölkerung, danach diejenigen der Griechisch-Orthodoxen die höchste Steigerung aufweisen, während die Protestanten infolge „Rationalisierens" oder, offen heraus gesagt, durch künstliche Konzeptionsverhinderung und Verbrechen gegen das keimende Leben den zweifelhaften Vorzug sinkender Vermehrung kundtun. Die Geburtenzahl bei den Protestanten Rigas ist von ihrem Maximum im Jahre 1900 — 5581 auf 3692 im Jahre 1911 gesunken; diejenige der Katholiken seit 1881 zu 1911 von 307 auf 3187 gestiegen.

Wer sich näher für die traurigen Ursachen des Geburtenrückganges interessiert, den verweisen wir auf den ins Schrenck'sche Buch eingeschalteten Aufsatz des Dr. W. Ruth auf Seite 404: „Das Wochenbettfieber und Geburten und Aborten."

Riga besitzt seit 1909 eine obligatorische ärztliche Totenschau, was eine recht gute Statistik der Todesursachen ermöglicht. Den Sterbefällen sind ca. 150 Seiten des Buches gewidmet, wovon auf die Untersuchungen über die Infektionskrankheiten 75 entfallen. Von diesen wird die Tuberkulose in einem 40seitigen Abschnitt in überaus übersichtlicher Weise traktiert. Dieser die Tuberkulose behandelnde Abschnitt ist im Grunde ein Werkchen für sich, das in mustergültiger Weise den Leser über den heutigen Stand der Tuberkulosebekämpfung orientiert.

Die Großstadt Riga mit ihren ca. 500.000 Einwohnern und über 1000 jährlichen Sterbefällen an Tuberkulose (von ca. 8000 Todesfällen überhaupt) steht in Bezug auf diesen „Würgengel der Menschheit" nicht besonders günstig da; zwar ist seine Sterblichkeit an Tuberkulose eine weit geringere, als diejenige St. Petersburgs und Moskaus, aber es fällt, mit 44 Großstädten Deutschlands verglichen, auf eine Stufe mit denjenigen unter ihnen, die die höchste Tuberkulosesterblichkeit besitzen. Dennoch hat das reiche Riga sich erst in allerletzter Zeit entschlossen, etwas gegen die Tuberkulose zu unternehmen. Als schon vor 30 Jahren der Kampf gegen diese Volkskrankheit aufgenommen werden sollte, fanden Leute, die zu diesem Kampfe aufforderten, kein Gehör und begegneten nicht nur Interesselosigkeit, sondern sogar Widerstand; so z. B. lief bei der Stadtverwaltung ein Protest der Villenbesitzer in Oger ein, einem Ort, dessen Umgebung sich dank seinen Tannenwäldern und seinem durchlässigem Boden ganz besonders zur Gründung einer Heilstätte eignete, welcher Protest sogar von Rigaschen Ärzten, die dort Villen besaßen, mitunterzeichnet war und seine Wirkung nicht verfehlt hat. Der im Jahre 1902 begründete Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose hat lange aus Mangel an Mitteln nichts tun können. Mittlerweile sind Tausende an Tuberkulose erkrankt und gestorben, die hätten gestützt werden können, wenn eine Anstalt da gewesen wäre, — wenigstens zur Isolierung gefahrbringender Patienten. Erst seit 1909, nach Gründung der „allrussischen Liga zum Kampfe mit der Tuberkulose", ist die Rigaer Gesellschaft in dieser Beziehung erwacht. Der Livländische Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose begründete eine Fürsorgestelle; auch hat er aus den Erträgen der Rigaer Blumentage ein Sommerheim in Hinzenberg, eine provisorische Lungenheilstätte in Stockmannshof und aus den Mitteln einer Stiftung des Rigaer Fabrikantenvereins eine Walderholungsstätte bei der Stadt eröffnet, und will demnächst eine große ständige Anstalt in Stockmannshof erbauen. Ein hervorragendes Verdienst in dieser Beziehung hat sich Herr Henry Armitstead (der Schwiegersohn des am 17. November 1912 verstorbenen unvergeßlichen Stadthaupts George Armitstead) erworben. Das verstorbene Stadtoberhaupt stiftete zugleich mit seiner Mutter und seinem Bruder ein ansehnliches Kapital zur Begründung eines städtischen Sanatoriums für an Knochentuberkulose leidende Kinder; dieses soll 1914 erbaut werden. Anläßlich des Jubiläums des russischen Herrscherhauses hat die Stadtverwaltung schon vor Jahren beschlossen, ein städtisches Sanatorium (zwischen Uexküll und Oger) zu begründen, es ist indessen noch nicht abzusehen, wann mit dem Bau begonnen werden wird. Man sieht, in Riga regt es sich endlich und es ist allerhand zur Bekämpfung der Tuberkulose geschehen, — wenn auch recht spät; und es

war die höchste Zeit, daß etwas geschehe, denn Riga's Wohnungsverhältnisse haben sich gelegentlich der letzten Volkszählung (5. Dezember 1913) vielfach als recht fürchterliche, die Tuberkuloseverbreitung arg begünstigende erwiesen (die Tuberkulose wird ja von Hygienikern schlechtweg als eine Wohnungskrankheit bezeichnet), und dazu kommt, daß in Riga, infolge intensiver Bautätigkeit, die ehemals relativ großen Gartenflächen, die eigentlich nur noch in der Mitauer Vorstadt anzutreffen sind, bald zu einem für die Behinderung der Tuberkuloseverbreitung belanglosen Minimum herabgesunken sein werden.

Den letzten Teil des vorliegenden Werkes bildet eigentlich ein Werk für sich: eine Monographie über die Säuglingssterblichkeit, die allein ca. 250 Seiten in Anspruch nimmt. Diesem Abschnitt seines Buches hat der Verfasser entschieden das meiste Interesse und am meisten Mühe gewidmet; er ist mit viel Liebe geschrieben. Wenn in Rußland jedes 4. Kind vor Vollendung des ersten Lebensjahres stirbt, in Norwegen dagegen nur das 14. Kind, so verlohnt es sich wohl der Mühe, den Ursachen derartiger Erscheinungen nachzugehen. B. von Schrenck, der den Stoff souverän beherrscht, hat hierin ein Wissen dokumentiert, das den Mediziner überraschen, den Statistiker einfach verblüffen wird. Wir müssen es uns versagen, auf die minutiösen Untersuchungen des Verfassers über Säuglingssterblichkeit, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Herabdrückung näher einzugeben. Wir behalten uns indessen vor, ein Referat über diesen wertvollen und sicherlich wichtigsten Teil des Schrenck'chen Werkes, der übrigens auch als Sonderabdruck erschienen ist (Preis 1 Rbl.), in einem der nächsten Hefte dieser Monatsschrift zu bringen. Einstweilen empfehlen wir das Studium jenes Abschnittes jedem Arzt, der mit Müttern zu tun hat. Die meisten Leser des Buches werden, beiläufig bemerkt, überrascht sein daraus zu erfahren, wie viel in Riga auf dem Gebiete der Mutterberatung und der Säuglingsfürsorge schon geschehen ist, wovon die letzten 25 Seiten des erwähnten Buchabschnittes handeln. Und das meiste dessen, was auf diesen Gebieten in Riga geschehen ist und geschieht, das verdankt man dort der Umsicht und Energie einer kleinen Anzahl von Ärzten, unter denen der Ordinator am ersten Stadtkrankenhause Dr. med. Al. Keilmann und der Kinderarzt Dr. med. A. Berkholz die Bahnbrecher gewesen sind.

In der Tat ist auch für Riga, wo „noch fast ein Fünftel der Neugeborenen im ersten Lebensjahre wegstirbt und ein Viertel (vor kurzem noch fast ein Drittel) aller Gestorbenen auf die Säuglinge entfällt", die Frage der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit von aktuellster Bedeutung. Nicht minder ist es eine Frage, die das ganze russische Reich mit seiner bekanntlich sehr hohen Säuglingsterblichkeit (25,6 auf 100 Lebendgeborene) interessieren sollte und tatsächlich mehr und mehr zu interessieren beginnt. Besonders dankenswert ist es, daß B. von Schrenck, neben der sehr umfangreichen deutschen Literatur, auch die russische Forschung zu dieser Frage berücksichtigt und ihre Resultate dem deutschen Leser vermittelt hat.

Mutterschutz und Säuglingsfürsorge sind Gebiete, die dem Schaffensfreudigen ein weites, hoffnungsreiches Feld der Betätigung eröffnen. Man denke nur: was kann hier nicht alles von den zahlreichen müßigen Jungfrauen und kinderlosen Witwen eines jeden Landes geleistet werden! Mit Recht sagt B. von Schrenck: „die (jenen Gebieten) geltende Reformbewegung ist es, die über das zunächst so düstere Kapitel der Säuglingssterblichkeit den Lichtstrahl der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausgießt, die man mit den Kräften neuer Erkenntnis und tätiger Menschenliebe heraufzu-

führen bemüht ist. Es hat zu tagen begonnen, und den Blicken erschließt sich — — — — — ein Arbeitsfeld, auf dem die reichsten und schönsten Früchte für wahres Menschenwohl geerntet werden können."

Durch diese und sehr viele andre gute Worte verrät B. v. Schrenck, was er eigentlich ist: er ist nicht nur Statistiker, sondern auch ein Mensch, ein warmer Menschenfreund und dieses, die persönliche Note, die neben aller Objektivität, die seine stets mehrseitigen Untersuchungen und Forschungen auszeichnet, ist es, was den Leser seines dickleibigen Buches so angenehm berührt. Vergleicht man dieses Buch mit den vielen, meist so wortkargen Veröffentlichungen amtlicher statistischer Bureaus, und muß man zugleich erfahren, daß der Verfasser neuerlich sein Amt als Leiter der Rigaer kommunalen Statistik niedergelegt hat, so kann man diesen seinen Entschluß nur lebhaft bedauern.

Riga. N. Carlberg.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Einige Zeit, nachdem das obige Gespräch zwischen dem Freunde und mir stattgefunden, verließ ich Wien, um mich dauernd in Berlin niederzulassen, wo das Zusammenströmen der Vertreter aller modernen Richtungen der Journalistik einen regen persönlichen Verkehr und unmittelbaren Gedankenaustausch ermöglicht, was für einen jungen Schriftsteller von unschätzbarem Wert ist.

Ich hatte gefürchtet, mich als Wiener schwer in Norddeutschland einleben zu können, doch fühlte ich mich bald heimisch in der deutschen Metropole. Den kritischen Freund und die obligate Nachmittagszigarre in seinem behaglichen Junggesellenheim vermißte ich allerdings schmerzlich. War mir doch das Streiten mit ihm — denn anders konnte man unseren Meinungsaustausch nicht wohl nennen — zur lieben Gewohnheit geworden. Ein reger brieflicher Verkehr ersetzte mir nur schwach diese anregenden Stunden.

Monate waren seit meiner Übersiedlung vergangen, als ich eines Tages eine Sendung von ihm erhielt, die mir lebhaft jenes Gespräch mit all seinen Details ins Gedächtnis zurückrief, welches das Bild der jungen Sängerin heraufbeschworen, das Bild mit den zukunftsfrohen Augen und den resignierten Worten der Unterschrift.

Es waren nur wenige Zeilen, die der beiliegende Zettel enthielt: „Ich sende Dir hiermit einige Tagebuchaufzeichnungen, die für Dich, vermute ich, nicht ohne Interesse sein dürften. Wie ich zu denselben gekommen, wird Dir mein nächster Brief berichten. Nur soviel: sie stehen zu Deiner freien Verfügung. Vielleicht findest Du darin das Material zu dem Roman, den Du einst so sehr bedauertest, nicht schreiben zu können — —."

Es war das Tagebuch von Gisela Verany, welches ich in meinen Händen hielt.

* * *

Wien, den 25. September 1883.

Alles ist vorbei, und ich stehe allein in der Welt! Ich bin frei, unabhängig, wie ich erstrebt, aber auch freudlos — heimatlos! — auf mich selbst,

auf meine eigene Kraft angewiesen. Schließe ich die Augen, so ist mir, als lägen Jahre zwischen den letzten Ereignissen im Elternhaus und dem heutigen Tag, Jahre voll aufreibender Kämpfe, schmerzlicher Erfahrungen. Ich habe mit der Vergangenheit nichts mehr zu schaffen, so wenig wie die Sängerin Vera Selagy gemeinsames hat mit Gisela Verany — diese ist tot für die Ihren und für Welt, jene aber wird, so mein Stern mich nicht trügt, leben, lange noch, wenn der Name Verany längst verklungen ist.

Diese letzten Monate, könnte ich sie auslöschen aus meinem Gedächtnis! Mamas Tod — ich konnte es nicht fassen! Ich war so daran gewöhnt, Mama kränkeln zu sehen — Zdenkas Heirat mit all den damit verbundenen Gemütsbewegungen hatte sie sehr angegriffen. Sie konnte die Lücke nicht verschmerzen, die Zdenkas Scheiden aus dem Elternhaus in den Familienkreis gerissen. Die Sorge um mich, die entartete Tochter, lastete schwer auf ihrer Seele, um so schwerer, da sie sie allein trug, sich scheute, mit Papa darüber zu sprechen. Ihre Nervenzufälle mehrten sich in erschreckender Weise, und trotzdem sorgte ich mich nicht um sie, der Gedanke an meine Zukunft erfüllte mich so ganz, daß ich nichts sah — selbst daran gewöhnte ich mich, Mama häufig von Todesahnungen reden zu hören — daß sie sich so bald, so plötzlich erfüllen sollten!

Und dann kamen diese entsetzlichen Wochen nach Mamas Tod, wo das ganze Hauswesen auf meinen Schultern ruhte, eine unerträgliche Last für mich, die ich mich bisher nie um diese alltäglichen Dinge gekümmert hatte. Endlich nach Ablauf der ersten schweren Monate die Aussprache mit Papa, der furchtbarste Augenblick des Lebens, da ich mit bebenden Knieen, die Hände fest auf das zum Zerspringen klopfende Herz gepreßt, die Entscheidung heraufbeschwor und durch meine Worte einen Sturm entfesselte, der mich niederzuschmettern drohte. Aber ich blieb fest bei meinem Willen, trotz Papas Toben. Er hat mich von sich gestoßen, mir das Elternhaus zu betreten verboten, den Namen genommen, aber das mütterliche Erbteil konnte er mir nicht nehmen und dies wird mir über die erste Zeit, da ich noch ohne Engagement zu leben gezwungen bin, hinweghelfen. 3000 Gulden! Die Summe dünkt mir riesengroß! Wer weiß, mit was für Summen ich nach kurzer Zeit gewöhnt sein werde zu rechnen und wie naiv mir meine jetzige Anschauung von Geld und Geldeswert vorkommen wird!

Den 10. Oktober.

Seltsam, wie schwer es dem Menschen wird, sich in neuen Lebensverhältnissen zurechtzufinden! In unseren Kreisen sind wir von Kindheit an so zur Unselbständigkeit, zur Abhängigkeit von andern erzogen, daß es mich große Überwindung kostet und ich meinen ganzen Mut zusammennehmen muß, um die ersten selbständigen Schritte zu tun. Sgr. Luigini hat mir eine Familienpension empfohlen, die von einer ihm verwandten Dame gehalten wird, so daß ich wenigstens nicht ratlos war, wo ich, die Ausgestoßene, die erste Unterkunft fände. Es wohnen hier mehrere Schauspieler und die Dame des Hauses hat durch die stete Berührung mit Künstlerkreisen auch etwas Theaterallüren angenommen. Ich schäme mich, einzugestehen, daß es mich manchmal etwas sonderbar berührt, und werde mir Mühe geben, dieser anerzogenen Schwäche Herr zu werden.

Den 20. Oktober.

Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß es auf dem Gebiet des dramatischen Gesanges eine so große Konkurrenz gibt. Es könnte einem fast bange werden, wenn man dies Sichdrängen- und um eine Stellemühen sieht!

Ich war heute in einer Agentur, um mich für eine Vakanz vormerken zu lassen, nachdem ich vorher beim Direktor der Oper meinen Empfehlungsbrief von Sgr. Luigini abgegeben, den mir derselbe zu meiner Bestürzung achselzuckend zurückgab mit der Bemerkung, er kenne den Herrn nicht. Ich begreife das nicht! Sgr. Luigini versicherte mir, daß er in den maßgebenden Künstlerkreisen der Residenz bekannt sei und ein paar Worte von ihm genügten, mir die Wege zu bahnen. Der Direktor bedeutete mir, daß jedes Engagement durch Agenten vermittelt werde, und entließ mich, ohne auch nur meine Stimme zu prüfen! Auch bei dem Agenten, dessen Adresse ich in der Theaterkanzlei erfuhr, machte mein Empfehlungsschreiben wenig Eindruck. Er ließ mich eine Arie vorsingen und war voller Anerkennung für meine Stimme, ersuchte mich aber trotzdem, ihm irgend einen bekannten Musiker zu nennen, auf dessen Empfehlung er sich bei etwaiger Stellenvermittelung berufen könne. Ich war anfangs ganz ratlos, dann fiel mir zum Glück Arlet ein, der früher in Papas Regiment Leutnant war und viel mit mir musizierte, dann den Dienst quittierte und sich in Wien als Musikschriftsteller niederließ. Die Nennung seines Namens machte einen günstigen Eindruck. Der Agent entließ mich mit der Versicherung, sein möglichstes zu tun, mir ein Engagement zu vermitteln, nur müsse ich meine Ansprüche sehr herabstimmen und mich für den Anfang mit einer geringen Gage begnügen. Die Hauptsache sei, in die Karriere hineinzukommen. Hat sich der Künstler erst einen Namen gemacht, so kann er beliebige Bedingungen stellen. Der Mann sprach sehr verständig und ich mußte ihm in allen Dingen recht geben. Ich versicherte ihm, daß ich bereit sei, jedes Engagement anzunehmen, auch in der Provinz, denn hier in der Residenz ist die Konkurrenz so stark, daß Anfänger, selbst wenn sie hervorragende Talente sind, keine Aussicht haben anzukommen.

Den 23. Oktober.

Heute ist Arlet bei mir gewesen. Wie das Wiedersehen mich aufgeregt hat! Der Klang meines Namens im Munde des alten Hausfreundes, dem ich jetzt unter so ganz anderen Verhältnissen gegenüberstand ., es weckte etwas wie Heimweh in meiner Seele, ich mußte mich zusammennehmen, um mich von dieser weichen Regung nicht übermannen zu lassen.

Arlet war der Einzige, der mir von Anfang an Verständnis und warmes Interesse entgegengebracht hat, er schlug auch heute den herzlichen Ton alter Freundschaft an. Wie das wohltut in der Fremde! Ein Auge auf uns gerichtet zu sehen, das Anteil an unserem Geschick nimmt — und doch! mir war zu Mute wie der Nachtwandlerin sie geht unentwegt ihre einsame Bahn, ohne zu straucheln, ihrem geträumten Ziele entgegen, aber man darf sie nicht beim Namen rufen, sonst ist sie verloren, dann erst sieht sie die Gefahren, die ihren Weg umgeben, das Ziel entschwindet ihren Blicken —, der Klang ihres Namens macht sie schwindeln. — —

Den 1. November.

Das erste Engagement! wie mir das Herz klopft! Endlich ein Schritt dem Ziel entgegen, das meinen Blicken immer weiter entrückt schien, je mehr ich alle Kräfte anstrengte, es zu erreichen. Wie anders hatte ich es mir geträumt, hatte gewähnt, ich brauche nur zu wollen und die großen Bühnen stünden mir offen — jetzt bin ich froh über eine bescheidene Stelle an einem größeren Provinzialtheater, eine Gage, die kaum ausreicht, die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu decken, und Bedingungen, die mich ganz abhängig machen vom Wohlwollen, resp. von der Willkür des Direktors! Ich bin solch ein

Neuling in Theatersachen, daß ich meine Bestürzung ob der niedrigen Bedingungen nicht zu verhehlen vermochte. Der Agent belehrte mich mit überlegenem Achselzucken, daß dieselben für Anfänger sehr annehmbare seien, daß Hunderte von bedeutenden Talenten sich nicht bedächten, als Volontäre einzutreten, d. h. ohne jegliches Honorar, um nur die Möglichkeit zu haben, aufzutreten, sich bei dem Publikum bekannt zu machen. — Das Repertoire entspricht auch nicht meinen Wünschen. Die heroische Oper, mein eigentliches Feld, ist der enormen Ausstattungskosten wegen ganz gestrichen, man beschränkt sich auf die leichte Spieloper und Operette. Von letzterer habe ich leider nicht eine einzige studiert, doch denke ich mich in einigen Proben einzuspielen. So habe ich denn trotz alledem zugesagt und reise sobald als möglich, da ich Ende nächster Woche bereits als „Martha" auftreten soll. Etwas aufgehalten werde ich noch durch die Anfertigung der Kostüme. Ich habe bisher an diese Notwendigkeit nicht gedacht und mir graut vor der enormen Ausgabe. Zum Glück ist meine Wirtin in diesen Dingen bewandert; sie hat mir eine Theaterschneiderin empfohlen, die mir alles schnell und verhältnismäßig billig liefern wird; trotzdem denke ich mit etwas Herzklopfen an die Rechuung.

Den 5. November.

Arlet ist sehr unzufrieden mit dem Schritt, den ich getan. Er gab all den Bedenken Ausdruck, die im geheimen auf meiner Seele lasten — doch statt mich dadurch völlig zu entmutigen, rief seine Ängstlichkeit meine ganze Energie wach. Ich erklärte ihm, daß ich nicht länger warten könne noch wolle und, um überhaupt in die Karriere zu kommen, zugreifen müsse, was immer sich biete. Da er sah, daß nichts mehr zu ändern sei, verstummte er, doch der besorgte Ausdruck in seinen auf mich gerichteten Augen wich nicht. Und seltsam, ich fühlte mich dadurch nicht beklommen, ein wohltuendes Gefühl innerer Wärme, vom Herzen ausgehend, durchströmte mich, der beglückende Gedanke: „Du stehst doch nicht ganz allein. Hier ist ein Mensch, der Anteil an deinem Wohl und Wehe nimmt, dem du nicht gleichgültig bist." Ich glaube, ich habe ihn die in mir überquellende innige Dankbarkeit merken lassen und bedaure es nicht.

Als er ging, wünschte er mir mit bewegter Stimme, daß das launische Geschick mich vor Enttäuschungen bewahren und mir meinen zukunftsfrohen Mut erhalten möge. Der gute Mensch! —

Den 8. November.

Ich schäme mich, schäme mich meiner Unerfahrenheit, meiner Vertrauensseligkeit. Die guten Wünsche, mit denen Arlet meine Abreise geleitet, sind nicht in Erfüllung gegangen — — oder sollten seine bangen Befürchtungen unheilbringend für mich gewesen sein? Ich fange an abergläubisch zu werden, ich zittere vor jedem ängstlichen Gedanken, weise ihn von mir, als ob ich sonst in seine Macht gegeben, die Verwirklichung nicht abwenden könne

Ich kam gestern abend hier an und quartierte mich im ersten Gasthof der Stadt ein; eine große Fabrikstadt, wohlhabende Bevölkerung, wie es scheint. Um mich etwas über die Theaterverhältnisse zu orientieren, löste ich mir ein Billet, man gab die „Fledermaus" Es befremdete mich, die auf meinem Repertoire stehende Rolle durch einen andern Gast besetzt zu sehen. Die Partie ward in einer Art gesungen, die mich anwiderte; ein Kokettieren mit dem Publikum, Markieren der zweideutigen Pointen — — Die übrigen Mitspielenden stimmten in der Auffassung der Rollen überein, die Toilette der Damen zeigte ein geradezu schamloses Décolleté — das Publikum war äußerst animiert und lohnte jede Zweideutigkeit mit frenetischem Beifall.

Mich hatte die Vorstellung dermaßen verstimmt, daß ich vor Empörung lange Zeit keinen Schlaf fand. Ich ärgerte mich überhaupt ins Theater gegangen zu sein, fühlte mich dadurch deprimiert, voreingenommen, als ich ging mich dem Direktor vorzustellen. Derselbe empfing mich in einer Art und Weise, die mir die Röte des Unwillens ins Gesicht trieb. Ein musternder Blick, der meiner ganzen Persönlichkeit galt — dann in sehr kühlem, geschäftsmäßigem Ton: „Sie sind etwas verspätet eingetroffen, Fräulein. Eine andere Aspirantin auf Ihr Fach ist Ihnen zuvorgekommen und bereits in mehreren Rollen aufgetreten. Das Publikum hat sie sehr warm aufgenommen."

Ich fühlte, wie die Empörung über diese Behandlungsweise mir den Atem benahm. Mich zur Ruhe zwingend, sagte ich eben so kühl: „Mein Agent hat mir nichts darüber gesagt, daß es sich um eine Konkurrenzbewerbung handle, ich würde sonst nicht verfehlt haben, meine Maßregeln danach zu treffen!"

Er lächelte malitiös. „Sie scheinen allerdings noch sehr unerfahren, mein liebes Fräulein. Es ist Usus, eine Stelle *stets* auf diese Weise zu besetzen. Man läßt möglichst viel Bewerber, resp. Bewerberinnen für ein Fach kommen; wer es am besten versteht mit dem Publikum Fühlung zu gewinnen, erhält den Vorzug — —" Dann nach einer Pause, in der ich meiner Bestürzung Herr zu werden suchte: „Sie waren gestern im Theater?"

Ich bejahte stumm.

„Nun, so haben Sie ja selbst Gelegenheit gehabt, sich von der Tüchtigkeit Ihrer Kollegin zu überzeugen. Sie reißt das Publikum hin — ich weiß nicht, ob ich Ihnen raten soll, überhaupt zu konkurrieren."

Ich hatte meine Fassung wiedergefunden.

„Mir war ihre Auffassung der Rolle neu. In der Residenz wäre sie einfach unmöglich."

Der malitiöse Ausdruck seines Gesichts verschärfte sich.

„Sie können ja zeigen, ob Sie die Rolle richtiger erfaßt haben. Für übermorgen ist eine Wiederholung der ‚Fledermaus' angesetzt."

Ich erblaßte unwillkürlich. „Das ist nicht möglich," versetzte ich mit mühsamer Fassung, „ich schrieb Ihnen, daß ich Operetten bisher nicht studiert habe und erhielt die Zusicherung, man werde mir Zeit lassen, mich einzuarbeiten und mich zunächst in der Oper beschäftigen. Für den von Ihnen genannten Termin war „Martha" in Aussicht genommen und ich werde, der Abmachung gemäß, in dieser Oper debütieren.

„Wissen Sie das so genau, mein Fräulein?" fiel er hämisch ein. „Hier hat niemand eine Meinung aufzustellen, außer mir. Es wäre gut, wenn Sie sich bei Zeiten an diese Tatsache gewöhnten, um später unliebsame Erörterungen zu vermeiden. *Mir* beliebt es für übermorgen die ‚Fledermaus' anzusetzen und ich frage Sie noch einmal: werden Sie singen oder nicht?!"

„Sie müssen selbst wissen, daß Sie eine Unmöglichkeit von mir verlangen," sagte ich mit halberstickter Stimme.

„Dann bedaure ich," versetzte er, sich von seinem Sitz erhebend und so den Schluß der Unterhandlung andeutend, „allein Widersetzlichkeit gegen die Bestimmungen des Direktors ist Kontraktbruch. Sie haben sich selbst damit der Ansprüche auf Ersatz der Reisekosten für verlustig erklärt. Kontraktbruch löst jede Verbindlichkeit."

Ich war zu stolz, um auf meinem Rechte zu bestehen, wonach mir ein einmaliges Auftreten gewährt werden *mußte*, und entfernte mich mit stummem,

seinerseits kaum beachtetem Gruß. Wie ich in der namenlosen Aufregung, in der ich mich befand, den Weg ins Gasthaus zurückgefunden, weiß ich nicht. Genug, ich sitze jetzt hier in demselben Raum, wo ich gestern so voll freudiger Erwartungen eingezogen, und harre des nächsten in die Residenz abgehenden Zuges.

Wie werde ich Arlet gegenübertreten — —

Wien, den 15. November.

Der gefürchtete Moment ist glücklich vorübergegangen. Ich habe meine Fassung bewahrt, ob mir gleich die Tränen aufzusteigen drohten, als der Freund mit so warmer Teilnahme im Blick begrüßend meine Hand in der seinen hielt und doch mit feinem Taktgefühl alles vermied, was mich an das so schmählich geendete Unternehmen erinnern konnte. Ich war ihm namenlos dankbar für dies Zartgefühl. Nach den niederdrückenden Erfahrungen, die ich eben gemacht, tat es mir doppelt wohl, als Dame behandelt zu werden.

Arlet hat mir das Versprechen abgenommen, nichts wieder zu unternehmen, ohne vorher seinen Rat einzuholen, und ich habe es ihm gegeben. Möchte ich nicht auf eine zu harte Probe gestellt werden! Die Rechnung für die bestellten Kostüme und die Reisekosten machen eine recht beträchtliche Summe aus, und ich nehme mit innerer Angst wahr, wie mein Kapital, das mir so enorm dünkte, zusammenschmilzt. Noch brauche ich mir keine Entbehrungen aufzuerlegen, aber ich sehe mit angstvoller Spannung einer endlichen Anstellung entgegen.

Den 10. Januar 1884.

Arlet tröstet mich mit Beispielen von Künstlern, die gleich mir lange mit Mißgeschick aller Art kämpften, bevor sie zum Ziel gelangten. Nebenbei klingt noch immer ein leiser Vorwurf durch, weshalb ich mir diese Karriere erzwungen. — Noch neulich riet er mir, lieber den Gedanken an die Bühne aufzugeben und Konzertsängerin zu werden. Er deutete an, in einer Weise, die nichts Verletzendes für mich hatte, daß Papa sich leichter mit diesem Beruf aussöhnen und mir so eine Wiedervereinigung mit meiner Familie ermöglicht würde. Doch das käme mir feige vor. Alles, was ich seit Jahren erträumt, aufgeben, nach dem ersten mißglückten Versuch! Und selbst wenn ich diese Selbstüberwindung besäße, ich kann nicht! Was soll aus den Kostümen werden, die jetzt einen Teil meines Kapitals repräsentieren? sollen sie unnütz gekauft sein, zu Schleuderpreisen weggegeben werden? — Nimmermehr!

Den 20. Januar.

Ich befinde mich in einem argen Dilemma. Ich versprach Arlet nichts Entscheidendes zu tun ohne seine Einwilligung und sehe jetzt, daß ich etwas versprochen habe, was ich nicht halten kann,

In K. ist das Fach der jugendlich-dramatischen Sängerin vakant. Der Agent verständigte mich davon und verlangt, falls ich darauf reflektiere, sofortige Entscheidung. Ich begab mich unmittelbar nach Empfang seines Schreibens zu ihm ins Komptoir, um das Nähere zu erfragen. Die Stellung soll, wie er andeutete, durch den Charakter des Direktors etwas schwierig sein, sonst hat sie viel für sich. Bei der ausgesprochenen Musikliebe der dortigen slavischen Bevölkerung wird die Oper mehr gepflegt als sonst an Provinzialbühnen. Die Stadt hat der nahen Grenze wegen eine starke Garnison und das Theaterpublikum rekrutiert sich zum größten Teil aus Militärkreisen. Das klingt mir sehr verlockend und heimelt mich an, das Offiziersblut in meinen Adern regt sich. Von einem derartigen Publikum ist doch mehr Verständnis zu erwarten, als von den auf ihren Geldsäcken sitzenden Fabrikanten.

Der Direktor ist sehr dringend, da die bisherige Vertreterin des vakanten Fachs ihn „böswillig“ ohne vorherige Kündigung verlassen habe. Der Agent meinte, dies plötzliche „böswillige Verlassen“ sei an der dortigen Bühne häufig, es müsse irgend einen Haken haben, dem Direktor sei es schwer, sein Bühnenpersonal vollzählig zu erhalten. Aus diesem Grunde sehe er sich auch gezwungen, jedem neuengagierten Mitglied das Reisegeld pränumerando zu zahlen, sonst lasse sich niemand darauf ein, die weite Reise ins ungewisse zu machen. Jedenfalls riskiere ich in pekuniärer Beziehung nichts. Ich habe dem Agenten versprochen, mich noch heute zu entscheiden. Es ist mir beinahe lieb, daß ich auf diese Weise nicht die Möglichkeit habe, Arlet zu benachrichtigen und seine Meinung einzuholen. Ich fürchte, er könnte mir in seiner übergroßen Besorgnis abraten.

K., den 25. Januar.

Es ist mir doch seltsam beklommen zu Mut, daß ich mich so ohne Abschied weggeschlichen habe! Auf der ganzen Fahrt kam ich mir vor, wie auf der Flucht. Vergebens versuchte ich, durch das Anschauen der Landschaft meine Gedanken zum Schweigen zu bringen; auch die Gegenden, durch welche unser Zug brauste, hatten etwas Niederdrückendes, Atembeklemmendes in ihrer trostlosen Öde und Einförmigkeit. Diese weiten schneebedeckten Flächen mit den verstreuten halbverwehten Hütten, von deren Dächern beim Nahen des Zugs Scharen von Krähen krächzend aufflogen und mit heiserem Geschrei eine Strecke lang unsere Begleiter blieben, bis sie, in ihrer Hoffnung, etwas Eßbares zu finden, getäuscht, ermüdet auf irgend einen entblätterten Baum niedersinken, der wie ein schwarzes Skelett sich scharf vom grauen Winterhimmel abzeichnet. Es durchschauerte mich, obgleich unser Waggon gut geheizt war, als ob der Anblick der erstarrten Natur mir das Herz in der Brust durchkältete.

Meine Reisegefährten verhielten sich schweigsam; jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Es war spät in der Nacht, als ich hier anlangte. Das Hotel, welches mir unterwegs empfohlen wurde, ist elegant angelegt, doch sieht alles hier etwas verkommen aus: die Polstermöbel verblichen, die breiten Goldrahmen der Spiegel und Ölgemälde von Fliegen beschmutzt. Selbst der Frack des Zimmerkellners sieht abgenutzt und verstaubt aus. Ich wurde bei der Ankunft nach meinem Paß gefragt, man merkt die Nähe der Grenze. Unwillkürlich überkommt einen ein Gefühl der Unsicherheit, des Unbehagens. Ich habe mir fest vorgenommen, mich nicht durch Stimmungen beeinflussen zu lassen. Die lange Fahrt hat mich so müde gemacht, daß ich gut zu schlafen gedenke.

Den 26. Januar.

Mein Kopf war etwas eingenommen, als ich heute früh durch den Straßenlärm aufgeweckt wurde. Das Schreien, Peitschenknallen, Pferdegetrappel und Wagengerassel war so betäubend, daß ich anfangs wähnte, es müsse irgend eine besondere Veranlassung haben, ein Kirchenfeiertag sein, Jahrmarkt oder dergleichen. Wie mir der Kellner auf meine Frage versicherte, ist dies der tägliche Straßenlärm, wie ihn die Lebhaftigkeit der slavischen Bevölkerung mit sich bringt.

Nach eingenommenem Morgenkaffee machte ich mit einigem Herzklopfen Toilette, um mich zum Direktor zu begeben. Ich war eben dabei, mir vor dem Spiegel den Hut aufzusetzen, als an meine Tür geklopft, und ehe ich noch Zeit gehabt, herein zu rufen, dieselbe weit aufgerissen war. Auf der Schwelle stand ein Herr in mittleren Jahren mit gesucht jugendlicher Haltung. Mir beide Hände zum Gruß entgegenstreckend, blieb er einen Augenblick in der

geöffneten Tür stehen. Das neugierige Gesicht des Kellners tauchte hinter ihm auf, verschwand aber sofort, als ich hinblickte, und die Tür fiel hinter meinem Besuch leise ins Schloß.

Eine wohltönende Stimme schlug an mein Ohr: „Es freut mich, mein Fräulein, daß Sie den Mut gehabt, sich ohne die Begleitung einer schützenden Duenna in unsere Gegend zu wagen. Ein recht unbequemes Möbel, solch eine Duenna, und im Grunde ganz überflüssig. Ihre Ankunft wurde mir bereits gestern abend durch ein Telegramm Müllers gemeldet, und ich begab mich sofort hierher, um mich zu überzeugen, wie Sie die Strapazen der Reise überstanden haben und ob Sie so weit restauriert sind, morgen früh bereits eine Probe mitzumachen. Wir studieren eben „Carmen" und meine Ehegesponsin, welche aushilfsweise in letzter Zeit die jugendlichen Partien gesungen, wird froh sein, die unbequeme Last auf jüngere Schultern abwälzen zu können, und sich wieder auf das Gebiet der Mütter und Ehrendamen, auf welchem sie seit Jahren Lorbeeren geerntet, zurückziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 4. Aprilheft. 1914.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922: 2 W3

Aus dem Leben des Lustspieldichters August von Kotzebue.

Von A. von Bodisco (Reval).

Die Pflege historischer Erinnerung ist ein Kulturprodukt unserer modernen Zeit. Ihr verdanken wir die Erklärung der Zusammenhänge vergangener Zeiten und verstorbener Menschen mit der Gegenwart. Ist es doch das Vorrecht der Erinnerung, von einem mannigfaltigen, durch wechselseitige Eindrücke begleiteten Erfahrenen die Schatten leise abzulösen; das Licht, das diese vielleicht unfreundlich verdunkelten, reiner und heller auszustrahlen. Anknüpfend an die Tatsache, daß vor mehr denn 150 Jahren der Lustspiel-Dichter Kotzebue am 3. Mai 1761 in Weimar geboren und sich mehr als 2 Jahrzehnte in Estland aufgehalten hat, wo er eine zweite Heimat gefunden und für seine Nachkommen durch angeknüpfte Familienbande ein dauerndes Vaterland begründet hat, möchte ich eine biographische Lebensskizze dieses Mannes geben, dessen Einfluß auf seine Zeitgenossen in mannigfacher Beziehung charakteristisch ist.

Kotzebue verdankte seine erste Schulbildung häuslichem Unterricht und besuchte dann das Gymnasium zu Weimar. Sein Oheim Musäus, der bekannte Verfasser der Volksmärchen der Deutschen, war seit dem Jahre 1770 Professor am Gymnasium zu Weimar. Musäus interessierte sich auf das wärmste für den Bildungsgang seines begabten Neffen und bestärkte ihn in seinen ersten poetischen Versuchen. Die Aufmerksamkeit des fähigen Knaben wandte sich frühzeitig theatralischen Darstellungen zu — und sein erwachtes Interesse für die Bühne wurde durch den Umstand erhöht, daß die Herzogin Amalie damals in Weimar ein ständiges Theater in das Leben rief, welches den berühmten Schauspieler Eckhof zu seinen Mitgliedern zählte und den Rang

einer ersten Bühne in Deutschland behauptete. Es gelang Kotzebue in listiger Weise, sich Kenntnis von allen Eingängen des Theaters zu verschaffen und in unbemerkten Augenblicken hineinzuschlüpfen, um sich die Schauspiele anzusehen. Bald wollte er selbst spielen, wobei einige seiner Schulkameraden ihn bereitwilligst unterstützten und eine alte Fenstergardine als Vorhang benutzt wurde. Als Schüler des Gymnasiums versuchte sich Kotzebue in allerlei kleinen Dichtungen. Sein Vater war Legations-Rat in Weimar, und Goethe war häufiger Gast im Hause seiner Mutter und hat sogar persönlich einen Lustspiel-Versuch des jungen Kotzebue durchgelesen, der den Titel trug „Ende gut, Alles gut" Bei Aufführung des Goetheschen Schauspiels „die Geschwister" auf der Bühne zu Weimar erhielten in der Folge Kotzebue und seine Schwester auf Anordnung Goethes wichtige Rollen. Kotzebue war noch nicht 16 Jahre alt, als er das Gymnasium zu Weimar absolvierte und zum Studium der Rechtswissenschaft die Universität Jena bezog. Schon damals hat ihm Wieland die Ehre erwiesen, ihn in dem neubegründeten „Deutschen Merkur" zu poetischen Produktionen zuzulassen. Unter den Studenten in Jena fand er ein Liebhaber-Theater vor, und es gelang ihm ein tätiges Mitglied dieser Bühne zu werden. Von Jena aus bezog er zur Fortsetzung seiner Studiem die Universität Duisburg am Rhein, weil seine Schwester sich verheiratete und nach Duisburg zog. Auch hier gelang es ihm, in dem breiten Kreuzgang des Minoriten-Klosters mit Genehmigung der Mönche seine selbstgeschriebenen Stücke aufzuführen, worin ihn auch die Studenten in Jena unterstützten, als er im Jahre 1779 wieder dorthin zurückgekehrt war. Nach bestandenem Staats-Examen ließ er sich im Jahre 1780 als Advokat in Weimar nieder. Allein schon im Herbst des Jahres 1781 nahm sein Lebensschicksal eine neue Wendung, weil er durch den Grafen von Görtz, damaligen preußischen Minister am russischen Hofe, einen Freund seines Vaters, nach Petersburg berufen wurde und zwar als Nachfolger des Dichters Lenz in der Stellung eines Sekretärs beim General-Ingenieur von Bauer. Letzterer wurde Direktor des deutschen Hoftheaters, für welches auch Kotzebue Stücke schrieb, um seinen Chef bei seiner Bühnenwirksamkeit zu unterstützen. Bauer starb bald darauf, hat aber noch vor seinem Tode Kotzebue der Kaiserin Katharina II. als einen begabten Menschen zur Beförderung empfohlen. Da damals die Stadthalterschafts-Verfassung in Estland eingeführt wurde, ernannte die Kaiserin Kotzebue durch einen namentlichen Ukas zum Titulärrat mit der Anwartschaft auf eine Anstellung in der neu errichteten Revalschen Stadthalterschaft. Im Jahre 1783 wurde Kotzebue zum Assessor des Ober-Appellations-Tribunals in Reval ernannt, wohin er nun dauernd übersiedelte. Er verwaltete dieses Amt 2 Jahre. Dann empfahl ihn der General-Gouverneur Graf Browne für die erledigte Stelle eines Präsidenten des Gouvernements-Magistrates in Reval. Im Jahre 1785 ernannte der Senat Kotzebue zum Chef der erwähnten Behörde mit dem Range eines russischen Oberst-Leutnants, welcher Rang ihm gleich-

zeitig den erblichen russischen Reichs-Adel verlieh. Sein gewandtes Benehmen, seine vielseitigen Kenntnisse, sowie seine geistreiche und witzige Unterhaltung, machten ihn bald zu einem geschätzten Gliede der Gesellschaft in seiner neuen Heimat. Die Stellung als Präsident des Magistrates hat er 10 Jahre bekleidet und auch in Reval seine Familie begründet, wo er am 21. Februar 1785 Friederike Juliane Eleonore von Essen heiratete. Seine Frau war im Jahre 1763 geboren und die Tochter des Kommandanten von Reval, General-Leutnant Reinhold von Essen zu Kiwidepäh, der im Jahre 1788 starb und am 6. Oktober 1754 Anna Eleonore von Saß geheiratet hatte. Kotzebue verlor seine erste Frau nach glücklicher Ehe durch den Tod am 27. November 1790. Hier in Reval wurde Kotzebue Leiter eines Kreises, der sich die Förderung poetischer und literarischer Bestrebungen zur Aufgabe machte. Er gründete einen Verein, zu dem der Assessor Jacob von Klugen, der Kreisgerichts-Sekretär Arwelius, der Ordnungsgerichts-Sekretär Süßmilch, sowie die Herren Justus Riesenkampff, von Franza, von Roberti und von Krüdener gehörten; dieser Verein, dem sich auch einige Damen anschlossen, beschäftigte sich mit Liebhaber-Theater-Aufführungen, deren Reingewinn dem „Kollegium allgemeiner Fürsorge" zu Gute kam. In der Nummer 6 des Jahrganges 1785 der „Revalschen wöchentlichen Nachrichten" schreibt offenbar der Herausgeber in einem offenen Brief eine Kritik dieser Aufführungen, in der er unter anderem Folgendes sagt: „Als Liebhaber spielen unsere Schauspieler ihre Rollen so, daß man durchgängig mit ihnen zufrieden zu sein Ursache hat. Viele unter ihnen machen es so vorzüglich, daß die schärfste Kritik vollkommenen Beifall nicht versagen kann. Kotzebue gehört unter die Meister. Er ist fähig, Rollen von ganz entgegengesetztem Charakter, von steifen Pedanten und von windigen Bedienten mit gleicher Vollkommenheit zu spielen. Klugen macht den betrügerischen Juden, Arwelius den Alten und den französischen Bedienten vortrefflich und Riesenkampff den Hofrat außerordentlich. Herr von Meyendorff spielt den Juden mit vieler Würde und in „Nicht mehr als sechs Schüsseln" mit einem so komischen Ausdruck, daß ihn schwerlich ein Schauspieler von Profession übertreffen kann, sowie auch in dem letzten Stücke die beiden Rottbeck, von Rosen, Reutlingen und von Glehn durch Natur und Lebhaftigkeit ungemein gefallen. Von den Schauspielerinnen empfehlen sich die Demoiselles Rosenberg und das Fräulen von Rosen durch guten Anstand, gefälligen Ton und eine gewisse Bescheidenheit. Madame Glehn übertrifft als Frau von Schmerling alle Erwartung und erhält sich vom Anfang bis zum Ende in einem hinreißenden Vortrage. Das Fräulein von Rosenberg ist allerliebst naiv, hat ihre Rolle bis auf eine jede Silbe inne und ist sich durchgängig gleich. Kurz, es ist niemand in der ganzen Gesellschaft, der nicht wenigstens einigen Ruhm verdiente. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Liebhaberei fortdauern möge, uud in der Tat haben wir dazu gegründete Hoffnung. Die Zahl der Glieder vermehrt sich und mit ihr der Eifer für das Theater. Die Gesellschaft hat

eine Art Verbindung unter sich geschlossen, welche dem ganzen Institute Festigkeit und Dauer verspricht, wenigstens es gegen ein schleuniges Zusammenstürzen sichert. Dieses ist auch um so weniger zu befürchten, weil die ganze Gesellschaft unter der Direktion des Herrn von Rosen steht, eines Mannes, dessen Eifer für die Bühne ebenso stark ist, als seine Einsichten in das Theater-Wesen geläutert sind. Die meisten Glieder des Publikums stimmen darin überein, daß das ganze Institut an und für sich vortrefflich ist und zwar sowohl seiner letzten Absicht wegen, als auch in Rücksicht auf die Vorteile, welche dadurch dem Publikum selbst zufließen. Die letzte Absicht ist Unterstützung der Armen. Die immer sehr ansehnlichen Gelder für den Eintritt wurden dem Kollegium allgemeiner Fürsorge eingehändigt, und von dort fließen sie in die Häuser der Bedrängten und verwandeln die Tränen des Kummers in Tränen der Dankbarkeit und der Freude. Mancher Tor lernt da seine Kappe kennen und lernt sich ihrer schämen. Übrigens hoffe ich nicht, daß irgend jemand in dem Wahne stehen wird, als wenn die Wohltätigkeit von ihrer Würde etwas verliere, wenn sie sich des Theaters bedient, um sich in den Schoß der Armut zu ergießen."

Aus der Nummer 9 des Jahrganges 1786 der „Revalschen wöchentlichen Nachrichten" entnehmen wir folgende finanzielle Resultate eines zweijährigen Schauspiel-Planes, der 17 Vorstellungen umfaßt hat:

1.	Dem Collegio allgemeiner Fürsorge zu eigener Disposition	130 R. — K.
2.	Den Witwen und Waisen	1276 „ — „
3.	Zur Beerdigung unvermögender Personen	55 „ — „
4.	Zur Aufhelfung unglücklicher Personen	221 „ 60 „
5.	Zur Unterstützung hoffnungsvoller Jünglinge	692 „ — „
6.	An eine öffentliche Erziehungs-Anstalt	20 „ — „
	Summa	2394 R. 60 K.

Dieses Liebhaber-Theater, dessen Seele Kotzebue gewesen ist, hat das Verdienst, die Errichtung einer ständigen Bühne in Reval herbeigeführt zu haben. Trotzdem stellte ein angesehener Teil des Revaler Publikums diese Theateraufführungen als die Sitten gefährdend hin und opponierte gegen ihren Besuch. Als unleugbare segensreiche Tatsache muß ich konstatieren, daß dieses Institut während seines zehnjährigen Bestehens eine für damalige Verhältnisse sehr große Summe, nämlich 14,000 Rbl., zum Besten der Armen abgeworfen hat. Aus der Zeit der damaligen Theateraufführungen hat sich eine Silhouette erhalten, deren Photographie ich besitze und die im Jahre 1787 von einem Herrn Lütkens in Reval geschnitten ist nnd Kotzebue im Kreise seiner Bühnengenossen darstellt. Er steht auf der rechten Seite des Bildes gegenüber einer Dame. — Weniger glücklich war Kotzebue bei einem literarischen Unternehmen, das er in Reval einleitete. Es war das die Herausgabe einer

belletristischen Monatsschrift, der ersten periodischen Zeitschrift, die er drucken ließ. Sie führte den Titel „Für Geist und Herz", begann im Jahre 1786 zu erscheinen und ihr letztes Heft erschien im Juni 1787. Kotzebue lieferte den größten Teil durch eigene Arbeiten: lyrische Gedichte, Fabeln, Romane und Novellen. Der Preis betrug 8 Rbl. jährlich. Leider huldigte Kotzebue auch darin der Zeitrichtung, daß er Religion und Kirche zum Gegenstande seiner Spöttereien machte und für eine ziemlich flache Toleranz eintrat. Aus diesen Gründen fand diese Monatsschrift nicht den Beifall ihrer Leser, um so mehr, als das damalige gesellige Lebens Revals in diesen Heften persifliert wurde, und daher ist sie nur von kurzer Dauer gewesen. Im Jahre 1790 reiste Kotzebue aus Gesundheitsrücksichten zu einer Kur in das Bad von Pyrmont. Im November desselben Jahres wurde das glückliche Familienleben Kotzebues durch den Tod seiner Frau zerstört. Um den herben Eindruck seelischen Leidens zu verwischen, unternahm Kotzebue im Jahre 1790 von Reval aus eine Reise nach Paris, wo er sich mehrere Wochen aufhielt und ein eifriger Besucher der dortigen Theater war, die er nur mit großer Einschränkung anerkennt. Zu Beginn des Jahres 1791 kehrte er wieder nach Reval zurück. Diese Reise hat Kotzebue in einem kleinen Buche geschildert, dem er den Titel „meine Flucht nach Paris" gegeben hat. Mit tiefer Rührung und aufrichtigem Schmerze gedenkt er in dem Buche seiner verstorbenen Gattin. Die Schilderung der damaligen Pariser Sitten und Theater, auch des Hofes, dessen Damen er in riesenhaften Reifröcken mit dem Könige und der Königin an der Spitze zur Messe pilgern sieht, hat kulturhistorischen Wert. — Im Archiv des Estländischen Ritterschaft befinden sich einige Original-Briefe Kotzebue's, unter denen ein vom 23. August 1787 aus Kickel datierter Brief schon damals Kotzebue's Intention beweist, in Estland Grundbesitz zu erwerben, weil er darin sagt, daß er von dem Erwerb des Gutes Seinigal abgesehen habe, weil es zu weit von Reval entfernt liegt. In einem zweiten, ebenfalls aus Kickel am 9. September 1787 datierten Briefe hofft er dagegen das Gut Wait in Harrien für nicht mehr als 42,000 Rbl. kaufen zu können. Charakteristisch für die große, auch körperliche Regsamkeit Kotzebue's bleibt die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der er diese Reise unternimmt und zurücklegt, ebenso wie seine späteren zahlreichen Reisen aus Estland nach Deutschland und Italien. Man ist bei der Schilderung dieser Reisen nur zu geneigt zu vergessen, daß sie in der Diligence oder Post-Kutsche vor sich gingen, während die Geschwindigkeit ihrer Ausführung bei der Lebhaftigkeit ihrer Schilderung den Gedanken an einen hochmodernen Schnellzug aufkommen läßt. Für die körperliche Frische und geistige Regsamkeit Kotzebue's legt seine Gewohnheit des Frühaufstehens um 6 Uhr morgens, der er auch als arbeitsamer Tourist in Paris treu bleibt, beredtes Zeugnis ab. — Die Hauptstütze bei den ersten Aufführungen des von Kotzebue in Estland gegründeten Liebhaber-Theaters bildete der Baron Friedrich von Rosen, der auf seinem Gute Kickel in Allen-

tacken von einer Liebhaber-Truppe auf einer dazu errichteten Bühne Theaterstücke aufführen ließ. Am 8. Dezember 1784 wurde auf einer Bühne, die auf Kotzebue's Kosten in der Kanuti-Gilde errichtet worden war, in Reval zum Besten der Armen die erste Liebhaber-Theater-Vorstellung eröffnet, wobei anfänglich auch die weiblichen Rollen von Männern dargestellt wurden, bis in der Folge sich einige Damen herbeiließen, weibliche Rollen zu verkörpern. Sogar der Gouverneur der Revalschen Stadthalterschaft von Grotenhielm ermunterte in einem schmeichelhaften Schreiben den damaligen dramatischen Verein, in seinem rühmlichen Unternehmen fortzufahren. Im Jahre 1787 wurde die Theater-Direktion für immer dem Regierungs-Rat Baron Rosen übertragen. Am 16. Oktober 1787 wurde das populärste Stück Kotzebue's, „Menschenhaß und Reue", zu Ehren des Geheimrats von Vietinghof, des Gründers des Rigaer Theaters, aufgeführt. Vietinghof, der als Gast in Reval war, wurde ein kleines, auf Atlas gedrucktes Gedicht übergeben. Am Stiftungstage der Gesellschaft wurde die erste Operette unter dem Titel „Die väterliche Erwartung" aufgeführt, die von Kotzebue geschrieben und von Professor Hörschelmann in Musik gesetzt worden war. Der Zudrang des Publikums war sehr groß. Am 19. Februar 1790 wurde zu ehrender Erinnerung eines verstorbenen Mitgliedes des Theaters, des Herrn Sekretärs Thomas Nottbeck, auf der Bühne eine Totenfeier veranstaltet. Am 16. November 1792 erschien der General-Gouverneur der Statthalterschaft Est- und Livlands Fürst Repnin bei der Theater-Vorstellung. In weißen Atlas gekleidete Genien boten Lorbeerkränze und Palmenzweige dar zur Verherrlichung der Festvorstellung.

Am 16. Juli 1794 heiratete Kotzebue in zweiter Ehe die geschiedene Frau des Majors Carl Philipp von Essen zu Erras, Christine Gertrud von Essen, geborene von Krusenstiern, die am 25. April 1769 als Tochter des Herrn Carl Adolf von Krusenstiern und seiner Frau Anna Magdalene, geborenen von Brümmer, geboren war. Auch seine zweite Frau ist Kotzebue, am 10. August 1803, im Tode vorangegangen. Im Jahre 1795 hat Kotzebue der Kaiserin Katharina II. einen Plan zur Errichtung einer Universität in Dorpat eingereicht und damit sich das Verdienst zur Anregung der Gründung der Dorpater Hochschule erworben, die bekanntlich im Jahre 1802 von dem Kaiser Alexander I. wirklich in das Leben gerufen worden ist. Ebenfalls im Jahre 1795 nahm Kotzebue — angeblich aus Gesundheitsrücksichten — als Präsident des Revalschen Gouvernements-Magistrats seinen Abschied mit einer vom Senat erteilten Rangerhöhung und zog sich in das Privatleben zurück. Für seine nächsten 2 Lebensjahre wählte er zu seinem Wohnort seinen Landsitz Friedenthal bei Jewe in Estland, wo er sich selbst ein Haus auf einem Grundstück erbaut hat, welches er dem Major von Eckermann in Jewe abgekauft hatte. Dieses Landhaus lag in der Nähe der damaligen Poststraße, welche Reval und Petersburg verband, und an der Allee, welche vom Hof in den Flecken Jewe führt. Die Fundamente des Hauses sind noch heute sichtbar. Auf einer künstlichen Insel,

deren Umrisse sich ebenfalls heute wahrnehmen lassen und die einige Exemplare einer von Kotzebue gepflanzten, sehr seltenen Pinus-Art bewahrt haben, hat Kotzebue auch hier ein Liebhaber-Theater errichtet. In den schattigen Laubengängen des Jeweschen Parkes sind viele literarische Kinder seiner Laune entstanden. Bis zum Herbst 1797 hat Kotzebue in Friedenthal den Musen und seiner Familie gelebt.

Dann folgte er einem ehrenvollen Rufe in das Direktorium des Hoftheaters nach Wien. Ohne seinen Landsitz Friedenthal zu veräußern, auf den er wieder zurückzukehren hoffte, siedelte er mit seiner Familie im Interesse der größeren materiellen Wohlfahrt der Seinigen nach Wien über. Mit seinen Leistungen in Wien war nicht nur die Direktion des Hoftheaters, sondern auch der Kaiser Franz II. sehr zufrieden. Auch nach seiner Verabschiedung von der Leitung des Wiener Theaters behielt ihn der Kaiser als Hoftheater-Dichter mit einer lebenslänglichen Pension von 1000 Gulden in seinen Diensten, gestattete ihm aber zu leben, wo er wolle. Aus Wien begab sich Kotzebue direkt in seine Vaterstadt Weimar, wo er aus Anhänglichkeit für seine fast 70-jährige Mutter für einige Zeit seinen Wohnsitz nahm. Bei Weimar kaufte sich Kotzebue ein Haus und einen Garten, erfreute sich der Achtung und des Verkehrs seiner Mitbürger und war auch am herzoglichen Hofe gern gesehen. Um zwei seiner Söhne wiederzusehen, die in einem Kadetten-Korps in Petersburg erzogen wurden, und die Sehnsucht seiner Gattin nach ihrer Heimat zu befriedigen, entschloß sich Kotzebue im Jahre 1800 zu einer Reise nach Rußland, wozu er von dem Baron von Krüdener, dem Vertreter Rußlands in Berlin, den erforderlichen Paß erhielt. Trotz dieser Legitimation des russischen Gesandten in Berlin, die mit einem sehr liebenswürdigen, von Kotzebue veröffentlichten Briefe Krüdeners erteilt wurde, wurde Kotzebue, nachdem er die Grenze passiert, arretiert, in Mitau von seiner Familie, die in Todesangst geriet, ohne Angabe von irgendwelchen, geschweige denn gesetzlichen Gründen getrennt und unter dem Vorwande, nach Petersburg geschickt zu werden, nach Sibirien eskortiert. Diese unfreiwillige, überraschende Reise nach Tobolsk und Kurgan, die ihren Ursprung in einem autokratischen Übelwollen des Kaisers Paul gegen europäische Schriftsteller im allgemeinen und zugleich gegen Kotzebue im besonderen gehabt hat, hat uns letzterer in einem Buche beschrieben, welches in 2 Bändchen im Jahre 1801 unter dem Titel „das merkwürdigste Jahr meines Lebens" in Berlin erschienen ist. Dieses Buch gehört zu den interessantesten autobiographischen Schriften Kotzebues und verdient auch unvergessen zu bleiben als menschliches Dokument aus der absolutistisch-willkürlichen Regentenpraxis des Kaisers Paul. Das Buch verdient als kulturgeschichtliches Kuriosum auch heute entschieden eine Neu-Ausgabe und aufmerksame Leser. Kotzebue erzählt darin, wie er ahnungslos und gewaltsam von seiner kranken Frau und bestürzten Familie getrennt wird und von dem Werkzeuge autokratischer Gewalt, einem ungebildeten russischen Beamten, nach Sibirien begleitet wird,

wobei dieser letztere die kleinlichsten und unangenehmsten Maßregeln gegen den gefangenen Schriftsteller noch verschärft, als Kotzebue nach seiner Arretierung in den Wäldern Livlands bei Wolmarshof einen mißlungenen Fluchtversuch macht. Diese lange Reise, auf welcher Kotzebue jegliche briefliche Verbindung mit seiner Familie und seinen Freunden untersagt war, führte durch Rußland und Sibirien, dazwischen nicht ohne Lebensgefahr über gewaltig in ihren Frühjahrsfluten angeschwollene Flüsse, einmal sogar viele Werste weit durch einen brennenden Wald. Zum Glück für Kotzebue hat sein Aufenthalt in Tobolsk nur 2 Wochen, sein Leben in Kurgan, seinem eigentlichen Verbannungsort, nur über einen Monat gedauert, weil ein ebenso rätselhafter kaiserlicher Gegenbefehl, wie derjenige war, der diese Reise vorschrieb, den Verbannten in Gnaden wieder zurückberief, so daß er noch in demselben Jahre auf dem nämlichen Wege nach Petersburg zurückkehren durfte. Als er in Petersburg angekommen, gewährte der Kaiser dem Verbannten sofort eine Audienz und ehrte ihn durch die Worte: „Herr von Kotzebue, ich muß damit anfangen mich mit Ihnen zu versöhnen!" Am 13. August erhielt Kotzebue die Abschrift eines Ukas, durch welchen der Kaiser ihm das in Livland gelegene Kronsgut Warrokül in einer Größe von 6½ Haken ohne alle Abgaben schenkte. Das Gut trug eine jährliche Pacht von 4000 Rbl. ein und gab Kotzebue den zweifellosen Beweis wieder erlangter kaiserlicher Gnade. Diese wiedergewonnene kaiserliche Gunst, die alleinige Ursache der Zurückberufung des Verbannten, war auf ein von letzterem verfaßtes kleines Drama unter dem Titel „Der Leibkutscher Peters III." zurückzuführen, welches zufällig von dessen russischem Übersetzer dem Kaiser übergeben worden war und dessen Lektüre so sehr das Wohlgefallen des Kaisers erregt hatte, weil es seinen unglücklichen Vater glorifizierte, daß er die sofortige ehrenvolle Zurückberufung des Verfassers aus der Verbannung huldreichst anordnete. Die unanfechtbare Tatsache von den kleinen Ursachen, die große Wirkungen haben können, hat sich bei dieser widerspruchsvollen Katastrophe im Leben Kotzebue's wiederum als Wahrheit erwiesen. Der Kaiser bezeichnete nunmehr der Kaiserin gegenüber Kotzebue mit den Worten: „C'est à présent un de mes meilleurs sujets!" und schenkte ihm eine mit Brillanten besetzte Dose, deren Wert 2000 Rbl. betrug. Kotzebue erklärt selbst, daß er nicht wisse, warum der Kaiser ihn jetzt für einen besseren Untertan halte, als vor seiner Reise nach Sibirien. Trotz entschiedener Abneigung und ausdrücklich erklärter Ruhebedürftigkeit von seiten Kotzebue's veranlaßte ihn der Kaiser zur Übernahme der Direktion des deutschen Theaters in Petersburg, wo zum größten Teil in Ermangelung anderer Stücke Kotzebuesche Dramen über die Bretter gingen, und im Januar 1801 mußten französische Schauspieler „Menschenhaß und Reue" in der Eremitage spielen. Kotzebue ist als Theaterdirek or glänzend bezahlt worden, denn er erhielt jährlich 1500 Rbl. aus dem Kaiserlichen Kabinet, 1800 Rbl. aus der Theaterkasse, 500 Rbl. für die Miete seiner Wohnung und 1000 Rbl. für Heizung und Beleuchtung aus der Theater-

kasse. Außerdem genoß er die Einnahmen von 2 Benefiz-Vorstellungen, die durchschnittlich 600 Rbl. für jede Vorstellung abgeworfen haben sollen. Schließlich erhielt Kotzebue von dem Kaiser den Auftrag, eine Beschreibung der Kunstschätze zu liefern, die in dem, eben vom Kaiser errichteten Michailowschen Palais Aufstellung gefunden hatten und aus Rom und Paris erworben waren. Der Kaiser ließ Kotzebue aus seiner eignen Bibliothek Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam als Vorbilder der aufgetragenen Arbeit geben mit der Weisung, den Gegenstand ebenso, aber weitläufiger zu behandeln. Kotzebue übernahm die Arbeit mit der Bedingung, sachverständige Künstler hinzuzuziehen, unter denen er auch die Brüder Kügelgen ausgewählt hatte, und verbrachte ganze Tage bei fleißiger Arbeit im Palais. Fast täglich erschien der Kaiser oder begegnete zufällig Kotzebue bei der Arbeit der Aufzeichnung der Kunstgegenstände. Der Kaiser blieb gern stehen und erkundigte sich nach den Einzelheiten der Arbeit. „Am 11. März 1801 mittags gegen ein Uhr — so schreibt Kotzebue im „merkwürdigsten Jahr meines Lebens" — also etwa 12 Stunden vor Kaiser Pauls Tode, sah und sprach ich ihn zum letzten Mal. Er kam mit dem Grafen Kutaissow von einem Spazierritt nach Hause und schien sehr heiter zu sein. Auf der Paradetreppe gerade neben der Statue der kapitolinischen Kleopatra begegnete ich ihm. Seiner Gewohnheit nach blieb er bei mir stehen und machte dieses Mal die erwähnte Bildsäule zum Gegenstande seines Gesprächs. Er rühmte die Kopie, untersuchte die verschiedenen Marmor-Arten des Piedestals, fragte mich um deren Benennungen, ging dann auf die Geschichte der ägyptischen Königin über und bewunderte ihren heldenmütigen Tod. Endlich fragte er mich, ob meine Beschreibung des Palastes weit vorgerückt sei. Als ich ihm sagte, sie sei beinahe vollendet, verließ er mich freundlich mit den Worten: „Ich freue mich darauf" Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinaufstieg; auch er sah oben an der Tür noch ein mal zu mir herunter. Uns beiden ahnte wohl nicht, daß wir uns zum letzten Mal gesehen hatten. Die Stelle neben der Kleopatra ist mir durch diese letzte Unterredung mit dem Kaiser sehr merkwürdig geworden und mehr als ein mal habe ich nach seinem Tode dort mit Wehmut verweilt."

Am 12. März 1801 verkündete nachstehendes, auch von Kotzebue abgedrucktes Allerhöchstes Manifest die Thronbesteigung Alexander I.:

„Der Vorsehung des Höchsten hat es gefallen, das Leben unseres geliebten Vaters, Herrn und Kaisers Paul Petrowitsch, der in der Nacht vom 11. auf den 12. dieses Monats an einem Schlagflusse plötzlich verschieden ist, abzukürzen. Indem wir nun den Kaiserlichen Thron aller Reußen erblich annehmen, nehmen wir auch zugleich die Pflicht auf uns das Uns, von Gott anvertraute Volk nach den Gesetzen und nach dem Herzen Unserer, in Gott ruhenden, glorreichen Großmutter, Frau und Kaiserin, Katharina der Großen, zu regieren, deren Andenken Uns und dem ganzen Vaterlande auf ewig teuer bleibt. Ja, indem wir Ihren weisen Absichten folgen, werden wir dahin gelangen, Rußland auf die höchste Stufe des Ruhmes zu erheben und allen

Unseren treuen Untertanen ein unverletzliches Wohl zu sichern, die Wir hiermit auffordern, ihre Treue zu Uns vor dem Antlitz des allsehenden Gottes, den Wir anflehen, daß er uns Kräfte verleihen möge, diese jetzt auf Uns liegende Bürde zu tragen, mit einem Eide zu besiegeln. Gegeben zu St. Petersburg, den 12. März 1801. Alexander.

Der überraschende Wechsel der Personen auf dem russischen Kaiserthron brachte auch einen baldigen Umschwung in der Stellung Kotzebue's mit sich, so daß er sich veranlaßt sah, die Leitung des deutschen Theaters in Petersburg niederzulegen. Als vermögender Mann und Inhaber lebenslänglicher Pensionen seitens der Bühnen, die er dirigiert hatte, kehrte er mit dem Titel eines kaiserlich-russischen Kollegien-Rats in glänzenden äußeren Verhältnissen nach Weimar zurück. Bezüglich dieser Epoche seines Lebens habe ich ein interessantes Buch von Otto Roquette, das unter dem Titel „Kleine und große Leute aus Alt-Weimar" erschienen ist, als Quelle benutzt. Roquette berichtet, daß Kotzebue damals in Weimar als reicher Mann zu glänzen suchte und ein Recht auf die Weimarer Bühne gewonnen zu haben hoffte, weil er sich vom Weimarer Theater kein Honorar für seine Schauspiele zahlen ließ. Jedoch glückte es Kotzebue nicht, als Mitglied der bei Goethe sich versammelnden Mittwochsgesellschaften aufgenommen zu werden, wo ein Kreis vornehmer Geister durch Bande aufrichtiger Freundschaft zu einer Familie verbunden war. Kotzebue lud gewissermaßen im Gegensatz zu der erwähnten Versammlung am Donnerstag in seine Wohnung eine Gesellschaft ein, die aus 30 Personen bestand und zu der Mitglieder der Gesellschaft, Gelehrte und Schauspieler gehörten. Eine mit Teppichen bedeckte Estrade umgab einen Lesetisch. Kotzebue und seine Gattin, sowie seine Mutter und Schwester empfingen die Gäste. Mehrere Schillersche Dichtungen wurden vorgetragen und Lieder gesungen. Die Tafel war reich versehen mit massivem Silbergeschirr, welches der Hausherr aus Petersburg mitgebracht hatte. Auserwählte Speisen folgten in reicher Anzahl, und der Champagner floß bei Beginn der Tafel verschwenderisch in die Gläser. Die Gesellschaft unterhielt sich auf das Allerbeste und wurde von Kotzebue in wohlgesetzter Rede auf Donnerstag über 14 Tagen wieder eingeladen. Dieses gesellschaftliche Ereignis wurde in Weimar viel besprochen. Schiller befremdete die ihm von Kotzebue gewordene Anerkennung, Goethe ging lächelnd mit den Worten: „Nun das ist ja auch recht schön" zur Tagesordnung über. Seinen Gästen gegenüber proponierte Kotzebue am 5. März, dem Namenstage Schillers, eine dramatische Festfeier zu Ehren desselben zu veranstalten, welcher Vorschlag Anklang fand. Die Hauptgestalten aus den Dichtungen Schillers sollten in großen lebenden Bildern vereinigt stehen und ihrem Charakter gemäß dem Dichter ihre Huldigung darbringen. Auch Schillers „Glocke" sollte zur Aufführung gelangen. Die Rollen wurden unter den Gliedern der Gesellschaft verteilt, wobei Kotzebue die Rolle des Meisters in der Glocke übernahm und eine riesige Glockenform, die aufgestellt werden sollte, mit dem Hammer zu

zerschmettern hatte. Aus der zerschlagenen Glockenform sollte Schillers Büste erscheinen und festlich bekränzt werden. Durch diese Feier — nahm Kotzebue an — würde Goethe gegen Schiller verstimmt werden. Ein Bruch zwischen Goethe und Schiller schien ihm unvermeidlich. Goethe wäre isoliert und Schiller für ihn gewonnen. Die Vorbereitungen zum Fest wurden eifrig betrieben. Hierbei unterließ es Kotzebue, rechtzeitig die Genehmigung des Bürgermeisters einzuholen, weil die Feier im Saale des Rathauses stattfinden sollte, uud war unangenehm überrascht, als der Bürgermeister seiner Bitte die Genehmigung verweigerte und zwar ebenso wie der Vorstand der herzoglichen Bibliothek, der die einzige in Weimar vorhandene Schiller-Büste — ein Kunstwerk von Dannecker — aufzuweisen hatte. Infolge dieser Hindernisse, zu denen sich der Rücktritt mehrerer Teilnehmer gesellte, mußte die Feier unterbleiben. „Nichts aber — so schreibt Goethe in seinen Tag- und Jahresheften darüber — glich dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden und die Erklärung vernehmen mußten, er sei erst ganz neu eingerichtet und dekoriert, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne. Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entsetzlichen Spektakel, als diese Störung, ja Vernichtung des löblichsten Vorsatzes zuerst in der obersten Sozietät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämtlichen Population anrichtete.“ So weit Goethe. Man hatte unnützer Weise Geld für Kostüme verausgabt und Zeit für Vorbereitungen vergeudet. Die allgemeine Wut wollte ein Opfer haben. Rasch und geschickt wußte Kotzebue alle Verweigerungen in dem tyrannischen Willen Goethes zu vereinigen und den Ingrimm von sich abzulenken. Wirklich schalt man einige Tage lang Goethe als den einzig Schuldigen. Dann aber kam den Leuten die Besinnung wieder und man gelangte zur Einsicht, daß Kotzebue selbst die Schuld trage. Letzterem wurde der vaterländische Boden zu heiß und er rüstete sich Weimar zu verlassen. Im Jahre 1803 ging Kotzebue aus Weimar nach Berlin, wo er im Verein mit Garlieb Merkel eine Zeitschrift unter dem Titel „Der Freimütige“ herausgab. Bei Eröffung des Hoftheaters in Berlin wurde das populärste Stück Kotzebues „Menschenhaß und Reue“ in siegreicher Konkurrenz mit einem gleichfalls vorgeschlagenen Schillerschen Drama als erstes Stück aufgeführt, wobei ein diesbezüglicher Wunsch der Königin Luise von Preußen maßgebend gewesen sein soll, die als hohe Gönnerin Kotzebues letzterem ein schönes Tischservice schenkte. Dieses königliche Geschenk hat sich bei den Kindern und Enkeln des Beschenkten erhalten und wurde auf dem Gute Meecks in Estland aufbewahrt bis zum Jahre 1905, wo es von revolutionären Banden mit anderen Wertgegenständen zerschlagen worden ist.

Kotzebues Verdienst ist es gewesen, auf die Notwendigkeit der Re-

stauration der Ruinen des Schlosses in Heidelberg hingewiesen zu haben und springt seine Initiative in dieser Hinsicht heute jedem Besucher des Schlosses in die Augen, weil der Name Kotzebues ausdrücklich als des Begründers der Restaurations-Arbeiten des herrlichen Schlosses augenfällige Erwähnung findet. — Im Jahre 1804 finden wir Kotzebue wieder in Paris, wo er den vergeblichen Ehrgeiz entwickelt, die Aufmerksamkeit seines großen Zeitgenossen, des Kaisers Napoleon, zu erregen. Infolge des Mißlingens dieser persönlichen, auf Eitelkeit beruhenden Bestrebungen erklärte er sich für einen Feind Napoleons und polemisierte gegen ihn in zwei Zeitschriften, die die Titel „Die Biene" und „Die Grille" trugen. Jedoch schien es ihm geraten, vor Napoleon aus Preußen zu flüchten und wieder nach Estland zu gehen, wo er wiederum für eine Reihe von Jahren seinen dauernden Wohnsitz nahm. Nachdem Kotzebue seine zweite Frau im Jahre 1803 durch den Tod verloren, heiratete er am 7. August 1804 die geschiedene Frau des Majors Moritz Gustav von Kursell zu Hahnhof bei Werro, Wilhelmine Friedrike von Kursell, geborene von Krusenstiern, die eine Tochter des Herrn Otto Wilhelm von Krusenstiern zu Loal und Jerlep und seiner Gattin Friederike Marie, geborenen von Ulrich, war. Sie war am 30. Juli 1778 geboren und ist am 22. Januar 1852 gestorben. Im Jahre 1804 unternahm Kotzebue eine Reise nach Italien, die er in einem Buche beschrieben hat, welches in 3 Bänden in Berlin gedruckt worden ist unter dem Titel „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel" Beim Passieren von Dorpat stellt er Betrachtungen über die Studenten der jungen Universität an und gibt einen anschaulichen Bericht über ein Gewitter, welches sich auf dem Peipus-See abspielt, während er an dem See vorüberfährt. Zur Charakteristik dieses Buches und der Art der Reisebeschreibung Kotzebues gestatte ich mir einen kurzen Abschnitt unter dem Titel „Ein Morgen in den Apenninen", Fragmente eines Briefes aus Barberini unweit Florenz, wiederzugeben:

„Sie wundern sich, lieber Freund, daß ich noch immer gern reise? Sie haben Recht. In meinem Alter hat man sich schon an so manche kleine Bequemlichkeiten des Lebens gewohnt, daß man sich am Ende richtig Bedürfnisse daraus erkünstelt hat, deren Entbehrung trotz aller Annehmlichkeiten des Reisens immer sehr empfindlich bleibt. Ich zum Beispiel: hungern kann ich wohl einen Tag, oder mit trockenem Brot ein paar Tage vorlieb nehmen, das verstimmt mich nicht, aber des Morgens das Getränk entbehren, welches Voltaires Hippocrene genannt wird, mit einem Wort ohne Kaffee bleiben, mag ich sehr ungern. Aber wo nehme ich den Kaffee her in den Apenninen? Ferner ist es mir nicht einmal genug ihn zu trinken, ich muß auch Zeit haben, ihn zu schlürfen; ich muß ein Rauchopfer von brasilischen Blättern dabei anzünden können. Aber wo nehme ich Zeit her in den Apenninen? Hier, wo der muntere Vetturino wenigstens mit Tagesanbruch den Reisestab fortzusetzen begehrt? Bedauern Sie mich nicht zu früh, denn sehen Sie,

ich sitze wirklich in diesem Augenblicke in den Apenninen, es hat eben dort drei Uhr (morgens) geschlagen; eine dampfende Schale Kaffee steht vor mir und eine Dampfwolke steigt aus meinem Munde. Wie habe ich das gemacht? Habe ich etwa meine müden Bedienten aus den Schlafe gepocht und sie gezwungen, mit gähnender Grämlichkeit für die Bedürfnisse ihres verwöhnten Herrn zu sorgen? Keineswegs. Ich will Ihnen zum Behuf Ihrer künftigen Reise nach Italien einen Wink geben, wie man ohne schreienden Egoismus sich helfen kann. Das vermag ich nicht besser zu tun, als wenn ich Ihnen die Beschreibung eines Abends und Morgens auf einer Reise von Florenz nach Rom liefere. Trunken von den Schönheiten einer Gegend, die der Schöpfer in seiner besten Laune hinzauberte, komme ich mit den letzten Strahlen der Sonne in's Nachtquartier, zwar nur eine Dorfschenke, aber nicht ohne Bequemlichkeiten. Sie finden ein paar erträgliche Zimmer, mit Backsteinen gepflastert und mit Heiligen-Bildern behängt. Sie finden harte Betten ohne Kopfkissen, aber mit reinlichen Laken und schmutzigen Bettdecken. Sie finden ein treffliches Abendessen von fünf bis sechs Schüsseln und herrliche Früchte zum Dessert. Alles von einer hübschen freundlichen Wirtin aufgetischt, die im süßen toskanischen Dialekt mit Ihnen scherzt. Sie haben also vor der Hand weiter nichts zu tun, als Ihre eigenen Kopfkissen auf das Bett zu legen und die schmutzigen Decken mit Ihren eigenen zu verwechseln, denn beides rate ich Ihnen mitzunehmen, so wie ich es gemacht habe. Was könnte nun noch Ihre Ruhe trüben, als etwa der Gedanke: wie wird es morgen früh werden? Hier ist kein Kaffee zu bekommen. — Auch diesem Mangel weiß ich abzuhelfen. Meine gute Frau — denn ohne Frau müssen Sie ja nicht reisen — packt Zucker und Kaffee aus, ich hole aus meinem Reise-Necessaire eine Lampe, mit Spiritus gefüllt, setze unsere eigene Kanne darauf, und siehe, ehe eine halbe Stunde vergeht, haben die lieben Hände, die mich durchs Leben leiten, mir Ermunterung für den Morgen bereitet. Nun lege ich mich ruhig schlafen, das Nachtlicht brennend, die Repetier-Uhr an meiner Seite. Gegen Morgen, zwischen Schlafen und Wachen, greife ich mit geschlossenen Augen nach der Uhr, lasse sie repetieren, sie schlägt drei. Ich springe auf, zünde die Lampe an, setze die Krone darauf, und während mein Kaffee sich wärmt, esse ich Weintrauben, öffne die Fenster — ja, ja ich öffne am 18-ten Oktober die Fenster — und lege mich leicht bekleidet mit halbem Leibe heraus, um die milde italienische Luft mit vollen Atemzügen einzusaugen und die herrliche, vom Mond beleuchtete Landschaft zu überschauen. Das sausende Geräusch des kochenden Kaffee hinter mir weckt mich aus süßen Träumen, ich verlasse das Fenster mit nassen Augen, denn ich hatte in der Stille der Nacht, über die beleuchteten Bergzacken hinüber, mit meiner abgeschiedenen Lieben mich unterhalten. Ich setze mich, trinke und schreibe Ihnen diesen Brief so ruhig und bequem, als säße ich in unserem lieben Berlin in der Französischen Straße. Eine halbe Stunde ist noch alles still um mich her,

dann aber fangen die Glocken der Maultiere an zu tönen, der Vetturino läßt seine Stimme erschallen, der Wagen wird herausgeschoben, munter und erquickt springe ich hinein, fahre weiter, habe meine Freude an den Nebelwölkchen, die an den Bergen herumklettern, denke mir, daß es Menschen sind, die nach Ruhm jagen und — drücke der Schöpferin meines häuslichen Glücks die Hand."

Da Kotzebue nunmehr wiederum seinen dauernden Wohnsitz in Estland nahm, kaufte er im Jahre 1806 das Gut Schwarzen in West-Harrien, wo er als Vater einer zahlreichen Familie seinen literarischen Neigungen lebte und sich auch mit Landwirtschaft beschäftigt hat, deren Methode er zu bessern und zu heben suchte. Axel von Gernet berichtet in seinem Buch über Agrar-Recht in Estland, daß Kotzebue 1808 eine „Estländische Ackerbau-Gesellschaft" begründete, sowie die Entwickelung des Kartoffelbaus, die Einführung des Kleebaues, der Drillmaschine und eines vervollkommneten Pfluges in das Leben treten lassen wollte. Jedoch sind die von ihm geplanten landwirtschaftlichen Fortschritte erst später wirklich zur Geltung gekommen. In Schwarzen finden sich noch eben lokale Reminiszenzen aus der Zeit, da Kotzebue hier gelebt. Er wurde auch die Seele das Komitees, welches 1809 die Leitung der im neuen Theater-Gebäude in Reval eröffneten Bühne übernahm. Im Jahre 1812 wurde Kotzebue Direktor des Revaler Theaters, bis er im Jahre 1814 als russischer General-Konsul nach Königsberg ging und definitiv Estland verließ. In dem schönen Gutsgebäude des Gutes Wattel in der Wieck haben sich in einem Zimmer noch eben Lampengestelle, Kulissen und bemalte Wandflächen erhalten, die aus der Zeit stammen, als unter dem Einfluß Kotzebue's von seinen Zeitgenossen theatralische Darstellungen gepflegt wurden. Im Estländischen Provinzial-Museum werden 2 Briefe Kotzebue's aufbewahrt, die an einen Herrn Johann August Hagen gerichtet sind, der lange Zeit als Lehrer und Organist in Reval gelebt und hier am 21. Juni 1877 gestorben ist. Auch von Hagen haben sich autobiographische Aufzeichnungen erhalten. In diesen Briefen fordert Kotzebue Hagen auf, von Dresden, wo Hagen lebte, als Hauslehrer nach Schwarzen zu kommen, zu welchem Zweck Kotzebue ihm eine briefliche Beschreibung des Lebens in Schwarzen gibt. Infolge dieses Vorschlages ließ sich Hagen von Kotzebue für dessen Kinder als Lehrer engagieren und reiste in 6 Wochen über Königsberg mit einem Segelschiffe über das Kurische Haff nach Memel, dann über Riga und Reval nach Schwarzen, wo er am 9. August 1809 eintraf und 2 Jahre als Lehrer der Musik und einiger Wissenschaften bei den Kindern des Hausherrn, Emmi, Betti, August und Paul von Kotzebue, fungiert hat. Hagen wurde am 9. August bei seiner Ankunft in Schwarzen von Kotzebue, der eine lange weiße Tonpfeife rauchte, freundlich empfangen und aufgefordert, sich in das Haus eines sächsischen wohlhabenden Pächters hineinzuversetzen, um sich in Schwarzen einzuleben. Hagen folgte dieser Aufforderung und hat für das Haustheater

in Schwarzen mehrere Singspiele in Musik gesetzt, die Kotzebue verfaßte. Hagen gab seine Stellung im Hause Kotzebue's auf, als letzterer im Jahre 1812 das Gut Schwarzen verkaufte. Im Jahre 1813 finden wir Kotzebue im russischen Hauptquartier im Gefolge des Kaisers, der ihn zum russischen General-Konsul in Preußen ernannte mit offiziellem Wohnsitz in Königsberg, wo Kotzebue auch die artistische Leitung des dortigen Theaters übernahm. In Königsberg blieb Kotzebue bis zum Jahre 1817, im welchem Jahre er zum Staatsrat im Departement der russischen auswärtigen Angelegenheiten avancierte und im Auftrage der russischen Regierung nach Weimar abgesandt wurde, um über die dortigen Zustände nach Petersburg zu berichten. Im Jahre 1818 siedelte er ganz nach Mannheim über, wo er sich durch seine Beschönigung absolutistischer Staatsformen und durch die Verspottung der damals überall erwachten patriotischen Bestrebungen viel Feinde machte. In den Kreisen einzelner seiner Gegner galt er sogar — irriger Weise — für einen von der russischen Regierung bezahlten Spion. Kotzebue wurde leider ein Opfer dieser unberechtigter Weise gegen ihn erwachten Animosität. Aus der Mitte einer Schar politisch fanatisierter jugendlicher Schwärmer wurde durch das auf ihn gefallene Los der Student der Theologie Karl Ludwig Sand dazu bestimmt, Kotzebue zu ermorden, obwohl aus persönlichen Gründen keinerlei Grund zur Gegnerschaft zwischen beiden Männern vorlag. Am 23. März 1819 drang der Student Sand mit gezücktem Dolch in Kotzebue's Wohnung und machte dem Leben des ahnungslosen Schriftstellers durch einen Dolchstoß ein überraschendes Ende. Kotzebue's Frau und sein kleiner Sohn eilten aus einem Nebenzimmer bestürzt zu dem zu Tode getroffenen Familienvater. Sein herbeigelaufener junger Sohn soll zuerst in völliger Verkennung der Katastrophe ausgerufen haben: „Vater spielt Krieg!" Da sich die zeitgenössische Literatur sofort für diese Freveltat interessierte, sind uns eine ganze Reihe von Berichten über diesen Mord erhalten. Noch heute steht in Mannheim gegenüber seinem berühmten Theater das Haus, in dem Kotzebue gelebt hat. Das Zimmer, in dem der Mord geschah, ist in seinem damaligen Zustand erhalten. Es ist ein kleiner, kreisrunder, elegant in Holz getäfelter Raum, dessen Decke mit Medaillon Bildern dekoriert ist. Dem Touristen, der heute Mannheim besucht, wird der mit prächtigen Gartenanlagen geschmückte Friedrichs-Platz gezeigt. An der Stelle, wo an diesem Platz ein imposanter Wasserturm aufragt, war im Mai 1820 ein Blutgerüst errichtet, auf dem ein Henker dem Studenten Sand, dem Mörder Kotzebue's, das Haupt abschlug.

Um Kotzebue's Stellung in der deutschen Literatur zu kennzeichnen, muß einerseits seine sehr große Produktionskraft betont werden, anderseits sein Hang zur literarischen Polemik hervorgehoben werden, sowie der Umstand, daß er stets auf der Bank der Spötter gesessen hat. Ein Lustspiel nach dem anderen flatterte von seinem Schreibtisch in Estland über Deutschlands Bühnen.

Mehr als 200 Komödien hat er geschrieben, deren Stoffe allen Gebieten des Lebens, sowohl der von ihm durchlebten Zeit, als auch der geschichtlichen Vergangenheit entlehnt sind. Obgleich seine dramatischen Erzeugnisse infolge der Entwickelung des modernen Dramas und des modernen Geschmacks ihre frühere Geltung längst nicht mehr behaupten können, so muß unbedingt hervorgehoben werden, daß die Dramen Kotzebue's eine Fülle von Elementen enthalten, die noch die dramatische Produktion der Gegenwart befruchten. Wenn wir von den beiden einsamen Kleinodien „Minna von Barnhelm" und „der zerbrochene Krug", von denen ersteres vor Kotzebue entstanden, absehen, so wissen wir in jenem Zeitraum auf der deutschen Bühne von dem deutschen Lustspiel so gut wie gar nichts. Erst mit Kotzebue tritt der fachgemäße Lustspiel-Dichter auf die Bühne und er wird zum Vater eines theatralischen Geschlechtes, das gerade in der Gegenwart zur Blüte zu reifen scheint. Für immer hat Kotzebue aus der deutschen bürgerlichen Komödie die steife Sprache Ifflands und seiner Genossen vertrieben und sie durch einen munteren, beflügelten, schlagkräftigen und witzigen Dialog bereicherte. Daß der Witz auch für den Komödien-Dichter eine Gefahr in sich birgt, hat Kotzebue mit treffendem Scharfsinn in richtiger Selbsterkenntnis selbst zugegeben, indem er wörtlich gesagt hat: „Leider ist mir oft widerfahren, daß ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können, wenn er auch in dem Munde dessen, der ihn sagen mußte, garnicht an seiner rechten Stelle war, folglich die Charakterzeichnung verdarb." An einer anderen Stelle gibt er zu: „Der Witz ist ein Gedankenspiel, er veraltet mit der Sprache, und Einfälle, über die wir vor 50 Jahren uns krank gelacht hätten, entlocken uns jetzt kaum ein Lächeln."

Kotzebue hat einer ganz neuen Epoche der Schauspielkunst die Tür geöffnet und ist dadurch zum Vater des modernen Lustspiels geworden. Die gleichzeitigen und späteren komischen Darstellungstalente knüpfen an den Namen Kotzebues an. Jedoch muß von seiner Wirksamkeit für die Zukunft dasselbe gelten, was er selbst in einem seiner Lieder singt, das längst zum Volksliede geworden ist:

Es kann schon nicht alles so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blüht eine Zeit und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die deutschen Abgeordneten der vierten Reichsduma.

Von M. Wiedemann (St. Petersburg.)

Gleich der dritten Reichsduma zählt auch die gegenwärtige 10 Deutsche zu ihren Mitgliedern. Doch gehören in der vierten Reichsduma nicht sämtliche deutschen Abgeordneten zu den Oktobristen, wie es in der dritten Duma der Fall gewesen, sondern bloß acht, darunter alle Balten: Mag. pharm. Brasche, von Brevern, Baron Engelhardt, Baron Fölckersam, Baron Meyendorff und Baron Wolff. Die beiden anderen deutschen Oktobristen sind die Abgg. Bergmann und Lutz, während die Abgg. Schröder und Zimmer der Fraktion der Progressisten angehören.

Auch in der vierten Reichsduma hatten sich die Deutsch-Balten, mit Ausnahme Baron Meyendorffs, bei ihrem Eintritt in die Oktoberfraktion als Hospitanten (примыкающие) angemeldet, denen bekanntlich in mancher Beziehung eine gewisse Unabhängigkeit gewährt wurde. Infolge eines Versehens wurden die Abgg. Brasche, von Brevern und Baron Engelhardt als Fraktionsglieder verzeichnet, die denn auch offiziell als solche galten. Da die drei Abgeordneten diesem Umstande weiter keine Bedeutung beilegten, so ließen sie die Angelegenheit auf sich beruhen. Baron Fölckersam und Baron Wolff figurierten in den Listen der Oktoberfraktion als Hospitanten. Doch war der Frage der Hospitanten eine größere Rolle beschieden, als anfangs angenommen werden konnte.

Schon beim Zusammentritt der vierten Reichsduma und bei der Konstituierung der Oktoberfraktion war es völlig klar, daß die Oktobristen wiederum, wie in der dritten Duma, nichts weniger als eine homogene Masse darstellten. Man sagte sich daher von vornherein, daß es über kurz oder lang zu einem Bruch in der Oktoberfraktion kommen müsse. Und tätsächlich ließ er auch nicht lange auf sich warten. In gewisser Beziehung wurde die Sezession in der Oktoberfraktion durch Baron Meyendorff eingeleitet, der anläßlich der Annahme des letzten Finnlandprojektes in der Reichsdumakommission, welche mit den Stimmen der Oktobristen erfolgte, aus der Oktoberfraktion austrat. Seine nächsten politischen Freunde erklärten darauf, daß sie nur auf einen günstigen Augenblick warteten, um seinem Beispiel zu folgen. Dieser Augenblick bot sich denn auch bald. Die Oktobristenkonferenz in Petersburg nahm ihre bekannten Resolutionen an, die als bindend für die Oktobristenfraktion bezeichnet werden sollten. Auf der Sitzung der Oktoberfraktion, in welcher diese Frage zur Entscheidung gestellt wurde, kam es zu Auseinandersetzungen zwischen den Linksoktobristen und ihren Kollegen vom rechten Flügel, während

die zentrale Gruppe auch in dieser Frage eine vermittelnde Stellung einnahm. Die Deutsch-Balten stellten sich ohne Ausnahme auf den Standpunkt, daß die Resolutionen der Oktobristenkonferenz der Fraktion im allgemeinen als Richtschnur dienen müssen, daß es ihr aber überlassen werden müsse, die Entscheidung von Fall zu Fall zu treffen. Die große Majorität der Oktoberfraktion sprach sich nach langen und sehr erregten Debatten für die Annahme einer Resolution aus, in welcher entgegen den Wünschen der Linksoktobristen die Resolutionen der Oktobristenkonferenz nicht als Direktiven akzeptiert wurden.

Diese Absage hatte den Austritt einer größeren Anzahl von Gliedern aus der Fraktion unter Führung der Abgeordneten S. Schidlowski und Opotschinin zur Folge. Die Begründer der neuen Gruppe, „der Dumagruppe des Verbandes vom 17. Oktober", beschlossen nur nach strenger Auswahl neue Mitglieder aufzunehmen und mehr auf die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Gruppe Gewicht zu legen, als auf die ziffermäßige Stärke. Der neuen Gruppe trat auch Baron Meyendorff als Begründer bei, der dem Drängen S. Schidlowskis nachgab und davon Abstand nahm, sich in die Gruppe ballotieren zu lassen. Da mancher von den sogenannten Linksoktobristen im letzten Moment die anfängliche Absicht, sich der neuen linksoktobristischen Gruppe anzuschließen, aufgab, so zählte diese Gruppe bei ihrer Konstituierung bloß 16 Mitglieder, deren Zahl gegenwärtig auf 20 angewachsen ist.

Die zentrale Gruppe der Oktobristen, die Landschaftsoktobristen, konstituierte sich im Grunde genommen erst nach den Weihnachtsferien. Die meisten führenden Abgeordneten hatten sich einige Tage vor Sessionsschluß nach Hause begeben, wo sie den Landschaftsversammlungen beiwohnen mußten. Die zurückgebliebenen maßgebenden Kreise hatten eine Proskriptionsliste der rechten Oktobristen aufgestellt, die u. a. auch den Namen eines konservativen deutschen Abgeordneten aufwies. Die führenden zentralen Oktobristen wollten den Moment ausnutzen und die lange gehegte Absicht, sich von den rechten Elementen in der Fraktion zu trennen, ausführen. Bekanntlich hatte man es vor allem auf die Abgg. Schubinskoi und Skoropadski abgesehen. Die Verhandlungen zwischen den deutsch-baltischen Abgeordneten und den Vertretern der zentralen Gruppe wurden bald nach Wiederzusammentritt der Reichsduma aufgenommen und zogen sich in die Länge. Die Vertreter der Deutsch-Balten forderten die Streichung des konservativen deutschen Abgeordneten von der Proskriptionsliste, was denn auch geschah. Darauf wurde seitens der Balten beantragt, sie als Hospitanten in die Fraktion aufzunehmen. Doch wollten und konnten die leitenden Kreise der landschaftlichen Oktobristengruppe darauf nicht eingehen, da seitens der Begründer der Gruppe beschlossen worden war, nur Mitglieder aufzunehmen, die sich der Fraktionsdisziplin zu unterwerfen haben, nicht aber Hospitanten, denen eine

größere Bewegungsfreiheit zugestanden wird. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und drohten sich völlig zu zerschlagen. Doch gelang es den vermittelnden Bemühungen des deutschen Abgeordneten Lutz, ein Kompromiß zustande zu bringen, wonach die Deutsch-Balten sich in allen politischen Fragen der Parteidisziplin unterwerfen, inbezug auf rein baltische Angelegenheiten jedoch völlige Aktionsfreiheit bewahren. Doch gab es noch eine Frage, auf welche fast alle Deutsch-Balten ein großes Gewicht legten, und zwar wollten die Deutsch-Balten sich das Recht ausbedingen, in allen Fragen, in denen es sich ihrer Ansicht nach um eine Einschränkung der Prärogative der Krone handelt, unabhängig von den Beschlüssen der Fraktion vorgehen zu dürfen. Dieser Antrag der Deutsch-Balten, der wohl darauf zurückgeführt werden kann, daß auf der Parteikonferenz der Oktobristen in Petersburg die Rede von einem verantwortlichen Ministerium gewesen war, wurde jedoch zurückgewiesen, und die zentralen Oktobristen bestanden auf ihrer Weigerung. Diese Weigerung wurde mit dem Hinweise darauf motiviert, daß es den Oktobristen niemals einfallen könne, die Rechte der Krone zu schmälern, und daß daher eine derartige Forderung völlig unnütz sei. Die Deutsch-Balten beschlossen in dieser Frage nachzugeben. Ihr Eintritt erfolgte ohne ein offizielles Ballotement. Die landschaftliche Oktoberfraktion, die bis dahin 57 Mitglieder zählte, war nun auf 62 Mitglieder angewachsen. Die zentrale Gruppe hatte 5 tüchtige Arbeiter wiedergewonnen, wie denn überhaupt sämtliche deutschen Abgeordneten in der Reichsduma von ihren russischen Kollegen als Arbeiter sehr geschätzt werden.

In folgendem geben wir eine kurze Charakteristik der deutschen Abgeordneten der vierten Reichsduma.

Bergmann.

Hermann Bergmann, geboren 1850 im Gouvernement Jekaterinoslaw, erhielt eine häusliche Erziehung. Er widmete sich früh der Landwirtschaft und nahm bald in der landschaftlichen Selbstverwaltung eine geachtete Stellung ein. Seit 18 Jahren bekleidet er den Posten eines Mitglieds des Jekaterinoslawschen Kreislandschaftsamts und seit 14 Jahren den unbesoldeten Posten des Direktors der Kinderasyle in Jekaterinoslaw. Der Abg. Bergmann ist auch zugleich Ehrenkurator der Kolonie für minderjährige Verbrecher in Jekaterinoslaw und Ehrenkurator der dortigen ministeriellen Schulen. Persönlich mit dem bekannten Verfechter der Glaubensfreiheit Kamenski, dem geachteten Mitgliede der dritten Reichsduma, befreundet, hatte Herman Bergmann zusammen mit Herrn Kamenski bei der Beratung der Glaubensvorlagen in der dritten Duma, welcher er auch angehörte, gearbeitet und auch bei der Kolonistenvorlage seinen Teil mit zu der Klärung der Frage für die russischen Oktobristen beigetragen.

Im Plenum tritt Hermann Bergmann gar nicht auf, nimmt aber dafür tätigen Anteil an den Kommissionsarbeiten. Er ist Mitglied folgender

Kommissionen: Glaubenskommission, Verkehrskommission, landwirtschaftliche Kommission und Kommission für Übersiedelungswesen. Er gehört in der vierten Duma zu der Gruppe der Landschaftsoktobristen und auch zu der parteilosen Landschaftsgruppe.

Brasche.

Mag. pharm. Oscar Wilhelm Brasche vertritt in der Duma die städtische Kurie im Gouvernement Estland. 1865 in Weißenstein geboren, widmete er sich dem Apothekerberuf und absolvierte 1889 in Dorpat seine pharmazeutischen Studien als Provisor cum laude. Zwei Jahre später erwarb er sich den Magistergrad. Während seiner Studienzeit bekleidete er im Verein studierender Pharmazeuten in Dorpat 3 Semester den Präsesposten. Nachdem Oscar Brasche 1893 die väterliche Apotheke in Weißenstein übernommen hatte, widmete er sich der kommunalen Tätigkeit in seiner Vaterstadt, in deren Selbstverwaltungszweigen er verschiedene wichtige Aemter bekleidete. Vom Jahre 1901 ab nimmt er den Posten des Stadthaupts von Weißenstein ein, sowie den des Vorsitzenden des städtischen Waisengerichts. Die Stadt Weißenstein verdankt ihm zahlreiche gemeinnützige Institutionen. Die Bevölkerung der Stadt hat ihm denn auch zu wiederholtenmalen ihre Anerkennung für die geleisteten Dienste ausgesprochen. Seit dem Jahre 1901 bekleidet er auch das Amt des Kirchenvorstehers der lutherischen Gemeinde und seit 1911 den Posten des Vorsitzenden der Estländischen Pharmazeutischen Gesellschaft mit dem Sitz in Reval. Im Jahre 1900 gründete er den „Weißensteiner Anzeiger" für Lokalnachrichten in drei Sprachen und redigierte das Blatt bis 1912, als er in die Reichsduma gewählt wurde. Hier widmete er sich hauptsächlich städtischen und pharmazeutischen Fragen. Von der Kommission für Volksgesundheit wurde er zum Referenten für die Vorlage über das neue Pharmazeutenstatut gewählt. Er ist auch Mitglied der Glaubens-, der Fischerei- und der städtischen Kommission, sowie der parteilosen städtischen Gruppe.

v. Brevern.

Auf dem Gute Altenhof in Estland 1880 geboren, absolvierte Carl von Brevern 1903 die Kaiserliche Rechtsschule in Petersburg. Nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, ging er als Beamter für besondere Aufträge beim Gouverneur nach Wilna, von wo er in den Kreis Lida als stellvertretender Landhauptmann abkommandiert wurde. 1905 wurde Carl von Brevern Bauernkommissar des Revalschen Kreises, welchen Posten er im Dezember 1906 aufgab. Seit 1909 bewirtschaftet er selbst das Gut Jaggowal. Trotz seiner Jugend wurde ihm bald das Vertrauen weiter Kreise zuteil. So wurde er 1907 Kirchenvorsteher zu Jeglecht, darauf Kreisdeputierter für Harrien und 1910 Ehrenfriedensrichter des Revalschen Plenums. 1912 wurde v. Brevern vom Großgrundbesitz in die Duma gewählt.

Auch hier wurde er durch das Vertrauen seiner Kollegen geehrt. So ist Carl von Brevern zum Vorsitzenden der Kommission für Ablösung der

Servitute gewählt worden; auch gehört er 3 anderen Kommissionen an und zwar der Glaubenskommission, der Agrar- und der landwirtschaftlichen Kommission. In der ersteren nahm er hervorragenden Anteil bei der Beratung der Baltischen Kirchenvorlage. Im Plenum ist er bisher fast gar nicht aufgetreten.

Baron Engelhardt.

Baron Otto Engelhardt ist 1860 in Dorpat als Sohn des bekannten Theologieprofessors Moritz v. E. geboren. Nachdem er das Dörptsche Gymnasium absolviert hatte, studierte er 1880—1884 in Dorpat Jura, wo er der Livonia angehörte. Er machte darauf sein Staatsexamen und wirkte als Ordnungsgerichtsassessor in Fellin bis 1886, darauf als Sekretär des Fellinschen Kreisgerichts und nach Aufhebung der alten Behörden als Sekretär des Pernau-Fellinschen adligen Waisengerichts. Zugleich war er bis 1898 vereidigter Rechtsanwalt. In diesem Jahre erfolgte seine Wahl zum Stadthaupt von Fellin, welches Amt er bisher ununterbrochen bekleidet. Als Stadthaupt hat er Fellin große Dienste geleistet. Unter seiner Amtswaltung ist die Kanalisation, Wasserleitung und elektrische Beleuchtung eingeführt worden. Auf seine Initiative ist in Fellin eine blühende deutsche Schule gegründet worden. 1912 wurde Baron Engelhardt von der städtischen Kurie Livlands in die Duma gewählt. Hier widmet er sich mit Vorliebe städtischen und auf die Jagd bezüglichen Fragen. Auf diesen beiden Gebieten hat er denn auch bereits recht Tüchtiges geleistet. U. a. hat Baron Engelhardt verschiedene Initiativanträge eingebracht, so über den Anschluß der städtischen Hausbesitzer an das Wasserleitungsnetz, über den Elchschutz in Estland, über die Erhöhung der Gehälter der Friedensrichter in den Ostseeprovinzen u. a. m. Der Abgeordnete Livlands ist Mitglied der Komissionen für städtische Angelegenheiten, für Unterrichtswesen und Jagdwesen. Auch gehört Baron Engelhardt der parteilosen städtischen Gruppe an.

Baron Fölckersam.

Baron Hamilkar Fölckersam ist in die vierte Duma, ebenso wie in die dritte Duma, vom Großgrundbesitz Kurlands gewählt worden. Er ist 1854 geboren, hat ein klassisches Gymnasium in Riga absolviert und darauf Jura in Dorpat studiert, wo er der Curonia angehörte. Er war persönlicher Sekretär des Kurländischen Landesbevollmächtigten und widmete sich darauf der Landwirtschaft. Baron Fölckersam ist Direktionsrat des Kurländischen Kreditvereins, Ehrenfriedensrichter und Gutsbesitzer (Weggen). In der vierten Duma ist er Mitglied der Kommissionen für Agrarwesen und für lokale Selbstverwaltungen. Leider stieß ihm im vorigen Jahre ein Unglück zu: er geriet in Petersburg unter einen Trambahnwagen, dessen Räder über sein Bein hinweggingen, wodurch eine Amputation desselben erforderlich wurde. Die Heilung nahm sehr viel Zeit in Anspruch, so daß Baron Fölckersam notgedrungen der Reichsduma

fernbleiben mußte. Gegenwärtig nimmt er bereits wieder lebhaften Anteil an den Sitzungen der Duma und der zentralen Gruppe der Oktobristen.

Lutz.

Ein Nachkomme deutscher Kolonisten — der Urgroßvater stammte aus Bayern und die Urgroßmutter aus Elsaß-Lothringen — ist Ludwig Lutz 1880 in Cherssson geboren. Nachdem er das Gymnasium in Ananjew absolviert hatte, trat er 1899 in die juristische Fakultät der Neurussischen (Odessaer) Universität ein. Nach Beendigung der Studien wandte er sich der gerichtlichen Karriere zu und bekleidete zuletzt den Posten eines Prokureursgehilfen. Doch quittierte er bald den Dienst und widmete sich der öffentlichen Tätigkeit. Trotz seiner großen Jugend — er hatte erst eben das wahlberechtigte Alter erreicht — wurde er zum Wahlmann für die erste Duma gewählt, wobei er für die gemäßigten Kandidaten stimmte. Bereits 1907 wurde er in die zweite Duma zum Abgeordneten des Gouvernements Cherssson gewählt, das er nun ununterbrochen vertritt.

Wie bei sich zu Hause — der Abgeordnete Cherssons ist Gutsbesitzer und Landwirt, Landschaftsabgeordneter, Ehrenfriedensrichter, Präses der Revisionskommission der Bank der Landwirte u. a. — entfaltet Ludwig Lutz auch im Unterhause eine sehr eifrige Tätigkeit. Er ist Mitglied der Justizkommission, der Interpellatonskommission (Vizepräses) und der Geschäftsordnungskommission (Sekretär) und tritt häufig als Referent im Plenum auf. Schon in der zweiten Duma war er Mitglied des oktobristischen Fraktionsbüreaus, dem er auch in der dritten Duma angehörte, und nimmt nun in der vierten Duma eine leitende Stellung ein. Bei Zusammentritt dieser Duma wurde er Sekretär der Fraktion und nach der Sezession in der Oktoberfraktion einer von den 4 Mitgliedern des leitenden Ausschusses der Gruppe der Zentraloktobristen. Seinen politischen Anschauungen nach gehört er zu der Strömung in der zentralen Gruppe, die in politischen Fragen sehr häufig für ein Zusammengehen mit der Opposition eintritt.

In der Kolonistenfrage hat der Abg. Cherssons eine bedeutende Rolle gespielt. Nicht zum geringsten ist es auch seinen Bemühungen zuzuschreiben, daß die Majorität der Oktobristen in der Duma eine richtige Vorstellung von der sogenannten Kolonistenfrage in Rußland erhalten haben. Er ist auch Mitglied der parteilosen Landschaftsgruppe.

Baron Meyendorff.

Eine der markantesten Persönlichkeiten der dritten und vierten Duma, Baron Alexander Meyendorff, ist in Karlsruhe, wo sein Vater Russischer Geschäftsträger war, 1869 geboren. Seine Mutter ist eine geborene Fürstin Gortschakow. Obgleich der Vater bereits 1871 starb, so erhielt der Knabe eine deutsche Erziehung und zwar in Weimar und Stuttgart bis 1888, wonach

er ein russisches Ergänzungsexamen am Rigaschen Gymnasium ablegte. Er bezog darauf die Petersburger Universität, die er 1892 absolvierte. Nachdem er seiner Wehrpflicht im Leibdragonerregiment genügt und das Fähnrichexamen bestanden hatte, trat er in die Kanzlei des 2. Departements des Senats ein, um sich dann an das Rigasche Bezirksgericht versetzen zu lassen. 1896 promovierte Baron Alexander Meyendorff zum Magister, wurde 1897 ständiges Mitglied der Kurländischen Bauernbehörde und kehrte nach 2 Jahren nach Petersburg zurück. Hier habilitierte er sich als Privatdozent an der Universität, an welcher er von 1902—1905 wirkte. 1906 gab er das Katheder an der Universität auf und wurde Inspektor der Kaiserlichen Rechtsschule in Petersburg. 1907 wurde er als Vertreter Livlands in die dritte Duma gewählt.

Die bedeutende Persönlichkeit Baron Alexander Meyendorffs trat sofort nach Zusammentritt der dritten Duma zutage. Mit ungeheurer Majorität wurde er zum Vizepräses erwählt. Doch legte er nach einiger Zeit dieses Amt nieder, da die politische Situation sich in einer Weise geändert hatte, die seinen politischen Anschauungen durchaus nicht entsprach. Er trat aus dem Präsidium aus, um sich ganz der parlamentarischen Arbeit zu widmen, was er auch in überreichem Maße getan hat.

Sein großes Können und Wissen brachte es mit sich, daß er in der vierten Duma, ebenso wie in der dritten, in alle diejenigen Kommissionen gewählt wurde, denen eine besondere Bedeutung beigelegt wird und die große Anforderungen an die juristischen Kenntnisse ihrer Mitglieder stellen. So wurde er in die Redaktionskommission gewählt (Präses), in die Justiz-, in die Polizeikommission, in die Kommission für den Personalbestand, in die Bibliothekkommission, in die Kommission für die untertänigste Adresse u. s. w. Wie sehr die Arbeitskraft und das große Können des Abgeordneten Livlands geschätzt wird, geht daraus hervor, daß sowohl die Oktobristen, wie auch die Progressisten nach dem Austritt Baron Meyendorffs aus der Oktoberfraktion seine Kandidatur für die Kommissionen wieder aufstellten.

Als das „Gewissen der Oktoberfraktion", wie er von seinen politischen Freunden genannt wurde, hat Baron Meyendorff eine unabhängige Haltung bewahrt und stets seinen Anschauungen in nicht mißzuverstehender Weise Ausdruck gegeben. Diese Anschauungen kollidierten sehr häufig mit denen der Majorität der Oktoberfraktion, bis zuletzt Baron Meyendorff sich veranlaßt sah, aus der Fraktion auszutreten. Alle Bemühungen, ihn zurückzuhalten, halfen nichts. Baron Meyendorff wurde Wilder und trat dann, als die allgemeine Sezession in der Oktoberfraktion zur Tatsache geworden war, als Gründer in die Gruppe der Linksoktobristen ein.

Ein furchtloser Verfechter seiner liberalen Anschauungen, die seinerzeit ihn in einen schweren politischen Konflikt mit seinem Vetter, dem verstorbenen Premierminister Stolypin gebracht, besitzt er ebenso die Achtung seiner Freunde, wie auch seiner politischen Feinde. In allen Fragen, sowohl politischen, wie

auch sozialen, offenbart er eine Objektivität, die seinen Ausführungen eine besondere Bedeutung verleiht. Auch in baltischen Fragen, die angesichts des Streites der Nationalitäten von dem Vertreter Livlands besonders berücksichtigt werden müssen, hat Baron Meyendorff es verstanden, sich eine Stellung zu wahren, die ihn sehr häufig in die Lage versetzt, vermittelnd einzugreifen. Die Interpellation wegen der Einschränkung der Muttersprache in den Ostseeprovinzen, die in erster Linie den Esten und Letten zugute kommen soll, ist ausschließlich von Baron Meyendorff ausgearbeitet worden.

Schröder.

Peter Schröder ist 1868 im Gouvernement Taurien geboren. Er widmete sich, nachdem er die Realschule in Jekaterinoslaw absolviert hatte, der Landwirtschaft. Der Abgeordnete Schröder ist Großgrundbesitzer (besitzt in den Kreisen Perekop und Ssimferopol 1530 Dessj.). Er gab sich früh der öffentlichen Tätigkeit hin und bekleidet z. B. den Posten des Vorsitzenden des Vorstandes der Gesellschaft für den Unterhalt der Krimschen ministeriellen Zentralschule, wie er denn überhaupt große Summen für Bildungszwecke ausgibt. Er ist auch Mitglied verschiedener Wohltätigkeitsgesellschaften.

In die vierte Duma wurde er von der allgemeinen Kurie im Gouvernement Taurien gewählt. In der Duma schloß er sich der Fraktion der Progressisten als Hospitant an. Er ist Mitglied der Glaubens- und der landwirtschaftlichen Kommission.

Baron Wolff.

Im Jahre 1866 auf dem Gute Sinanden (Walkscher Kreis) geboren, besuchte Baron Nikolai Wolff die Zinckesche Schule und das Stadtgymnasium in Riga, studierte darauf 1883—1885 Jura und dann 1885—1889 Nationalökonomie in Dorpat, wo er der Livonia angehörte. Im Januar 1892 wurde er Kandidat für Staatsämter am Hofministerium und im Dezember desselben Jahres Registrator des Kabinetts Seiner Majestät, im September 1893 jüngerer Gehilfe des Geschäftsführers des Kabinetts Seiner Majestät, im folgenden Jahre Buchhalter und im Januar 1896 Geschäftsführer der Kanzlei der Kaiserin Maria Fedorowna. Zugleich bekleidete er von 1895—1900 den Posten des Kassaführers des Komitees für Arbeitshäuser. 1900 bis 1912 war er Administrator der Kaiserlichen Manufakturen in Petersburg. Im selben Jahre erfolgte seine Wahl zum Dumaabgeordneten seitens des Großgrundbesitzes in Livland.

Baron Nikolai Wolff ist Großgrundbesitzer in Kurland (Güter Brunnen und Neufallensee) und Livland, wo ihm das Gut Schluckum gehört. Er hat mehrere Schriften über nationalökonomische Fragen verfaßt und auch die Geschichte der Kaiserlichen Porzellanmanufaktur (1744—1904) geschrieben.

Er ist in der Duma Mitglied der Finanzkommission (Vizepräses), der Glaubens-, der Bibliothekkommission (Präses) und der Dirigierungskommission. Er nimmt hervorragenden Anteil an den Kommissionsarbeiten und tritt auch

m Plenum häufig als Referent der Finanzkommission auf. In der Glaubenskommission hat er als Referent für die baltische Kirchenvorlage eine große Sachkenntnis und politisches Geschick an den Tag gelegt. Die baltische Kirchenvorlage wird er auch im Plenum als Berichterstatter vertreten. In der Kommission für Dirigierung der Gesetzprojekte bewies er eine große Kenntnis auf dem Gebiet der Altertumsforschung. Zusammen mit dem Abg. v. Brevern hat er die Verhandlungen über den Eintritt der Balten in die Gruppe der Landschaftsoktobristen geführt.

Zimmer.

Joseph Zimmer ist ein Enkel des im Jahre 1818 aus Württemberg in Bessarabien eingewanderten Kolonisten Zimmer. 1859 in der Kolonie Sarata (Bessarabien) geboren, genoß er seine Bildung in der Wernerschen Zentralschule daselbst. Nachdem er den russisch-türkischen Krieg als Freiwilliger mitgemacht, wirkte er als Dorfschullehrer in der Krim, darauf 7 Jahre (1880—86) in der Kolonie Schönfeldt und von 1886—1893 in der Kolonie Rundewiese. Er siedelte darauf in das Dongebiet über, wo er ebenfalls als Lehrer tätig war, und zwar in der Kolonie Malo-Orlowka von 1893—1897. Um diese Zeit beginnt auch seine Beschäftigung mit der Landwirtschaft. Zurzeit besitzt Joseph Zimmer 160 Dessjatinen, die er selbst bewirtschaftet. Er war 7 Jahre Kirchenvorsteher und 3 Jahre Schulze.

In die Duma wurde er vom Kleingrundbesitz des Dongebiets gewählt. Er schloß sich den Progressisten als Hospitant an; er ist Mitglied der Agrar- und der landwirtschaftlichen Kommission.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Geschichte des deutschen Schulwesens in Polen.

Von Karl Grams (Wloclawek in Polen).

Im heutigen Königreich Polen gibt es eigentlich keine deutschen Schulen für Kinder deutschsprachiger Eltern, wie in dem baltischen Gebiet, wo sich seit dem Jahre 1906, auf alten Traditionen fußend, ein ganzes Netz solcher Anstalten von allen verschiedenen Typen gebildet hat. Als deutsche Schulen gelten jetzt solche Anstalten, die für Kinder deutscher Familien bestimmt sind und bei russischer Unterrichtssprache eine verstärkte Pflege des Deutschen aufweisen.

Früher ist es auch hier anders gewesen, damals gab es auch in Polen rein deutsche Schulen, denn der Grundsatz galt als selbstverständlich,

daß die der Kirche sich anschließende Gemeindeschule keine andere Unterrichtssprache haben konnte, als die, welche in der Kirche gepredigt, gesungen und gebetet wurde, welche als die Muttersprache der Gemeinde dem Konfirmandenunterricht zu Grunde lag. —

In dem Teile des Reiches, der das jetzige Königreich Polen bildet, gab es in älterer Zeit nur zwei besserorganisierte simultane Nachbarparochien beider evangelischen Konfessionen: Wengrow und Warschau. Auch diese Gemeinden blieben in der Fürsorge für die Schulen dem Geiste der Reformation treu, deren Bekenner überall, wo sie eine Gemeinde bildeten, eine Kirche oder mindestens ein Bethaus bauten und auch für die Eröffnung von Schulen Sorge trugen.

Das Archiv zu Warschau, das die Schulakten dieser Gemeinden aufbewahrt, bietet äußerst mangelhafte Nachrichten über das evangelische Schulwesen jener Zeit. Was die deutsch-evangelischen Schulen in der Stadt Warschau selbst anbelangt, so ist soviel ersichtlich, daß der erste Anfang dieser Schulen in der damals beim evangelischen Bethause existierenden Schule zu suchen ist, deren Lehrer der Organist war und in welcher der Ortspastor den Religionsunterricht erteilte.

Als die Zahl der Gemeindeglieder gewachsen war, entstanden an verschiedenen Orten der Stadt Schulen, in denen man sich ausschließlich der deutschen Unterrichtssprache bediente, wie das aus einem Aktenstücke des Warschauer Kirchenkollegiums vom 24. Juni 1779, einer Art Memorial, Deliberation betitelt, hervorgeht, das die Unterschriften von 8 deutschen Gemeindelehrern trägt. Unter anderem heißt es dort: „Patriotisch sind wir alle, und ein jeder vernünftige Mensch wird das Land, in dem er lebt, vor sein Vaterland halten und daher dem Könige, das heißt aller Obrigkeit, Gehorsam leisten. Die polnische Sprache betreffend, lassen einige Eltern ihre Kinder diese bereits zu Hause lernen, andere hingegen wollen sich hierzu garnicht verstehen, noch einige haben das Vermögen nicht dazu, es an ihren Kindern anzuwenden, und noch andere sagen, daß, wenn ihre Kinder in der deutschen Schule genugsam unterrichtet worden wären, sie solche alsdann selbsten in die polnischen Schulen schicken würden."

Das Kirchenkollegium schenkte dem Schulwesen seiner Gemeinde sehr viel Aufmerksamkeit. Im Jahre 1778 wurde ein Collegium Scholarchale gegründet, das aus dem Ortspastor, dem Präses des Kirchenkollegiums und einigen Gelehrten bestand. Das Schulkollegium arbeitete den Lehrplan und eine Instruktion für die Lehrer aus, beaufsichtigte und visitierte die Schulen. Bald stellte sich die Notwendigkeit heraus, eine mittlere Schulanstalt für die Kinder deutschsprachiger Eltern ins Leben zu rufen. In dieser Schule wurde außer der Religion und der deutschen Sprache auch noch die polnische, französische und lateinische Sprache, Sittenlehre, allgemeine Geschichte und Geschichte Polens, Geographie, Naturkunde, Mathematik und Geschichte der Künste und Handwerke gelehrt. Die Nachmittagsstunden an Freitagen und

Sonnabenden waren zu Besuchen verschiedener Werkstätten bestimmt. Der Unterricht im Zeichnen, Gesang und Tanz sollte in fakultativen Stunden gegen besondere Zahlung erteilt werden. Die an der Schule angestellten Lehrer fungierten auch meist als Kirchenorganisten und Kantoren, und der Pastor erteilte den Religionsunterricht. Dieselbe Schule verwandelte man nachträglich in die Zentral Kirchenschule, die eine Knaben- und eine Mädchenschule mit vierjährigem Kursus umfaßte.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bildeten sich viele Landgemeinden durch Einwanderung deutscher Kolonisten, die teils von polnischen Magnaten zur Besiedelung ihrer Güter, teils von der preußischen Regierung, die von 1793 bis 1807 einen Teil des jetzigen Königreichs Polen im Besitz hatte, ins Land gerufen wurden. Zu preußischer Zeit kamen auch viele deutsche Zivil- und Militärbeamte, Gelehrte, Künstler, Fabrikanten und Handwerker ins Land, die sich vorzugsweise in den Städten niederließen. Zur Verwaltung der evangelischen Gemeinden Polens bestanden in Warschau besondere Konsistorien, die unter der Leitung der Regierungs-Kommission des Kultus sich mit alledem zu beschäftigen hatten, was das Wohl der Kirchen und Schulen betraf. Alle evangelisch-lutherischen, in den weitaus meisten Fällen rein deutschen Schulen befanden sich ausschließlich unter der Verwaltung des evangelischen Konsistoriums und unter der Oberaufsicht der Edukations-Kommission zu Warschau. Die Unterrichtssprache in diesen Schulen war immer noch die deutsche. Solange diese Edukations-Kommission bestand, an deren Spitze neben 5 polnischen Mitgliedern 3 deutsche standen, — der auf dem Gebiete der polnischen Sprachforschung verdienstvolle Gottlieb Linde und die Pastoren der reformierten und lutherischen Gemeinden zu Warschau Diehl und Schmitt — genossen die deutschen Schulen volle Lehrfreiheit. Nach und nach wurde aber in den Volksschulen, namentlich aber in den simultanen Schulen, die deutsche Sprache von der polnischen verdrängt.

Nach der Auflösung der polnischen Regierung machte das Schulwesen Polens mancherlei Phasen durch. Nach dem Schulgesetz vom Jahre 1834 wurden Pfarrer und Gutsbesitzer beordert, die Anfangsschulen in ihren Gemeinden zu beaufsichtigen und von dem Stand der Schulen den Kreisinspektoren Rechenschaft abzugeben. Das im Jahre 1840 bestätigte Schulgesetz, wie auch das im Jahre 1862 von Wielopolski entworfene und in seinen Hauptzügen Allerhöchst bestätigte Projekt einer allgemeinen Schulreform erwies sich als ungünstig für die deutsch-evangelische Bevölkerung Polens. Ihre Interessen wurden von den polnischen Behörden ungern oder garnicht beachtet, weshalb man sich bald gezwungen sah, die immer öfter wiederkehrenden Eingriffe in das Wesen und Bestehen der deutschen Schulen abzuwehren. So verordnete ein Reskript des Kurators des Warsch. Lehrbezirks v. 11./23. Februar 1843 an das damalige General-Konsistorium gegen das überhandnehmende Übersenden von Büchern, die zu Prämien und für die Schulbibliotheken

bestimmt, aber in polnischem und spezifisch römisch-katholischem Geiste geschrieben waren, daß diese für deutsch-evangelische Schulen nicht bestimmt werden dürften, da sie dem Geiste der evangelischen Kirche widersprächen. Desgleichen erklärte der Kurator in einem Erlaß vom 16./28. August 1847 ausdrücklich, Se. Durchlaucht der Fürst-Statthalter habe, um die deutsche Sprache und den religiösen Geist unter den deutschen Bewohnern des Landes zu stärken, befohlen, nicht allein die deutsch-evangelischen Schulen von den polnischen zu trennen, sondern auch die Gründung eigener Schulen der evangelischen Gemeinden in alter Weise zu unterstützen. Infolge dessen sind die früheren Simultanschulen größtenteils rein evangelische Schulen geworden. Die polnischen Unterbehörden suchten jedoch vielfach obige Reskripte zu umgehen und stellten den deutschen Gemeinden bei der Gründung von neuen Schulen oder bei der Verwandlung der Simultanschulen in rein evangelische alle möglichen Hindernisse in den Weg. Auch schickten sie den deutschen Schulen polnische Schriften von ausgeprägter Tendenz gegen deutsches Wesen mit der Aufforderung zur Subskription weiter zu. Das Traurigste aber war, daß das damalige Konsistorium auf die dagegen eingebrachten Klagen der Prediger keine Rücksicht nahm.

Mit Freuden begrüßte daher die deutsche Bevölkerung des Landes die durch die politischen Vorgänge im Lande hervorgerufene, zum Teil durch die Bauernemanzipation motivierte Abänderung der bestehenden Schulstatuten. Neue Grundprinzipien wurden für die Organisation und Verbesserung des Unterrichtswesens im Königreich Polen festgestellt, wobei es die Regierung für unumgänglich nötig hielt, neben der Reform der Volksschulen für die Stadt- und besonders die Landbewohner zugleich auch das System der mittleren Unterrichtsanstalten mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der verschiedenen Nationalitäten des Königreichs zu entwickeln und zu vervollkommnen. In der Absicht, „allen Schulen des Königreichs eine auf richtige pädagogische Grundsätze gestützte Organisation zu geben, sie den Bedürfnissen der verschiedenartigen Bevölkerung des Königreichs anzupassen und in der Bevölkerung eine gründliche wissenschaftliche Bildung anzubahnen“ *), erhielt im Jahre 1866 die Allerhöchste Bestätigung neben anderen Lehranstalten auch das Deutsche Realgymnasium in der Stadt Lodz und die Deutsche Evangelische Hauptschule in Warschau.

Beide Schulen hatten den Zweck, „der Jugend beiderlei Geschlechts deutscher Herkunft und evangelischen Bekenntnisses eine allgemeine Bildung im Geiste ihrer Religion und im Umfange der mittleren Lehranstalten“ zu geben, waren der Kommission des öffentlichen Unterrichts untergeordnet und wurden aus der Staatskasse des Königreichs unterhalten. Zum Unterhalte des Realgymnasiums in Lodz verausgabte der Staat 20,650 Rbl. und zum Unterhalte der Deutschen Evangelischen Hauptschule zu Warschau 45,180 Rbl.

*) Allerh. Reskr. v. 5. Jan. 1866.

Das Lodzer Realgymnasium war nur für die Jugend männlichen Geschlechts bestimmt, die Deutsche Evangelische Hauptschule zu Warschau bestand dagegen aus zwei Abteilungen: einer für die männliche Jugend im Umfange eines siebenklassigen nnd einer für Mädchen im Umfange eines sechsklassigen Gymnasiums. Mit der Hauptschule waren zur Heranbildung von Lehrern für evangelische Elementarschulen des Landes pädagogische Kurse mit einer Elementarschule bei der evangelisch-augsburgischen Kirche in Warschau verbunden, die auch unter der Leitung des Direktors der Deutschen Evangelischen Hauptschule standen.

Die Unterrichtskommission stellte die Direktoren des Lodzer deutschen Realgymnasiums und der Deutschen Evangelischen Hauptschule zu Warschau dem Administrationsrate des Königreichs zur Bestätigung vor. Ebenso wurden die vom Direktor gewählten Lehrer, welche nicht nur Untertanen des Kaiserreichs oder Königreichs, sondern auch Ausländer sein durften, von der Regierungskommission des öffentlichen Unterrichts bestätigt, wobei man alle im Lehr- und Erziehungsfache Anzustellenden vorzugsweise unter Personen evangelischer Konfession wählte, mit Ausnahme von Lehrern für Gegenstände, die in Grundlage der noch jetzt geltenden Gesetzesbestimmungen in russischer Sprache vorgetragen werden mußten.

Aufnahme fanden in beiden Schulen Knaben und Mädchen vorzugsweise evangelischen Bekenntnisses. Schüler und Schülerinnen anderer mittleren Lehranstalten des Kaiser- und Königreichs konnten in die entsprechenden Klassen nur dann aufgenommen werden, wenn sie auch der deutschen Sprache hinreichend mächtig waren, um dem Unterricht, der mit Ausnahme der russischer Sprache, Geschichte und Geographie Rußlands, deutsch war, folgen zu können. Schüler dieser Anstalten, die nach Absolvierung des Lehrkursus das Zeugnis der Reife erhalten hatten, konnten in jede höhere Lehranstalt des Kaiserreichs eintreten. —

In die an der Deutschen Evangelischen Hauptschule zu Warschau bestehenden „Pädagogischen Kurse" konnten nur junge Leute evang.-augsb. und evang.-reform. Konfession aufgenommen werden, die nach beendetem 15. Lebensjahre eine den Lehrkursus einer Elementarschule umfassende Prüfung in deutscher Sprache bestanden hatten. —

Kaum waren seit dem Erlaß des neuen Gesetzes über das System der mittleren Unterrichtsanstalten einige Monate verflossen, als der Plan auftauchte, neben diesen den Kulturzwecken einzelner Nationalitäten des Landes dienenden Lehranstalten sogenannte „gemischte" Gymnasien und Progymnasien mit ausschließlich russischer Unterrichtssprache ins Leben zu rufen. Es wurde sogleich von 53 polnischen Schulen in 20 die russische Unterrichtssprache eingeführt und vorgeschlagen, in den übrigen 33 polnischen und 2 deutschen Gymnasien die russische Sprache zu verstärken. Der damalige Kurator des Warschauer Lehrbezirks, Senator Theodor von Witte, welcher der ministe-

riellen Verfügung zufolge die nötigen Schritte zur Einführung der russischen Unterrichtssprache in den polnischen Mittelschulen einleitete, erklärte zu gleicher Zeit in einem an den Kaiser gerichteten Memorandum, daß den deutschen Bürgern des Landes in Anbetracht der vielen Verdienste auf landwirtschaftlichem und industriellem Gebiete, auch ihrer politischen Zuverlässigkeit wegen, hinsichtlich der Muttersprache in den zwei deutschen Lehranstalten mehr Freiheit gewährt werden könne und daß es vollständig genüge, den gesamten Geschichtsunterricht zu russifizieren. Vom Statthalter des Landes, dem Grafen v. Berg, unterstützt, gelang es ihm, das Ministerium und die Regierungskommission für sein Projekt zu gewinnen und somit gelangte folgender, am 22. Februar 1868 Allerhöchst bestätigte Beschluß zur Ausführung: „1) In allen Mittelschulen des Warschauer Lehrbezirks, in denen der Unterricht in der polnischen Sprache geführt wurde, vom neuen Schuljahre 1868/69 an den Unterricht der physiko-mathematischen und historischen Fächer in der russischen Sprache einzuführen und 2) von derselben Zeit an in der Deutschen Hauptschule zu Warschau und in dem Lodzer Realgymnasium den gesamten Geschichts- und Geographieunterricht in russischer Sprache einzuführen" *).

Aber schon nach einem Jahre wurde wieder ein neues Projekt vom Regierungskomitee Sr. Majestät dem Kaiser unterbreitet und am 13. Mai 1869 Allerhöchst bestätigt, laut welchem 1) in allen Gymnasien und Progymnasien des Warschauer Lehrbezirks, in welchen der Unterricht der mathematischen und historischen Fächer in der russischen Sprache geführt wurde, vom neuen Schuljahre 1869/70 an auch alle übrigen den Lehrkursus umfassenden Gegenstände in der russischen Sprache vorgetragen werden mußten und 2) vom Schuljahre 1871/72 an auch in der Deutschen Evangelischen Hauptschule in Warschau und dem deutschen Realgymnasium in Lodz die russische Unterrichtssprache für alle Lehrfächer verbindlich wurde **).

Auf diese Weise wurden die beiden deutschen Mittellehranstalten vollständig russifiziert. An Stelle des Lodzer deutschen Realgymnasiums trat die noch jetzt bestehende Industrie- und Manufakturschule mit russischer Unterrichtssprache und die Deutsche Evangelische Hauptschule zu Warschau, das Knabengymnasium wie auch die Töchterschule wurde — nach Einbuße aller früheren Rechte und Prärogative — in das jetzige Warschauer VI. Gymnasium für Knaben und das III. Kronsgymnasium für Mädchen verwandelt. Das Programm dieser Gymnasien unterscheidet sich gegenwärtig in keiner Weise von dem Programm aller anderen Kronsgymnasien des Reichs.

Die an der Deutschen Evangelischen Hauptschule seinerzeit bestehenden „Pädagogischen Kurse" verwandelte man im Jahre 1873 in das Warschauer Lehrerseminar, das — nachdem ihm die mehr als 40 Jahre lang von der

*) Сборникъ постановл. IV; стр. 634—653.

**) Сборникъ постановл. IV; стр. 1105—1108.

evangelischen Gemeinde gewährten Räume entzogen worden waren — im Jahre 1911 nach Lodz übergeführt wurde und den Namen des Lodzer Lehrerseminars erhalten hat.

Auch in dieser Anstalt, der einzigen, an der die deutsch evangelischen Volkslehrer ihre Bildung erhalten, trat an Stelle der deutschen die russische Unterrichtssprache, die Zahl der Religionsstunden und der Stunden für deutsche Sprache reduzierte man bis auf je 1 in jeder Klasse und die polnische Sprache entfernte man ganz. Erst seit dem Januar 1908 wurde vom Kurator des Warsch. Lehrbezirks wöchentlich je eine Stunde Deutsch und je eine Stunde Polnisch in jeder Klasse zugestanden, doch brauchen die Seminaristen an letzteren nur fakultativ teilzunehmen. Nachträglich kam noch in jeder Klasse eine Stunde Deutsch hinzu, so daß gegenwärtig das evangelische Lehrerseminar in jeder Klasse 3 deutsche Stunden wöchentlich zu verzeichnen hat. —

Was das deutsche Elementarschulwesen des Landes anlangt, gab es anfänglich die sogenannten Kantorate, mit ausschließlich deutscher Unterrichtssprache, die unter der Aufsicht des evangelisch-augsburgischen Konsistoriums zu Warschau und der evangelischen Prediger standen. Neben diesen Schulen bestanden noch andere konfessionelle Volksschulen, ebenfalls mit deutschem Unterrichtsgang, die nicht direkt als Kantoratsschulen bestätigt waren und die dann durch den Kaiserlichen Ukas vom Jahre 1870 in Staats-Elementarschulen umgewandelt worden sind.

Infolge des Allerhöchst am 1. Mai 1869 bestätigten Beschlusses des Komitees für die Angelegenheiten des Königreichs Polen sollten das Konsistorium und die Schuldirektoren allmählich Vorbereitungen treffen, daß die Elementar- und Kantoratslehrer in russischer Sprache unterwiesen würden, damit der Unterricht in allen Schulen, die Kantorate nicht ausgeschlossen, neben dem Deutschen oder Polnischen auch im Russischen stattfinden könne. Seit dem Jahre 1871 mußten alle Kandidaten zu Kantorstellen sich einer Prüfung nur in russischer Sprache vor dem pädagogischen Konseil eines klassischen Knabengymnasiums unterwerfen, wobei ohne diese Prüfung niemand auch nur zur stellvertretenden Verrichtung der Kantorpflichten zugelassen werden durfte. —

Gemäß dem Allerhöchst am 2. Dezember 1871 bestätigten Beschlusse des Komitees für die Angelegenheiten des Königreichs Polen ist angeordnet worden, daß in den Elementarschulen der Unterricht im Lesen und Schreiben im Russischen verbindlich ist; und nach der vom Kurator des Warsch. Lehrbezirks im Jahre 1872 bestätigten Instruktion für die Elementarlehrer ist — gemäß dem Ukas vom 2. Dezember 1871 — der verbindliche Unterricht in der russischen Sprache auch auf alle diejenigen konfessionellen Schulen ausgedehnt, in welchen außer der Religion irgend ein anderer Gegenstand unterrichtet wurde.

Angesichts dieser Anordnungen, Vorschriften und Ergänzungen legte man in den Elementar- und Kantoratsschulen dem Unterricht in der Reichssprache

immer mehr Gewicht bei und räumte diesem Gegenstande bedeutend mehr Zeit ein, bis man schließlich in den Elementarschulen die deutsche Sprache bis auf 4, in manchen Bezirken sogar bis auf 2 Stunden, neben 4 Stunden Religion, die auch in der Muttersprache der Kinder gelehrt wird, reduziert hat. —

Auch den Pastoren, die anfänglich, den Bestimmungen des konstituierenden Komitees vom 8. September 1865 gemäß, Vormünder aller evangelischen Volksschulen waren, jetzt aber nur noch die dem Konsistorium unterstellten Kantoratsschulen verwalten dürfen, machte das Konsistorium angesichts der oben zitierten Verordnungen zur Pflicht, bei ihren Besuchen der Kantoratsschulen „die Kantoren und Kinder auf den Nutzen des Erlernens der russischen Sprache aufmerksam zu machen und bei dieser Gelegenheit die Kinder in dieser Sprache zu examinieren und mit ihnen russisch zu sprechen; bei jeder passenden Gelegenheit auch die Gemeindeglieder auf die Notwendigkeit und den Nutzen des Erlernens der Landessprache unseres großen Vaterlandes hinzuweisen" *). Die Schuldirektoren richteten ihrerseits an Seminaren und anderen Lehranstalten Ferienkurse ein, die jeder Lehrer, der die russische Sprache nicht genügend beherrschte, zu besuchen verpflichtet war. Für Kantoren wurden außerdem zwecks besserer Erlernung der Landessprache Zusammenkünfte im Frühjahr und Herbst jedes Jahres in einer der nächsten vom Schuldirektor angegebenen Elementarschulen angeordnet.

Wenn man in Erwägung zieht, daß, trotz der teilweisen Einführung der russischen Unterrichtssprache in den Kantoratsschulen, hier alle sonstigen Gegenstände in der Muttersprache der Kinder erteilt werden und daß dieses das allein richtige pädagogische Prinzip ist, so darf nicht geleugnet werden, daß die evangelischen Kantorate den Kulturzwecken und Interessen der deutschen Bevölkerung unserer Diaspora bedeutend mehr als die Elementarschulen entsprochen hätten, wenn sie auf die richtige Höhe gebracht worden wären. Der Lauheit der Pastoren und Gleichgültigkeit der Gemeinden in Sachen des Schulwesens ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieser Schultypus sich nicht entwickelt hat, sondern im Laufe der Zeit vielmehr auf das tiefste Niveau gesunken ist. Früher scheint das Bildungs-Bedürfnis bei den deutschen Kolonisten stärker und das geistige Interesse bedeutend reger gewesen zu sein, was aus dem fleißigen Gebrauche nicht nur der Bibel und der Erbauungsschriften, sondern auch der vielen populären geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Bücher, die fast in jedem deutschen Bauernhause aus alter Zeit vorgefunden werden, ersichtlich ist. Man sorgte auch immer, wo man Kolonien gründete, für ein geordnetes Kirchen- und Schulwesen, während heutzutage die Kirchen- und Schulbeiträge nur mit Mühe eingetrieben und die Reparaturen des Schulhauses meist nur nach langem Streit, oft sogar nur zwangsweise geleistet werden.

*) Zirkul. des Warsch. Ev.-Augsb. Konsist. v. 24. März 1879.

Auch scheinen in früherer Zeit die Pastoren den Kantoratsschulen mehr Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. „In den alten Akten findet man Berichte, welche die Pastoren regelmäßig und pünktlich dem Konsistorium einsandten, nicht nur über den Unterrichtsgang und über die Personalien der angestellten Kantoren, sondern sogar über jede Ausbesserung am Dache oder am Zaune jedes einzelnen Kantorats, und die Saumseligen wurden gemahnt, wohl auch gerügt. Seit Jahrzehnten bleiben diese Berichte aus, oder gehören doch zu den größten Seltenheiten." (Gedenkb. zur 25-jährigen Jubelfeier der Pred. Synode des Warsch. Konsist.-Bezirks, 1905.)

Auch die Kantoratslehrer, meist nur von irgend einem Dorfschulmeister für ihren Beruf vorbereitet, sind wenig befähigt, die Kantoratsschulen zu heben. Mangelhafte Kalligraphie, noch mangelhaftere Orthographie, Lesen und die notdürftigsten Kenntnisse in Arithmetik, dazu der auswendig gelernte Katechismus und biblische Geschichte — das genügt zum Schulamte. Von Pädagogik haben diese Lehrer keinen Begriff. Die Aussichten auf ein hinreichendes Auskommen waren bisher auch überaus trübe und keineswegs ermunternd, die Kosten für eine gediegene Vorbildung aufzuwenden. Das Gesamteinkommen dieser Lehrer beträgt durchschnittlich bei freier Wohnung und 2 bis 5 Morgen Nutzland 50—200 Rbl. jährlich. Nur wenige Kantoratsschulen in den Industriezentren des Königreichs sind verhältnismäßig besser dotiert. Außerdem bekommen die Kantoratslehrer ihre Gehälter meist unregelmäßig ausgezahlt, dabei ist das Einziehen dieser minimalen Löhne oft mit den größten Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verbunden. Zwecks materieller Kräftigung der Kantorate, teilweiser Beseitigung der herrschenden Übelstände und einer gewissen Sicherstellung der Lehrer hat das Konsistorium im Jahre 1906 beschlossen, die Beiträge für die Kantorate durch die Kirchenkassen einzutreiben, aus welchen dann der Kantor seinen Gehalt beziehen sollte. Doch nur in einzelnen Gemeinden ist dieser Beschluß zur Ausführung gelangt.

Für Kantoren, die infolge von Krankheit oder Altersschwäche ihren Dienst nicht mehr versehen können, hat das Konsistorium eine Altersversorgungskasse gegründet, deren Mitglieder alle Kantoren der evang.-augsb. Gemeinden im Warschauer Konsistorialbezirk sein können. Amtsunfähig gewordene Lehrer erhalten eine jährliche Unterstützung in der Höhe von 15 bis 60 Rubel. Pensionsberechtigt sind aber erst diejenigen Personen, die das 60. Lebensjahr vollendet haben. Auch den Witwen und Waisen der Kantoren werden Unterstützungen ausgezahlt — den Witwen bis 60 Rbl. und für jedes bei der Mutter lebende Kind, welches das 16. Lebensjahr noch nicht erreicht hat, bis 20 Rubel jährlich. Das Konsistorium glaubt diese Unterstützungen bis aufs vierfache erhöhen zu können, wenn sich die Kasse durch den Beitritt vieler Kantoren und Kirchenbeamten im Laufe der Zeit entwickeln wird.

(Schluß in der nächsten Nummer)

Nachdruck verboten.

Finnlands Kultur.

Von Dr. J. Oehquist (Helsingfors).

Eigenartig und verschlossen erscheint dieses fern von der großen Heerstraße der allgemeinen europäischen Kulturentwickelung gelegene Land dem Fremdling, der es zum ersten mal betritt. Doch ist das nur der erste flüchtige Eindruck, bedingt durch die Unkenntnis der Sprache und einzelne, auf altem Herkommen beruhende Erscheinungen in Sitte und Gebrauch. Im großen ganzen findet sich der Europäer hier bald zurecht. Er erkennt bald mit bewunderndem Staunen, wie der Riesenaufschwung des modernen Weltverkehrs seinen Einfluß bis an die Grenzen der Tundren, ja bis in die verborgenen Tiefen des jungfräulichen Urwaldes erstreckt und, wenn er auch nicht die unberührte Ursprünglichkeit der Natur mit einem Schlage zu vernichten vermag, doch die Gemeinwesen der Menschen mit einem nivellierenden Ferment bedeckt, unter dessen zersetzendem Einfluß das Wilde, aber auch das Eigenartige zusammenschrumpft.

Diesem unaufhaltsamen Strom der allgemein menschlichen Kultur, dem heute Dampf, Elektrizität und Druckerschwärze tausend neue Schleusen eröffnen, hat Finnland seit Jahrhunderten seine Pforten offen gehalten, es ist in seiner geistigen und kulturellen Gesamtphysiognomie ein Stück Europa, und das wenige Neue, das hier einen Europäer ausnahmsweise befremden mag, sind Schattierungen und Nuancen, die ihre Ursache in Rassenmischung, Klima und geographischer Lage haben.

Eine Schilderung der Kultur Finnlands wird sich deshalb ausschließlich mit der Frage zu befassen haben, wie weit dieses Land auf dem Wege der allgemeinen Kultur fortgeschritten, wie innig es deren Errungenschaften mit seinem eigenen Leben verschmolzen und in welcher Richtung und mit welcher Kraft es sie weiterentwickelt hat.

Die Volksbildung.

Als Kulturland erhebt Finnland tatsächlich in erster Linie Anspruch auf das Interesse des Fremden Den besten Wertmesser für den kulturellen Zustand eines Landes bildet seine Volksbildung, die Anzahl und die Art seiner Lehranstalten, seine Wissenschaft, Literatur und Kunst und die von ihm geleistete Arbeit auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Entwickelung.

Bei einer Bevölkerung von 3,100,000 Einwohnern gibt es in Finnland nicht mehr als 1,48% Analphabeten. Das Verdienst, die Kenntnis des Lesens in die tiefen Schichten des Volkes getragen zu haben, gebührt der lutherischen Kirche im Lande. Heute ruht diese Aufgabe in erster Linie auf den Schultern der mit Staatsgeldern unterstützten kommunalen Volksschulen. In den Städten genießen so gut wie alle im Schulalter befindlichen Kinder Unterricht in festen Volksschulen. Auch auf dem Lande gibt es heute keine

einzige Gemeinde mehr, die einer festen Volksschule ermangelte, wenn auch die weiten Entfernungen, die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung und mangelnde Mittel bisher die Durchführung des Schulzwanges erschwert haben. Diese Reform steht jedoch auf der Tagesordnung des finnländischen Landtages und wird ohne Zweifel nicht allzu lange auf ihre Verwirklichung zu warten haben. Gegenwärtig arbeiten in den ländlichen Gemeinden etwa 2,700 feste Volksschulen mit 3,300 Lehrern und Lehrerinnen und etwa 113,000 Schülern, Knaben und Mädchen. In sämtlichen Volksschulen ist der Unterricht für beide Geschlechter gemeinsam.

Dieser erste von der Volksschule vermittelte Unterricht wird durch Fortbildungsschulen ergänzt. Außerdem wirken im Dienst der höheren Volksbildung die im skandinavischen Norden so weit verbreiteten sogenannten Volkshochschulen, sowie die landwirtschaftlichen und Hausfrauenschulen. Die ersteren, von denen 41 in Tätigkeit sind, haben die Aufgabe, bei der Jugend der ländlichen Bevölkerung das Interesse für öffentliche und ideelle Fragen anzuregen, die letzteren bezwecken die Mitteilung solcher Kenntnisse, welche sich auf die landwirtschaftlichen Gewerbe beziehen. In den Volkshochschulen spielen die Vorträge und der Gesang die größte Rolle. Der veredelnde und anregende Einfluß dieser Anstalten auf ihre Besucher ist unverkennbar gewesen.

Mit offenem Blick für die Bedeutung des Volksschulwesens hat der Landtag stets reichliche Summen für dasselbe angewiesen. In den Etat für 1910 wurden für den Unterhalt von Volksschulen etwa $8^1/_2$ Millionen Mark eingestellt. Dazu kommen dann die unmittelbaren Ausgaben der Gemeinden für die Volksschulen mit sehr bedeutenden Beträgen.

Aber auch der höhere Unterricht ist nicht zu kurz gekommen. Der Staat unterhält 19 finnische und 7 schwedische Lyzeen, sowie Schulen für Mädchenbildung und Fortbildungsanstalten. Neben diesen Staatsschulen steht eine bedeutend größere Anzahl von Lyzeen, Töchterschulen und Elementar- und Realschulen, die von Privatpersonen und Kommunen mit Unterstützung von Staatsgeldern unterhalten werden. Eine besonders schnelle Entwickelung zeigen die privaten Anstalten für Knaben und Mädchen, die sogen. „samskolor“ (gemischte Schulen). Die ersten Schulen dieser Art wurden in den achtziger Jahren nach amerikanischem Muster gegründet. Seit jener Zeit haben sie einen solchen Aufschwung genommen, daß sie dem ganzen Schulwesen des Landes ein besonderes Gepräge verleihen. Gegenwärtig werden nicht weniger als 23 finnische und 13 schwedische private gemischte Schulen mit etwa 8,000 Schülern im Lande unterhalten. Die Vereinigung von männlichen und weiblichen Schülern in derselben Lehranstalt hat eine Ersparnis an Geldern und Lehrkräften ermöglicht. Die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter hat sowohl in pädagogischer wie in moralischer Beziehung so vorteilhaft gewirkt, daß man mit den Ergebnissen dieser Methode ohne Ausnahme zufrieden sein kann.

Da sämtliche gemischten Schulen mit dem Recht des Abiturіums ausgestattet sind, ist die Folge gewesen, daß Finnlands einzige Universität, die Alexanderuniversität in Helsingfors, eine größere Anzahl weiblicher Studierender aufweist, als irgend eine andere in Europa. Auch ist der Zudrang zur Universität in Finnland im allgemeinen außergewöhnlich stark gewesen. An der Hochschule sind über 3000 Studenten immatrikuliert, davon über 700 Studentinnen, die sich auf alle Fakultäten verteilen. Die meisten Frauen gehören zur historisch-philologischen Sektion, wählen also als ihr künftiges Arbeitsfeld die pädagogische Laufbahn.

Hand in Hand mit der Universität wirken wissenschaftliche und gelehrte Gesellschaften. Unter diesen seien erwähnt: die Finnländische Wissenschaftliche Sozietät, in deren Veröffentlichungen die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit zuerst ans Licht der Öffentlichkeit treten; die „Societas pro Flora et Fauna Fennica“ die Finnische und die Schwedische Literaturgesellschaft, von denen die erstgenannte sich vor allem mit finnischer Sprachforschung und Mythologie beschäftigt, die letztgenannte mit schwedischer Kulturgeschichte in Finnland. Eine besondere Erwähnung unter den gelehrten Gesellschaften Finnlands verdient die Gesellschaft für Finnlands Geographie, deren im Jahre 1911 in neuer Auflage erschienener „Atlas von Finnland“ die ungeteilte Anerkennung, ja Bewunderung der ganzen gelehrten Welt errungen hat. Wer eine genauere Kenntnis von Finnland und seiner Kultur sucht, findet in diesem mit außerordentlicher Sorgfalt ausgearbeiteten Monumentalwerk den zuverlässigsten und vollständigsten Wegweiser.

Für die technische und die Fachausbildung im Lande wirken eine vollständige technische Hochschule nebst einer Menge verschiedener finnischer und schwedischer Fachschulen, Handels- und Navigationsanstalten, Industrie- und Handwerkerschulen, höherer und niederer landwirtschaftlicher Meiereianstalten. Dies Bild wäre unvollständig, wenn wir nicht noch der bedeutenden Summen gedächten, welche für den Unterricht und die Erziehung körperlich und geistig Zurückgebliebener durch Errichtung von Blindenschulen, Taubstummenanstalten und Schulen für anormal entwickelte Kinder ausgegeben werden.

In den folgenden statistischen Tabellen geben wir eine übersichtliche Zusammenstellung des hierhergehörigen Materials.

Stehende Volksschulen gab es:

1878 in 213 ländlichen Gemeinden von insgesamt 466 Gemeinden.
1888 „ 383 „ „ „ „ 469 „
1898 „ 456 „ „ „ „ 469 „
1908 „ 474 „ „ „ „ 475 „

Anzahl der Volksschulen auf dem Lande:

Jahr.	Volksschulen.	Davon gemischte Schulen.
1878	357	172
1888	755	446

Jahr.	Volksschulen.	Davon gemischte Schulen.
1898	1510	1206
1908	2663	2369

Anzahl der Lehrer und Schüler an den Volksschulen:

Jahr.	Lehrer.	Lehrerinnen.	Summa.	Schüler.	Schülerinnen.	Summa.
1878	211	152	363	7.824	5.623	13.447
1888	459	318	777	16.414	11.932	28.346
1898	876	830	1.706	37.730	30.924	68.654
1908	1.681	1.516	3.197	58.989	53.373	112.362

Mittelschulen (Lyzeen, Töchterschulen, Fortbildungsschulen u. 5-klassige gemischte Schulen) 1908.

	Anzahl der Schulen.	Anzahl der Lehrer und Lehrerinnen.	Anzahl der Schüler und Schülerinnen.	Staatsausgabe in tausend Mark.
Kronsschulen mit finn. Unterrichtssprache	35	545	7.488	2.389
Kronsschulen mit schwedischer Unterrichtssprache.	16	247	3.262	1.134
Von Gemeinden und Privaten unterhaltene Schulen (finnisch)	58	643	8.890	927
Von Gemeinden und Privaten unterhalt. Schulen (schwedisch)	27	417	3.488	399
	136	1.852	23.128	4.949

Hochschulen. 1910.

	Lehrer.	Studierende männl. u. weibl.		Summa.
Universität	187	2.335	708	3.043
Technische Hochschule.	59	392	—	392
	246	2.727	708	3.435

Ackerbau, Industrie und Handel.

Finnland ist mit seinem kargen, steinigen Boden, mit seinen Seen und Sümpfen ein armes Land. Aber auch hier ist der wirtschaftliche Wohlstand während der letzten Jahrzehnte stark gestiegen und befindet sich in einem raschen Aufschwung. Diesen Fortschritt verdankt das Land nicht nur der steigenden allgemeinen Bildung, sondern auch einer gesunden und fortschrittlichen

Gewerbegesetzgebung, einem vernünftigen Staatshaushalt, der die Steuern in billigen Grenzen hält, und schließlich auch den günstigen Konjunkturen auf dem Gebiete des Holzwarenmarktes, der die bedeutendste Einnahmequelle des an Wäldern reichen Landes bildet. Die Staatseinnahmen wie auch die in Sparkassen und Banken deponierten Ersparnisse der Bevölkerung sind stetig gewachsen, und die Staatskasse ist infolge dessen in der Lage gewesen, eine Menge allgemein nützlicher Unternehmungen kräftig zu unterstützen.

Die Landwirtschaft nebst ihren Nebengewerben war und ist noch immer das Hauptgewerbe des Landes. Nicht weniger als 75% der Bevölkerung des Landes finden ihr Auskommen in dieser Arbeit. Doch beträgt der bebaute Boden gegenwärtig nicht mehr als etwa 5% des Gesamtareals des Landes. Am frühesten bewohnt und bebaut war der südliche Teil und die Küste am Bottnischen Meerbusen. Von hier verbreitete sich die Kultur allmählich durch Kolonisation in die inneren und nördlichen Teile des Landes. Man drang einfach in die Einöde vor und nahm so viel Land, wie man brauchte. Die Bevölkerung ernährte sich durch Bearbeitung des Bodens, Jagd und Fischfang. Allerdings wurden die Einöden schon früh für ein Eigentum des Staates erklärt. Doch hat der Staat auch fernerhin unentgeltlich Boden und auch verhältnismäßig große Waldgebiete den Ansiedlern überlassen. Die Folge hiervon ist, daß die Landgüter in Finnland verhältnismäßig groß sind. Später sind auch kleinere Höfe zu größeren vereinigt worden und die großen Waldgesellschaften haben ungeheure Landgebiete, vor allem von Bauern, angekauft. In dem Maße, wie die Wälder im Lande wertvoll wurden, ist auch der Bodenpreis gestiegen, die Folge hiervon war, daß die ärmere Landbevölkerung mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um zu Bodenbesitz zu gelangen. Finnland steht gegenwärtig vor einem agrar-sozialen Problem, das infolge einer starken Agitation von seiten der sozialdemokratischen Partei zu einer brennenden Tagesfrage geworden ist. Regierung und Landtag haben auch in den letzten Jahren sich mit der Lösung dieses Problems abgemüht, ohne jedoch vorläufig über die Vorarbeiten hinausgekommen zu sein.

Von Interesse ist die Anzahl und die Größe der Liegenschaften. Zu Anfang dieses Jahrhunderts betrug die Anzahl der selbständigen Liegenschaften etwa 123,000, von denen nur 2% mehr als 100 Hektar Ackerboden besaßen, 19,5% 25 bis 100 Hektar, 51% 5 bis 25 Hektar und 27,5% weniger als 5 Hektar. Die Anzahl der größeren Landgüter zeigt eine Tendenz zu sinken, die der kleineren zu wachsen.

In Finnland werden vor allem Hafer, Roggen, Gerste und Wurzelfrüchte, meist Kartoffeln, gebaut. Die Getreideproduktion genügt jedoch nicht für den Bedarf des Landes, weshalb die Einfuhr sehr stark ist. Doch exportiert das Land auch bedeutende Quantitäten Hafer ins Ausland. Die Landwirtschaft lohnt sich in Finnland nur dank dem Umstande, daß sie mit Meierei- und Waldwirtschaft verbunden ist. In den siebziger Jahren des verflossenen

Jahrhunderts begannen die Landwirte in immer größerem Umfange sich der Milchwirtschaft zu widmen, indem sie im Ackerbau die Wechselwirtschaft einführten. Hand in Hand mit der Verbesserung der Verkehrsanstalten durch Erweiterung des Eisenbahnnetzes entstanden in allen Teilen des Landes Genossenschaftsmeiereien. Die Butterproduktion gründet sich gegenwärtig zum großen Teil auf diese Genossenschaftsmeiereien, die in Deutschland und vor allem in England ein Absatzfeld für ihre Produkte gefunden haben. Die günstigen Resultate auf diesem Gebiete sind wesentlich dem Umstande zu verdanken, daß die Regierung durch Ankauf von Zuchttieren ausländischer Rasse, durch Unterstützungen an die Meiereischulen und durch Anstellung von Meiereikonsulenten die Tierzucht gefördert hat. Dänemark war der Lehrmeister Finnlands auf dem Gebiet der Milchwirtschaft, und die finnische Butter wetteifert nun erfolgreich mit der dänischen auf dem englischen Markt. Die wachsende Butterausfuhr hat wesentlich mit dazu beigetragen, einen regelmäßigen Dampferverkehr mit England ins Leben zu rufen. Zu diesem Zweck sind Eisbrecher für den südlichsten Hafen des Landes, Hangö, angeschafft worden und ist der letztere mit großen Kosten erweitert und verbessert worden. Finnland exportiert gegenwärtig Butter für etwa 30.000.000 Mark jährlich, besitzt aber die Möglichkeit, allmählich diese Ausfuhr um das vielfache zu vermehren. Der Gesamtwert seiner landwirtschaftlichen Produktion ist auf etwa fünfhundert Millionen Mark zu schätzen.

Nächst der Landwirtschaft nimmt nunmehr die Industrie den wichtigsten Platz in der Volkswirtschaft Finnlands ein. Die Großindustrie im Lande ist jung. Sie datiert seit Beginn der sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, wo das wirtschaftliche Leben gleich dem politischen durch die Zusammenberufung des Landtags im Jahre 1863 einen neuen und kräftigen Aufschwung erhielt. Die Ursachen der späten Entwickelung der Industrie in Finnland sind vieler Art: die Entfernung des Landes von den großen Weltmärkten, fehlendes Kapital und mangelhafte Verkehrsanstalten, vor allem aber der Mangel an Rohprodukten. Ein solches von unschätzbarem Werte besitzt jedoch das Land an dem Holzvorrat in seinen unermeßlichen Wäldereien. Man erhält einen Begriff von der Bedeutung der Wälder für Finnland, wenn man in Betracht zieht, daß das Waldareal 152.000 □ km. trocknen Waldboden umfaßt; dazu kommen noch 175.000 □ km. Wasser, Sümpfe, Moore und anderer nicht kulturfähiger Boden. Von diesen Waldgebieten besitzt der finnländische Staat nicht weniger als 53.000 □ km. trocknen Waldboden und 87.000 □ km. Sümpfe, Moore und nicht kulturfähigen Boden. Die Staatswäldereien bilden auch tatsächlich einen Nationalbesitz von nicht zu unterschätzendem Wert.

An der Spitze der Industrie in Finnland steht unbestreitbar die Holzwarenindustrie im weitesten Sinne des Wortes. Schon in den sechziger Jahren verdoppelte sich der Holzwarenexport Finnlands und wuchs zu Anfang des

darauf folgenden Jahrzehnts von 20 auf 48 Millionen Mark. Im Jahre 1910 wurden Holzwaren für mehr als 160 Millionen Mark exportiert.

Durch Einführung neuer moderner Schleifmethoden auf dem Gebiet der Holzbearbeitung wurde der wichtigste Industriezweig des Landes ins Leben gerufen, nämlich die Erzeugung von Papiermasse und Holzpapier. Ihre Entwickelung zu einer wirklichen Großindustrie ward durch den unbegrenzten Vorrat an Rohmaterial und Wasserkraft ermöglicht. Wie reich diese Wasserkraft ist, kann man daraus ersehen, daß die rund eintausend Stromschnellen Finnlands eine Arbeitsmenge von drei Millionen Pferdekräften repräsentieren. Von diesen sind gegenwärtig nur zwischen sechzig und siebzig Tausend Pferdekräfte, abgesehen von den Dampfpferdekräften, für den Dienst der Industrie in Anspruch genommen. Der Industrie in Finnland stehen also noch fast unbegrenzte Entwickelungsmöglichkeiten offen. Papiermasse und Papier exportierte Finnland im Jahre 1910 für etwas mehr als vierzig Millionen Mark.

Für den einheimischen Markt arbeiten hauptsächlich die Textilindustrie sowie die mechanischen Werkstätten und Eisenwerke, welche in nicht geringem Grade als Rohware einheimisches Erz anwenden, das sogen. Sumpferz, welches einige Binnenseen, besonders im östlichen Teile des Landes, liefern.

Die Anzahl industrieller Arbeitsstätten in Finnland im Jahre 1908 betrug 9.165 mit 127.000 Arbeitern. Der Bruttowert der Produktion stieg auf etwas über 4800 Millionen Mark.

Meerumflossen und von unzähligen kleinen und großen Seen in seinem Inneren erfüllt, ist Finnland von der Natur zu einem Land der Seefahrer geschaffen. Seine Küstenbevölkerung, die am Meer aufwächst und von Kindesbeinen an mit dessen Gefahren vertraut ist, liefert die vorzüglichsten Seeleute. Und solche tun dem Lande Not, denn Finnlands Küsten mit ihren unzähligen Klippen und Untiefen sind für die Schifffahrt schwierig und gefährlich und verlangen einen Stamm von abgehärteten, scharfsichtigen und mit den Fahrwassern vertrauten Seeleuten. Früher war die Frachtfahrt eines der Hauptgewerbe Finnlands, und der Schiffsbau besaß im Lande eine Reihe geschickter Meister. Dies ist gegenwärtig nicht mehr der Fall, nachdem die Dampfschiffe die Segelfahrzeuge immer mehr in den Hintergrund gedrängt haben. Aber die Schiffahrt spielt noch heute eine bedeutende Rolle im Gewerbeleben des Landes. Dies kann man daraus ersehen, daß Finnland im Jahre 1909 eine Handelsflotte von 2228 Fahrzeugen besaß, wovon 260 Dampfer mit insgesamt 992.392 tons. Mit Hilfe starker Eisbrecher und eigens für die Winterschiffahrt gebauter Passagier- und Lastdampfer wird gegenwärtig den ganzen Winter durch die Schiffahrt nach Schweden, Dänemark, Deutschland und England aufrecht erhalten. Eine Winterfahrt auf den bequemen und sicheren finnländischen Dampfern über die Ostsee und durch die gefrorenen Schären bietet dem Fremden ein Schauspiel von großem Interesse und Reiz dar, besonders wenn größere Eisfelder durchschnitten werden müssen.

Der Wert des ganzen Handelsumsatzes von Finnland mit dem Auslande betrug im Jahre 1911 763,8 Millionen Mark, wovon 444,3 Millionen auf die Einfuhr und 319,5 auf die Ausfuhr entfielen. Mit einem wie großen Teil die Schiffahrt zur Ausgleichung der Handelsbilanz beiträgt, kann nicht mit exakten Ziffern angegeben werden; man hat diesen Anteil auf 15—18 Millionen Mark geschätzt.

Das Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen Finnlands wäre unvollständig, wenn man nicht auch die Verkehrsanstalten des Landes mit berührte. Kein Land oder Landgebiet, das innerhalb derselben nördlichen Breitengrade liegt wie Finnland, kann ebenso entwickelte und gute Verkehrsanstalten zu Lande und zur See aufweisen wie dieses. Unzählige Dampfer befahren seine Binnenseen, während die Verbindungen längs seinen Küsten von großen und bequem eingerichteten Passagierdampfern unterhalten werden. Landstraßen in einer Länge von etwa 50.000 km. durchkreuzen das ganze Land. Sein Eisenbahnnetz, das in langen geraden Linien das Innere des Landes mit den Küstenstädten und St. Petersburg verbindet, hat eine Länge von etwa 4000 km. und repräsentiert ein Anlagekapital von etwa 400 Millionen Mark.

Durch Kanäle werden in verschiedenen Teilen des Landes die großen Seen mit einander verbunden. Der bemerkenswerteste unter denselben ist der wegen seiner Naturschönheit berühmte, 59 km. lange Saimakanal. Durch diesen wird der finnische Meerbusen bei Wiborg mit den bedeutenden Saimagewässern verbunden, und diese durch den Pieliskanal mit dem großen Pielisjärvi. Hierdurch ist ein direkte Dampferverbindung von der Küste nach den innersten Teilen des Landes ermöglicht worden.

Das Postwesen ist eine in hauptsächlicher Übereinstimmung mit anderen europäischen Ländern geordnete Staatsinstitution. Die Post wird durch mehr als 15000 Postanstalten befördert. Dagegen gehört der elektrische Telegraph, abgesehen vom Eisenbahntelegraphen, der russischen Krone. Aber wenn das Telegraphenwesen nicht die Verbreitung gefunden hat, die man hätte wünschen können, so hat statt dessen das Telephonwesen in Finnland sich in einem solchen Grade entwickelt, daß sein Netz sich über das ganze Land ausdehnt und in allen Klassen der Bevölkerung zur allgemeinen Anwendung gekommen ist. Sämtliche Städte Finnlands sind mit eigenen lokalen Telephonnetzen versehen. Daneben umschließt das Telephon auch die umliegende Provinz. Auf diese Weise ist ein ausgedehntes interurbanes Telephonnetz zustandegekommen, das nunmehr sämtliche Städte und wichtigeren Orte des Landes mit einander verbindet. Das Telephonwesen ist ausschließlich ein Werk privater Unternehmungslust und wird von Gesellschaften und privaten Vereinen unterhalten.

Die sozialen Verhältnisse.

Von Finnlands etwas mehr als drei Millionen einhunderttausend Einwohnern gehören dreihundertfünfzigtausend der schwedischen und der Rest der

finnischen Nationalität an. Die Anzahl anderer Nationalitäten ist zu gering, um auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse im Lande irgend einen Einfluß auszuüben. Jene zwei Stämme sind es, die Jahrhunderte lang in gemeinsamer Arbeit die Kultur im Lande aufrecht erhalten haben, wobei jedoch die Schweden, als die in der Kultur weiter Fortgeschrittenen, stets die Führer gewesen sind. Noch heute, nachdem die finnische Sprache sich zu einer Kultursprache entwickelt und der schwedischen in der Verwaltung gleichgestellt worden ist, spielt die schwedische gebildete Klasse trotz ihrer geringeren Zahl eine führende Rolle im sozialen Leben des Landes. Dies beruht nicht nur darauf, daß das Schwedische die ältere Kultursprache Finnlands ist, sondern auch auf einem durchgehenden Charakterunterschied zwischen Schweden und Finnen. Während der erstere gleich den andern Germanen im allgemeinen aufgeweckt, freiheitliebend, praktisch und tatkräftig ist, zeigt der Finne eine mehr passive, träge und kontemplative Natur. Aber in dem langsameren finnischen Volkscharakter liegen andere gute Eigenschaften, wie Rechtschaffenheit, Ausdauer und Wißbegierde, die ihm in dem Kampf, den er gegen eine harte Natur zu führen hat, zu gute kommen.

Einen guten Einblick in die sozialen Verhältnisse gestattet die Verteilung der Bevölkerung nach Berufen. Zu Beginn dieses Jahrhunderts stieg die Anzahl der ackerbauenden Bevölkerung auf etwas mehr als anderthalb Millionen, während die Anzahl der Personen, die einen zufälligen oder gar keinen Beruf ausübten, auf etwa sechshunderttausend Personen stieg. Das Vorhandensein einer so großen nicht ansässigen, nur vom zufälligen Tagesverdienst lebenden Bevölkerung bei einer so geringen Volksmenge wie in Finnland, involviert in vielen Beziehungen eine soziale Schwäche, zum Teil eine soziale Gefahr.

Aus dieser Bevölkerung und der nicht grundbesitzenden Pächterklasse, den sogen. „Torpare", die gegen Arbeitsleistung Grund und Boden pachten, rekrutiert die Sozialdemokratie in erster Linie ihre Scharen auf dem flachen Lande. Eine wie große Verbreitung diese Partei in Finnland gefunden, kann man daraus ersehen, daß sie bei den Landtagswahlen von 1910 40% sämtlicher abgegebenen Stimmen erhielt, die etwa achthunderttausend betrugen.

Die Vermögensverhältnisse in Finnland sind im Vergleich mit denjenigen im Auslande sehr bescheiden. Von dem ganzen Nationalvermögen besitzt der Staat Wälder, Eisenbahnen und Immobilien in einem Werte von 822 Millionen Mark. Die Sparsamkeit ist unter der Bevölkerung des Landes noch immer verhältnismäßig gering, aber doch in bemerkbarem Wachsen begriffen. Dies wird ersichtlich aus der stetigen Zunahme der Einlagen in Sparbanken, Versicherungsanstalten und Privatbanken.

Zur Förderung des Wohlstandes hat während der letzten Jahre in hohem Grade die starke Entwickelung beigetragen, welche das Genossenschaftswesen im Lande aufweist. Die Genossenschaftsbewegung in Finnland ist jung. Sie

begann im Jahre 1899 mit der Gründung der Gesellschaft „Pellervo" Ihr Zweck ist, das wirtschaftliche Wohl der Landbevölkerung, insbesondere der ärmeren, durch genossenschaftliche Arbeit zu fördern. Die vom Verein mit großer Energie geleistete Arbeit zur Verbreitung der Genossenschaftsidee im Volk wurde vom einem unerwarteten Erfolg gekrönt. Nach zehnjähriger Tätigkeit, also im Jahre 1909, stieg die Anzahl der Genossenschaften in Finnland auf 1816, davon 354 Genossenschaftsmeiereien, 506 Einkaufsgesellschaften, 568 andere Genossenschaften, 384 Genossenschaftskassen und 4 Großeinkaufgesellschaften. Die Mitgliederzahl der Genossenschaften überstieg 200,000 und ihr Gesamtumsatz 100 Millionen Mark.

Eine interessante Erscheinung auf dem sozialen Gebiet ist der in Finnland geführte Kampf gegen die alkoholischen Getränke. Dieser Kampf wird einerseits von einer zahlreichen Anzahl Mäßigkeitsvereine geführt, die durch Vorträge und andere aufklärende Tätigkeit wirken, andererseits von der Gesetzgebung und den Gemeinden, die über den Verkauf dieser Getränke zu bestimmen haben. Die Tätigkeit der Mäßigkeitsvereine hat erfreuliche Resultate gezeitigt, indem immer größere Scharen der Bevölkerung sich jedes Genusses alkoholischer Getränke zu enthalten beginnen. Die Kenntnis von der Schädlichkeit dieser Getränke ist in den tieferen Schichten der Bevölkerung verbreitet worden, und den Anstrengungen der erwähnten Vereine hat man es auch zu verdanken, daß der Unterricht über diesen Gegenstand in den Staatsschulen eingeführt worden ist. Da die Gesetzgebung den Gemeinden die Befugnis erteilt hat, den Verkauf und den Ausschank von Spirituosen zu gestatten oder zu verbieten, haben die ländlichen Gemeinden sich dieses Rechts bedient, um jeglichen Handel mit alkoholischen Getränken, auch den mit Bier, vollständig zu verbieten. Die eine und andere Stadt ist dem Beispiel gefolgt, aber in den meisten Städten ist gemäß dem sogen. Göteborgschen System der Handel mit Branntwein und stärkeren Spirituosen in Gesellschaften monopolisiert, die das Geschäft nicht zu Gewinnzwecken betreiben. Die Aktienbesitzer erhalten sechs Prozent auf ihr Kapital, worauf der Gewinn teils an die Kommunen, teils an den Staat verteilt wird. Die Kommunen verwenden die Gelder zur Förderung allgemein nützlicher Zwecke. Durch eine derartige Regelung des Spirituosenhandels und durch andere im Zusammenhang hiermit von der Gesetzgebung ergriffene restriktive Maßnahmen ist es gelungen, den Alkoholverbrauch in Finnland wesentlich auf die Städte zu beschränken. Der Durchschnittsverbrauch alkoholischer Getränke per Individuum ist hier auch geringer als in irgend einem anderen Lande. Doch sind die Trinksitten unter der vagabondierenden Arbeiterbevölkerung der Städte noch immer roh, und unter dem Einfluß des Rausches treten die schlimmsten Seiten des finnischen Volkscharakters, Rachsucht und Tücke, zutage. Der „Puukko", das Dolchmesser, daß der finnische Arbeiter stets bei sich trägt, ist dann rasch zur Hand und führt leicht zu blutigen, ja tödlichen Schlägereien. Manche Ge-

meinden haben infolge dessen das Tragen von Dolchmessern außerhalb der Arbeit streng verboten.

Die schlimmen Wirkungen des Rausches auf den finnischen Volkscharakter haben wohl am meisten mit dazu beigetragen, daß bei der überwiegenden Mehrzahl des Volkes sich die Anschauung herangebildet hat, daß die Trunksucht in wirksamer Weise nur dadurch bekämpft werden kann, daß die Gesetzgebung ein vollständiges Verbot gegen Bereitung und Verkauf alkoholischer Getränke erläßt. Der finnische Landtag hat auch einen in dieser Richtung gehenden Gesetzentwurf angenommen. Ob ein prohibitives Gesetz in dieser absoluten Form durchgeführt werden kann, steht jedoch in weitem Felde. Aber über die allgemeine Volksmeinung in diesem Punkt kann kein Zweifel obwalten.

Literatur und Kunst.

Von alters her hat der Gesang Heimatrecht in Finnland. Durch die Gewalt des Wortes und des Liedes glaubten die Urfinnen die Naturkräfte beherrschen, Krankheiten austreiben und ihre Umgebung unter den Einfluß ihres Willens stellen zu können. Finnlands Nationalepos Kalevala, das Elias Lönnrot von den Lippen des Volkes las und zu einem einheitlichen Ganzen verwob und das in die meisten Kultursprachen übersetzt worden ist, zeugt davon, welche Gewalt die Finnen von jeher dem Gesange zuschrieben. Derselbe Forscher gab im Jahre 1840 unter dem Titel Kanteletar (die Göttin der Harfe) eine bedeutende Sammlung finnischer lyrischer Volksgedichte von großer Schönheit heraus. Aus diesen epischen und lyrischen Volksliedern hat die finnische Dichtung die stärksten Anregungen empfangen. Auch Finnlands in schwedischer Sprache dichtender Nationalpoet Johan Ludvig Runeberg, dessen Name in der ganzen gebildeten Welt bekannt ist, ist von jener Poesie stark beeinflußt, was besonders in seiner lyrischen Dichtung zu Tage tritt. Runeberg ist unbestreitbar Finnlands größter Dichter. In der neueren Literatur ist er einer der ersten großen Realisten, einer von jenen, die den Zusammenhang zwischen Leben und Poesie wiederherstellten, die Dichtung dem festen Grunde der Wirklichkeit entspringen ließen und ihr Kraft und Wahrheit im Inhalt und Natürlichkeit und Schlichtheit in der Form verliehen. Seine Bedeutung in der Nationalliteratur Finnlands verdankt er vor allem seinen lyrisch-epischen Dichtungen aus dem Volksleben, sowie in erster Linie dem großartigen Romanzen- und Balladenzyklus „Die Sagen des Fähnrich Ståhl."

Nächst Runeberg ist Zacharias Topelius der populärste Dichter Finnlands in schwedischer Sprache. Weicheren und träumerischeren Gemüts als Runeberg ist er in erster Linie Lyriker und Märchenerzähler. Seine Lyrik zeichnet sich durch eine hervorragend musikalische Form und warme vaterländische Stimmung aus. „Die Erzählungen des Feldschers" sind ein vorzüglicher historischer Roman großen Stils, der eine weite Verbreitung gefunden

hat und auch in fremde Sprachen übersetzt worden ist. Als vorzüglicher Schriftsteller für die Jugend und für die Kinder genießt Topelius einen weiten Ruhm im ganzen Norden. Außer diesen Großmeistern auf dem Gebiet der Dichtung hat die schwedischsprachliche Literatur in Finnland während der letzten Jahrzehnte eine Reihe vorzüglicher Schriftsteller und Dichter aufzuweisen, die jedoch nur zum Teil durch Übersetzungen einem ausländischen Leserkreise bekannt geworden sind.

Auch die finnischsprachliche Dichtung während derselben Periode ist nicht ohne hervorragende Vertreter geblieben. Alexis Kivi war ein ursprüngliches Dichtergenie. Unter Entbehrungen und mannigfachen Schwierigkeiten bahnte er sich den Weg zur akademischen Bildung. Seine Dramen sind von entscheidender Bedeutung für die Entwickelung der finnischen Dramatik gewesen und seine meisterhaften Volksschilderungen haben späteren Schriftstellern als klassische Vorbilder gedient. Nächst ihm war Frau Minna Canth die größte dramatische Begabung, die in mehreren ihrer Schauspiele als kühne Vorkämpferin sozialer Reformen auftrat. Juhani Aho hat sich unter französischem und norwegischem Einfluß zum bedeutendsten Novellisten Finnlands in finnischer Sprache ausgebildet. Seine meisterhafte Sprachbehandlung hat allgemeine Anerkennung gefunden. Arvid Järnefelt verficht in seinen Romanen und Schauspielen die Weltanschauung Leo Tolstois.

Wenn der Gesang uralte Ahnen in Finnland besitzt, so ist die bildende Kunst dagegen jung in diesem Lande. Von unschätzbarer Bedeutung war die Unterstützung, die die junge finnländische Kunst durch Gründung des „Finnländischen Kunstvereins“ im Jahre 1846 erhielt. Seine Aufgabe ist, durch Ankauf und Verlosung von Kunstwerken und durch Verteilung von Reisestipendien jüngeren Künstlern die Möglichkeit zu geben, an ausländischen Kunstherden ihre Entwickelung zu vollenden. Der Verein unterhält auch eine eigene Zeichen- und Malschule.

Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beginnen selbständige Maler in Finnland aufzutreten. Sie stehen zunächst ganz unter dem Einfluß der Düsseldorfer Schule. Die hervorragendsten unter ihnen sind der Landschafter Werner Holmberg, ein Schüler Gudes, und der Genremaler Karl Emanuel Janſſon mit seinen charakteristischen Bildern aus dem åländischen Volksleben. Zu der Düsseldorfer Richtung gehören auch die populären Landschafter Hjalmar Munsterhjelm und Berndt Lindholm, während der jüngere Victor Westerholm sich von diesem Einfluß frei machte und einer moderneren realistischen Richtung anschloß.

Der bedeutendste Vertreter der modernen französischen Schule in Finnland ist Albert Edelfelt († 1905). Er begann als Historienmaler, ging dann unter Bastien-Lepages Einfluß zur Freilichtmalerei über und endigte wiederum nach einer ungeheuer reichen und vielseitigen Produktion (Porträts, Illustrationen, Genrebild, Landschaft) als Historienmaler monumentalen Stils. Mehrere seiner Gemälde befinden sich in französischen Museen, unter anderen

das vorzügliche Porträt von L. Pasteur. Sein größtes Werk ist ein dreiteiliges Wandbild in der Aula der Helsingforser Universität, das die Einweihung der Aboer Akademie darstellt. Im Gegensatz zu Edelfelts ausgeglichener, eleganter und harmonischer Kunst steht Akseli Gallén-Kallela mit seiner wilden Originalität und Leidenschaftlichkeit. Seine Bilder aus dem finnischen Volksleben und mit Motiven aus der Kalevala sprühen von einzigstehender Ursprünglichkeit und Kraft.

Die Bildhauerkunst hat ihren hervorragendsten Vertreter in Walter Runeberg, dem Sohn des finnländischen Nationaldichters. Die Antike ist ihm Vorbild und Muster. Die ideale Aufgabe der Kunst ist für ihn: durch den Adel der Gedanken, die Reinheit des Gefühls und die ebenmäßige und harmonische Schönheit der Form zu erheben und zu veredeln. Für diese Auffassung fand er eine entsprechende Verkörperung in der Thorwaldsenschen Kunst in Kopenhagen und in der Kulturwelt der Antike, die ihm in Rom entgegentrat. Nächst Runeberg sind unter den lebenden Bildhauern Finnlands Ville Vallgren und Emil Vikström die führenden.

Ein besonderes Interesse bietet dem Ausländer gegenwärtig auch die Architektur in Finnland dar, die eine Reihe sehr bedeutender selbständiger Künstler aufzuweisen hat. Um die Jahrhundertwende trat eine nationalromantische Richtung auf, die in dem originellen finnländischen Pavillon auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1900 ihren charakteristischen Ausdruck erhielt. Die Schöpfer dieses Pavillons: Gesellius, Lindgren und Saarinen wurden über Nacht berühmt. Unter ihnen ist es besonders der geniale und schöpferisch phantasievolle Eliel Saarinen, der durch seine praktisch wie künstlerisch gleich vollendeten Schöpfungen weit über die Grenzen seines Vaterlandes berühmt geworden ist.

Auch auf dem Gebiete der Musik ist Finnland dem Auslande nicht unbekannt geblieben. Hochbegabte Sängerinnen und Tonkünstler führten seinen Namen von Land zu Land. Unter den letzteren hat vor allem Jean Sibelius durch seine originellen, tief gedachten Tonschöpfungen die Bewunderung der musikalischen Welt erregt.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dorpat vor 60 Jahren.

Von Elisabeth Hoffmann (Hapsal).

(Schluß.)

In meinem Stammbuch aus jenen Tagen — es war ja die Blütezeit der Stammbücher! — bewahre ich ein Gedicht des stud. jur. Oskar Riesemann, das ein charakteristisches Bild des damaligen Studentenlebens entwirft:

Aus Dorpat soll dies Blättchen Grüße bringen,
Aus Dorpat, jener freien Musenstadt,
Wo auf dem Dom Studenten fröhlich singen,
Beglücket durch ein edles Rektorat.

Wo Rektor und Pedell im trauten Bunde
Nach den Studenten unermüdlich sehn,
Nach jedem freien Wort aus ihrem Munde,
Nach jedem off'nen Uniformsknopf späh'n.

Wo uns das Karzer lächelt an vom Dache,
Mit seinem Fenster, ach so traut und klein,
Es schwöret jeder ihm mal blut'ge Rache,
Der jemals mußte sein Bewohner sein.

Wo der Student in angestrengtem Fleiße
Bei seinen reichen Büchern traurig schwitzt,
Und wo der Bursch in trauter Brüder Kreise,
Von Sorge frei, beim frohen Glase sitzt. —

Wo oft der Männersang in vollen Tönen
Des Domes Fundament erzittern macht,
Wo jeder Jüngling singet seiner Schönen,
Und jeder andrer Torheit gern belacht.

Wo echter Sinn und echte deutsche Sitte
In jedem Herzen findet einen Herd,
Wo keiner einen Makel an sich litte,
Für Recht und Ehre jeder zieht sein Schwert.

Wo Brudertreu und Bruderliebe walten,
Wo trautes Du ertönet überall,
Wo jugendglühnde Herzen nie erkalten
Das Wörtchen „Wahrheit" tönt mit gutem Schall.

Wo Ernst und Frohsinn brüderlich sich einen
Zum Bunde gegen das Philistertum,
Wo noch der Jugend hellste Sterne scheinen
Und ewig steht der Burschen alter Ruhm.

Und diese Stadt läßt ihren Gruß erschallen
An Herzen, die ihn gut und recht verstehn, —
Er möge nie in Zukunft ganz verhallen,
Bis einst die Botschaft tönet: „Wiedersehn!"

Das Karzer wurde von den Inhaftierten meist nicht gar schwer genommen, ja mancher Student hat es zu Zeiten ganz gern bezogen, um ungestört arbeiten zu können. Die jeweilige „Löffeline" sorgte für die Aufbesserung der Verköstigung, auch munkelte man, daß in ausgehöhlten Schwarzbroten manch Fläschchen eingeschmuggelt worden sei. Ein Oldekopp, mit dem Spitznamen Baumann, war bereits als Doktorand, weil er ohne Uniform betroffen worden war, ins Karzer gesteckt worden. Die „Kronsmediziner" mußten nämlich bis zur Promotion Studenten bleiben und als solche sich stets „legal" kleiden. Gerade zwischen Weihnachten und Neujahr wurde er eingesteckt, und um sich für diese „rücksichtslose Behandlung" zu rächen, dachte er sich einen besonderen Spaß aus. In der Sylvesternacht klingelte er oft und heftig, bis endlich der Karzerknecht erschien, den er beauftragte, den Rektor zu benachrichtigen, er, Oldekopp, müsse seine Magnifizenz ersuchen, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, — es handle sich um Tod und Leben, — persönlich sich zu ihm ins Karzer zu begeben. Wirklich erschien nach einiger Zeit der alte Herr, nachdem er mühsamst die vielen Treppen heraufgestiegen war, und auf die Frage, was gewünscht werde, führte Oldekopp ihn zum Ofen, über welchem ein riesiger Haken oder Nagel in der Lage stak. Auf diesen weisend, setzte ihm Oldekopp mit ungeheurem Wortschwall auseinander, wie unverantwortlich es von der Universitätsobrigkeit sei, solch einen Gegenstand, vielleicht jahrelang, dort unbeachtet belassen zu haben, wo man doch wisse, in welch verzweifelter Stimmung die jeweiligen Karzer-Inhaber sich befänden, und wie dieser Nagel da oben die Veranlassung sein könne, wenn der eine oder der andere der Versuchung unterliege, mit dessen Hilfe seinem Leben ein vorzeitiges Ende zu machen. Oldecop soll sich so in Rage geredet und dem alten Herrn so eindringlich zugesetzt haben, daß dieser, um sein Gewissen zu beruhigen, da er doch in der Sylvesternacht keinen Maurer kommen lassen konnte, schleunigst dem Karzerknecht den Auftrag gegeben habe, den Inhaftierten in Freiheit zu setzen. Weiter hatte dieser ja nichts gewollt, — er schüttelte freudigst den Staub von seinen Füßen, zog fürbaß treppab, und war auch noch so glücklich, einige Kameraden, die über das Fest hier geblieben waren, bei ihrem Sylvesterpunsch zu überraschen und sich ihnen zuzugesellen. — Wenn die jungen Leute es nur verstanden hätten, den Rektor bei seiner schwachen Seite zu fassen, wäre mancher dem Karzer entronnen, d. h. nicht inhaftiert worden. Der alte Herr liebte es nämlich, den Studenten bei jeder Gelegenheit, so recht eindringliche Vermahnungen zu halten, und freute sich sehr, wenn diese Eindruck zu machen schienen, — dann war er bereit, Milde walten zu lassen. Einmal war Alexander Harder, natürlich ohne Erlaubnis, zur Herbst-Jagdzeit nach Estland gefahren, hatte sich dabei 14 Tage lang herrlich amüsiert und fand bei seiner Rückkehr eine Zitation zum Rektor vor. Ob seine Uniform ihm indeß von Kameraden „ausgeführt" war? Er hatte jedenfalls zu dieser Präsentation eine fremde angezogen, die ihm viel zu enge war. Infolge dessen, wohl auch, weil bei dem Herbstwetter in der

Kanzlei gehörig eingeheizt worden, wurde dem Delinquenten bei den Worten des Rektors so heiß, daß er sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn wischte. Dies sehen und es falsch beurteilen, war eins beim alten Herrn. Voll Entzücken glaubte er, seelische Bewegung bei seinem vis-à-vis zu spüren, der seinerseits, als er das merkte, nicht nur die Stirn, sondern auch die Augen heftigst wischte. Die Folge war, daß der gestrenge Herr seinem Opfer tröstend zusprach und ihm jede Strafe erließ.

Weiter heißt es in dem Gedicht: „Wo der Student bei seinen reichen Büchern traurig schwitzt", was eine poetische Lizenz ist, die der Berichtigung bedarf, denn auch in den 50-er Jahren herrschte in den Korporationen ein reges geistiges Leben und Streben. Die „Schmiede" war in der Estonia die Burg der Brüder und Vettern Schmidt, die viel Anregung gab, aus deren Kreise Professoren, Akademiker und verschiedene andere bedeutende Männer hervorgingen.

„Wo oft der Männersang in vollen Tönen, des Domes Fundament erzittern macht", heißt es weiter, und bei diesen Worten erwacht in mir die Erinnerung an jenen herrlichen Gesang, von dem die Jetztzeit keine Ahnung hat. Wie erfreut war man, wenn an einem schönen Frühlings- oder Herbstnachmittage, etwa um 5 Uhr, vom Dom, über den Schrammschen Bierkeller hin, eine Anzahl Chorlieder, von frischen Kehlen gesungen, in die Stadt hineinschallten: die betreffende Korporation, die einen Quartettgesang von der Bastei beim Anatomikum aus beabsichtigte, gab damit der Stadt „kund und zu wissen", was geplant wurde. Einzelne Nichtsänger liefen oder fuhren wohl auch von Haus zu Haus, um die Bekannten zu benachrichtigen, und wenn die Quartettsänger auf der Bastei Stellung genommen hatten und ihren ersten Sang ertönen ließen, dann war so ziemlich die ganze musikliebende Bevölkerung der Stadt zur Stelle und erging sich auf dem Wege um den großen grünen Rasenplatz, der bergan steigend bis zur mittleren Tür des Anatomikums reichte. Mehr als eine Korporation war damals sangestüchtig genug, die Gesellschaft durch den herrlichen Quartettgesang zu erfreuen. Die Curonia freilich war zu Anfang der 50-ger Jahre eben verstummt: Bernhard Schaack und mit ihm mehrere tüchtige Sänger hatten Dorpat verlassen, von seinem himmlischen Tenor wußte man damals nur noch durch Hörensagen. Dafür hatte die Livonia ein reichbesetztes Quartett, und die Rigensis unter ihrem Magister cantandi Joseph Harzer tat sich durch mehrere besonders gute Sänger hervor. Doch genoß man auch ihren Gesang schon etwas mit Wehmut, da mehrere der Sänger bald abgehen sollten.

Das Estonia-Quartett war besonders reich besetzt, und weil diese Korporation über so viel gute Stimmen verfügte, konnte sie es wagen, zum Fuchstheater 1854 mehrere Szenen des „Freischütz" aufzuführen. Die Vorstellung, die in Novum stattfand, war sehr gelungen, und alle Professoren hatten dazu Einladungen erhalten. Der Mediziner Woldemar Schultz, der von zierlicher

Gestalt war, soll als Annchen reizend gewesen sein. Weniger glaublich erschien die Behauptung, Julius Bock habe als Agathe wie ein Engel ausgesehen, da er doch für diese Rolle etwas „cumplett" war. Szymowsky, sehr lang, sehr hager, geisterbleich, mit sehr prononcierten Zügen, war ein vorzüglicher Samiel, Oskar Riesemann spielte den Kaspar und Woldemar Grohmann den Max.

Die Professoren bildeten natürlich mit ihren Familien den Mittelpunkt der Gesellschaft. In den 50-ger Jahren waren sie merkwürdiger Weise meist Sachsen, neben ihnen gab es nur wenige andere Reichsdeutsche und Balten. Diese Sachsen hatten in jeder Hinsicht viel Gemeinsames: sie waren alle sehr klein von Gestalt, sehr gelehrt, sehr originell, und meist von einer bemitleidenswerten Weltfremdheit. Da war z. B. Professor Kr als fanatischer Archäolog in steter Jagd auf Altertümer begriffen, die er allerorten witterte und nach denen er Nachgrabungen veranstaltete. Ob er die Höhle unterhalb Quistental entdeckt hat, weiß ich nicht, ebenso wenig, wo ihr Name Capadonga herstammt. Jedenfalls hat er viel in derselben „herumgegrawelt", wie man damals sagte, und sonderbare Funde getan, die er nicht nur in „Mitteilungen" beschrieb, sondern auch abkonterfeite, bis einer seiner Kollegen ihm bei einer Urne, deren Entstehung er in ein entferntes Jahrhundert zurückdatierte, an einem ganz deutlich erkennbaren Fabriksstempel nachwies, daß es nur eine sehr „verbaulte" Tulasche Teemaschine sei! Es wurde auch bald ruchbar, daß Studenten sich den Spaß gemacht hätten, allerlei altes Gerümpel in der Capadonga-Höhle zu vergraben, damit der Herr Professor in diese Falle ginge.

Der berühmte Astronom Professor Mädler und seine Frau waren ein sehr ungleiches Paar. Sie eine stattliche Erscheinung, bekannte Dichterin, gewesene Hofdame eines kleines deutsches Hofes, und er der kleine, schon ziemlich bejahrte, so sehr gelehrte Herr, der stets rechnete, so daß ihm nachgesagt wurde, er habe einmal, seine Umgebung vergessend, auf einem Ball den Hals und Nacken einer jungen Dame benutzt, um nur schnell ein paar komplizierte mathematische Rechnungen zu lösen. Er war sehr zerstreut, sah und hörte nichts, was um ihn her vorging, und daher begriff man nicht, wann und wie er es vermocht habe, sich zu verlieben und zu verloben. Die Professorin meinte dazu: „Nur einmal fiel meines Mannes Blick auf die Erde, und da stand gerade ich." — Seine Zerstreutheit benutzend, spielten die Studenten ihm einmal einen Streich. In einem Frühling war dem alten Herrn von seinem Arzt eine Mineralwasserkur verordnet worden, die er getreulich ausführte: auf dem Dom, wo auch seine Wohnung lag, spazierte er herum, immer von Zeit zu Zeit wieder ein Glas trinkend, während die Flasche in einer Laube stand. Das wurde von Studenten entdeckt, die sofort den medizinischen Inhalt der Flasche ausgossen und starken Rum auffüllten, was der zerstreute Herr wirklich nicht bemerkte, wenn auch die unliebsamen Folgen nicht aus-

blieben, da solch ein konzentrierter Alkohol ihm ein ungewohntes Getränk war. Der Professor der Theologie Keil war ebenfalls sehr klein, frühzeitig gealtert und sehr gelehrt, sah aber immer etwas mißmütig aus. Bei ihm machte sich der Dialekt sehr geltend, so daß man ihn gradezu oft nicht verstand, während er in seiner großen Güte sich alle Mühe gab, um sich verständlich zu machen. Im Kolleg spricht er einmal vom „Galbe"; die Studenten machen ihm durch Scharren bemerklich, daß ihnen der Ausdruck nicht begreiflich sei. Er sagt darauf: „Meine Herren, Sie scheinen mich nicht zu verstehen. Ich meine das „Galb", das „Gind" von der „Guh!"

Noch einen der alten Herrn muß ich anführen, der aber sehr anders geartet war als die bisher genannten: es war der Professor Morgenstern, auch ein Original vom reinsten Wasser, von dem in Dorpat soviel Anekdoten kursierten, daß man's nicht begreifen konnte, wie ein Mensch auch bei der längsten Lebensdauer die alle verbrochen haben konnte. Seine Bücher hat er der Universitätsbibliothek vermacht, wo sie in einer besonderen Abteilung aufgestellt sind, die mit seinem lebensgroßen Brustbilde geschmückt ist. Nach diesem Bilde zu urteilen muß er sehr gut ausgesehen haben, und er soll auch sehr stolz auf seine Schönheit gewesen sein, wenigstens erzählt man, daß er bei seinen Ausgängen, stets vom Diener begleitet, diesen oft gefragt haben soll, ob die ihnen begegnenden jungen Damen sich auch nach ihm umschauten, und auf die bejahende Antwort geäußert haben: „Laß sie schmachten!"
Ein großer Goetheschwärmer war er, und er soll auch ebenso wie sein Idol mit den Worten: Licht, mehr Licht! gestorben sein. — Wie wenig er vom praktischen Leben wußte, mit wie geschlossenen Augen er umherschritt, zeigte sich einmal in Rathshof, wo Herr v. Liphart nach einem Herrendiner seinen Gästen, die auf der Rampe vor dem Schlosse standen, das schöne importierte Rindvieh in einzelnen Exemplaren vorführen ließ. Auf eines der Prachtiere weisend, sagt der Professor wohlgefällig lächelnd: „Welch schöner Ochse!" — worauf alle die andern Herren unisono ausrufen: „Aber Professor, das ist doch eine Kuh!" — „Ja, ja," sagt der alte Herr, „mag schon sein, — für einen Laien nur schwer zu unterscheiden."

Die jüngeren Professoren, Inländer wie Ausländer, waren ein ganz anderes Genre, z. B. der so frische, alle um sich her anregende George Adelmann und Ludwig Strümpell, der jung blieb bis ins höchste Greisenalter, und so noch viele, denen die Jahre nichts anhaben konnten. Unter den Balten wurde Professor Piers Uso Walter, trotz seiner Häßlichkeit, von Patienten und Studenten geradezu angebetet. Seine stehende Redensart war: „Tschulden se! (Entschuldigen Sie)": damit begann er jedes Kolleg, das waren die ersten Worte, die er am Krankenbett sprach, wo er mit gleichmäßiger Zartheit und Liebenswürdigkeit alt und jung, arm und reich behandelte. Einmal überreichte ihm ein Student, den er examinieren sollte, ein Heft, in welchem Walter, als er es aufschlug, einen Hundertrubelschein

erblickte. Schweigend gab er es ihm zurück, wendete den Studenten mit dem Gesicht zur Tür, schob ihn hinaus und sagte nur die Worte: „Tschulden Sie, Sie sind ein Schwein!“ — Auch sehr beliebt bei den Studenten war Walters Verwandter, Professor Erdmann, von seinen Schülern Wanka-Tanka genannt. Ebenso hoch von Wuchs wie sein Sohn, der spätere Professor Carl Erdmann, aber wohl fast doppelt so breit, war er Tag für Tag auf Praxisfahrten, von früh bis spät, sich einer sehr unbequemen Brettdroschke bedienend, auf der er, wie die Studenten behaupteten, nur durch die Bewegung gehalten wurde: wenn das Pferd still stand, war er auch schon auf der Straße. – Eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit war auch der Chemiker Carlchen Schmidt, dessen großes gastliches Haus oft nicht alle die Gäste bergen konnte, die er in herzlicher Freundlichkeit eingeladen. — Zuletzt muß ich noch Professor Christianis erwähnen, der wohl Universitätsprediger war, aber, wie schon gesagt, noch ohne Gemeinde. Sonntags um 12 Uhr predigte er unter großem Zudrang in der Johanniskirche, aber äußerte bedauernd, es lange nicht mehr leisten zu können, stets nur „Gastpredigten“ zu halten. Nun, bald gab ihm Kurator Bradke sowohl Kirche als auch Gemeinde, doch war es nicht für lange, da er 1868 General-Superintendent von Livland wurde.

Aus dem Kreise der Universitätslehrer sei endlich noch der alte Raupach erwähnt, der Lektor der italienischen Sprache war und sich in seinen Mußestunden mit leidenschaftlicher Liebe dem Wassersport widmete. Wer jetzt die Menge von Segel- und Ruderbooten sieht, die den Embach befahren, wirds nicht glauben wollen, daß es damals nur fünf Boote überhaupt gab, mit denen man fahren konnte. Vier von ihnen gehörten dem alten Herrn Raupach, der am Embach neben der sogenannten „Huenerei“ wohnte und die Flottille unter seinen Fenstern verankerte. Er war mit seinen Booten außerordentlich freigebig: wer ihn bat, erhielt sie, und er war selbst stets ein belebendes Glied der Gesellschaft, besonders mit den humoristischen Erzählungen aus seiner Romzeit und dem steten Ausruf: Va bene! — Der Umstand war vielleicht etwas störend bei diesen Fahrten, daß sie sich stromaufwärts stets langsam vorwärts bewegten, weil bei größerer Gesellschaft das Rudern sowie das Segeln unmöglich wurde. Der Gemütlichkeit wegen, um in größerem Kreise beisammen zu sitzen, wurden die Boote zu zwei und zwei nebeneinander durch quer gelegte Latten verbunden. Da mußte man sich schon dazu bequemen, die Fahrzeuge, wie die Peipus-Lodjen, durch Menschen, die am Ufer nebenher gingen, an langen Stricken ziehen zu lassen. Aber auch diesen Umstand wußte der alte Herr mit Humor zu behandeln. Die Zugknechte waren stets dieselben Leute, die bei ihm im Solde standen, wenigstens dem ersten Winke folgten, den er ergehen ließ, um sie zur Hilfe herbeizurufen. Sehr originell sahen diese drei Kerle aus, die von ihrem Schiffsherrn mit eigentümlichen Namen gerufen wurden. Der eine, lang und hager, ein älterer ausgedienter Soldat, wurde „Kawaléer“ genannt, eine Benennung, die früher im Estnischen für Militärs

gebräuchlich war. Der zweite, sehr verschmitzt dreinschauend, hieß „Kaliban", sein Anblick wird dem alten Herrn wohl Shakespearesche Erinnerungen wachgerufen haben, während der dritte, sehr groß, füllig und ungeschlacht, einfach „Lurjus" gerufen ward. Diese noms de guerre wurden von den Trägern durchaus nicht scheel angesehen, im Gegenteil fast als Ehrentitel betrachtet, denn als wir dem dritten einmal auf der Straße begegneten und, ihn erkennend, plötzlich „Lurjus" riefen, erstrahlte sein Gesicht in freudigster Überraschung. — Quistental und Kabbina waren meist die Ziele solcher Bootfahrten, und die Heimfahrten in der Abendkühle, bei Mondlicht oder Sternenschein, waren ungemein stimmungsvoll. —

Hiermit schließe ich die Schilderungen des damaligen Dörptschen Lebens. Seitdem sind 60 Jahre ins Land gegangen, das Alte ist vergangen und Neues entstanden, aber auch das wird vergehen, denn Dauer hat nur der Wechsel.

❀ ❀ ❀

Ausbildung und Ausbildungsmöglichkeiten für junge Mädchen gebildeter Stände.

Von J. K. (Riga).

Die Notwendigkeit der gründlichen, abgeschlossenen Ausbildung eines jeden gebildeten jungen Mädchens zu einem Berufe, einer Arbeit — ist eine Forderung der Neuzeit. Die Zeiten gehören der Vergangenheit an, in denen das Haus den heranwachsenden und erwachsenen Töchtern Arbeit die Hülle und die Fülle gab, wo jede ihr gut gerüttelt Maß an ernsthaften häuslichen Pflichten hatte und dadurch etwas Gründliches lernen und ein brauchbarer Mensch werden konnte. Die Errungenschaften der Technik haben den Frauen viel Arbeit aus der Hand genommen. Die Hausarbeit genügt heute nur in den wenigsten Fällen, um viele Hände in Tätigkeit zu setzen, die Art der Arbeit ist eine so andere geworden, daß das junge Mädchen an ihr sich nicht genügend weiterentwickeln kann. Und was ist die Folge davon für unsre schulentlassenen Mädchen? Für die eine beginnt ein sorgloses, leeres Leben, die andere muß hinaus, um ihr Brot zu verdienen. Schlimm daran sind sie beide. Wenn das junge Mädchen, dessen Eltern in einigermaßen guten Verhältnissen leben, die Schule verlassen hat — mit 16, spätestens mit 18 Jahren — wenn seine kostbarsten Jahre beginnen, in denen es entwicklungs- und aufnahmefähig ist, wie zu keiner andern Zeit seines Lebens, dann tritt plötzlich ein Stillstand in der pflichtmäßigen Tätigkeit ein und damit auch meist ein Stillstand in der innern Bereicherung und Hinaufentwicklung des jungen Menschenkindes. Stillstand aber ist Rückgang. Der Tag ist ja mit allerlei Beschäftiguugen angefüllt: ein wenig Helfen im Haushalt, aber freilich kein angestrengtes Arbeiten, — das Anhören von Vorträgen, aber beileibe kein ernstes Studium, — ein wenig Sticken und Nähen und Malen und Musizieren, aber nur ja nicht über die Grenzen des Dilettantismus hinaus, — ein bißchen soziale Arbeit, jedoch nur

so weit die eigne Bequemlichkeit nicht darunter zu leiden hat. Dazwischen aller Art Vergnügungen, Sorgen für Putz und Staat. Sieht der Tag eines jungen Mädchen, das „nicht nötig" hat zu arbeiten, in den weitaus meisten Fällen wohl anders aus? Und wie lange kann solch ein Leben einen gesunden frischen jungen Menschen befriedigen? Die andre, die auf Erwerb angewiesen ist, hat es weniger bequem. Für sie fängt entweder gleich nach dem Verlassen der Schule oder einige Jahre später der Kampf ums Dasein an. Es sollte zwischen diese beiden Zeitpunkten eine Lehrzeit, eine Vorbereitungszeit eingeschoben sein, damit das junge Mädchen gerüstet seinen Arbeitsweg beschreite. Diese Vorbereitungszeit, die wohl jedem jungen Mann gegönnt ist, wird beim Mädchen nur zu häufig ganz gestrichen, zum mindesten möglichst kurz bemessen. So treten sie denn hinaus ins Leben, die jungen Lehrerinnen und Erzieherinnen, die von Pädagogik und Methodik, von der großen, schweren Kunst des Lehrens und Erziehens keine Ahnung haben; — die jungen Stützen der Hausfrau, denen von der Führung eines Haushaltes nur unklare Bilder vorschweben; — die jungen Kontorbeamtinnen, die gar keine oder nur die notdürftigste Berufsbildung erhalten haben. Mit den Jahren geht es ja. Man arbeitet sich ein, macht Erfahrungen und leistet am Ende doch noch ganz Tüchtiges. Wenn nur nicht so viel Zeit darüber verloren ginge, so sehr viel Lehrgeld gezahlt würde! Wenn die vielen ungeschulten, daher billigen Kräfte den Lohn — auch für wertvolle Leistung — nur nicht so stark herabdrückten! Ja, sie sind schlimm daran, die jungen Mädchen, sowohl die einen, die zu Hause bleiben, als auch die andern, die einen Beruf ergreifen müssen. Wie ist ihnen zu helfen? Jedes junge Mädchen soll arbeiten, es soll durch diese Arbeit zu einem tüchtigen, brauchbaren Menschen werden. Es ist zu schade dazu, sein Leben ohne ein bestimmtes, gewisses Ziel dahinzuleben. Auch ihm sind körperliche und geistige Kräfte gegeben, die soll es entwickeln und ausnützen zum eignen Wohl, zum Besten andrer. Jedes wuchre mit seinem Pfunde. Auch soll es den Segen ernsthafter, nutzbringender Tätigkeit spüren. Das junge Mädchen hat das Recht, es hat die Pflicht zu arbeiten, gerade so wie der junge Mann. Es hat zugleich das Recht und die Pflicht, sich zu der Arbeit, die es betreiben will, ernst und planmäßig und ausreichend vorzubilden. Denn nur dann kann von wahrhaftem Nutzen, Befriedigung und Vorwärtskommen die Rede sein.

Ihr jungen Mädchen, die Ihr die Schule eben verlassen habt, erwählt Euch einen Beruf und bereitet Euch dazu so tüchtig wie möglich vor! Wendet nicht ein, Eure Jugend sei Euch gegeben, damit Ihr sie fröhlich genießet, nicht aber um sie in schwerer Arbeit zu vertrauern. Es gibt keinen größeren Genuß für ein gesundes junges Menschenkind als Tätigkeit, Streben, Vorwärtskommen, und keine Erholung ist schöner als die nach getaner Arbeit. Schafft die Oberflächlichkeit fort aus Eurem Leben!

Denkt nicht, es lohne sich nicht, Zeit und Geld für die Ausbildung zu einem Beruf zu opfern, da Ihr vielleicht heiraten werdet und dann von seiner Ausübung nicht die Rede sein wird. Nicht jede heiratet. Außerdem geht Euch das, was Ihr bei der Berufsarbeit an Ausdauer, Sorgfalt und Gründlichkeit gelernt, was Ihr an Wissen und Können erworben habt, nicht verloren und wird Euch bei der Arbeit in Eurem Hause, an Euren Kindern zugute kommen.

Ihr, deren Eltern in wohlhabenden Verhältnissen leben, denkt nicht, Ihr hättet es „nicht nötig" zu arbeiten. Ihr habt es ebenso nötig wie alle andern,

nützliche Glieder der Gesellschaft zu sein. Ihr seid es Euch selbst, Ihr seid es Eurem Geschlecht, Eurer Heimat schuldig, und viel Arbeit wartet auf Euch.

Zahlreiche Berufe stehen heute der gebildeten Frau offen. Ihr habt die Wahl und seid so glücklicher daran als die, die vor 10 und 20 Jahren jung waren. Prüft und wählt und vergeßt dabei nicht, daß Euer Beruf Euch nicht nur eine Erwerbsmöglichkeit geben, sondern vielleicht Lebensinhalt werden muß. Prüft daher auch Eure Neigungen und Fähigkeiten. Und wenn Ihr gewählt habt, dann scheut die Mühen und Kosten einer guten Ausbildung nicht. Je mehr Euer Beruf Eurem Wesen entspricht, je gründlicher Ihr vorgebildet seid, desto höher werden Eure Leistungen sein, desto mehr Befriedigung dürft Ihr davon erwarten, ein desto besseres Fortkommen ist Euch gesichert.

Die vorliegende kleine Arbeit will den jungen Mädchen ein Wegweiser sein: ein Ratgeber denen, die vor einer Berufswahl stehen und sich nach Ausbildungsmöglichkeiten umsehen, ein Anreger und Mahner den vielen, die an derartiges noch nicht gedacht, ein Warner vor Überstürzung und Unüberlegtheit. Viele Berufe können heute von gebildeten Frauen ausgeübt werden, hier sind diejenigen angeführt, die für unsre heimischen Verhältnisse am meisten in Betracht zu kommen scheinen. Dabei ist von einem Abschnitt über die Ausbildung der Künstlerin abgesehen worden. Es ist außerordentlich schwierig, dürfte wohl auch überflüssig sein, in dieser Richtung Ratschläge zu erteilen. Der erläuternde Text versucht in aller Kürze von jedem Berufe das zu sagen, was unsern jungen Mädchen vor allem darüber zu wissen nottut. Daher sind bei dem einen nur praktische Winke gegeben, beim andern wird mehr auf die Ausbildung eingegangen, der dritte wird kurz charakterisiert. Wo es nötig erschien, ist auf die Erwerbsmöglichkeiten hingewiesen. Eine Reihe empfehlenswerter Anstalten sind genannt. Hierbei sei auf Folgendes aufmerksam gemacht: bei Anstalten, die für Rußland giltige staatliche Rechte geben, ist das vermerkt (Staatl. Rechte). In allen andern kann man eine Ausbildung, keine Rechte erlangen, die im übrigen auch nur für die meisten der in den Abschnitten I. und IV genannten und noch einige andere Berufe von Wert sind. Bemerkt muß auch werden, daß fast alle Anstalten kostenfrei Prospekte schicken, und daß es nicht genug empfohlen werden kann, sie sich rechtzeitig kommen zu lassen. Zum Schluß folgt ein Hinweis auf lesenswerte Bücher und Aufsätze, die sich mit der Frage der Frauenberufe befassen. Von Lückenlosigkeit kann in keiner Hinsicht die Rede sein.

Der große englische Denker Carlyle sagt: „Gesegnet ist, wer seine Arbeit gefunden; möge er keinen andern Segen verlangen.“ Der Zweck dieses Wegweisers ist erreicht, wenn durch ihn recht viele junge Mädchen ihre Arbeit finden.

I. Erziehung und Unterricht.

1. Die wissenschaftliche Lehrerin. „Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau.“ Es ist ein wunderschöner Beruf, aber nur für den, der ausgesprochene Neigung dazu und pädagogische Fähigkeiten besitzt. Es ist ein Beruf, in dem man unendlichen Segen stiften kann, aber nur wenn Neigung und Fähigkeiten durch eine gründliche Berufsbildung gestützt werden. Nun herrscht bei uns vielfach die rückständige Anschauung, daß Mittelschulbildung und das Hauslehrerinnenexamen vollauf genügen, um aus dem jungen Mädchen

eine brauchbare Lehrerin zu machen. Welch schlimmer Irrtum! Da sieht man denn junge Dinger, die gestern noch auf der Schulbank gesessen, heute schon auf dem Katheder, lehrend, wo sie noch selbst unendlich viel zu lernen haben. An den Unterricht größerer Kinder wagt man sich freilich nicht gleich heran, aber Anfangsunterricht, über den gewiegte Pädagogen sich den Kopf zerbrechen und zu dem die größte Kunst und die sorgfältigste Vorbereitung gehören, meint jede erteilen zu können. Die Mittelschule gibt bloß ein Fundament an Kenntnissen — ein Fundament ist nichts Fertiges, auf ihm muß weiter gebaut werden; wer andre lehren will, ist ganz besonders dazu verpflichtet. Durch das Examen erlangt man das Recht, in den Hauptfächern in Mädchenschilden bis zur 4. Klasse zu unterrichten, Deutsch, Französisch und Englisch in allen Klassen von Mädchen- und Knabenschulen, — dieses Recht hat nichts mit der Befähigung zum Lehren zu tun. Wer Lehrerin werden will, wer diesen Beruf zu seinem Lebensziel erwählt hat — und anders sollte niemand an ihn herantreten, — der bedarf einer überaus gründlichen Berufsbildung. Sie muß erstens in der Vertiefung und Erweiterung des erworbenen Wissens, zweitens in einer systematischen pädagogischen und methodischen Ausbildung bestehen. Beides wird wohl am besten in Leherinnenseminaren geboten, und der Besuch eines solchen dürfte als Pflichtsache jeder angehenden Lehrerin betrachtet werden. Jedoch kommen noch andere Anstalten — Spezialkurse und die Universität — in Betracht.

Ausbildungsanstalten.

a) Dorpat. Lehrerinnenseminar mit Übungsschule Leiterin: Frl. M. v. Grot. Lehrkräfte: Professoren der Universität, Lehrer und Lehrerinnen. Bedingung: deutsche Nationalität, Nachweis d. Bild. einer Höh. Töchterschule; 17.—30. Jahr, 3-jähr. Kursus. Unt. mit Pens. sem. 200 Rbl. Unt. allein sem. 125 Rbl. Stipendien. Aufnahme v. Hospitantinnen. (Vergleiche: Pädag. Anzeiger 1912 № 2. Pastor J. Walter-Birkenruh: Lehrproben. — Revaler Beobachter 1911 № 157. Prof. T. Hahn: Das Deutsche Lehrerinnen-Seminar in Dorpat. — Nordlivländ. Zeitung 1911 № 7. Unser Dorpater Lehrerinnen-Seminar. — Rigaer Tageblatt 1913 № 166. Ein Wort an unsre jungen Lehrerinnen).

b) Riga. Einjähr. Seminarkursus an der Reinsch'schen Schule. Unterricht in d. Methodik d. Elementarunterrichts in Verbindung mit prakt. Übungen. Allgemein bildende Vorträge. Unt. sem. 70 Rbl. Nur bei genügender Beteiligung.

c) Petersburg. Kurse zur Ausbildung v. Lehrern und Lehrerinnen d. deutschen Sprache des Dozenten J. Forsmann (B. O. 10 линія, д. 25, кв. 9.) Beding. Mittelschule. 2-jähr. Kursus. Unt. jährl. 175 Rbl. Das durch d. Schlußexamen (nach dem Programm des Oberlehrerexamens) erworbene Zeugnis hat den Wert einer Empfehlung (Vergleiche Pädagog. Anzeiger 1913 № 5). — Pens. im deutschen Lehrerinnen-Heim (B. O. 20. линія, д. 13, кв. 45) mon. 44—50 Rbl.

d) Moskau und Petersburg. Einjährige unentgeltliche Kurse am Lehrbezirk zur Ausbildung v. Lehrern und Lehrerinnen d. deutschen und franz. Sprache (учительница гимназіи). Beding. russ. Untertanenschaft, christl. Konfession, Beendigung einer Mittelschule mit Rechten (Absolventen einer deutschen Töchterschule ohne Rechte ollten zwecks Aufnahme d. Abiturium machen). Aufnahmegesuche sind bis

z. 10. Aug. einzureichen; Näheres darüber im Prospekt. Staatl. Rechte. (Vergleiche Pädag. Anzeiger 1912 № 2. Die neuen Kurse für Lehrer d. neueren Sprachen). — Pension in Moskau im Evang. Heim (Первобасманный № 8) tägl. 1—1½ Rbl. Pens. in Petersburg (siehe oben).

e) Moskau. Höhere Weibliche Kurse. A. Hist.-phil. Fakultät: I. slav.-russ. II. histor. III. rom.-germ. Abteilung. B. Phys.-math. Fakultät: I. naturwiss. II. math. Abteilung. Beding. Abiturium oder Absolvierung eines weibl. Gymnasiums. Gesuche sind bis zum 10. Aug. einzureichen; Näheres darüber im Prospekt. Unt. jährl. 100 Rbl. — Pens. im Ev. Heim (siehe oben).

f) Petersburg. Höhere Weibl. Kurse. (Bestushew). Bittschriften sind bis zum 1. August einzureichen. Im übrigen vergleiche Moskau, Höhere Weibl. Kurse. — Pens. (siehe oben).

g) Leipzig. Lehrerinnenseminar mit Übungsschule. Leiter: H. Gaudig. Aufnahmebeding. für Schülerinnen: 16.—25. Jahr. Unt. jährl. 450 Rbl. Aufnahmegesuch an d. Kgl. sächs. Ministerium d. Kultus und Unterrichts. — Aufnahmebeding. für Hospitantinnen: Empfehlungsschreiben d. Livl. Ritterschaft (durch d. Direktor v. Birkenruh) und Aufnahmegesuch an d. Rat d. Stadt Leipzig. Schulamt nebst Taufschein und Lehrerinnendiplom oder letzt. Schulzeugnis in beglaubigter Übersetzung.

h) Wolfenbüttel. Privates Oberlyzeum d. Schloß anstalten m. Internat. Unt. jährl. 120 M. Pens. jährl. 500 M.

i) Hannover. Städtisches Oberlyceum. Unt. jähr. 250 M. — Pens. werd. nachgewiesen, jährl. 800—900 M.

In allen reichsdeutschen Seminaren ist d. Kursus 4-jährig. Bei d. Aufnahmeprüfung wird Lyzealbildung verlangt (höher als unsre Töchterschulbild.). Die staatl. Abschlußprüfung gibt nur für Deutschland Rechte.

2. Die Sprachlererin. Vor Halbheit muß auch hier aufs ernsteste gewarnt werden. Die Fähigkeit, eine leichte Unterhaltung in der fremden Sprache zu führen, genügt bei weitem nicht. Von einer Sprachlehrerin verlangen wir: eine sehr gute Allgemeinbildung, pädagogisches Wissen, Kenntnis der Methodik des Sprachunterrichts und Beherrschung der fremden Sprache und ihrer Literatur. Auch hier wäre der Besuch eines Seminars angebracht, dem sich ein 1—2-jähriges ernsthaftes Studium im fremden Lande anschließen müßte. In verschiedenen französischen uud englischen Städten bestehen, vielfach an der Universität, Kurse für Ausländer, die jedem ohne Bildungszensus gegen Zahlung zugänglich sind. Schlußprüfungen geben überall die Möglichkeit, ein Zeugnis zu erwerben, das freilich keine Rechte gibt, aber eine Empfehlung bedeutet.

Ausbildungsanstalten.

a) Paris. Alliance Française. Cours de vacances. 1-mon. Kursus 55 Fr.*) 2-mon. Kurs. 100 Fr.

b) Paris. Verein deutscher Lehrerinnen. (8 Rue de Villejust). Bdg. gute Bildung; Vereinsmitgliedschaft (Paß). I. Cours de langue et littérature françaises. Zahlung für alle Vorles. für d. Trimester 100 Fr. II. Cours de vacances. — Durch d. Verein empfohl. franz. Pens. mon. 150—200 Fr.

*) 1 Fr. = 37 Kopeken.

c) Grenoble. Universität. Cours de français à l'usage des étudiants étrangers. I. Pendant l'année scolaire: Unt. sem. 60 Fr., jährl. 90 Fr. Zutritt zu d. Vorles. d. hist.-phil. Fakultät. II. Cours de vacances: Unt. f. 6 Woch. 50 Fr., f. 4 Mon. 80 Fr. — Pens. durch d. Comité de patronage des étudiants étrangers mon. 100—200 Fr.

d) Genf. Universität. I. Sèminaire de français moderne. Lausanne Universität. I. Ecole spéciale pour l'enseignement du français moderne. Zutritt zu Vorles. d. phil.-hist. Fakultät. Zulaß zur Schlußprüfung nur auf Grund eines Reifezeugnisses oder einer Aufnahmeprüfung. 1 stünd. sem. Vorles. 5 Fr. II. Cours de vacances. — Pens. in Genf durch d. Comité de patronage des étudiants étrangers, in Lausanne durch d. Bureau de renseignements mon. 100—250 Fr.

e) Neuchâtel. Universität. I. Séminaire de français moderne. Bedingung: voll. 18. Jahr. Zutritt zu d. Vorles. d. phil.-hist. Fakultät. Schlußprüfung. 1 stünd. sem. Vorles. 7 Fr. II. Cours de vacances. — Pens. durch d. Bureau officiel de renseignements mon. 100—150 Fr.

f) Moskau und Petersburg. (Siehe Abschnitt I. 1 d.)

a) London. Engl. Kurse im Daheim des deutschen Lehrerinnen-Vereins. Mitgliedschaft des Vereins nur 20—50 jähr. deutschen Lehrerinnen zugänglich. 4 mon. Kursus. Unt. 10 L.*) Pens. 18 s. 6 pence — 24 s. 6 pence.

b) Oxford. Universität. Die Mitglieder der Society of Oxford Home students stehen unter dem Schutze dieses Vereins, werden in guten Familien als Pensionäre untergebracht, bei ihren Studien geleitet und zu Universitätsvorlesungen und Prüfungen zugelassen. Pens. wöch. 1 L. 5 s. — 2 L. 13 s.

c) Oxford. Norham Hall. Lectures and Classes for Foreign Women Students. 3 mon. Kursus. Unt. 12 L. Unt. mit Pens. im Internat (viele Nichtengländerinnen!) 25 L. 10 s. — 28 L. 10 s. Auswärtige Pens. durch die Leiterin.

d) London. Universität. Holiday Courses for Foreigners. 1 mon. Kursus 3 L.

e) Oxford. Vacation Course for Foreign Women Students. 1 mon. Kursus. Unt. und Pens. 10 L. — 11 L. 10 s.

3. Die Zeichenlehrerin. Die Aufgabe der Zeichenlehrerin ist nicht damit erschöpft, daß sie ihren Schülern das Zeichnen und Malen beibringt. Der Zeichenunterricht kann, richtig erteilt, die Lernenden auch geistig sehr entwickeln und dadurch die andern Unterrichtsfächer ungemein unterstützen. Daher muß die Zeichenlehrerin Künstlerin und Lehrerin zu gleicher Zeit sein, künstlerisches und pädagogisches Können miteinander verbinden. Die Ausbildung zu diesem Beruf erfordert viel Zeit und angestrengtes Arbeiten. Zum Zeichenlehrerinnenexamen werden Inhaberinnen eines Hauslehrerinnendiploms zugelassen und erhalten auf Grund eines vom Lehramt erteilten Diploms das Recht zum Unterrichten bis zur 4. Klasse. Ein Gymnasialdiplom berechtigt zum Unterricht in allen Klassen.

*) 1 L. = 9 Rbl 60 Kop. (1 L. = 20 s. 1 s. = 12 pence.)

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Städtische Kunstschule. Beding. mittl. Lehranstalt oder Stadtschule. Aufnahmeprüfung (künstl. Befähigung). Unt. jährlich 100—140 Rbl. Einzelfächer sem. 5—35 Rbl. Staatl. Rechte. Sogenanntes „kleines" Zeichenlehrerinnenexamen (siehe Text) nach Beendigung der 2 ersten Kurse, „großes" nach Beendigung aller 4 Kurse.

b) München. Lehr- und Versuchs-Ateliers für angewandte und freie Kunst. Leiter: W. v. Debschütz. Unt. f. d. ersten 3 Mon. 140 M., später weniger.

4. **Die Handarbeitslehrerin.** Der Handarbeits- und Handfertigkeitsunterricht spielt heute eine wichtige Rolle in der Erziehung der Knaben nicht weniger als der Mädchen. Er soll nicht nur das technische Können durch Üben von Hand und Auge entwickeln, auch zu Sorgfalt und Genauigkeit anleiten. Der Schönheitssinn soll gesteigert, die Phantasie angeregt werden, die jugendliche Schaffensfreude und Schaffenskraft soll Gelegenheit zur Betätigung bekommen.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Mädchen Gewerbeschule des Jungfrauen-Vereins. 1 jähr. Handarbeitslehrerinnen-Kursus (mit Turnen). Unt. sem. 30 Rbl. Abgangszeugnis bis jetzt von der Schulobrigkeit in ganz Rußland anerkannt. (Puschkinboulevard 6).

b) Riga. Schülerwerkstatt des Deutschen Vereins. Bei genügender Beteiligung finden für Frauen Kurse in Papparbeit (1—1½ Jahr) und Buchbinderei (1 Jahr) statt. Unt. sem. 15 Rbl. Alles Nähere bei Mag. Sokolowski, Schulenstr. 3.

c) Berlin. Lette-Verein. Handarbeitslehrerinnen Seminar (mit Turnen). Beding. Töchtersch.; voll. 18. Jahr. Aufnahmeprüf. in Zeichnen, Nähen, Handarbeit. 1 jähr. Kursus. Unt. f. Ausländer jährl. 250 M. Pens. mon. 80—100 M.

5. **Die Turnlehrerin.** Die Ausbildung der Turnlehrerin ist heute nicht mehr so einfach wie früher, denn mit dem Studium des deutschen Turnens ist noch nicht alles getan. Folgender Bildungsgang wäre der angehenden Turnlehrerin zu empfehlen: Turnen von Jugend auf, Erwerb der Berechtigung zum Erteilen von Turnunterricht, dann Studium der verschiedenen Systeme u. Herausarbeiten des für die gegebenen Verhältnisse geeigneten Lehrganges.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Kurse zur Ausbildung von Turnlehrerinnen des Turnlehrers Engels. Dauer: 7–8 Monate und länger. Unt. 25–45 Rbl. Zeugnis bis jetzt von der Schulobrigkeit in ganz Rußland anerkannt. (Newastraße Nr. 3).

b) Riga. Margrethe Harboe. (Elisabethstr. 17.) I. Institut für schwedische Heilgymnastik, Massage und Orthopädie: Turnen in Kreisen 2 Rbl. mon. II. Schule für schwed. Heilgymn., Massage, Orthopädie (1. Jahr. Unt. 350 Rbl.) und pädagogische Gymnastik (2. Jahr. Unt. 150 Rbl.). Aufnahmebedingungen dieselben wie für Masseusen (siehe II 3). Staatl. Rechte. Diplom (einer Masseuse) nach Beendigung d. 2 jähr. Kursus bis jetzt von der Schulobrigkeit in ganz Rußland als Berechtigung zum Turnunterricht anerkannt. III. In Aussicht genommen 1 jähr. Kursus in der pädag. Gymnastik mit staatl. Rechten. Unt. 200 Rbl. (Vergleiche: Pädag. Anzeiger 1912 Nr. 10. Riesenkampff: Über die schwed. Heilgymnastik).

c) Hellerau bei Dresden. Bildungsanstalt Jacques Dalcroze. I. Lehrerausbildungskursus: Unt. mon. 100 M. II. Sommerkursus. Unt. mon. 150 M. Pens. mon. 130—150 M. (Vergleiche: Pädag. Anzeiger 1913 Nr. 5).

d) Berlin Zehlendorf. Seminar Kallmeyer für harmonische Gymnastik. 5 mon. Kursus 900 M. Pens. werd. nachgewiesen.

6. **Die Musiklehrerin** hat eine wunderschöne Aufgabe. Sie soll Liebe zur Musik, Verständnis dafür in ihren Schülern wecken, sie zur Musikausbildung heranbilden. Aber sie kann ihr nur dann genügen, wenn sie mit musikalischem Talent und einer guten musikalischen Ausbildung auch gründliches methodisches und pädagogisches Wissen verbindet. Jedes gebildete Mädchen, das die Zahl der dilettierenden Musiklehrerinnen vermehrt, begeht ein großes Unrecht.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Musikschule d. Kaiserl. Russ. Musikal. Gesellschaft. Staatl. Rechte.

b) Riga. Schule der Tonkunst von J. Bluhm.

c) Riga. Musikschule von Gizycki.

d) Petersburg und Moskau. Konservatorium der Kaiserl. Russ. Musikal. Gesellschaft. Staatl. Rechte.

e) Petersburg. Musikschule von J. A. Boroffka.

f) Berlin. Königl. Akademische Hochschule f. Musik.

g) Berlin. Stern'sches Konservatorium der Musik.

h) Frankfurt am Main. Dr. Hoch's Konservatorium für alle Zweige der Tonkunst.

Die Zahlung für den Unterricht richtet sich in den meisten Anstalten nach den verschiedenen Fächern und Klassen.

6. **Die Haushaltungslehrerin.** Die Mission der Haushaltungslehrerin ist, die Frau ethisch und praktisch zu ihrer großen Aufgabe einer „haushaltenden Kraft" zu erziehen, sie bekannt zu machen mit den Werten einer richtigen Hausführung, wie Einteilung, Erhaltung, Sparsamkeit. Und zwar kann sie in dieser Richtung arbeiten sowohl an dem gebildeten Mädchen als auch an dem einfachen Kinde aus dem Volk. So ist der Beruf einer Haushaltungslehrerin überaus segensreich und verantwortungsvoll und wohl wert, daß gebildete Frauen ihre ganze Kraft daran wenden.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Verein für Volkswohlfahrt. Hauswirtschaftliche Kurse. Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen 1) für Volksschulen (1 jähr. Kursus und 1 Probejahr); 2) an Höh. Töchterschulen (2 jähr. Kurs. und 1 Probejahr). Beding. in beiden Fällen Progymnasium oder Töchterschule; voll. 18. Jahr. Unt. sem. 50 Rbl. Probejahr unentgeltlich (Vergleiche Deutsche Monatsschrift für Rußl., 1913, № 10).

b) Berlin. Pestalozzi Fröbelhaus II. Seminar zur Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen. Beding. Höh. Töchtersch.; 18.—30. Jahr.; Aufnahmeprüf. in Kochen und Hausarbeit. 1 jähr. Kursus. Unt. jährl. 400 M. Pens. jährl. 900 M.

8. **Die Kindergärtnerin und Jugendleiterin.** Eine tiefe Liebe zu Kindern, die Fähigkeit, sich in das Wesen des Kindes hineinzuversetzen, mit Ernst und großer Geduld die richtige Freudigkeit zu verbinden, musikalische Begabung, — das sind die Eigenschaften, die zur Ausübung dieses Berufes befähigen. Die Nachfrage nach gut geschulten Kindergärtnerinnen ist heute sehr groß, und die Gagenverhältnisse gestalten sich immer günstiger.

a) Riga. Mädchen Gewerbeschule des Jungfrauen Vereins. Ausbild. von selbständigen Kindergärtnerinnen und solchen fürs Haus. Beding. mindestens 6 Klassen einer Höh. Töchtersch. 1½ jähr. Kursus. Unt. sem. 25 Rbl.

b) Dorpat. Deutsches Fröbelseminar mit Internat, Kindergarten, Haushaltungs- und Samariterkursus. Leiterin: Frl. E. Schütze. Ausbild. zu Leiterinnen von Kindergärten und Erzieherinnen. Beding. Höh. Töchtersch. oder Eintrittsprüf. 1½ jähr. Kursus. Unt. sem. 50 Rbl. Pens. sem. 130 Rbl. (Vergleiche Deutsche Monatsschrift für Rußland. 1913. № 7 und 8).

c) Berlin. Pestalozzi Fröbelhaus I. 1) 1½ jähr. Kursus für Kindergärten. Aufnahmeprüf. (Bild. einer Mittelsch.) 2) 1 jähr. Kursus für Jugendleiterinnen. Aufnahmeprüf. (Lycealbild.) Beding. Absolvierung d. staatl. Kindergärtnerinnenexamens; voll. 19. Jahr. Unt. in beiden Fällen jährl. 220 M. Pens. jährl. 900 M. Staatl. Prüf.

d) Cassel. Evang. Fröbelseminar. Ausbild., Beding., Dauer d. Kurs. wie im Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin. Unt. für Kinderg. jährl. 240 M., für Jugendl. jährl. 300 M. Unt. mit Pens. in beiden Fällen jährl. 1200 M.

e) London NW. 43. Acacia Road. The Sesame House for Home-life Training and for Training of Lady Nurses and Kindergartners. Beding. gute Bildung. 9 monatl. Kursus. Im Anschluß daran 3 monatl. Kurs. in der Pflege kleiner Kinder. Unt. und Pens. für 3 Monate 26 L.

9. Die Kinderpflegerin (Kindererzieherin) übernimmt die Pflege und Erziehung kleiner Kinder in den ersten Lebensjahren, ist also berufen, an die Stelle des ungebildeten Kindermädchens zu treten, wenn sie es natürlich auch nicht verdrängen wird. Die Pflege des kleinen Kindes erfordert neben der größten Sorgfalt auch Überlegung und theoretische Kenntnisse, seine Erziehung ist eine Kunst, und es gehört mehr zu dem allen, als man im allgemeinen von einem ungebildeten Menschen erwarten darf. Mit dem Angebot gebildeter, für ihr Fach vorgebildeter Kinderpflegerinnen wird die Nachfrage nicht ausbleiben. Neben dem Wirken in Privathäusern käme die Arbeit in Krippen und ähnlichen Anstalten in Frage. Die bei uns bestehenden Kurse für Kinderpflegerinnen sind mehr für halbgebildete Mädchen berechnet, im Auslande aber gibt es neben Kursen dieser Art auch solche, die für Gebildete bestimmt sind. Neben theoretischem Unterricht wird praktische Unterweisung geboten.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Auguste Viktoria-Krippe. Lehrkurse zur Ausbildung in der Pflege und Wartung von Säuglingen und Kindern im Alter bis zu 3 Jahren. 1) 6 mon. Kursus in der Tag- und Nachtkrippe. Beding. Töchterschule, 20.—40. Jahr. Unt. 100 M. Pens. mon. 80 M. 2) 1—6 mon. Kurs. in der Tagkrippe für gebildete Mädchen und Frauen. Unt. mon. 20 M.

b) Berlin. Kaiserin Auguste Viktoria Haus. Ausbildung: 1) junger Mädchen und Frauen in der Pflege gesunder und kranker Kinder. Beding. gute Allgemeinbild. Unt. und Pens. jährl. 600 M. 2) von Pflegedamen (Lady Nurses). Beding. H. Töchtersch. und Beherrschung einer Fremdsprache. Unt. und Pens. jährl. 1200 M. — In beiden Fällen: 1 jähr. Kursus, Eintrittsalter 20.—30. Jahr, Verpflichtung nach voll. Ausbildung 2 Jahr durch den Verein vermittelte Stellungen anzunehmen.

c) London. The Sesame House. (Siehe I. 8 e).

II. Krankenpflege und Gesundheitsdienst.

1. Die Krankenpflegerin. Der Pflegeberuf stellt an seine Trägerin sehr große Ansprüche. Er erfordert neben einer guten Gesundheit und einem widerstandsfähigen Nervensystem einige Handgeschicklichkeit, natürliche Auffassungsgabe, mutige Ausdauer und sehr viel Selbstlosigkeit. Das sind Charakter- und Gemütsanlagen, die sich in der besten Fachausbildung nicht erlernen lassen. Darum sollte dieser Beruf nur nach gewissenhafter Selbstprüfung und nicht von ganz jungen Mädchen, im allgemeinen nicht vor dem 20. Jahr, ergriffen werden. Als freier bürgerlicher Beruf ist der Beruf einer Krankenpflegerin imstande, den ihn Ausübenden einen ausreichenden Erwerb und eine selbständige Stellung zu geben.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Die Schwesternschaft der Albertina der lit.-prakt. Bürgerverbindung. Aufgenommen werden gesunde Frauen und Mädchen gebildeter Stände als Lehr-, resp. Probeschwestern. Die Aufnahme in den engeren Schwesternverband kann erst nach einem Jahr stattfinden. Die Ausbildung erfolgt in Kliniken und Krankenhäusern. Einzahlung beim Eintritt 150 Rbl., wovon $^2/_3$ nach erledigter Pflichtzeit (2 Jahre nach Aufnahme in dan engeren Schwastern-Verband) zurückgezahlt werden. Lehrschwestern erhalten vom 7., Probeschwestern vom 1. Monat an Taschengeld.

b) Riga. Schwesternschule an der Privatklinik von Dr. Walter. Aufgenommen werden Frauen und Mädchen im Alter von 20—40 Jahren, die die für das Verständnis des Lehrganges erforderliche Bildung besitzen. 1-jähriger Kursus. Unterricht und Pension jährlich 150 Rbl. Abschlußprüfung.

c) Riga. Diakonissenhaus. 1-jähriger Kursus zur Unterweisung in der Krankenpflege für gebildete Jungfrauen und Witwen im Alter von 18—40 Jahren. Unterricht und Pension jährlich 200 Rbl.

d) Dorpat. Reichenberg Mellinsche Heilanstalt und Pflegerinnenschule. Beding. 21.—40. Jahr. 1jähriger Kursus. Pension für Schülerinnen I. Klasse: jährlich 200 Rbl., II. Klasse: 100 Rbl., für freie Pensionärinnen (Aufnahme für höchstens 3 Monate) monatlich 35 Rbl.

e) Mitau. Diakonissenhaus. Unterweisung in der Krankenpflege. Verpflichtung auf 1 Jahr. Unterricht im I. Semester 15 Rbl., im II. Semester unentgeltlich.

f) Reval. Diakonissenhaus. Praktische Erlernung der Ambulanzpflege, Unterricht in Anatomie, Therapie, Physiologie und Hygiene, Einführung in die christliche Liebestätigkeit. 1—$1^1/_2$ jähriger Kursus. Pension jährlich 200 Rbl. Zahlung für den ärztlichen Unterricht. Geplante Eröffnung Herbst 1914.

g) Petersburg. Diakonissenhaus. I. 3-monatiger Kursus für Externe. 40 Rbl. II. 1jähriger Kursus für Pensionärinnen. Pension und Unterricht jährlich 300 Rbl. Beding. 6 Klassen Mittelschule. III. 2jähriger unentgeltlicher Kursus für Pensionärinnen. Vorbildung wie oben. Beim Eintritt Kautionszahlung von 100 Rbl., die zurückerstattet werden.

In Deutschland gibt es die verschiedensten Möglichkeiten, sich zur Krankenpflegerin auszubilden. Sehr ausführlich berichten darüber folgende Bücher: „Die deutsche Frau im Beruf" von Levy-Rathnau (Berlin S. Verlag W. Moeser) und „das „Das Frauenbuch" von E. von Soden (Stuttgart. Franckesche Verlagsbuchhandlung).

2. Die Säuglings- und Kinderkrankenpflegerin. Die Ausbildung gebildeter junger Mädchen zu diesem Beruf wird in Pflegerinnenschulen und Säuglingsheimen geboten und umfaßt die Pflege gesunder und kranker Kinder. Dabei geht die Erwerbung von theoretischen Kenntnissen in Anatomie, Physiologie, Hygiene, in den Fragen der Ernährung des Kindes Hand in Hand mit der praktischen Schulung. Die also Ausgebildete kann in Anstalten dauernd, in Privathäusern vorübergehend Anstellung finden, und da dieser Beruf der wohl jedem Mädchen angebornen Liebe zum Kinde, ihrer Mütterlichkeit Gelegenheit zur Betätigung gibt, wird sie sehr viel Befriedigung finden.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Albertina (Siehe II 1a).

b) Berlin. Kaiserin Auguste Viktoria-Haus. Ausbildung von Schwestern. 2jähriger Kursus. 600 Mark Kaution, die zurückgezahlt werden. Nach dem ersten Halbjahr mon. Taschengeld (15, später 25 M.). Beding. gute Allgemeinbildung; 20.—30. Jahr; Verpflichtung nach voll. Ausbildung 2 Jahr im Dienste der Anstalt zu bleiben.

c) München. Gisela-Kinderspital. Ausbildung in der Säuglings- und Kinderpflege. Beding. Töchterschule, voll. 20. Jahr. 1-jähriger Kursus. Pension und Unterricht jährlich 400 Mark.

3. Die Frauenschwester (Hebamme) hat neben der medizinischen Hilfeleistung weitgehende soziale Aufgaben zu erfüllen. Die Hilfe, die Mütter und Neugeborene von einer Sachverständigen erhalten, ist von ausschlaggebender Bedeutung für den Bestand und das Gedeihen der Familie. Die Ausbildung erstreckt sich auf die allgemeine Krankenpflege mit den zugehörigen Hilfsfächern und legt das Hauptgewicht auf die Geburtshilfe, Wochen- und Säuglingspflege. Ausbildungsmöglichkeit in der Hebammenschule des I. Stadtkrankenhauses zu Riga, zu der die Albertina Beziehungen hat.

4. **Die Masseuse.** Zur Ausübung des Berufes einer Masseuse gehören außer einer guten Fachbildung auch Takt und Herzensfreundlichkeit und eine gute körperliche und geistige Gesundheit. Auf diesem Gebiet treffen wir Frauen verschiedener Bildungskreise an, und das ist gewiß zweckentsprechend, weil sowohl die Anforderungen an die geistigen Kräfte und Kenntnisse der Ausübenden als auch die Ansprüche und Wünsche des Publikums ungleich sind. Dem gebildeten jungen Mädchen sei geraten, Anschluß an Kliniken, Sanatorien, orthopädische Anstalten zu suchen, denn auf diese Weise kann es seine Arbeit am anregendsten gestalten, am meisten zulernen und den Zeitverlust durch weite Fahrten und Gänge vermeiden. Die gebildete Masseuse kann aus ihrem Beruf sehr viel machen, sie kann Erzieherin sein. Massage und Heilgymnastik gehen Hand in Hand, und die große Bedeutung der letzte-

ren, namentlich für die heranwachsende Jugend, für Kinder mit schwachen Nerven und schwachen Herzen, wird immer allgemeiner anerkannt, kann aber natürlich nur voll zur Geltung kommen, wenn gebildete Menschen sich damit befassen. Hier liegt ein reiches Wirkungsfeld für die gebildete Frau.

Die Ausbildung wird in Fachschulen erworben und dauert 1 Jahr. Zugelassen werden Frauen und Mädchen von 18—40 Jahren, die 4 Klassen einer Schule mit allen Rechten absolviert haben (also einer Stadtschule, eines Gymnasiums, einer Stadttöchterschule, nicht aber einer Privat-Töchterschule) und Hauslehrerinnen. Alles Nähere über das Aufnahmegesuch ist in den Massage-Schulen zu erfahren. Das nach stattgehabtem Examen von der Medizinal-Behörde ausgestellte Diplom berechtigt zur Ausübung der Massage in ganz Rußland. Zu empfehlen und für des Fortkommen günstig ist ein weiteres Studium in einer ausländischen schwedischen Anstalt. Wer nur eine ausländische Schule durchgemacht hat, kann sich das Recht, in Rußland zu arbeiten, durch ein Examen erwerben. (Vergleiche: Pädag. Anzeiger 1912 Nr. 10. Riesenkampff: Über die schwedische Heilgymnastik.)

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Margrethe Harboe. Institut für schwed. Heilgymnastik, Massage und Orthopädie. Unt. jährl. 350 Rbl. Staatl. Rechte. (Elisabethstr. 17.)

b) Riga. Anstalt für Orthopädie, Massage und Heilgymnastik von Dr. med. Otto Thilo. Staatl. Rechte. (Romanowstr. 13.)

c) Stockholm. Königl. Zentralinstitut.

5. **Die Laboratoriumsassistentin oder Bakteriologin** arbeitet in medizinischen Laboratorien, wo das von Kranken oder Gestorbenen stammende Material untersucht wird. Die Fachbildung, die nur auf Grund einer guten Allgemeinbildung erworben werden kann, wird in speziellen Kursen geboten und umfaßt Bakteriologie, Histologie, chemische Analysen und das Konservieren von Präparaten. Dem Studium muß praktisches Arbeiten als Volontärin in Krankenhäusern, Kliniken etc. folgen. Von großem Nutzen können der Bakteriologin die Beherrschung der Mikrophotographie und Übung im mikroskopischen Zeichnen sein. Vertrautheit mit Stenographie und Maschinenschreiben kann ebenfalls nur nützen. Der Beruf einer Bakteriologin ist interessant und anregend, doch gibt es fürs erste sowohl bei uns als auch in Deutschland nur wenige Assistentinnenstellen, so daß die Aussichten auf Anstellung nicht sicher sind.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Professor Sticker. Kursus für ärztliche Präparatorinnen. Beding. Töchterschule. 4 mon. Kursus 110 M. (Ziegelstr. 5.)

b) Leipzig. Medizinisch-chemisch-bakteriologisches Untersuchungs- und Lehrinstitut, verbunden mit Röntgen-Laboratorium: Leiter: Dr. J. Buslik. Beding. Gute Schulbildung. I. Allgemeine Lehrkurse. Dauer 6—8 Mon. Zahlung 450—1200 M. II. Kurse für Fortgeschrittene. 3 Mon. 240 M. III. Spezialkurse. Dauer und Zahlung verschieden. Pensionen werden nachgewiesen.

(Schluß in der nächsten Nummer).

❀ ❀ ❀

Bernh. Kellermanns Roman „Der Tunnel."

Von Helene Hoerschelmann (Irene Kjerulf). (Otrada, Gouv. Moskau).

Es möchte einem bei der Gottähnlichkeit eines Dichters, der in verhältnismäßig kurzem Zeitraum Sachen wie „Yester und Li", „Das Meer", „Der Tunnel", „Der Tor" geschaffen, beinahe etwas bange werden! Vielleicht nicht vor der Gottähnlichkeit, die in Größe und Gewalt unsre armen kleinen Erdengeister durchblitzt, die Staubgeborene einst in Weimar und Stratford geblendet, — doch aber vor der, die sich in schier wunderbarem Wechsel ewig zu erneuen, zu häuten, immer um andere Pole zu kreisen scheint. Und das nicht etwa in dem Sinne, wie wir's mit Fug und Recht von einem zünftigen Dichter fordern, der eben einfach ins volle Menschenleben hineingreift und je und je Neues aus Tiefen schöpft, die auch dem durchdringenden Auge des ernsten Beobachters oft verborgen bleiben. Denn dazu ist er eben ein Dichter, nicht bloß ein nachstammelnder Literat.

Bernhard Kellermann aber schlägt in seinen einzelnen Werken Töne an, für die das banale Wort „Vielseitigkeit" uns nicht erschöpfend scheint. Außer dem Wechsel von Stoff und Thema mit den jeweiligen Varianten in Stil und Färbung schildert er so heterogen entgegengesetzte Welten, daß sie sich fast feindselig gegenüber zu stehen scheinen. Es sind Wandlungen von einer Verschiedenartigkeit und zugleich Intensität, daß man Sprüngen über Riesenabgründe in dieser Dichterentwickelung zuzusehen meint. Und doch — mit Ausnahme vielleicht von „Yester und Li", das ja als Jugendwerk etwas aus der Reihe tritt und zu dessen mimosenhaft sensitivem Erzittern keins seiner späteren Dichtungen mehr zurückkehrt, — doch ist eine geheime Brücke da, die diese verschiedenen Welten verbindet, das ist der Zug zum Elementaren, — zu einer gewissen rauhen und wilden Großartigkeit.

Seit Emile Zola seine großen Arbeitsromane schrieb, trat ihm keiner mehr so recht in die Fußtapfen, und wo es tappend geschah, war es abgeblaßtes Epigonentum, in dem eben die Note gänzlich fehlte, die Zola als Dichter großgemacht. Nur die lyrische Dichtung schwang sich höher, indem sie die typischen Erscheinungen modernen Lebens in ihrem tiefsten Gehalt dichterisch erschaute, die uns Eisenbahn und Dampfschiff, Bergwerk und Elektrizität, Flugschiff und Telephon aus der zu nahe gesehenen Alltagsperspektive in die diesen Phänomenen zukommende Distanz rückte.

Und dann schlug das Wetter ein, die Schachte entzündend, gleich den Katastrophen, die es beleuchtet: Kellermanns „Tunnel" Wir stehen nicht an, dieses kolossale Buch nicht bloß als ein Kunstwerk ersten Ranges hinzustellen, denn feiner (artistischer, möchten wir sagen, hätte dies Wort nicht leicht einen so fatalen Beigeschmack) hat derselbe Dichter ein solches im „Meer" hingeworfen, mit prachtvoller Kühnheit und weit mehr dichterischen Werten, als dieser grausame Stoff es zuläßt, — nein, uns scheint „Der Tunnel" von epochemachender Bedeutung als Grundstein zu neuen Bauten, die in Deutschland aufzurichten die Zeit wohl gekommen sein dürfte. Wer schreibt uns den großen Zeppelin-Roman? Und andre Schätze auf ähnlichem Gebiet liegen ungehoben da, der Feder harrend, die stark und aufwühlend genug ist, uns die

unheimlichen Schönheiten unsrer neuen technischen Errungenschaften hinzumalen, daß man sie leibhaftig schaut, gleich dem Höllenschlunde des Tunnel.

Der Tunnel selbst und Mac Allan, sein Erbauer, beherrschen das Buch in überragender Weise. Und wir sehen dabei dem Kampfe zweier Wesen zu, der uns an Sigurds Zeiten gemahnt.

Denn dieser Tunnel ist ein Lebewesen. Ein urweltliches Ungeheuer, dessen Rachen, Augen, Leib und Krallen wir leibhaftig und in grauenvoller Größe erschauen. Wie der Tunnel lebendig wird, wie er zu gewaltiger Symbolik anschwillt, dabei doch bis ins kleinste Detail wirklich bleibt, ist vielleicht das Größte an diesem großen Kunstwerk.

Dies Eine, ganz Große, ganz Seltene: Idee und Wirklichkeit auf gleicher Höhe zu halten, — ein großes Zeitdokument und zugleich ein großes Kunstwerk schaffen, — das ist etwas, was je und je nur die Auserwählten gekonnt.

Hier aber kommt etwas dazu. Der Tunnel ist ja eine Zukunftsvision, schwindelerregend in ihrer Großartigkeit, aber immerhin eine Vision. Doch ein ungläubiges Lächeln entlockt sie nur dem Unkundigen, dem Kurzsichtigen, der unsrer Zeit Zeichen schlecht versteht. Dem tiefer Blickenden nicht, denn er sieht seine Enkel durch diesen Tunnel fahren. Mit den Werken von Bellamy oder Flammarion hat Bernhard Kellermanns geniales Geisteskind nichts gemein. Denn er ist nicht der Mann der graziös geistreichen Spielereien. Seine Vision fußt — so paradox das anmutet, — auf festem Möglichkeitsboden. Langsam und machtvoll schwillt es an, von den ersten phantastisch unruhvollen Plänen, dem ersten kühnen, nein wahnwitzigen Vorschlag Mac Allans an die Dollarkönige: den unterseeischen Tunnel von Amerika nach Europa zu bauen, — hindurch durch die atemraubenden Kämpfe mit Elementen, Material und Menschen — hindurch durch Ersticken, Verbrennen, Verschütten, durch Niederlage, Ruin, Haß, Rache, Mord, hindurch durch Arbeit, eine Arbeit, die ebenso grausam wie großartig ist, — bis zur Erfüllung. 25 Jahr lang wehrt sich das unterseeische Ungeheuer. 25 Jahr lang speien Meer und Fels, Feuer und Gase ihr brüllendes Veto dem Menschen, dem alten Erzfeinde der Urnatur entgegen. Bis der Mensch, wie überall, auch hier gesiegt hat, wenn auch um unerhörten Preis.

Und als Zugführer für die letzten 50 Kilometer steht Mac Allan und rollt mit seinem Tunnelzug in 24 Stunden, plus 12 Minuten Verspätung, in Europa ein. Aus beklemmender Finsternis in das weißblendende Licht des Tages, wo Tausende von Menschen seiner harren und ein Geschrei die Lüfte füllt, das das Donnern des einfahrenden Zuges mächtig überbraust. Denn es ist Europa, das diesem Manne zujauchzt, — das Europa, das heute seine brausenden Hymnen dem alten Zeppelin entgegenschrie, — dem Manne, den der Tunnel weißhaarig, vertrocknet, hartblickend und stumm gemacht. Auch er war ein Flieger, dieser Mac Allan, mit den Schwingen eines Gottes und den Sohlen eines Amerikaners. Nur wenig über 30 Jahr, als er begann, die Hände bereits gehärtet in Fronarbeit, das Blut des Bergarbeiters in den Adern, — in seiner Kindheit war er Pferdejunge im Schacht

Alles dies war nur Vorstufe zum Tunnel. Durch diesen bohrt er sein Leben nun langsam hindurch, wie der Tunnel durch den Ozean. Kein intellektueller Mensch, kein „hochbegabter Kopf", untauglich für die Gesellschaft, gleichgültig gegen die Genüsse des Lebens, gleichgültig bis zu einem gewissen Grade auch gegen Menschen, eine unpersönliche, verschlossene, herbe und fast primitive

Natur, alles andre, als was man etwa „interessant" zu nennen pflegt. Aber von einer phänomenalen Energie, Zähigkeit, Entschlossenheit, Konzentration, die zum Genie wird. Restlos sein Leben auf die eine Karte gesetzt: der Tunnel. Jedoch mit der eisernen Ruhe und Geschlossenheit des Amerikaners. Langsam verblassen seine rein menschlichen Beziehungen — der Tunnel will es so — langsam vereinsamt Maud, sein heißgeliebtes und anmutvolles junges Weib, entfremdet sich ihm Klein-Edith, sein einziges, einst von ihm vergöttertes Kind — sie stören den Tunnel. Hunderte, allmählich Tausende von Menschenleben opfert er dahin, — der Tunnel frißt sie. Weib und Kind fallen den verzweifelten Arbeiterhorden zum Opfer, — der Tunnel ist noch nicht satt

Mac Allan stutzt — „War dieser Preis zu hoch?" fast wills so scheinen, — denn vor den gesteinigten Leichen seiner zwei Einzigen, vor dem verzerrten Bilde seines zum Greise gewordenen, halbwahnsinnigen Freundes, der 24 Stunden namenloser Qual unten im Tunnelschacht mitten in der Katastrophe verbracht hat, flucht Mac Allan dem Tunnel und läßt ihn fahren.

Das Ungeheuer hat gesiegt.

Doch nur für eine Weile, eine finstere Weile furchtbaren Verstummens dieser von der Naturmacht zertretenen Menschenseele.

Unterdessen liegt das Riesenphantom untätig da, leblos der schwarze Schuppenleib mit seinen verhängnisvollen Windungen. Starrer Tod über den erkaltenden Wintergräbern Mauds und Edi'hs, über dem Schacht, über den Fabriken und Hallen, den Stationen und Hospitälern der ganzen fieberhaft schaffenden Mac City.

Und menschenscheu, feindlich und in dumpfer Qual sich abschließend von allem, was Leben heißt, haust neben dem Tunnel sein Herr und sein Sklave. —

Und doch ist der Tunnel noch nicht tot, solange seine Dollars kreisen, in dem Lande, wo auf diesem Kreislauf alles beruht, was auf dem Erdenrund lebt, wie in andern Ländern auf Idealen und Zeitströmungen. Mac braucht nur wieder zu wollen, Mac und seine ihm untreu gewordenen Rotten schwarzer Erdteufel, und der Tunnel lebt. Und nun fängt es an, das Krachen dieser Untergründe — zuerst nur wie ein leises Knistern, unheimlich zucken blaue Flämmchen, wie vor Eruptionen, und dann sinkt alles zusammen, mit einem Donnergeroll, das über ganz Europa tönt und vernichtend durch die verzweigten Gewölbe aller Finanzkammern hallt, daß sie alle erzittern, viele fortgefegt werden in einer einzigen Riesenpanik.

Der Tunnel ist vernichtet, denn das gewaltige Heizmaterial ist wie Zunder dahin. Wie Zunder auch der große Tunnelpalast, das Syndikatsgebäude mit seinen Schätzen an Dokumenten, an wissenschaftlich-technischem Material, an immensen Geldvorräten, angezündet von der Wut des ihn stürmenden New-York, das sein Geld will, — alles in Flammen aufgegangen. Mit fatalistischer Kaltblütigkeit, ohne mit der Wimper zu zucken, rettet Mac Allan sich im letzten Moment höchster Lebensgefahr — was bedeutet ihm sein Leben, wo der Tunnel endgültig dahin ist!

Und nun tritt dieser in seine letzte Phase, die der Auferstehung. Einer der mächtigsten Beherrscher des goldnen Kalbes, der schon etwas senile und doch noch immer so unendlich schlaue alte Lloyd, der mit dem animalischen Instinkt des Yankee fürs Geschäft auch dessen imponierende Großzügigkeit und Weitsicht vereint, gibt seine Millionen her, und Ethel Lloyd, diese goldhaarige

Brünhild New-Yorks, kauft sich den durch ein ganzes Leben geliebten, durch ein ganzes Leben mit derselben zähen Yankeebeharrlichkeit erkämpften Mann. Und dieser Mac Allan läßt sich kaufen? Ja. Für den Tunnel.

Er schätzt die prachtvoll energische, kristallklare Ethel, geliebt hat er nur Maud, die unter dem Steinhagel der Tunnelarbeiter Begrabene.

In ihrer still entschlossenen Art verwandelt Ethel diese Gräberstätte in ein Blumenparadies und hat ihren Mac Allan.

Aber Mac Allan gehört keiner andern Macht auf Erden mehr an, denn allein dem Tunnel. Dem Tunnel, der sein Leben langsam in seinen Schlund gezogen. Faltig und verdorrt, mit seltsam nach innen gekehrten Augen, — Jugend, Freude, Weib, Kind, Freund dahin, aber Sieger. Der Tunnel liegt unter seinem Fuße, ein gehorsamer Sklave des erbarmungslosen Herrn. —

Welche Fülle technischen Materials und genauer Sachkenntnis auf allen nur denkbaren Gebieten hier zusammengetragen ist, läßt sich nur schwer schildern. Submarine Ortsbeschlagenheit, Bergbau, Eisenbahnbau, Elektrizität, Chemie und Physik scheinen wie spielend überwunden und bergen doch Jahre eines Studiums von Mac Allan'scher Zähigkeit. Und das ist es, was dem Ganzen den festen Kitt gibt. Zugleich mit der Kenntnis amerikanischer Verhältnisse auf allen Gebieten, wobei mit der immer sachlich und objektiv bleibenden großen Bewunderung eine stellweise feine, aber ätzende Kritik, die nicht frei von einem leisen, aber gerechten Hohn ist, Hand in Hand geht.

Meister Zolas „Germinal" ist auf breiterer sozialer Basis angelegt, es faßt die speziell soziale Frage mächtiger an, — das größere Kunstwerk ist der „Tunnel" Denn dieser Roman wird in seiner Einheitlichkeit und brutalen Einfachheit zum Epos. Und darin sollte er eine neue Aera heraufrufen.

Bücherbesprechungen.

W. Neumann: Aus alter Zeit. Kunst- und kulturgeschichtliche Miszellen aus Liv-, Est- und Kurland. (54 Abb.). Verlag von G. Löffler. Riga. 1913. Brosch. Rbl. 3.20. geb. Rbl. 4.—.

Unter diesem Titel hat Dr. W. Neumann, der Direktor des städtischen Kunstmuseums in Riga, kürzlich ein Büchlein erscheinen lassen, das in acht einzelnen, inhaltlich von einander unabhängigen Kapiteln anschauliche Schilderungen vorwiegend kunstgeschichtlichen Charakters enthält. Der Verfasser hat es in sehr geschickter Weise verstanden, eine Fülle von lokal- und personalgeschichtlich wertvollen Einzelheiten in die schlichte Darstellung hineinzuflechten und durch Illustrationen, sowie Auszüge aus Tagebüchern, Briefen und Chroniken reizvolle Bilder aus alt-baltischer Zeit zu schaffen, die auch kulturgeschichtlich interessant sind und viel Neues bringen.

Wer weiß z. B. etwas von Franz Burchard Dörbeck, einem bedeutenden Künstler, der aus dem kleinen Fellin stammt?

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts spielte er im Auslande, speziell in Berlin, eine hervorragende Rolle als Kupferstecher, und seine Arbeiten stehen im heutigen Kunsthandel hoch im Preise, wurde doch in den achtziger Jahren in Berlin eine Neuauflage der vorzüglichsten Blätter durch Nachdruck

Albumblätter

Abb. 1. Heinrich v. Offenberg
Nach dem Gemälde von G. Schwencke

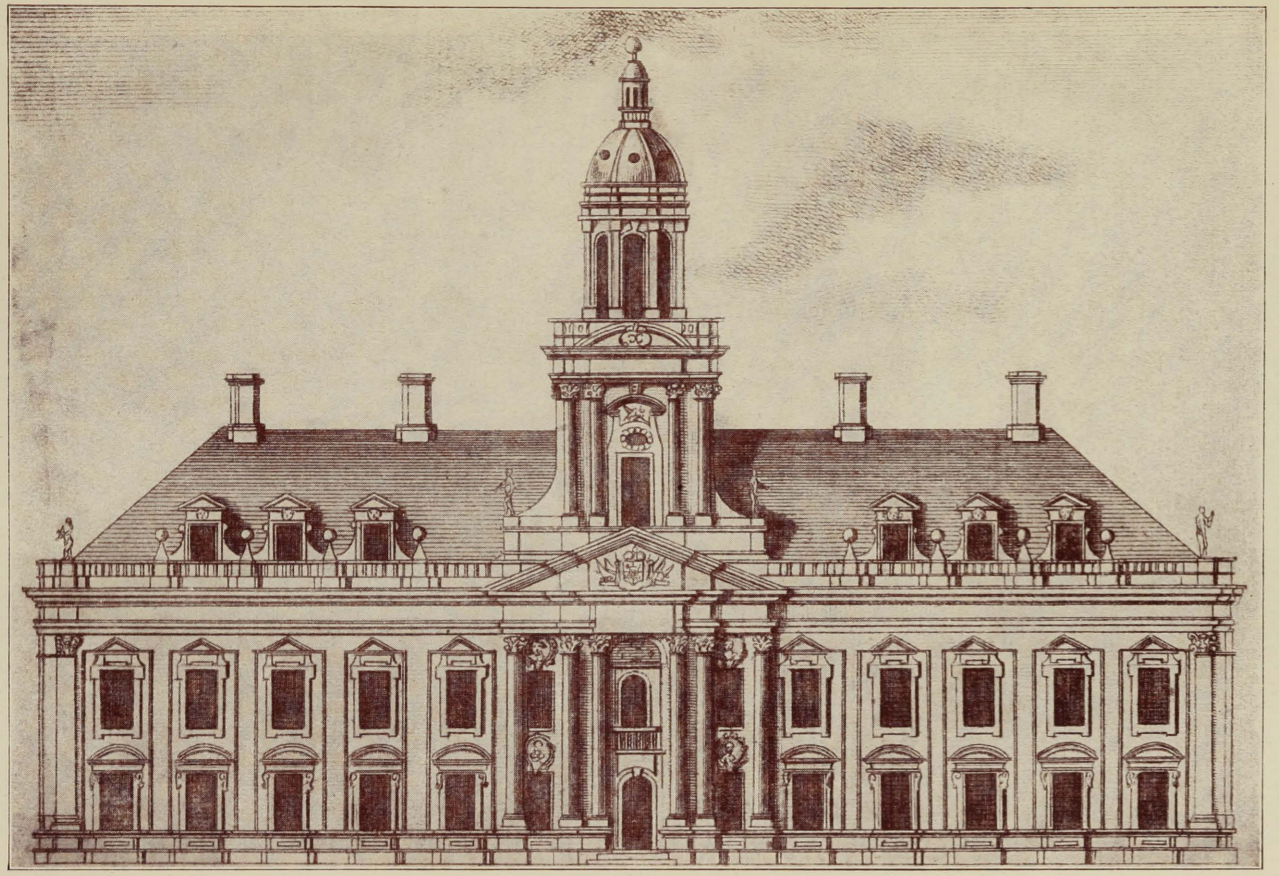
Probeblatt aus Neumann, Aus alter Zeit

Ein Künſtlerlos

Abb. 7 und 8. Ludwig v. Maydell. In Silber getriebener Bibeleinband
Im Beſitz der Domkirche zu Reval

Die beiden Rastrelli

Abb. 4. Schloß Ruhenthal



Die Kunst am Hofe der Biron

Abb. 8. Das Gymnasium academicum in Mitau (Nach einem Kupferstich)

Probeblatt aus Neumann, Aus alter Zeit

hergestellt. Die allgemeine Kunstgeschichte weist ihm die Stellung eines Begründers des humoristischen Genres in der deutschen Malerei zu. Leider gehörte auch dieser verheißungsvolle Künstler zu der nicht geringen Zahl von besonders reichbegabten Balten, die nur durch einen frühzeitigen Tod daran gehindert wurden, wirklich Großes zu leisten. Dörbeck starb als Sechsunddreißigjähriger im Jahre 1835 in seiner Vaterstadt Fellin.

Ein Zeitgenosse Dörbecks war der Maler Friedrich Ludwig von Maydell, 1795 in Stenhusen in Estland geboren — auch ein Balte, der den meisten Balten unbekannt sein dürfte. Sein Lebensschicksal behandelt der Verfasser in dem kleinen Artikel „Ein Künstlerlos"

Das Ziel aller Maler am Anfang des vorigen Jahrhunderts — Rom, hatte auch Maydell aufgesucht. Hier trat er in nähere Beziehungen zu den Nazarenern, sowie zu anderen Malern, deren Namen in der Kunstgeschichte obenan stehen, wie Schnorr v. Carolsfeld und vor allem Ludwig Richter. Die überall bekannten „Lebenserinnerungen" des letzteren legen ein beredtes Zeugnis ab für die aufrichtige Hochschätzung, die Maydell seinerzeit im Kreise dieser Männer gefunden hatte. „Unser Abschied war kurz", schrieb Ludwig Richter, als sie sich in Rom trennten, „aber mit Tränen in den Augen. Ich sah ihm noch lange nach, als er den Hügel hinabging, der liebe Freund, der mir ein großer Segen gewesen ist in meinem Leben. Es war ein ganz einziges Verhältnis zwischen uns." Von Maydells Arbeiten hat sich manches bei uns im Lande erhalten, so unter anderem der Prachteinband einer Bibel, die die estländische Ritterschaft dem Oberpastor Hörschelmann verehrte — eine von dem Künstler eigenhändig gefertigte Treibarbeit in Silber. Die Bibel befindet sich heute im Besitz der Ritter- und Domkirche zu Reval. Ferner seien einige Altarbilder genannt: in den Kirchen zu Pölwe bei Werro, zu Saara bei Pernau, zu Neuhausen u. s. w. —

Eine sehr amüsante Abhandlung im Neumannschen Buch trägt die Überschrift: „Albumblätter" Es sind eingehende Beschreibungen von drei verschiedenen Stammbüchern, wie sie um die Jahrhundertwende üblich waren, Sammlungen von Inschriften, Handzeichnungen und Widmungen von zahlreichen Künstlern, den Stammbuchbesitzern dargebracht.

Die erste Sammlung ist Eigentum des kurländischen Provinzialmuseums zu Mitau und wurde vom Hofmarschall des Herzogs Peter von Kurland, Baron Heinrich von Offenberg, angelegt. Die zweite gehört dem Kunstmuseum in Riga und stammt vom Rigaschen Apotheker Jakob Johann Voß, einem großen Förderer der Künste. Die dritte schließlich verdankt dem bekannten Theologen Liborius von Bergmann, Pastor zu St. Peter in Riga, ihre Entstehung und befindet sich heute im Besitz der von Bergmannschen Erben in Berlin. In allen drei Sammlungen spiegelt sich das geistige und künstlerische Leben jener „alten Zeit" in höchst prägnanter Weise wider. Von den vielen berühmten Namen, die in diesen Blättern zu finden sind, seien einige hier angeführt, wie: Schadow, Angelika Kauffmann, Chodowiecki, Anton Graff, Oeser, Carstens und Tischbein.

Drei weitere Artikel beziehen sich auf ein Gebiet der angewandten Kunst — das Kunstgewerbe bei uns im Lande. „Der kurländische Bildschnitzer Nicolas Soeffrens d. J." stand im Dienst des großen kurischen Herzogs Jakob und war, wie schon früher sein Vater in Windau, dazu berufen, die sogenannten Gallionbilder anzufertigen, jene beliebten Verzierungen des Schiffsbugs, die den Namen des Schiffes zu symbolisieren hatten.

Soeffrens wandte sich späterhin der kirchlichen Dekorationskunst zu und hat uns sein schönstes und vornehmstes Werk im Schnitzaltar der St. Annenkirche zu Libau vom J. 1697 hinterlassen. — Außerdem sind in einigen Landkirchen kleinere Arbeiten von ihm erhalten, wie z. B. in Landsen, Hasau, Selgerben.

Eine ganz besonders hervorragende Arbeit der baltischen Holzschnitzkunst ist das unter dem Titel „Plastische Lehrgedichte" behandelte Gestühl der Revalschen Ratstube, — eine Schöpfung des Mittelalters von allgemeinem kunsthistorischen Interesse, die sich den edelsten Erzeugnissen im Westen Europas würdig an die Seite stellen kann.

Wie der Ausschnitt aus einem spannenden Roman liest sich die kleine Studie „Aus dem Revaler Zunftleben" — Schilderungen der Kämpfe, die sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts innerhalb der Kanutigilde abspielten und die von dem Amt der Revaler Goldschmiede ausgingen. „Von je hatte die Kunst der Goldschmiede in hohem Ansehen gestanden", so schreibt Neumann. „Es sind Arbeiten Revaler Goldschmiede erhalten — erwähnt sei nur die berühmte Monstranz des Hans Ryssenberch vom Jahre 1474, jetzt eine der größten Zierden der Eremitage zu St. Petersburg — die sich mit dem Besten in fremden Landen messen können. Die mit dem Eindringen der Renaissance auch in den Bürgerkreisen Platz greifende größere Bildung verlangte naturgemäß auch nach einem äußeren Ausdruck und fand ihn in der Förderung der Kunst. Neben der Malerei, vor allem dem Bildnis, ist es die Kunst der Goldschmiede, die diesem Verlangen entgegen kommt und sich der größten Beliebtheit erfreut. Dadurch erfuhr wiederum das Selbstbewußtsein der als Künstler sich fühlenden Goldschmiede eine solche Steigerung, daß sie mit allen Mitteln die Lostrennung vom Handwerk erstrebten, und, wie in Deutschland, sehen wir auch hier ähnliche Bestrebungen vor sich gehen."

Die zwei letzten noch zu erwähnenden Artikel beziehen sich auf Persönlichkeiten und Zustände im herzoglichen Kurland: „Die beiden Rastrelli" und „Die Kunst am Hofe der Biron"

Der Petersburger Bildhauer Bartolomeo Carlo Graf Rastrelli und sein Sohn, der bekannte Architekt des Kaiserlichen Winterpalais und einiger kurischer herzoglicher Schlösser, Bartolomeo Francesco Graf Rastrelli, werden uns in außerordentlich interessanten Umrissen geschildert.

Der Vater Rastrelli trat 1715 in den Dienst Peters des Großen, wobei er sich kontraktlich verpflichtete, junge Russen in allerlei Künsten und Handwerken zu unterweisen. Außerdem aber übernahm er selbst die Anfertigung von Bauentwürfen und deren Ausführung, Herstellung von Fontänen, Figuren und Ornamenten, Herstellung von Figuren in Metallguß, Herstellung aller Art künstlichen Marmors, Anfertigung von Porträts in Wachs und Gips, Ausführung von Theaterdekorationen und Maschinerien zu Opern uud zu Komödien u. s. w.: alles dieses für ein Jahresgehalt von — 1500 Rbl. Mit welchen Schwierigkeiten der vielseitige Graf zu kämpfen hatte, ersehen wir aus einer spezifizierten Rechnung über nicht bezahlte Auslagen für Arbeiten im Auftrage des Kaiserlichen Hofes. Über die wechselreiche Laufbahn des Sohnes Rastrelli erfahren wir im zweiten Teil der Abhandlung. Seine Bedeutung für die Architekturgeschichte Petersburgs wird eingehend gewürdigt. Was er in Mitau als Hofarchitekt geleistet hat, können wir noch heute an den Schloßbauten bewundern. Die herzogliche Glanzzeit im kleinen Gottesländchen hat aber noch manches andere köstliche Werk hervorgebracht, an dem eine Reihe nam-

hafter deutscher Architekten beteiligt war, wie z. B. Severin Jensen. — Wissenschaft und Kunst fanden am Bironschen Hof in Mitau eine gastliche Stätte — wie wir aus der großen Zahl von bekannten Namen ersehen, die im oben erwähnten Artikel angeführt werden. Ein höchst fesselndes Bild altbaltischer Herrlichkeit wird dort vor unseren Augen entrollt.

Das kleine Büchlein von Dr. Neumann bringt in der skizzierten zwanglosen Anordnung tatsächlich so viel Amüsantes und Neues, daß es einem jeden Balten, sei er nun Liv-, Est- oder Kurländer, wärmstens empfohlen werden kann. Es ist ein äußerst schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der „guten alten Zeit" in unserer Heimat.

Riga. Heinz Pirang.

Neues Album baltischer Ansichten nach Zeichnungen von Wilhelm Siegfried Stavenhagen, herausgegeben und eingeleitet von Carl Meißner. Verlag von Franz Kluge in Reval, 1913. Preis Rbl. 7.—.

Manche von den deutschen Balten, die gegenwärtig nicht ferne vom biblischen Alter stehen, werden sich des kleinen verwachsenen Mannes erinnern, der in den fünfziger und zum Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an den leuchtenden Sommertagen, deren unbeschreiblich lieblicher Zauber sich nur dem in der Tiefe des Herzens mit den baltischen Landen Verbundenen in seiner ganzen Fülle erschließt, die Gutshöfe und Pastorate der Ostseeheimat durchwanderte und mit unermüdlichem Eifer und zielsicherer Hand alle die Landschaften zeichnerisch festhielt, die sein Künstlerauge durch den zarten Reiz ihrer unbewußten Schönheit fesselten. Dieser Künstler war Wilhelm Siegfried Stavenhagen, der sich mit dem vor bald einem halben Jahrhundert herausgegebenen „Album baltischer Ansichten" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Dieses Album ist das Resultat von zehn fleißigen Arbeitsjahren der besten Schaffenszeit Stavenhagens. Ist die Technik der Wiedergabe der alten Albumblätter für das heutige verwöhnte Auge auch recht primitiv, verwischt und verschluckt sie auch manche Feinheiten der Originalzeichnungen, so sind sie doch ein wertvolles Stück originaler Heimatkunst und erhielten Stavenhagens Namen bis heute lebendig. Und nun ist uns Lebenden von heute mit dem „Neuen Album baltischer Ansichten" eine schöne und zeitgemäße Gabe aus dem Nachlaß des herzhaften Künstlers beschert worden; zeitgemäß, weil uns Deutschbalten jedes im Heimatboden wurzelnde Werk willkommen sein muß, das selbständige schöpferische Kraft beweist und die Liebe zu unserem Lande zu vertiefen geeignet ist, — schön, weil dank dem Hochstand des heutigen Reproduktionsverfahrens jedes einzelne neue Landschaftsbild wie ein Original von Stavenhagens Hand anmutet. Erst diese neuen Ansichten bringen uns des kurländischen Meisters feinfühlige Persönlichkeit wirklich lebendig nahe, lassen uns sein edles Stilgefühl und schönheitsreges Auge recht würdigen. Das Verdienst um diese gediegene Bereicherung der einheimischen Kunstliteratur gebührt nächst dem fördernden Interesse der baltischen Deutschen Vereine der fruchtbaren Arbeit Carl Meißners, des unseren Provinzen wohlbekannten Dresdener Kunstpredigers. Er fand die nun im bewährten Klugeschen Verlag in Reval herausgegebenen Blätter im Nachlaß bei des Künstlers Witwe Frau Anna Stavenhagen in Mitau und unter seiner, Meißners, kundiger Fürsorge wurde die Idee der Veröffentlichung der so lange von pietätvoller Hand verwahrten Zeichnungen zur Tat. Das in Form einer geschmackvollen Mappe zusammengestellte „Neue Album" enthält einen 23 Seiten langen begleitenden Text, in

dem Meißner, gestützt durch die Mitarbeit einer Reihe ortsgeschichtlich versierter baltischer Herren, uns mit Stavenhagen dem Menschen und Künstler bekannt macht. Aus dem biographischen Teil des Begleittextes ersehen wir, mit welchen Hindernissen äußerer und innerer Art Stavenhagens Künstlerwallen zu kämpfen hatte, andererseits aber auch, welch' edlen Charakter und festgefügten hochgebildeten Mann die Zeitgenossen in dem körperlich so Unansehnlichen schätzen durften. Die kleine, wohl ausschließlich aus Meißners Feder stammende Skizze über Stavenhagens Kunst ist eine ausgezeichnete Einführung in das Verständnis der Albumblätter. Von diesen letzteren — es sind ihrer im Ganzen 39 — enthält eines die Abbildungen von vier Skulpturen, Schöpfungen von Stavenhagens Hand, die uns beweisen, daß der Landschafter auch ein guter Bildhauer war. Meißner sagt über diese Seite des Schaffens des uns beschäftigenden Künstlers:

„Ich rechne die vier Bildnisbüsten zu den besten Werken der Art, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts — sonst in der Plastik eine Zeit idealisierender Verblasenheit — von deutscher Hand geschaffen worden sind. Wie erquicklich männlich herb ist da zugepackt! Und so stehen wir davor und lesen mit kühlem Auge wie, glaube ich, der Künstler selbst vor der Wirklichkeit — von diesen Werken die tieferen Eigenschaften, Tugend und Fehler, Kraft und Schwäche des Dargestellten klar ab. Erst indem wir so ungehemmt ins Wesen der Einzelpersönlichkeit dringen, überkommt uns als Begreifende auch ein Gefühl der Sympathie für die individuelle Ganzheit ihres Ichs. Das ist das Beste, was Bildnisskulptur geben kann "

Und über Stavenhagen den Zeichner sagt der zitierte Dresdener Herausgeber und Kunstkenner:

„. . Seine Blätter sind sozusagen Präzisionsarbeit. Von der Photographie sind sie aber weit unterschieden, nicht nur, weil Stavenhagens Auge die Fernen unvergleichlich schärfer sah als die beste tote Linse, sondern auch, weil sein zeichnerischer Stil durchaus ein linearer Stil war, der die Dinge uns deutlich mit Konturen umgeben vor Augen stellt, Konturen, die wir glauben, ohne daß sie in Wirklichkeit da sind. Gelegentlich traf er auch das rein Malerische, was sagen will, daß die Helligkeits- und Dunkelheitsgrade seiner Zeichnung, die Größe ihrer Flecken und Massen auch einmal an sich künstlerischen Reiz geben. "

Fügen wir zu Obigem hinzu, daß die Landschaftsbilder — zehn aus Kur-, sechzehn aus Liv- und zwölf aus Estland — in oft geradezu anheimelnder Treue den mit dürren Worten nicht wiederzugebenden „baltischen Ton" treffen (technisch gesagt: Faksimile-Lichtdruck mit lithographierten Überdruckplatten, die das Weiß aussparen) — so ist damit dem uneingeschränkten Lob Ausdruck gegeben, das die schöne Neusammlung der Stavenhagenschen Bilder vollauf verdient. Wir verzichten ausdrücklich darauf, einzelne Blätter besonders hervorzuheben: der subjektive Geschmack und persönliche Momente anderer Art werden wohl jeden Beschauer verschiedene Blätter als die reizvollsten den übrigen vorziehen lassen. Jedenfalls aber üben auch die paar Blätter, die noch die Spuren der selbstorientierenden Skizzierung des Stavenhagenschen Stiftes tragen, nicht weniger den Reiz erwärmender Intimität aus, wie die große Mehrzahl der fertigen. Jedem Blatt ist ein lokalhistorisch gut informierender Text beigegeben, der die oft so wechselvollen Geschicke manches jetzt in träumender Vergessenheit daliegenden Ortes ins Gedächtnis zurückruft. Leider findet sich nirgends eine Angabe darüber, welche Kunstanstalt die ausgezeichneten Reproduktionen geliefert hat.

Hoffentlich kommt der Dank der deutschen Gesellschaft unserer Ostseeprovinzen, für die die Sammlung der posthumen Kunstwerke des kurländischen Meisters ja in erster Linie bestimmt ist, in einer regen, die Mühen Meißners und der deutschen Vereine lohnenden Abnahme des „Neuen Albums" zum

Ausdruck und ermutigt sie, dem Plan der Neuausgabe der drei Bände des alten Albums baldmöglichst näherzutreten.

Reval. Adolf von Keußler.

Baltisches Reisespiel, herausgegeben vom Deutschen Verein in Estland (Druck und Verlag von August Lyra, Riga). Preis 1½ Rbl.

Zum Spiel gehören: eine Karte der Ostseeprovinzen mit den Namen der Eisenbahn-, Schiffahrtsstationen nnd der bemerkenswertesten Orte, 2 Würfel und 8 Steine, so daß das Spiel von 8 Personen gleichzeitig gespielt werden kann. Je nachdem, wieviel man gewürfelt hat, erhält man das Recht, entweder mit der Hauptbahn, der Zufuhrbahn oder dem Schiff zu reisen. Während der verschiedentlich eingestreuten Aufenthalte lernt das Kind die Namen der bemerkenswertesten Gegenden seiner Heimat kennen. Das Kind lernt so seine Heimat als ein Ganzes kennen, und sind es auch zunächst nur Namen, die es sich einprägt, die Zukunft wird schon dafür sorgen, daß sie mit dem gehörigen Inhalt ausgefüllt werden. Nach meinen persönlichen Beobachtungen wird das Spiel auch noch von 13- und 14-jährigen Kindern gern gespielt, und der Deutsche Verein in Estland hat damit unserer baltischen Jugend inner- und außerhalb des Landes ein wirkliches Heimatgeschenk gemacht. Der Verlag August Lyra in Riga, der noch immer Exemplare dieses lehrreichen und interessanten Spieles übrig hat, hat für eine geschmackvolle und dauerhafte Ausstattung gesorgt.

Reval. Arthur Behrsing.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Er hatte bei der Begrüßung meine beiden Hände erfaßt und behielt sie, während er sprach, in den seinen. Ich befreite mich, nicht ohne einen scherzenden Widerstand seinerseits, von diesem biederen Händedruck und bat den Herrn Direktor — denn er war es natürlich — Platz zu nehmen. Er erkundigte sich nach meiner bisherigen Wirksamkeit und ich mußte errötend gestehen, daß dieses mein erstes Engagement sei.

Er zog etwas bedenklich die Augenbrauen in die Höhe. „Also Anfängerin, hm hm! wenn uns nur das Trema keinen Streich spielt beim ersten Auftreten — Fatal! davon hat Müller keine Silbe verlauten lassen."

„Seien Sie unbesorgt, Trema kenne ich nicht, Herr Direktor", fiel ich ihm ruhig ins Wort. „Ich habe häufig in Konzerten gesungen und bin auch einmal zum Besten des Roten Kreuzes auf der kaiserlichen Bühne unserer Vaterstadt aufgetreten. Der Beifall, den ich damals als Mignon erntete, weckte in mir den Entschluß, zur Bühne zu gehen"

Er nickte befriedigt ein paarmal und strich sich über das glattrasierte Kinn. Dann sprang er auf: „Meine Frau wartet mit dem Frühstück auf mich" Und meine Hand wieder in seine Rechte nehmend und mit der andern

tätschelnd, meinte er väterlich: „Na, nur Courage! ich hoffe, es wird sich alles machen. Morgen früh, Punkt 10! Ich halte etwas auf Pünktlichkeit "

Das also war der verrufene Bühnentyrann, dem gegenüberzutreten ich meine ganze Selbstbeherrschung und Courage zu benötigen glaubte! ein jovialer alter Herr, etwas zudringlich in seinen Manieren, allein das mußte man ihm, dem älteren Mann und langjährigen Bühnenpatriarchen, nicht übel nehmen. Die Umgangsformen in Theaterkreisen sind eben freiere, als wir in der sogenannten „guten Gesellschaft" sie gewöhnt sind. —

Den 27. Januar.

Es ist doch schwerer als ich gedacht. Die heutige Probe hat meinen Mut recht herabgestimmt.

Gestern nach dem Besuch des Direktors war mir das Herz so leicht. Ich packte meine Noten aus, memorierte etwas meine Rolle und wollte mich darauf in der Stadt umsehen, aber ein schneidender Nordost jagte mich bald ins Hotel zurück. Welches Unglück, wenn ich heiser würde! meine ganze Zukunft hängt davon ab.

Abends besuchte ich das Theater, ich begab mich in die Schauspielerloge. Man gab „Krieg im Frieden". Es wurde flott gespielt und das Publikum war animiert. Unangenehm fiel mir beim Spiel der Damen das unausgesetzte Kokettieren mit dem Parterre auf, das fast ausschließlich von Offizieren besetzt war. Während der ersten Pause kam der Direktor auf einige Augenblicke in die Loge und stellte mich den Herren, welche die anderen Stühle besetzt hatten, als neue Kollegin vor; den einen, der sich durch elegante Manieren und sorgfältig gelocktes Haar auszeichnete, als meinen Partner, „Don José"

Nachdem er uns verlassen hatte, wurde ich von den Herren in eine lebhafte Unterhaltung gezogen. Das Gesprächsthema war natürlich die bevorstehende Carmenaufführung, in welcher alle beschäftigt waren. Als ich mein Bedauern aussprach, keine Kollegin hier zu finden, meinte der Tenorist:

„Unsere Damen ziehen es vor, ihre Toiletten in der Bel-Etage zu entfalten. Die Herren Offiziere sind sehr freigebig, lieben es aber auch mit ihren Eroberungen zu renommieren."

Ich sah ihn etwas befremdet an.

„Theaterblut, mein Fräulein", meinte er leichthin. Ich bemerkte, daß die Kollegen ein vielsagendes Lächeln austauschten. — „Leben und leben lassen, das ist unsere Devise und die der Herren Offiziere. Für uns Künstler existiert die engherzige spießbürgerliche Moral nicht. Erlaubt ist, was gefällt, sagt schon der Altmeister Goethe, und wer von uns Epigonen dürfte sich unterfangen, ihn zu korrigieren?"

Zwei der Herren begleiteten mich nach dem Theater bis zum Hotel. Sie zögerten etwas sich zu verabschieden. „Wie wär's, wenn wir ein kleines gemeinschaftliches Souper einnähmen?"

Ich schützte Übermüdung vor und zog mich auf mein Zimmer zurück. Beim Abschied sagte einer der Herren:

„Schlafen Sie sich gut aus, Kollegin, damit Sie morgen mit frischen Streitkräften antreten."

Und der andere, den befremdeten Blick auffangend, der den Sprecher traf, fügte hinzu: „Sie werden sich an manches gewöhnen müssen. Wenn unserem Jupiter von seiner Juno gründlich eingeheizt ist, dann kann es fürchterlich werden. Also Courage!" —

Ich fand mich heute früh pünktlich zur angesagten Probe ein. Es war kalt und zugig in dem großen Raum, so daß mir für meine Stimme bangte. Einige der Kollegen gingen wortkarg und fröstelnd auf den knarrenden Brettern auf und ab. Der Direktor fehlte. Nachdem etwa eine Viertelstunde so verstrichen und von allen Seiten immer lauteres Murren über das unverantwortliche Benehmen des Chefs hörbar geworden, traf er ein, nickte uns einen kurzen Gruß zu und gab das Zeichen zum Beginn. Ein Zögern entstand. Die Sängerin der Micaëla fehlte.

„Es ist bald nicht mehr auszuhalten, diese Unpünktlichkeit von Fräulein Bettina," knurrte der Direktor, „sie setzt meine Geduld auf eine harte Probe."

„Man wird aber doch ein Auge zudrücken," meinte der Torero im Flüsterton, — dank seinem mächtigen Organ waren die Worte bis zu den entferntesten Winkeln vernehmbar. „Man will es mit den Herren Offizieren nicht verderben, geschweige mit dem Oberst" — ein wütender Seitenblick des Direktors ließ ihn verstummen.

„Das Fräulein hat so viel Beziehungen zu unseren ersten Kreisen, ist so gefeiert in der Gesellschaft, es läßt sich nicht alles über einen Kamm scheren. — Proben wir inzwischen einige andere Szenen: Carmen, Don José — darf ich bitten."

Wir nahmen die große Anfangsszene der Carmen durch, wie sie von José ihre Freilassung erwirkt. Das Orchester intonierte schlecht, „das alte Elend" meinten die Herren, „versoffene Lotterbande" fluchte der Direktor — ein vielversprechender Anfang!

Ich hatte kaum einige Worte gesungen, als der Direktor abwinkte. „Aber, mein Fräulein, Sie singen ja Ihre Partie, als ob Carmen die heilige Cäcilie in Person wäre und nicht ein Weib, das den Teufel im Leibe hat. Sie müssen sich doch in die Rolle hineindenken! Kokett ist Carmen, kokett bis in die Fingerspitzen. Sie können in dieser Hinsicht eher zu viel tun, als zu wenig; je degagierter Sie spielen, um so besser! —"

Mich entsetzte die zynische Ausdrucksweise, doch bemühte ich mich, die „Habanera" so degagiert als möglich zu singen.

Der Direktor schüttelte den Kopf. „So geht es nicht, lauwarmes Zuckerwasser statt Champagner Diese Carmen ist unmöglich! Nun, wir wollen noch nicht alle Hoffnung schwinden lassen, vielleicht lassen Sie sich durch Ihren Partner Don José etwas erwärmen, der seine Rolle mit hinreißendem Feuer spielt" . und zu diesem gewandt: „Nehmen Sie das Fräulein etwas in die Schule, Sie renommieren ja so gern mit Ihren Don Juan-Erfolgen!"

Ganz zum Schluß der Probe erschien die Sängerin der Micaëla, mit auffallender Eleganz gekleidet, stark geschminkt, die eine durchwachte Nacht verratenden Augen tief umschattet. Der Direktor hielt ihr die Uhr entgegen: „Etwas spät, mein Fräulein," sagte er, ihr leicht auf die Schulter klopfend.

Sie zuckte gleichmütig die Achseln, „nicht meine Schuld; die Soiree beim Oberst dauerte bis in die Morgenstunden, ich habe wirklich kaum Zeit gehabt, ein wenig zu schlummern."

Sie probte in nachlässiger Weise, streng genommen markierte sie nur ihre Partie. Die Stimme, in der Höhe schrill, klang in der Tiefe müde, ausgesungen — trotzdem applaudierte der Direktor mit Ostentation: „Superbe! das ist Temperament! wenn Sie doch unsere Carmen etwas von der Glut einhauchen könnten, die Ihr Spiel belebt —"

Ich war froh, als dank der Erschöpfung der jungen Dame die Probe sistiert wurde und die frische Winterluft mir die heißen Wangen kühlte.

Den 30. Januar.

Das ersehnte und gefürchtete erste Auftreten ist vorüber. Nach einigen Proben, in denen ich Folterqualen ausstand ob der Zynismen, die ich anzuhören gezwungen war, und der Direktor sich über mein „temperamentloses Spiel" die Haare raufte, fand gestern abend die Aufführung statt. Das Publikum bewahrte während meiner Hauptszenen ein eisiges Schweigen, dagegen ward Micaëla mit demonstrativ lärmendem Applaus empfangen. Die Kollegen behandelten mich als Luft, die Frau Direktor spießte mich geradezu durch ihr Lorgnon mit impertinenten Blicken. Ich kam wie zerschlagen nach Haus und verfiel in einen todähnlichen Schlaf.

Beim Frühstück präsentierte mir der Kellner eine Nummer der heutigen Zeitung, die der Direktor mir zugesandt. Ein Artikel war rot angestrichen, die Kritik der gestrigen Aufführung, die selbstverständlich für mich vernichtend ausgefallen ist. Der Artikel ist so giftig, von so einseitigem Standpunkt geschrieben, daß ich keinen Augenblick im Zweifel war, wer ihn inspiriert — es ist ja die bequemste Art, ein mißliebiges Mitglied loszuwerden!! Der Kuriosität halber will ich mir den Zeitungsausschnitt aufheben.

* * *

„Theaterkritik." Es ist unfaßlich, wer heutzutage nicht alles auf die Idee kommt, zur Bühne zu gehen! Das zeigte sich recht deutlich bei der gestrigen Carmen-Aufführung. Wäre das Ensemble nicht so vorzüglich, das Spiel Micaëlas so temperamentvoll gewesen, wir hätten es vor Langerweile im Theater nicht ausgehalten. Wir geben gern zu, daß jede Auffassung einer Rolle eine gewisse Berechtigung hat, allein die Carmen von Fräulein Selagy ist einfach unmöglich! Da ist sogar die reife Koketterie von Frau A. erträglicher, als dieses Bild ohne Gnade, das uns gestern die feurige Andalusierin verkörpern sollte. Hätten wir es bei uns nicht mit einem so distinguierten Publikum zu tun, das selbst, wenn ihm Unerhörtes zugemutet wird, nie vergißt, welche Rücksicht man einer Dame schuldet, es wäre wohl zu einem Theaterskandal, einem „hörbaren Protest" gekommen. So beschränkte man sich darauf, ein ablehnendes Schweigen zu bewahren, welches für jeden Eingeweihten verständlich genug war — ob auch für Fräulein S.? Wir bezweifeln es und sehen uns daher gezwungen, so rückhaltslos unsere Meinung auszusprechen. Denn wer betreffs des eigenen Könnens so verblendet ist, sich an Aufgaben zu wagen, denen er auch nicht annähernd gewachsen, eine Stimme, die sich im Salon vielleicht ganz nett macht, für ausreichend zum Bühnengesang hält, scheint uns völlig kritiklos zu sein. Wir bedauern nur den Direktor dieses Mißgriffs wegen und müssen ihm dringend im Interesse des Publikums raten, keine weiteren Experimente zu machen, sondern sich in die traurige Tatsache zu finden, daß die mit so viel Pauken- und Trompetenschall angekündigte neue Akquisition wieder mal ein kolossaler Reinfall war, und der Carmen möglichst schleunig die Luftveränderung zu verschaffen, deren sie so dringend benötigt. — —

* * *

Ich bin indigniert über die Perfidie dieses Artikels! Ich bin durchaus nicht so blind, wie man mir vorwirft, und gebe gern zu, daß die Rolle der Carmen mir nicht liegt, diese raffinierte Koketterie ist meinem Charakter so fremd, daß es mir wohl nie gelingen wird, diese Rolle voll zur Geltung zu bringen — aber meine Stimme „ganz nett" zu finden neben dem ausgesungenen Café chantant-Organ der Micaëla, das ist empörend! Ich weiß zu gut, was ich an meiner Stimme habe, und den Glauben an mein Talent lasse ich mir durch den ersten besten Zeitungsschreiber nicht rauben.

Dasselbe sagte ich vorhin dem Direktor, als er hier war. Ich fand die Zeit zum Besuch einer Dame recht unpassend gewählt. Er kam direkt aus dem Offiziersklub von einem opulenten Souper, welches der Gönner Micaëlas den Schauspielern gegeben. „Austern und Champagner!" er schnalzte mit der Zunge. „Schade, daß Sie durch Ihr gestriges Fiasko die Einladung verscherzt hatten." —

Ich meinte ironisch, daß das mein geringster Schmerz wäre.

Er ereiferte sich. „Sie schlagen die öffentliche Meinung zu gering an. Wir Schauspieler sind ganz von ihr abhängig und müssen ihr Opfer bringen. Ihr ganzes Auftreten, mein schönes Kind, ist nicht dazu angetan, sich die Gunst des Publikums zu erringen. Sie müssen vor allem Ihre Unnahbarkeit abstreifen, sie paßt nun einmal nicht für unsern Beruf."

Er war mir so nahe gerückt und strömte einen derartigen Weindunst aus, daß mich ein Gefühl des Ekels überkam.

„Könnten wir das Gespräch nicht an einem andern Ort fortsetzen?" fiel ich ihm in's Wort. „Ich werde mir erlauben, morgen Ihrer Frau Gemahlin meinen Besuch zu machen."

„Wozu auf morgen verschieben, was sich heute so gut abmachen läßt?" meinte er, mein Handgelenk ergreifend. „Ich finde es äußerst gemütlich hier und fühle mich gerade inspiriert, Ihnen eine kleine Vorlesung zu halten über die Pflichten der Künstlerin dem Publikum gegenüber im allgemeinen und den tonangebenden Herrn der Schöpfung im besonderen, an der Spitze der Direktor, dessen Wohlwollen durch entgegenkommendes Wesen zu erringen die Pflicht der Selbsterhaltung bedingt. Also ein kleines Privatissimum, mein Kind." Er hatte sich schwerfällig auf dem Diwan niedergelassen nnd versuchte es, mich neben sich niederzuziehen.

Die Tränen der Entrüstung über die entwürdigende Rolle, zu der ich mich so hilflos verurteilt sah, traten mir in die Augen. „Ich bin wirklich nicht zu scherzen aufgelegt, Herr Direktor", entgegnete ich mit mühsam bewahrter Selbstbeherrschung, „und ersuche Sie dringend, sich zurückzuziehen, da ich der Ruhe bedarf."

Ich streckte die Hand nach der Glocke aus.

Er bemerkte meine Bewegung. „Wozu wollen Sie klingeln?" fragte er, sich plötzlich ernüchternd.

„Ich fürchte, daß die Beleuchtung bei der vorgerückten Stunde schon etwas zu wünschen übrig läßt und wollte den Kellner ersuchen, Ihnen beim Weggehen behilflich zu sein."

„Wie vorsorglich!" höhnte er, hatte sich aber erhoben und schritt in steifer Haltung der Türe zu.

„Ich kann Ihnen, nach Ihrem gestrigen Debüt, leider kein günstiges Prognostikon für Ihre hiesige Laufbahn stellen," sagte er, sich in der Tür nochmals nach mir umwendend. „Na, wir wollen noch mit einer Probe den

Versuch machen. Ich werde Sie das Nähere durch den Theaterdiener wissen lassen."

Er nickte mir einen kurzen Gruß und entfernte sich mit ungleichen Schritten.

Ich blieb in einer unbeschreiblichen Stimmung zurück. Ärger über mein sensitives Naturell und Ekel vor der mich umgebenden Gemeinheit stritten in meiner Seele um die Oberhand.

Ja, die Künstlerlaufbahn ist ein Dornenpfad!

Breslau, den 10. Februar.

Die Aufforderung zu der angesagten Probe blieb natürlich aus! Statt dessen erhielt ich ein Schreiben des Direktors: er sähe sich zu seinem Bedauern gezwungen, mich zu entlassen, da er dem Geschmack des Publikums dies Zugeständnis machen müsse . (als ob dies nicht eine längst abgekartete Geschichte gewesen wäre! Man hatte irgend ein Protegé im Hintergrund und ich mußte weichen, das war doch schon zu deutlich aus der Voreingenommenheit der Kritik zu sehen!! — Das ganze Intriguengewebe, dem ich zum Opfer fiel, war nur allzu durchsichtig! —) Obgleich die Direktion kontraktmäßig zu nichts verpflichtet sei, lege er doch aus eigenem Antriebe 1/4-Monatsgage bei, um damit jedwede Ansprüche meinerseits im voraus abzuschneiden.

Ich quittierte dem Diener den Empfang des Geldes und packte meine Habseligkeiten. Nach Wien zurück wollte ich auf keinen Fall. Was soll ich dort? Die Saison geht zu Ende, der Frühling naht bereits. Beschämt und gedemütigt vor Arlets Augen stehen? Mein ganzes Selbstgefühl sträubt sich dagegen. Ich beschloß, mich nach Deutschland zu wenden. Vielleicht blüht mir hier das Glück, das mich in der Heimat zu fliehen scheint. In einem der vielbesuchten schlesischen Bäder oder einem fashionablen Strandorte der Ostsee darf ich hoffen, ein Sommerengagement zu finden. Ich habe mich bereits bei einem hiesigen Agenten vormerken lassen. Ich muß anfangen, haushälterisch mit meinem Gelde umzugehen, falls ich gezwungen wäre, noch bis zum Herbst vom Kapital zu leben. Das Geld, welches ich in K. als Abfindungssumme erhielt, reichte gerade zur Deckung der Hotel- und Reisekosten.

G., den 1. Mai 84.

Es ist ein recht verlassener Erdwinkel, wohin ich mich geflüchtet habe. Noch sind kaum einige der Villen am Strande bewohnt und auch in den Gasthäusern ist es leer. Mein Breslauer Agent riet mir, in einem der hier dicht aneinander gereihten Ostseebäder die „faule Zeit" abzuwarten, vor dem Herbst ließe sich nichts machen. Das Leben ist hier so billig, daß ich hoffe, mich bis zum Herbst durchzuschlagen. Der Flügel im Speisesaal des Hotels steht mir zur Verfügung. Ich habe bereits mit dem Wirt abgemacht, daß ich, sobald die Saison begonnen, einige Konzerte hier geben werde. Er ist damit sehr einverstanden, da das Renommee seines Hotels dadurch gehoben wird. Der Mann hat mehr Verständnis für die Kunst als mancher Musikkritiker, der den Mund weiß Gott wie voll nimmt. Er behandelt mich mit ausgesuchter Hochachtung und hat mich gebeten, seiner Tochter, die in Stralsund in Pension ist, doch für den Sommer nach Hause zurückkehrt, Singstunden zu geben.

Der hiesige Strand ist sehr schön, die Luft mild und kräftigend, was meiner Stimme, die durch die fortgesetzten Aufregungen angegriffen ist, wohltun wird. Zuweilen singe ich des Abends etwas, dann versammeln sich die Stamm-

gäste des Hotels um mich und zollen mir rückhaltlose Anerkennung. Wie wohl diese ungeschminkte Bewunderung tut nach den geflissentlichen Zurücksetzungen, die ich in den letzten Monaten erduldet! Ich fühle mich wie neu belebt und sehe erhobenen Hauptes der Zukunft entgegen.

Den 25. Mai.

Ich habe heute ein seltsames Abenteuer erlebt.

Um dem mit der nahenden Saison immer zahlreicher werdenden Badepublikum aus dem Wege zu gehen und ungestört zu sein, pflege ich die Nachmittagsstunden an dem, seiner Unwegsamkeit wegen gemiedenen Südstrand zuzubringen. Übereinandergetürmte riesige Granitblöcke bedecken hier die Ufer und machen das Vorwärtsschreiten ermüdend.

Ich hatte mich auf einem der niedrigen Felsblöcke niedergelassen und übte mit halber Stimme einige schwierige Passagen, als ich plötzlich in unmittelbarer Nähe einen Namen rufen höre, der so lang nicht an mein Ohr geklungen, daß er mir beinah fremd geworden ist: „Gisela Verany!“ —

Unweit von mir tauchte hinter dem Geröll eine Männergestalt auf, nachlässig, aber mit einem gewissen Chic gekleidet. Eine hohe, elastische Gestalt mit dunkelgelocktem Haar und feingezeichnetem Schnurrbart, dessen herabhängende Spitzen dem Ausdruck des gebräunten Gesichts etwas Melancholisches verliehen. Der Herr kam, seinen hellen Sommerhut lüftend, langsam auf mich zu. In einer gefälligen Pose dicht neben mir stehen bleibend, wiederholte er mit demselben Ausdruck unverhohlenen Staunens:

„Fräulein von Verany! wahrhaftig, ich täusche mich nicht! Ob ich gleich anfangs, als ich Sie erblickte, wähnte, meine Phantasie spiele mir einen Streich. Sie sind es selbst, die hier am entlegenen Ostseestrand ihre herrliche Stimme ertönen läßt!“ — — und da ich kein Wort der Erwiderung fand: „Gnädiges Fräulein werden sich meiner schwerlich erinnern, und doch waren wir einmal vereint zu gemeinsamem Wirken für die große Sache“ und mit halber Stimme intonierte er: „Kennst du das Land“ —

„Sie sind Schauspieler am Landestheater zu L.?“ Die Freude, einen Landsmann und Zeugen jener unvergeßlichen glorreichsten Stunde meines Lebens vor mir zu sehen, verwirrte mich beinahe.

„Ich war“, antwortete er mit einem Seufzer: „Die Sucht nach Veränderung, die uns Künstlern angeboren, trieb mich hinweg aus den schönen Bergen und die Strafe blieb nicht aus. Kennen sie das alte Lied: „Sie haben gehabt weder Glück noch Stern' — mein Schicksal seit jenem Scheiden . “ Er sprach mit einem gewissen schauspielerischen Pathos, doch mit wohllautender Stimme, die mir sympathisch zum Herzen klang.

Unwillkürlich seufzte auch ich. Er blickte mir prüfend ins Gesicht. „Meine Worte wecken trübe Erinnerungen in Ihrer Seele, mein gnädigstes Fräulein?“

„Ich finde darin einen Anklang an die Gedanken, die mich oft beseelen,“ entgegnete ich.

„Ich verstehe,“ sagte er ehrerbietig. „Ein Gerücht, das auch zu meinen Ohren gedrungen und das ich bis jetzt als unglaublich zurückgewiesen, scheint also doch nicht ohne Begründung zu sein: Sie haben Ihrer Begeisterung für die Kunst — Heimat, Familie und Namen geopfert!“

Ich bejahte stumm.

„Welch unerreichte Seelengröße!“ fuhr er begeistert fort. „Wie klein sind wir alle neben Ihnen, die wir der Kunst zu dienen, ihr unser Bestes zu opfern wähnen. Auf den Brettern aufgewachsen, haben wir von Kindheit an die ganze Misere des Schauspielerberufs kennen gelernt, sind uns klar bewußt, wie wechselnd das Glück dem Künstler lächelt. Sie, die verwöhnte Tochter eines alten Geschlechts, werfen alle Vorrechte, die Ihnen die Geburt verliehen, hin, um ganz Ihren Idealen zu leben! Nichts schreckt Sie zurück, nicht das Unstete des Wanderlebens, dieser Fluch der Künstlerlaufbahn, kein Mißgeschick, das jeden kleinen Geist zu Boden drücken würde, ihm die Flügel lähmen, sich in die lichten Höhen der Ideale aufzuschwingen, unbeirrt streben Sie vorwärts, mit hocherhobenem Haupte und zukunftssicherem Geist. Das ist groß! Das ist erhaben!“

Mir waren bei seinen begeisterten Worten die Augen feucht geworden und dankend streckte ich ihm die Hand entgegen, die er ehrerbietig an die Lippen zog.

„Ja, lassen Sie uns einen Bund schließen!“ fuhr er ebenso fort, „mit vereinten Kräften dem großen Ziele nachstreben.“

Ich teilte ihm mit, daß ich beabsichtige, hier und in den benachbarten Kurorten zu konzertieren, doch vorerst noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen habe, die sich dem geplanten Unternehmen entgegenstellen.

„Sehen Sie, da bietet sich gleich ein Feld für meine Tätigkeit,“ fiel er mir eifrig ins Wort. „Doch um dies eingehend zu besprechen, gestatten Sie wohl, daß ich mich hier zu Ihren Füßen lagere.“

Und nun setzte er mir in überzeugenden Worten auseinander, daß heutzutage ein Haupterfordernis bei jedem neuen Unternehmen die Reklame ist, ohne dieselbe könne selbst das größte Genie nicht reüssieren. „Klappern gehört zum Handwerk, sagt das Sprichwort. Das wird vielleicht Ihr zartfühlendes Ohr beleidigen — es ist auch empörend, daß das Genie als solches allein sich nicht Bahn zu brechen vermag — doch wir sind leider gezwungen mit Tatsachen zu rechnen.

„Befürchten Sie nichts“, entgegnete ich bitter, „die Erfahrungen des letzten Winters haben mein Zartgefühl abgestumpft und ich stimme Ihnen vollkommen bei; doch ist es mir unklar, auf welche Weise ich für meine Konzerte Reklame machen könnte.“

„Lassen Sie das ganz meine Sorge sein, mein gnädiges Freulein,“ fiel er mir lebhaft ins Wort. „Ich bin hinter den Coulissen aufgewachsen und, um mich eines etwas vulgären Bildes zu bedienen, mit allen Hunden gehetzt‘. Ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung, als Impressario, Kassierer, Kollege — denn es dürfte doch zu anstrengend für Sie sein, allein das ganze Programm des Abends zu leisten.“

Ich dankte ihm herzlich für seine kollegiale Gesinnung; wir besprachen noch vieles auf dem Nachhauseweg, den ich in seiner Begleitung antrat. Ein stilles Glücksgefühl ist mit dem heutigen Tage in meine Brust eingezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 5. Maiheft. 1914.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922: 203.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Erinnerungen eines alten Pädagogen.*)

Von Ernst Friesendorff. (Freiburg i. Br.).

II. An der Petrischule in St. Petersburg. (1880—1899).

Wie es kam, daß ich in so jungen Jahren (ich war 33 Jahr alt) zum Direktor der großen, fünfgliedrigen Petrischule berufen wurde, das habe ich erst erfahren, nachdem ich schon längere Zeit in St. Petersburg gelebt hatte. Was ich darüber vernommen, will ich hier erzählen, weil es für manche persönliche Beziehungen von vornherein von großer Bedeutung für mich wurde.

Am Abend des 26. April 1879 erlitt der Direktor der Petrischule, Mag. philol. Hermann Graff, während er eine Lehrerkonferenz leitete, einen Gehirnschlag, dem er nach wenigen Stunden erlag.

Die Leitung der Schule übernahm vorläufig der Inspektor Eduard Collins. Das Schuldirektorium uud der Kirchenvorstand suchten nun einen genügenden Ersatz des so plötzlich geschiedenen Direktors. Eine nähere Umschau ergab aber nur eine sehr geringe Zahl solcher Schulmänner, die in jeder Hinsicht für das Amt des Direktors der Petrischule geeignet schienen. Aber auch bei diesen wenigen Kandidaten stieß man auf Hindernisse.

Pastor A. Fehrmann soll die Kandidatur des weiland Warschauer Gymnasialdirektors Fr. Julius Bäckmann betrieben haben, jedoch erfolglos, weil Herr Bäckmann bereits in den Fünfzigern stand, der Kirchenrat aber eine jüngere Kraft gewinnen wollte, die eine längere rüstige Amtsführung erhoffen ließ

*) Der erste Teil dieser Erinnerungen („Am Rigaer Stadtgymnasium") ist im Januarheft erschienen.

Pastor A. Findeisen faßte den schon damals allgemein geschätzten Oberlehrer der Annenschule, Dr. phil. Joseph Koenig, ins Auge und unterhandelte mit ihm, in der festen Überzeugung, daß dieser überaus tüchtige Kandidat dem Kirchenrat willkommen sein werde. Als sich Dr. J. Koenig nach einigem Bedenken zur Annahme des schwierigen Amts bereit erklärte, stellte der hoch erfreute Pastor seinen Kandidaten dem Präses des Kirchenrats, Senator Woldemar von Frisch, und dem zufällig anwesenden Inspektor Collins vor. Im Kirchenrat herrschte denn auch über die Tüchtigkeit des vorgeschlagenen Dr. Koenig volle Übereinstimmung, aber es wurde eingewandt, daß er katholisch sei und daß man zur Leitung einer lutherischen Kirchenschule keinen Katholiken berufen sollte. Diesen Einwand mußten auch die Pastoren gelten lassen. So fiel auch dieser Kandidat fort.

Im Herbst wandte sich der Kirchenrat an meinen Freund Hugo Lieven, der seit 1877 Gymnasialdirektor in Pernau war, sich dort einer hohen Wertschätzung und großer Beliebtheit erfreute und sehr erfolgreich wirkte. Lieven schien auch nicht abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Er kam nach St. Petersburg, orientierte sich über das neue Arbeitsfeld und stellte dann dem Kirchenrat seine Bedingungen. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich, da Lieven die volle Anrechnung seiner 18 Dienstjahre verlangte.

Eifrig schaute man im Kirchenvorstande nach neuen Kandidaten für den Direktorposten aus. Aber wie das meist zu gehen pflegt: gerade beim eifrigen Suchen finden wir nicht. — Bei meinem lieben Direktor Schweder wurde tastend privatim angefragt. Aber Schweder fühlte sich in seinem Wirkungskreise am Stadtgymnasium in Riga so wohl, daß er ihn nicht mit ungewissen, fremden Verhältnissen vertauschen wollte.

Nun hatten Lieven und Schweder auf mich hingewiesen. Auch der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks Ssaburow soll auf die Frage nach geeigneten Kandidaten in seinem Notizbuch geblättert und dann gesagt haben: „Das erste Direktorat, das in meinem Lehrbezirk frei wird, werde ich Friesendorff anbieten."

Unterdessen waren wieder mehrere Wochen verflossen, das Jahr neigte sich seinem Ende zu und noch immer hatte der Kirchenvorstand zu St. Petri keinen Direktor gewählt. Die provisorische Leitung einer so großen Lehranstalt stellte an die Kraft des Inspektors Collins auf die Dauer übermäßig große Anforderungen, die Schulbehörde wurde ungeduldig nnd verlangte kategorisch eine baldige Erledigung der Vakanz an der Petrischule. So wurde denn der Kirchenrat durch diese Verhältnisse zu einer Wahl gedrängt.

Im Spätherbst 1879 schrieb mir ein Landsmann aus St. Petersburg, daß der Kirchenvorstand der Petrigemeinde meine Kandidatur ernstlich erwäge. Es werde aber von den Pastoren auf meinen religiösen Standpunkt hingewiesen, der sich in einem öffentlichen Vortrage über den Aberglauben als sehr wackelig offenbart hätte. Ob ich den Entwurf dieses Vortrags ihm zwecks Beseitigung der Opposition senden könnte?

Da tauchte mein unseliger Vortrag zum zweiten Male aus der Versenkung auf! Das Konzept hatte ich glücklicherweise noch und sandte es mit der Kritik des Oberpastors Lütkens meinem Landsmanne nach St. Petersburg. Die Tatsächlichkeit muß wohl auch dort das entstellende Gerücht geknebelt haben, denn Mitte Dezember 1879 teilte mir ein offizielles Schreiben des Kirchenrats der St. Petrigemeinde mit, daß ich zum Direktor der deutschen Hauptschule zu St. Petri erwählt worden sei. Unter Darlegung der materiellen Bedingungen wurde ich um baldige Rückäußerung über die Annahme des mir angetragenen Amtes ersucht.

Diese ehrenvolle Berufung war mir natürlich sehr erfreulich, aber sogleich bedrückte mich auch die Sorge, ob ich imstande sein werde, die große und verantwortliche Arbeit zu leisten. Ich kannte weder den inneren Zustand der Petrischule, noch die Leistungsfähigkeit des Lehrerkollegiums, noch stand mir in St. Petersburg eine maßgebende Persönlichkeit ratend zur Seite. Was erwartete man dort von mir? Was hatte ich dort zu leisten? Wie würde man mir im Lehrerkollegium und im Kirchenrat begegnen?

Ich wußte, daß man erst auf mich verfallen war, nachdem Lieven und Schweder abgelehnt hatten. Aber mehr wußte ich damals von der Genesis meiner Wahl noch nicht, besonders nicht, daß zwei geistliche Mitglieder des Schuldirektoriums mit ihren Kandidaten nicht durchgedrungen waren und nun einen von andrer Seite vorgeschlagenen Direktor „nicht mit offenen Armen, aber auch nicht gerade in Fechterstellung" empfangen würden, wie sich einer der Pastoren bezeichnend ausgedrückt haben soll.

Um mich über die Verhältnisse im neuen Wirkungskreise ein wenig zu orientieren, beschloß ich vor meiner endgültigen Entscheidung gleich nach Beginn des Unterrichts im Januar auf einige Tage nach St. Petersburg zu reisen. Ich stellte mich dort den Gliedern des Schuldirektoriums vor; zu diesem gehörten der Präsident des Kirchenrats, die drei Pastoren an der Petrikirche und ein Mitglied des Kirchenrats aus dem Kaufmannsstande. Darauf besah ich die Schulräume, hospitierte in einigen Klassen und kam nach diesen oberflächlichen Eindrücken zur Überzeugung, daß die Petrischule einer frischen, strebsamen Kraft ein ungewöhnlich großes Arbeitsfeld böte, auf dem durch geeignetes pädagogisches Wirken viel Nützliches zu leisten wäre. Da man mich überall freundlich empfangen hatte, schöpfte ich Mut und erklärte mich in einer Sitzung des Schuldirektoriums bereit, die Berufung anzunehmen, wenn ich auf die Unterstützung des Schuldirektoriums und Kirchenrats bei den meiner Ansicht nach unbedingt nötigen Reorganisationsarbeiten rechnen dürfte. Man versprach mir die Förderung und Erleichterung meiner pädagogischen Aufgaben und wollte meine Bestätigung durch den Unterrichtsminister energisch betreiben, damit ich möglichst bald das neue Amt antreten könnte. So waren denn die Würfel gefallen, — ich ging als Direktor nach St. Petersburg.

Der Abschied von den Freunden und Verwandten in Riga stellte große Anforderungen an Gemüt und — Magen. Manches gute Wort und viele herzliche Wünsche geleiteten den Scheidenden. Mein lieber Direktor Schweder hob in seiner Rede beim Abschiedsessen, das mir die Kollegen gaben, hervor, daß in der Zeit unserer gemeinsamen Arbeit nicht die kleinste Dissonanz unser gutes Einvernehmen getrübt habe, — ein Zeugnis, das mir aus diesem Munde besonders lieb war und deshalb in meinem Gedächtnis haftet. — Die Schüler des Gymnasiums brachten mir einen Fackelzug und überreichten mir einen schönen silbernen Pokal, [der noch heute ein Prunkstück meines Speisezimmers bildet.

Am 29. Februar 1880 langte ich mit meiner Frau und meinem sechsjährigen Söhnchen in Petersburg an, wo wir uns in der großen, noch wenig möblierten Amtswohnung recht unbehaglich fühlten. Das Lehrerkollegium überreichte mir auf silbernem Tablett „Salz und Brot", eine Freundlichkeit, die mich einerseits freute, andrerseits aber doch fremdländisch berührte. — Am 3. März wurde ich in Gegenwart des hohen Patrons der Petrigemeinde, des Kirchenvorstandes, des Lehrerkollegiums und einer großen Schar Schüler und Schülerinnen durch einen feierlichen Akt in das Amt des Direktors eingeführt.

Die nächsten Wochen gingen mit den unerläßlichen Antrittsvisiten hin. Mein erster Besuch galt natürlich dem hohen Patron der Petrigemeinde, Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Prinzen Peter von Oldenburg, der stets ein warmes Interesse für das Wohlergehen der Petrischule zeigte. Aber wie das bei den hohen Herren ohne Fachkenntnisse nicht anders sein kann, — sie bekunden ihre Teilnahme durch konventionelle Fragen, die nicht den Kern der Sache berühren, und durch Besuche der Lehranstalten, in denen sie für einige Stunden eine gewisse Störung der geregelten Arbeit verursachen und sich dann unter gegenseitigen Liebenswürdigkeiten entfernen, ohne etwas von dem gesehen zu haben, was man ihnen nicht zeigen wollte.

Auch meine Unterredungen mit unserem leutseligen hohen Patron verliefen stets im Geleise solcher förmlicher Pflichtbesuche. Leider wurde die Sprache des Prinzen infolge einer einseitigen Gesichtslähmung sehr unverständlich. Während ich ihn nun bei seinen Besuchen der Petrischule durch alle Räume der beiden Schulhäuser geleitete, murmelte der alte Herr beständig Fragen, deren Wortlaut ich zum größten Teil nicht verstehen konnte und daher mit dem üblichen: „Jawohl, Kaiserliche Hoheit" beantwortete. Was mag ich dabei nicht alles bejaht und zugegeben haben! Mir waren diese Besuche daher höchst peinlich, und ich war froh, daß sie bald aufhörten und ich der sehr problematischen Antworten überhoben wurde.

Als der Prinz Peter von Oldenburg im nächsten Jahre zur letzten Ruhe geleitet wurde, befand ich mich im Trauerzuge. Beim Baltischen Bahnhof hatte ich nicht bemerkt, daß ich in nächster Nähe der Batterie stand, die dem

hohen Toten den letzten Scheidegruß nachdonnerte. Glücklicherweise war das Trommelfell meiner Ohren nicht geplatzt, aber der Schreck war nicht gering.

Nach dem Tode des Prinzen Peter von Oldenburg fand der Kirchenvorstand keinen neuen Patron, der durch seine hohe, einflußreiche Stellung der Gemeinde und Schule in wichtigen Angelegenheiten hätte von Nutzen sein können. Diesen Mangel eines mächtigen Schutzes hatten wir bei dem Angriff auf die deutsche Unterrichtssprache durch den Kurator M. N. Kapustin bald zu beklagen.

Als ich mich beim Unterrichtsminister, dem Grafen Dmitri Andrejewitsch Tolstoi, anmelden ließ, erschien gleich darauf ein Beamter und fragte mich im Auftrage des Grafen, welche Sprache ich am liebsten spräche. Die großzügige Liebenswürdigkeit des feinen russischen Aristokraten berührte mich sehr wohltuend. So unbedeutend dieses kleine Ereignis an sich sein mag, es bezeugt doch deutlich, daß damals, im Jahre 1880, noch nicht ein engherziger nationalistischer Antagonismus gegen fremdsprachige russische Untertanen herrschte und daß der Deutsche noch freundlich angesehen wurde.

Der Minister redete mich deutsch an, und wir kamen nach den ersten formellen Fragen und Antworten in eine lebhafte Unterhaltung über die Petrischule und das russische Schulwesen.

„Was ist Ihrer Ansicht nach der Grund, daß im Vergleich mit Deutschland und Österreich bei uns nur so wenige Schüler den vollen Gymnasialkursus absolvieren?" fragte mich der Graf Tolstoi.

Das war ein heikles Thema. Ich konnte doch dem Minister unmöglich sagen, daß er selbst zum großen Teil die Schuld an dieser traurigen Erscheinung trage, weil er 1870 die Reform der Gymnasien überstürzt, ohne die unerläßliche Vorbereitung eines geeigneten Lehrpersonals und ohne eine ganz allmähliche Verstärkung und Vertiefung des altsprachlichen Unterrichts durchgeführt habe. So hielt ich mich denn an die übrigen Ursachen, die mir gerade einfielen.

„Wenn bei uns der Prozentsatz der Schüler, die vor der Abiturientenprüfung das Gymnasium verlassen, höher ist als in Westeuropa, so beruht das wohl nicht auf einer einzigen Ursache, sondern es wirken hier, wie bei jeder sozialen Erscheinung, viele Umstände zusammen. Bei uns in Rußland gibt es für die weitere Fortbildung nach der Elementarschule fast nur das klassische Gymnasium. Die wenigen Realschulen sind so überfüllt, daß sie dem Bedürfnis nicht annähernd genügen. Daher strömt bei uns ein sehr buntscheckiges und zum Teil minderwertiges Schülermaterial ins Gymnasium. Viele Eltern lassen ihre Söhne bloß deshalb 4 oder 5 Klassen des Gymnasiums besuchen, weil keine andere allgemein bildende Mittelschule vorhanden ist. In Deutschland ist das anders. Dort haben die Elementarschulen 6 bis 8 Lehrstufen mit Jahreskursus, dort gibt es außerdem in den Städten

gute Bürgerschulen und allerlei Fachschulen, die von solchen Schülern besucht werden, welche nicht auf die Universität oder eine technische Hochschule wollen. Wir aber haben zur Entlastung der Gymnasien noch viel zu wenig von solchen Mittelschulen."

Diese Äußerung schien den Grafen Tolstoi nicht angenehm zu berühren. Er war sehr ernst geworden und blies den Rauch seiner Zigarette nachdenklich in die Luft. Dann fragte er: „Haben Sie in Riga auch beobachtet, daß russische Schüler die alten Sprachen nur höchst ungern betreiben?"

„Das zu beobachten habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, weil das Stadtgymnasium in Riga ausschließlich von Schülern deutscher oder lettischer Nationalität besucht wird. Aber gehört habe ich diese Behauptung schon oft. Die Abneigung der russischen Jugend gegen die alten Sprachen mag zum Teil dadurch zu erklären sein, daß die Lehrer dieser wichtigsten Gymnasialfächer gegenwärtig meist Czechen, Polen oder Deutsche sind, welche die russische Sprache nicht vollkommen beherrschen und keinen inneren Kontakt mit ihren Schülern finden. Wegen ihres geringen Wortschatzes lehren sie auch an den Autoren hauptsächlich Grammatik und dadurch wird ihr Unterricht trocken und langweilig. Der Schüler überträgt diese Empfindung aber auf den Lehrgegenstand."

„Ja, ja, das kann wohl auch mitwirken," meinte der Minister. „Aber das ist nur ein Übergangsstadium. Wir werden hoffentlich bald eine genügende Zahl tüchtiger russischer Philologen haben."

Oft habe ich späterhin dieser Unterredung gedenken müssen, wenn ich sah, wie in Rußland die Volksbildung gefördert wird. Geldanweisungen, Programme, Schulhäuser sind die Hauptfaktoren, — die pädagogische Heranbildung eines Stabes tüchtiger Lehrer bleibt Nebensache. Und doch hängt der Wert der Schule unmittelbar von der Tüchtigkeit der Lehrenden ab. — Ein Besuch der „Allrussischen Ausstellung" in Nishny-Nowgorod im Jahre 1896 gewährte mir in der Abteilung für Unterrichtswesen einen geradezu erschütternden Einblick in die methodische Rückständigkeit des russischen Elementarunterrichts. Die meisten inneren Gebiete waren in Bezug auf das Volksschulwesen sowohl quantitativ als auch qualitativ unglaublich weit hinter Deutschland und den Ostseeprovinzen zurückgeblieben.

Wenn ich mir dann die Frage stellte, wie man es wohl angreifen müßte, die russische Volksbildung tatkräftig und erfolgreich zu heben, so kam ich immer wieder auf einen toten Punkt. Vor allem müssen wir tüchtige Elementarlehrer in genügender Menge ausbilden. Gut; wir errichten also in jedem Gouvernement eine ausreichende Zahl von Seminaren. Sehr schön! Aber wo nehmen wir nun die Seminarlehrer für die Anstalten her? Da stock ich schon. Mit einigen Dutzenden ist uns nicht geholfen, wir brauchen Hunderte. Wo könnten nun diese Seminarlehrer in Rußland die nötige pädagogische Ausbildung erhalten, eine so umfassende und so gründliche Aus-

bildung, daß sie junge Leute zu brauchbaren Volksschullehrern zu erziehen wissen? Hic haeret! — — — — — — — — — — — — — — — —

Von meinen übrigen Besuchen bei hochgestellten Beamten möchte ich nur noch den bei dem Wirkl. Geheimrat Iwan Dawidowitsch Deljanow, dem späteren Unterrichtsminister und Grafen, erwähnen. Deljanow war damals Chef der Anstalten der Kaiserin Maria Feodorowna. Obgleich ich direkt nichts mit ihm zu tun hatte, hielt ich es doch im Hinblick auf unsere Töchterschule für geboten, mich dem einflußreichen Herrn vorzustellen. Er empfing mich sehr freundlich und erwiderte nach einigen Wochen meinen Besuch. Als ich ihm auf seine Frage sagte, daß ich in Dorpat studiert habe, hielt er eine begeisterte Lobrede auf meine alma mater.

„Ich habe", fuhr er in seinem etwas russisch gefärbten Deutsch fort, „auf Allerhöchsten Befehl vor Kurzem alle Universitäten des russischen Reichs besichtigt. Aber ich habe nur eine einzige universitas litterarum gefunden, — Ihr Dorpat. Nur in Dorpat lehrt man wissenschaftlich arbeiten, nur dort spürt man bei den Studenten und Professoren den frischen Geist der Wissenschaft, der Freude an selbständigem Forschen hat. An den anderen Universitäten Rußlands wird auch gearbeitet, gewiß, — aber in ganz anderer Art. Die Studenten büffeln dort vom ersten Semester an zum Examen. Sie haben gar keine Zeit zu einer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit. Die fleißigen Studenten lernen wie Schüler, — nun, sagen wir, wie auf einem höheren Gymnasium — das auswendig, was ihnen der Professor vorträgt, am besten wörtlich. Damit machen sie dann das Examen in den nächsten Kursus. Das ist doch kein wissenschaftliches Studium!"

So urteilte der sehr kluge und feingebildete J. D. Deljanow im Jahre 1880 über Dorpat und die übrigen Universitäten Rußlands. Aber die Erkenntnis des hohen Wertes der baltischen Hochschule hinderte ihn nicht, nach wenigen Jahren diese gerühmte einzige universitas litterarum Rußlands nivellierend auf die gleiche Stufe der übrigen russischen Universitäten hinabzudrücken.

Trotz seiner klaren Einsicht in die Schulverhältnisse der Ostseeprovinzen trat der Minister Deljanow dem Übereifer der Russifikatoren nicht entgegen. Im Gegenteil, er ließ sich vom breiten Strom des russischen Nationalismus treiben, wurde ein willfähriges Werkzeug der Grenzmarkenpolitik und — Graf.

Ich habe persönlich nichts anderes als Freundliches von dem Minister Deljanow erfahren, auch nicht, nachdem ich ihm einmal meine Ansicht über die schroffe Russifizierung der baltischen Schulen unumwunden ausgesprochen hatte. Als der Minister die nützliche Wirksamkeit der deutschen Kirchenschulen in Petersburg und Moskau lobte, ergriff ich die Gelegenheit, ihm den traurigen Zustand der deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen zu schildern, der eine Folge der unpädagogischen und schroffen Art ihrer Russifizierung sei. Ich suchte mein abfälliges Urteil durch Beispiele zu illustrieren. Baltische Freunde, sagte

ich dem Minister, haben mir geklagt, wie ihre Kinder oft nicht einmal wüßten, welchen Lehrstoff der Lehrer ihnen vorgetragen habe, ob Geschichte oder Geographie. Außer in der russischen Sprache wären die Kenntnisse der Schüler jetzt in allen übrigen Fächern lückenhaft und ungenügend, der Lehrstoff könnte nur rein mechanisch angeeignet werden und die geistige Entwicklung der Jugend werde durch die fremde Unterrichtssprache geradezu gehemmt.

„Was wollen Sie", antwortete Deljanow achselzuckend, „diese eine Generation wird Schaden leiden. Da ist eben nichts zu machen. Dafür wird aber schon die nächste Generation die russische Sprache vollkommen verstehen, und dann werden alle Schwierigkeiten im Unterricht fortfallen."

Und dabei war Graf Deljanow von großer Liebenswürdigkeit und teilnehmender Hilfsbereitschaft. Jedem, der ihn darum bat, gab er eine Empfehlung auf seiner Visitenkarte oder er schrieb sogar einen Brief im Interesse des Bittstellers. Als Direktor der Petrischule habe ich nicht selten Personen mit solchen Empfehlungen des Ministers empfangen. Natürlich konnte ich seine Bitte um Anstellung des warm Empfohlenen niemals erfüllen. Gelegentlich eines Morgenbesuches beim Grafen Deljanow (er empfing von 8 bis 9 Uhr) entschuldigte ich mich einmal deshalb mit dem Mangel von Vakanzen im Lehrerkollegium.

„Ich bitte Sie", sagte Deljanow lächelnd, „machen Sie sich doch keine Gedanken darüber. Ich gebe jedem, der mich darum bittet, eine Empfehlung. Werfen Sie meine Karte nur ruhig in den Papierkorb."

Dieses Verhalten charakterisiert vortrefflich das Wesen des hohen Beamten: keine Bitte abschlagen, — aber nichts gewähren.

Da meine Gedanken dadurch mehr und mehr in den Bannkreis der büreaukratischen Sphäre geraten sind, mögen noch einige andere Erlebnisse mit meinen Kronsvorgesetzten hier erwähnt werden.

Die Kuratoren des Petersburger Lehrbezirks zeigten sich stets freundlich und wohlwollend gegen die Petrischule und ihre Leitung. Bei jeder Gelegenheit erkannten sie den guten Geist und die befriedigenden Leistungen der Schüler offen an, und bei keinem Kurator — außer bei M. N. Kapustin — habe ich jemals eine Animosität gegen das Sonderwesen der deutschen Kirchenschulen gespürt. Sofern diese die Forderungen der Normalprogramme und der gesetzlichen Vorschriften erfüllten, ließ man sie bei ihrer deutschen Eigenart.

Unter dem Kurator Iwan Petrowitsch Nowikow, einem General, wurden die leidigen Versetzungsexamina am Schluß des Schuljahrs wieder einmal für jede Klasse genau vorgeschrieben und streng gefordert. Nun war ich schon in Riga ein entschiedener Gegner dieser höchst unpädagogischen Maßregel gewesen, und die Erfahrung hatte meine Meinung noch gefestigt. Daher war ich entschlossen, die Petrischule vor den Nachteilen der systematischen Versetzungsprüfungen zu bewahren. Der Gehilfe des Kurators erkundigte sich bei mir, weshalb ich die Termine dieser Prüfungen noch nicht angegeben hätte. Ich

legte ihm meine Stellung zur Sache klar und betonte, die vielen Versetzungsexamina verstießen so sehr gegen meine pädagogischen Überzeugungen, daß ich sie nicht einführen könnte.

Nach einigen Tagen erschien der Kurator J. P. Nowikow in persona und ließ sich meine Gründe gegen die Einführung der vorgeschriebenen Versetzungsprüfungen ausführlich darlegen. Seine Einwände konnte ich leicht entkräften, und so blieb ihm nur der Weisheit letzter Schluß übrig: der Vorschrift des Ministers müsse gehorcht werden.

„Exzellenz", erwiderte ich, „beantworten Sie mir gütigst eine Frage. Sind die Leistungen der Petrischüler beim Abiturium in irgend einem Fach geringer als die der Kronsgymnasiasten?"

„Nein, durchaus nicht", antwortete der Kurator. „Sie wissen, daß ich die Petrischule sehr schätze."

„Dann lassen Sie uns doch weiter nach unserer gewohnten Art unterrichten und versetzen. Der Minister hat bei seiner Verordnung über die Versetzungsprüfungen sicherlich nicht an die deutschen Kirchenschulen gedacht."

Das leuchtete dem Kurator ein, und wir versetzten die Schüler nach wie vor ohne die vielen zeitraubenden und irreführenden schriftlichen und mündlichen Examina.

Als Militär war der Kurator J. P. Nowikow ein großer Freund des Gymnastikunterrichts und betrieb eifrig die Einführung von soldatischen Marschierübungen in die Schulen. Da diese langweiligen und sehr ermüdenden Frontübungen für die körperliche Entwickelung der Knaben von gar keinem Wert sind, so beeilte ich mich nicht, der betreffenden kuratorischen Vorschrift Folge zu geben. Aber in diesem Falle verfingen meine pädagogischen Einwendungen nichts, der Kurator ritt sein Steckenpferd — das militärische Marschieren — und da wir uns in dieser Frage absolut nicht einigen konnten, mußte ich als der schwächere Teil nachgeben. Ein äußerliches Hindernis, daß nämlich unser tüchtiger Turnlehrer als Reichsdeutscher das russische Marschier-Reglement nicht kenne, beseitigte der Kurator dadurch, daß er mir einen zum Lehrer vorzüglich geeigneten Offizier senden wollte. Nach einigen Tagen erschien der warm empfohlene russische Leutnant, und wir vereinbarten im Januar 4 wöchentliche Lehrstunden im Marschieren bis zum Schluß des Semesters. Unter Assistenz unseres Turnlehrers, der für Disziplin sorgen mußte, nahmen die langweiligen Übungen einen glatten Verlauf, und schon in zwei Monaten hatten die Schüler erfreuliche Fortschritte gemacht. Da kam der Leutnant zu mir und bat mich flehentlich, ihm das Honorar bis zum Schluß des Semesters auszahlen zu lassen, da er durch Unglück in eine schlimme pekuniäre Lage geraten sei. Ich gewährte ihm seine Bitte, und der Herr Leutnant — ward in der Petrischule nicht mehr gesehen. Unser tüchtiger Turnlehrer hatte ihm jedoch längst alle Finessen des russischen Exerzierreglements abgeguckt und sogar die russischen Kommandoworte erlernt. So setzte

er denn viel schneidiger und präziser als sein durchgebrannter Vorgänger die Marschierübungen fort. Als der Kurator Nowikow gegen Ende des Semesters eine Revue über acht unserer Klassen abhielt, klappte alles so vorzüglich, daß der alte General unserem Turnlehrer gerührt dankte. Die Schüler hatten ihre Sache aber auch wirklich ganz famos gemacht!

Dieser rühmliche Glanzpunkt der „Militärgymnastik" bedeutete aber auch ihren Schluß. Die Übungen wurden im nächsten Schuljahre nicht mehr aufgenommen, denn an Stelle des Generals J. P. Nowikow war als Kurator der Geheimrat Michail Nikolajewitsch Kapustin aus Riga nach St. Petersburg übergeführt worden.

Gleich meine erste Begegnung mit dem neuen Kurator erfüllte mich mit Sorge um die Zukunft der deutschen Kirchenschulen. Ich war eines Vormittags ins Departement der Volksaufklärung zitiert worden, um mich dem neuen Chef des Lehrbezirks vorzustellen. Im Wartezimmer traf ich meinen lieben, hochgeschätzten Kollegen Dr. Joseph Koenig, der seit 1884 Direktor der Annenschule war. Wir waren natürlich höchst gespannt, wie sich der Kurator Kapustin zu den deutschen Schulen stellen würde.

Als der ältere Direktor betrat ich zuerst die Höhle des alten Löwen. Im Zimmer befand sich auch der Gehilfe des Kurators, Leonid Iwanowitsch Lawrentjew, der mich vorstellte. Nach der formellen Begrüßung hielt mir der Kurator Kapustin einen längeren Vortrag über die Notwendigkeit, in den Schulen auch für das physische Wohl der Zöglinge zu sorgen. Ich blickte meinen neuen Chef verwundert an und wußte nicht, worauf er zielte. Bevor ich aber etwas erwidern konnte, erklärte ihm L. J. Lawrentjew, daß in der Petrischule für das physische Wohl der Zöglinge durch guten Turnunterricht, Frühstück, ärztliche Besichtigung und Behandlung usw. auf das Beste gesorgt werde.

Der Kurator äußerte seine Zufriedenheit und fuhr dann freundlicher fort: „Es wird ein ganz falsches Gerücht über meine Stellung zu den deutschen Kirchenschulen verbreitet. Man erzählt, daß ich die Absicht hätte, die deutsche Unterrichtssprache zu beschränken. Haben auch Sie das gehört?"

„Nein, Exzellenz", erwiederte ich, „dieses Gerücht habe ich nicht vernommen."

„Nun, das freut mich. Glauben Sie nur ja nicht solchen falschen Gerüchten. Ich habe nur das Beste über die hiesigen deutschen Schulen gehört und beabsichtige nicht, etwas an ihrer Organisation zu ändern. In den Ostseeprovinzen liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Dort spielen politische Erwägungen mit, und daher mußte dort die russische Unterrichtssprache eingeführt werden. Aber dieser Gesichtspunkt fällt hier inmitten einer russischen Umgebung fort. Beunruhigen Sie sich daher nicht. Sie haben von mir nichts zu befürchten. Ich werde sehr bald die Petrischule besuchen und freue mich, sie persönlich kennen zu lernen.

Sogleich nach meiner Audienz wurde Direktor J. Koenig zum Kurator gebeten. Wir konnten also kein Wort mit einander wechseln. Ich sah meinen Kollegen nur ernst an und zuckte die Achseln. Als Koenig aus dem Kabinett des Kurators zurückkehrte, hatte auch seine Mine sich verdüstert, und wir verließen schweigend das Departement.

Auf der Straße bat mich Direktor Koenig, ihm möglichst genau Kapustins Worte zu wiederholen. Da stellte sich denn heraus, daß er uns beiden fast wörtlich dasselbe gesagt hatte. Was beabsichtigte Kapustin mit seiner unmotivierten Selbstverteidigung? Weshalb betonte er sein Wohlwollen für die deutschen Kirchenschulen, die er offenbar garnicht kannte? Weshalb suchte er etwaige Gerüchte zu entkräftigen, um uns zu beruhigen?

Das alles gab uns zu denken und ließ die Absichten unseres neuen Chefs in düsterem Licht erscheinen. Offenbar wollte Kapustin uns in vertrauensvolle Sicherheit einlullen, weil er einen Angriff auf die deutsche Unterrichtssprache plante.

Schon nach wenigen Monaten zeigte es sich, wie begründet diese Befürchtung war. Ohne auch nur eine der vier deutschen Kirchenschulen besucht zu haben, unterzog der Kurator M. N. Kapustin diese altehrwürdigen Lehranstalten in einer Sitzung des Gelehrten Komitees des Unterrichtsministeriums einer vernichtenden Kritik.

Diese Schulen, soll er ausgeführt haben, hätten Rußland nicht den geringsten Nutzen gebracht, sondern nur geschadet, indem sie die Jugend in unpatriotischem Geiste erzogen und viele russische Kinder germanisierten. Jetzt, wo in den baltischen Schulen die russische Unterrichtssprache eingeführt sei, nähmen die deutschen Kirchenschulen Kinder aus den Ostseeprovinzen als Konterbande auf. Auch in wissenschaftlicher Beziehung hätten die deutschen Kirchenschulen bisher nichts geleistet, und ihre Existenz als Fremdkörper im russischen Reich sei durch nichts berechtigt. Daher wäre es geboten, diese Schulen ihrer Sonderstellung und Vorrechte zu entkleiden.

Die übertriebene Schärfe des Angriffes rief als Reaktion natürlich eine besonders warme Verteidigung der Kirchenschulen hervor, und es entspann sich eine lebhafte Debatte unter den Gliedern des Gelehrten Komitees, von denen ein sehr angesehener Pädagog sich als ehemaliger Annnenschüler bekannte.

Auf der nächsten Sitzung sollte über den Antrag des Kurators Kapustin entschieden werden. Ein den Kirchenschulen freundlich gesinntes Mitglied des Gelehrten Komitees bat Direktor Koenig und mich um Material zur Widerlegung der unhaltbaren Behauptungen des Kurators. Wir sollten eine Liste namhafter Personen, die ihre Schulbildung in der Annen- oder Petrischule genossen haben, anfertigen, und ferner angeben, wieviel Knaben wir in den letzten Jahren aus den Ostseeprovinzen aufgenommen hätten.

Mit Hilfe des in Personalfragen vorzüglich unterrichteten Inspektors Collins fiel es nicht schwer, eine mehrere Bogen lange Liste früherer Petri-

schüler zusammenzustellen, die als Akademiker, Professoren, Generäle, hohe Zivilbeamte, hervorragende Ärzte, Techniker u. s. w. dem russischen Staate und der russischen Gesellschaft unbestreitbar großen Nutzen gebracht hatten. Mit einer gleichen Liste hervorragender Männer konnte die Annenschule aufwarten, der besonders viele hohe Staatsbeamte ihre Schulbildung verdanken. — Aus den Ostseeprovinzen hatten wir nur verschwindend wenige Schüler aufgenommen.

Das Verlesen dieses schlagenden Materials im Gelehrten Komitee soll auf den Gesichtern der würdigen Herren erst ein wohlwollendes Schmunzeln hervorgerufen haben, das aber, als die Listen schier kein Ende nehmen wollten, zum lauten Lachen wurde. „Genug, genug", rief man von allen Seiten. Dieses Gelächter war das Totengeläute des Kapustinschen Angriffs gegen die deutsche Unterrichtssprache der Kirchenschulen.

Aber ganz ohne Folgen blieben die Machinationen Kapustins gegen die Kirchenschulen doch nicht. Er wußte es beim Minister Deljanow durchzusetzen, daß die allgemeine Geschichte, mit Ausnahme der Geschichte des Altertums, fortan in russischer Sprache gelehrt werden mußte. Maßgebend für diese Änderung war die Ansicht, daß die historischen Ereignisse in deutschen Lehrbüchern nicht vom national russischen Standpunkt dargestellt und beleuchtet würden. Sie waren freilich nicht von Ilowaiski verfaßt!

Im persönlichen Verkehr war der Kurator Kapustin äußerlich liebenswürdig und von gewinnendem Entgegenkommen. Aber er handelte anders, als er sich zeigte. So fanden z. B. mehrere Jahre hindurch die üblichen Vorstellungen der Petrischule zu Belohnungen ihrer Lehrer durch Orden keine Berücksichtigung. Als ich hierüber im Schuldirektorium referierte, erbot sich der sehr energische und kluge Präsident des Kirchenrats, Senator Nikolai von Tuhr, den Kurator Kapustin persönlich nach den Gründen dieser Zurücksetzung der Petrischule zu fragen. Der Kurator suchte natürlich zuerst nach allerlei Ausreden, dann aber gab er als Grund an, in der Petrischule herrsche kein echter patriotischer Geist. Da aber kam er bei einem Nikolai von Tuhr schlecht an! Unser schneidiger Präsident, der selbst Petrischüler gewesen war und seine alte Schule treu liebte, machte ihm den wahren patriotischen Standpunkt unumwunden klar und fragte den Kurator, ob er vielleicht glaube, den Patriotismus allein gepachtet zu haben. — Das Auftreten des Herrn von Tuhr muß einen nachhaltigen Eindruck auf den Kurator Kapustin gemacht haben, denn seit dieser Aussprache wurde jede unserer Ordensvorstellungen anstandslos genehmigt.

Auch ein anderer Fall bewies mir, daß man durch festes Auftreten bei M. N. Kapustin viel erreichen konnte. Die Lehrerkonferenz der Petrischule hatte zwei Realschüler der Handelsabteilung, beide russischer Nationalität, nicht zum Schlußexamen zugelassen, weil die Kenntnisse dieser Schüler infolge großer Lässigkeit im Schulbesuch und noch größerer Faulheit in fast allen

Fächern ungenügend waren. Am Tage vor dem Beginn der schriftlichen Prüfungen sandte mir der Kurator Kapustin die an ihn gerichteten Bittschriften dieser beiden Schüler, welche sich über die ungerechte Zurückstellung beklagten, da sie nur in einem einzigen Fache eine ungenügende Zensur erhalten hätten; sie baten daher den Kurator, im Hinblick auf ihre ärmlichen Verhältnisse ihre Zulassung zum Schlußexamen zu verfügen. — Ohne mein Gutachten über diese Bittschriften verlangt zu haben, hatte der Kurator seine Entscheidung an den Rand jeder Bittschrift geschrieben: „Ich verfüge, den Schüler N. N. zum Examen zuzulassen."

Das war ein in der Schulpraxis unerhörter Übergriff der höheren Instanz. Die gewissenhaft erwogene Entscheidung der Lehrerkonferenz durfte der Kurator nicht einfach umstoßen! Wollte ich aber einen Konflikt zwischen Kapustin und einer deutschen Kirchenschule vermeiden, so mußte ich den Kurator noch heute zur Zurücknahme seiner formell und sachlich unrichtigen Entscheidung bewegen. Wie aber, wenn Kapustin durch diese Eigenmächtigkeit gerade einen Konflikt mit der Petrischule herbeiführen wollte? Wenn er nun bei seiner Entscheidung beharrte, und ihre Nichterfüllung als Auflehnung gegen die Obrigkeit ausbeutete? Nach allem, was wir bereits erlebt hatten, war das wohl möglich.

Um mir den Rücken zu decken und einen Stützpunkt in dieser fatalen Affäre zu gewinnen, suchte ich den mir seit Jahren gut bekannten Gehilfen des Unterrichtsministers Nikolai Miljewitsch Anitschkow, auf, trug ihm die Sache konfidentiell vor und bat ihn um seinen Rat. Anitschkow war über die Eigenmächtigkeit des Kurators entrüstet und riet mir, die beiden Schüler nicht zum Examen zuzulassen, ihre Bittschriften mit der Entscheidung des Kurators aber morgen früh dem Minister zu überreichen. Er, Anitschkow, würde um 9 Uhr beim Minister sein und dort meine gute Sache vertreten. — Ich dankte ihm, wandte aber ein, daß ich doch zuerst versuchen müßte, ob der Kurator seine unhaltbare Verfügung nicht von sich aus zurücknehmen würde. Kapustin sei doch mein nächster Vorgesetzter, über den hinweg ich mich nicht an die höhere Instanz wenden dürfte. „Warum denn nicht?" meinte Anitschkow. „Michail Nikolajewitsch hat Ihnen doch das Beispiel gegeben, wie man's machen muß. Verdient hat er diese Rücksicht nicht, aber tun Sie, was Sie für richtig halten."

Ich versprach Anitschkow, daß ich ihm über das Resultat meiner Unterredung mit Kapustin sogleich schreiben werde, und ging kampfbereit zum Kurator. Mein vorsorgliches Rüstzeug erwies sich jedoch als ganz unnütz. Als ich dem Kurator kategorisch erklärte, daß ich als Direktor eine Verfügung, welche die Autorität der Lehrerkonferenz vernichte, nicht ausführen könnte, und ihm sodann darlegte, weshalb ich seine Entscheidung in diesem Falle für formell und sachlich unrichtig hielte, — erklärte Kapustin zu meinem Erstaunen seine volle Übereinstimmung mit meiner Auffassung. Er hätte den Beschluß

der Lehrerkonferenz durchaus nicht umstoßen wollen, sondern nur verfügt, die beiden Schüler zum Examen zuzulassen, — falls die Konferenz es für möglich erachte. Die Kühnheit dieser Logik imponierte mir nicht wenig. „Sehr gut, Exzellenz", sagte ich noch immer mißtrauend, „wenn Sie das so gemeint haben, dann bitte ich Sie, Ihre Resolution auch in diesem Sinne auf die Bittschriften zu schreiben."

„Mit dem größten Vergnügen", sagte der Kurator, setzte sich an den Schreibtisch und fügte seiner kategorischen Resolution den kontradiktorischen Nachsatz hinzu: „falls der pädagogische Konseil es für geeignet halten sollte." Damit hatte er den Sinn seiner ersten Entscheidung tatsächlich aufgehoben.

Sehr zufrieden mit diesem Erfolg steckte ich die beiden erledigten Bittschriften in die Tasche, und wir plauderten noch ein Weilchen über die Organisation der Realschulen. Dabei stellte sich heraus, daß M. N. Kapustin der Ansicht war, die Handelsabteilung einer russischen Realschule bestände aus sieben aufsteigenden Klassen. Mein Widerspruch mit der Berufung auf die Tatsache, daß ich seit Jahren Leiter einer solchen Handelsabteilung sei, überzeugte den Kurator nicht. „Dann ist es nur an Ihrer Petrischule so", erwiderte er, suchte den Ustaw der Realschulen hervor und blätterte in ihm. „Sie haben Recht", sagte er, „die Handelsabteilung hat wirklich nur sechs Klassen"

Zur Zeit meines Amtsantritts war der oben erwähnte Nikolai Miljewitsch Anitschkow Bezirksinspektor, wurde dann Direktor des Departements im Ministerium der Volksaufklärung und schließlich Gehilfe des Ministers. In allen diesen Stellungen habe ich mit ihm zu verhandeln gehabt und in ihm stets einen sehr klugen, gerechten und gefälligen Beamten geschätzt, dem ich manchen guten Rat verdankte. Gleich im Beginn unserer amtlichen Beziehungen sagte er mir etwa Folgendes: „Sie kennen die hiesigen Verhältnisse noch nicht. Da darf ich Ihnen wohl einen Rat geben. Nehmen Sie niemals Schüler russischer Nationalität auf, falls diese nicht die deutsche Sprache so weit beherrschen, daß sie dem Unterricht ohne Schwierigkeiten folgen können. Jeder Russe, der in einer deutschen Kirchenschule nicht gut vorwärts kommt, gereicht dieser Schule zum Nachteil. Die Eltern sind mit der deutschen Schule unzufrieden, geben ihr die Schuld, wenn das Kind nicht gute Fortschritte macht, und schimpfen im Kreise ihrer Bekannten auf die fremde Schule. — Aber auch das Kind selbst fühlt sich in der Schule nicht wohl, weil ihm der Unterricht viel zu schwer ist, da es nicht alles voll verstehen und richtig auffassen kann. Wenn ein solcher Schüler wegen mangelhafter Fortschritte die deutsche Schule verläßt und in einer russischen gut vorwärts kommt, wird er auch im späteren Leben den deutschen Kirchenschulen nicht freundlich gesinnt sein. — Aber noch aus einem anderen Grunde sollten Sie solche Schüler sich fernhalten. Kinder, welche die Unterrichtssprache nicht beherrschen, hemmen in ihrer Klasse den Unterricht und drücken das Niveau

der Schule allmählich hinunter. Denn wenn sie Fortschritte machen sollen, müssen sich die Lehrer ihnen ganz besonders widmen, und dadurch entziehen sie die Zeit den übrigen Schülern. Das muß allmählich auf die Leistungen der ganzen Klasse nachteilig wirken. Die Leistungen der Kirchenschulen müssen aber immer auf der Höhe der Normalprogramme bleiben. Denn nur in den voll befriedigenden Leistungen und in der guten Disziplin sieht die Regierung die Existenzberechtigung der deutschen Kirchenschulen. Diese müssen daher aus Gründen der Selbsterhaltung für ein gutes Schülermaterial und ein tüchtiges Lehrerpersonal sorgen und sich nicht durch zu weit gehende Nachsicht bei der Aufnahme rein russischer Kinder von ihrer eigentlichen Aufgabe ablenken lassen."

Diese klugen Erwägungen eines Regierungsbeamten, der durchaus nicht für deutschfreundlich galt, habe ich in der Praxis nach Möglichkeit zu beachten gesucht. Es ist den Kirchenschulen ein Leichtes, ihre unteren Klassen übermäßig zu füllen, wenn sie Kinder ohne genügende Kenntnis der deutschen Umgangssprache aufnehmen. Die stattliche Schülerzahl der einzelnen Klassen scheint auf den ersten Blick sogar manche Vorteile zu bieten. Erstens dient sie als Beweis der Wertschätzung der deutschen Schule im Publikum, sodann gewährt sie der Schule größere Einnahmen an Schulgeld. Letzteres — der nervus rerum — erscheint als wesentliches Moment bei der unaufhaltsamen Steigerung aller Ausgaben für Gehalt und Hygiene. Aber trotz dieses praktischen Nutzens einer großen Frequenz bin ich der Überzeugung, daß der Fortbestand deutscher Kirchenschulen mit den Rechten der entsprechenden Kronsanstalten in Rußland nur solange gesichert ist, als die deutsche Schule ihre wichtige kulturelle Aufgabe in rechter Weise erfüllt, indem sie auf dem Boden deutscher Pädagogik verbleibt, im evangelischen Geiste erzieht und in deutscher Sprache unterrichtet. Gerade was ihre Sonderart bedingt, gibt der deutschen Schule ihren wahren Wert, ist die Quelle ihrer Kraft zu ersprießlicher Arbeit und zur erfolreichen Abwehr nivellierender Tendenzen. Dadurch wird eine gewisse Exklusivität für die evangelischen Kirchenschulen zur unerläßlichen Lebensbedingung. Die weise Beschränkung auf den Kreis der ursprünglichen Bestimmung ist daher weder engherzig, noch intolerant, sondern vielmehr der natürliche Selbsterhaltungstrieb eines eigenartigen, zielbewußten Organismus.

Meine erste pädagogische Aufgabe in St. Petersburg war natürlich, mich mit dem Betriebe der großen Petrischule, mit meinen vielen Mitarbeitern und ihren Leistungen bekannt zu machen. Diese Arbeit wurde dem neuen Ankömmling durch die anfangs unvermeidlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen oft erschwert. Ich war in Riga an die sich meist bis weit nach Mitternacht ausdehnende Geselligkeit der Residenz nicht gewöhnt gewesen und büßte nun durch sie an Frische und Stimmung ein. Als Provinzler besaß ich auch nicht die Gewandtheit der Causerie und pointierter Toaste. So fühlte ich mich gleich anfangs in

St. Petersburg nicht heimisch, und je mehr ich die Sitten und Lebensanschauungen der Residenz kennen lernte, desto weniger wurden sie mir sympathisch.

Das pädagogische Arbeitsfeld aber war groß und vielseitig und bot nach jeder Richtung hin lockende Aufgaben. Um in jeder der 32 Klassen, die ich vorfand, auch nur eine Stunde anzuhören, bedurfte es fast eines Monats. Und wie unzureichend und zufällig sind oft die Eindrücke einer einzigen Stunde! Ich mußte also eifrig hospitieren, wollte ich die Leistungsfähigkeit der Lehrenden und Lernenden auch nur einigermaßen kennen lernen.

Der Besuch der Lehrstunden durch den Direktor muß damals an der Petrischule nicht üblich gewesen sein, denn einige der älteren Lehrer verargten mir diese „Kontrolle", in der sie ein Zeichen des Mißtrauens erblickten. „Schon mehr als 25 Jahre unterrichte ich an der Petrischule", äußerte ein im Amt ergrauter, sehr beliebter Lehrer, „und jetzt hält dieser junge Direktor es für geboten, meinen Unterricht zu kontrollieren."

Ja, diesem „jungen Direktor" machten sein zu geringes Alter und noch mehr sein zu jugendliches Aussehen das schwere Amt gerade nicht leichter. Mit meinen 33 Jahren war ich tatsächlich jünger als fast alle Herren und Damen im Lehrerkollegium. Bartlos und von schmächtiger, mittelgroßer Figur machte meine äußere Erscheinung aber noch einen weit jüngeren Eindruck und hatte ganz und gar nichts Imponierendes. Als ich dem Generalsuperintendenten Laland meinen Antrittsbesuch machte, mußte ich im Wohnzimmer ein wenig warten. Da wurde die Tür zu seinem Arbeitszimmer geöffnet, ein junger Pastor trat heraus, sah mich an und sagte rückwärts gewandt: „Du, Laland, da will dich ein junger Mensch sprechen." Dieser „junge Mensch" stellte sich dem Generalsuperintendenten als Direktor der Petrischule vor, der junge Pastor aber war trotz seines stattlichen Aussehens noch ein Jahr jünger als ich.

Während ich mir einen möglichst genauen Einblick in den Zustand der Petrischule zu verschaffen suchte, traten aus dem Chaos der Eindrücke immer klarer und bestimmter die nächsten und wichtigsten Aufgaben einer inneren Reform hervor. Mein tatkräftiger Vorgänger Mag. H. Graff hatte zuerst für den äußeren Ausbau der wachsenden Schule sorgen müssen. Als er diese Aufgabe gelöst hatte und sich eben der inneren Reorganisation zuwenden wollte, riß ihn der Tod aus dem halbbeendeten Werk. Was nun seinem Nachfolger als Erbe zufiel, war vielleicht der schwierigere Teil der ganzen, dringend nötigen Reformarbeit, sicherlich war es der undankbarere Teil. Denn die stille pädagogische Tätigkeit im Innern einer Schule, die in den Lehrplänen, der Methode des Unterrichts, dem harmonischen Zusammenwirken vieler Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele, in unzähligen scheinbar kleinen, aber für das Ganze nützlichen Einrichtungen und Anordnungen zum Ausdruck gelangt, — diese mühselige pädagogische Arbeit entzieht sich nicht bloß dem Auge des großen Publikums, sondern bleibt auch denen verborgen, die der Schule näher

stehen und für ihr Wohlergehen interessiert sind. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung. Die Wichtigkeit didaktischer Fragen kann nur der in ihrem vollen Wert erfassen, der selbst im Lehrberuf tätig ist. Und sogar bei meinen Berufsgenossen fand ich manchmal wenig Verständnis und Interesse für die Fortschritte auf dem Gebiet der Pädagogik.

Was ich in den ersten Jahren mit Hilfe des Schuldirektoriums und Kirchenrats von meinen Reformplänen verwirklichen konnte, das habe ich bereits in einer Jubiläumsschrift: „Geschichte der St. Petrischule von 1862 bis 1887" dargelegt. Als das Wichtigste dürften dort wohl die Statuten über Gehalt und Pension der Lehrenden erscheinen. Es lag mir daran, allen an der Petrischule Lehrenden eine den damaligen Lebensverhältnissen der gebildeten Stände entsprechende Einnahme zu verschaffen und ihnen im Alter eine sorgenfreie, wenn auch leider kärgliche Existenz zu sichern. Die Gehälter und Pensionen an den Mittelschulen des Staates waren damals viel zu gering, um dieses humane Ziel auch nur einigermaßen zu erreichen. Aber die Petrischule zahlte noch viel weniger als die Kronsanstalten. Nun ging sie durch das neue Statut vom Jahre 1881 weit über die Kronsnorm hinaus und dennoch konnte sie durch diese Erhöhung des Gehalts nur eine relative Besserung der materiellen Lage ihres Lehrpersonals erreichen. Doch wurde durch die neuen Statuten vor allem der Grundstein zu einer objektiven und gerechten Normierung des Gehalts und der Pensionen gelegt, die jede Willkür ausschloß und dem Lehrer einen klaren Rechtsboden gab. Auf dieser Grundlage konnten in Zukunft die einzelnen Gehaltsätze, den Bedürfnissen des täglichen Lebens entsprechend, erhöht werden.

Um die didaktischen Reformen, die ich für meine wichtigste Aufgabe erkannt hatte, zielbewußt und sachkundig in Angriff zu nehmen, mußte ich vor allem meine noch sehr lückenhafte Kenntnis des deutschen Schulwesens vervollständigen. Zu diesem Zweck benutzte ich mehrere Jahre hindurch die ersten Wochen der russischen Sommerferien, um in Berlin, Leipzig und Halle a. S. eifrig in Gymnasien, Realschulen, höheren Töchterschulen, Bürger- und Elementarschulen und Lehrerseminaren zu hospitieren. Der Besuch deutscher Schulen war in den achtziger Jahren den Ausländern noch nicht durch beschränkende Formalitäten erschwert. Es genügte damals die Erlaubnis des Direktors, um in allen Fächern den Unterricht beliebig lang anhören zu dürfen. Ich fand in Deutschland bei allen Direktoren, ohne eine einzige Ausnahme, das liebenswürdigste Entgegenkommen, geduldige Erläuterung didaktischer Fragen und manchen dankenswerten Hinweis. Mit einigen meiner deutschen Kollegen, besonders mit dem tüchtigen Direktor des Königl. Lehrerinnen-Seminars in Berlin Karl Supprian bin ich auch späterhin in freundschaftlichen Beziehungen geblieben.

In Riga hatte ich keine Gelegenheit gehabt, das Mädchenschulwesen und die Methodik der Elementarfächer kennen zu lernen. Das mußte ich also

als neuen Gegenstand erlernen, während ich zugleich in den Gymnasien und Realschulen Deutschlands die Muster für einen gedeihlichen Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik suchte und meist auch fand. Nach der alle Kräfte beanspruchenden Zeit der Examina, der Versetzungen und des Schlußaktes an der großen Petrischule waren mir diese drei Wochen konzentrierter geistiger Arbeit in den Schulen Deutschlands nicht gerade ein Stück Ferienerholung, und ich stand oft am Ende meiner Aufnahmefähigkeit, wenn ich die letzten Notizen eintrug und mich ins Hochgebirge begab, wo es keine Lehrstunden und keine Gespräche über Methodik und Programme gab. Ich war bis zur Erschöpfung schulmüde und ging daher auf der Ferienreise meinen sonst hochgeschätzten Fachgenossen vorsichtig aus dem Wege.

Was ich an Wertvollem in den Schulen Deutschlands eingeheimst hatte, das ließ sich durchaus nicht so ohne Weiteres auf die Petrischule übertragen. Es sollte aber auch nur als Muster dienen, konnte nur ein Vorbild dessen sein, was unter den wesentlich andersartigen Verhältnissen und mit den vorhandenen Lehrkräften allmählich anzustreben war. Die deutschen Kirchenschulen in Rußland sind ihrem innersten Wesen nach — zweisprachig. Am Schluß des Kursus muß von ihren Zöglingen die Reichssprache theoretisch und praktisch ebenso gründlich beherrscht werden, wie von Schülern russischer Lehranstalten. Es sind dieselben Themata für den russischen Aufsatz, dieselben Forderungen beim mündlichen Examen. So geht dem deutschen Schüler ein großer Teil seiner Zeit und Kraft auf die Aneignung der russischen Literatur und der russischen Schriftsprache hin, und da die Energie eines jeden Menschen naturgemäß begrenzt ist, so erleiden die übrigen Fächer eine empfindliche Einbuße an Umfang und Vertiefung. Einsprachige Schulen gewinnen dagegen in gleichem Maße an Arbeitszeit und an Konzentration.

Aber noch ein anderer wesentlicher Faktor kommt bei dem Vergleich unserer Kirchenschulen mit den entsprechenden Schulen Deutschlands in Betracht — die Unterrichtszeit. In Deutschland hat das Jahr mindestens 225 Schultage, in Rußland höchstens 185. Der volle Gymnasialkursus hat in Deutschland in 9 Jahren also 2025 Schultage, in Rußland in 8 Jahren bloß 1480, also 545 Schultage weniger. Wollte man in einem Gymnasium Rußlands das gleiche Quantum an Lehrstoff mit der gleichen Gründlichkeit wie in Deutschland durcharbeiten, so müßte das russische Gymnasium um rund drei Jahreskurse erweitert werden. Noch augenfälliger ist der Vergleich der Realschulen. Hier bleibt die russische Realschule mit ihren bloß 7 Klassen um 730 Schultage oder 4 Jahreskurse hinter der Oberrealschule Deutschlands zurück. — Sind diese Zahlen auch nicht absolut feststehende, geben sie auch nur die annähernde Durchschnittsgröße der auf die Mittelschulbildung verwandten Zeit an, so zeigen sie doch überzeugend die große Differenz zwischen der Jugendarbeit in Deutschland und in Rußland.

Ein annähernder Ausgleich könnte freilich durch Beschränkung der

unmäßig vielen Feiertage und durch Verkürzung der viel zu langen Sommerferien erzielt werden. Aber für diese beiden Maßregeln sind die kulturellen Verhältnisse offenbar noch nicht reif. Durch die zahlreichen einzelnen Feiertage wird der russischen Jugend ein Gut von höchstem Werte vorenthalten, — die Gewöhnung an ununterbrochene, intensive Arbeit. Diese Gewöhnung an die immer gleichgestellte Uhr der Pflicht und an eine gleichmäßige Tätigkeit ohne beständige Ablenkung und ohne andere Unterbrechungen im werktäglichen Schaffen, als die nötige physische Erholung und geistige Erfrischung erheischen, — eine solche Reform der russischen Schule wäre eine ruhmreiche Aufgabe eines großen nationalen Pädagogen. Die Gewöhnung an Ausdauer und Pflichterfüllung wäre der russischen Jugend sicherlich von weit größerem Nutzen, als alle Reglementierungen und Programmänderungen, als militärische Paradeübungen und zerstreuende Exkursionen in ferne Gegenden. Der von Natur gut veranlagten und geistig regen russischen Jugend fehlt es zur Tüchtigkeit in wissenschaftlichen Leistungen, wie auch in allen praktischen Berufen, hauptsächlich an zäher Ausdauer, an Gründlichkeit und Genauigkeit. Das aber sind Erziehungsaufgaben, zu deren Lösung die Schule verpflichtet ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich ein anschauliches Bild des Unterrichts in der Petrischule, wie ich ihn im Jahre 1880 vorfand, entwerfen wollte, müßte ich befürchten, einer maßlosen Übertreibung oder gar einer gehässigen Entstellung beschuldigt zu werden. Aus diesem Grunde und aus anderen naheliegenden Gründen nehme ich davon Abstand. Außerdem pflegen rein pädagogische Betrachtungen weitere Kreise nicht zu interessieren.

Gewiß gab es auch damals, vor mehr als dreißig Jahren, an der Petrischule talentvolle und kenntnisreiche Lehrer, wie den leider viel zu früh verstorbenen Mathematiker Karl Mittellacher (gest. 1885), den Philologen Hermann Woronowicz, den anregenden Interpreten deutscher Literatur Franz Ackermann, die vortreffliche französische Lehrerin Johanna Waubke u. a. Aber es fehlte nicht nur in allen Abteilungen der Schule an genauen, klar durchdachten Lehrplänen, sondern im allgemeinen auch an der Berücksichtigung der Gesichtspunkte und Normen, die das Unterrichtswesen in Deutschland und der Schweiz während der letzten Dezennien zu hoher Blüte gebracht hatten.

In der Töchterschule erleichterten äußere Vorgänge meine Reorganisationspläne in unerwartet günstiger Weise. Die hochgeschätzte langjährige Direktrice Frau Adele Webber, die in den Schulräumen ein großes Mädchenpensionat hielt, zugleich aber ihre Zeit und altersschwache Kraft (sie stand im 81. Lebensjahre) zwischen der Schule und der Pflege eines gelähmten Mannes und eines geisteskranken Sohnes teilte, nahm im Herbst 1880 ihren Abschied. So hatte ich freies Feld für durchgreifende Änderungen. Das Internat wurde trotz ernster Bedenken im Direktorium aufgelöst. Schon die nächsten Jahre zeigten die Richtigkeit dieser Maßregel: infolge der festeren Disziplin und des all-

mählich verbesserten Unterrichts wuchs die Zahl der Schülerinnen, so daß neue Parallelklassen eröffnet werden mußten.

Im Jahre 1885 hatte ich das Glück, in Fräulein Natalie von Dobrowolski eine in Rußland und darnach in deutschen Seminaren pädagogisch gründlich ausgebildete und hervorragend begabte Lehrkraft für die Töchterschule zu gewinnen. Durch ihre kundige Hilfe wurde es mir möglich, zwei Vorbereitungsklassen an der Töchterschule zu errichten. Der Elementarunterricht, den Fräulein von Dobrowolski in diesen Klassen erteilte, war in jeder Hinsicht mustergiltig. Sein vorbildlicher Einfluß machte sich bald auch in den unteren Klassen der Töchterschule geltend und sogar über die Petrischule hinaus in anderen Lehranstalten. Auch dort mußte mit der veralteten, rein gedächtnismäßigen und daher wenig anregenden Lehrweise gebrochen werden, wollte man nicht pädagogisch rückständig erscheinen.

Die greifbaren Erfolge in der Töchterschule bilden aber auch die einzigen Lichtblicke in meinem langjährigen Wirken in St. Petersburg. Hätte ich vor der Übernahme einer so großen und verantwortlichen Aufgabe mehr Menschenkenntnis und mehr Lebenserfahrungen besessen, so hätte ich sie wohlweislich nicht übernommen. Denn ich hätte mir sagen müssen, daß die innere Reorganisation eines großen Schulwesens unvermeidlich in die Interessensphäre und die festgewurzelten Gewohnheiten des Lehrpersonals eingreifen muß, daß ich also mit dem energischen Widerstand derer werde rechnen müssen, die meinen Intentionen nicht folgen wollten oder konnten. Daher konnte ein Widerstreit der Ansichten nicht ausbleiben. Denn dem von mir erstrebten didaktischen Fortschritt stand die „alte Tradition" der Petrischule feindlich gegenüber. Ich hätte mir sagen müssen, daß durchgreifende Änderungen im Unterricht naturgemäß die Persönlichkeit vieler Mitarbeiter empfindlich berühren werde und daß auch ein Streben nach sachlich berechtigten Zielen notwendig zu persönlichen Konflikten führen müsse.

Die Art einer jeden langjährigen Praxis läßt sich nicht gutwillig ändern, da wohl nur selten ein Mensch die Fehler seiner bisherigen Tätigkeit klar erkennen oder auf fremden Wunsch hin in neue Geleise einlenken wird. Man versuche doch einen älteren Pastor zu veranlassen, besser zu predigen als bisher, oder einen alten praktischen Arzt, seine Patienten nach neuen, ungewohnten Methoden zu untersuchen. Aber noch weit mehr ist ein Lehrer mit seiner gewohnten Unterrichtsweise verwachsen: sie ist der unmittelbarste Ausdruck seiner geistigen und moralischen Individualität. Wer also seinen Unterricht angreift, der verletzt sein Selbstbewußtsein, der setzt seine Persönlichkeit herab. Dagegen aber verwahrt er sich mit allen Mitteln. Das ist psychologisch erklärlich und daher menschlich verständlich. Es ist eine Art Autoreneitelkeit, die H. Heine zu der geliebten Frau sagen läßt: doch wenn du meine Verse nicht lobst, so laß ich mich von dir scheiden. Hätte ich 1880 diese Einsicht besessen, so würde ich den Ruf an die St. Petrischule sicherlich nicht angenommen haben. Ein sehr

kluger, erfahrener Mann warnte mich freilich und riet mir, abzulehnen — der Oberpastor Johannes Lütkens. Aber die Jugend ist zu selbstbewußt, um die Lebensweisheit des reiferen Mannes unbedingt anzuerkennen. Jeder strebende Mensch geht schließlich doch den Weg, den ihm seine individuelle Veranlagung vorzeichnet und macht auf seiner Lebensreise seine eigenen Erfahrungen. Nur die eigenen Erfahrungen erschließen uns die tiefere Erkenntnis der Lebenswerte, sie heben uns über das Alltägliche empor zu einer reiferen, abgeklärten Betrachtung der treibenden Kräfte in der Ereignisse Flucht.

Gewiß hätte ich mein Amt an der Petrischule auch in behaglichem Frieden und gemütlicher Ruhe führen können. Ich brauchte bloß alles seinen alten, gewohnten Gang weiter gehen zu lassen und mich um den Wert der Tätigkeit meiner einzelnen Mitarbeiter in schönem Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit nicht zu bekümmern. Ich brauchte mich nur unter die Fahne der fast geheiligten „alten Tradition" der Petrischule zu stellen, um mit jedem gut Freund zu sein und zu bleiben. Es wäre das sehr bequem, sehr leicht und sehr gewissenlos gewesen. Nein, lieber in rastlosem Kampf für eine als gut und nützlich erkannte Sache sich aufreiben, als in egoistischer Ruhe sich selbst als feilen Mietling erkennen und mißachten.

Wollte ich an dieser Stelle alle die schmerzlichen Erlebnisse, die mich noch jetzt oft im Traume quälen, mitteilen, — und ich glaube manches Interessante erzählen zu können, — so müßte ich dabei notwendig Personen charakterisieren und handelnd vorführen, die bereits der Grabhügel deckt. Mit den Toten aber will ich nicht rechten. Requiescant in pace!

Aber auch manche pädagogische Erfahrung habe ich im Verlauf meiner Tätigkeit an der Petrischule machen können. Vor allem wurde es mir durch mich selbst ad oculos demonstriert, daß zum Leiter einer großen Lehranstalt nur ein Mann mit unerschütterlich starken Nerven und mit normalen Sinnesorganen taugt. Ueber beides verfügte ich leider nicht. Von Jugend auf war ich von einer leicht erregbaren Sensibilität. Jahre voll übermäßiger geistiger Arbeit und zu geringem Schlaf steigerten diesen Konstitutionsfehler, gegen den der Wille sich nur zu oft als machtlos erwies. Ich erfuhr immer wieder die Wahrheit der in meiner Jugend kaum verstandenen Sentenz des Horaz: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Die für die Amtsführung eines vielgeplagten Direktors so nötige „Wurstigkeit" habe ich nie besessen, und mein cholerisches Temperament hat mir manchen bösen Streich gespielt und viel geschadet.

Ferner war ich schon als Kind kurzsichtig, und das Studium der Philologie, sowie häufige Nachtarbeiten am Schreibtisch hatten meine Sehschärfe mehr und mehr vermindert. Da ich Physignomien in ihren charakteristischen Merkmalen nicht wahrnahm, so bildete sich in mir kein Personengedächtnis aus. Ein solches, und zwar ein gutes, ist aber dem Schuldirektor unerläßlich. Die meisten seiner Zöglinge sieht er nicht, wie der Lehrer, während des täg-

lichen Unterrichts stundenlang vor sich, sondern sein Auge streift nur gelegentlich und meist flüchtig den einzelnen Zögling. Dieser kurze Moment muß aber zur festen Einprägung der Physiognomien genügen. — Da ich nun bei jeder persönlichen Begegnung den Schüler nicht wiedererkannte und ihn erst nach seinem Namen fragen mußte, so wurde daraus der „Mangel an Interesse für die Schüler" konstruiert. Ein solches Schlagwort wirkt bekanntlich suggestiv, und seine Wirkung ist nicht zu hemmen. Wohl nichts hat mich an der Petrischule so betrübt und gekränkt als dieser Vorwurf, der völlig unbegründet war und den ich daher als bitteres Unrecht empfand.

Nachdem ich 19 Jahre mein schweres Amt an der Petrischule geführt und die Reorganisation des Unterrichts nach Möglichkeit beendet hatte, waren meine Nerven durch den Kampf mit Hemmnissen aller Art und durch viele Mißhelligkeiten so geschwächt, daß ich mich meiner Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlte und meinen Abschied nahm. Es war ein großer Fehler gewesen, daß ich diesen Schritt nicht schon zwei Jahre früher, gleich nach Ausdienung meiner Pension, getan hatte. Mir wäre dadurch viel Herzeleid erspart worden. — Ein anderer, nicht geringerer Fehler war, daß ich nicht im Laufe meiner Amtszeit einmal einen längeren Urlaub genommen hatte, um meine angegriffenen Nerven über die Ferienzeit hinaus gründlich zu stärken. Doch das war nun nicht mehr zu ändern.

Mitte Juni 1899 verließ ich die Petrischule, der ich während meiner besten Mannesjahre alle meine Kräfte gewidmet hatte. Ich wollte mit meiner Frau in Deutschland ein stilles und billiges Asyl für unsern Lebensabend suchen, womöglich in einer kleinen Universitätsstadt, die mir geistige Anregung und wissenschaftliche Fortbildung bieten konnte. Während wir zu meiner Erholung in Italien weilten, wurde mir noch einmal eine neue pädagogische Aufgabe gestellt, der ich mich mit freudiger Begeisterung widmete.

In meiner Vaterstadt Riga hatte die Börsenkaufmannschaft beschlossen, eine Kommerzschule (höhere Handelsschule) zu gründen und betraute mich mit der inneren Organisation und der Leitung dieser neuen Lehranstalt. So hatte ich das unerhoffte seltene Glück, unter möglichst günstigen Verhältnissen und gefördert durch einen Verwaltungsrat aus klugen, tatkräftigen und wohlwollenden Männern meine in 27 Jahren erworbenen pädagogischen Kenntnisse bei dem Bau eines großen Schulhauses und seiner inneren Einrichtung, sowie bei der Organisation des Unterrichts praktisch zu verwerten. Wahrlich, eine schönere Aufgabe kann sich ein Schulmann als Abschluß seiner pädagogischen Lebensarbeit nicht denken!

Und schön und erquickend waren diese letzten sieben Jahre meiner Tätigkeit als Direktor der Rigaer Kommerzschule. Die stets großzügige und einsichtsvolle Betätigung des Verwaltungsrates, die sichtbaren Erfolge unserer gemeinsamen Schaffenslust, die nie gestörte Harmonie mit Lehrern und Schülern,

В. Бельзенъ · 1903

besonders deren liebevolles Vertrauen und der gesunde, frische Geist in der jungen, aufstrebenden Schule, — das alles wurde mir zu einem Quell immer neuer Freuden und eines warmen, erhebenden Gefühls der Befriedigung. Diese unvergeßlich schönen sieben Jahre waren mir eine reiche Entschädigung für manches frühere Mißgeschick.

Leider zwang mich ein ernstes Augenleiden bereits im Sommer 1907 diese mich so sehr befriedigende Tätigkeit aufzugeben. Die Erinnernng aber an alles Gute und Liebenswerte, das ich meinen Mitarbeitern an der Rigaer Kommerzschule verdanke, bestrahlt wie ein rosig leuchtendes Licht meinen Lebensabend und wird erst im Tode erlöschen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Jacob Belsen.

Ein Künstlerleben.

Von Oskar Grosberg (St. Petersburg).

Das Kunstleben Petersburgs bewegt sich, soweit es sich um die bildende Kunst handelt, in absonderlichen Bahnen. Mehr als in anderen Berufen bedingen den Erfolg eines Malers oder Bildhauers nicht so sehr Talent und Fähigkeiten, wie Konnexionen, die auch sonst wohlbekannte „Versicherung" nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit, die in der heiteren Welt der Kunst, die so sehr nach Brot gehen muß, nur dann erlangt werden kann, wenn man sich mit Herz und Hand einem der bestehenden Kunstklüngel ergibt und den Nacken willig unter das Joch eines der mächtigen Parteipäpste beugt. Wer das will und vermag, der ist in der Mehrzahl der Fälle wohl aufgehoben, denn man wird dafür sorgen, daß sein, wenn auch noch so kleines Talent ins rechte Licht gerückt, d. h. der Öffentlichkeit, die ja in den Dingen der Kunst im allgemeinen von großer Urteilslosigkeit ist, in der entsprechenden Aufmachung präsentiert und von Zeit zu Zeit in angenehme Erinnerung gebracht wird.

Auf diese Weise geschieht es, daß notorische Nichtigkeiten zu Namen und Bedeutung gelangen, während Künstler von unbezweifelbaren Qualitäten, die an diesem Treiben nicht teilnehmen wollen, sondern sich von ihm angeekelt fühlen und ihre künstlerische Unabhängigkeit über die in fast allen Klüngeln hervorstechenden geschäftlichen Interessen stellen, sich nicht nur mühsam emporringen müssen, ehe sie endlich zur Geltung gelangen, sondern wohl auch bei passender Gelegenheit geflissentlich an die Wand gedrückt werden, weil sie sich vermessen, wider den Stachel zu löcken.

Nur aus diesem Gesichtspunkte heraus läßt es sich erklären, daß ein Künstler von den hohen Qualitäten Jacob Belsens, der sich schon längst der

Wertschätzung eines großen, stetig wachsenden Kreises von Kunstfreunden und Kunstkennern erfreut, der größeren Öffentlichkeit jahrelang verborgen bleiben konnte und daß seine feine und vielseitige Kunst noch immer nicht von einem der großen, führenden Kunstverbände „entdeckt" worden ist.

Jacob Belsen.

Belsen hat das sehr gewagte Experiment unternehmen müssen, mit zwei anderen Künstlern im Januar dieses Jahres eine Ausstellung zu veranstalten, um endlich an die größere Öffentlichkeit treten zu können. Wer die Petersburger Kunstverhältnisse kennt, weiß, daß solch ein Experiment in der Tat sehr gewagt ist, weil kleine Ausstellungen in Petersburg gemeiniglich nicht auf Erfolg rechnen dürfen, — sie sind beim Publikum nicht beliebt. Solche Ausstellungen sind gewissermaßen Versuche auf Tod und Leben, an denen sich schon so manches vielversprechende Talent verblutet hat. Belsen hat das Experiment ungestraft vornehmen können; sein starkes und eigenartiges Talent

hat alle Schwierigkeiten überwunden, und die Ausstellung hat sich auch auf weitere Kreise als zwingend erwiesen. Die Ausstellung, die im Salon Dobytschina stattfand, war für große kunstliebende Kreise eine Offenbarung und für den Künstler ein schöner Sieg, den die Kritik, soweit sie von den herrschenden Kunstparteiströmungen unbeeinflußt ist, freudig verkündete und damit den Namen des Künstlers in die Welt hinaustrug.

Bevor wir auf die Kunst und Schaffensart Belsens näher eingehen, seien einige Angaben über Leben und Werdegang des Künstlers gegeben. Man muß ihn seinem künstlerischen Wesen und seinen Jahren nach zu den „Jungen" zählen; er hat noch nicht die Mitte der Vierziger überschritten. Jacob Belsen ist, obwohl von baltischer Herkunft, in Petersburg geboren, wo er die Reformierte Schule besuchte. Schon in der Schule trat eine der Seiten der künstlerischen Begabung Belsens in die Erscheinung, — der Hang zur Karrikatur, der er bis zum heutigen Tage die Treue gewahrt hat. Er zeichnete Karrikaturen, die wohl den ungeteilten Beifall seiner Klassenkameraden, jedoch nicht die Billigung seiner Lehrer fanden. Der Dornenweg des Künstlerdaseins tat sich ihm hier zum ersten Male kund, denn seine künstlerischen Versuche trugen ihm die üblichen Schulstrafen ein, auf die zu Hause prompt die ebenso übliche Reaktion zu folgen pflegte. Aber alle Unbill vermochte doch nicht den künstlerischen Drang des Knaben zu unterdrücken, — neben den geliebten Zeichenstift trat gar bald der Pinsel des Aquarellisten; er machte sich unverzagt an das Kopieren von Vorbildern, die, so will es nun einmal die Weltordnung, so schlecht als nur irgend möglich waren. Mehr Nutzen als von diesen Exerzitien hatte der angehende Künstler, der unbedingt einen Brotberuf ergreifen wollte, von dem nebenher laufenden Besuch der Stieglitzschen Zeichenschule, die in Belsen die Neigung zum Ornament und zur Graphik, denen er wiederum treu geblieben ist, entwickelte.

Nach Absolvierung der Reformierten Schule bezog Belsen die Universität Petersburg, um nach dem Willen seiner Eltern mit heißem Bemühen in die Urwälder der Rechtslehren einzudringen. Nach zweijährigen Studien, die weniger der Fachwissenschaft galten, als daß sie benutzt wurden, um sich mit der heiteren Antike vertraut zu machen, gelang es Belsen doch, seinen Willen durchzusetzen und die Universität mit der Kunstakademie zu vertauschen; er wurde als Schüler der Akademie im Jahre 1890 inskribiert.

Es begann nun eine heiße, aber auch fördernde Arbeitszeit, die schon nahe am Abschlusse war, als die schon längst notwendig gewordene Reform der Akademie endlich durchgeführt wurde und Belsen als Meisterschüler in das Atelier des Prof. Kiwschenko gelangte. Kiwschenko, einer der besten Lehrer der damaligen Akademie, legte vor allen Dingen viel Wert auf ausdrucksvolles, mit geringen Mitteln charakterisierendes Zeichnen, also auf etwas, das für den zur Karrikatur und Graphik neigenden jungen Kunstschüler von größter Bedeutung sein mußte.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Belsens disziplinierter Stift kündet das Verdienst des trefflichen Lehrers. Auch Prof. Tschistjakow, eine vielfach verkannte, anekdotisch verschrobene, aber in ihrem inneren Wesen durch und durch künstlerische Persönlichkeit, ist für Belsen von segensreichem Einfluß gewesen; Tschistjakow hat ihm das Auge für strenges Zeichnen beigebracht, Belsen verdankt ihm daher eine technische Fertigkeit, die heutzutage selten genug anzutreffen ist.

Der Künstler auf der Jagd.

Mit 25 Jahren sagte Belsen der Akademie Valet, — er mußte nun ins praktische Leben hinaus und er ging gleich aufs Ganze, indem er sich unerschrocken in das Joch eines Zeichenlehrers an der Zeichenschule der Gesellschaft für Kunstförderung begab. Das Malen wurde, was in solcher Situation eigentlich selbstverständlich ist, bis auf Weiteres an den bekannten Nagel gehängt, an dem wohl der Brotbeutel baumelt, aber auch schon mehr als ein starkes und gutes Talent verdorrt ist. Das Malen Belsens hing lange an diesem verhängnisvollen Nagel. Die harte Arbeit wurde zur Fron, als der junge Maler 1897 dem Zuge seines Herzens folgte und heiratete. Der Künstler ging

nun ganz im Stundengeben auf, und er konnte sich nur in Zeichnungen ausleben, die er für zehn Rubel pro Seite an das seither völlig in Verfall geratene Witzblatt „Schut" lieferte. Ich entsinne mich noch dieser Zeit des „Schut", der damals zum Staunen seiner Leserschaft die Belsenschen Szenen aus dem antiken Leben brachte, von denen man wohl annehmen muß, daß der Herausgeber des „Schut" sie nur deshalb veröffentlichte, weil sie gut und wohlfeil, vor allen Dingen wohlfeil waren.

Zum Malen blieben in dieser zerreibenden Arbeit um das Brot nur die Sommerferien, die denn auch äußerst intensiv ausgenutzt wurden. Die Früchte der Studienfahrten ließen nicht lange auf sich warten; Belsen trat nach einigem berechtigten Zögern endlich doch an die Öffentlichkeit hervor, man begann ihn auf Ausstellungen anzutreffen, von ihm zu reden; die ersten, schwersten Schritte waren getan worden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Belsen damals noch ganz im Banne des Akademismus sich befand, daß er sich noch nicht gefunden hatte, wenngleich ihn ein dumpfer Drang nach der eigenen Note erfüllte.

Wenn Belsen in der ersten Zeit seiner selbständigen Künstlerschaft von dem Bestreben erfüllt gewesen war, möglichst viele „Skizzen" zusammenzubringen, — man suchte damals „Sujets", aber man studierte die Natur nicht im heutigen Sinne, — so kam er aus äußeren Gründen in den nächsten Jahren nicht einmal zum Skizzenmalen. Er mußte sich damit begnügen, das angesammelte Material aufzuarbeiten, und er trat nun wieder mit einigen Ölbildern hervor, die ansprachen und die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten; sie erschienen auf der Ausstellung der heute den äußersten rechten Flügel der Petersburger Maler bildenden „Petersburger Gesellschaft" und sie hoben sich, obwohl Belsen noch akademisch war, von ihrer Umgebung so stark ab, daß sie umso mehr in die Augen fielen. Die Bilder fanden, wie gesagt, Beifall, und auch die Kunstakademie erwarb eines der Gemälde für ihr Museum.

Diese, trotz scharfer Arbeit und einigen Erfolgen, für den Maler im großen und ganzen doch sterile und wenig befriedigende Zeit fand ihren Abschluß mit dem Sommer 1906, in dem Belsen eine Reise nach Dresden unternahm, die für seine künstlerische Entwicklung bedeutungsvoll, ja ausschlaggebend werden sollte. Er kam in Dresden mit seinem dort lebenden Freunde und einstigen Studiengenossen, dem baltischen Maler Joh. Walter-Kurau zusammen, dem er in der Folge wertvolle Anregungen und Anleitung zu verdanken hatte. Walter lehrte den Freund die Natur schauen und sie studieren; er eröffnete ihm eine völlig neue Naturbetrachtung und Kunstauffassung. Unter Walters Leitung unternahm nun Belsen in den nächsten Jahren ausgedehnte Studienreisen, auf denen er so gut wie alles, was er in der Akademie gelernt, über Bord warf. Er mußte vollständig umlernen, die Altäre, an denen er bisher gläubig gebetet hatte, rücksichtslos zerstören.

Und Belsen warf sich, nachdem er seinen Weg erkannt hatte, mit der

ihm eigenen Zähigkeit und Zielstrebigkeit auf die neuen Aufgaben, die ihm winkten; sein Schifflein verließ die stillen Wasser des Akademismus, und es steuerte lustig und wohlgemut in die Moderne hinein. Wir besitzen eine sehr lehrreiche Illustration zu dem künstlerischen Werdegange Belsens, dem keine der schweren schöpferischen Qualen des schaffenden Künstlers erspart worden ist, in den dekorativen Wandgemälden, die den erlesenen Schmuck der Aula der Reformierten Schule in Petersburg bilden. Das erste und zeitlich älteste dieser Bilder, ein „Römisches Interieur" des Augustinischen Zeitalters darstellend, fußt noch ganz auf akademischen Traditionen; im nächsten Bilde, dem „Prometheus", macht sich schon das Streben nach Luft- und Lichtwirkung bemerkbar; im „Sokrates" tritt dieses Streben noch ausgeprägter in die Erscheinung, während in den folgenden Gemälden neben Luft- und Lichtwirkungen reichere Farbigkeit und klingende Tonalität gesucht werden. Mit diesen Bildern, dem „Cincinnatus" und den „Germanen und Christentum", ist aber Belsen noch nicht in seinem eigentlichen Fahrwasser, wenngleich man nun schon deutlich erkennen kann, wohin zu steuern er gesonnen ist. Nach der Vollendung des letzten dieser Kolossalbilder, — sie fällt in das Jahr 1910, — hat Belsen noch viel Neues und Gutes zu sagen gehabt.

Es ist ihm nach eigenem Geständnis nicht leicht geworden, sich von dem akademischen Helldunkel zu befreien. Es darf daher nicht weiter verwundern, daß er, nachdem er den Kampf siegreich bestanden, in das Extrem hinübersprang und die Farbigkeit zu Gunsten von Licht und Luft auf den Hinterplan stellte. Endlich glaubte er sich aber doch auf dem rechten Wege und er faßte nun sein Streben in die Formel zusammen: engste Harmonien und sehr gemilderte Gegensätze von hellstem Licht und tiefstem Schatten.

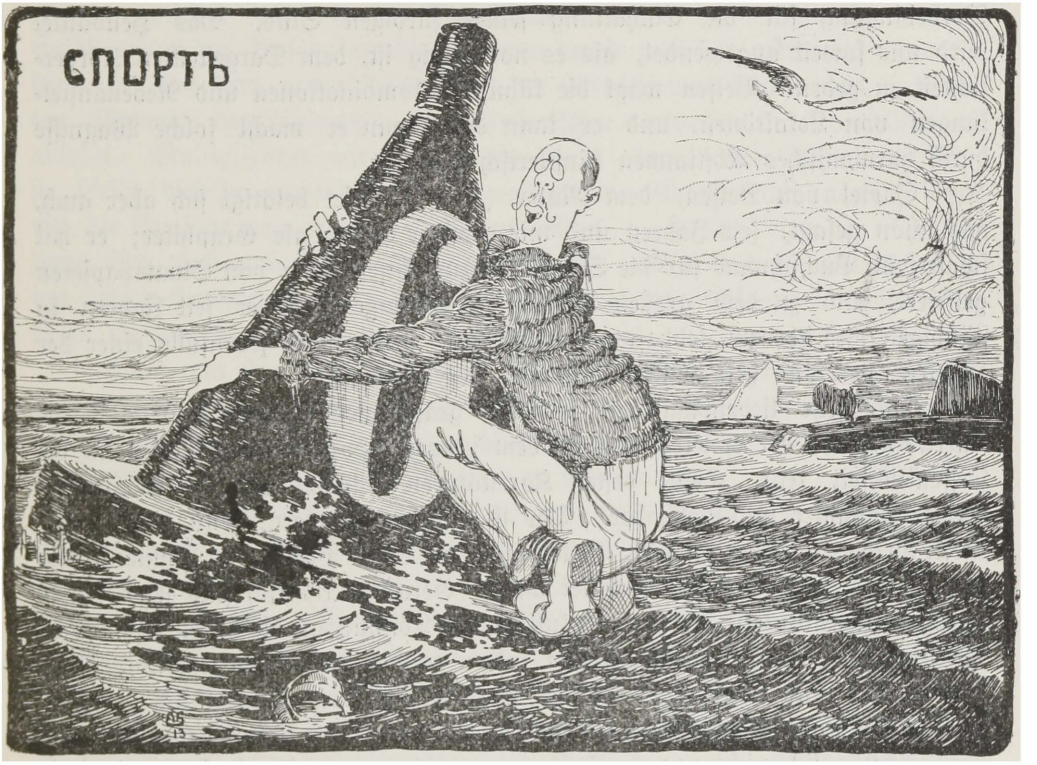
Es ist zu bedauern, daß der Stand der Drucktechnik uns nicht die Wiedergabe charakteristischer Bilder ermöglicht, so müssen wir uns denn mit dem in diesen Dingen füglich doch nur unzureichenden Worte begnügen. Charakteristisch für diese Schaffensperiode, die Belsen endgiltig in die Reihen der geschätzten Maler rückt, sind einige im Besitz des Herrn von Nottbeck-Petersburg befindliche Landschaften, wie etwa „Der Waldessaum mit sonnigem Roggenfeld" Ferner das lebensvolle und koloristisch ungemein interessante Bildnis der Frau E. Grube.

In den nächsten Jahren, die Belsen in unabläßiger Arbeit nahe an die Grenzen reifer Meisterschaft bringen, wird größere Fülle des Tons mit gutem Erfolge angestrebt und erreicht, bis endlich das Schwergewicht ausschließlich auf der Farbigkeit liegt. In die Malerei Belsens, die bisher einen ausgesprochen lyrischen Charakter getragen hatte, klingen nun kraftvolle epische Noten hinein. Dem tieferen inneren Gehalt paßt sich die Technik an. Wenn sie bisher subtil, oft sogar getüftelt gewesen war, so weicht sie nun einer breiteren, sicheren und saftigen Pinselführung, die sich in flächigem Auftrag ergeht und so eindringlichste Wirkungen hervorbringt. Gleichzeitig verzichtet

L'APPETIT – C'EST MOI!
GRATULATIONSCOUR
EISBÆR·13·XI·1908·J·B

Belſen auf Realiſtik, und er ſchafft ſich eine ſubjektive Naturauffaſſung, die eine logiſche Konſequenz ſeiner Kunſtrichtung iſt.

Dieſe neue Wandlung hat Belſen in einer großen Zahl von Studien, in denen er mit zäher Hartnäckigkeit einem ihn reizenden Motiv immer wieder auf den Leib rückt, in zahlreichen ausgeführten Landſchaften und einigen Porträts niedergelegt. In reichem Maße befruchtend hat auf den Künſtler der Sommeraufenthalt am Eſtländiſchen Strande, von dem er viele intereſſante und prächtige Studien mitgebracht hat, gewirkt. Sie waren, ſoweit ſie ſich nicht ſchon in Privatbeſitz befinden, auf der Januar-Ausſtellung zu ſehen.



Letzte Rettung!

Dieſe Ausſtellung bildete die Summe des bisherigen Wirkens Belſens; die Reſultate, die er erzielt hat, ſind umſo mehr zu bewundern und umſo höher zu werten, als er geſchätzter und viel beſchäftigter Lehrer und geſuchter Graphiker iſt, der die Fülle der Arbeit nur durch einen über das Mittelmaß weit hinausgehenden Fleiß zu bewältigen imſtande iſt.

In dieſer letzten, wahrſcheinlich aber nicht allerletzten Entwickelungsphaſe geben ſich die Gemälde Belſens als die Farbenſynphonien eines abgeklärten Meiſters von feiner Kultur, der die ſtärkſte Tonigkeit zu ruhiger harmoniſcher

Wirkung straff zusammenfaßt. Wenn man etwa den „Brigittenbach“ oder die prachtvolle „Abendsonne“ oder das „Estländische Motiv“ neben eines der Bilder der früheren Periode stellt, dann muten diese, in denen die Zeichnung noch den Vorrang behauptet, wie getönte Graphik an. Es ist unverkennbar, daß Belsen der große Wurf gelungen, daß er in mühseliger Arbeit und schwerem Ringen seinen eigenen künstlerischen Stil geschaffen hat, der sich in kurzen Worten so präzisieren läßt: der Künstler wählt zu seinen Bildern Naturausschnitte, die möglichst in allen ihren Partien einen ausgeprägten Toncharakter haben; die Erkenntnis des Toncharakters und die Ignorierung unwesentlicher tonlicher und zeichnerischer Einzelheiten ist ihm notwendige Vorbedingung für die Einhaltung seines farbigen Stils. Das Helldunkel wird nur soweit angewendet, als es notwendig ist, dem Dargestellten Körperlichkeit zu geben. Belsen wagt die kühnsten Kombinationen und Nebenanstellungen von Lokaltönen, und er kann das, denn er macht solche Wagnisse durch harmonisches Abstimmen künstlerisch statthaft.

Soviel von Belsen, dem Maler. Der Künstler betätigt sich aber auch, wie schon gesagt, seit Jahren und mit großem Erfolg als Graphiker; er hat schon früh Buchschmuck für die Expedition zur Anfertigung von Staatspapieren geliefert, und zu dem großen Marcksschen Verlage steht er seit Jahren in ständigen und überaus lebhaften Beziehungen; heute ist er jedenfalls einer der angesehensten und gesuchtesten Graphiker der Residenz.

Eine sehr liebenswürdige Seite des graphischen Talents Belsens ist die Karrikatur, mit der er leider nur in dem jungen Sportjournal Rulewoi an die Oeffentlichkeit tritt. Seine besten Karrikaturen befinden sich in den Händen einiger Sammler und Liebhaber. Das ist sehr zu bedauern, denn die Karrikaturen Belsens gehören zu dem Besten, was in dieser Branche in Rußland und zum Teil auch in Europa geleistet wird. Geradezu klassisch sind seine feinen farbigen Karrikaturen, die in ihrer kultivierten Tönung an die besten japanischen Kakemonos erinnern. Belsen gehört zudem zu den gutartigen Karrikaturisten; seine Bilder sind nicht etwa bissige Satiren, sondern humoristisch geschaute Porträts, philosophisch gelassen beobachtete Schwächen der lieben Nebenmenschen. Sie zeichnen sich nicht nur durch ihre graphischen und, soweit sie farbig sind, exquisiten tonlichen Qualitäten aus, sondern sie glänzen auch durch blühende Erfindung und schlagfertigen Witz. Wir geben hier einige Strichkarrikaturen wieder, die die Eigenart des Künstlers illustrieren.

Damit wären wir am Schlusse. Wir haben dem Werdegange eines stark aufstrebenden Künstlers, der sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat, durch Dunkel und verschlungene Dornenpfade folgen dürfen und wir haben ihn bis zur Höhe reifer Meisterschaft begleitet. Wir wünschen ihm einen guten Weg und rastlosen weiteren Aufstieg!

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Prinzipielles zum Bekenntniskonflikt.

(cf. Nr. 11, S. 963 ff., des vorigen Jahrganges.)

Von Pastor C. Ney (Kusal in Estland).

Wahres Christentum führt sein Eigendasein. Diesen Satz möchte ich der Aussage Pastor Dr. Gelderbloms „Religion führt kein Eigenleben" entgegensetzen. Ist wahre Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott, so kommen hier zwei Pole in Betracht: Mensch und Gott. Der erste ist das Relative, Veränderliche, der letztere — das Absolute, Unveränderliche. Sofern das Verhältnis zwischen beiden in dem Unendlichen wurzelt, hat es sein Eigendasein. Selbst wenn das Wesen des Christentums damit erschöpft wäre, was Harnack die Lehre von dem „unendlichen Wert der Menschenseele" nennt, so ist hierin ein Moment des Absoluten, Unveränderlichen enthalten. „Unendlich" ist absolut. Multiplizieren wir diese Größe mit 1 oder 2, mit 1000 oder 10 000, sie bleibt dieselbe unveränderliche Unendlichkeit. Machen wir wirklich Ernst mit der Aussage von dem „unendlichen" Wert, so ist die Lehre des Christentums über Gott und die Menschenseele absolut, unüberbietbar, unveränderlich, wie der mathematische limes der Unendlichkeit (∞). Milliarden können überboten werden, das Unendliche — nicht.

Sind nun die im Apostolikum uns übermittelten Tatsachen notwendig, um uns die Bürgschaft für das im Wesen des Christentums liegende Verhältnis zu Gott zu bieten? Davon hängt die Antwort auf die Frage ab, ob wir dran festhalten sollen, um Christen zu bleiben.

Nur auf diese Tatsachen kommt es an. Daher muß von vornherein mit Entschiedenheit die Auffassung zurückgewiesen werden, als hielte die Kirche hier am toten Buchstaben fest, etwa weil diese Formel, wie die Legende sagt, von den zwölf Aposteln verfaßt worden sei. Wie wenig der Kirche an dieser Formulierung speziell gelegen ist, beweist die Tatsache, daß an hohen Festtagen in unseren Kirchen das ausführlichere Nicänische Bekenntnis verlesen wird.

Kommt es der Kirche aber nur auf den Inhalt an, warum gibt das Kirchenregiment dann dem Drängen vieler Kreise nicht nach, welche den Gottesdienst durch anders formulierte Symbole bereichern wollen? Weil es die Motive klar durchschaut, welche zu diesem Drängen führen: nicht um eine Bereicherung des Gottesdienstes ist es ihnen zu tun, sondern um Beseitigung verschiedener Aussagen, die ihnen unbequem sind. Klar und übersichtlich hat Pastor Dr. Gelderblom diese Motive in Nr. 11 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift dargelegt. Einerseits ist es die fortgeschrittene Weltanschauung, andererseits sind es Resultate theologischer, speziell dogmengeschichtlicher Forschung. Beiden stehe die Kirche in peinlicher Verlegenheit gegenüber.

Das dreistöckige Weltbild ist zerstört, an dem das Apostolikum orientiert ist; an seiner Stelle steht das Kopernikanische. Schon seit Jahrhunderten

stehe es fest, daß das Apostolikum nicht von den Aposteln verfaßt worden ist. Die Kirche nenne es trotzdem „das Bekenntnis", verpflichte darauf ihre Diener und halte an ihr fest in der Liturgie. Sie tue dies nicht um der Wahrheit willen, sondern aus diplomatischen Rücksichten auf die gläubige Laienwelt. Daher sei es der Kirche Pflicht, um der Wahrheit willen, das Apostolikum aus der dominierenden und normativen Stellung zu verdrängen. Da es weder eindeutig sei, noch aus zentralen Lehrstücken der apostolischen Zeit bestehe, wohl aber vieles Wesentliche, so z. B. das Programmatische in Jesu Leben und Lehre, vermissen lasse, sei es ungeeignet, Ausdruck des christlichen Glaubens zu sein. Dies in Kürze die Gedanken des Aufsatzes von Pastor Gelderblom.

Warum hält die Kirche am Apostolikum fest? Warum tut es das Kirchenregiment, warum tun es die Prediger nicht nur älterer, sondern vielfach gerade jüngster Generation, auch wenn sie im Besitz der neusten Resultate der theologischen Wissenschaft sind und in den Weltanschauungsfragen auf der Höhe der Zeit stehn? Weil sie sich der hohen Verantwortung bewußt sind, die sie, als Hüter des höchsten Gutes der Menschheit, zu tragen haben.

Das Christentum ist mit einer Botschaft in die Welt eingetreten, nicht mit einer Forderung. Evangelium heißt Frohbotschaft und enthält das Wesen des Christentums. Der Inhalt des Evangeliums ist nicht damit erschöpft, daß seinerzeit ein Mensch Jesus gelebt hat, welcher lehrte, Gott sei unser Vater, wir seien untereinander Brüder und unsere Seelen hätten vor Gott unendlichen Wert. Nein. Von vornherein haben die Verkündiger des Evangeliums heroldartig ausgerufen (griech. Kerygma): der verheißene Messias ist erschienen, hat gelebt, gelitten, ist gekreuzigt, gestorben und auferstanden. Diese Lehre hat sich nicht erst später, im 2. Jahrhundert, herauskryställisiert. Wie der Apostel Paulus bezeugt (1. Cor. 15), hat er diese Lehre bereits 4 Jahre etwa nach dem blutigen Golgatha-Ereignis, im Jahre seiner Bekehrung, „überkommen" Prof. A. Seeberg in Rostock gebührt das Verdienst, durch umfassendes Beweismaterial dargetan zu haben, daß diese Lehre schon in den ersten Anfängen der christlichen Gemeinde in mehr oder weniger formelhafter Ausprägung (die „Paradosis") den neueintretenden Gemeindegliedern übermittelt wurde. Diese Praxis stimmt, wie neuere Forschungen beweisen, überein mit dem im Altertum üblichen Aufnahmemodus in die verschiedenen Mysterienvereine, deren es zu Beginn der christlichen Ära, dieser Zeit des religiösen Suchens, sehr viele gab. Der Praxis dieser Vereine haben sich die Verkündiger des neuen Mysteriums im Christentum angeschlossen. Aus den dabei entstandenen Schlagworten der christlichen Lehrüberlieferung haben sich in der Folge die „Glaubensregeln" und die Symbole herausgebildet, die wir inhaltlich in den Schriften des Neuen Testaments unverkürzt wiederfinden können. Es verschlägt nichts, wenn das Apostolikum in seinem gegenwärtigen Wortlaut erst im fünften Jahrhundert in südgallischen Gemeinden aufgekommen ist; sein Inhalt war wesentlich

lich in der ältesten apostolischen Lehrüberlieferung vorhanden, und dies ist sein Wert. Darum hält die Kirche an ihm fest.

Wenn nun der große Dogmenhistoriker Harnack eruiert haben will, daß der Satz von der Jungfrauengeburt nicht zu der uranfänglichen Verkündigung des Evangeliums gehört habe, und andere Forscher die Auferstehungsgeschichte aus den Mythen über den sterbenden und auferstehenden Sonnengott abgeleitet wissen wollen, so kann das die Kirche unmöglich verpflichten, diese Lehrsätze „um der Wahrheit willen" als unwesentlich aufzugeben. Ist das Wahrheit? Sind denn die Ergebnisse dieser historischen Forschung sicher? Woher stammt die Lehre von der Jungfrauengeburt? Lassen wir uns diese Frage von Harnack beantworten. Er schreibt wörtlich: „An den Buddhismus als Quelle dachten Seydel und van Eysinga, an ägyptische Vorlagen Gardner und Bousset, an babylonische Ursprünge Gunkel und Cheyne, an phrygische Kulte Pfleiderer, an persische Lehren Schmiedel, an Mithras Dietrich, an griechische Mythologie Usener, an die eleusinischen oder andere unbekannte Mysterien Butler, an spontane Entstehung Lobstein, an Erfindung der Eltern Jesu oder eines Evangelisten Renan, an die Lehre Philos Abbot, an die Legenden der wunderbaren Geburt Platos und des Augustus Soltau u. a., an den Besuch des Tiridates Soltau. Diese Musterkarte ist höchst unerfreulich. Einstweilen bleiben wir beim Spätjudentum." Dieses „einstweilen" zeigt, wie behutsam der große Historiker seine Folgerungen zieht. Spricht er auch anderswo von „einem der gesichertsten historischen Erkenntnisse", so fühlt man auch hier, wie sehr dieses Resultat noch den Charakter des Suchenden und Herumtastenden an sich trägt.

Auch das sicherste historisch-theologische Ergebnis steht nicht fest genug, um die Kirche zur Modifikation ihres Glaubensbekenntnisses zu treiben. Vor einem Jahrzehnt galt es für absolut unwissenschaftlich, das Johannisevangelium als Geschichtsquelle zu benutzen. Warum? Weil Prof. Harnack es für ein Produkt späterer Zeiten hielt und den Jünger Jesu aus der Zahl der mutmaßlichen Verfasser ausschaltete. Jetzt hat derselbe Harnack auf Grund neuer Erwägungen dieses Evangelium für ein Werk des Lieblingsjüngers Jesu erklärt. So ergeht es den „gesicherten historischen Erkenntnissen" Harnacks „Wesen des Christentums" fußt aber auf dieser von ihm jetzt aufgegebenen verneinenden Stellung zum Johannisevangelium.

In der Gelehrtenstube eines großen Forschers entstanden Urteile, die bei ihm selber noch nicht spruchreif waren. Diese wurden sofort von den Pastoren aus dem Lager des Liberalismus vulgaris aufgegriffen und in die Welt hinausposaunt als „sicheres Ergebnis der Wissenschaft", ähnlich wie die Lehre von der Affenabstammung des Menschen nach Darwins Forschungen. Es entstand ein trostloses Zerrbild evangelischer Predigt. Sie glaubte auf dem Grunde des Urchristentums zu stehn und feststehende Resultate theologischer Wissenschaft zur Grundlage zu haben. Man nahm als feststehend an, das Urchristentum

habe keine formulierte Lehre gehabt; da sei alles in flüssigem Zustande gewesen. Das Bild war bestechend und prägte sich leicht ein. Bot es doch eine Parallele zu der glühenden Formlosigkeit der Planeten in vulkanischem Zustand, welche nach und nach erstarren. Da kam der Lehrsatz schlecht ab. Man schalt es starres totes Dogma, das kein Leben zu erzeugen vermag.

Eine Kollision mit dem Inhalt des Neuen Testamentes war unvermeidlich, aber man wußte sich zu helfen. Was große Forscher mit gewissenhafter Besonnenheit vormachten, wurde im vulgären Liberalismus kritiklos nachgemacht. Was im Neuen Testament ans „Dogma" erinnerte, wurde eben für ein Produkt späterer Zeiten erklärt. Wohin diese Methode führt, hat Drews gezeigt, welcher behaupten konnte, Jesus habe überhaupt nicht gelebt.

Die theologische und religiöse Literatur unserer Zeit weist eine Mannigfaltigkeit und Buntscheckigkeit der Richtungen auf, wie sie wohl noch nie dagewesen ist. Wenn man aber von verschiedenen sensationslüsternen Produkten absieht und sich nur an ernst zu nehmende theologische Forschung hält, so wird man wohl im allgemeinen sagen können, daß vieles, was die Kritik aus dem Inhalt der Bibel, speziell auf alttestamentlichem Gebiet, gestrichen hatte, nun wiederhergestellt worden ist. Wohl wird man nie zur Verbalinspiration zurückkehren. Die Theologie des letzten Jahrzehntes hat aber eines mit Nachdruck gelehrt: Kritik an der Kritik zu üben. Die Resultate der historisch-kritischen Arbeit müssen mit größter Sorgfalt geprüft und die Möglichkeit ihrer Widerlegung darf nur in äußerst zwingenden Fällen ausgeschaltet werden. Dies dürfte für die Kirche und ihre amtlichen Vertreter schon Grund genug sein, vom Apostolikum nicht abzuweichen. Nach den Resultaten neuster Forschungen kann es unmöglich als wissenschaftlich feststehend betrachtet werden, daß nicht sämtliche Gedanken des Apostolikums schon im apostolischen Zeitalter zur Lehrverkündigung gehörten. Der Gedanke der Fleischesauferstehung ist, wenigstens in dieser Formulierung, weder johanneisch noch paulinisch, wohl aber lukanisch. Die Hadesfahrt ist 1 Pet. 3, 19 deutlich ausgesprochen und Apg. 2, 26 vorausgesetzt. Die Himmelfahrt vollends ist ein integrierender Bestandteil der evangelischen Verkündigung, der auch im altchristlichen Hymnus 1 Tim. 3, 16 zum Ausdruck kommt: „aufgenommen in Herrlichkeit"

Hier habe ich weder Raum noch Veranlassung, eine nähere Begründung dieser theologischen Position zu bieten. Die Vorstellungen aber von einst und jetzt, wie sie sich an die Worte des Bekenntnisses knüpfen, verdienen eine nähere Beleuchtung.

Von den Gegnern des Apostolikums wird oft gesagt, dieses Symbol bestehe aus metaphysischen Urteilen, welche mit dem Vorstellungskreis unseres Zeitalters der Physik und des Kopernikanischen Weltsystems unvereinbar seien. Mit Unrecht. Das Zeitalter der Apostel hatte kein Interesse an dem metaphysischen Hintergrund ihrer Lehrverkündigung. Wie das „geboren vom Weibe" bei Paulus und das angedeutete „ohne Manneswillen" bei Johannes des

näheren erfolgt sein könnte, darüber werden keine Spekulationen angestellt. Es blieb im Grunde ein anbetungswürdiges „kündlich-großes göttliches Geheimnis" wie bei Paulus (1 Tim. 3, 16), so auch bei Lukas und Matthäus.

Akkomodieren wir uns dieser Auffassung im apostolischen Zeitalter, so gestaltet sich die Frage nach der Vereinbarkeit mit unserer Weltanschauung folgendermaßen: können wir heutzutage als gebildete Menschen mit anbetender Bewunderung ein Geheimnis als solches anerkennen? Wir können es. Wären wir dieser psychischen Betätigung unfähig, so wäre unsere Stellung zu dem letzten Grunde der Keimfähigkeit des Samens und der Entstehung jedes Lebens eine oberflächliche, unaufrichtige und vermessene. Die Aufgabe des Religionspädagogen ist, zur Pietät zu erziehen, nicht nur vor einer alten Formulierung, sondern in erster Linie zur Pietät vor dem Geheimnis.

Feiern wir Weihnacht und verlesen dabei das alte, von den besten neutestamentlichen Handschriften beglaubigte Weihnachtsevangelium und beten dabei das große unlösbare göttliche Geheimnis an, das nur in kontemplativer Bewunderung, nicht in gedanklicher Zergliederung erfaßt sein will, so treten wir damit in die Fußtapfen des apostolischen Zeitalters. Diese Zeit ist für das Christentum ebenso die klassische, wie die griechische und römische Antike für Kunst und Staatswissenschaft.

Die Adoration des Geheimnisses involviert die Bejahung des Geschehnisses oder wenigstens seiner Möglichkeit. Zu diesem Zweck braucht man keineswegs, wie ein konservativer Generalsuperintendent gesagt hat, den Verstand mit Trotz niederzuringen. Hat doch selbst die Naturwissenschaft, soweit sie sich mit Weltanschauungsfragen befaßt, in unserem Zeitalter der Telepathie und der „vierten Dimension" ihren materialistischen Größenwahn aufgegeben. Sie formuliert vorsichtiger, denn ehedem, und bemüht sich, das kategorische Verbot unserer Tage: „Sag nicht: unmöglich" zu berücksichtigen. Unsere Theologen müßten ihr Denkvermögen mehr an der Mathematik, Physik und experimentellen Psychologie schärfen als an den zweifelhaften Methoden phantasiereicher Religionshistoriker aus der oben erwähnten Harnackschen „Musterkarte" Dann wäre ihnen das $1 = 3$ in der Trinitätslehre nicht anstößig. Dieses scheinbare Paradoxon ist im Verhältnis zur Unendlichkeit eine mathematische Wahrheit ($1. \infty = 3. \infty$; $1 = 3$ im Verhältnis zu ∞). Die Physik würde uns immer wieder einschärfen, daß man nicht Tatsachen an „Gesetzen" zu korrigieren, sondern „Gesetze" aus Tatsachen herzuleiten hat. Der Physiker wird nie sagen, das Wasser müsse bei $+2$ Grad einen geringeren Umfang haben, als bei $+4$ Grad, obgleich laut Naturgesetz bekanntlich die Stoffe bei abnehmender Temperatur sich zusammenziehen. Die Physik statuiert für das Wasser eine Ausnahme, weil das Experiment sie fordert. Die moderne Theologie dagegen ist sehr leicht geneigt, jede neutestamentliche Stelle für späteres Einschiebsel zu erklären, wenn sie dem von ihr konstruierten Geschichtsbilde im Wege ist, auch dann, wenn die betreffende Stelle durch die ältesten und

besten Handschriften beglaubigt ist. Das heißt aber unbequeme Zeugen aus dem Wege räumen, — für den Wahrheitssucher ein gefährlicher Weg.

Soll das „auf" und „nieder" im Apostolikum uns wirklich anstößig sein, weil es am alten dreistöckigen Weltbild orientiert ist? Auch im Kopernikanischen System steht das schauende Subjekt im Mittelpunkt der Welt. Wohl hat das Bild vom unendlichen Weltenraum mit seinen unzählbaren Sonnen den Menschen klein und demütig gemacht. Gleichzeitig haben aber Philosophen der verschiedensten Richtungen immer wieder die zentrale Stellung des einzelnen Menschen betont, weil dieses Weltbild doch eigentlich nur für unser Bewußtsein existiert. Im gewöhnlichen Leben bedienen wir uns unbeanstandet der alten Ausdrucksweise. Wir reden von der auf- und untergehenden Sonne, obgleich wir wissen, daß die Sonne nicht untergeht, sondern die Erde sich dreht. — Es hat einmal ein großer Prophet*), etwa 6 Jahrhunderte vor Christo, im babylonischen Exil dem Volk Israel eine große Zukunft geweissagt. Er redet da von einem Gottesknecht, der einst in Israel erscheinen wird und auf dessen Stimme die Heiden auf den „Inseln" und in den entfernten „Küstenländern" hören werden. Diese Weissagung ist an dem alten Weltbild orientiert, das sich die Erde flach dachte, vom Weltmeer umgeben, in dem man noch unbekannte Inseln und Küstenländer vermutete. Ist durch diese geographische Unkenntnis des Propheten auch nur das Geringste an dem göttlichahnenden weitschauenden Blick des Propheten getrübt? Wenn heute das damals unbekannte Amerika im Missionswerk für die Sache des Evangeliums an erster Stelle steht, so ist dies ein bedeutsamer Sachbeweis, — ein fernes Küstenland! Derselbe Prophet schaut ferner im Geist, wie sich die Heiden um das Licht scharen, das aus Israel hervorleuchtet. Seine ethnographischen Kenntnisse sind gering. Midian, Epha und Saba werden genannt, höchstens versteigt er sich bis zum unbekannten Volk „Sinim", was „Chinesen" bedeuten kann. Die Erfüllung war weit großartiger, als die Weissagung. Denken wir nur an ganz Europa und Amerika, die Träger der christlichen Kultur; das Licht, das aus Israel hervorgegangen ist, hat sie zu dem gemacht, was sie sind.

Wenn in der Bibel die Menschheit im Hinblick auf ihre leibliche Erscheinung mit den Worten „alles Fleisch" bezeichnet wird, so sollte uns doch diese Redeweise zeigen, was wir unter „Fleischesauferstehung" zu verstehen haben. Ein Dorpater Professor tat mal den Ausspruch: „das Göttliche strebt nach Leiblichkeit", d. h. es will körperliche Gestalt gewinnen. Wenn das apostolische Zeitalter eine leibliche Auferstehung lehrte, so war dies keine metaphysische Doktrin. Für das Urchristentum war der Tod ein Geheimnis, ebenso wie er uns ein ungelöstes Geheimnis geblieben ist, desgleichen die Auferstehung. Durch Bilder und Analogien ist man bemüht sein Wesen zu erfassen. Wie die Pflanze, mit dem erstorbenen Samen in organischer Einheit verbunden,

*) Jes. 40—66.

ein neues Leben für sich darstellt, so soll das Leben nach dem Tode aus dem „verweslichen" Leibe in neuer „verklärter" Leiblichkeit hervorgehn*). Eine metaphysische Erläuterung des Wortes „verklärt" wird nirgends geboten. Anderswo wird der Tod personifiziert; seine Macht wird besiegt. Dies alles sind Gleichnisse und Analogien, nicht scharf umrissene metaphysische Begriffe. Der Tod und die Auferstehung waren der apostolischen Verkündigung, ebenso wie uns, ein Geheimnis. Wenn man im Mittelalter über die Leibesauferstehung metaphysische Theorien inbezug auf Haare und Fingernägel aufgestellt hat, so soll uns dieses nicht beirren. Dies ist schon katholische Korruption. — Lesen wir im Bekenntnis ferner „niedergefahren in den Hades", so können wir auch hier von jeder Deutung, geschweige denn Umdeutung, absehn; „niedergefahren ins Totenreich" besagt seinen völligen Tod und ist im Bekenntnis nicht unwesentlich, zumal in unserer Zeit, wo, auch ärztlicherseits, dickleibige Bände über Jesu Scheintod geschrieben werden. Ob das Totenreich lokal oder zuständlich zu verstehn ist, bleibt egal. Jede Vorstellung in unserer Gedankenwelt ist örtlich oder räumlich. Wer an begriffliches Denken gewöhnt ist, kann sich hier von jeder Vorstellung lossagen. Dem Gebildeten sind der geometrische Punkt und die Linie geläufige Begriffe, obgleich nicht vorstellbar, sondern nur durch Abstraktion zu gewinnen. Das Totenreich, der Ort der Abgeschiedenen, und der Himmel, der Wohnort Gottes, können räumlich und zuständlich gedacht werden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß diese Vorstellungen nicht adäquat sind. Endlich ist Gemeinschaft „der Heiligen" in der apostolischen Briefliteratur ein so geläufiger Ausdruck und im christlichen Gemeinschaftsleben ein so unentbehrlicher Glaubensgegenstand, daß seine katholische Verknüpfung mit dem Märtyrerkult dem Protestanten, der seine Bibel liest, völlig fern liegt.

Reinigen wir das Bekenntnis von scholastischer, metaphysischer, katholischer Schlacke, indem wir den Sinn seiner Aussagen an der Lektüre des Neuen Testamentes orientieren, so befinden wir uns auf dem Boden der klassischen, apostolischen Zeit. Metaphysische Hintergedanken sind hierbei ebenso entbehrlich, wie bei der Redeweise von der auf- und untergehenden Sonne.

Dies ist die Eigenart biblischer Worte: es ist ein göttlicher Schatz in irdenem Gefäß; äußerlich mit Mängeln behaftet, an geographische und ethnographische, medizinische und naturwissenschaftliche Unkenntnis gebunden, an die Ausdrucksfähigkeit einer bestimmten Sprache gefesselt, an die Bilder eines bestimmten Volkes und Landes gebunden, innerlich — eine unübertroffene Lösung des Welträtsels: von Gott — zu Gott.

Der Weg zwischen beiden Endpunkten weist vieles auf, was dem menschlichen Verständnis paradox, ja absurd erscheint. Trotz der Existenz großer Kulturvölker in Ägypten und China wird ein nichtssagender Beduinenstamm

*) 1 Cor. 15.

zum Träger des monotheistischen Gedankens gemacht. Mehr noch. Er erhält Verheißungen, die sich auf seine zentrale Stellung in der Entwickelung der gesamten Völkermasse auf der Erde beziehen. Jahrhunderte ziehen vorüber und geleiten dieses merkwürdige Volk durch Krieg und Frieden, durch Glaubensreinheit und Abgötterei, durch Herrschaft und Knechtschaft, an Palästina, das Land der Verheißung, gebunden — bis „die Zeit erfüllet war." Nun der große Wendepunkt: ein Mann erscheint, in Leben und Lehre das Gottesreich mit sich bringend, Wenigen nur der Gesalbte, den Meisten ein Stein des Anstoßes. Die Wut gegen ihn entbrennt, bis sich das Böse auf Golgatha auswirkt Ein mächtiges Brausen des Geistes durchzieht die Welt. Griechen und Römer, Franken und Germanen beugen sich unter das Zeichen des Kreuzes, beten an den Namen des Lebendigen. Es entwickelt sich eine Lebensart, auf sittlichen Normen beruhend, welche berufen ist, die Welt zu durchdringen. Aus Europa nach dem neuentdeckten Amerika verpflanzt, schreitet sie unaufhaltsam vorwärts. In mehr denn 400 Sprachen ertönt das Wort des vor 2 Jahrtausenden Gekreuzigten, von glühendem Haß, von flammender Liebe umgeben. Selbst Chinas Mauern vermögen ihm nicht zu widerstehn. Juanschikai führt die christliche Zeitrechnung ein und bittet die Christen Chinas (deren Zahl allein 1912 um 28.000 gewachsen ist), fürs Wohlergehn der Republik zu ihrem Gott zu beten, — ein Gebiet der Zukunft.

Nebenher schreiten die heimatlosen Juden, mit beispielloser Zähigkeit ihre Sonderexistenz behauptend, als harrten sie der Dinge, die noch kommen sollen, — ein ungelöstes Problem für den Historiker, der alles auf wahrnehmbare, „natürliche" Ursachen zurückführen muß. Ihre einzigartige Stellung läßt sich weder durch Berührung mit Ägypten und Babel, noch aus den harten Verfolgungen genügend erklären. Dies waren wohl einzelne Faktoren, wie sie auch bei anderen Völkern vorhanden gewesen sind. In geistreicher Gruppierung vermögen sie ein in seiner Einheitlichkeit ästhetisch befriedigendes geschichtliches Gesamtbild zu liefern, nie aber den zureichenden Grund zur Erklärung der weltgeschichtlichen Stellung des Judenvolkes in streng kausalistischer Geschichtsbetrachtung abzugeben. Allenfalls könnte man die Ursache in ihrer Religion erblicken. Da aber tritt die Frage auf: woher haben sie diese Religion, sowie die beispiellose Kraft, in der Zerstreuung an ihr durch Jahrtausende festzuhalten? — und wieder stehn wir vor einem Mysterium.

Angesichts dieses Standes der Dinge dürfte es in unserer Zeit leichter als im Altertum sein, das große göttliche geheimnisvolle Walten in dem Gang der Menschheitsgeschichte anzubeten. Den Siegeszug des Evangeliums, den die Alten ahnten, sehen wir in Erfüllung begriffen. Es ist dasselbe Evangelium, das die Apostel verkündigten. Seine Aussagen finden sich im Apostolikum. Man kann sie alle im Neuen Testament wiederfinden und sie nur so aus dem Wege räumen, daß man sie für spätere Einschiebsel erklärt. Wer dieses aus wirklich zwingenden, wissenschaftlichen Gründen tut, mit dem Vor-

behalt, daß diese Gründe einmal von Gegengründen verdrängt werden können, verdient die Achtuug eines lauteren Wahrheitssuchers. Wer aber höchst schwankende wissenschaftliche Resultate als sicher hinstellt, um die Tore „vom Himmelreich" möglichst Vielen zu öffnen, verfährt wohl „diplomatisch, im letzten Grunde jedoch unsittlich"

Unser Meister hat einmal gesagt: „Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein; ist aber dein Auge ein Schalk, so ist dein ganzer Leib finster." Mag man nun noch so sehr bemüht sein, ein unzweideutiges Bekenntnis herzustellen, die Vorstellungen, welche sich daran knüpfen, lassen sich nie vereinheitlichen. Jeder sieht mit seinem Auge. Setzten wir etwa an die Stelle des Apostolikums nur drei Wörtchen: „Gott ist Liebe", wie viele Deutungen sind hier möglich! „Gott" kann monotheistisch und henotheistisch, pantheistisch und deistisch, anthropomorphisch, anthropopathisch und monistisch gefaßt werden; „ist" kann Kopula sein, kann aber auch Wesensgleichheit, Adäquatheit, Ähnlichkeit, Urheberschaft, Bedeutung 2c. bezeichnen. Und endlich das Wort „Liebe", wie mannigfaltig sind die Vorstellungen, die sich hierbei auslösen könnten! — Wo heilige göttliche Einfalt und Unmittelbarkeit fehlt, da wird keine Glaubensformel, und sei sie noch so kurz, Eindeutigkeit erzielen können.

Die Kirche hat keinen Grund vom Wortlaut des Apostolikums abzuweichen, da sich seine Gedanken, wie das Neue Testament bezeugt, in der apostolischen Verkündigung bereits vorfanden, und das Gegenteil streng-wissenschaftlich nicht nachgewiesen ist. *Die Kirche hat die Pflicht*, an ihm festzuhalten, weil der *wesentliche Inhalt* der evangelischen Verkündigung in ihm zum Ausdruck kommt. Das „Programmatische" in der Lehre Jesu kann wegfallen. Das gehört nicht in den Inhalt der Frohbotschaft. Das neue Gebot ergibt sich aus dem neuen Verhältnis zu Gott, welches nicht von Menschen erkämpft, sondern als Geschenk Gottes verkündet wird. *Erlösung*, keine Selbsterlösung, ist der Inhalt des Evangeliums. Daher auch kein Programm, sondern nur ein Bekenntnis zu dem gegebenen neuen Verhältnis zu Gott, verbürgt durch die im Apostolikum enthaltenen Tatsachen. — Die Kirche des Evangeliums muß an ihm festhalten, weder weil die Frommen es wünschen, noch weil die Unfrommen es verwünschen, sondern einzig und allein, weil es in der Welt kein anderes Evangelium gibt. Fragt jemand, ob Gott es nicht auch hätte anders machen können, so verweisen wir solche Fragen ins Gebiet scholastischer Spekulationen.

Geradezu herzerquickend werden die Apostolikumstürmer da, wo sie der Kirche Mangel an Vertrauen zu Gottes Weltleitung vorwerfen, weil diese unnachgiebig an ihrem Bekenntnis festhält. Das ist rührend. Sie sollten doch den Sinn der Leibnitzschen Theodicée nicht mißbrauchen. Wohl gliedert sich alles Böse in die Gesamtheit des Geschehenden so ein, daß es letztlich dem Guten dienstbar gemacht wird. Daraus folgt aber nicht, daß man gut und

böse miteinander verwechseln soll. Wohl glauben wir mit Goethe, daß die Welt eine Orgel ist, auf der der Herrgott spielt, und der Teufel tritt dazu die Bälge; dies macht aber den „Kalkanten" noch nicht zum Schöpfer der Harmonie. Wir mißgönnen unseren Gegnern weder ihren Standpunkt, noch ihren Ruhm. Wogegen wir aber energisch Front machen müssen, das ist die Begriffsverwirrung und die Namensfälschung. Wessen Grundanschauung ein Gemisch von Monismus und Buddhismus ist, oder ein schwammiges Gottsuchertum, der soll sich nicht Prediger des evangelischen Christentums nennen. Wer nur Protestsucht und den Mut sittlicher Ueberzeugung mit Luther gemeinsam hat, der kann diese Eigenschaften mit vielen aus der Gefolgschaft marxistischer Jungjuden teilen und hat kein Recht auf den Namen „evangelisch-lutherisch" Mag ein großer Abfall von der christlichen Lehre einsetzen, mögen die Kirchen leerbleiben, — für Begriffsverwirrungen sind wir Lutheraner nicht zu haben.

Die Adoration des Geheimnisses gehört zum Wesen der Religion. Unter dieser Voraussetzung sind die Lehrgedanken entstanden, welche im Apostolikum ihren Niederschlag gefunden haben. Jahrhunderte hindurch sind uns die Lehren mit diesen Worten übermittelt worden. Millionen Gedanken und Vorstellungen mögen sie ausgelöst haben je nach dem Bildungsstande und dem jeweiligen Weltbild. Bleibt die Pietät vor dem göttlichen Geheimnis dabei unverletzt, so befinden wir uns in den Fußtapfen des apostolischen Zeitalters, ungeachtet des veränderten Weltbildes und unsicherer historisch-theologischer Forschungsergebnisse. Das Wort ist die Form für den Inhalt, wenn auch eine dürftige Form. Wollen wir uns an den religiösen Inhalt des Urchristentums anlehnen, so gibt es dazu nur einen Weg. Luther bezeichnet ihn mit dem Ausspruch: „Das Wort sie sollen lassen stahn"

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Geschichte des deutschen Schulwesens in Polen.

Von Karl Grams (Wloclawek in Polen).

(Schluß.)

Vergleicht man nun die Gehälter, die den Elementarlehrern von der Regierung zugemessen werden und die früher 120—150, später 200 Rubel, neuerdings 360—390 Rubel auf dem Lande, in den Kreis- und Gouvernementsstädten bei freier Wohnung und Beheizung 360—600 Rubel und in Lodz früher 500—675, gegenwärtig 800—1000 Rubel ausmachen, die periodischen Alterszulagen nicht mitgerechnet, auch die Emeritur, die diese Lehrer nach vollendeter 35-jähriger Dienstzeit aus der Emeritalkasse erhalten, (120—1000 Rubel jährlich) und erwägt man ferner, daß die Gemeindeglieder die unbeschränkten Herren der Kantoratsschulen sind, von deren Wohlwollen der Kantor abhängt, und daß ein Kantor weder über Feiertage noch Ferien

verfügt, so darf es uns nicht wundernehmen, daß sich viele Lehrer nach dem Schutze des Staates und der „Staatskrippe" sehnten und mit der lebhaftesten Freude den Kaiserlichen Ukas vom Jahre 1870 begrüßten, demzufolge sämtliche konfessionelle Schulen, die dem Konsistorium nicht unterstellt waren, in Staatselementarschulen umgewandelt wurden.

Auch im Laufe der folgenden Jahre haben viele evangelische Schulen, ihren falsch verstandenen Vorteil suchend, die Behörden ersucht, die Kantorate in Elementarschulen umzugestalten. Alle diese Schulen mit den dazu gehörigen Ländereien und Baulichkeiten sind nach dem genauen Sinn jenes Ukases den Gemeinden entzogen und der Verwaltung der Schuldirektionen unterstellt worden. Das gefährdete nicht nur den Bestand vieler evangelischen Schulen, sondern auch ihre Zahl nahm, wie statistische Daten dartun, bedeutend ab. Über den Rückgang des deutschen Volksschulwesens in Polen redet die Statistik eine traurige Sprache. Von 900 früheren deutschen Volksschulen fiel die Zahl z. B. im Jahre 1895 auf 329 Kantorate und 277 Elementarschulen mit evangelischen Lehrern, und im Jahre 1910 — wenn die deutschen Schulen in Lodz, deren Zahl in der letzten Zeit rapid gestiegen ist, nicht in Betracht gezogen werden, — gab es nur 315 Kantorate und 269 evangelische Elementarschulen*); seit diesem Jahre ist die Zahl der Kantorate wieder um ein Beträchtliches gesunken. Diese Erscheinung läßt sich dadurch erklären, daß an vielen Orten von Deutschen gegründete Schulen, die aber jetzt überwiegend von polnischen Kindern besucht werden, den Deutschen abgenommen worden sind und polnische Lehrer erhalten haben. Auch heute begegnen wir noch oft Fällen, daß das Land, das ausschließlich von Evangelischen angekauft und später nebst den darauf aufgeführten Gebäuden als Schulland (училищная усадьба) in die Liquidationstabellen eingetragen und Eigentum der ganzen Dorfgemeinde geworden ist, infolge der Abnahme des deutschen und Zunahme des polnischen Elements im Dorfe den Deutschen abgenommen und der ausschließlich für Evangelische zu Gottesdiensten bestimmte Betsaal geschlossen wird.

Daß diese Kantorate den modernen Ansprüchen nicht mehr entsprechen und die deutschen Kolonisten der Gefahr entgegengehen, alle ihre Kantoratsschulen zu verlieren, hat das Konsistorium längst erkannt. Man gelangte zu der Ueberzeugung, daß der Unterricht in ihnen auf anderer Grundlage aufgebaut werden müsse, was nur dann erreicht werden dürfte, wenn die Kantoratslehrer vor allen Dingen selbst eine gediegenere Bildung erhielten. Diesem Zweck sollte die im Jahre 1885 bei dem Kantorate zu Kamien (Petrikauer Gouv.) eingerichtete spezielle Abteilung mit zweijährigem Lehrkursus dienen, die gewissermaßen als Kantorenschule angesehen werden konnte, da der Lehrplan derart festgestellt worden war, daß die Zöglinge dieser Anstalt nach Absolvierung der Schule eine entsprechende Prüfung an einem Lehrerseminar

*) „Unsere Kirche" — Synodalbericht 1909/10 u. 1910/11.

oder einer anderen Lehranstalt bestehen und die Rechte eines Dorfkantors erlangen konnten. Doch war diese Unterrichtsanstalt wegen der Abgelegenheit des Ortes und wegen Mangels an geeigneten Lehrkräften nicht imstande, das Interesse der Gemeinden zu gewinnen, und ging 1891 wieder ein. Als Bildungsmittel für die Kantoren im Amte und als Förderungsmittel für die ganze Sache sind die Kantorenkonferenzen erkannt und eingerichtet worden. Neuerdings sind sie aber von der Regierung verboten worden.

Die Gründung einer Lehranstalt für evangelische Lehrer war indessen ein schreiendes Bedürfnis, weshalb das Konsistorium im Jahre 1907 zur Ausarbeitung eines neuen Statutes für ein Kantorenseminar mit deutscher Unterrichtssprache schritt, das in Tomaszow (Gouv. Petrikau) eröffnet werden sollte. Ungeachtet dessen, daß die Zeitverhältnisse für die Gründung einer solchen Anstalt sehr günstig waren, ist die Bestätigung bis jetzt ausgeblieben, was einen neuen Beweis dafür liefert, wie gleichgültig sich die Behörden den berechtigtsten Wünschen der eingewanderten Deutschen gegenüber verhalten und wie viel Mühe die Durchführung der einfachsten Angelegenheiten erfordert.

Es schien, daß sich in den Jahren der Unruhen eine für das Deutschtum in Polen günstige Wendung vollziehen werde: auf Grund der Allerhöchsten Manifeste wurde durch ministerielle Verfügung v. 19. Februar 1906 der Unterricht in den polnischen und litauischen Volksschulen in der Muttersprache freigegeben. Da nun in Polen über 500.000 Deutsch-Evangelische wohnen, deren Kinder die Schule besuchen, und es — nachdem bereits die Muttersprache in den polnischen Schulen eingeführt worden war — ungerecht wäre, wenn man den Deutschen das Recht des Unterrichts in ihrer Sprache vorenthielte, petitionierte das Konsistorium, daß den Volksschulen, in denen die Majorität der Kinder von Hause aus deutsch spricht, das Recht der deutschen Unterrichtssprache verliehen würde. Diese Bestrebungen unterstützte man durch die an das Konsistorium gerichteten Petitionen aus Lodz, Pabianice, Alexandrowo, Konstantynow, Tomaszow und vielen Landgemeinden. Am 31. Januar 1907 wurde Allerhöchst auch den Deutschen in Polen das Recht des Volksschulunterrichts der Kinder in ihrer Muttersprache in demselben Umfange, wie den Polen, zuerkannt. Zu bald trat jedoch die Reaktion ein. Gleich zu Anfang zögerten die Schuldirektoren mit ihrer Entscheidung und erschwerten auf alle mögliche Weise die Einführung der deutschen Unterrichtssprache in den evangelischen Elementarschulen, bis man endlich erklärte, daß die deutsche Sprache nur in den Unterstufen beim Rechnen neben dem Russischen zulässig sei. Und wenn noch in Betracht gezogen wird, daß die Schulinspektoren bei ihren Revisionen der Elementarschulen alles Gewicht ausschließlich nur auf das Russische legen und alle übrigen Gegenstände garnicht beachten, daß sie — wie es notorisch vorliegt — trotz der größten Mühe von seiten der Lehrer bei den Schulkindern mangelhafte Kenntnis des Russischen konstatieren und den Lehrern unter Strafdrohung Weisung geben, mit noch

größerer Energie das Russische zu treiben, so folgt hieraus, daß alles, was durch das Allerhöchste Manifest verliehen worden war, durch das willkürliche Verfahren der Unterbehörden vollständig annulliert worden ist.

Eine gewisse Förderung erfuhr das deutsche Schulwesen in der Stadt Lodz durch die Gründung des deutschen Schul- und Bildungsvereins. Dieser stellte sich die Aufgabe, der Gemeinschaft der Deutschen in kultureller und bildender Betätigung zu dienen, und unternahm es daher in erster Linie, der großen Schulnot, die die Deutschen in der Stadt drückte, zu steuern. Nachdem die russische Sprache in den Schulen obligatorisch eingeführt worden war und die deutschen Schulen mit den polnischen vereinigt waren, begann hier ein systematisches Verschieben des Verhältnisses der polnischen und deutschen Schullehrer und Schulkinder zu Gunsten der Polen. Früher war die Hälfte aller Kinder, die die Schule in Lodz besuchten, deutsch. Als man aber immer mehr Polen und schließlich keine Deutschen mehr als Lehrer an den Stadtschulen einsetzte, verschob sich dieses Verhältnis so sehr zum Nachteil der deutschsprechenden Jugend, daß ihre Zahl im Jahre 1907 nur ungefähr ein Viertel aller Kinder ausmachte, ungeachtet dessen, daß die Deutschen in Lodz von der Gesamtsumme der Schulsteuer 60% aufbrachten. Dasselbe gilt mit wenigen Ausnahmen auch von den Fabrikschulen. Durch Eröffnung von je 6 Kantoratsschulen in jeder der beiden evangelischen Gemeinden der Stadt, denen die Gründung anderer Kantorate folgen sollte, suchte man der Schulnot zu steuern, wodurch allerdings den Evangelischen in der Beziehung Unrecht geschah, daß sie eine zweifache Schulsteuer — zum Unterhalt der Kantoratsschulen und an die städtische Schulkasse zum Unterhalte der vorwiegend polnischen Schulen — zahlen mußten.

Aus der Schulnot geboren, wendete sich der Verein gleich zu Beginn seiner Tätigkeit der Schulfrage zu. Er eröffnete zunächst 4 private Volksschulen mit 12 Lehrkräften und schritt dann zu einer Sicherstellung und Festigung der deutschen Elementarschulen durch die Trennung der beim Magistrate bestehenden Schulkasse in eine deutsche und eine polnische. Dadurch bewirkte er, daß die Deutschen ihre eigenen Schulen erhielten, für deren Unterhalt die deutsche Schulkommission beim Magistrat zu sorgen hatte. Dieser Kommission übergab der Schulverein auch die vier eröffneten Privatelementarschulen, die den anderen Stadtschulen angegliedert wurden. Vor der Kassentrennung im Jahre 1906 gab es 28 gemeinschaftliche Schulen mit 82 Lehrern, nachher hatten die Deutschen allein eine zweiklassige und 23 einklassige Schulen. Die Zahl der deutschen Lehrer stieg von 8 auf 68 und die der Kinder — von 1138 auf 4000 *).

Nach der Regelung der Schulfrage wandte sich der Verein anderen Kultur- und Bildungsaufgaben zu. Er richtete im Vereinslokal eine deutsche

*) Bericht des Lodzer Deutschen Schul- und Bildungsvereins 1911.

Volks- und Lehrerbibliothek mit Lesehallen ein, die im Jahre 1911 aus 1112 Bänden belletristischen und 1415 Bänden wissenschaftlichen Inhalts bestand, veranstaltete Vorträge über Erziehungs- und Schulfragen, auch Vorträge allgemeinbildenden und unterhaltenden Charakters für Erwachsene und Kinder, arrangierte dramatische Vorstellungen und Konzerte zu Gunsten der deutschen Volksschulen u. s. w.

Gleichzeitig erstreckte der Verein seine Fürsorge über das vom Lehrer Braun gegründete deutsche Privatgymnasium, das von einem besonderen Komitee verwaltet wurde. Später übernahm die Führung der Anstalt eine Genossenschaft von Großindustriellen der Stadt, die den „Deutschen Gymnasial- und Realschulverein" in Lodz ins Leben rief. Die erste und vornehmste Aufgabe dieses Vereins war die Erbauung eines eigenen zweckentsprechenden Schulgebäudes. Dank der großen Opferwilligkeit von seiten des Schulkuratoriums und begüterter Glieder der deutschen Gesellschaft konnte der Präses des „Deutschen Gymnasial- und Realschulvereins", Manufakturrat Ernst Leonhardt, den monumentalen, nach den modernsten Prinzipien errichteten Schulbau nebst einem ausgedehnten, für die Zöglinge der Anstalt als Spiel- und Tummelplatz bestimmten Hofe dem gegenwärtigen Leiter des Gymnasiums, Hofrat Hugo von Eltz, mit folgenden, für die Denkungsart der Stifter bezeichnenden Worten übergeben: „Es ist das Teuerste, was wir haben, das wir Ihnen, Herr Direktor, hiermit anvertrauen — unsere Kinder! Lehren Sie, bilden Sie und erziehen Sie diese Knaben in treuem deutschen Geist zu braven Männern, die treu bleiben ihrer Nationalität, treu ihrem Glauben und treu dem großen Reiche und unserem teuren Monarchen als tüchtige Männer und gute Bürger. Pflanzen Sie in die Herzen der Jugend das Saatkorn der Duldung und Nachsicht mit allem Andersstämmigen und Andersprachigen, auf daß unsere Kinder Männer werden: streng mit sich selbst und nachsichtig gegen andere."

Nachdem die Anstalt in dem neuen, seinem Zweck vollkommen entsprechenden Bau Unterkunft gefunden hatte, war es die nächste Aufgabe der Schule, ein detailliertes Lehrprogramm für alle Fächer und Klassen auszuarbeiten, welches in seinem Ausbau so gestaltet werden mußte, daß die Zöglinge der Anstalt ohne besondere Vorbereitung — wie bisher — imstande wären, die Prüfung in eine beliebige Klasse der Kronslehranstalten zu bestehen, und welches den Abiturienten der Schule die Wehrpflichtsrechte I. Kategorie zusicherte und den freien Zutritt zu den Hochschulen des Landes ermöglichte. Diese für die ganze Zukunft der Lehranstalt außerordentlich wichtige Frage konnte nur dadurch realisiert werden, daß der Unterricht in der Reichssprache verstärkt und die oberen vier Klassen russifiziert wurden. Auf diese Weise erhielt die Anstalt die gewünschten staatlichen Rechte, darf aber doch nicht von sich aus Zeugnisse ausfertigen, wie andere staatliche Schulen, in denen die Maturitätszeugnisse ausschließlich vom Lehrerpersonal ausgestellt werden.

Die Abgangsprüfungen finden im Beisein und unter Aufsicht eines Abgeordneten vom Kurator statt, der die Zeugnisse unterschreiben muß, wenn sie rechtsgültig sein sollen.

Wird nun in Betracht gezogen, daß die vom Ministerium der Volksaufklärung an eine Mittelschule gestellten Forderungen erfüllt werden müssen, die deutsche Sprache hier eine Verstärkung erfährt, wie sie sonst in keiner anderen Unterrichtsanstalt anzutreffen ist, daß die Schüler im Beisein eines Abgeordneten oder einiger Spezialisten geprüft werden müssen, daß schließlich diese Anstalt in eine klassische und eine reale Abteilung von der Quinta ab getrennt ist, wodurch die Gymnasiasten — die Klassiker — gezwungen sind, gewisse reale Fächer in einem Umfange durchzunehmen, der von ihrem Programm garnicht verlangt wird — so kann nicht bestritten werden, daß die Lehranstalt im Vergleich zu anderen Kronsschulen bedeutend größere Ansprüche an die Begabung und die Leistungsfähigkeit der Zöglinge stellt.

Trotz des umfangreichen Programms ist der Andrang der Schüler ziemlich groß. Die Schülerzahl beträgt im laufenden Schuljahr 1913/1914 — 467. Darunter 378 Deutsche, 1 Pole und 88 Juden. 34 Lehrer erteilen Unterricht in 23 Klassen der Lehranstalt. Diese umfaßt sowohl die Elementarschule als auch die Mittelschule und führt also auf diese Weise die ihr im Alter von 6—7 Jahren anvertrauten Kinder in einem lückenlosen Lehrkursus von 12 Jahren vom Alphabet bis zur Universität. Die Bedeutung dieser Lehranstalt für das Deutschtum unseres Landes, das vonseiten des aggressiven Polentums großen Gefahren ausgesetzt ist, kann nicht hoch genug geschätzt werden. Dringend erwünscht wäre es nur noch, durch Ermäßigung der verhältnismäßig hohen Schulgebühr nicht nur den Kindern minderbemittelter Gesellschaftsklassen der Stadt Lodz, sondern auch der auswärtigen Jugend die Segnungen dieser wohlgeordneten deutschen Schule zugänglich zu machen.

Außer dem deutschen Gymnasium in Lodz gibt es in Polen nur noch eine Privatlehranstalt, in der alle Unterrichtsfächer außer Russisch, Geographie und Geschichte in deutscher Sprache vorgetragen werden. Es ist die im Jahre 1911 in Zyrardow gegründete Koedukationsschule mit 6 Abteilungen, die von der Aktiengesellschaft Zyrardow subventioniert und vom Deutschen Schulverein des Ortes unterhalten wird. In die Schule werden außer deutschen Kindern auch andere ausnahmsweise aufgenommen, doch ist die Zahl dieser ganz gering. Die Eltern der Kinder sind zum großen Teil Ausländer. Unterrichtet wird: Russisch, Deutsch, Polnisch, Französisch, Rechnen, Geometrie, Physik, Geschichte, Geographie, Naturkunde, Kalligraphie, Zeichnen, Singen, Turnen und Handfertigkeit.

Die Gesetze und Gepflogenheiten unseres Reiches haben einen bestimmenden Einfluß auf die Regelung der Schulangelegenheiten, Auswahl, Anordnung und Umfang des Lehrstoffes ausgeübt. Nur in einem Falle, wo dieser Einfluß ganz besonders erwünscht wäre, hat die staatliche Autorität

bis jetzt versagt: beim Schulzwang und der Schulbesuchspflicht. Die geistige und die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung der Deutschen wird namentlich auf dem Lande gehemmt durch die Willkür, mit der manche Eltern aus allerlei nichtssagenden Gründen ihre Kinder auf kurze oder lange Zeit vom Schulbesuch fernhalten, vor allen Dingen aber dadurch, daß infolge der ungenügenden Anzahl von Volkselementarschulen den Kindern nicht nur die für das praktische Leben unentbehrlichsten Kenntnisse nicht beigebracht werden, sondern diesen auch oft jegliche religiöse und moralische Erziehung abgeht. Nur in volksreicheren Ortschaften hat man für Schulen gesorgt, doch muß in diesen wiederum der Lehrer mit einer Schülerzahl von oft über 100 auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehenden Kindern arbeiten, was die Leistungsfähigkeit des Unterrichtenden und der ihm anvertrauten Pfleglinge erheblich herabsetzt.

Zur Steuer der Wahrheit muß jedoch bemerkt werden, daß die Schulbehörden in der letzten Zeit den Schulbesuch durch besondere Verordnungen zu normieren versucht haben. Den Lehrern der starkbesuchten und überfüllten Schulen wollte man in erster Linie dadurch die Arbeit erleichtern, daß man die Zahl der aufzunehmenden Kinder reduzierte, welche Maßregel das Aussperren vieler schulpflichtiger Kinder zur Folge hatte Um diesem Notstande ein Ende zu machen, entschloß sich die Regierung auch im Weichselgebiete die allgemeine Schulpflicht durchzuführen. Da gegenwärtig in Polen von 1000 Einwohnern nur 30 Kinder die Schule besuchen, sind zur Realisierung des genannten Projekts noch ungefähr 12 000 neue Schulen nötig, die im Laufe von 10 Jahren im Lande eröffnet werden müssen.

Im Plozker Gouvernement, wo man mit der Neuerung bereits begonnen hatte, fanden im Sommer des letzten Jahres zahlreiche Gemeindeberatungen in diesbezüglicher Angelegenheit statt. Die sich selbst überlassenen und infolge der mannigfaltigen ungünstigen Verhältnisse kulturscheu gewordenen deutschen Kolonisten, die über die Frage der allgemeinen Schulpflicht wenig orientiert sind, die ständig den neidischen Anfeindungen und Verleumdungen der Polen ausgesetzt waren und im Laufe der Zeit die traurige Erfahrung gemacht haben, daß ihr größtes Nationalgut — die Muttersprache — in ihren Schulen mit jedem Jahre mehr vernachlässigt, sogar aus denselben verdrängt wird, daß die Schulen ihnen überall da abgenommen werden, wo die polnische Bevölkerung im Vergleich zu der deutschen die Majorität bildet, daß schließlich die Vertreter der evangelischen Kirche hierzulande selbst, das internationale Gut — die Konfession — sorgsam hütend, um die Nationalität der eingepfarrten Deutschen nur wenig oder gar nicht besorgt sind, sahen in dem obligatorischen allgemeinen Schulbesuch eine nationale Gefahr für sich und stimmten in ihrer Ratlosigkeit größtenteils gegen die Einführung desselben. Namentlich glauben sie um die kleinen Siedelungen und die inmitten der sogenannten „Rumunki" (Räumungen) planlos wohnenden Kolonisten, teilweise aber auch um diejenigen größeren Kolonien mit bestehenden deutschen Schulen besorgt sein zu müssen,

die in der Nachbarschaft von schulosen polnischen Dörfern liegen, deren Kinder dann das Recht hätten, die naheliegenden deutschen Schulen zu besuchen. Die Folge der Einführung der allgemeinen Schulpflicht würde nun sein, daß nicht nur Schulen mit einer Minderzahl von deutschen Kindern polnische Lehrer erhielten, die, falls sie nicht direkt als Gegner des Deutschtums aufträten, doch nicht imstande wären, ihnen die elementarsten Kenntnisse in Religion und Deutsch beizubringen, sondern daß überhaupt in allen gemischten Schulen auch die in nationaler Hinsicht widerstandsfähigen Landkinder sich dem Idiom des Landes zuwenden und leicht polonisieren würden.

Die Direktion hat bei dem Planentwerfen des Schulnetzes auch deutsche Kolonien mit Schulen bedacht, doch die endgültige Bestimmung, wo Schulen gegründet werden sollen, den Gemeindeberatungen überlassen. Anfänglich schien es, daß die Verhandlungen der polnischen Bevölkerung mit den deutschen Kolonisten in Sachen der Schulverteilung freundschaftlicher ablaufen würden, doch zeigte es sich leider bald genug, wie wenig man geneigt sei, den berechtigtsten Forderungen und Wünschen der Deutschen zu willfahren. Die ersten Gemeindeversammlungen, die infolge der dünnen deutschen Bevölkerung und ihrer Reservestellung von deutschen Bauern schwach vertreten waren, beschlossen z. B. in ganz kleinen polnischen Flecken Schulen zu errichten, ohne auf die Nähe größerer deutscher Kolonien Rücksicht zu nehmen, die ihre schulpflichtigen Kinder der polnischen, also dem Geiste nach ganz fremden Nachbarschule anvertrauen müssen. Die ersten Bestimmungen dieser Gemeindeversammlungen geben der deutschen Landbevölkerung Anlaß genug, um ihr Volkstum und ihre angestammte Sprache zu bangen, obgleich andererseits auch zugegeben werden muß, daß die geistige Kultur der Evangelischen, der es bis jetzt fast überall an einer wohlgeordneten Pflege gefehlt hat, eine längst erwünschte Förderung erfahren wird.

Wie sich im allgemeinen das deutsche Schulwesen in der Folge gestalten wird, ist vorläufig nicht vorauszusehen. Die günstige Lösung der Schulfrage auf dem Lande wird viel abhängen von der Stellungnahme der evangelischen Intelligenz und in erster Linie der evangelischen Pastoren zu dieser so wichtigen Frage. Da indessen alle besseren Kreise der Provinzintelligenz ganz offen zum Polentum neigen, ist bei dem systematisch betriebenen Deutschenhaß auf einen glücklichen Ausgang der Schulangelegenheit wenig Hoffnung vorhanden.

❀ ❀ ❀

Zum Problem des modernen Kapitalismus.*)

Von Georg Scheel (Reval).

Unter Kapital verstehen wir den Überschuß, der dem Produzenten verbleibt nach Befriedigung seiner materiellen Lebensbedürfnisse, welcher Überschuß zum Eintausch anderer materieller Werte oder zur Weiterzeugung des von ihm selbst hergestellten Produktes dient. Kapitalismus ist nun die Wirtschaftsform, die unter Leitung des Eigentümers des Kapitals eine so große Erzeugung bezweckt und ermöglicht, daß sich weiteres Kapital ansammelt. Der moderne Kapitalismus bedient sich hierzu in erster Linie des Handels, des Finanzwesens und der Industrie. Demgemäß ist es auch hauptsächlich mobiles Kapital, was er beschafft, und auf dieses Moment werden wir heute unser Hauptaugenmerk richten müssen.

Kapitalistische Wirtschaftsmethoden hat es schon im grauen Altertum gegeben bei Völkern, die lange Perioden ruhiger Entwickelung durchgemacht haben und dabei zu großer Wohlhabenheit gelangt sind, doch haben vor allem unglückliche Kriege, dann auch andere Umstände mitgewirkt, daß die Kapitalanhäufung immer wieder vernichtet wurde. Der einzige Staat, der seine auf Kapitalismus begründete Wirtschaft im Altertum beginnend durch das ganze Mittelalter bis hoch in die Neuzeit hat weiterführen können, ist Venedig. Nicht Kriege, sondern hauptsächlich die veränderte Richtung der großen Handelsstraßen unterbanden die Lebensadern seines Wirtschaftslebens, und um dieselbe Zeit, also zum Beginn der Neuzeit, sehen wir ein überraschendes Aufblühen des Kapitalismus, das von den norditalienischen Handelsrepubliken über Süddeutschland und den Rhein nach Frankreich und den vlämischen Städten ausstrahlend, eine hohe Blüte des Wohlstandes, der Kultur und der Wissenschaft nach sich zog. Auch nach der Entdeckung Amerikas blieb noch für lange Zeit die Levante der Hauptnährboden des Handels im großen und der in seinem Gefolge auftretenden Kapitalbildung. Neben Venedig sehen wir Genua, Ravenna, Pavia, Florenz an dem großen Aufschwung ihren Anteil nehmen. Genua fängt an Venedig zu überflügeln, und hier wie in Florenz entstehen die ersten Anfänge des modernen Bankwesens, nachdem die Kapitalbildung schnell fortgeschritten und neben den Handelsgeschäften reine Finanzoperationen im großen Stil erledigt wurden. Aus der Zeit und von Norditalien kommend stammt unser ganzes kaufmännisches Rechnungswesen und die doppelte italienische Buchführung, die sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert in Wesen und Terminologie erhalten hat. Auch das Wort Bankier stammt vom italienischen Banco, dem Tisch, auf welchem die Geldwechsler die Umwechselung der so mannigfaltigen Münzsorten, die damals in Kurs waren, in

*) Vortrag, gehalten in der Estländischen literarischen Gesellschaft am 21. Februar 1914.

andere ausführten. Die nächsten Stationen und Umschlagplätze für den lebhaften Handel jener Zeit bildeten die oberdeutschen Städte; Nürnberg, Regensberg und vor allem Augsburg kamen zu einer gewaltigen Blüte und überflügelten die italienischen Orte. Lagen sie doch in dem Großstaat Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, und hatten daher ein viel größeres Gebiet zur Verfügung für ihre Handels- und Finanzoperationen, als die Städte Italiens. Wer kennt nicht die Namen der Fugger, der Welser, der Imhoff, Handelsherren von derartiger Macht und Kapitalkraft, daß ein Fugger, wie der Volksmund sagt, sich erlauben konnte, einen Wechsel zu verbrennen, den der Herrscher des Weltballes, Karl V., nicht bezahlen konnte. Der Fugger Brief und Wechsel genoß unbedingtes Vertrauen, fast mehr als die Unterschrift des Kaisers. Den Rhein hinunter und in den niederländischen Städten Brügge, Antwerpen, Gent etc., in Frankreich, in Lyon und an den oberitalienischen Handelsplätzen wurden Faktoreien und Filialen begründet. Daneben wurde zumal in Tirol und Spanien ein lebhafter Bergwerksbetrieb eingerichtet und vor allem Silber und Kupfer produziert, und mit den freien Kapitalien wurde ein Bank- und Wechselgeschäft betrieben, das (für damalige Zeit) großartige Dimensionen annahm, und die Krone Österreich-Spanien befriedigte ihre enormen Geldbedürfnisse durch Staatsanleihen hauptsächlich bei den oberdeutschen Bankiers. Die lange Periode der Kriege, die ewigen Kontributionen und Brandschatzungen der Städte und der Staatsbankerott des habsburgischen Spanien zerstörten die Kapitalkraft der rasch reich gewordenen Städter, und die kriegerischen Wirren, die ihren Höhepunkt im 30-jährigen Kriege fanden und fast ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang in den Grundfesten seines politischen Baues erschütterten, vernichteten die kapitalistische Wirtschaftsmethode fast bis auf ihre letzten Spuren. Erst zur Zeit des ersten Napoleon sehen wir den Kapitalismus wieder sein Haupt erheben.

Als den eigentlichen Schöpfer des zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beginnenden modernen Kapitalismus müssen wir Mayer Anselm Rothschild in Frankfurt ansprechen. Den Grundstock zu seiner Kapitalkraft legte dieser Mann durch die äußerst gewandte und zugleich gewissenhafte Verwaltung des Vermögens des reichen Landgrafen von Hessen, der landesflüchtig wurde und sein Vermögen Rothschild anvertraute. Seine unbedingte Zuverlässigkeit und das Bewußtsein, Rothschild werde es unter allen Umständen verstehen, seinen Verpflichtungen nachzukommen, führten ihm große Kapitalien zu, die die geängstigten Fürsten, aber auch Adel und Bürgerschaft ihm teils terminiert, teils auf unbestimmte Zeit übergaben in der sicheren Ueberzeugung, er werde das Kapital nicht nur bestimmt zurückzahlen, sondern noch durch Zinsen vermehren. Seinen zum Teil hochbegabten Söhnen gab er eine ausgezeichnete Erziehung und schickte dann vier von ihnen in die damals bedeutendsten Finanzplätze der Welt, — London, Wien, Paris und Neapel, — während der Aelteste in Frankfurt blieb, um das Stammhaus erst gemeinschaftlich mit dem Vater

nnd später allein fortzuführen. Es ist bekannt, welche Finanzmacht das Haus Rothschild ein Jahrhundert lang bis in unsere Tage hinein ausgeübt hat, und ich habe nur deswegen etwas eingehender bei ihm verweilt, weil es die typischste Entwicklung des reinen Bankgeschäftes, das seine Kraft auf eigenes Kapital und Depositengelder gründet, bietet. Neben Rothschild blühten andere Häuser auf, die teils Finanz- und Handelsgeschäfte, teils nur Bankgeschäfte betrieben, und dieser Bankierstand ist der Träger der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bis in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts geblieben. Bei Beruhigung der Gemüter nach Beendigung der vielen Kriege und nachdem die Revolutionen ihre Schrecken verloren, begannen auch Handel und Industrie langsam wieder sich zu erholen. Zumal die letztere entwickelte sich infolge der rasch fortschreitenden Technik, doch war der Verdienst nicht so groß, daß die Industrie auch den wachsenden Bedürfnissen ohne fremde Hilfe folgen konnte. Man schritt daher zu Anleihen bei den Bankiers, ja letztere wurden häufig die Initiatoren für die Begründung industrieller Unternehmungen.

Da schaffte sich zu Anfang der 50-ger Jahre das Bewußtsein Geltung, daß die Vereinigung vieler kleiner Kapitalisten zu einem gemeinsamen Bankinstitut dieselbe Macht ausüben könnte, wie die reichen Bankhäuser, und daß dadurch auch der kleine Kapitalist seinen Anteil am Gewinn haben könnte, und es beginnt die große Gründungsperiode der Banken auf Anteile und Aktien. Der Zweck dieser ersten Bankengründungen war nicht die Heranziehung von Einlagen und die Verwendung derselben zu Darlehnszwecken. Es wurden also keine Depositenbanken gegründet, sondern fast ausschließlich Spekulationsbanken, die sich an Industrie- und Handelsgesellschaften beteiligten und solche ins Leben riefen und die die Anteile und Aktien derselben mit Gewinn an das Publikum abzustoßen suchten. Nach dem Muster des Crédit Mobilier in Paris, der 1852 mit einem Kapital von 60 Millionen Franken entstanden war, wurden besonders in Deutschland und Oesterreich eine Reihe Aktienbanken begründet, die wohl mit wechselndem Erfolge arbeiteten, aber dennoch gelegentlich 70 und sogar 80% Dividende pro anno zur Verteilung bringen konnten. Diese glänzenden Resultate veranlaßten einen Gründungstaumel, doch schon nach kaum 10-jähriger Tätigkeit mußte ein Teil dieser Banken, mit dem Crédit Mobilier an der Spitze, für immer seine Schalter schließen. Es fehlte eben die Erfahrung, sowohl im Bankwesen wie in der Industrie, und die auf dem Kampfplatze verbliebenen Banken waren genötigt, eine mühevolle und lang dauernde Reorganisation vorzunehmen. Sie begannen vor allem nach englischem Muster die freien Kapitalien des Geldmarktes als Depositen heranzuziehen, daneben setzten sie ihre Tätigkeit als Begründer von Fabriken und Industrien fort, zu deren Errichtung sie immer noch sehr oft die Initiative ergriffen. Die Krisenzeiten waren ein strenger Lehrmeister gewesen, und die Leiter der Institute lernten Spreu von Weizen unterscheiden. Bis zum heutigen Tage sind diese Institute, gestützt vom Vertrauen des Publikums, hervorragende Träger der kapitalistischen Wirtschaftsform geblieben.

Wie schon betont, kann sich Handel, Industrie und Kapitalbildung nur unter ruhigen politischen Verhältnissen entwickeln. Es war daher nur zu natürlich, daß Albion vermöge seiner unangreifbaren insularen Lage, ebenso wie im Mittelalter Venedig, den größten Vorteil aus dem Handel mit den von den Europäern frisch kolonisierten Gebieten und aus der durch die Technik entwickelten Industrie ziehen konnte. Auf allen Meeren wehte gebietend der Union Jack, in allen Industrien wurde der Brite führend, und die durch Handel und Industrie erworbenen und zeitweilig disponiblen Kapitalien sammelten sich in den englischen Depositenbanken, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Banktechnik entwickelten, wie sie zum größten Teil noch eben für uns vorbildlich ist.

Doch nun tritt ein neues Moment in den Vordergrund der Entwickelungsgeschichte des Kapitalismus. Die Technik gibt ihr seit dem dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Signatur. Die Nutzbarmachung der technischen und wissenschaftlichen Erfindungen, vor allem der Dampfkraft und Elektrizität, schaffen Produktionsformen von ungeahnter Tragweite und Kommunikations- und Transporterleichterungen zum Austausch von Rohstoffen und Erzeugnissen, die es ermöglichen, Produkte nicht nur für die engere Heimat, sondern für die ganze Welt zu schaffen und auszutauschen. Nicht nur auf Amerika paßt das von Goldberger geprägte geflügelte Wort: „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten", sondern nunmehr auf alle Länder der Erde, wo Europäer wohnen. Die ganze wirtschaftliche Struktur der alten Kulturstaaten muß sich im Eiltempo den neuen Verhältnissen anpassen. Die Landstraße verödet, auf dem Schienenwege geht der Transport von Waren und Menschen vor sich, der reitende Kurier verschwindet, längs dem Draht und durch die freie Luft fliegt in Blitzesgeschwindigkeit ein Austausch von Meldungen und Gedanken um die Erde, und auch die Landesverteidigung muß sich den Geboten der modernen Technik unterwerfen und von Grund aus umgestaltet werden. Den schnellsten Fortschritt machen natürlich die kapitalistisch fortgeschrittenen Staaten, denn alle Anlagen, die die goldenen Berge verheißen, verlangen vorläufig Investierung von Kapital. Die kapitalistisch weniger entwickelten Staaten müssen neben den seit altersher bestehenden Finanzzöllen Schutzzölle einführen, um ihrer im Wettlauf zurückgebliebenen Produktionsweise die Möglichkeit zu geben, den Vorsprung ihrer glücklicheren Konkurrenten einzuholen, und um sich nicht am Import der zum Lebensbedürfnis gewordenen verschiedenen Erzeugnisse zu verbluten. Inzwischen rast die Produktion weiter in atemlosem Lauf, und obgleich die Kriege seltener geworden und die Hygiene, gestützt auf die Kapitalkraft der Völker, den Menschen eine längere Lebensdauer sichert als bisher, so daß die den Erdball beherrschende weiße Rasse sich in einem halben Jahrhundert der Zahl nach verdoppelt hat, und obgleich die Technik unter der Herrschaft des Kapitalismus, im Vergleich zum früheren handwerksmäßigen Betrieb bei Erzeugung landwirtschaftlicher und

industrieller Produkte, die Produktivität der Arbeit verdoppelt, ja vielleicht vervierfacht hat, sind grade infolge der leichteren Möglichkeit der Befriedigung der Bedürfnisse die Ansprüche derart gestiegen und der Wille, am reichgedeckten Tische Teil zu nehmen, ist so allgemein geworden, daß immer weiterer Fortschritt in der Produktion verlangt wird und der Ruf nach neuen Arbeitskräften nicht verstummen will.

Was haben wir nun erreicht in diesem rasenden Lauf? War der Kampf der ungeheuren Anstrengung wert und wo steuern wir denn hin?

Rein äußerlich betrachtet, befinden wir uns in einem großen materiellen Wohlleben, und auch die Errungenschaften der Kunst, der Wissenschaft und der Kultur stehen uns in einem Maße zur Verfügung, wie in keiner Geschichtsperiode bisher. Und doch will die Unzufriedenheit nicht weichen. Der Arbeiter, dem zu seinem persönlichen Behagen im Vergleich zu früher so viele Vervollkommnungen zur Verfügung stehen, ist der Feind des Kapitalisten, und auch der Kapitalist ist unzufrieden, und sein Wohlbehagen erreicht lange nicht dasjenige der Lebenskünstler der guten alten Zeit. Wir machen eben einen schweren Gärungsprozeß durch und vielfach, ohne es zu ahnen, treten wir in eine neue hochbedeutsame Entwickelungsphase des sozialen Lebens der Menschheit. — Es ist wahr, das große Heer der Arbeiter ist unzufrieden und beneidet seine Vorfahren, denen die eigene Scholle Befriedigung ihrer geringen Lebensbedürfnisse gab. Aber begann nicht schon vor 50—60 Jahren die eigene Scholle ihren Mann nicht mehr zu nähren, verließen nicht Hunderttausende die angestammte Heimat, um auf jungfräulichem Boden in der Fremde den Versuch zu machen, ihren Hunger zu stillen? Glaubt denn noch jemand, daß bei dem handwerksmäßigen Betriebe der vorkapitalistischen Zeit die jetzigen riesig angewachsenen Volksmassen sich ernähren könnten, und wie würde es mit der geistigen und moralischen Entwickelung der Menschheit aussehen, an deren Tür fortwährend der Hunger pocht?

Wie jede Übergangsperiode, so ist gewiß auch die jetzige Zeit eine schwere und absorbiert die ganzen Kräfte des Individuums. Ja die Arbeit und das Hineinleben in die schnell wechselnden Verhältnisse ist so entnervend, daß uns für Erholung und sogenanntes Vergnügen keine Kraft bleibt, und wäre nicht aus der Notwendigkeit, Nerven und Muskeln zu neuer Anstrengung zu verjüngen, der Sport geboren, so würde die Menschheit sich zu ihrer Erquickung mit Kintop und Tango begnügen. Und doch sehen wir aus den dunklen Nebeln, die uns umgeben, eine neue Morgenröte sich Bahn brechen. Die halbe Menschheit, ich meine das weibliche Geschlecht, wird schnell dem höchsten Gut: der Freiheit, der individuellen Selbstbestimmung zugeführt, denn bisher hatte der physisch stärkere Mann zum Credo der Menschheit erhoben: „Die Frau sei untertan ihrem Manne“ Die Frau war zum Handwerkszeug des Mannes geworden, unter seiner Anleitung mußte sie alle die häuslichen Arbeiten verrichten, die die Naturalwirtschaft mit sich brachte,

deren Ausläufer sich bis in unsere Zeit hinein erstrecken. Unter der kapitalistischen Wirtschaftsmethode ist diese Arbeitsweise unwirtschaftlich, unmöglich geworden. Wir wissen es alle, daß es zu teuer geworden ist, von Frauenhand hausgewebtes Linnen zu tragen. Die Frau, die des Hauses Wohlstand mehrt durch ihrer Hände Arbeit, sie ist ein Luxus geworden, wenn sie nicht einen selbständigen Beruf ergreift. Und was ist die Wirkung davon? Die Frau wird immer mehr neben dem Manne ein selbständiger Mensch, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit erwirbt ihr naturgemäß auch soziale Selbständigkeit. Das kann man nicht lebhaft genug begrüßen, wenn auch Auswüchse, wie das Suffragettentum, dieses lichte Bild zeitweilig trüben. Ist nicht in kurzer Zeit die unglückliche Figur der alten Jungfer verschwunden, haben sich nicht ebenso schnell die Ansichten dahin geändert, daß sowohl der Mann als das Weib auch das Recht auf Arbeit haben, d. h. wir anerkennen ihre Pflicht der persönlichen Betätigung und ihre daraus entspringenden Rechte. Ebenso wie beide Geschlechter, so verlangen auch alle Gesellschaftsklassen des modernen Staates ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit und die daraus entspringenden gleichen Menschen-Rechte. Für den Junker der alten Zeit mit seiner Schar von nichtstuenden Bedienten, der auch selbst den Vorzug seines Standes zum Teil darin sah, daß er nicht zu arbeiten brauchte, hat sein arbeitender heutiger Standesgenosse nur ein Lächeln. Die Sehnsucht der Volksmärchen, die goldenen Karossen, der Hofstaat und die ganze Pracht der Prinzen, wie auch die Zartheit der nicht arbeitenden Prinzessin auf der Erbse bilden nicht mehr das Ziel unserer Sehnsucht. Unter der Herrschaft des Kapitalismus ist die schwere Last der Arbeit ein Recht auf Arbeit, auf Betätigung geworden, und bei allem Kampf, der scheinbar nur um die materiellen Güter geführt wird, verlangt der moderne Mensch, bewußt oder unbewußt, das höchste ideelle Gut, seine individuelle Freiheit.

Doch kehren wir zurück zu diesem Kampf auf's Messer und sehen wir zunächst zu: wie geht es den Größen des Kapitalismus, den vielbeneideten Industriekapitänen, den Finanzgeneralen, den Milliardären, und wer sind diese Leute? Nicht mehr Mendelssohn und Bleichröder versteuern in Berlin das höchste Vermögen, — Rudolf Mosse ist es, der moderne Zeitungsmensch, ein homo novus. Noch schneller als im alten Europa wächst das Kapital unter eiserner Energie und Ausnutzung aller Möglichkeiten im Jugendland Amerika. Der Stern der Astors und Vanderbilts wird hell überstrahlt von den Fixsternen Rockefeller und Morgan. Meistbeneidet und bestgehaßt sind diese Männer um ihres Reichtums willen, der ihnen doch so wenig Genuß bringt. Der arme, reiche Rockefeller kann nur Milch genießen, und Morgan ist sogar Hungers gestorben. Die maßlose Arbeit dieses Mannes, dieses Feldmarschalls auf dem Gebiete des Kapitalismus, hatte ihn so entnervt, daß sein Magen schließlich jede Nahrungsaufnahme verweigerte. Wir wissen es alle: der materielle Lebensgenuß ist nicht zu steigern, wenn eine gewisse Jahresrente erreicht ist. Die

armen Milliardäre! Es gibt keinen Schneider und keinen Koch und keinen Lebenskünstler, der Genüsse schaffen könnte, die ihrem Vermögen entsprechen. Das wissen diese Männer eben so gut, wie wir. Es sind auch nicht philanthropische Ideen, die sie zu immer neuen Anstrengungen veranlassen, denn der schlaue Schotte Carnegie bleibt doch ein Unicum mit den Almosen, die er aus seinen Zinsen Universitäten, Friedensgesellschaften etc. zahlt. Ich betrachte das Streben dieser Männer ganz objektiv: sie mögen gut oder böse sein, jedenfalls sind es starke Naturen, diese streng kalkulatorisch, rationalistisch veranlagten Männer mit dem kräftigen Einschlag spekulativer Phantasie, die der innere Trieb des Menschen, aufgepeitscht durch den Geist der Zeit, veranlaßt, immer Größeres, immer Gewaltigeres zu bauen, zu organisieren, bis sie in den Sielen zusammenbrechen. Dieser Trieb jagt auch die Kleinen mit in den furchtbaren Wettlauf. Wie ich schon andeutete, vereinen sie ihre gemeinsame Kraft in Aktiengesellschaften, die erst recht zu Riesen-Betrieben werden und schier der Organisationskraft des Menschen entwachsen; immer weitere Schichten der Bevölkerung werden hineingezogen, und das trotz alles Arbeiterelendes sich kolossal vermehrende Sparkapital des kleinen Mannes wandert auch zum Teil in die Aktiengesellschaften, in die Sociétées Anonymes, wie der Franzose sie so treffend bezeichnet, und dieses ungenannte, anonyme Kapital stürmt weiter, produziert weiter so viel, daß das Produkt nicht mehr vollständig im eigenen Staat konsumiert werden kann. Es drängt über die Grenzen des Staates hinaus, trifft da auf den Schutzwall des Zolles, doch mit Leichtigkeit überspringt es auch dieses Hindernis, — es ist ja anonym und nicht faßbar — und im Nachbarstaat entstehen ähnliche Industrien, die vielleicht den Bürgern des ersten Staates gehören. — Der Schutzzoll wird wirkungslos, und es findet mit nationalem und fremdem Kapital eine außerordentlich schnelle Industrialisierung Europas und darauf auch der außereuropäischen Staaten statt. Wir brauchen nur daran zu denken, in wie kurzer Zeit die Verwandlung Deutschlands aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat erfolgt ist, und in Rußland wird die begonnene Industrialisierung vielleicht in noch kürzerer Zeit vollendet werden.

Doch wohin sind wir gekommen? Das Kapital ist nicht nur anonym geworden, es ist also auch entnationalisiert oder internationalisiert. — Das ist eine der interessantesten Erscheinungen des modernen Kapitalismus der letzten Jahre, und der Nationalökonom wie der Politiker werden bald sich bange die Frage vorlegen: behält die Zollgrenze noch einen Zweck? Ja wenn die Zollgrenze fällt, ist damit nicht ein Teil der politischen Grenze eingerissen, umsomehr wenn das Kapital so unfaßbar ist, daß eben die Millionen noch in Berlin sind, doch in einer Stunde vermöge der modernen Technik mit chiffriertem Funkenspruch vielleicht in New-York zur Auszahlung kommen? Wenn die Grenze nicht mehr einen Strich bedeutet, dessen Überschreitung die Wehrmacht ahndet, da Luftschiffe und Aeroplane die Waren und Menschen,

eventuell mit den furchtbarsten Zerstörungswerkzeugen ausgerüstet, nicht mehr über zu verteidigende Land und Wassergrenzen zu bringen brauchen, sondern in Tausenden von Metern hohem Flug bald hier, bald dort im fremden Staate absetzen können, sagen wir etwa in dem durch seine räumlichen Verhältnisse nicht zu bewachenden Sibirien oder Canada, — wie wird da der Staat seine Rechte geltend machen? Und wenn er sein Recht nicht schützen kann, ist es dann noch ein Staat? Und wenn das Kapital nicht faßbar ist, wie wird der Staat in Zukunft seine Kriege führen, da man z. B. nicht mehr mit Bestimmtheit sagen kann, ob die Aktiengesellschaft Krupp nicht am Ende heute durch Verkauf ihrer Aktien amerikanisch und morgen französisch geworden ist? Mit welchen Waffen wird man kämpfen, da man der Privatindustrie infolge der Internationalisierung des Kapitals politisch nicht mehr sicher ist und der Staat, bei seiner jetzigen Organisation wenigstens, doch nie die ganze Produktion eines Industriezweiges in seine alleinige Hand nehmen kann, weil die naturgemäß intensiver arbeitende Privatinitiative etwa im Nachbarstaate ihn bald in das Hintertreffen bringen würde?

Die veränderten Lebensverhältnisse unter der kapitalistischen Wirtschaft und das unter derselben so sehr enge Zusammenwohnen der Menschheit bringen es mit sich, daß uns die Freiheit, die der Waldmensch kannte, der einfach den Nachbar totschlug, wenn er ihn auf seinem Jagdfelde bemerkte, verloren gegangen ist. Wohl aber haben die technischen Errungenschaften uns andere Freiheiten gebracht, uns scheinbar zum Beherrscher der vier Elemente im eigenen Hause gemacht. Ich stehe in meiner Wohnung auf meiner Erde, ein Druck auf einen Hebel und es wird Licht, ein Anziehen einer Schnur, der Ventilator spendet Luft, ein Drehen des Kranes, und das schönste Wasser sprudelt mir entgegen, — und doch kann ich alles dieses nur genießen, wenn mein Nachbar mich nicht daran hindert, denn wir sind an einer Leitung angeschlossen, und meinem Nachbar geht es ebenso mit seinen Nachbarn. In den modernen Wohnzentren ist doch schon lange Wasser und Licht gemeinsam, und sehr bald wird auch die Wärme von Zentralheizungsstellen für ganze Stadtviertel geliefert werden müssen. Der Hausbetrieb wird immer mehr und mehr unwirtschaftlich. Wenn man nun die notwendigsten Lebenserfordernisse sich nur durch eine Verteilung aus einem gemeinsamen Vorrat schaffen kann, aus dem auch unsere Mitmenschen ihre Befriedigung finden, so kommen wir auf sozialistische Lebensbedingungen heraus, und folgenreiche Schritte sind in dieser Richtung schon gemacht, z. B. Verstaatlichung der Eisenbahnen und Telegraphen, Monopolisierung in Händen der Kommunen von Trambahnen und Telephonen innerhalb der Stadtgrenzen. Auch von Verstaatlichung der Wasserkraft, der Bodenschätze ꝛc. wird schon viel gesprochen, und die Ironie des Schicksals will es, daß der früher krasseste monarchische Beamtenstaat, das alte Preußen, zuerst rein sozialistische Ideen in seinem Staatshaushalt — vielleicht unbewußt — aufgenommen hat. Bereits den meisten seiner Bürger erkennt er

das Recht zu auf eine Versorgung durch die Allgemeinheit im Falle von Krankheit, Invalidität oder Unfall. Die zu diesem Zweck ursprünglich nur für die Arbeiter erlassenen Gesetze werden schon auf weite Gruppen der Bourgeoisie ausgedehnt und eine weitere Folge dieser Gesetze — ein sehr großer Teil der Staatsanleihen wandert zur Sicherstellung dieser übernommenen Verpflichtungen in die Versicherungskassen. Wie lange wird es dauern, daß die Arbeiter sich die Verfügung über diese enormen Kapitalien, die doch zu ihrer Sicherheit hinterlegt sind, entziehen lassen werden? Dann ist die Masse der Versicherten, in erster Linie also die Arbeiterschaft der Hauptgläubiger des Staates. Neuerdings hat dasselbe Preußen in Gemeinschaft mit den übrigen Staaten des Deutschen Reiches einen sozialistischen Akt unternommen, der bald Nachahmung finden wird und dessen Tragweite ungeheuer ist. Durch von dem ganzen Volke genehmigten Beschluß hat der Staat verfügt, daß zur Stärkung der Wehrmacht des Reiches jeder Staatsbürger einen gewissen Teil seines Vermögens herzugeben hat. Es ist also eine Expropriation des Besitzes zu Gunsten der Allgemeinheit in voller Friedenszeit. Dieses Beispiel wird Schule machen, ja es muß Schule machen, denn die riesenhaft wachsenden Anleihen der Staaten und Kommunen sind nicht mehr unterzubringen. Nehmen wir an, daß jede Großmacht Europas jährlich wohl 500 Millionen Mark neuer Anleihen aufnimmt zur Deckung sogenannter außerordentlicher Bedürfnisse. Diese Anleihen werden auf möglichst lange Termine emittiert, um die Last der Amortisation nicht fühlbar zu machen, also etwa auf 80 Jahre, und mit etwa 5% inkl. der Amortisation verzinst. Das macht eine jährliche Belastung des Budgets von 25 Millionen oder nach 80 Jahren eine jährliche Ausgabe von 2 Milliarden für Abzahlung in früheren Jahren entstandener und befriedigter Bedürfnisse. Kommt nun gar ein großer Krieg dazu, so müssen die Ausgaben für den Anleihedienst bald die produktiven Ausgaben des Budgets übersteigen. Manche Staaten haben auch schon mit dem Prinzip der regelmäßigen Tilgung ihrer Schulden gebrochen, wie z. B. das reiche Frankreich, das nicht amortisierbare Rente emittiert. Es ist klar, daß die Staaten auf diese Weise nicht bestehen können. Sie werden früher oder später die Anleihen zur Deckung der Defizite im Staatshaushalte durch Abgaben und Kapitalauflagen ersetzen. Zunächst ist noch eine bedeutende Einnahmequelle offen durch Einstellung der Anlage in Wertpapieren der Jahreseinnahmen aus der Versicherung gegen Invalidität, Arbeitsunfähigkeit ꝛc. Ich meine, der Staat wird aufhören, die Millionen der von Arbeitnehmern und Arbeitgebern jährlich gezahlten Summen in Wertpapieren anzulegen und wird die fälligen Auszahlungen an die versicherten Invaliden ꝛc. jährlich in das Budget aufnehmen, wodurch enorme Summen frei werden. Dann aber werden die Staaten und Kommunen mit der Verstaatlichung der Erwerbsquellen kapitalistischer Unternehmungen schnelle Fortschritte machen. Die Anfänge sind ja schon überall wahrnehmbar, wie ich vorher erwähnte, selbst in unserem wirtschaftlich noch so unentwickelten

Reval. Das Gas- und Wasserwerk z. B. gehörte früher einer Aktien-Gesellschaft und jetzt der Kommune, und nach dem Besitz der Trambahn streckt diese auch schon lange ihre Hände aus.

Vielleicht wird der privaten Initiative bald nur noch die Begründung neuer Industrien und Erwerbsquellen offen bleiben, während Staat und Gemeinde die erprobten, regelmäßige Überschüsse abwerfenden Unternehmungen an sich reißen werden.

Wenn ich nun auch nicht verkenne, daß durch Verminderung der Gewinnmöglichkeit eine der Triebkräfte verloren geht, welche den Nutzen, den die Menschheit aus der kapitalistischen Wirtschaftsform gezogen hat, ausschaltet, so bleiben noch genug Vorbedingungen, die die Menschen veranlassen werden, weiter zu streben auf dem Wege der Sicherung der materiellen Wohlfahrt der Allgemeinheit wie des Einzelnen, und die allmähliche Veränderung der sozialen Struktur der Staaten bringt Momente an die Oberfläche, die neuen Ansporn verleihen werden. Dauert doch auch die Herrschaft des modernen Kapitalismus erst ein Jahrhundert — eine kleine Spanne Zeit im Laufe der Weltgeschichte! Und wird die Wirtschaftsform sich auch ändern, die Produktivität der jetzt eingeführten Methoden, wie Konzentration, Arbeitsteilung etc. wird auch weiterhin wachsen.

Trotz aller Klagen über schwere Zeiten, die ja nie verstummen werden, so lange Menschen auf Gottes Erdboden leben, hat die kapitalistische Weltwirtschaft die materielle Wohlfahrt der Menschheit in einem Maße sichergestellt, wie es nie zuvor der Fall gewesen ist. Ich will nicht Untersuchungen darüber anstellen, ob und welche Fortschritte in ethisch-moralischer Beziehung während dieser Periode gemacht worden sind, zivilisatorisch aber sind die Fortschritte enorm. Ich habe schon vorher angedeutet, wie der Mensch durch die moderne Wirtschaftsmethode gezwungen ist, in viel höherem Maße wie früher das Eigentum und die Freiheit seines Nachbarn und Mitmenschen zu achten. Der schwere Kampf des Lebens wird weniger als ehemals mit der Mordwaffe in der Hand ausgeführt, was in Europa hoffentlich nur noch ein Privilegium der Bewohner der südöstlichen Halbinsel bleibt, die an Asien stößt, während die hochzivilisierten und doch so männlichen Völker Schweden und Norweger, als sie ihre politischen Ansichten nicht mehr unter einen Hut vereinigen konnten, ohne Schwertstreich die politische Gemeinschaft lösten. Gewiß wird es Kampf und schweren Kampf geben, so lange das Menschengeschlecht bestehen wird. Nur im Kampf kann auch der Mensch die höchsten Güter erreichen, dieser Kampf verliert aber immer mehr den Charakter des brutalen Faustkampfes und geht über in einen Kampf und ein Abwägen der Ideen, die von Einzelnen, oder auch Gruppen und Nationen allmählich der ganzen Menschheit eingeflößt und so zum Siege geführt werden. In den Sorgen und der Hast der Tagesarbeit gewinnen wir wenig Muße, diese Bewegung zu verfolgen, und doch dringt sie unaufhaltsam vorwärts. Fast unbeachtet ist daher an uns vorüber-

gegangen der große Akt der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich, der dem Individuum in diesem Lande das Recht gewährt, ohne Vermittlung direkt mit seinem Gotte zu verkehren und ohne Rechenschaft über seinen Glauben dem Staat ablegen zu müssen. Wie in der französischen Revolution vor hundert Jahren die Morgenröte des freien politischen Gedankens aufgegangen ist, so sendet uns die ethisch-religiöse Evolution jetzt aus Frankreich einen Sonnenstrahl, der gerade die am tiefsten religiös empfindenden Menschen erhellen und erwärmen wird, und der Geschichtsschreiber wird vielleicht einst diesem friedlichen Akt eine größere Bedeutung beimessen, als dem politischen vor hundert Jahren.

In der Natur des Menschen liegt eine starke Unzufriedenheit. Wie aber das Gute immer mit dem Bösen gepaart ist, so wird diese selbe Unzufriedenheit zur treibenden Energie, die den Menschen nach Besserem, nach dem Besten streben läßt, und aus der Unzufriedenheit in der Übergangsperiode des Gärungsprozesses der kapitalistischen Wirtschaftsordnung leuchtet uns ein Bild hervor, das uns wohl noch nicht befriedigt und auch nicht befriedigen soll, aber den Ausblick auf eine geklärtere Lebensauffassung als die jetzt herrschende zu garantieren scheint.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Neue Romane und Gedichte.

Von Erich Grote. (Reval).

Einen Schritt weiter haben wir in dem Bauernroman gemacht. Das sieht man, wenn man ein Bändchen des von Eugen Diederichs in Jena verlegten „Bauernspiegels“ (Quellen zur zeitgenössischen Völkerkunde in Bauernromanen) in die Hand bekommt. Vor mir liegt der Roman „Ein Dorfwinkel“ von Camille Lemonnier, aus dem Französischen übersetzt von Jean Paul d'Ardeschah. Wie fern erscheinen uns von hier aus gesehen die Zeiten des „braven Kasperl und des schönen Annerl“, des „Barfüßle“ und sogar der „Heiterethei“ Aber auch die Zeiten des realistischer zugreifenden „La Terre“ erscheinen hier als überwunden durch den aus dem Milieu selbst herauskristallisierten neuen künstlerischen Stil. Man ist nunmehr so nah als möglich an die Dinge selbst herangetreten und hat beides — Inhalt und Form — den Dingen selbst entlehnt. Eine irdene Vase, das Kopftuch eines Landmädchens, die geschnitzte Truhe in der Ecke einer Bauernstube — sie können uns darüber belehren, daß hinter diesem halb herben, halb heiteren Gewirr von Farben und Linien eine tiefe eigenartige Symbolik steckt, deren Geheimnisse nur eingehendes Studium und ein künstlerisch gezügeltes Temperament enträtseln können. Lemonnier verbindet mit Meriméescher Kaltblütigkeit Balzacsche Glut und formt so ein Stück Bauernleben, das an Naturwahrheit, aber zugleich auch an jener oben angedeuteten eigenartigen Schönheit des den Dingen selbst entlehnten Stils nichts vermissen läßt. Die Lektüre

dieses Buches gleicht infolgedessen einem Spaziergang durch ein exotisches Neuland mit unbekannter Flora und Fauna, — und doch führt sie nur durch Gegenden in unserer Nachbarschaft, durch die wir oft gegangen sind, ohne sie näher zu betrachten, an Dingen vorbei, die wir nur deshalb gering achteten, weil wir ihren tiefen Sinn nicht verstanden. Der Diederichs'sche Verlag, der in diesem Zusammenhang schon Werke von Reymont und Pontoppidon — alle in tadelloser Verdeutschung — gebracht hat, hat sich auch mit diesem ein großes Verdienst um die künstlerische Enthüllung der geheimnisvollen Bauernseele erworben.

In diesem Zusammenhang ist auch Clara Viebig's neuer Roman „Das Eisen im Feuer" zu erwähnen. Es handelt sich hier um die deutsche Volksseele, die nach dem so elementaren Erwachen in den Märztagen in einen faulen Schlaf gelullt werden sollte, bis dann 66 der Schmied kam, der die Flamme wieder anblies und aus dem rotglühenden Eisen das deutsche Reich schmiedete. Der geschichtliche Ausschnitt des Romans — Vormärz bis 66, also etwa 20 Jahre — muß für ein politisches Zeitbild als ungemein glücklich bezeichnet werden, wenn er auch der Charakteristik der handelnden Personen große Schwierigkeiten in den Weg legt. Clara Viebig hat sie spielend überwunden nnd bewirkt namentlich durch die immer wieder Einheit schaffende Hauptfigur des Schlossers Hermann Henze, daß wir uns gleicherweise für die Fabel, wie für die Zeitumstände interessieren. Besonders reizvoll ist die Schilderung des Berlins der 40er Jahre — der Roman spielt in Berlin —, das ja erst durch die Märztage zu einer politisch modernen Stadt wurde, während es vorher kaum ein öffentliches Leben gehabt hatte. Wie sehr auch dieser Roman Clara Viebigs gezündet hat, beweist der Umstand, daß er schon in 13. Aufl. erschienen ist. Die Verehrer ihrer Erzählungskunst wird es interessieren zu erfahren, daß der Verlag von Egon Fleischel-Berlin eine Auswahl ihrer Werke, die in einem gewissen Ideenzusammenhange stehen, in sechs Bänden herausgegeben hat.

Ein Bauernroman ist ferner Batty Weber's „Fenn Kaß, der Roman eines Erlösten", der uns in einen glaubensstarren und rückschrittlichen Winkel Luxemburgs führt. In erster Linie gibt er sich freilich als Erziehungsroman. Er zeigt uns einen jungen Bauernburschen unter den Händen von Erziehern, die einen „zerbrechen, damit sie die Stücke nach ihrem Gustus wieder zusammenleimen können", in Berührung mit Seelenhirten, die „den Vogt Geßler unseres lieben Herrgotts" spielen, im katholischen Konvikt, als Priester und schließlich als Exprieſter, bis er sein Glück faßt als „die Fähigkeit, dies Leben zu meistern, in ihm bis an die Stelle sich durchzusetzen, wo er mit seiner besten, eigensten Kraft das Größte würde schaffen können", mit „seiner Kraft als Teil der Allkraft an der richtigen Stelle mitzeugend zu wirken." Und doch ist es zugleich ein Bauernroman im besten Sinne des Wortes. Denn zugleich mit diesem packend und konsequent geschilderten Lebensschicksal lernen wir einen interessanten Winkel deutscher Erde kennen.

Schließlich gehört hierher der Roman unseres einheimischen Schriftstellers Ferdinand v. Wahlberg: „Die Mordinsel", der das Leben der deutschen Wolga-Kolonisten zum Vorwurf hat. Nirgends vielleicht ist das Beharrungsverlangen so groß, wie in diesen Kreisen, etwa die Herrnhuter ausgenommen. Es garantiert ihnen die Erhaltung derjenigen ethischen und religiösen Faktoren, auf denen allein inmitten fremder Völkerstämme ihre wirtschaftliche und politische Stärke beruht. Jede Neuerung scheint infolgedessen die Axt an ihre vitalsten Kräfte anzulegen und sie dem Untergange

oder — was in ihren Augen noch schlimmer wäre — dem Mitschwimmen mit dem blassen Zeitenstrom und der Vermischung entgegenzutreiben. Den Kampf eines solchen Neuerers mit der Umgebung, der die Vorurteile zugleich Wurzeln und Triebkräfte ihrer Eigenart sind, schildert dieser ausgezeichnet komponierte Roman. Den Namen „Mordinsel" führt eine Insel auf der Wolga. Sie wird aber zugleich zum Symbol für das Tun des Neuerers, das den Kolonisten als Mord erscheint. Das Ganze macht durch seine Frische und Originalität den Eindruck, als ob der Fabel wirkliche Geschehnisse zugrunde liegen.

Unter den Romanen, die den Freiheitskriegen gewidmet sind und die dem 100jährigen Gedenken ihre Entstehung verdanken, verdient der Roman von August Friedrich Krause „Flammensturm" einen ehrenvollen Platz. Der Roman ist speziell Breslau gewidmet und will die Tage des Sturzes und der Erhebung Preußens in objektiv greifbarer Plastik wiederbeleben. „Die deutschen Frauen — heißt es da auf Seite 160 — sind wie die preußische Armee. Die meisten von ihnen machen einem den Sieg leicht. Es gibt aber einige, die lassen sich nicht brechen und leisten Widerstand bis zum Letzten. Das aber sind gerade die, über die man zu siegen begehrt! Noch im Unterliegen besiegen sie ihren Überwinder durch die Reinheit und edle Größe ihres Charakters." Kein patriotisches Getue, wirkliche Lebensschicksschale.

Wir kommen nun zu den Romanen, die das Hohelied weiter sinnen und spinnen, und hier muß der Roman von Heinrich Steinitzer „Via Santa" an erster Stelle genannt werden. Steinitzer hat hier seiner „Tragödie des Ich" eine Tragödie des Ich und Du folgen lassen. Zwei Menschen, die frei bleiben wollen und doch einander suchen. „Ein Strom geht durch die Welt, ist das Gesetz der Welt — ist vielleicht die Welt selber.Liebe ist der Strom, nichts als Liebe."

„Laß uns die Liebe suchen, Dorothea, die dem anderen ein Schicksal aufbürdet, um ihn stärker zu machen — —"

„Glaubst Du an diese Liebe?"

„Wir wollen einander lehren, an sie zu glauben, Dorothea."

Hell und klar sind Dorotheas Augen.

„Mir ist, als wären wir nicht zwei Liebende, sondern zwei Gefährten auf einem langen, schweren Wege — — —"

Der impulsive, warme Ton Steinitzers, der wie die Sonne Roms, die der Roman verherrlicht, durch die Satzfugen und -splitter hindurchfunkelt, jeder Kleinigkeit Leben einhauchend, alles Zufällige ins Bleibende, das Kleine ins Bedeutende erhebend, ist der Ton, der die Musik schafft und jenen Zauber reifer Erzählungskunst webt, dem sich kein Leser des Romans entziehen wird.

Nächst ihm ist Otto von Leitgeb mit einem Novellenzyklus, „Das Hohelied" zu nennen. Sieben Novellen, die alle, bis auf eine, das Thema der Liebe variieren. Otto von Leitgeb versteht es, durch ein unscheinbares, in die Erzählung hineingestelltes Symbol tiefe Wirkungen auszulösen und dadurch das zu Ende zu reden, was seine Feder verschweigt. Ein Kirschbäumchen, dessen Blüten zur Erde schneien, redet von sterbender Liebe, eine Kerze, die auf den Fußboden fällt und erlischt, läßt den Tod eines geliebten Menschen ahnen — das ist die Art, in der das Volkslied und berufene Dichter zu uns sprechen. Man kann an den Novellen, unter denen ich „Abendstimmung" und „Baje Katine" besonders unterstreichen möchte, seine helle Freude haben.

In die Nichtigkeiten, in die das Liebesleben namentlich unserer Tage ausartet, führen uns zwei Romane: Franz Hessel's „Der Kramladen des Glücks" und Otto Zoff's „Das Haus am Wege" Ersterer führt uns mit ungemein sicherer und farbenreicher Zeichnung in das Bohèmeleben in München, letzterer erzählt die Liebesabenteuer eines — Zweiundzwanzigjährigen, der im „Hause am Wege" von drei Frauen zugleich geliebt wird und nahe daran ist, seine Tatkraft durch Rokokoidylle für immer zu unterbinden, bis er durch den Mann der Tat aufgeschreckt und auf den rechten Pfad gewiesen wird. In technischer Hinsicht verdient das erstgenannte den Vorzug, im letzteren, das anfangs durch den leicht ironisierenden Ton durchaus fesselt, stört der allen leichten Flitter zu erzieherhaft ernst zerstörende Schluß.

Weniger befriedigt hat mich der Roman von Juliane Karwath „Das Feuer hinter dem Berge" Das Thema der „einsamen Frau", die tief in sich „unendliches Blühen, unendliche Strecken unbetretenen Landes, eisige Einsamkeiten" birgt, ist hier in Verbindung gebracht mit dem Beruf einer Erzieherin, deren Werdegang der Roman schildert. Ein guter und fruchtbarer Gedanke, und soweit verdient der Roman unser volles Interesse. Nur ist der Stil von allzu pretentiöser Schlichtheit, zu verschwiegener Beredsamkeit und zu pessimistischer Versöhnlichkeit.

Dafür schüttelt Wilhelm Schmidtbonn von seinem „Wunderbaum" (23 Legenden) soviel lustige Sachen herunter, daß man glaubt, Saga hätte für eine Zeitlang ihre blauen Augen aufgeschlagen und Rübezahl und die Zwerge, und Elfen und Nymphen dürften sich wieder aus ihren Verstecken hervorwagen. Es sind gewiß Sachen, die nur „so nebenbei" entstanden sind, aber es steckt sonniger goldener Humor darin, gepaart mit tiefgründiger germanischer Weisheit.

Wessen bemächtigt sich der Roman heutzutage nicht? Auch die Aviatik kommt an die Reihe. Leonhard Adelt singt in seinem Roman „Der Flieger, ein Buch aus unsern Tagen", das Lied der neuen Zeit. Das Kind, das heute geboren wird, wird andere Traditionen fortzupflanzen haben, als das Kind von gestern: „Ein Neues, anderer Art und anderer Form, als alles vordem war. Der Mensch muß sich zu ihm erziehen; die wenigen und Auserwählten unserer Stunde werden nach und nach in die Gesamtheit einer neuen Menschenfolge wachsen, die die Dinge dieser Welt aus einer höheren und weiteren Perspektive in sich aufnimmt und begreift". Und an anderer Stelle: „Der wahre Flieger wird geboren: er hat, wie Fisch und Vogel, den sechsten Sinn, den Gleichgewichtssinn, den der Mensch in sich verkümmern ließ und nun mühsam zurückerwirbt" Der Roman ist mit großer Sachkenntnis geschrieben, ohne jedoch durch das Fachtechnische das Interesse am Roman für den Laien zu trüben, und den Flugzeug-Werken in Leipzig-Lindenthal gewidmet. Unter den mir vorliegenden Versdichtungen möchte ich die Gedichte von Erika Rhenisch („Die Laute", Lieder und Gedichte) als die klanglich und inhaltlich reifsten an erster Stelle nennen. Ihre Themata sind „Frühling", „Herbst", „Leben", „Innere Schau" In der Form handhabt sie mit großer Sicherheit die sapphische Strophe, das Sonett, den Hexameter. Adolf Holst's „Lustige Vögel" liegen in zweiter erweiterter und illustrierter Auflage vor. In Holst besitzen wir einen Lyriker von urwüchsiger Kraft des Ausdrucks und hoher Zartheit der Empfindung. Da gibt es denn „einen guten Klang" Diese Ausgabe mit den hübschen Illustrationen kann nicht

warm genug empfohlen werden. Überall, wo ich die Gedichte vorgelesen habe, haben sie hellen Jubel erweckt. Otto Krille widmet „Das stille Buch“ der „stillen Stunde, die uns zusammenführte“ Er, „Lächler und Träumer über allen Dingen“, ist in der Tat ein berufener Lobpreiser der Stille. „Alle Träume, alle Sinne reifen In der Stille wunderbarem Glanz“ Ein feines Naturempfinden pulst in der Sammlung „Erste Ernte“ von Wilhelm Südel. Die Wiese mit den welken Veilchen, die schlafenden Buchen auf dem Weiher, die grünen Gletscherfelder, des Meeres rastlos dumpfes Rollen, —

„Und schauernd formt sich
Ein klingendes Gedicht“

Anonym ist erschienen ein Zyklus, betitelt: „Das Schicksal einer Frau“ Einer Verlassenen. Er wollte die Liebe „wie die Blume in der Hand, zu leichtem Spiel“ Sie aber lud sie ihm auf „als eine Welt“ Das war ihm zu viel. Sie gingen aneinander vorbei. Sie weiß, daß er diese Liebe in keiner wiederfinden wird. Sie hat seiner „Glut entheiligt Wesen“ zuerst besessen. Sie ist „unvernichtet“ „In der Tiefe nur der Seligkeiten liegt ihr Wert! Wer mäße sie nach Zeiten“! Sie ringt sich zur Kraft zurück. Die Form ist zuweilen noch unbeholfen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ausbildung und Ausbildungsmöglichkeiten für junge Mädchen gebildeter Stände.

Von J. K. (Riga).

(Schluß).

III. Soziale Arbeit.

Was ist mein Leben, wenn ich andern
nicht mehr nutzen soll? Goethe.

Sozial arbeiten ist unsre Pflicht. Sozial arbeiten können alle, einerlei welchem Stande und Berufe sie angehören, welches ihre äußeren Verhältnisse seien. Sozial arbeiten sollten vor allem die, die durch ihre äußeren Umstände, ihre Bildung und Erziehung vor vielen andern begünstigt sind. Es ist nicht unser Verdienst, wenn wir infolge glücklicherer Verhältnisse in Schule und Haus den Segen einer guten Erziehung haben genießen dürfen, und der Dank, den wir dafür abstatten können und sollen, besteht darin, daß wir all denen helfen, die sich nicht selbst helfen können: den Schwachen, Unberatenen und Schlechtgeleiteten, den Unbeschützten und Bedrückten. In dem weitverzweigten Gebiet der sozialen Tätigkeit, die allen Schichten der Gesellschaft zu gute kommen kann, nimmt die Arbeit, die an den ärmern und ungebildetern Volkskreisen geleistet wird, einen großen Raum ein. Den Frauen fällt hier vor allem eine Pflicht zu: die Sorge für Frauen und Kinder. Viel Gutes und Schönes ist in dieser Hinsicht schon getan worden. In Krippen, Kinder- und

Jugendhorten werden die Kinder armer Mütter, die zu Hause ohne Aufsicht und Erziehung wären, verpflegt und zu allem Guten angeleitet. Teeabende, Mütterabende und Jungfrauenvereinigungen werfen Licht in manches Menschenleben, das sonst vielleicht ganz ohne Freuden wäre. Armen- und Landpflegerinnen gehen den Notleidenden und Unberatenen nach und stehen ihnen mit Rat und Tat bei. Kindergottesdienste und Ferienkolonien, Nähabende, Mutterberatungsstellen, Volksbibliotheken, Abstinenzvereine, Arbeitsvermittelungsbüros, Fürsorgeanstalten — von allen kann unendlicher Segen ausgehen, überall kann die Frau, kann schon das junge Mädchen ein schönes Wirkungsfeld finden. Überall sind auch treue Arbeiter — besoldete und unbesoldete, berufsmäßig Angestellte und freundliche Helfer — viel begehrt. Aber soziale Arbeit verlangt tüchtige Kräfte, und soll sie wahrhaften Nutzen bringen, so darf sie kein Dilettantismus sein, auch hier wie überall bedarf die Frau einer guten Schulung. Bei mangelhafter Vorbildung entspricht die Leistung nicht der angewandten Mühe, es wird nichts erreicht, eher geschadet. Darum lautet auch hier die Forderung: Berufsbildung. Die Ausbildung umfaßt praktische und theoretische Fächer. Denn soziale Arbeit ist immer auf die Praxis gerichtet, verlangt aber zugleich einen weiten Blick über die Verhältnisse und ein reifes Urteil. Die praktische Ausbildung würde sich auf wirtschaftliche Tätigkeit, auf Kranken- und Kinderpflege, wohl auch Pflege von Unnormalen erstrecken, Zur theoretischen Ausbildung gehören folgende Fächer: Erziehungs- und Gesundheitslehre, Frauenbewegung, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Rechtslehre. So ist die Ausbildung zu sozialer Tätigkeit ungemein vielseitig unanregend, so recht dazu geeignet, Welt- und Menschenkenntnis zu erweiternd Schon aus diesem Grunde darf sie als sehr verlockend erscheinen.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Soziale Frauenschule des Jungfrauen-Vereins Beding. H. Töchterschule. I. Kursus: Ausbild. fürs eigne Haus; 2 Sem. II. Kursus: Ausbild. von Anstaltsleiterinnen; 2 Sem. Zahlung pro Kursus 60 Rbl.

b) Riga Frauenschule des Rigaer Gewerbevereins. Beding. H. Töchterschule, 2jähr. Kursus. I. Vorbild. des jungen Mädchens zu ihrem Lebensberuf als Frau und Mutter. II. Vorbild. der Frau zu sozialer Arbeit. III. Kunstgewerbl. Fächer. Eröffnung im Herbst 1914. Zahlung 75 Rbl. semesterlich.

c) Wenden. Baltische wirtschaftliche Frauen- und Landpflegeschule „Lindenruhe" Aufgenommen werden Mädchen und Frauen jeden Standes deutscher Nationalität, zwischen 18 und 40 Jahren, die eine abgeschlossene Schulbildung, wie sie die höheren Mädchenschulen gewähren, erlangt haben müssen. Abteilung „Haushaltung", 1jähr. Kursus. Abteilung Landpflege, 1jähr. Kursus mit anschließendem obligatorischem $^3/_4$—1-jähr. Kursus in der Krankenpflege, etwa in einem Diakonissenhaus. Schul- und Pensionsgeld für in Livland lebende Personen 100 Rbl., für alle andern 125 Rbl. vierteljährlich. Aufnahme auch für 3 bezw. 6 Mon. bei erhöhtem Schulgeld. Eintritt 1. April und 1. Oktober jedes Jahres.

d) Berlin-Schöneberg Soziale Frauenschule. Leiterin: Dr. A. Salomon. Beding. H. Töchterschule; voll. 18. Jahr. 2—3jähr. Kursus. Unt. jährl. 210 M. Pens. mon. 100 M. und weniger.

e) Berlin-Charlottenburg Sozialpädagogisches Seminar des Jugendheims (in Verbind. mit der Sprengelschen Frauenschule, siehe VI c.) Ausbild. zur Gehilfin in Horten (1 Jahr) und zur Hortleiterin (2 Jahr). Beding. voll. 18. Jahr und Nachweis des einjährigen Besuchs einer Frauenschule. Unt. jährl. 180 M. Pens. jährl. 900—1500 M.

f) Berlin. Frauenschule der Innern Mission Beding. Töchtersch., voll. 18. Jahr. 1½ jähr. Kursus: theor. Teil ¾ Jahr, dann prakt. Arbeit in Büros und Anstalten. Unt. jährl. 180 M. Pens. im Heim mon. 90—125 M.

g) Gummersbach im Rheinland Diakonieseminar des Evang. Diakonievereins zur Ausbild. in der Erziehung und sozialen Arbeit. Beding. evang. Konfession, Töchtersch. 20.—35. Jahr, Vereinsmitgliedschaft (Eintrittsgeld 10 M., jährl. Zahlung 6 M.). Das „Freiwilligenjahr" besteht aus 1) 6 Probewochen; 2) 9 Mon. prakt. Arbeit, wobei der Unt. unentgeltlich ist, für Pension für die ganze Zeit 375 M. gezahlt wird; 3) 3 Mon. Krankenpflege, Unt. und Pens. unentgeltlich.

IV Akademische Berufe.

1. Die Ärztin. Der Beruf eines Arztes ist allmählich auch ein weiblicher Beruf geworden, und sind früher viele Stimmen laut geworden, die ernst zu nehmende oder oberflächliche Einwendungen dagegen machten, so hat sich heute doch wohl die Anschauung Geltung erworben, daß der Frau die Fähigkeiten, die einen guten Arzt ausmachen, nicht abzusprechen sind. Ganz besonders notwendig und gesucht ist das Wirken eines weiblichen Mediziners als Frauen-, Kinder- und Irrenarzt und als Armenarzt. Freilich, der Werdegang eines Arztes ist schwer und stellt große Anforderungen an körperliche und geistige Kräfte. Zum Eintritt in das Weibliche Medizinische Institut in Petersburg berechtigt das Abiturium. Das Studium umfaßt meistens 10—12 Semester. Wer in Deutschland (vgl. H. Sachs. „Das Hochschulstudium" in der „Deutschen Monatschrift für Rußland", Jahrgang 1913, Heft 3, Seite 258 f.) oder der Schweiz studiert hat und in Rußland praktizieren will, muß das russische Staatsexamen machen.

2. Die Zahnärztin. Wer Zahnheilkunde studieren und betreiben will, muß sich klar machen, daß der Beruf nicht leicht ist und bestimmte unerläßliche Anforderungen an Gesundheit, Charakter, Geschicklichkeit und pädagogische Fähigkeiten stellt. Unbestreitbar liegt aber hier ein großes Feld zur Betätigung gerade für die Frau. Die Ausbildung erfolgt in einer zahnärztlichen Schule (in Riga, Petersburg, Moskau und andren Städten), wo die Aufnahme auf Grund eines Zeugnisses über Absolvierung von 6 Klassen eines weiblichen Gymnasiums (mit allen Rechten) stattfindet. Vollendetes 17. Lebensjahr. 2½jähriger Kursus. Unterricht jährlich 200 Rbl. Kosten für Instrumente und Material c. 50 Rbl. Weitere Ausbildung in Berlin, Breslau, München, New-York zu empfehlen.

3. Die Pharmazeutin. Der pharmazeutische Beruf ist unleugbar der weiblichen Natur angepaßt, erfordert er doch gerade weibliche Tugenden, wie Sorgfalt, Achtsamkeit aufs Kleinste und Sauberkeit, aber er ist auch nur solchen Frauen zu empfehlen, die über ein gutes Maß geistiger und körperlicher Kräfte verfügen. Die Ausbildung kann sich zu einer durchaus interessanten gestalten, da das Studium der Naturwissenschaften dabei einen bedeutenden Raum ein-

nimmt. Zum Eintritt in diesen Beruf berechtigt das Apothekerlehrlingsexamen, bei dem Kenntnisse entsprechend dem Programm von 4 Klassen eines Knabengymnasiums verlangt werden. Hauslehrerinnen haben nur ein verkürztes Examen zu machen. Doch gilt das nicht für solche, die nur Arithmetik zum Hauptfach haben; von ihnen wird das volle Examen verlangt. Die Lehr- und Gehilfenzeit in einer Normalapotheke (nur in einer solchen!) dauert für Absolventinnen eines weiblichen Gymnasiums je 2 Jahre, für solche, die eine Bildung im Umfange von 4 Klassen eines Knabengymnasiums haben, je 3 Jahre. An die Stelle der Lehrzeit in der Apotheke kann auch der Besuch der Pharmazeutischen Schule von Лесневская in Petersburg (Первая Женская аптека) treten. Der Kursus ist 2-jährig und bietet theoretische und praktische Arbeit (Anatomie, Zoologie, Botanik, Chemie etc.). Zahlung 150 Rbl. jährlich. Examen am Schluß eines jeden Jahres. Das Gehilfen- und das Provisorexamen, zu denen bis jetzt vom weiblichen Pharmazeuten der Besuch von Universitätsvorlesungen nicht gefordert wird, werden an einer Universität abgelegt. Frauen können auch das Magisterexamen machen, was besonders wichtig für diejenigen ist, die die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollen.

4. **Die Architektin.** Der Beruf eines Architekten ist den Frauen erst vor kurzem erschlossen worden. Daher gibt es in Rußland wohl Anstalten, in denen man eine Ausbildung für dieses Fach erlangen kann, doch geben sie keine staatlichen Rechte. So kann denn die Architektin fürs erste nur als Gehilfin eines Architekten arbeiten, die Verantwortung für die Leitung eines Baues wird ihr nicht übertragen.

Ausbildungsanstalten.

a) Petersburg. Weibl. Architekt. Kurse (Женскіе Архитектурные Курсы Е. Ф. Багаевой). Beding. Diplom einer mittl. Lehranstalt oder Aufnahmeprüf. in Arithmetik, Algebra, Geometrie im Umfange des Programms eines weibl. Gymnasiums. 4-jähr. Kursus. Unt. jährl. 150—200 Rbl. Pens. im Lehrerinnen Heim. (Siehe I. 1 d.).

V Kaufmännische, gewerbliche, kunstgewerbliche und technische Berufe.

1. **Die Frau im Handel.** Der Zustrom zum Beruf der Kontor- und Bürobeamtin ist heutzutage vonseiten der jungen Mädchen verschiedener Bildungskreise ein sehr lebhafter. Und diese Erscheinung ist zu bedauern. Vor allem — und das ist von sehr großer Bedeutung — entspricht die vom weiblichen kaufmännischen Hilfsarbeiter geforderte Tätigkeit im allgemeinen der Natur der Frau nicht und ist, da die mechanischen Arbeiten einen großen Raum einnehmen, nicht geeignet, eine wahre innere Befriedigung und geistige Bereicherung zu bieten. Was die Lohnverhältnisse anbetrifft, so stellen sie sich für das gebildete Mädchen im allgemeinen wie folgt: das junge Mädchen, das eben die Schule verlassen hat, bei seinen Eltern wohnt, verdient verhältnismäßig viel, ein schönes „Taschengeld" Aber der Lohn steigt nur langsam, erreicht eine bescheidene Höhe und langt kaum, wenn jemand davon leben muß. Von einer Versorgung fürs Alter ist nur selten die Rede. Das Gesagte bezieht sich auf die gewöhnlichen Verhältnisse, nicht auf die wenigen günstigeren Fälle.

Aber es werden sich noch immer viele junge Mädchen den kaufmännischen Berufen zuwenden wollen oder müssen. Ihnen sei Folgendes gesagt: Als Korrespondentin und Stenographistin findet die Frau noch immer das beste Fortkommen und eine verhältnismäßig anregende Tätigkeit, worauf die Buchhalterin fürs erste noch weniger Aussicht zu haben scheint. Erwähnt sei auch die Buchhandlungsgehilfin, die freilich nicht zu den Kontor- und Bürobeamtinnen zu rechnen ist. Ein junges Mädchen, das den gebildeten Ständen angehört, sollte nur nach einer sehr gründlichen und umfassenden Fachausbildung in den kaufmännischen Beruf eintreten. Sehr wichtig sind: Kenntnisse in den modernen Sprachen (zum Zweck der Korrespondenz!), Stenographie (deutsche und russische) und Maschinenschreiben, gewöhnliche und kaufmännische Arithmetik, endlich Buchführung. Der Besuch einer Handelsschule wäre sehr zu empfehlen. Aber eine gute Allgemeinbildung und kaufmännisches Wissen allein genügen noch nicht. Eine weitere Voraussetzung sind gewisse Eigenschaften, die angeboren sein müssen, sich aber nur schwer erwerben lassen: Gewandtheit und Anstelligkeit, eine schnelle Fassungs- und Orientierungsgabe, eine gewisse Fähigkeit, mit Menschen umzugehen. Begnügt sich das junge Mädchen mit einer oberflächlichen, nicht abgeschlossenen Ausbildung, verfügt sie nicht über diese natürlichen Gaben, dann ist sie vielleicht dazu verurteilt, lebenslänglich in untergeordneter, schlecht bezahlter Stellung eintönige, geisttötende Arbeit zu tun.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Reinsch'sche Schule. Kommerzabteilung der VII. Klasse. Unterr. in Buchführung, deutscher, russischer, französischer, engl. Korrespondenz, Stenographie, Maschinenschreiben und allgemein bildenden Fächern. 1-jähr. Kursus. Unt. sem. 70 Rbl.

b) Reval. Praktische Kurse für junge Mädchen. Leiterin: Frau Pangratz. 1-jähriger Kursus in Buchführung (24 Rbl.), Handelsrechnen (12 Rbl.) Handelskorrespondenz (6 Rbl.), Stenographie (16 Rbl.), Maschinenschreiben (16 Rbl.). Aufnahmeprüfung (Bildung und Schule II. Ordnung).

c) Berlin. Lette-Verein. Handelsschule. Beding. Höhere Töchterschule; voll. 16. Jahr. 1 jähr. Kursus. Unter. für Ausländer jährl. 315 M. Bei nicht genügenden Kenntnissen Besuch der Vorklasse. Unt. jährl. 250 M. — Pens. mon. 80—100 M.

d) Die Buchhandlungsgehilfin macht eine 3jährige Lehrzeit in einer größeren Buchhandlung (Deutschland!) durch.

2. **Die Schneiderin und Putzmacherin.** Die verbreitete Anschauung, daß ein gebildetes junges Mädchen ihren feinen Geschmack und ihre geschickte Hand wohl bei der Verfertigung ihrer eignen Toilette betätigen, nicht aber sich damit einen Erwerbszweig schaffen darf, muß als ein übel angebrachtes Vorurteil entschieden bekämpft werden. Sowohl die Schneiderei als auch die Putzmacherei lassen der selbständigen, schöpferischen Betätigung freien Spielraum und können so als wahre Kunst betrieben werden. Manche gebildete Frau kann auf diesem Gebiete eine sehr befriedigende Tätigkeit und ein sehr gutes Auskommen finden. Außer der fachmännischen Ausbildung — Lehrzeit in einer Schneiderwerkstätte, einem Putzgeschäft, Besuch einer Gewerbe- oder Frauenarbeitsschule — sind gute kaufmännische Kenntnisse notwendig.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Mädchen Gewerbeschule des Jungfrauen-Vereins. Schneiderstube (Schnittzeichnen und Verfertigen bestellter Kleider). 2jähr. Kursus. Unt. sem. 15 Rbl.

b) Berlin. Lette-Verein. Fachschule der Schneiderei. Beding. Höhere Töchterschule, voll. 17. Jahr. 2jähr. Kursus. Unt. für Ausländ. sem. 190 M. Pens. mon. 80—100 M.

c) Berlin. Hirschsche Schneider-Akademie. Ausbildung in Herren-, Damen-, Wäsche- und Mäntelschneiderei. Die Zahlung richtet sich nach Dauer und Art des Kursus.

d) Dresden. Bekleidungsakademie. Zuschneidekurse für 1) Damen- und Kinderkleidung in Verbindung mit Kontorwissenschaften; 2-mon. Kursus 150 M. 2) Herren-, Damen- und Kinderwäsche. 6-wöch. Kursus 125 M. 3) Damenkostüme und -Mäntel. 2-wöch. Kursus 100 M. Pens. durch die Direktion.

e) Potsdam. Königl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen. 1/2jähr. Kursus für Putzmachen (mit Zeichnen) 15 M.

3. **Die Frau in der Landwirtschaft.** Von der selbständigen Bewirtschaftung eines größeren oder kleineren Betriebes wird bei uns zu Lande die Frau fürs erste noch absehen müssen. Doch bietet sich nicht nur der verheirateten Frau als Gehilfin ihres Mannes ein reiches Feld der Tätigkeit, auch die Einzelstehende kann dort einen befriedigenden Beruf finden. Eine Kennerin der landwirtschaftlichen Arbeit sagt darüber: „Und wieviel gewinnen wir selbst in diesem Tun! Die Haus- und Landwirtschaft mit ihren wechselreichen Forderungen beansprucht umsichtiges Handeln, oft rasches Entschließen, daher stete Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, Dienstbereitschaft und Treue, auch im Kleinen — das alles aber wirkt im höchsten Grade erziehlich und charakterbildend. Und der Mühe Lohn ist sichtbarer Erfolg auf allen Gebieten der Tätigkeit und Freude am Schaffen, am Veredeln und Beherrschen des oft so widerspenstigen Materiellen, am Verkehr mit dem vielerlei Lebendigen — und das erfrischende Gefühl des Könnens, der Unabhängigkeit." (Aus einem Vortrag der Baronin L. Staël v. Holstein).

Ausbildungsanstalten.

a) Lindenruhe bei Wenden. Landwirtschaftliche Frauenschule. Haushaltung und Landpflege. (S. III. c.)

b) Württemberg. Großsachsenheim. Wirtschaftliche Frauenkurse. Beding. H. Töchterschule; voll. 17. Jahr. Pens. und Unt. für Seminaristinnen (2 Jahr) jährl. 1200 M., für Jahresschülerinnen jährl. 1400 M.

4. **Die Frau in der Gärtnerei.** Da die Arbeit des Gärtners weniger auf Kraftentwicklung als auf Verständnis wirtschaftlicher, materieller und sozialer Werte beruht, ist die gebildete Frau besonders zur Ausübung dieses Berufes geeignet. In den Gartenbauschulen Deutschlands schließen sich an den Unterricht in Obstbau, Gemüse- und Blumenzucht, Landschaftsgärtnerei, Gartenkunst, im Zeichnen von Gartenplänen auch wissenschaftliche Fächer, wie Botanik, Zoologie, Chemie, Boden- und Düngerlehre und weiter Buchhaltung und Wechselkunde. So bietet die Ausbildung zum Gärtnerinnenberuf eine Fülle des Interessanten und Anregenden. Was die Ausübung dieses Berufes an-

belangt, so findet in Deutschland die gebildete Gärtnerin Anstellung an Sanatorien und Erziehungsanstalten, auf Gütern, wohl auch als Gehilfin in Handelsgärtnereien, oder sie arbeitet auf eignem Grund und Boden. Bei uns sind die Erwerbsmöglichkeiten fürs erste noch nicht so genau festgelegt. Aber es sind auch schon Gärtnerinnen in Tätigkeit, und mit dem Angebot würde die Nachfrage sich gewiß einstellen.

Ausbildungsanstalten.

a) Godesberg am Rhein. Obst- und Gartenbauschule für Frauen. Beding. H. Töchterschule; voll. 18. Jahr. 2jähr. Kursus. Unt. jährl. 440 M. Pens. jährl. 1060 M. Hospitantinnen zahlen mon. für Pens. 115 M., für Unt. 60 M.

b) Berlin — Marienfelde. Obst- und Gartenbauschule für Frauen gebildeter Stände. I. Kursus für Schülerinnen. Beding. Töchtersch.; voll. 16. Jahr. 2—3jähr. Kursus. Unt. sem. 180 M. Pens. sem. 540 M. II. Spezialkurse für Hospitantinnen. Unt. mon. 35 M.

c) Holtenau bei Kiel. Kurse im Obst- und Gartenbau für Frauen gebildeter Stände. Beding. gute Schulbildung; voll. 16. Jahr. 1—2jähr. Kursus. Unt. jährl. 240 M. Pens. mon. 80 M.

5. **Die Kunstgewerblerin** muß Künstlerin sein. Nur wer ausgesprochene künstlerische Begabung besitzt und in der Lage ist, eine mehrjährige gründliche Ausbildung zu erhalten, sollte diesen Beruf ergreifen, in dem die Erwerbsmöglichkeiten übrigens unsicher sind. Durchaus anzuraten ist das Betreiben eines Spezialfaches. Hier seien einige genannt, deren Ausübung bei uns Erfolg verspricht: die Goldschmiedekunst, Keramik, Graphik, Weberei.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Susa Walter. Privatatelier für Kunst und Kunstgewerbe. Unt. sem. 25—50 Rbl. Schulenstr. Nr. 3.

b) Riga. Mädchen Gewerbeschule des Jungfrauen Vereins. 1jähr. Kursus für Kunststickerei. Unt. sem. 15 Rbl.

c) Riga. Frauenschule des Rigaer Gewerbevereins. (Siehe III b).

d) Moskau. Stroganow-Schule. 16 kunstgewerbliche Spezialfächer. Unt. sem. 25 Rbl. — Pens. im Ev. Heim (Siehe I 1 d).

e) Berlin. Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbe Museums. Fachklassen und Lehrwerkstätten für alle kunstgewerbl. Fächer Aufnahmeprüf. Unt. f. Ausländer im 1. Jahr 450 M., später weniger.

f) Weimar. Großherzogl. Sächs. Kunstgewerbe-Schule. Fachunterricht, Werkstätten. Beding. voll. 14. Jahr; Fertigkeit im Zeichnen. 4jähr. Kursus. Unt. für Ausländer jährl. 200 M. Gastweiser Schulbesuch gestattet.

g) München. Lehr- und Versuchs-Ateliers für angewandte und freie Kunst. (Siehe I 3 b).

6. **Die Photographin** kann ihren Beruf selbständig ausüben oder als Gehilfin in photographischen Ateliers, als photographisch-wissenschaftliche Hilfskraft an Krankenhäusern und andern Anstalten tätig sein. Die allgemeine Ausbildung wird erlangt entweder durch eine Lehrzeit in einem photographischen Geschäft oder durch Besuch einer Lehranstalt, wo auch Spezialgebiete berücksichtigt werden.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Photographische Lehranstalt des Lette-Vereins. Ausbild. in allen Zweigen der photogr. Praxis. Beding. für den Eintritt: 1) in der Abteilung für Bildnis- und technische Photographie, Reproduktionsretusche, photomechanisches Verfahren: Volksschule; 2) in der Abteilung für Röntgenphot., wissenschaftl. Phot., Metallographie: Töchtersch.; voll. 16. Jahr. Ausländerinnen zahlen für den 2jähr. Kursus 1000 M., für den 2½jährigen 1250 M. Gesellenprüfung. Pens. mon. 80—100 M.

7. **Die Buchbinderin** kann ihre Arbeit handwerksmäßig, sie kann sie auch künstlerisch betreiben. Um das letztere zu erreichen, ist neben Handgeschicklichkeit eine durchgebildete künstlerische Begabung Haupterfordernis. Was die Ausübung dieses Berufes anbetrifft, so würde die Buchbinderin bei uns entweder Anschluß an Geschäfte und Bibliotheken suchen müssen oder privatim arbeiten.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Lette-Verein. Buchbinderei-Werkstätte. 3jähr. Lehrvertrag (Arbeitszeit tägl. 8 Stunden). Verpflichtung: die Gesellenprüfung. Ausländerinnen werden nur als Fachschülerinnen angenommen, zahlen 375 M. jährl. und arbeiten mit eignem Material. — Pens. mon. 80—100 M.

b) Weimar. Großherzogl. Sächs. Kunstgewerbeschule. Die Fachkurse für Buchbinder geben Meistern, Gesellen und Lehrlingen des Buchbindergewerbes Gelegenheit, sich in techn. und künstl. Hinsicht weiterauszubilden. 3 mon. Kursus 50 M., 6mon. Kursus 100 M. (für Ausländer).

c) Das Buchbinderhandwerk kann auch in der Werkstatt eines Meisters erlernt werden.

8. **Die Frau als Zeichnerin in technischen Betrieben.** Die technische Zeichnerin kann in Zeichen- und Konstruktionsbüros der Maschinenfabriken in Architekten- und Baubüros arbeiten. Es handelt sich dabei nicht um eine freie künstlerische Tätigkeit, sondern um eine oft sehr mühsame Arbeit, zu der außer zeichnerischer Begabung, unendlicher Geduld, peinlicher Genauigkeit auch gesunde Augen gehören. Die Ausbildung — wohl nur durch Privatunterricht zu erwerben — umfaßt: 1. Projektionslehre. 2. Zeichnen: a) Handhabung von Reißschiene, Dreieck, Reißzeug, Reißfeder, Tusche; b) Anlegen von Zeichnungen in Wasserfarben. 3. Geometrie: Berechnung von Flächen und Inhalten. 4. Baukonstruktionslehre. 5. Rundschrift.

9. **Die Bibliothekarin.** Die Arbeit einer Bibliothekarin gibt durch den persönlichen Verkehr mit den Lesern, namentlich in Volksbibliotheken, Gelegenheit zu volkserzieherischem Wirken, einer Aufgabe, für die Frauenkraft und Frauentalent sich in besonderm Maße einsetzen sollten.

Ausbildungsanstalten.

a) Berlin. Lette-Verein. Bibliothekarinnen-Vorschule im engsten Anschluß an die Wolffstiegsche Bibliothekarinnenschule. Beding. Töchtersch. und 1 Jahr Seminar oder Lyzeum. 6mon. Kursus für Ausländ. 125 M. Buchbinderei 60 M. Pens. mon. 80—100 M.

b) Berlin. Wolffstiegsche Bibliothekarinnenschule. Beding. Absolvierung der Bibl.-Vorschule des Lette-Vereins. ¾jähr. Kursus 200 M.

VI. Allgemeine Vertiefung der Frauenbildung ohne spezielle Berufsbildung.

Nicht jedes junge Mädchen ist in der Lage, sich beim Verlassen der Schule für einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Das Fehlen einer ausgesprochenen Neigung, die ungenügende Bekanntschaft mit den verschiedenen Berufszweigen verhindern sie, einen bestimmten Weg zu wählen. Ein Weg aber ergibt sich für jede von selbst: der einer ergänzenden vollwertigen Weiterbildung im Hinblick auf die Lebensaufgaben — nicht Berufsaufgaben — der gebildeten Frau. Die Zeiten sind vorüber, müssen vorüber sein, in denen man sich mit der oberflächlichen Pflege des sprachlichen, literarischen und ästhetischen Interessenkreises des schulentlassenen jungen Mädchens begnügte und darin eine vollwertige Fortbildung sah. Die Fortbildung muß eine wissenschaftliche und eine praktische sein. Neben die Vertiefung und Erweiterung des in der Schule erworbenen Wissens muß die Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, in die Gebiete der sozialen Fürsorge treten. Solch eine Fortbildung gibt keine Berufsbildung, bietet aber die geeignetste Grundlage für die Fachausbildung in den Berufen, die aus der allgemeinen Frauenaufgabe herauswachsen: für den Beruf der Kindergärtnerin, der Krankenpflegerin, der hauswirtschaftlichen Lehrerin, der sozialen Arbeiterin.

Ausbildungsanstalten

a) Riga. Soziale Frauenschule des Jungfrauen Vereins (siehe III a).

b) Riga. Frauenschule des Rigaer Gewerbevereins (siehe III b).

c) Berlin-Charlottenburg. Sprengelsche Frauenschule (in Verbind. mit dem Jugendheim, siehe III d). Beding. Töchterschule, voll. 16. Jahr. 2jähr. Kursus. Unt. jährl. 200 M. Pens. jährl. 900—1500 M.

d) Berlin-Charlottenburg. Frauenschulklassen des Oberlyzeums von Joh. Wellmann. Beding. Töchterschule. 2jähr. Kursus. Unt. für alle Fächer jährl. 312 M.; Einzelfach vierteljährl. 15—30 M. Pens. jährl. 1500 M., sem. 900 M.

e) Cassel. Evang. Fröbelseminar. Anerkannte Frauenschule. Aufnahmeprüf. (Lyzealbild), voll. 16. Jahr. 1jähr. Kursus. Unt, jährl. 300 M. Pens. jähr. 960 M.

f) Hessen. Deutsche Frauenschule Schloß Braunshardt bei Darmstadt. I. Hauswirtsch. Abteil. 1 Jahr. II. Pädag. Abteil. 1 Jahr. Beding. Töchtersch.; voll. 16. Jahr. Unt. und Pens. jährl. 2000 M.

g) Leipzig. Hochschule für Frauen. I. Allgem. Abteilung: phil.-hist. Gruppe; naturwiss. Gruppe; Gesundheits- und Krankenpflege. II. Pädag. Abteil. III. Sozial- und rechtswissensch. Abteilung. Beding. für Studierende: Reifezeugnis, Seminarlehrerinnenzeugnis oder Aufnahmeprüfung. die aber erst nach 2—3 sem. Besuch als Hörerin der Hochschule erfolgen kann' Beding. für Hörerinnen: gute Bildung, voll. 18. Jahr. 1stünd. sem. Vorles. 10 M.; 2stünd. sem. Vorles. 15 M. — Pens. durch die Kanzlei.

VII. Hauswirtschaft.

Die Arbeit, die Haus und Wirtschaft fordern, gehört noch immer zu den ersten, nicht zu vernachlässigenden Pflichten der Frau, und jedes junge Mädchen sollte darin eine Lehrzeit — zu Hause oder noch besser in einer guten Haushaltungsschule — durchmachen. Je nach Neigung, Fähigkeit und Zukunftsplänen der Lernenden wird der Unterricht verschieden lang und umfassend sein, in keinem Falle sei er eine Spielerei. Die einen werden das erworbene Wissen und Können bei der Verwaltung ihres eigenen Hauswesens oder berufsmäßig in einem fremden Haushalt, einer Anstalt verwerten, aber auch die andern, die ihr Beruf hinausführt, werden oft genug in eine Lage kommen, wo ihnen Kenntnisse in praktischer Zeiteinteilung und Wirtschaftsführung großen Nutzen bringen.

Ausbildungsanstalten.

a) Riga. Mädchen Gewerbeschule des Jungfrauen Vereins. 1) 2 sem. Haushalt- und Kochkursus; I. Sem. 55 Rbl. II. Sem. 35 Rbl. 2) 2 sem. Kochkursus: I. Sem. 40 Rbl. II. Sem. 35 Rbl. 3) 1 sem. Haushaltungskursus 20 Rbl.

b) Riga. Sassenhof. Haushaltungsschule von E. Schmidt und O. v. Glaeser. 6mon. Kursus für junge Mädchen gebildeter Stände. Unt. 45 Rbl. Einzelfächer können belegt werden.

c) Reval. Praktische Kurse für junge Mädchen von Frau Pangratz. 1/2jähr. Kochkursus 30 Rbl. Plätten jährl. 12 Rbl. Weißnaht jährl. 36 Rbl. Schneidern jährl. 18 Rbl.

d) Dorpat. Deutsches Fröbelseminar (siehe I 8 a).

e) Lindenruh bei Wenden. Landwirtschaftliche Frauenschule (siehe V 3 a).

f) Berlin. Pestalozzi-Fröbelhaus II. Haushaltungsschule Verschiedene Kurse (1/2jähr. Kursus 350 M., 1jähr. Kursus 640 und 400 M.). zur Ausbildung in der Hauswirtschaft. Beding. H. Töchterschule.

g) Württemberg. Wirtschaftliche Frauenkurse (siehe V 3b).

h) London. The Sesame House (siehe I 8 e).

Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Es kämpft sich ein Tag herauf, es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher keine Arbeit hat, es nicht für geraten halten wird, sich in unserm Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei.

Carlyle.

Bücher und Aufsätze.

Levy-Rathenau: Die deutsche Frau im Beruf. Teil V des Handbuches der Frauenbewegung (Berlin S. Verlag W. Moeser).

Eugenie v. Soden: Frauenberufe und Ausbildungsstätten. Band I des Frauenbuches (Stuttgart. Franck'sche Verlagshandlung).

Zimmermann (Leipzig): Was heißt Schwester sein?

Polly Kieseritzky (Riga): Soziale Frauenarbeit. (Balt. Monatsschr. 1912 Heft 12).

J. Baron v. Wolf (Lindenberg in Livland): Landpflege und Landpflegerin, eine alte Kulturaufgabe und ein neuer Frauenberuf (Balt. Wochenschrift für Landwirtschaft 1912 № 30. Vergleiche auch Rigaer Tageblatt 1912 № 348).

Die „Deutsche Monatsschrift für Rußland" enthält folgende Aufsätze:

Dr. Alice Salomon (Berlin): Eine soziale Frauenschule 1912. № 2.

Auguste Sprengel (Berlin): Die Berliner Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" und der deutsche Frauenkongreß. 1912 № 4, 5 und 6.

Hildegard Sachs (Berlin): Frauenberufe. 1912 № 5, 6, 7 und 10. 1913 № 1 und 3.

Wolfgang Wachtsmuth (Riga): Der Beruf des Lehrers. 1913 № 4.

L. Baronin Staël von Holstein (Dorpat): Die Frau im haus- und landwirtschaftlichen Beruf. 1913 № 5.

Monika Hunnius (Riga): Die Frau als Künstlerin. 1913 № 8.

Praktische Frauenkurse. 1913 № 9.

Bücherbesprechungen.

Russische Volksmärchen. Uebersetzt und eingeleitet von Löwis of Menar. Aus der Serie „Die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben von Fr. v. d. Leyen und P. Zaunert. Jena, E. Diederichs. 1914. Geb. Mk. 3.—.

Die deutschen Volksbücher und die Märchen der Weltliteratur läßt der verdienstvolle Verlag E. Diederichs in Jena in sorgfältigen Textausgaben und geschmackvoller Ausstattung erscheinen. Den Sammlungen deutscher Märchen (Musäus' Volksmärchen, Grimms Kinder- und Hausmärchen, Deutsche Märchen seit Grimm, Plattdeutsche Volksmärchen) ist nun ein Band russischer Volksmärchen gefolgt, dessen Inhalt die in Rußland lebenden Deutschen vorzüglich zu interessiern berufen ist. Daß der Uebersetzer und Herausgeber, A. von Löwis of Menar, kein Neuling auf dem umfangreichen Gebiete der Märchenforschung ist, beweist zur Genüge seine feinsinnige, ebenfalls im Diederichs'schen Verlage erschienene Untersuchung: „Der Held im deutschen und russischen Märchen", 1912. Aber auch die Einleitung, sowie Quellen- und Literaturnachweise der vorliegenden Ausgabe legen ein beredtes Zeugnis von emsiger Forschung und allseitiger Stoffbeherrschung ab. Und vollends die Uebersetzung! Sie folgt getreu dem russischen Original, sofern diese Treue bei der Verschiedenheit beider Sprachen und besonders bei der Einzigartigkeit des russischen Märchenstils durchführbar ist. Bei pedantischer Wortklauberei ließe sich ja wohl hie und da eine Kleinigkeit aufspüren, die möglicherweise hätte anders lauten müssen, dem Werte des Ganzen aber durchaus keinen Eintrag zuzufügen imstande ist. Rezensent hatte die Gelegenheit, die Löwis of Menarsche Ausgabe mit einem Kenner russischer Volksmärchen und der einschlägigen Wissenschaft, Herrn A. M. Smirnow, zu besprechen (dem Verfasser des „Систематическій указатель темъ и варіантовъ русскихъ народныхъ сказокъ, Извѣстія Отдѣл. русск. яз. и словесности Императ. Ак. Наукъ, т. XVI (1911), кн. 4-ая и т. XVII

(1912), кн. 4-ая; die Untersuchung ist als Sonderdruck erschienen; Herr Smirnow hat auch eine Sammlung aller Varianten der russischen Fassung des Dümmlingsmärchens herausgegeben). Wir ließen uns nicht die Mühe verdrießen, einige Märchen der deutschen Uebertragung mit dem Originaltext zu vergleichen, und da ergab es sich nun, daß der Uebersetzer mit ausgezeichneter Gewissenhaftigkeit seines schwierigen Amtes gewaltet hat. Auf S. 11 ist das Wort „Neffe" nicht ganz berechtigt, „Lieber", „Trauter" oder „Freundchen" wäre vorzuziehen (als Uebersetzung des kleinrussischen „небоже"; es entspricht etwa dem russischen „болѣзный" und drückt freundliches Mitleid aus); auf S. 13 empfehlen wir dem Autor, einen andern Ausdruck als „alte Bettler" für „старцы убогіе" ausfindig zu machen. Von Zeit zu Zeit wird die Erzählung durch einen wiederholten Ausruf „Господи", der sprachloses Erstaunen oder das Grauen schwacher Menschenkinder vor einer drohenden Gefahr ausdrücken soll, treuherzig unterbrochen; diese Interjektion, etwa durch „Du lieber Gott!" zu übertragen, fehlt z. B. auf S. 17 in dem Satze: „und solch ein Heer versammelte sich, daß es gar nicht zu zählen war" S. 19 oben: „und der Pfeil verschwand in den Wolken", übersetzt aus „загула (загудѣла) стріла підъ небесами". Auf S. 9 oben liegt ein offensichtliches Mißverständnis vor: das kleinrussische „радяцця" bedeutet nicht „freuten sich", sondern „versammeln sich" (vgl. „рада", Volksversammlung); S. 22 oben: „die Mädchen und Dienerinnen" — „дівиці — прислужниці"; „eine Kutsche mit sechs Rossen", im Original folgt noch „якъ змійивъ"; S. 25: „Ich gehe, wohin die Augen schauen, ꝛc.", im kleinrussischen Text folgt ein Kosewort „дідусю" — „Alterchen", das aber dann in den nächsten Zeilen mehrfach angeführt ist, sodaß einmaliges Weglassen dieses Wortes durchaus berechtigt erscheinen mag; S. 26: „bis zu der Bank hinunter", „на полъ" Bei flüchtigem Blättern fielen mir noch einige Kleinigkeiten auf, die aber, wie gesagt, belanglos sind und kaum erwähnt zu werden verdienen. S. 68: „nahm den Kater unter den Kopf", „положилъ въ головахъ"; S. 71: „eine wilde, fröhliche Hochzeit", russisch „шумная"; S. 84: „einfache Bauern", „христіанскаго". Ich glaube, daß der Uebersetzer in den meisten Fällen nach reifer Ueberlegung den passenden Ausdruck gefunden, dagegen steht es ja fest, daß eine wortgetreue Uebersetzung nicht immer dem fein ausgebildeten Sprachgefühl Genüge zu leisten vermag, wie es ja schon Martin Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen" so schön und überzeugend ausgeführt hat.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat sie nach dem Prinzip angelegt, daß alle wichtigeren Stoffe in wenigstens einem Beispiel vertreten sind: von dieser Regel macht auch das Märchen von der Stiefmutter und der Stieftochter keine Ausnahme, das ungefähr fünfzehn Typen aufweist. Vielleicht ist das heroische Märchen nicht genügend vertreten; gerne sähen wir das hübsche Märchen „На Калиновомъ мосту." In der Einleitung heißt es (S. XIV): „Das Hauptgewicht wurde auf die Wunder- und Zaubererzählungen, als die Märchen im eigentlichsten Sinne, gelegt" u. s. w. Daher kommt das umfangreiche Gebiet des Tiermärchens zu kurz; ungern verzichtet der kundige Leser auf den so charakteristischen „Теремъ мухи." Sowohl in der Sammlung selber, wie in den Quellen- und Literaturnachweisen fehlen Hinweise auf die Sammlungen weißrussischer Märchen von Klich, Federowski, Werycho: die groß- und weißrussischen sind überhaupt nicht so reich vertreten, wie die kleinrussischen, deren Zahl vielleicht auf Kosten jener eine so stattliche ist.

Dem Wert der Sammlung tun diese Bemerkungen keinen Abbruch: ein so gewiegter Kenner der russischen Märchenwelt, wie Löwis of Menar, wird seine guten Gründe gehabt haben, um die Arbeit eben in der Auswahl und in der Gestalt erscheinen zu lassen, wie wir sie in einem eigenartigen, mit altrussischen Motiven geschmückten Einband vor uns sehen. Der Sinn des Titelbildes ist mir nicht ganz ersichtlich: es soll wohl eine Krönungsfestlichkeit mit Feuerwerk im Moskauer Kreml darstellen; dazu stimmen aber wiederum nicht alle Kuppeln, z. B. rechts der große Kirchturm. Auch stimmen die Kreuze auf den Kirchtürmen einen Bewohner Rußlands ein wenig bedenklich. Der Druck ist vorzüglich, der Preis des Buches trotz seinem Umfang (XXVI +332 Seiten) ein sehr geringer (geb. Mk. 3.—).

Allen Freunden russischer Volkspoesie und Märchenwelt sei das Buch empfohlen, das mit so rückhaltloser Hingabe das originelle Gepräge der russischen Volksseele widerspiegelt.

St. Petersburg. J. Forsmann.

Moskauer Almanach für 1914. Verlag von J. Deubner, Moskau.

Dieser geschmackvoll ausgestattete Almanach enthält ein Kalendarium, ferner einen „Abriß einer Geschichte Moskaus bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts" mit 11 Bildbeigaben von Boris v. Eding, einen Essay über „die russische Literatur der Gegenwart" von Johannes Kordes (mit dem Porträt des Dichters Brjussow), sowie vom selben Verfasser einen mit 9 Bildbeigaben geschmückten Artikel über „das Moskauer künstlerische Theater". Letzteren — freilich ohne die Bildbeigaben — haben wir im Wesentlichen schon in dieser Zeitschrift kennen gelernt, den beiden anderen, die ebenso instruktiv sind wie dieser, begegnen wir im Almanach zum erstenmal. Bemerkt sei noch, daß die Kopfleisten der zwölf Monate im Kalendarium hübsche Ansichten aus Moskau bieten, und so sei denn die etwa 100 Seiten starke sympathische Publikation, in der nur noch einige Druckfehler hätten ausgemerzt werden müssen, allen denen, die sich für das Werden und Wachsen des typisch Russischen interessieren, bestens empfohlen.

Reval. Arthur Behrsing.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Den 10. Juni.

Ich hatte heute keinen geringen Schreck. Der Vertreter der hiesigen Ortspolizei, ein braver Landgendarm, stellte sich bei mir ein und ersuchte mich um meine Legitimationspapiere. Zum Glück besitze ich einen Paß, auf dem außer meinem wirklichen Namen auch mein Pseudonym vermerkt ist. Er studierte ihn aufmerksam, fixierte mich dann scharf und fragte: „Ihr Vater ist militärischer Chef von L.?" Ich bejahte es.

„Und wie kommt es, daß Sie sich hier unter anderem Namen aufhalten?"

Ich erklärte ihm, daß dies Künstlerbrauch sei und daß ich meiner Familie diese Konzession machen mußte.

Er bat um die Erlaubnis, die Papiere mitzunehmen, um sie der Badekommission zu unterbreiten, er werde sie mir am folgenden Tage zurückstellen. Ich konnte es ihm selbstverständlich nicht verweigern, und er entfernte sich mit ehrerbietigem Gruß.

Den 12. Juni.

Als ich meinen neuen Bundesgenossen nachmittags am Strande traf, erzählte ich ihm die mir unerklärliche Begebenheit. Er lächelte geheimnisvoll. „Ich sehe, meine Reklame ist wirksam," sagte er mit gewisser Befriedigung.

Ich sah ihn befremdet an. „Ihrer Reklame verdanke ich den Besuch?"

„Allerdings," bestätigte er selbstzufrieden, „und es ist lächerlich, wie wenig dazu gehört, die öffentliche Meinung zu lenken. Ich habe nichts weiter getan, als unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses das Gerücht ausgesprengt, daß die hier lebende Sängerin Selagy der höchsten österreichischen Aristokratie entstamme. Ihr außergewöhnliches Talent habe sie bestimmt, sich der Kunst zu widmen, weshalb sie von ihrer Familie ausgestoßen worden. Sie sehen, es ist schon zu Ohren der löblichen Ortspolizei gedrungen, die nicht ermangeln wird, dem Ganzen das Siegel der offiziellen Beglaubigung aufzudrücken."

Ich fühlte mich doch etwas unbehaglich. „Und das Versprechen, das ich meinem Vater beim Scheiden aus dem Elternhause gab, seinen Namen nicht in meine Spekulationen, wie er es nennt, hineinzuziehen?"

„Sie haben es ja nicht gebrochen," beruhigte er mich. „Sie durften doch der hohen Obrigkeit die Einsicht in ihre Papiere nicht verweigern. Übrigens werde ich dafür Sorge tragen, daß das geheimnisvolle Dunkel, welches über Ihrem Familiennamen liegt, nicht gelüftet wird. Ich werde mich in verschiedenen Kreisen in Vermutungen über Ihre Beziehungen zu österreichischen Adelsfamilien ergehen und zwar stets einen anderen Namen nennen; der Erfolg wird eine allgemeine Verwirrung des geehrten Publikums sein."

Er lachte beinahe übermütig über seinen „brillanten Einfall" Seine Heiterkeit war so ansteckend, daß ich miteinstimmte, obgleich mir nicht ganz geheuer zu Mute war bei dem verdeckten Spiel, das wir spielen.

Die Reklame wirkt. Wenn ich mich am Strande zeige, steckt man die Köpfe zusammen und flüstert. Man macht mir ehrerbietig Platz; überhaupt werde ich mit einer gewissen Auszeichnung behandelt, die ich offenbar meiner „hohen Geburt" verdanke. Nächste Woche findet unser erstes Konzert statt. Das Programm — sorgfältig in Rundschrift geschrieben, um die Druckerkosten zu sparen — prangt am Kurhaus und an verschiedenen exponierten Stellen und es ist fortwährend von Neugierigen umdrängt. Da steht es in schön geschwungener Schrift: „Konzert der k. k. Opernsängerin Wera Selagy unter gefälliger Mitwirkung von Herrn Alexis Hortan, Opernsänger. Die Klavierbegleitung hat aus besonderer Liebenswürdigkeit ein inkognito hier weilender Künstler übernommen."

Als ich Hortan dieses letzten Passus wegen interpellierte, meinte er: „Je geheimnisvoller, um so besser! Die Erwartung des Publikums wird dadurch aufs höchste gespannt. Den Betreffenden habe ich neulich abends beim Bier kennen gelernt. Er ist Klavierlehrer in einer kleinen westpreußischen Stadt und wird sich bemühen, sich des in ihn gesetzten Zutrauens würdig zu beweisen. Sie sehen, Ihr Impresario scheut kein Mittel, Ihnen einen Dienst zu leisten."

Den 26. Juni.

Hortans Voraussetzung bewahrheitete sich. Der Saal war ausverkauft — natürlich war der Preis der Billette nicht hoch — den Verhältnissen angemessen. Unser Wirt hatte den Verkauf übernommen, und alles lief glatt ab.

Hortan war nicht bei Stimme. Die Seeluft tut seinem Organ nicht gut, wie er mir schon früher sagte; das Publikum verhielt sich bei seinen Vorträgen ablehnend, überhaupt fiel mir die reservierte Haltung desselben auf. Hortan, der schon öfters in Norddeutschland konzertiert hat, sagt jedoch, daß dies hier zu Lande Ton sei — ich sei durch die Begeisterungsfähigkeit meiner Landsleute verwöhnt. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte ich mit der Schubertschen „Frühlingsahnung“:

„Nun, armes Herze, sei nicht bang, nun muß sich alles, alles wenden“ — Ich mußte es auf allgemeines Verlangen wiederholen. Die Worte des Dichters sind mir auch so aus der Seele geschrieben, daß ich es mit besonderer Hingebung sang.

Der pekuniäre Ertrag ist nicht übermäßig, da er ja in drei Teile geht, immerhin groß genug, um bei bescheidenen Ansprüchen einige Wochen davon existieren zu lassen.

Den 15. Juli.

Auch in den benachbarten Strandorten haben wir Liederabende veranstaltet. Die Einnahmen waren geringer als hier, doch hoffe ich mich mit Hilfe derselben, ohne den Rest meines Kapitals anzutasten, bis zum Herbst durchzuschlagen und dann, zu Beginn der Saison, ist mir ein Engagement sicher. Es erfüllt mich mit freudiger Genugtuung, alles Hortan zu verdanken, seinem unermüdlichen Eifer, seiner rückhaltlosen Hingebung für mich. Als ich das neulich aussprach, entgegnete er mit einer Bescheidenheit, die mir neu bei ihm war: Ich verdiene Ihr Lob nicht, gnädiges Fräulein. Ich bin nicht so selbstlos, wie Sie meinen, der Ehrgeiz, neben Ihnen genannt zu werden, ist die mächtige Triebfeder meiner Handlungen.

Den 25. Juli.

Jetzt weiß ich, weshalb Hortan, dem die Seeluft so schädlich ist, sich doch den ganzen Sommer hier am Strande aufhält. Er ist Liebhaberphotograph, und in der „toten Saison“ beschäftigt er sich damit, in besuchten Kurorten Aufnahmen zu machen, was ihm immerhin einen kleinen Nebenverdienst abwirft.

„Was soll man tun?“ sagte er mir, als wir darauf zu sprechen kamen, mit wegwerfender Bitterkeit. „Die Kunst muß eben nach Brot gehen heutzutage, denn leider Gottes hat die Natur uns nicht die Fähigkeit verliehen, drei Monate des Jahres von der Luft zu leben. —

Er hat dies Jahr, wie er sagt, recht viel Glück und ist fast den ganzen Tag beschäftigt. Erst gegen Abend sieht man ihn am Strande, und dann gehört seine Zeit mir, mir ganz allein!

Den 15. August.

Die Saison neigt sich ihrem Ende zu, der Kurgäste werden immer weniger; unser drittes und letztes Konzert hier war recht schwach besucht. Jetzt heißt es sich für den Winter rüsten. Ich habe den Beginn der Theatersaison so herbeigesehnt, und nun wird mir doch beklommen zu Mut, wenn ich an das Scheiden von hier denke. Ich habe diesen stillen idyllischen Erdenwinkel lieb gewonnen, habe ich doch hier zum ersten Male das empfunden, was die Menschen „Glück“ nennen. Der hetzende Ehrgeiz in meiner Brust ist

durch ein anderes aufkeimendes Gefühl eingewiegt; ich habe in diesen stillen Wochen die innere Ruhe gefunden, die ich entbehrt im Elternhaus und in der Fremde — — das soll nun alles wieder anders werden. —

Es war mir heute seltsam wehmütig ums Herz, als Hortan mit mir über meine Zukunft sprach.

„Sie werden jetzt ihrem Stern folgen, der, im Aufgehen begriffen, Sie in lichtere Höhen weist, ich werde suchen irgendwo als Aushilfsbariton unterzukriechen. So trennen sich unsere Wege und wer weiß, ob Sie nach Jahr und Tag noch eine stille Minute der Erinnerung Ihrem ehemaligen Impresario und ergebenen Ritter weihen."

„Wie können Sie so niedrig von mir denken?" sagte ich ernst. „Sie wissen, wie viel ich Ihnen verdanke."

Er zog wortlos meine Hand an die Lippen und behielt sie dann noch lange in der seinen. So traten wir stumm, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, den Rückweg an.

Den 30. August.

Hortan photographiert mich jetzt in verschiedenen Kostümen und Posen. Er meint, es sei für eine Schauspielerin unumgänglich nötig, derartige Bilder an Theateragenturen zu senden, und ich füge mich gern seiner praktischen Erfahrung. Die Kostüme stehen mir sehr gut, ich helfe etwas mit Stift und Schminke nach, und mein Spiegel sagt mir, daß ich, wenn auch keine Schönheit, so doch immerhin eine interessante Erscheinung bin, die mit jeder andern konkurrieren kann. Und dieser geheime Gedanke meiner Seele klingt laut wieder aus dem Munde des Mannes, dessen Urteil mir mehr gilt, als das aller anderen Menschen.

Heute bewunderte er die Reichhaltigkeit meiner Toilette. Als ich ihm seufzend entgegnete, daß auch ein guter Teil eines mütterlichen Erbteils darin stecke, tauchte ein seltsamer Ausdruck in seinen Augen auf, der mir lange noch zu denken gab.

„Sie Glückliche," sagte er, sich abwendend, als er meinem fragenden Blick begegnete, „daß Sie noch mit solchen Faktoren, wie mütterliches Erbteil, rechnen dürfen! Meine Mutter, weit entfernt mir irgendwelchen Zuschuß geben zu können, rechnet noch auf Unterstützung von seiten des ‚talentvollen Sohnes' "

Den 15. September.

Ich habe einen Kontrakt vom Stadttheater in S. zugeschickt erhalten, den ich, ohne mich zu besinnen, unterzeichnet habe, obgleich die Bedingungen nicht eben glänzend sind. Nun heißt es, sich zur Abreise rüsten, denn die Theatersaison wird nächste Woche eröffnet.

Als ich Hortan heute in bewegten Worten — das aufquellende Gefühl drohte mich zu ersticken — meinen Dank aussprach für alles, was er getan, fiel er mir hastig ins Wort: „Schweigen Sie, Gisela! —" zum erstenmal nannte er mich beim Vornamen — „Sie martern mich! Sie danken mir dafür, daß ich glücklich sein durfte, eine kurze Spanne Zeit — ach nur allzukurz! für ein ideales Wesen zu sorgen, schützend meine Hände unter die zarten Füße zu breiten, daß kein rauher Dorn sie verletze! Selig der Mann, dem dies Glück vergönnt ist!" Er schöpfte tief Atem und fuhr dann in beinahe heiserem Tone fort: „Aber es ist gut, daran erinnert zu werden, wer ich bin und wer Sie sind. Sie, die gottbegnadete Künstlerin, ich, der tief unter Ihnen stehende Impresario, dessen Dienste mit klingender Münze reichlich entlohnt

wurden. Ich bin Ihnen ferner nicht mehr nütze auf Ihrem Lebensweg und gehe — auf Nimmerwiedersehen" — fügte er mit sinkender Stimme hinzu; und seine heißen Lippen auf meine Hand pressend, riß er sich los und enteilte mit langen Schritten. Vergebens rief ich seinen Namen — das klatschende Aufschlagen der Wellen fing den Ton meiner Stimme auf. Ein Gefühl der Verlassenheit, wie ich es bisher nie gekannt, überkam mich. Ich schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Den 18. September.

Er liebt mich! Ich habe ihn wiedergesehen, er hat zu meinen Füßen gelegen und meine Verzeihung erfleht für die große Liebe, von der sein Herz erfüllt ist zu mir, der hohen, unerreichbar über ihm Stehenden!

„Gekämpft habe ich gegen dies Gefühl mit meinem ganzen Mannesstolz, aber es hat unausrottbar tiefe Wurzeln geschlagen und mein ganzes Sein durchdrungen. Ich muß es Ihnen sagen, Gisela, damit Sie nicht klein von mir denken — und nun — leben Sie wohl!"

Und da, ich weiß nicht, wie mir geschah, aber es überkam auch mich allmächtig, unwiderstehlich — ich lag an seinem Herzen, zitternd in nie geahnter Seligkeit, während seine Hand wortlos meinen Scheitel streichelte. —

Und was nun kommen wird? — Gemeinsames Glück oder gemeinsames Elend — aber kein Alleinsein mehr, vor dem mir gebangt. An seinem stolzen Mut will ich mich aufrichten, wenn das Schicksal ungerecht gegen uns ist, erträgt er doch seit Jahren, ohne zu klagen, das Los des verkannten Genies.

Doch fort mit den trüben Gedanken in dieser Stunde! Habe ich doch meinen Kontrakt vom S.schen Stadttheater in der Tasche, und Alexis will, um nicht gezwungen zu sein, sich von mir zu trennen, die erste beste Stelle annehmen, die sich ihm daselbst bietet, sei es auch nur als Chorist oder in einem Varietétheater. Er hat sich ja auch im Schauspiel versucht. Seine ersten Erfolge hatte er bei den Meiningern, doch entzweite er sich mit der Regie, da er das dort herrschende diktatorische Regiment nicht vertrug.

„Ich wollte hoch hinaus damals," schloß er bitter, als er mir von jener Episode seines Lebens sprach, „jetzt hat das Schicksal mich zwischen seine gewaltigen Räder genommen und mürbe gemacht. „Der Mensch soll nicht stolz sein", dies Couplet sollte man den jungen Strebern früh und abends vorsingen, daß es ihnen in Fleisch und Blut übergeht — es ist die größte Lebenswahrheit, die man unsereinem mit auf den Weg geben kann."

Den 25. September.

Wie angenehm ist es doch, unter männlichem Schutz zu reisen! Alles Unbequeme, alles Geschäftliche hat Alexis mir abgenommen, ich brauchte mich um nichts zu kümmern, und nach einer etwas stürmischen Seefahrt sind wir gestern glücklich hier angelangt und haben uns in einem billigen Chambre garnie einlogiert. Ich habe mich heute früh dem Direktor vorgestellt, wurde höflich, aber kühl empfangen. Man merkt den zurückhaltenden Norddeutschen.

Beim Weggehen stieß ich beinahe mit einer auffallend gekleideten, starkgeschminkten Damen zusammen, die mir einen etwas spöttischen Blick zuwarf. Wahrscheinlich eine zukünftige Kollegin.

Morgen werde ich vor einer Kommission Probe singen und übermorgen ist die erste Orchesterprobe. Man spielt hier viel Wagner, wie der Direktor mir andeutete; der Wagnerverein hat in der hiesigen Stadt zahlreiche Mitglieder. Meine erste Rolle, in der ich debütiere, ist die Senta im Fliegenden Holländer.

Den 27. September.

Jetzt verstehe ich den spöttischen Ausdruck der hellen Augen, die mich neulich beim Heraustreten aus dem Sprechzimmer des Direktors einer so scharfen Musterung unterzogen! Die geschminkte Schöne ist eine Konkurrentin, und zwar, wie es scheint, die vom hohen Rat begünstigte.

Ich traf sie gestern wieder, als ich vor dem Theaterkomitee Probe sang: Die große Bravourarie aus dem Oberon, Elisabeths Jubelgesang aus dem Tannhäuser und zuletzt die düster-schwermütige Ballade Sentas aus dem Fliegenden Holländer.

Ich war gut bei Stimme und eines durchschlagenden Erfolges gewiß; trotzdem fand jeder etwas zu mäkeln. Der Kapellmeister, der einzige wirklich Sachverständige von der ganzen Gesellschaft, der die Begleitung übernommen hatte, meinte: „Die Stimme ist ja frischer als die von Fräulein Fleury, das läßt sich nicht leugnen, aber es fehlt an Temperament, an pointierter Charakterisierung — die so grundverschiedene musikalische Stimmung in den drei von mir ausgewählten Piecen kommt nicht zur Geltung. Etwas Routine wird diesem Mangel vielleicht abhelfen."

„Routine," meinte der Direktor, der sich die ganze Zeit mit der Fleury unterhalten und kaum auf meinen Vortrag geachtet hatte, achselzuckend. „Ja, du lieber Gott, mein bester Herr, bilden Sie sich ein, daß unser Publikum soviel Geduld hat? Glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung, das Publikum übersieht leichter eine etwas ausgesungene Stimme, als temperamentloses Spiel. Es geht ins Theater, um dort anregende Unterhaltung zu finden, aber nicht langweiligen Singübungen beizuwohnen."

„Signor Luigini, Kapellmeister des Landestheaters zu L. und gewiegter Musikkenner, dem ich meine Ausbildung verdanke, hat diesen Fehler an mir nie gerügt" — entgegnete ich, so ruhig ich es vermochte, „und bei meinem ersten Auftreten daselbst als ‚Mignon' bin ich mit großem Beifall aufgenommen worden." —

„Wirklich?!" fragte er zurück, „und wie hoch, wenn ich fragen darf, ist Ihnen oder dem Herrn Kapellmeister die Claque zu stehen gekommen?"

Ich war starr über diese Impertinenz; er aber fuhr, sich an das Komitee wendend, fort: „Es ist eine Gewissenlosigkeit der Herren Gesanglehrer, ihren Schülern gegenüber nicht offen auszusprechen, wie engbegrenzt das ihnen gegebene Talent ist. Eine Dame verfügt über eine passable Stimme, die ihr im Konzertsaal einige Hervorrufe eingebracht hat, und sofort entdeckt sie in sich das Zeug zu einer zweiten Lucca oder Patti. Es ist die Pflicht des Lehrers, in den ersten Stunden schon der Schülerin die Augen zu öffnen und die überspannten Erwartungen zu bekämpfen, bevor sie feste Wurzeln geschlagen haben und schließlich zur fixen Idee werden."

Die übrigen Mitglieder der Kommission stimmten mehr oder weniger dem geehrten Vorredner bei — kurz, meine Chancen sanken auf Null, und der neckische Uebermut der Fleury schlug alle die gestrengen Richter in Fesseln.

Den 28. September.

Als ich Alexis von meinem Mißerfolg erzählte und die Fleury erwähnte, meinte er wegwerfend: „Ja, da ist freilich jede Konkurrenz im vorhinein ausgeschlossen. Die hat eine Art und Weise, die Herren der Schöpfung zu kirren, daß sie ihr alle zu Willen sind. Sie scheut kein Mittel. Reüssiert sie beim Theater nicht, so wird sie Chansonettensängerin und geht auf die Straße."

Ich fand mich trotz dieser ungünstigen Aussichten doch pünktlich zur Probe ein. Das Orchester detonierte und ließ mich öfters ganz im Stich. Als ich mich beim Kapellmeister deshalb beschwerte und die Bemerkung fallen ließ, daß das Orchester sich nach der Sängerin zu richten habe, meinte er etwas spöttisch:

„Das pflegt allerdings bei unseren verwöhnten Primadonnen so zu sein, die sich ja schließlich alles herausnehmen dürfen, sobald sie als Sterne am Theaterhimmel glänzen. Bei Anfängern tritt die Majorität in ihr Recht, und der Einzelne, der Sänger, muß sich ihr unbedingt anpassen. Ich möchte Ihnen raten, mein Fräulein, sich vor den Primadonnenallüren vorderhand zu hüten."

Ein maliziöses Lächeln überflog bei diesen Worten die Gesich er sämtlicher Musiker. Die Begleitung wurde beinahe noch mangelhafter, als sie vorher war.

Selbstverständlich hat die Fleury die Stelle bekommen und ich habe nicht einmal das Recht, auf den mir zugesandten Kontrakt fußend, eine Entschädigungssumme zu verlangen!

Den 10. Januar 1885.

Ich habe lange nichts niedergeschrieben. Was hätte ich auch schreiben sollen? Denn Alexis hat dasselbe Mißgeschick wie ich, auch ihm ist es nicht gelungen, ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Engagement zu finden. Ich habe mich in Berlin in der größten Bühnenagentur Deutschlands vormerken lassen und auch auf den von dieser herausgegebenen Generalanzeiger für Bühnenangehörige abonniert, vielleicht lese ich darin von Vakanzen, die direkt, ohne die Vermittelung einer Agentur vergeben werden. Inzwischen habe ich mich in der hiesigen Zeitung als Gesanglehrerin annonziert, doch haben sich nur wenig Schülerinnen gefunden. Dabei ist das Durchschnittshonorar hier zu Lande recht gering, und ich riskiere nicht, mehr zu verlangen, aus Angst auch diese wenigen Stunden noch einzubüßen. Mit angstvollen Blicken sehe ich den Rest meines Kapitals zusammenschmelzen.

Den 15. April.

Auf Alexis' Zureden habe ich mich zu einem Schritte entschlossen, der mir furchtbar schwer geworden ist. Ich habe an Zdenka geschrieben und sie gebeten, mir eine größere Geldsumme vorzustrecken, die später von meinem Erbteil abgezogen werden soll. Alexis sagt, daß ohne eine entsprechende Geldentschädigung kein Agent eine sichere Stelle verschafft. Diese Leute sind so auf ihren Gewinn bedacht, daß sie sonst nur Stellen rekommandieren, die ihrer Unsicherheit wegen bekannt sind und die sie ihren guten Klienten nicht anzubieten wagen. Das leuchtet mir auch vollkommen ein, denn meine bisherigen Erfahrungen bestätigen es.

Ich habe auch im Hinweis darauf an Zdenka geschrieben. Ich beanspruche nichts mehr, als was mir zukommt, und meine ganze Zukunft hängt davon ab, daß ich das Geld bald erhalte. Ich werde fernerhin meine Familie, die sich von mir losgesagt, mit keinerlei Anliegen belästigen, sondern mir selbst meinen Lebensweg bahnen.

Den Sommer wollen wir wieder am Strande zubringen, wo wir durch Konzerte einige Einnahmen erhoffen dürfen, und vor Beginn der nächsten Saison einen Agenten durch Zusicherung einer glänzenden Gratifikation zu mehr Eifer in meiner Sache antreiben.

(Schluß folgt.)

❀ ❀ ❀

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 6. Juniheft. 1914.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922 203.

Carl Ernst v. Baer

in persönlichem Verkehr, unter psychologischer Beleuchtung seiner Zerstreutheit.

Von Isabelle Ungern-Sternberg. (Reval).

Wie lebhaft steht mir doch aus frühesten Jugendtagen die eigenartige Gestalt dieses Originales vor Augen. Ihn erschuf die Natur, und dann zerbrach sie den Stempel, daher mag er sich meiner Erinnerung so genau eingeprägt haben. In den Ohren klingt mir noch jener eigentümliche Tonfall der Rede, der dem „alten Baer" zu eigen war. Unter diesem, im Baltikum und in St. Petersburg gang und gäben Spitznamen pflegte man schlankweg die hohe Exzellenz des berühmten Akademikers zu bezeichnen, ganz im Sinne des schlichten Mannes, der sich kurzweg mit Baer oder Dr. Baer, unter Fortlassung von Titel und Würden, unterzeichnete.

Als des hervorragendsten Gelehrten unserer drei Ostseeprovinzen rühmt sein sich die engere Heimat, das durch Steinreichtum, Magerkeit und Flachheit des Bodens männiglich verschrieene Estland. Hervorgegangen ist er aus dem, in ganz anderem Maße denn heute, bodenständigen Adel, geboren 1792 auf dem Gute Piep, im Kreise Wierland, „gut Bierland" geheißen, da noch jedermann seinen Hausbedarf an Gerstensaft sich selber beschaffte. 1876 beschloß er als ein Vierundachtziger sein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben. Nach heute noch üblichem Brauch oder Mißbrauch, der 1523 einsetzt, mit Aufhebung der weislich gefügten katholischen Ehehindernisse, waren beide Eltern Geschwisterkinder: ein Umstand, der die Begabung des Sohnes um so auffälliger erscheinen läßt, je mehr die moderne Wissenschaft dazu neigt, Überzüchtung und Entartung auf zu nahe Blutsverwandtschaft zurückzuführen. Baer läßt diese Theorie dahin gestellt sein, unter Hinweisung auf die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit und Lebensdauer der sämtlichen Geschwister.

Trotz seines rein landischen Ursprungs wies die Erscheinung des Alten den stark ausgeprägten Typus eines deutschen Gelehrten, vom Schlage der Wilhelm und Alexander v. Humboldt. Gleich ihnen unterschied sich Baer durch seine vielseitige und philosophisch vertiefte Bildung, durch die Weite seines Blickes von den, derzeit restlos im Spezialistentum aufgehenden „Kärrnern" der Wissenschaft.

Wie ich zum ersten Male der vaterländischen Berühmtheit ansichtig ward, fielen mir, nächst der hohen Denkerstirn und dem eigentümlichen, abwechselnd nach innen und außen gekehrten Blicke, insbesondere auf die hundert und aberhundert Fältchen, die sein pergamentenes Gesicht durchfurchten, wohl dazu angetan, auch dem unerfahrenen Auge einen Geisteshelden sonderer Art zu verkünden, von dem der Dichter gesungen:

„Die Falten um die Stirne Dein
Laß sie nur heiter ranken,
Das sind die Narben, die darein
Geschlagen die Gedanken.
Und wird Dir auch kein Lorbeerreis
Als Kranz darum geflochten,
Auch der sei stolz, der sonder Preis
Des Denkens Kampf gefochten."

Nun der Lorbeer, den die Wissenschaft um das ehrwürdige Haupt dieses Pfadfinders auf verschiedenen Gebieten der Naturkunde geschlungen, grünt eben noch so frisch wie zur Stunde seines Hinscheidens. Und Dorpat hat es sich angelegen sein lassen, dem weltberühmten Zögling seiner Alma Mater ein Standbild zu errichten, mit dem es sich selbst geehrt hat.

Daß der „alte Baer" während des ersten Besuches auf dem Lande sich überhaupt zum Backfische herabließ, hatte ich zunächst meinem durch fleißiges Sammeln und Bestimmen betätigten Interesse für Botanik zu verdanken. So war ich denn überglücklich, da ich gewürdigt ward, dieser Leuchte der Wissenschaft mein Herbarium zu unterbreiten. Hatte doch der Alte als Schüler schon die Flora seiner engeren Heimat eingehend studiert; war doch seine erste wissenschaftliche Arbeit eine Monographie über die schwierige und zahlreiche Familie der Carices in Estland gewesen. Also stand zu lesen in seiner von der Estländischen Ritterschaft 1865 auf ihre Kosten veröffentlichten Autobiographie, die gar beweglich mit den Worten Chamissos schließt:

„Ich bin schon alt, es mahnt der Zeiten Lauf
Mich oft an längst geschehene Geschichten —
Und die erzähl ich, horcht auch niemand drauf."

Auch im persönlichen Verkehr ward diese gemütvolle Saite nicht selten von dem Greise angeschlagen. Einen Einblick in sein von klügelndem Ver-

ſtande nie überwuchertes Gefühlsleben gewährt ein Gedicht, das er zum Polterabend ſeiner Tochter mit Dr. Lingen verfaßt hatte. Anknüpfend an Uhlands Rat:

„Gib ein fliehendes Blatt den Winden,
Muntre Jugend haſcht es ein!“

überſandte er mir dies Opus, deß zum Zeichen, daß die lyriſche Ader, die in ſeiner Jugend ſo reich geſprudelt, auch bei dem an der Schwelle des Greiſenalters Stehenden noch nicht völlig verſiegt ſei:

„Als meine Tochter Braut wurde“

Ich hatt' ein kleines Vögelein
Zur Luſt mir auferzogen;
Wenn ich es rief zu mir herein,
So kams herbeigeflogen.

* * *

Es hüpfte fröhlich hin und her
Und putzt' ſich das Gefieder.
Es zwitſcherte ſo nett: „Mon père“
Und ſang gar hübſche Lieder.

* * *

Doch endlich ſchien's tiefſinnig mir
Und ließ das Köpfchen hängen.
— „Mein Vögelein, was iſt mit Dir,
Was mag Dich ſo bedrängen“ —?

* * *

— „Die Freiheit mir verloren ging
Ich bin umſtrickt von Schlingen.
Der Vogelſteller, der mich fing,
Den nennt man Dr. Lingen.“ —

„So reiß Dich los und komm zurück,
Es wird Dir wohl gelingen“ —
„Ach nein, ich hoff', mir blüht das Glück
Beim lieben Dr. Lingen.“ —

* * *

Der hört's und zog die Schlingen an,
Da war's um's Vögelchen getan;
Nun wirds beim Dr. Lingen
In Zukunft wohl nur ſingen.

* * *

Wo ſoll ich armer, alter Mann
Ein andres Vöglein ſuchen?
Nein, beſſer ſcheint es wohl getan
Das alte aufzuſuchen.

* * *

Geht's ihm da gut, ſo wird's mich freun,
Will's nur von ferne lieben;
Ich werde mit ihm fröhlich ſein
Und mit ihm mich betrüben.

Schlichte, ungekünſtelte Verſe ſind es, darin das rein Menſchliche ſich — wehmütig und ſchalkhaft zugleich — ausſpricht.

Dieſe Schlichtheit und Anſpruchloſigkeit in der Art ſich zu geben, dies Suchen des Weſens und Meiden des Scheins ſchien mir überhaupt auf das engſte verknüpft mit ſeiner Perſönlichkeit. Ihm, dem ſo ſehr zum Stolze Berechtigten, genügte es, ſeine Selbſtändigkeit zu wahren und ſich — ſtreng beſcheiden — die eigne Ehre zu geben, ohne nach äußerlichen Auszeichnungen zu haſchen. Ein unendlich ſympathiſcher, echt baltiſcher Zug, der ſich vorteilhaft unterſcheidet von der aufgeblaſenen Titel- und Ordensſucht, die, nicht minder denn zu Kotzebues Zeiten, dem Reichsdeutſchen im Blute liegt und ſelbſt manchem Gelehrten als ein Makel anhaftet.

Auf das Liebenswürdigſte treten dieſe Eigenſchaften des „alten Baer“ zu Tage in einem Schreiben von Anno 1869, worin er mir ſeine Photo-

graphie übersandte. Beides habe ich stets einem Schatze gleich geachtet und mir sorgfältig aufgehoben:

Dorpat, den 1. December 1869.

Gnädiges Fräulein!

Ich benutze gern den December Monat, um die Schulden abzutragen, die ich im Verlaufe des Jahres mir aufgeladen habe.

Dieses mal finde ich eine sehr angenehme und schmeichelhafte unter den anderen lästigen. Jene schmeichelhafte verdanke ich Ihnen, mein Fräulein. Erlauben Sie daher, daß ich beiliegend mich in einer Laube sitzend präsentiere.

Als ich im Sommer vom Schulfeste in Reval nach Kichlefer fuhr, hatte ich mich ganz darauf eingerichtet, in Palms anzufahren. Da ich aber im Kruge doch noch Nachfrage hielt, sagte man mir: Der Baron ist heute morgen nach St. Petersburg abgefahren. Unter diesen Umständen, dachte ich mir, darfst Du die jungen Damen doch nicht stören — und fuhr etwas verstimmt weiter.

Sie werden vielleicht so gütig seyn zu sagen, daß ich Unrecht gethan habe. Aber ich denke — der Vater eben abgefahren und nun kommt so ein Fremder hinein geschneit — und noch dazu ein langweiliger Alter — das geht nicht — Der ist wenigstens nicht gemüthlich!

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu zeichnen
als Ihr gehorsamster Diener und Verehrer Dr. Baer.

Ist es nicht rührend, wie gering der, in der Unterhaltung trotz des hohen Alters immer noch geistvoll anregende Forscher die Freude anschlägt, seiner Rede zu lauschen und ihm Gastfreundschaft erweisen zu dürfen?

Mir ward auch Gelegenheit geboten, bei jener oben erwähnten eingehenden Besichtigung der von mir gesammelten Pflanzen, unter denen sich, wie der Kenner hervorhob, auch manch seltenes Stück befand, eine Eigenschaft des Gelehrten festzustellen, die ich bereits vom Hörensagen kannte. Waren doch über die sprichwörtliche Zerstreutheit des alten Baer die allerergötzlichsten Geschichten im Umlaufe: Anekdoten, deren Glaubwürdigkeit seine Behandlung zweier von ihm geforderter Gegenstände sattsam erhärtete. Im Laufe der Pflanzenbesichtigung erbat Baer sich nämlich von mir eine Lupe und eine Aschendose. Geschwinde schaffte ich beides herbei. Wie aber ward mir, da er mittelst einer sehr energischen Handbewegung die Aschendose zurückstieß, die Lupe heranzog — und das Werkzeug des Naturforschers flugs zum Aschenbehälter herabwürdigte. Ruhig fuhr er dabei in der Zergliederung von Dracocephalum Ruyschiana fort, einer seltenen Leguminose, die mir später nirgendwo in Estland mehr begegnet ist.

Respektvoll verbiß ich mir das Lachen und lauschte weiter auf die Worte der Weisheit, die von seinen Lippen fielen.

Immerhin aber verbürgte mir dies summarische Verfahren die Echtheit dreier Geschichten, die in den Petersburger Kreisen, — den Hof und die Akademie der Wissenschaften umfassend — Kurs hatten.

Mit einem seiner Mitbrüder — wenn ich nicht irre, Pander — pflegte Baer sich einmal wöchentlich abends zu treffen; ganz intime Sitzungen, die abwechselnd bei den beiden stattfanden. Nun ist wieder einmal die Reihe des Wirtes an Pander und der Abend verläuft besonders angeregt. Aber es schlägt 12, 1 und 2, ohne daß Baer Miene machte, sich von dem ihm beim Freunde angestammten Lehnstuhle zu erheben. Wie nun der Zeiger aufs neue den Umlauf vollendet, läßt sich Pander schließlich also vernehmen: „Wahrhaftig, da hat es eben 3 geschlagen"! — „Ja", erwidert der Alte. „Ich warte schon seit drei ausgeschlagenen Stunden darauf, daß du endlich deine Penaten aufsuchest. Nun, schließlich kann man ja dort auf dem Sopha, wenn du keinen Fuhrmann mehr findest, ein Bett für dich aufmachen." Er glaubte sich zu Hause. Ein starkes Stück!!!

Drastischer noch verlief ein Vorfall an der Tafel der Großfürstin Helena, jener Mecklenburgerin, die vielen Balten in wohltuender und dankbarer Erinnerung steht. Als Siebzehnjährige an die Newa verpflanzt, tat sie die betrübte Äußerung: „Wie ist es möglich, dauernd an einem Orte zu verweilen, wo die Straßen feucht und die Herzen trocken sind?"

Nun, die junge, vom Geschick in den unheimischen Norden verschlagene Fürstentochter brachte mit sich einen Eigenherd von Gefühlswärme und geistiger Spannkraft, der sie befähigte, diese Widerstände der stumpfen Welt zu überwinden. So ward sie der Mittelpunkt eines Kreises von bedeutenden Männern aller Art: Künstler, Politiker und Wissenschaftler. Nicht ungleich der Prinzessin im Tasso zog sie edle Menschen an und verstand es nicht minder sie festzuhalten.

Zu dieser ihrer Tafelrunde, einer Petersburger Auslese in des Wortes eigenster Bedeutuug, zog sie auch die geistige Blüten der Ostseeprovinzen hinzu, aus Estland insbesondere: Graf Alexander Keyserling, den Naturforscher und Philosophen, Ritterschaftshauptmann und später Kurator in Dorpat; Constant Ungern-Sternberg, der nach erfolgreicher politischer Arbeit im Lande die Bahnen in Süd-Rußland erbaute; last not least Alexander v. d. Pahlen, dessen Bemühungen wir die Baltische Bahn verdanken. Unter diesen besten Namen konnte der, so vielseitig kultivierte, als guter Gesellschafter bekannte Nestor der Akademie nicht fehlen. Galt doch von ihm, was Arndt an Blücher rühmte: „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein." So nahm er denn einst den Ehrenplatz zur Rechten der Großfürstin ein, indeß mein Vater, Al. Pahlen, ihr zur Linken saß. In lebhafter Unterhaltung begriffen, der Außenwelt des Objekts gänzlich entrückt, stößt Baer, da man ihm Erdbeeren anbietet, den Teller mit abweisender Gebärde zurück, — nicht anders denn bei mir die Aschendose — und schüttet ein reichlich Maß der duftigen Früchte auf das schimmernde, damastne Linnen. Eine Ladung Streuzucker folgt den Beeren auf dem Fuße. Und schon ist er im Begriff, ihnen einen Überguß von Schmant angedeihn zu lassen, als die nachsichtige Hausfrau ihm in den Arm fällt:

„Aber, lieber Baer, so haben Sie doch Erbarmen mit meinem Tischtuche! Zum Schmant wenigstens könnten Sie sich des Tellers bedienen."

Nicht auszusagen sei es gewesen, wie sehr sich der Alte durch die scherzhafte Rüge seiner momentanen Geistesabwesenheit verschnupft gefühlt habe. War er sich doch dieser Eigenheit bewußt, als einer Schwäche, gegen die sein so fester Wille den kürzern zog.

Er verfärbte sich, nahm nicht mehr an der Unterhaltung teil; ja es sollen Monate und aber Monate verstrichen sein, ehe er sich herbei ließ, wieder einer Einladung seiner hohen Gönnerin Folge zu leisten.

Gar zu lange sollte es auch nicht währen, bis ein abermaliger Verstoß gegen Brauch und Sitte ihre Nachsicht aufs neue stark in Anspruch nahm. Denn wie er eines schönen Tages als Mittagsgast dort auftritt, begegnet er nur lächelnd befremdeten Mienen: ein Schweigen der Verlegenheit senkt sich herab auf die eben noch in lebhafter Unterhaltung begriffene Gesellschaft. Die Großfürstin indeß faßt sich zuerst und rettet die Situation mit den unbefangenen Worten: „Lieber Baer, folgen Sie mir ins Nebenzimmer, ich habe Ihnen etwas ganz Besonderes mitzuteilen." Hier eröffnet die liebenswürdige Wirtin ihm, daß die Zerstreutheit ihm nochmals einen tollen Streich gespielt habe. Auf dem gesellschaftsfähigen Frack, dessen Schöße neckisch hervorlugen, befindet sich nämlich noch ein Überrock, der hier zum mindesten überflüssig erscheint. Ein Diener entfernte den Rock des Anstoßes, und, wiederum hoffähig, kehrte der würdige Akademiker am Arme der schönen und klugen Helena ins Nebengemach zurück.

— — — Die offenen, nicht selten weit klaffenden „a" und „o" der Handschrift verraten dem Graphologen, daß der „alte Baer" aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Mit seiner Meinung hielt er nicht hinter dem Berge, wo die Geister auf einander platzten, ging auch der Polemik nicht aus dem Wege, wo es galt seinen Standpunkt zu vertreten. Leider begegnete ihm auch gelegentlich, daß er laut dachte, ohne die Wirkung seiner Worte zu berechnen. Über solch' eine Szene, wo Offenherzigkeit an Beleidigung streift, erzählt ein Augenzeuge: Baer befindet sich auf einem Balle in Dorpat, wo eine Dame höchst unliebsam auffällt vermöge eines grell und großblumig gemusterten Kleides. Baer muß da ebenso empfunden haben, wie Mirza Schaffy:

„Ein Weib, das sich nicht kleiden kann,
Mag schön auch die Gestalt sein,
Ist, was kein Dichter leiden kann —
Und sollt er noch so alt sein." —

„Wem mag dieses Gardinenbett angehören?" so wendet er sich an den, ihm wohlbekannten Nebenmann, der — ausgerechnet — der Gatte jener Frau sein mußte: eine Tatsache, der sich Baer sonst nicht zu verschließen pflegte. Sein Partner ahnte nichts von der ihm anhaftenden Zerstreutheit, fühlte sich

auf das bitterſte gekränkt, und nur das hohe Alter des ahnungsloſen Beleidigers ließ den Gedanken an einen Zweikampf nicht aufkommen.

Wie erklären wir uns nun pſychologiſch dieſe befremdliche Zerſtreutheit des großen Gelehrten, die im grellſten Gegenſatze ſteht zu der im Gebiete der Forſchung ſattſam erwieſenen Geiſtesgegenwart und Fähigkeit, ſich zuſammenzufaſſen? Brauchte er doch zu ſtreng konzentrierter geiſtiger Arbeit weder eine beſondre Stimmung noch auch die Ruhe und Zurückgezogenheit der ihm vertrauten Studierſtube. Solches kann ich aus eigener Erfahrung beſtätigen. Einſt, da ich von Palms nach Saggad herübergeritten war, überraſchte ich ihn im Hausflur, die Feder in der Hand, dermaßen in ſeine wiſſenſchaftliche Arbeit vertieft, daß er darob den Hufſchlag meines Pferdes, ſowie meinen Eintritt in den kühlen, wohnlich eingerichteten Vorraum ganz und gar überhörte. Dies ungewöhnliche Verhalten bot mir Gelegenheit, mich von der Intenſität ſeiner Konzentration auf die eben vorliegende Arbeit zu überzeugen, die eine chineſiſche Mauer um ihn baute, innerhalb deren er einen Iſolierſchemel einnahm, der ihn gegen Außenreize unempfänglich machte. Das Aufnahmevermögen von Gehör und Geſicht war ausgeſchaltet, abgeſtellt, gewiſſermaßen an einem Interferenzpunkt angelangt. —

Und ſomit hätten wir den Schlüſſel zu ſeiner auffälligen Zerſtreutheit ermittelt; er liegt beſchloſſen in der ausſchließlich und einſeitig auf ein einziges Thema gerichteten Aufmerkſamkeit. „Chacun“, ſagt Fr. v. Staël, „a les défauts de ses vertus et les vertus de ses défauts.“

In der Tat ſtellt dieſe Abgewandtheit von einer, derzeit für ihn nicht beſtehenden Umwelt nur die Kehrſeite dar für ein energiſches Zuſammenfaſſen aller geiſtigen Fähigkeiten zu Nutz und Frommen der vorliegenden Aufgabe. Dies Maximum von Anſpannung ward nur ermöglicht durch Ausſchluß alles Nebenſächlichen, Gleichgültigen, Unweſentlichen. Es wirft eben dies inſtinktmäßige Abſtrahieren von dem, was für ihn eine „quantité négligeable“ iſt und bleibt, ein Schlaglicht auf die Konzentrierung ſeiner Arbeitskraft: der Grund- und Eckſtein zu der ihm eignenden, genialen Produktivität. Hier liegt der ſpringende Punkt, wo der Fleiß zum Genie wird. Hiervon redet Heſiod, wenn er das geflügelte Wort ausſpricht: „Vor die Tugend (d. h. Tüchtigkeit) ſetzten die Götter den Schweiß.“

Mit dieſer Abkehr von allem, das ihn reizen und locken könnte, ſteigert Baer ſeine Leiſtungsfähigkeit bis zum Äußerſten. Und dieſe Methode der Ausſchließlichkeit hat er von je betätigt. In ſeinen Lebenserinnerungen wird uns erzählt, wie er, ein noch jugendlicher Dozent in Königsberg, beim Abſchluß wichtiger Unterſuchungen, nach Monden angeſtrengteſter Arbeit, zum erſten Male einen Gang über Feld macht. Siehe da, der Wind pfeift über die Stoppeln, die Kraniche rüſten ſich zum Fortziehen. Und er gibt ſich Rechenſchaft davon, daß der Roggen grün auf dem Halme ſtand, als er ſich zum letzten Male in der freien Natur erging. Er fragt ſich auch, ob er recht daran

tue, sich in solcher Ausschließlichkeit seinen Untersuchungen hinzugeben und gewissermaßen das Leben darüber zu versäumen. Andere würden kommen und das von ihm begonnene Werk weiter fortführen. Aber „verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen", — er kann eben nicht anders. Liegt doch gerade in dieser restlosen Hingebung an die höchsten Ziele und Zwecke die Bedeutung und Eigenart, die ihn nebst seiner Arbeitskraft vor so vielen auszeichnet.

Mithin bildet die auffällige Zerstreutheit nur die Kehrseite einer nicht minder ungewöhnlichen Konzentration; das eine erscheint gleichsam durch das andere bedingt. So komisch nun auch dies Abstrahieren von dem Augenfälligsten wirken mag, ein Absehn von Dingen, die der mindest Begabte nimmer außer acht läßt, weil ja sein engerer Gesichtskreis nicht von absorbierenden Problemen in Ansicht genommen wird, — psychologisch läßt sich die Sache unschwer erklären. Und der Einsichtige, dem das Verständnis von Wirkung und Ursache aufgegangen ist, enthält sich des Lächelns ob der Komik des Vorganges, dem der lediglich an der Oberfläche Haftende sich sonder Rückhalt noch Nachdenken hingibt. Zur Geringschätzung liegt hier wahrlich nicht der mindeste Anlaß vor. — — Psychologisch zu berücksichtigen bleibt es nämlich, daß es zwei Arten von Geistesabwesenheit gibt, zwischen denen der Sprachgebrauch nicht unterscheidet, sondern beiden die Benennung „Zerstreutheit" unterschiedslos zu erteilen pflegt.

Geht doch die „Zerstreutheit" des „alten Baer" aus der Fülle hervor: ein Überwuchern des gedanklichen Prozesses, bei höchster Anspannung und Zusammenfassung, die für den Rest wenig oder nichts mehr übrig läßt.

Man gedenke nur des Archimedes, der, in mathematische Probleme vertieft, den Lärm der Belagerung von Syrakus überhörte und dem eindringenden römischen Krieger sein berühmtes „Noli turbare circulos meos", „störe mir meine Kreise nicht"! zurief. Wegen dieser Versenkung in den Kreis seiner Gedanken, der ihn magisch umspinnt, läßt der deutsche Professor allenthalben seinen Schirm stehn, putzt sein Gebiß, wo er das Brillenglas gemeint hat, kann sich auch wohl nicht auf die Gesichter seiner Kinder besinnen, wenn sie ihm unversehens auf der Straße entgegenlaufen.

Minna v. Mädler erklärt also das Zustandekommen ihrer Ehe mit dem berühmten, wegen seiner Zerstreutheit berüchtigten Astronomen: „Mein Mann wandelt beständig unter den Sternen; einstmals aber fiel sein Blick auf die Erde — und da stand ich." —

Mein Großvater Carl Magnus v. d. Pahlen, der 17 Jahre das Amt eines Generalgouverneurs mit dem des Kurators von Dorpat verband, konnte es nie vergessen, wie possierlich sich Prof. Morgenstern ausgenommen habe, da er vor ihm in der Aula erschien, in voller Gala, aber mit blankem Degen, dessen Scheide zu Hause vergessen worden. Zu spät ward er deß gewahr und machte die drolligsten Anstrengungen, um die blanke Waffe mit dem Schoße seines Uniformfrackes zu umwickeln.

Aus der Fülle und Überfülle geboren, sich ergebend aus einseitiger Konzentration auf nie aussetzende Gedankenarbeit, die aus der Bewußtseinshelle noch hinübergreift auf das Gebiet des Unterbewußten und Unbewußten, unterscheidet dieser Zustand sich nach Avers und Revers auf das schärfste von der anderswie motivierten „Gedankenflucht." Sie entspringt der Unfähigkeit, sich dauernd zusammenzufassen; ihre Begleiterscheinungen sind: Flüchtigkeit, Unaufmerksamkeit, Mangel an Präzision, sprunghaftes Denken. Also Veranlagten fällt es schwer, irgend einen Bericht über persönlich Geschautes oder Erlebtes genau, den Tatsachen entsprechend, abzufassen. Hier als ständiger Zustand ein stetes Abschweifen der Phantasie vom vorliegenden, beliebigen Gegenstande, ein im Nebel befangen sein; dort einseitige Orientierung der Aufmerksamkeit, am ehesten in seiner Wirkung einem Scheinwerfer zu vergleichen, der neben dem grell von ihm Beleuchteten, alles Übrige in um so tieferes Dunkel hüllt.

Klagen wir die Sprache an, die unter derselben Kappe zwei, nur dem äußeren Anscheine nach gleichartige Phänomene zusammenfaßt.

Mit der Zerstreutheit des Gelehrten geht die Leistungsfähigkeit Hand in Hand, indeß die Zerfahrenheit des anderen nur weniges vor sich bringt und den Traum für die Tat nimmt. So manches verpfuschte Genie gehört dieser Kategorie an, die ihre oftmals reichen Gaben, wegen des Mangels an Stete, Aufmerken und Tätigkeitstrieb, nicht zur Entfaltung bringt. Hier wird so manches, von Mutter Natur verliehene, schöne Pfund vergraben oder verzettelt. Aber der fruchtbringenden Einseitigkeit im Konzentrieren auf große Probleme begegnen wir bei den höchsten, der äußersten Abstraktion fähigen Geistern, so auch bei Sokrates und Pascal, die sich mit unauslöschbaren Zügen in die Geschichte der Menschheit eingeschrieben haben.

Noch ist an die Handschriftdeutung nicht die Frage gestellt worden, ob und wie sich in den Federzügen jenes verzwickte psychologische Gebilde ausprägen mag, dessen Janus-Antlitz als Avers die Zusamenfassung und Anspannung aller Geisteskräfte dartut, als Revers aber deren Gegensatz, die vollständige Geistesabwesenheit, eine Loslösung von der Welt des Objekts verrät.

Eine Zergliederung der „Hand" des „alten Baer", des Vaters der modernen Embryologie, sollte uns hierüber Auskunft geben können. Dagegen dürfen wir kaum hoffen, diese Kontraste an einem einzigen beliebigen Schriftstück ermitteln zu können. Solches ermessend, habe ich ganze 14 Schriftproben, — lauter ungezwungen abgefaßte Briefe und Briefchen, — meist an Freunde und Kollegen gerichtet, einer eingehenden Prüfung unterzogen. Diese Schriftproben erstrecken sich über einen Zeitraum von mehr denn 30 Jahren, 1838—1869 umfassend.

Des unermüdlich tätigen Forschers Zusammenfassung in streng logischen Schlußfolgerungen bekundet sich in einer raschen, in jüngeren Jahren

auch leicht ansteigenden, verbundenen Schrift, scharf umrissen mit Hervorheben der streng geschiedenen Haar- und Grundstriche. Auf Geistesklarheit und Gründlichkeit lassen die Klarheit, Lesbarkeit, genaue Interpunktion und sorgfältige Ausführung der Buchstaben schließen. Wo aber die Vereinfachungen in der Schrift — eine Folge des raschen Denkens — die Lesbarkeit beeinträchtigen dürften, da begegnen wir Nachbesserungen, die hier eine Schlinge ergänzen, dort ein klaffendes „a" in der Unterschrift zuschließen.

All die positiven Seiten, die den Kern seiner Wesenheit darstellen, finden ihre Ausprägung in den Federzügen, wenn es sich um die Behandlung wissenschaftlicher Themata oder um Erledigung wichtiger Geschäfte handelt. Hier faßt er sich zusammen, hier kann er sich der Sorgfalt nicht genug tun. Dürfte doch allenthalben, wo sein Interesse gefesselt ist, ein Abschweifen der Gedanken garnicht vorkommen und mithin sich auch nicht in der Schrift dokumentieren.

Anders aber ist es bestellt um rasch und flüchtig hingeworfene Einladungen, während deren Abfassung sein Denken sich — über diese belanglosen Schreiben hinweg — unwiderstehlich in den Bannkreis der jeweiligen Arbeit gezogen fühlen mochte.

Diese Abgewandtheit vom gleichgültigen Objekt, mit dem der Kampf nimmer abriß, bekundet sich dadurch, daß viele Endsilben entweder ganz fehlen, oder lediglich durch einen Strich angedeutet werden. Ergänzungen oder Nachbesserungen finden hier nicht statt. „De minimis non curat praetor" Und auf das Unwesentliche kommt es unserm lieben „alten Baer" ja auch nicht an.

Aus einem ganz anderen Schriftbilde erhellt hingegen die Widerspiegelung der „Zerfahrenheit" Wir verstehen darunter ein gewohnheitsmäßiges Zerflattern der Gedanken, hervorgegangen aus jenem Hange zur Träumerei, der Anlaß gibt zu den sogenannten „day-dreams", Tagesträumen, wie der Engländer das Ergebnis dieser Neigung auf das Treffendste bezeichnet.

Vorzugsweise tritt diese Veranlagung zu Tage in einer unverbundenen Handschrift, die graphologisch gewertet wird als sprunghafte, nicht logisch geschlossene Gedankenfolge, bei gefühlsmäßigem Denken und denkendem Fühlen.

Zu Baers verbundener Schrift ergibt solch ein gleichsam zerhackter Ductus den vollständigsten Gegensatz, zumal wo selbst die „m" und „n" durch drei und zwei selbständige Striche ihre Ausprägung finden, anstatt mit einander verbunden zu sein, wie die Schulvorlagen es dem Kinde vorschreiben.

Physiognomisch nehmen wir die Zerstreutheit wahr an jenem abwesenden, unbestimmten Blicke, dessen Eigner, weil offenbar nicht bei der Sache, ins Weite schaut, ohne irgend etwas wirklich zu fixieren. Auf diesem Ausdruck ward der „alte Baer" alle Fingerlang betroffen; selbst im Gespräche konnte man ihm das Anderswosein von der Stirne lesen. Allein dieser Ausdruck wandelte sich flugs in sein Gegenteil, sobald man ihm eine Versteinerung oder eine Spezies der Carex zum Bestimmen vorlegte. Flugs faßte er sich zusammen,

und dem scharf auf das Untersuchungsobjekt gerichteten Auge ging auch nicht die geringste Einzelheit verloren.

Und, wofern man nur genauer zusah, seinen abwesenden Blick zergliederte, da ging einem auf, daß Vertiefung, nicht Leere aus diesen nach innen gekehrten Augensternen sprach: das Merkmal einer triebartig in ihm weitergeführten Arbeit.

Hierin scheidet und unterscheidet er sich von dem Träumer, dessen schweifende Gedankenwelt nimmer zur Zusammenfassung kristallisiert. Ständig ist hier das Vage im Blick. Und es fällt schwer, schier unmöglich, dies Auge zu gespanntem Aufmerken zu bewegen. Böte doch höchstens die Neugier einen Anreiz dazu.

Allein der Hang zum Träumen pflegt die Neugier auszuschließen.

Außerdem konzentriert der wirklich Neugierige sich kaum, da sein Begehren dahin geht, alles, was um ihn gesagt und getan wird, möglichst vollständig festzuhalten. Daher faßt auch sein Blick keinen einzigen Gegenstand dauernd ins Auge; vielmehr irrlichteliert er in stetem Wechsel von einem zum anderen, emsig bemüht, den in ihm klaffenden Abgrund innerer Leere nach Kräften auszufüllen.

In der Physiognomie des alten Baer stand als positiv zu lesen die Runenschrift eines nie abreißenden Denkprozesses, verlaufend in streng logisch zusammengeschlossenen Gedankenreihen. Deren scheinbare Negation in augenfälliger Zerstreutheit ergäbe nur die Transponierung des Zustandes der Sammlung auf das Gebiet des unbewußten Weiterspinnens der ihn beschäftigenden Ideen, innerhalb eines Walles von Abkehr und Abwehr.

Wie bereits als erster Eindruck erwähnt, wechselte bei Baer der nach außen gerichtete, durchdringend gespannte Blick mit dem nach innen gekehrten Schauen in oftmals rascher Folge, das eine unmittelbar auf das andre einsetzend.

Diesen jähen Übergang illustriert auf das Schlagendste ein durch die Post befördertes Schreiben an einen Dorpater Studenten (späterhin ein in Petersburg wohlbekannter Arzt), der seinen Kindern das köstliche Schriftstück hinterlassen hat.

Es lautet wie folgt:

„Schicken Sie mir zurück das von mir] an dem und dem Tage entliehene Opus.“ — (unter sehr genauer Titelangabe).

Nachschrift. „Bemühn Sie sich nicht weiter, mein lieber Freund! Das Buch liegt auf meinem Tische.“ — Dr. Baer.

Eine musikalische Freundschaft.

Zur 100-sten Wiederkehr des Geburtstages von Adolph Henselt, (geb. 1814, gestorben 1889).

Von E. Bertramin (Neuwied a. Rh.).

Am 12. Mai dieses Jahres gedachte die musikalische Welt, insbesondere die klavierspielende und klavierliebende, des an diesem Tage geborenen großen Tonkünstlers, des Poeten am Klavier, des „Minnesängers", wie Robert Schumann ihn begrüßte, des Poeten auch in seinen Schöpfungen für das Instrument, Sein „Frühlingslied", seine „Gondola", seine Romanzen, seine Etüden, seine „Petite Valse", sein „Wiegenlied" — sind es nicht ebenso viele lyrische Gedichte?.. Liebeslieder voll innigster Empfindung, in welchen oft der Gesang, in die Tiefe verlegt, nach Henseltscher Eigenart, mit darüber schwebenden Begleitungsakkorden oder Figuren, seelenvolle, neue Klangschönheiten entfesselnd, das Ohr und Herz des Laien schmeichelnd gefangen nimmt, das Ohr des Kenners durch den meisterhaften Klaviersatz, die nirgends aufdringliche, aber das Ganze belebende und durchwebende Polyphonie zur Bewunderung und Anerkennung hinreißt. —

Doch nicht allein die „Minnesängerweise" stand Henselt zu Gebote; der ernste „Choral", — wie ein Aufblick zu höheren Welten, — erhebt andächtig, in getragenen Akkorden oder von mächtigen, über die ganze Klaviatur hinbrausenden Tonwellen umflutet, das Gemüt des Zuhörers in reinere Regionen. Es sei hier nur des „Dankliedes nach Sturm", der „Ave Maria" betitelten Etüde aus opus 5 gedacht, und vor allem der choralartigen Episode in seinem herrlichen Klavierkonzerte in F moll, welche an Stelle des Durchführungsteiles, von den Streichern mit Sourdinen intoniert, vom Klavier aufgenommen und von doppelten Arpeggien umwoben und getragen, den Harfencharakter des Klaviers in neuer und vollkommenster Weise verwirklicht. In diesen und anderen Werken hat Henselt jenen Typus der Klavierbehandlung aufgestellt, der vorbildlich geworden und den auch die modernsten Tonsetzer (wir erinnern bloß an das überall gespielte, berühmt gewordene Präludium von Rachmaninow!) mit glücklichem Gelingen anempfunden und verwertet haben.

Die weite Akkordlage, die von den Klavierheroen der romantischen Schule, insbesondere von Chopin und Liszt an, als neue Klangbereicherung dem Klaviere zugeführt wurde, war die große technische Reform, die auch Henselt zum Hauptvertreter hat. Auf dem, von den Klassikern ererbten harmonischen Fundamente fest fußend, betraf diese Umgestaltung den äußeren technischen Ausbau desselben.

„Wir haben", so lautete Henselts Ausspruch, „dem Alten nichts Neues hinzugefügt, wir haben es nur mit neuen Kleidern versehen!" —

In der Tat, das harmonische Gebäude auf dem diatonischen und chromatischen Untergrunde, mit seinen sich daraus entwickelnden Harmoniefolgen, blieb dasselbe. Doch die Bedeutung der Reform, welche die bis dahin

übliche enge Akkordlage der Begleitungsformeln in eine weite, oft über mehrere Oktaven sich ausdehnende verwandelte, ist zugleich und im eigentlichsten Sinne eine Rückkehr zu dem akustischen Grundprinzip, nach welchem sich, vom Grundton ausgehend, dessen obere Intervalle erst gegen die Höhe zu verengern, im Anfang aber in weiter Lage sich aufbauen. Hierin liegt das Geheimnis des Vollklanges des Henseltschen Passagen- und Begleitungswerkes, dessen Ausführungsschwierigkeiten eine ganz neue Technik des Klaviers und Ausbildung der Hand zur Folge und erster Bedingung hatten.

Wer diese weite Akkordlage mit den sich innerhalb des Dreiklanges oder Sechsakkordes in enger Lage bewegenden früheren Begleitungsfiguren vergleicht, wird den Ausspruch von den „Neuen Kleidern" in seiner Richtigkeit, aber auch in seiner ganzen Tragweite für das Klavierspiel zu ermessen wissen.

Ja — eine neue Klangwelt war es, die sich damals, gegen Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, auftat: eine Neugeburt des Klavieres, welches erst von dann an, als Vollbesitzer der reichsten polyphonen Ausdrucksmittel, als instruktivstes Instrument, den ihm zukommenden Rang einnahm. Konnten doch ein Liszt, ein Henselt es unternehmen, jener — Beethovens Symfonien, dieser — die Coriolan-, die Egmont-, die Euryanthen-, die Freischützouvertüre für das Pianoforte zu übertragen, und wer diese Ouvertüren von Henselt vortragen gehört, mußte die „Neuen Kleider" preisen, die es ermöglichten, die symfonischen Gedanken in Orchestergleichheit wiedergegeben zu hören.

Henselts Erdenwallen als Pianovirtuose, man weiß es, war nur von kurzer, allzukurzer Dauer; aber so gewaltig war der Eindruck seines Spieles und seiner Kompositionen, gleich von seinem ersten Auftretena an (in Wien 1836 in einer Wohltätigkeits-Akademie), daß diese wenigen Jahre (von 1836—1841) seinen Ruhm als eines der größten Klavierspieler des vorigen Jahrhunderts für immer begründeten.

Aus einem Briefe Balakireff's an Nicolas Findeisen (veröffentlicht in Nr. 1, 1912, der Russkaja Musikalnaja Gaseta) geht hervor, daß Henselts erstes Konzert in St. Petersburg, im Adelssaale, im Jahre 1838 stattgefunden hat, das 50-jährige Jubiläum, das zu feiern die Hauptstadt sich angelegen sein ließ, daher in das Jahr 1888 fiel. — Allgemein wird dies erste Petersburger Konzert auch als sein letztes Auftreten angesehen. Der ungeheuere Eindruck hatte in der Tat zur Folge, daß Petersburg den Meister mit goldenen Fesseln zurückhielt, und Henselt, mit Ehren überhäuft, zum Lehrer der Kaiserlichen Kinder und Inspektor des Musikunterrichts an den Kaiserlichen Erziehungsanstalten ernannt, von ganz Petersburg vergöttert, sich dort niederließ, um seiner, ihm von der Vorsehung bestimmten Mission, als Lehrer zu wirken, von nun an sein Leben zu widmen, die eigene schöpferische Kraft nur noch in pädagogischer Weise betätigend, durch Herausgabe instruktiver Editionen klassischer und moderner Autoren für den Unterricht, die Musik aber nur „für sich" betreibend—und für wenige Auserwählte

Zu diesen gehörte sein Freund Dr. Bertram, der baltische Dichter und Schriftsteller.

Wie dieser Freundschaftsbund sich anknüpfte, ist s. Zt. in der Baltischen Monatsschrift (April — Mai 1891) erzählt worden und möge hier noch durch einige Daten über diese musikalische Freundschaft und deren Ergebnisse für die Kunst vervollständigt werden.

In jenem kleinen Aufsatze, betitelt: „Eine Konzerttournee in den Baltischen Provinzen", ist nachgewiesen worden, daß nicht der Residenz Petersburg, sondern den Baltischen Landen, und zwar der Universitätsstadt Dorpat, es beschieden war, Henselts Schwanengesang als Virtuosen erleben zu dürfen.

Dr. Bertram, geb. in Reval 1808, ein Musensohn der Alma Mater, war ein begeisterter Musikfreund und Kenner. Er wohnte dem Konzert am 20. Januar 1840 bei, in welchem Henselt u. a. das große Hummelsche Septett, eine seiner Glanzleistungen, vortrug, seine Variationen über den „Liebestrank", opus 1, welchem Schumann eine seiner feurigsten Lobeshymnen gewidmet hatte, und seine weltberühmte „Vögleinetüde", die er dreimal wiederholen mußte, nach Aussage eines anderen Ohrenzeugen, des ehrwürdigen, damaligen Universitäts-Musikdirektors L. Brenner, der von diesem Konzerte, noch nach 40 Jahren, so begeisterungsvoll zu erzählen wußte, als ob es den Tag vorher stattgefunden hätte.

Daß die lichtvolle Poesie des Henseltschen Vortrages, seine Meisterschaft, sein seelenvoller, sammetweicher Anschlag, auf den Dichter den tiefsten Eindruck machen mußte, ist leicht begreiflich. In jenen Dorpater Musiktagen wurden die Beziehungen geknüpft, die den Grund zu einer Freundschaft legten, die, auf vollem Verständnis und gegenseitiger Hochachtung beruhend, den Meister der Töne und den baltischen Dichter bis an das Ende ihres Lebens begleiten und dieses bereichern sollte.

Zunächst wurde, nach Henselts Dorpater Triumphen (die letzten Lorbeern seiner Virtuosenlaufbahn!) die Rückreise nach Petersburg gemeinsam angetreten, bei welcher Reise der Humor des Dichters dem leichterregbaren Künstler über alle Verstimmungen hinweghalf, zu welchen die primitiven Reisebedingungen jener Zeit nicht geringen Anlaß gaben, wie in dem erwähnten Aufsatz geschildert.

In Petersburg setzte sich der Verkehr in anregender Weise fort. Die gemütliche abendliche Whistpartie mit seinem Freunde, dem Witz und Humor und ein glänzendes Erzählertalent stets zu Gebote standen, wurden dem Künstler zur angenehmsten Erholung nach des Tages Mühen, die bei dem ausgedehnten Schülerkreise Henselts und namentlich nach den Kämpfen, die er zu bestehen hatte, um an den ihm unterstellten Kaiserlichen Lehrinstituten seine Lehrprinzipien durchzusetzen, keine geringen waren. Ebenso war es für den Poeten — der damals noch als Gehilfe von Pirogow an der eben

gegründeten Medizinischen Akademie als Chirurg angestellt war — eine Herzerquickung, nach der nervenanstrengenden Tätigkeit im anatomischen Laboratorium, dem Spiele Henselts, der abends „für sich" spielte, als einziger Zuhörer zu lauschen. So wurde er auch gewissermaßen Zeuge des Entstehens von Henselts herrlichem, einzigem Klavierkonzert in F-moll, oder vielmehr dessen fortwährender Neugestaltung, da Henselt, nie zufrieden mit dem Erreichten, dieses auszuschmücken, zu bereichern, zu „feilen" nie müde wurde, und die Neugestaltungen dann gerne dem unparteiischen musikalischen Urteil seines Freundes vorlegte.

Als Robert Schumann mit seiner Frau nach Petersburg kam, galt sein erster Besuch dem von ihm so bewunderten Künstler, dem er seine Noveletten zugeeignet hat; war doch Clara Schumann auch eine der ersten, die Henselts Kompositionen auf ihr Konzertrepertoire setzte. Bei dem gemeinsamen Freunde lernte Dr. Bertram das Ehepaar Schumann kennen, welchem er, von Henselt aufgefordert, die Sehenswürdigkeiten Petersburgs zeigte, was mit voller Gründlichkeit geschah; nur die Besichtigung der Kaisergruft in der Peter-Pauls-Kathedrale mußte unterbleiben, weil Schumann mit seiner Frau durch nichts zu bewegen war, das kleine Boot zu besteigen, das die Besucher über die Newa zu der Inselfestung bringen sollte, — wohl schon ein Anzeichen seines krankhaften Zustandes.

Im Hause Henselts begegnete auch Dr. Bertram dem rheinischen Komponisten und vorzüglichen Pianisten Carl Vollweiler (geb. 1813, gest. 1849), der etwa 30 Gedichte von ihm in anziehendster Weise in Musik setzte. Doch wurde ihm auch die Ehre einer Kollaborotion von Seiten des Meisters selber zu Teil. Ein Gedicht zum Preise Italiens — zu welchem der Dichter auch selber die Melodie erfunden und notiert hatte — fand den Beifall des Meisters in dem Grade, daß er es nicht allein mit einer reizenden, in echt Henseltschem Wohlklange und Vornehmheit erklingenden Begleitung versah, sondern auch in den Druck gab unter dem Titel: Das ferne Land — Romance favorite de Madame Pauline Viardot Garcia, und dasselbe auch als Klavierstück setzte. Letzteres weist die Eigentümlichkeit auf, daß es ebenso gut von einem, wie von zwei Spielern, d. h. zu 2 oder zu 3 Händen gespielt werden kann. Der meisterhafte Klaviersatz gibt dem Stücke einen besonderen Reiz und musikalischen Wert. Es ist die einzige Dilettanten-Komposition, die Henselt unter seine eigenen Werke und unter seinem Namen aufgenommen hat.

Auf längere Zeit wurde der persönliche Verkehr dadurch unterbrochen, daß Dr. Bertram, die medizinische Staatskarriere aufgebend, sich in sein Heimatland begab, um dort auf dem Lande jene doppelte Tätigkeit zu entfalten, die für das von ihm geliebte Estenvolk von Bedeutung werden sollte. Eine Augenklinik auf dem großelterlichen Stammsitz Friedenthal bei Torma, von ihm ins Leben gerufen, sollte der von ihm bei den Esten erkannten Hin-

neigung zu Augenkrankheiten Einhalt tun, und im Verkehr mit dem Landvolke betrieb er zugleich seine folkloristischen Studien, sammelte die Dokumente zu „Wagien", welches die Gebräuche und Überlieferungen aller Art des Estenvolkes und insbesondere die Kalewidenregion behandelte, und fand, in Bruchstücken noch lebendig fortlebend, jene Volksdichtung, in welcher er eine Art Faustsage zu erkennen glaubte und die er in seinem „Warawaatja", — dem lange verloren geglaubten und erst kürzlich wieder in der Urschrift aufgefundenen Heldengedichte — zu einem Ganzen verband.

Doch belebten sich die persönlichen Beziehungen wieder, als Dr. Bertram in den Staatsdienst zurückberufen wurde und als Zensor nach Petersburg wiederkehrte. Aus dieser Epoche stammt eine mit Henselts Hilfe glücklich zum Ziel gebrachte Arbeit, die Dr. Bertram als die größte seines Lebens bezeichnete. Die mühseligste gewiß, denn es handelte sich um die Ausgabe in sieben Sprachen des Mozartschen Meisterwerkes: das Requiem!

Auf dem Lande hatte Dr. Bertram von neuem bestätigt gefunden, in wie hohem Grade der Este für Musik befähigt ist, welch große Freude das Volk am Gesange hat, und da andrerseits damals die Pflege der Musik bei den Esten noch in den ersten Anfängen war und vor allem keine Mittel zur Verfügung standen, um größere Vokalwerke mit Orchesterbegleitung auszuführen, so entstand in ihm der Gedanke, das von ihm am meisten geliebte Werk seines geliebtesten Meisters in populärer, leicht ausführbarer Form der Landbevölkerung zugänglich zu machen, und zwar durch Übertragung für Orgel oder Harmonium, zum Gebrauch in Kirche, Schule und Familie.

Es lag nahe, diese schwierige Aufgabe dem Meister anzuvertrauen, der vor allen dem polyphonen Stil zugetan war und diesen beherrschte, wie kaum ein anderer. Es galt Henselt dazu zu überreden, ihn, den vielbeschäftigten, vielgeplagten, vielbegehrten Mann dafür zu gewinnen. Und es gelang. Das schöne Ziel, die Freude an eingehender Beschäftigung mit dem Werke des auch von ihm hochverehrten Mozart, bewog Henselt, auf Dr. Bertrams Vorschlag einzugehen. — Hin und her flogen die Korrekturbogen des Werkes; und endlich nach unsäglichen Anstrengungen, Korrespondenzen mit den Übersetzern der lettischen, schwedischen, finnischen und russischen Ausgaben (Sprachen, die Dr. Bertram als polyglott wohl verstand, aber nicht genügend beherrschte) erschien das Werk, bei Breitkopf und Härtel, und erfüllte sich der Traum des baltischen Dichtecs durch den selbstlosen Beistand des großen Künstlers, des Chopins des Nordens. Nur der Name Adolph Henselt steht auf dem Titelblatte.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

In Buchara*)

Von Johannes Kordes (Moskau).

Das letzte Kapitel meiner „Reiseeindrücke aus Turkestan" hatte nach Neu-Buchara oder Kagan, der kleinen russischen Ansiedlung geführt. Die Stadt Alt-Buchara selbst, die seltsame, bunte Residenz des Emirs von Buchara, liegt etwa 13 Werst von Kagan entfernt. Diese winzige Linie von 13 Werst Länge ist das einzige Eisenbahneigentum des bucharischen Staates. Speziell für diese Bahn hat der Emir sich auch höchst luxuriöse Salonwagen erbauen lassen, in denen er ab und zu seine Staatsbahn mit großem Pomp befährt.

Buchara ist das Possenstück eines Staatswesens. Die Zeiten, wo die Emire dieses Landes noch die gewaltigsten Herrscher im westlichen Turkestan waren, sind längst vorbei. Als russischer Vasallenstaat führt die Bucharei eigentlich nur ein Scheindasein, und dieses kann sogar plötzlich eines schönen Tages wie ein flackerndes Licht erlöschen: Kenner meinen, daß diese Zeit nicht mehr fern sein kann. Fürs erste ist die Obergewalt in der inneren Verwaltung Bucharas noch in den Händen des Emirs konzentriert, der bei sich im Lande bis jetzt noch uneingeschränkter Selbstherrscher und Despot ist. Zugleich ist er auch der geistliche Oberherr des Landes; ja, für Turkestan ist er sogar der Statthalter Mohammeds auf Erden, wie denn die Stadt Buchara, nächst Konstantinopel, der Hauptsitz des Islam ist.

Gleich nach dem Emir rangiert in der Bucharei der höchste Würdenträger, der Kusch-Begi, der den Emir im Falle seiner Abwesenheit vertritt. Es folgen der Diwan-Begi oder Kanzler; sodann der Mundschenk (Taksaba) der Chef der Leibwache (Karaul-Begi), diesem der Stallmeister (Mirachur), sodann der Oberschreiber (Mirsa-Baschi) und endlich der Höchstkommandierende (Atalyk). Sehr zahlreich sind die sogenannten Parmanatschi (Generäle): ja sie sind fast noch zahlreicher als die Soldaten der eigentümlichen, sehr possenhaften „Armee" des Emirs, von der später die Rede sein soll.

In administrativer Hinsicht zerfällt der Vasallenstaat Buchara in kleinere Gebiete, Bekstwa genannt, die einem Bek untergeordnet sind. Jeder dieser Beks ist ein kleiner Selbstherrscher oder, besser gesagt, ein Despot in seinem Gebiet: sie sind im kleinen Maßstabe das, was der Emir im Großen ist. Jeder verwaltet das ihm unterstellte Gebiet auf eigene Art und Weise und sucht hierbei natürlich auf seine eigene Fasson selig und reich zu werden. Dem Emir haben die Beks Tribut zu entrichten, sei es in Geld und Natur-

*) Schluß der Aufsatzreihe „Reiseeindrücke aus Turkestan" — im I. Jahrgang (1912): „Auf dem Wege nach Turkestan" (Heft 6), „In Kokand" (Heft 7), „Auf dem Lande bei Kokand" (Heft 10, 11) und im II. Jahrgang (1913): „Auf der Fahrt nach Samarkand", „In Samarkand" (Heft 8) und „In der Wüste" (Heft 11).

produkten oder in wertvollen Gegenständen, wie Teppichen, Kleidern, Pferden, Mänteln, Edelsteinen, ja selbst Tanzknaben, schönen Frauen u. s. w. Der einzige Wermutstropfen im Freudenbecher der Beks ist die alljährliche Reise nach der Stadt Buchara an den Hof des Emirs, zwecks Kontrolle und Tributentrichtung. Kein Sterblicher vermag es vorauszusagen, ob selbst der allmächtigste Bek mit heiler Haut wieder auf seinen paradiesischen Posten zurückkehren wird. Es hängt vieles von den mitgebrachten Geschenken ab, von den zahlreichen Günstlingen des Emirs, seiner Laune, oder gar von der Gunst seines zur Zeit besonders geliebten Tanzknaben.

Wie die meisten Staatsgebilde Turkestans, hat auch die Bucharei eine wechselreiche und blutige Geschichte hinter sich. Araber, Mongolen, Kirgisen, Turkmenen und viele andere Völkerschaften haben um den Besitz des Landes gerungen. Die Blüte der Stadt Buchara fällt vor allem in das graue Mittelalter, in das IX.—XI. Jahrhundert: sodann wurde die Stadt und ihre hohe Kultur vielemal zerstört, wieder aufgebaut und abermals zerstört, vor allem durch Chingis-Chan im Jahre 1220. Unter seinen Nachfolgern richtete sich Buchara wieder auf, bis Timur seine Residenz nach Samarkand verlegte, was natürlich nicht ohne Einfluß auf die Entfaltung Bucharas blieb. Nachdem das Riesenreich Timurs nach seinem Tode zerfallen war, stieg aus den Trümmern im Laufe der Jahrzehnte das selbständige und mächtige Chanat Buchara empor. Die Stadt entfaltete sich immer mehr zu einem im Morgenlande berühmten Sitz der Wissenschaften, der Hochschulen und zu einer „Stadt der Tempel", was in mongolischer Sprache der Name Buchara bedeuten soll. Eine von den sehr zahlreichen Moscheen ist sogar auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbaut worden, die den damaligen, sehr mächtigen Emir zum Bundesgenossen zu gewinnen suchte. Doch gelang das nur schlecht: immer wieder wurden alle Ausländer (auch Russen), die sich ins Innere des Landes wagten, erbarmungslos niedergemacht, sodaß Jahrhunderte hindurch die Bucharei als ein sehr blutdürstiges Land galt und von Rätseln und Gespenstergeschichten umwoben war.

Von den früheren selbständigen Staaten Turkestans hatte sodann das Chanat von Buchara mit den längsten Widerstand dem Eroberungszuge der russischen Waffen entgegengesetzt. Nach der Einnahme von Samarkand, Urgutt und Katta-Kurgan durch die Russen, ließ jedoch der damalige Emir demütigst um Frieden bitten, unterstützte sogar die Russen im Kampfe gegen die Einheimischen und durfte daraufhin einen Teil seines Landes behalten — als demütiger Vasall Rußlands. Die heutigen Emire leben unter ständiger Kontrolle der russischen Regierung, die in Kagan ihren politischen Agenten unterhält, der diese Kontrolle mit scharfen Argusaugen ausübt.

* * *

Die Stadt Alt-Buchara liegt, wie gesagt, etwa 13 Werst von Kagan entfernt. Fast stündlich verkehren kleine Züge auf dieser Miniaturbahn. An

grellen heißen Sommertagen fuhr ich hinaus, was meist eine kleine Erholung und Erfrischung war. Denn je mehr sich der Eisenbahnzug vom heißen, sandigen Kagan entfernt, um so grüner wird das Land ringsum. Es geht immer tiefer in die saftig grüne bucharische Oase hinein, in der die Stadt Buchara liegt. Doch, wie so oft in Turkestan, hat auch dieses blühende Kulturland einen schwierigen Existenzkampf zu führen. Die Bevölkerung muß Jahr um Jahr gegen die drohende, trostlose, sie umgebende Wüste ankämpfen, die mit vernichtenden Wanderdünen, besonders von Norden her, das Land bedroht und blühende Landstrecken in ein Reich des Todes verwandelt. Viele Jahrzehnte hindurch sind in den nördlichen Gebieten reiche Saksaulwaldungen sinnlos geplündert worden, die Bewässerungsanlagen hatte man dagegen selten in der notwendigen Ordnung zu erhalten verstanden, — und das haben nun die Bewohner der bucharischen Oase bitter zu büßen. Selbst der Lebensspender dieses Gebietes, der schöne, tiefe Fluß Sarawschan, der voll und klar aus himmelhohen Schneebergen seinen Anfang nimmt, hat nicht die Kraft, in irgend ein Meer oder in den breiten Amu-Darja zu münden. Sein Wasser verliert sich im heißen Wüstensande.

Wo aber Wasser hinkommt, da ist auch hier in der Bucharei, wie überall in Turkestan, das kleinste Erdenfleckchen auf das gewissenhafteste kultiviert worden. Unterwegs gewahrt man viele Reisfelder, Baumwollplantagen, Seidenzüchtereien und Fruchtgärten. Und im saftigen Grün gewahrt man oft aus Lehm und Backstein erbaute Häuser, kleine Moscheen, deren Kuppeln und Minarets auffallend häufig von Storchnestern gekrönt sind.

Nach einer kurzen Fahrt von einer halben Stunde hält der Zug vor der kleinen Eisenbahnstation „Buchara", hinter der sich drohend eine hohe, dicke, plumpe, graue Lehmmauer erhebt: das ist die Stadtmauer von Buchara, die etwa 9—10 Werst im Umkreise zählt und trotz ihrem patriarchalischen Alter und den vielen Kriegen sich recht gut erhalten hat, teilweise auch renoviert worden ist.

Der Innenraum, den diese Mauer umkreist, ist angefüllt mit einer Unmenge kleiner Lehmhäuser und durchzogen von einem Labyrinth enger, staubiger, ungepflasterter Gassen und Gäßchen. Auch Kirchhöfe mit ihren grauen, einförmigen Grabmonumenten liegen mitten im Gewirr der Gassen, meist auf hügeligen Stellen. Aus diesem eintönigen Grau der fensterlosen Häuser, der stillen Gräber, erheben sich bunte, uralte, schöne Moscheen, Madrassa (Hochschulen), Minarets aus glasierten Ziegeln von himmelblauer Farbe, und im Zentrum der Stadt ragt auf einem Hügel die sogenannte Zitadelle, die Burg des Emirs, empor, die auch von einer hohen gezackten Lehmmauer umgeben ist. Im Inneren dieser Zitadelle befindet sich das Schloß des Emirs, dort liegen seine Gebethäuser, Kasernen, Brunnen, Gärten und sein sehr umfangreicher Harem. Und über allem wölbt sich ein hellblauer, klarer, heißer Himmel.

Die Zahl der Einwohner Bucharas wird auf zirka 100.000 geschätzt. Durch die ganze Stadt fließt der Hauptkanal der bucharischen Oase, Schachrud

genannt, der sein Wasser aus dem Fluß Sarawschan erhält. Der Kanal Schachrut verzweigt sich, ebenso wie auf dem Lande, auch in der Stadt in ein Gewebe kleiner und kleinster Kanäle. Außerdem wird das Wasser in zahlreichen Teichen, sog. „Chaos", angesammelt, die eine sehr malerische Eigentümlichkeit Bucharas darstellen. Die größten dieser Stadtteiche, mit sehr grünem Wasser, sind auffallend wirkungsvoll von uralten, breitschattenden Maulbeer- und Eisenbäumen umgeben. Die Ufer sind amphitheatralisch von großen, grauen Quadersteinen eingefaßt. An diesen Stadtteichen, auf den grauen Steinstufen der Uferumrandungen halten sich mit Vorliebe die Bewohner Bucharas in ihren bunten Trachten und Kopfbedeckungen auf. Hier, im Schatten der uralten, sich überwölbenden Bäume, in der Nähe des kühlenden Wassers, herrscht ein reges, buntes Leben. Hier treten Wahrsager auf, hier sitzen würdevoll sogenannte Medizinmänner, oder man lauscht in sehr andachtsvoller Stille greisen Märchenerzählern. Die bronzebraunen Gesichter, die bunten Gewänder spiegeln sich im grünen, spiegelglatten Wasser wie eine zweite bunte Welt poesievoll wider. Eine kleine, milde Märchenwelt lebt dort unten auf, und durch die Blätterwölbungen der Bäume fällt hier und da ein sehr blendender blauer Himmel auf die ruhige Spiegelflut. Nur würde ich keinem Sterblichen raten, dieses Wasser zu trinken, denn es enthält unzählige Miasmen, und ist daher sehr gesundheitsschädlich. Um diese Stadtteiche herum reihen sich, dicht gedrängt, auch zahlreiche Teehäuser und Fruchtbuden, sowie mannigfaltigste Bazarwandelgänge, angefüllt mit eigenartigsten Waren und Menschengestalten. Die Bazare Bucharas! Sie gehören mit zu den größten Sehenswürdigkeiten dieser Stadt, erinnern in mancher Beziehung an die Bazare Kokands, sind aber noch viel bunter, greller und eigenartiger. Interesse erwecken hier im Bazartreiben nicht nur die ungewöhnlichen Buntheiten und Beweglichkeiten des Gesamtbildes, sondern auch zahlreiche eigenartigste Einzelerscheinungen, Gestalten und Typen, wie man sie eben nur in Buchara, sonst wohl nirgends in der Welt, gewahren kann. Kokand ist schon mehr oder minder sichtbar von Europa modernisiert worden, dort ist manche Eigentümlichkeit schon abhanden gekommen. Bucharas Volksleben dagegen hat sich in seiner taufrischen Ursprünglichkeit bisher noch gänzlich unverfälscht erhalten. Europäer trifft man z. B. nur selten in Buchara.

Wie eigenartig ist schon das Äußere, die nackte Silhouette der Stadt! Verglichen mit westeuropäischen Ländern und Städten erscheint Buchara, Land und Stadt, in so mancher Beziehung viele hundert Jahre in der Entwicklung stehen geblieben zu sein. Wenn man diese seltsamen, elementaren Mauern der Stadt betrachtet, so steigt einem der Gedanke auf: so mögen einst die Mauern Jerichos ausgesehen haben. Uralte Städte, die längst vom Wüstensande verschluckt worden sind, die Erdbeben oder Kriege zerstört haben, mögen eine solche Silhouette besessen haben wie Buchara. Die Mauern ragen empor aus lehmigem Boden und sind selber aus Lehm: plump, hoch, drohend,

elementar, hier und da zerbröckelnd, mit äußerst primitiven Zinnen gekrönt. Es sind Mauern, wie sie manche von uns vielleicht auf alten Kupferstichen gesehen haben, die alte, zerfallende, morgenländische Wüstenstädte darstellen, Mauern, wie wir sie vielleicht auch als Kinder im Märchenbuche „Tausend und eine Nacht" bestaunt haben.

Und dann das Volksleben! Wie eigenartig hat sich dieses bis heute noch erhalten, nicht nur auf dem Hauptplatz der Stadt, dem Rigistan, sondern auch in den zahlreichen Bazarreihen, oder in den geräumigen Karawanserein. Die allerverschiedensten Völkerschaften wimmeln durcheinander: da gewahrt man Inder, Chinesen, Sarten, Araber, Perser, stolze, sehr aufrechte Turkmenen, mit hohen zottigen Schafsfellmützen, die sie bei der größten Hitze nicht ablegen. Einige Inder, Anhänger Zarathustras, tragen auf blanken, braunen Stirnen ein purpurnes Farbenzeichen, als Symbol des heiligen Feuers, das sie anbeten. Auf einigen größeren Plätzen der Stadt haben Kirgisen, diese freien, räuberischen Naturkinder, ihre Zelte aufgeschlagen, ganz so, als ob sie mitten in der grenzenlosen Wüste sich befänden. Große Mengen von Karakullfellen, Teppichen, Lederwaren, Holzarbeiten, Waffen, Metallgefäßen, gedörrten Früchten, schwülen Gewürzen, Moschus, Räucherwaren liegen aufgestapelt in den offenen Läden.

An den zahlreichen Gäßchen und Straßen, den malerischen Teichen sitzen die verschiedensten Handwerker, die in der freien Gottesluft, sozusagen vor den Augen der ganzen Welt, ihren mannigfaltigsten Gewerben nachgehen und eine verblüffende Fingerfertigkeit entwickeln, wobei alle technischen Hilfsmittel fehlen. In Kokand sah ich noch bei besonders reichen Handwerkern, die bunte Kopfbedeckungen herstellten, quietschend-klappernde, ausrangierte Nähmaschinen, hier in Buchara fehlen selbst diese Herrlichkeiten der Zivilisation noch gänzlich. Es ist fesselnd und gleichzeitig sehr lehrreich, dem unvergleichlichen Virtuosentum dieser Handwerker zuzuschauen.

Die bunten Bazare Bucharas sind auch besonders reich an charakteristischen ländlichen Produkten, wie man sie weder in Samarkand, noch Kokand zu sehen bekommt. Auffallend bunt, sehr biegsam, reich an sonderbaren verschnörkelten Formen ist das Schuhwerk, eigentümlich ist auch die Form der Waffen, der Sättel, der Tonwaren und Handtaschen. Grell-bunt, fast blendend, außerordentlich farbenfreudig, reich an bizarrsten Mustern sind die Seidenwaren, die Teppiche, die Chalate (Mäntel) und die Tjubiteiki (Kopfbedeckungen). Auch scheinen die meisten Sachen sehr dauerhaft zu sein; eine äußerst gewissenhafte, langwierige Arbeit der Hände, die nie eine Maschine berührt haben, spricht aus ihnen. An manchen Teppichen und Gewändern, die man zu sehen bekommt und im Durchschnitt sehr billig kaufen kann, haben Frauen und Mädchen lange, lange, vielleicht einen Winter hindurch gearbeitet; und fast scheint es, daß sie halb unbewußt, von Frühling oder Liebe träumend, all diese bunten, grellen Muster in ihre Arbeiten hineingeflochten haben.

Aber auch in seiner Müßiggängerei, in seinen Vergnügungen ist das Volk Bucharas interessant. In Massen versammelt es sich in den zahlreichen Teehäusern und vertilgt dort wahre Berge von Süßigkeiten, Nüssen, Melonen, getrocknete Weintrauben, gewürztes und einfaches Brot. Mit Vorliebe delektiert sich das Volk auch an einer besonderen Art von „Gefrorenem", das man dort an den belebtesten Ecken für einige Kopeken sich kaufen kann. Dieses sartische Eisgericht ist von sehr primitiver Herstellung: es besteht aus Schnee, der mit Melonensyrup vermengt ist. Das ist alles. Es schmeckt wie süßlicher Schnee, doch wirkt dieses sehr anspruchslose Gericht in der Hitze recht erfrischend.

Ab und zu gewahrt man an den Straßenecken sogenannte „Schreiber" Buchara ist reich an Analphabeten, daher blüht hier die Zunft der öffentlichen Schreiber. Für ein oder zwei Kopeken machen sie ein furchtbar ernstes Gesicht, tauchen eine abgebrochene, äußerst demolierte Gänsefeder in eine schwarze Flüssigkeit, breiten ungeheuer würdevoll ein altes Papier aus nnd beginnen nun sehr langsam und umständlich, als handelte es sich um ein Mysterium, mit Schnörkeln und Kringeln den Bogen zu bedecken, wozu die geplagte Gänsefeder eine liebliche Musikbegleitung liefert.

In großer Blüte stehen die Barbiergeschäfte in Buchara. An allen Ecken und Enden gewahrt man Barbierläden und emsig hantierende Barbiere. Sie haben hier tatsächlich auch außerordentlich viel zu tun; jeder Buchare, jeder Mohammedaner muß sich seinen Schädel gewissenhaft ratzekahl rasieren lassen, denn Mohammed selbst hat das vorgeschrieben. Und auf offener Straße, vor allen Augen, lassen sich die Bucharen schön machen. Nach einer gewissen Fasson muß der einheimische Mohammedaner sich auch seinen Schnurrbart stutzen lassen. Dieser darf ihm nie den Mund verdecken, weshalb der Buchare sich den Schnurrbart längst den Lippen sozusagen „englisch" beschneiden läßt, was beinah hochmodern und auch recht hygienisch ist. Aber ihre guten Geschäfte verdanken die turkestanischen Verschönerungsräte nicht nur den weisen Vorschriften Mohammeds allein, sondern auch dem äußerst schlechten Trinkwasser der Stadt. Dieses höchst malerische Wasser zieht viele Krankheiten nach sich, so den Kropf, mit dem auffallend viele Menschen in Buchara umhergehen und der nicht selten dieGröße eines Kinderkopfes erreicht. Stark verbreitet sind auch ansteckende Hautkrankheiten und die sogenannte Rischta, der medische Wurm (Filaria medinensis), der sich tief im Körperfleisch des Menschen einnistet, sich dort entwickelt und eine sehr beträchtliche Länge erreichen kann. Um ihn zu entfernen, muß man das Körperfleisch an der wunden Stelle oft tief aufschneiden, und da diese Operation nicht ganz ungefährlich ist, so wird der medische Wurm nicht plötzlich, sondern allmählich aus dem Körper entfernt. Die Barbiere wickeln ihn an runden Stöckchen aus dem Körper heraus: zuweilen soll es Wochen dauern, bis der Wurm ganz entfernt worden ist. Die bucharischen Barbiere vollführen mit der größten Handfertigkeit alle hierzu notwendigen Manipulationen und lassen sich in ihrer

bewunderungswürdigen Ruhe auch durch hundert gaffende Augen nicht stören. Das schönste und wertvollste Reklameschild eines bucharischen Barbiers sind meterlange medische Würme, die sie an besonders sichtbaren Stellen ihrer Schönheitsinstitute aufhängen, auf daß diese scheußlichen Würmer die Kunst der Operateure künden mögen. Zerreißt nämlich so ein medischer Wurm beim Herauswickeln, so können unangenehme Begleiterscheinungen, Entzündungen und ähnliches beim Kranken sich einstellen und den guten Ruf des Arztes stark untergraben.

Durch das bunte Gewoge der Bazare schreiten zuweilen auffallend stolz und würdevoll weißbärtige Greise, mit Fläschchen und Kästchen beladen. Das sind sogenannte Medizinmänner. Zuweilen hocken sie auch würdevoll im Schatten der uralten Maulbeerbäume an den großen Teichen, umringt von Neugierigen und Hilfsbedürftigen. Vor ihnen, auf niedrigen kleinen Tischchen, stehen Schächtelchen mit grünen, roten, gelben Pulvern und bunte Flaschen, auf denen Totenköpfe aufgeklebt sind, wodurch die Umstehenden von vornherein in den nötigen Respekt versetzt werden. In der abergläubischen und im Durchschnitt recht ungebildeten Bevölkerung Turkestans, besonders Bucharas, steht der Medizinmann, wie denn überhaupt die sogenannte Volksmedizin, oder besser gesagt: das Kurpfuschertum, in strotzender Blüte. So hatte ich Gelegenheit, folgende Begebenheit zu beobachten. Es war dicht vor den Toren der Emirsburg, auf dem Rigistan-Platz. Da saß oder, besser gesagt, thronte feierlich auf einer wackligen Kiste, auf der jedoch sehr kostbare schöne Teppiche lagen, ein Medizinmann. Ein Hahn und ein Huhn, beide bunt bemalt, lagen, an den Füßen gebunden, halb verhungert und unbeweglich neben seiner Kiste. Vor ihm standen einige kleine arabische Tischchen, reich besetzt mit Flaschen, Pulvern, Wurzeln und bunten Steinen. Um all diese Herrlichkeiten hockten ehrfurchtsvoll und schweigend Sarten, Perser, Teckiner und andere Asiaten. Der Medizinmann selbst machte das ernsteste Gesicht und betrachtete, wie mit hypnotischen, eigentlich schläfrigen Augen, jeden Einzelnen und ließ die Blicke schweigend im Kreise herumgehen. Auf einem jungen Sarten blieben seine Augen endlich gnädig haften. Der Sarte hob die Hand und wies auf eine rote große Geschwulst an seiner Schläfe. Der Medizinmann nickte: der Sarte erhob sich, trat auf ihn zu und neigte sich zu ihm. Der Herr Doktor betupfte mit jedem seiner fünf Finger bedeutungsvoll den Ausschlag. Dann setzte er ein noch ernsteres Gesicht auf. Pause. Der Sarte zog einen Beutel und reichte dem Medizinmann einige Kupfermünzen. Dieser nahm sie und schwieg daraufhin würdevoll-ernst. Wieder zog der Sarte seinen Beutel und reichte nochmals einige Geldstücke. Doch wiederum schwieg der Herr Doktor und ließ nur melancholisch, aber vielsagend den Blick über die erlösenden bunten Steine, die Flaschen und Pulver gleiten. Nachdem der Sarte nochmals in die Tasche gegriffen hatte, ließ der Medizinmann sich endlich erweichen, ergriff feierlich eine Flasche, auf der in russischen Buchstaben

das Wort „Stinkspiritus“ zu lesen stand, entkorkte sie sehr vorsichtig und reichte die Flasche dem Sarten mit einigen Worten. Dieser nahm sie, wie ein sehr kostbares Gut mit beiden Händen entgegen, führte die Nase an die Flaschenöffnung und versuchte ehrfurchtsvoll zu riechen. Plötzlich verzog sich sein Gesicht, Tränen rannen ihm über die Backen, ein starker Schreck spiegelte sich in seinen Augen und entsetzt blickte er in den Flaschenhals hinein, wobei seine Augen noch mehr zu tränen begannen. Die Umsitzenden saßen mit offenem Munde da und staunten den Doktor und seine Zauberflasche an. Dieser ließ sich einige Minuten lang bewundern, griff sodann nach dem Stinkspiritus, korkte die Flasche feierlich zu und versank wieder in vielsagendes Schweigen

Schlau sind auch die Verkäufer in den zahlreichen Bazarreihen; sie verstehen es, ihre Waren himmelhoch anzupreisen, vor allem einem unkundigen Europäer gegenüber. War da ein Sarte auf dem Bazar, der mit schönen Blumen, violetten Iris und purpurnen Rosen handelte. Hoch gewachsen, bronzebraun stand er in seinem bunten Gewande neben der purpurnen Rosenpracht. Ich neigte mich den Rosen zu und atmete den Düft ein. Es war heiß und schwül, der Duft erlösend mild. Augenscheinlich merkte der Sarte, daß die Rosen mir gefielen; er wurde immer freundlicher und sagte endlich in sehr gebrochenem Russisch: „Herr, kaufen Sie Rosen, schönste Rosen! Was ist unsere Seele dagegen? Doch nur Kißly-Quas“ Unwillkürlich mußte man bei solch einem Händler, der seine Waren so glänzend anzupreisen wußte, in den Beutel greifen, besonders wenn es galt, purpurne Rosen zu kaufen.

Im großen und ganzen ist Buchara nicht nur das Handelszentrum für Turkestan, sondern auch der Hauptsitz der medizinischen „Ausbildung“ der Bevölkerung. Hier leben einige besonders berühmte „Tabibe“ (Medizinmänner), die in ihrer Kunst, gegen hohe Bezahlung natürlich, Unterricht erteilen. Wichtigste Medikamente sind: Abführmittel und heilige Steine, die aus Mekka und Medina eingeführt werden, sowie Amulette und andere Reliquien, die sehr teuer bezahlt werden. Am teuersten sind bei den Herren Tabibe jedoch die einfachsten Medizinmittel, wie: Soda, Borax, Stinkspiritus, da sie vermutlich mit diesen Mitteln die relativ größten Heilerfolge erzielen. Gefährlichste, echt asiatische Gifte, kann man dagegen sehr billig, für ein oder zwei Denga (bucharische Kupfermünze) bei den zahlreichen „Apothekern“ des Bazars kaufen. Ein wichtiges Heilmittel ist auch der Aderlaß und das Anlegen von Blutegeln. Beides wird gleichfalls, wie das Rasieren, öffentlich auf den Straßen bewerkstelligt.

Noch gänzlich unbeleckt von aller europäischen Zivilisation haben sich in der Residenz des Emirs auch die sogenannten Duwana und Ischane erhalten, die auf den Straßen und Bazaren Bucharas ihr Wesen oder, besser gesagt, ihr Unwesen treiben. Man steht vor dem Laden irgend eines Silber-

schmiedes und sieht dort der fleißigen, geschickten Arbeit seiner Hände zu, — da ertönt plötzlich ein seltsames Gerassel und ein Gekreisch. Man dreht sich um und gewahrt einige auffallend lumpige, schreiende, wild gestikulierende Lebewesen von menschenähnlichem Aussehen, die von einem Schwarm Kinder und auch vieler Erwachsener umgeben sind. Diese schmutzigen Gestalten schwingen lange Stäbe, an denen Kupferringe klappern, und heulen wild vor sich her. Auf dem Kopfe tragen sie meist hohe, bunte, konische Mützen aus buntem Teppichstoff und an der Seite gelbe Kürbisschalen,. die als Almosentaschen dienen. Durch die unglaublich zerfetzten Chalate schimmert der nackte, bronzebraune Körper. Das sind sogenannte „Duwana", Idioten und „Halbheilige," vor allem jedoch die größten Spitzbuben und Tagediebe. Anhang finden sie besonders beim niederen Pöbel und bei der fanatischen Geistlichkeit, denn der Wahnsinnische ist im Orient (dank Mohammed) so gut wie heilig. Auf den Straßen und Bazaren Bucharas stellen sich die Duwanas plötzlich hin und beginnen wilde Reden zu halten, umgafft vom Volke, bis die bucharische „Polizei" die Spektakelmacher recht unsanft auseinandertreibt.

Etwas ernster zu nehmen sind die sogenannten Ischane. Diese Leute verhalten sich viel ruhiger: weder kreischen, noch heulen sie. Im Gegenteil sie sitzen meist sehr still und ernst im schattigen Winkel einer besonders heiligen Moschee oder eines Grabes da und scheinen zu beten. Jedenfalls murmeln ihre Lippen ohne Unterlaß irgend welche Worte. Vorsorglich steht vor ihnen, sichtbar für jedermann, ein kupferner Teller, in den Vorübergehende ihre Geldspenden hineinwerfen dürfen. Die Ischane sollen sich eines großen Ansehns erfreuen, da sie doch durch ihre Gebete ununterbrochen mit Allah verkehren. Die Ratschläge der Ischane werden hoch gehalten und gut bezahlt. In ihrem Privatleben sind diese „Halbheiligen" reiche Menschen: sie besitzen Häuser, Diener, Pferde und sind bei Familienfestlichkeiten gern gesehene, angestaunte Ehrengäste.

Eine untergeordnete Stellung nehmen dagegen die zahlreichen sogenannten bucharischen Juden in der Residenz des Emirs ein. Schon in ihrer Bekleidung müssen sie schlichter auftreten als die übrigen Einwohner der Stadt. Sie dürfen keinen bunten Gürtel oder Turban und keine Chalate aus Seidenstoff tragen und nehmen noch heute im bucharischen Staate eine geradezu verachtete Stellung ein. Statt des Gürtels müssen sie einfache Stricke tragen, und statt des Turbans dunkle Kopfbedeckungen von einer Form, die genau, seit Jahrhunderten, „amtlich" festgesetzt worden ist. Sie dürfen auch nie auf Pferden reiten, sondern höchstens auf Eseln. Ja, die Unterordnung geht soweit, daß die bucharischen Juden von ihren Eseln abzusteigen haben, wenn sie (in der Bucharei) einem Mohammedaner begegnen sollten, der zu Fuß geht. Da sie als unrein gelten, dürfen sie die Wohnung eines „Bürgers" des Vasallenstaates Buchara nicht betreten. Sie leben in besonderen Straßen und dürfen ohne spezielle Erlaubnis des Emirs keinen Grundbesitz erwerben.

Trotz diesem Ghetto-Leben haben die bucharischen Juden es verstandem, irdische Güter in reichlichen Massen zu sammeln: sie sind im Durchschnitt wohlhabender als die Gesamtbevölkerung und beschäftigen sich vorherrschend mit dem Seidenhandel. Geldgeschäften stehen die Juden in Buchara fern, da sie auf diesem Gebiete von den unglaublich schlauen und verschlagenen Persern, vor allem aber von den Indern auf das genialste übers Ohr gehauen werden. — Relativ besser ist die Lage der Juden in den russischen Gebieten Turkestans; hier sind sie den anderen Einheimischen gleichgestellt, weshalb die bucharischen Juden zu Hunderten ihre Stadt verlassen, was neuerdings dazu geführt hat, ihnen sogar die Bewegungsfreiheit stark zu erschweren. Die Emire huldigen nämlich der Ansicht, daß die bucharischen Juden so ziemlich ihr Eigentum seien, denn in uralten Zeiten sollen die Vorfahren dieser Juden von babylonischen und assyrischen Herrschern aus ihrer palästinischen Heimat fortgeschleppt worden sein. — Auch nach der Zerstörung Jerusalems wurden sie als Leibeigene nach Turkestan gebracht. Hieraus suchen nun die heutigen Staatslenker der Bucharei Kapital zu schlagen

Mit großer Würde und Feierlichkeit, die eines komischen Beigeschmacks nicht entbehren, treten dagegen die bucharischen Würdenträger auf. Ihre bunten Chalate sind meist über und über mit goldenen und silbernen Ordensternen besät, die in ihrer schlechten Arbeit an Kotillonsterne erinnern. Zu Fuß zeigt sich so ein Würdenträger selten dem Volke. Er nimmt die Ehrerbietungen der Menge hoch zu Roß hin, oder in einem noblen Wagen. Erscheint irgend ein Würdenträger auf der Straße, so läuft das Volk, auffallend kindlich und auch kindisch, in hellen Haufen zusammen und verharrt, ihn anstaunend, in andächtigem Schauen und Schweigen. Irgend welche Beifallskundgebungen scheinen verpönt zu sein, selbst dann, wenn der Emir vorbeireitet, was mit großem Pomp zu geschehen pflegt. Ein nettes Kapitel ließe sich auch über bucharische Orden schreiben. Es gibt wohl kaum ein Land auf Erden, wo die größten Orden fast leichter zu erhalten sind, als die kleinsten Kartoffeln. Macht mal der Emir eine Reise nach Taschkent, Samarkand oder Kokand, so fällt immer wieder ein wahrer Ordensregen auf die Landstrecke nieder, die er passiert. Sogar Schutzleute, Gepäckträger werden mit Ordensternen dekoriert, auf denen aufgehende Sonnen, melancholische Vollmonde, oder brüllende Löwen zu sehen sind. Ein Eldorado für Ordensjäger! Eine Sehenswürdigkeit Bucharas, gleichfalls von komischem Beigeschmack, ist das dortige Militär. Diese Marssöhne stimmen einen immer wieder heiter, besonders wenn sie in „Reih und Glied", oder besser gesagt: in Haufen auftreten. Das bucharische Militär ist nach den Kriegen mit Rußland wohl „modernisiert" worden. Früher steckte es nämlich in bunten Gewändern, jetzt trägt es über den bunden Hemden und Beinkleidern ausrangierte europäische Waffenröcke von undefinierbarer Farbe und Fasson. Je nach Geschmack behängen sich die Soldaten mit auffallend großen Uhrketten und nähen sich

nach Belieben besonders leuchtende Achselklappen oder Medaillen an. Meist tragen sie rote Beinkleider, die sehr dick aussehen, da unter den „Unaussprechlichen" noch manches traditionelle Kleidungsstück zusammengeknüllt steckt. Die Uniformstücke bestehen meist aus alten, außer Gebrauch gesetzten Beinkleidern und Röcken der russischen Armee. Sie wurden zusammen mit alten Waffen, Säbeln und Kanonen dem Emir von der russischen Regierung zum Geschenk gemacht. Da die europäische Uniform sozusagen nur Dekoration ist, so kommt es vor, daß selbst beim strammsten bucharischen Vaterlandsverteidiger bunte Zipfel des Hemdes oder andere wichtige Bekleidungsgegenstände aus den europäischen „Unaussprechlichen" herausgucken. Die Haltung dieser Soldaten ist über Gebühr unmilitärisch: da sie außerdem lange Bärte tragen dürfen, sehen sie fast wie verkleidete Gorillas aus. Europäern bringt das bucharische Militär scheinbar eine ganz besondere Hochachtung entgegen. Ohne Weiteres kommen sie auf einen zu und schütteln einem kameradschaftlich die Hand. Am heitersten wirken jedoch die bucharischen Marssöhne, wenn sie „vorbeimarschieren." Hundert Füße schlenkern in einem elenden Takt durcheinander und wirbeln hohe Staubwolken empor. An der Spitze dieser Wolke reitet der „General", der einige auffallend große Ordenssterne mit Löwen und Tigern auf der Brust trägt. Weil es wohl bequemer sein mag, fährt der General zuweilen einfach im Wagen dahin. Den Abschluß der großen militärischen Staubwolke bildet ein Häuflein sogenannter Unteroffiziere, die auf mageren, trübseligen Eselchen reiten. Sie tragen eine Art Lanzen in den Händen. Einer reitet hinter dem anderen her, wobei die Lanzen immer wieder dazu gebraucht werden, das Eselchen, auf dem der Vordermann reitet, hartnäckig von hinten aus durch Stiche anzutreiben. Dann bäumt sich das Tierchen auf und beginnt vorübergehend in trippelnden Schritten etwas schneller zu laufen. Also zieht bucharisches Militär „in Reih und Glied" vorüber Die Kommandoworte setzen sich aus einem Durcheinander russischer, englischer, türkischer und bucharischer Worte zusammen. Das Russische herrscht vor, was einem gewissen Herrn Popow zu verdanken sein soll, einem russischen Kosakenunteroffizier, der wegen abscheulichen Lebenswandels aus Rußland fliehen mußte. Dieser russische Unteroffizier brachte es vor etwa 40 Jahren im bucharischen Staate zu hohen Aemtern und Würden. Er wurde „Generalissimus" und hat die bucharische Armee „reorganisiert" Das sieht man ihr noch heute an. Denn wie gesagt: schäbigere Soldaten gibt es wohl kaum auf Gottes Erden. Das Ende des Schöpfers der bucharischen Armee soll tragisch gewesen sein. Als es zur ersten Schlacht mit den Russen kam, ergriff das Heer sofort die Flucht, wofür der Generalissimus vom Emir geköpft wurde. Nachher stellte dieser sich selbst an die Spitze seiner Truppen, um bekanntlich gleichfalls nur geschlagen zu werden.

Zwei Dinge gibt es in Buchara, die noch heute, in unserem Zeitalter der Maschinen und Aeroplane, stark an einstige asiatische Grausamkeiten erin-

nern, mit denen die Russen im großen und ganzen stark aufgeräumt haben. Als Haupterinnerung an einstige, blutige Despotenwillkür erhebt sich im Zentrum der Stadt, weithin sichtbar, der höchste Turm Bucharas, das Mina rett Mir-Arab. Heute sieht man nicht mehr das rote Blut und die Fleischteile, die diesen Turm einst verunziert und besudelt haben. Von der höchsten Spitze des Mir-Arab, der zirka 50 Meter hoch ist, wurden einst die Verbrecher erbarmungslos hinabgeschleudert, um unten, auf dem harten Lehmboden, in unförmliche Fleischklumpen zu zerschellen. Das Herabstürzen vom Turm Mir-Arab galt als die schmählichste Strafe. Ehebruch, Verrat und Mord wurden so bestraft. Die meisten Opfer soll jedoch die despotische Willkür und Laune der Emire gefordert haben.

An grausame Zeiten erinnern auch die sogenannten Sindane, dunkle unterirdische Gefängnisse: sie liegen im Zentrum der Stadt, an der Mauer der Zitadelle. Früher sollen diese Sindane ein viel schrecklicheres Aussehen besessen haben als heute. Es waren dunkle Erdlöcher, die man mit eisernen Deckeln verschloß. Dutzende von Menschen wurden in solchen dumpfen, finsteren Höhlen zusammengepfercht und waren in ihrem Unglück ganz auf die Milde ihrer Verwandten oder mitleidiger Menschen angewiesen, denn der „Staat" dachte nicht daran, sie mit Speise oder Trank zu versehen. Die heutigen Sindane mögen gewiß ein freundlicheres Aussehen besitzen, als ihre Vorfahren: trotzdem sind sie noch immer etwas Abscheuliches und Menschenunwürdiges, — Erdlöcher, die durch Schloß und Gitter von der Außenwelt abgeschlossen werden. Im dumpfen Dämmerlichte hört man Ketten klirren, und nach längerem Zuschauen gewahrt man menschenähnliche Gestalten, mit Ketten an Händen und Füßen. Abgemagerte Arme strecken sich durch das Gitter dem Licht entgegen, ein Almosen erflehend

Eine recht asiatische Erscheinung sind auch die Batschatänze, die sich einer hervorragenden Popularität erfreuen, wobei die Bucharen jedoch bei Leibe nicht selbst tanzen, sondern von sogenannten Batschas (Tanzknaben) sich etwas vortanzen lassen. Nicht allzu selten sieht man durch die Bazare Bucharas sehr bunt gekleidete, geschminkte Knaben herumwandeln, die wie Mädchen angezogen sind. Sie tragen lange Haare, bunte Perlenschnüre und Ohrgehänge, Armreifen, sogar Schleier, die beim Tanzen gebraucht werden. Es gibt in Turkestan besondere Tanzschulen, in denen diese Knaben ihre Ausbildung erhalten. Lehrer sind ehemalige Tanzknaben, die ihren Zöglingen alle möglichen und unmöglichen Laster, Torheiten und Weisheiten beibringen. Der Tanz der Batschas ist ein ausgesprochenes Volksvergnügen und erfreut sich, selbst bei den ältesten Männern mit stark bemoosten Häuptern, eines unverhohlenen Beifalls. Dicke, graue, sonst mißmutige und phlegmatische Ehemänner geraten durch Batschatänze in Feuer und entwickeln eine Leidenschaftlichkeit, wie man sie von diesen alten, morschen Knochen überhaupt nicht erwarten konnte.

Auf der mit Teppichen ausgelegten Estrade irgend eines Teehauses finden, gewöhnlich des Abends, beim flackernden, schwergelben Schein qualmender Oellampen, die Tanzvergnügungen statt. Barfuß, in Mädchenkleidern, anfangs verschleiert, beladen mit klirrenden Halsketten, betreten die Tanzknaben die säulengetragene Estrade des Teehauses und beginnen zuerst sehr langsam im Tanzschritt sich zu bewegen. Je mädchenhaft weicher die Bewegung sind umso höher wird die „Kunst" der Batschas geschätzt. Hierzu ertönen auf morgenländischen Musikinstrumenten seltsame, zerrissene Tanzweisen. Zuweilen halten die Knaben klirrende, aneinander gebundene, ausgehöhlte Steine in der Hand, deren Geräusch an Kastagnetten erinnert. Die Bucharen hocken im Kreise herum, singen und klatschen in die Hände. Die Tanzknaben lassen die „Kastagnetten" klirren und beginnen sich immer wilder herumzudrehen, hoch in die Luft zu springen, zuweilen schlagen sie auch Purzelbäume. Der Tanz ist nicht schön, aber er täuscht Temperament vor und endet erst dann, wenn der Batscha buchstäblich außer Atem ist. Dann darf er sich vor die Anwesenden niederhocken, wobei ihm „andachtsvoll" Süßigkeiten, Tee und Wasserpfeifen dargeboten werden. Manche urkomische Szene kann man hierbei beobachten. Ernste, bärtige Greise suchen das Wohlgefallen der Knaben zu erobern, indem sie ihnen den „Hof" machen. Der eine blinzelt ihnen zu, der andere wischt ihnen den Schweiß vom Gesicht, der dritte bemüht sich die Kleidung des Batscha in Ordnung zu bringen, der vierte legt Geldmünzen in die Teeschale, um sie sodann einem der Knaben zu überreichen, und, wie anderswo, scheint auch in Turkestan dem Gelde die größte Liebeskraft innezuwohnen

Beliebte Volksbelustigungen sind ferner Puppentheater, die an unsere umherziehenden Marionettentheater erinnern. Die „Stücke", die hier zur Aufführung gelangen, sind meist komischer Natur und sehr primitiv. Einem hohen, mit Orden überladenen Würdenträger werden Hühneraugen operiert, ehrwürdige Mullahs werden durch Spitzbuben verdroschen, wobei ihnen der Mantel auffallend hoch über den Rücken gezogen wird. Die zuschauende Menge beträgt sich außerordentlich kindisch: bei den dümmsten, gröbsten Späßen lacht sie nicht nur überlaut, nein, sie wiehert geradezu. Den größten Beifall ernten hauptsächlich Szenen, die stark obszön sind, was sehr häufig der Fall ist.

Es wirkt seltsam in Buchara, daß hier direkt an die lebenstollsten Straßen, an das Kettengerassel der Sindane, oder an die Tanzorgien der Batschas sehr stille Friedhöfe grenzen. Man braucht nur wenige Schritte zu tun, um aus dem widerlichen Treiben der Duwans aus der Scheinheiligkeit der Ischane, aus der grellen Buntheit der Bazare auf einen Friedhof zu gelangen, wo Trauer uud Vergängnis herrschen, wo unzählige graue Gräber die Erde bedecken, wo schwarzverhüllte Klageweiber heulen und hungrige Hunde im zerfallenden Moder wühlen...

Dicht an das laute Volkstreiben grenzen in Buchara auch die sehr stillen, alten und recht schönen Moscheen, sowie die Madrasa (Hochschulen), die in der „Stadt der Tempel" außerordentlich zahlreich sind. Buchara erfreut sich

einer hervorragenden Popularität und eines sehr großen Ansehens im religiösen Leben der Mohammedaner. Soll doch selbst Mohammed einst folgenden Ausspruch getan haben: „Überall auf Erden kommt das Licht von oben herab, aber in Buchara steigt das Licht von unten nach oben."

Auch als Hort wissenschaftlicher Bildung ist diese Stadt bei den Mohammedanern weitberühmt; sie enthält zahlreiche Schulen und Hochschulen. Tatsächlich erheben sich auch auffallend viele Madrasa und Moscheekuppeln aus dem staubigem Grau der flachen Dächer. Doch sind diese Kuppeln im Durchschnitt stark verwahrlost, geplatzt, verstaubt, und auf den höchsten Spitzen gewahrt man immer wieder Storchnester. Dieser Vogel ist bei den Bucharen sehr beliebt; man verehrt in ihm das Symbol des Friedens und der Gastfreundschaft.

Noch heute befinden sich in der Residenz des Emirs einige besonders berühmte Haupthochschulen der islamitischen Welt, wo die allerfähigsten Schüler, die eine gewöhnliche Madrasa beendet haben, die letzte Ausbildung erhalten können. Es lohnt in Buchara einen Rundgang durch diese eigenartigen Hochschulen und auch durch die Maktaba, was so viel wie Elementarschulen bedeutet, zu machen. Die Zahl dieser Anfangsschulen ist sehr groß. Aber besondere Schulhäuser gibt es für den Anfangsunterricht auffallenderweise nicht. Ist das Wetter gut, so wird der Unterricht einfach im Freien, im stillen Winkel eines Moscheegartens, unter den Säulenhallen einer Madrasa oder eines reichen Privathauses erteilt. Im Winter, wenn die Fröste kommen, im Herbst wenn es regnet, versammeln sich die Schüler meist im Hause ihrer Lehrer, die sich aus Mullahs rekrutieren. Das weibliche Element im Lande erhält selten Unterricht, sind doch in Turkestan die Mädchen beinahe schon von Kindesbeinen an „heiratsfähig", verlobt oder gar verheiratet. Sie erhalten praktischen Unterricht von der Mutter, die sie im Nähen, Weben, Stricken und in manchen anderen Frauenkünsten unterweist.

Zuweilen sieht man aber doch auch ein paar Mädchen in den Elementarschulen. Viel wird von ihnen nicht verlangt; vor allen Dingen haben sie einige Gebete und Koransprüche auswendig zu lernen. Die Knaben müssen dagegen außerordentlich viel „büffeln" Wenn jemand mal eine turkestanische Elementarschule betreten hat, wird er sich am liebsten gewiß schnell wieder aus dem Staube machen. Der Spektakel, der in diesen Lehranstalten herrscht, ist schauererregend. Man gewahrt einen Mullah, der im Zentrum eines Kreises von hübschen, bronzebraunen Knaben sitzt, die recht verschiedenen Jahrgängen angehören. Eine Klasseneinteilung gibt es nicht. Die sonderbare Unterrichtsmethode will es, daß alle Schüler zu gleicher Zeit meist ganz verschiedene Sachen auswendig lernen müssen. Irgend ein Knirps buchstabiert das ABC, daneben sitzt ein älterer Jahrgang, der schon im Koran lesen kann. Und sie alle müssen laut, möglichst laut buchstabieren und lesen, — je lauter, umso besser. Nur der Mullah hockt meist sehr einsam und schweigsam da, läßt aber aufmerksam seine Augen im Kreise herumgehen. Zuweilen erhebt

er sich vom Platz, geht im Kreise herum und spornt den Eifer seiner Schüler durch — allerdings nicht sehr starke — Schläge an. Oft liegt neben ihm eine lange dünne Stange oder Rute, mit welcher der Mullah auch den entferntesten Schüler schnell und sicher zu treffen weiß, worauf der Spektakel noch größer wird. Dann sucht auch der allerkleinste bucharische Bürger überlaut sein ABC in die Welt hinauszuposaunen Auffallend groß ist in den mohammedanischen Schulen die Betonung des Rein-Äußerlichen. Es wird meist auswendig gelernt oder abgeschrieben. Ein Eindringen in den Stoff, ein Verstehen des Inhaltes scheint Nebensache zu sein. Meist nehmen die Eltern ihre Kinder schon dann aus der Schule, wenn sie einigermaßen lesen oder schreiben können. Dann müssen sie im Haushalte ihren Eltern helfen oder auf dem Felde, auf dem Bazar irgend einen praktischen Beruf ausüben. Nur die Allerfähigsten und Reichsten erhalten eine höhere Ausbildung in den Madrasa. Auch diese sind sehr zahlreich in Buchara, wobei dort hauptsächlich Theologie, „Medizin" und Jurisprudenz unterrichtet wird, vor allem Theologie. Die Madrasa erinnern etwas an Klöster. Man gewahrt einen viereckigen Hof, in dem oft hübsche, reinliche Gärtchen angelegt sind, in denen Rosen, Malven und Iris blühen. Alte Weinreben umziehen auf Spalieren den Garten. Der viereckige Hof ist von einem grauen Bauwerk umgeben, in dem sich einförmig eine Zelle an die andere reiht. Dort wohnen Lehrer und Schüler meist recht dürftig und arm dicht nebeneinander. Eine Bettstelle, ein Teppich auf dem Fußboden, Bücher mit arabischen Inschriften, einige Kisten und Kästchen sind oft die ganze Einrichtung dieser kleinen Räume, in denen Lehrer und Schüler Sommers und Winters wohnen. Die Zellen der Lehrer sind etwas geräumiger, aber auch recht klein. Die Türen der Zellen sind meist unverschlossen, schwach angelehnt, oder stehen auch ganz offen da. Dann gewahrt man im winzigen Raume hockende „Studenten", die tiefsinnig über Büchern sitzen. In ihrer Einfachheit und Bedürfnislosigkeit sind diese asiatischen Hochschulen mit europäischen überhaupt nicht zu vergleichen. Jeder Studierende, jeder Mullah, räumt selbst seine bescheidene Zelle auf und hält sie tadellos sauber. Für ihr Studium brauchen die Lernenden nichts zu zahlen: alle Madrasa werden durch Einkünfte aus sogenannten Wakuf-Ländereien erhalten, die in Turkestan sehr umfangreich sind. Die Absolventen einer Madrasa dürfen sich Mullah nennen, oder Kasi, wenn sie Rechtswissenschaften studiert haben. Die russische Regierung sucht natürlich auch in Turkestan eine *russische* Schulpolitik zu treiben, zu welchem Zweck sogenannte russisch-einheimische Volksschulen ins Leben gerufen worden sind, in denen russische Volkslehrer den kleinen braunen Jungen das russische Alphabet, die Sprache und die Schrift gewissenhaft im russischen Geist beizubringen haben. Auch für Erwachsene ist durch besondere Sprachkurse gesorgt. Die Absolventen dieser Schulen erhalten verschiedene Vergünstigungen bei eventuellen staatlichen Anstellungen und haben, wenn sie besonders „echt russisch" gesinnt sind, ein recht gutes Vorwärtskommen. Nach

Möglichkeit werden auch viele rechtgläubige Kirchen in Turkestan gebaut. Trotzdem hat die Russifizierung fürs erste nennenswerte Fortschritte kaum zu verzeichnen. Die einheimische Bevölkerung hält außerordentlich zäh an den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren fest; in der Erhaltung religiöser Vorschriften Mohammeds ist das Land sogar streng fanatisch. Aber früher oder später wird die grelle Eigentümlichkeit Turkestans gewiß immer mehr verblassen.

* * *

Also wandert man sinnend und betrachtend, seltsame Bräuche und Sitten kennen lernend, durch Buchara. Inzwischen ist es längst Abend geworden. Letztes Abendgold verglüht auf den höchsten Kuppeln der Moscheen; wie eine blutige Fackel leuchtet das Minaret Mir-Arab. Bald stirbt auch dort der letzte Abendschein. Horch! ein Kanonenschuß erdröhnt über der Stadt. Von der Zidatelle verkündet der Emir seinen getreuen Untertanen, daß es nun Zeit zum Schlafengehen sei. Immer stiller und stiller wird es ringsum. Das laute Leben verebbt allmählich, die Bazarreihen werden geschlossen, und da die Stadt weder Elektrizität noch Gas kennt, hüllt bald schwarze Nacht die Häuser und Gassen ein. Nur in den Teehäusern brennen rötliche Lampen auf, und hier und da fällt aus einem dunklen Hause ein einsames Licht in die nächtliche Gasse hinaus. Es ist sehr still geworden. Irgendwo schlägt ein Hund an, und knarrend schließt sich das Tor der Stadt Ja, Buchara wird noch heutzutage, wie alte biedere Städte im Mittelalter, zur Nacht verschlossen, und wer nicht in der heißen, staubigen, unsauberen Residenz des Emirs übernachten will, der beeile sich, rechtzeitig zurück nach Kagan zu fahren.

So rattern denn wieder die eisernen Räder, und gemächlich fährt der Zug durch die bucharische Oase dahin, die nun ganz finster daliegt. Schwüle Düfte strömen durch die geöffneten Kupeefenster. Der Sternenhimmel erstrahlt wieder in erlösender Majestät

Also weilte ich manche unvergeßliche Tage in der Bucharei, bis auch hier die Stunde schlug, wo es hieß Abschied nehmen. Es kam ein Tag, da trug mich das Dampfroß aus Kagan fort, dem Kaspischen Meere zu. Eine lange, trostlose Wüstenfahrt. Auf Augenblicke leuchtete, schön wie ein Märchen, der gewaltige Amu-Darja auf, und, überhaucht von zarter Morgenröte, grüßten mich, unendlich wehmütig, die allerödesten Ruinen des alten, fast ganz zerfallenen M e r w. Zeitweise tauchten Oasen auf, Städte und Ansiedlungen schwanden vorüber Dann kamen wieder öde, trostlose Wüstenstrecken, reich an Wanderdünen, Hügeln, sandig und tot. Nach zwei Tagen stiegen am Horizonte nackte, rötliche Berge auf, bis plötzlich nach einer Wegbiegung das Kaspische Meer blau und verheißungsvoll erstrahlte. Im kleinen Hafenstädtchen Krassnowodsk hielt der Zug. Und bald trug mich ein schmucker Dampfer, erst auf azurblauen Fluten, dann durch Sturm und Nacht, dem Kaukasus zu, neuen Ländern und Wundern entgegen

❀ ❀ ❀

Nachdruck erbeten.

Societas Andreae.

Von Eugen Blumenbach (Riga).

Am 30. November 1909, am Andreas-Tage, trat eine Gruppe von Herren der Rigaschen Gesellschaft, dem Ehrenbürgerstande und dem Literatentum angehörig, dem Gedanken nahe, eine die Ehrenbürger und Literaten im Baltikum umfassende Genossenschaft zu gegenseitigem Schutz und gegenseitiger Stütze ins Leben zu rufen. Die Gründer wählten für diese Genossenschaft, dem Andreas-Tage sich anschließend, den Namen „Societas Andreae", und sie wurde mit ihrem Statut am 24. November 1911 vom Livländischen Gouverneur bestätigt.

Zieht man in Betracht, daß infolge der bestehenden Ordnung die Ehrenbürger und Exemten jedem Gemeindeverbande entrückt sind und keine ständische Organisation besitzen, so darf den Gründern der „Societas Andreae" die Anerkennung nicht versagt werden, ihren Finger auf eine wunde Stelle unserer gesellschaftlichen Ordnung gelegt zu haben. Deshalb konnten sich auch die Freunde und Glieder der „Societas" an ihre Standesgenossen gleicher Gesinnung mit folgendem Rundschreiben wenden:

„Ein Maßstab für die Höhe der Kultur eines Landes ist die
„Entwickelung der gesellschaftlichen Selbsttätigkeit."

„Welch' schwere Zeit der Stand der akademisch Gebildeten
„durchmacht, darüber ist schon viel und oft geklagt worden. Welch'
„eine Zukunft ihm bevorsteht, darüber hat wohl so mancher schon
„mit tiefer Sorge nachgedacht. Haben sich doch alle übrigen Stände
„die zeitgemäße Strömung zu Nutze gemacht, sich auf breiter, ge-
„nossenschaftlicher Basis zusammengeschlossen und sich eine Position
„zu schaffen verstanden. So haben sie es zuwege gebracht, daß
„ihnen Wohlfahrtseinrichtungen zur Verfügung stehen und gestellt
„werden, während der Akademiker als solcher in Alter, Krank-
„heit, Not nirgend Hilfe zu erwarten hat.

„Ansätze zur Selbsthilfe liegen ja in einigen Fachvereini-
„gungen vor — und diese Berufsverbände sind für die Interessenten
„durchaus wertvoll und notwendig — solange aber der ganze
„Stand als Gesamtheit sich nicht zusammenschließt, ist ihm und
„seinen Gliedern eine Bedeutung, die seinem wahren Wert ent-
„spricht, versagt.

„Von dieser Erkenntnis ausgehend, hat sich nun die Bal-
„tische Literatenvereinigung unter dem Namen Societas
„Andreae die zunächst wichtigste Aufgabe gestellt, einen Sammel-
„punkt zu schaffen, in dem das Problem der wirtschaftlichen Stär-

„kung auf dem Wege der Selbsthilfe gelöst werden soll. Sie „beabsichtigt ihren Gliedern und deren Familien, „sei es in Form einmaliger, sei es in Form dauern „der Unterstützung behilflich zu sein nach dem Grundsatz: „alle für einen, einer für alle.

„Die Unterzeichneten haben die Ehre, Glieder der Societas „Andreae zu sein, und rechnen dabei mit der Tatsache, daß die „Körperschaft speziell in den deutschen Kreisen Sympathien finden „muß, da gerade diese — wie die Verhältnisse nun einmal heute „liegen — an der Selbsterhaltung dringend interessiert sind.

„Daß in dieser und in gesellschaftlicher Hinsicht eine gewisse „Exklusivität gestattet, ja sogar geboten erscheint, wird der So „cietas Andreae keiner zum Vorwurf machen, wenn in Betracht „gezogen wird, daß einerseits Homogenität für eine solche Körper„schaft — soll sie lebensfähig sein — Grundbedingung ist und „daß andererseits überall da, wo die Verschiedenheiten in gesell„schaftlicher Hinsicht groß sind, Reibungen und Konflikte, die das „Ganze gefährdet hatten, an der Tagesordnung waren.

„Um Ihnen einen Anhalt dafür zu geben, aus welchen „Persönlichkeiten sich die Societas Andreae zusammensetzt, „(ihr Statut wurde November 1911 bestätigt) bringen wir eine „Liste der Immatrikulierten dieser Körperschaft und bitten Sie, „falls Sie unserer Organisation Interesse entgegenbringen, sich „wegen Einzelheiten mit irgend einem Gliede oder den Unter„zeichneten (sämtliche Telephon- und Briefadressen finden sich im „Matrikelauszug) in Verbindung zu setzen.

„Aschenkampff. Bielenstein. Bienemann. Clark. „von Gernet. Graß. Hackel. Kirschfeld. Kroeger. „Mechmershausen. Praetorius. Riemann. Sadowsky. „Stellmacher. Thilo. Ullmann. Vajen. Vogel. „Wulffius."

Seit ihrer Gründung sind der Societas bereits über 250 Mitglieder beigetreten, doch muß gehofft werden, daß diese Zahl sich bedeutend mehren wird und mehren muß, da die Unglücklichen — dieser Ausdruck ist absichtlich gewählt —, welche dem Ehrenbürgertum und dem Literaten- und dem Exemtenstande angehören, wohl nach Tausenden zu zählen sind.

Die Societas stellt sich die materielle Unterstützung ihrer Mitglieder zur Aufgabe und will auch namentlich sich angelegen sein lassen, für Schulen und Universitäten Stipendien zu gewähren. Ferner denkt sie daran, mit der Zeit in geeigneter Weise auch dem Exemtenstande oder dem Ehrenbürgertum angehörige Personen weiblichen Geschlechts in ihren Wirkungskreis zu ziehen und so das Los der Lehrerinnen und Gouvernanten auf genossen-

schaftlicher Basis zu bessern unter der Voraussetzung, daß diese sich der Erfüllung der Leistungen an die Kasse der Societas unterziehen wollen.

Aus dem Dargelegten ist ersichtlich, daß die junge Vereinigung dazu angetan ist, Sympathien zu begegnen, und es verdient, mehr in den Kreisen, die hier in Betracht kommen, bekannt zu werden.

❀ ❀ ❀

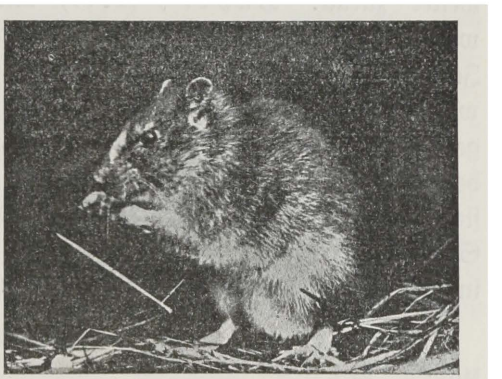
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Zur Geschichte der Hausratte im Baltikum.

Von C. Grevé. (Riga).

Soweit es sich bis jetzt feststellen ließ, kamen die ersten Wanderratten (Epimys decumanus) nach einem Erdbeben bei Astrachan über die Wolga geschwommen. Es war dies im Jahre 1727. Schnell drangen die aggressiven und starken Einwandrer nach Westen vor, die früher in Europa heimische Hausratte (Epimys rattus) verdrängend und in die oberen Gebäuderäume jagend, während sie selbst die unteren, die Gossen und Schleusen vorzogen. 1732 gelangten sie (wohl aus Indien) mit Schiffen nach England und erschienen 1753 in Paris. 1750 bemerkte man sie in Ostpreußen, 1753 tauchten sie in Amerika auf und 1780 hatten sie ganz Deutschland besetzt. In etwa 53 Jahren hatten sie also Europa erobert und die Hausratte fast ausgerottet.

Die Hausratte ist nun wohl auch kein ursprünglicher Bewohner Europas, sondern wahrscheinlich aus Persien eingewandert. Der erste, der sie (im XII. Jahrhundert) für Europa erwähnt, ist Albertus Magnus. In neuerer Zeit neigen die Systematiker dazu, die schwarze oder Hausratte nicht als Stammform anzuerkennen, sondern die, wie es scheint, aus Aegypten erst nach Italien, in die Schweiz und dann weiter nördlich vorgedrungene ägyptische Ratte (Epimys alexandrinus), die man auch im Baltikum gefunden hat (Kastran, Smilten 1896, Marienburg 1902, Malup 1903, Pabbasch 1908). Ein von Herrn Landrat von Sivers-Römershof 1909 mir zugestelltes Exemplar befindet sich im Museum des Rigaer Naturforschervereins.



Nach De Lisle's Studien (1865) scheint nämlich festzustehen, daß die ägyptische Ratte die ursprüngliche Form und die Hausratte nur ein in

Europa vorherrschender Melanismus dieser Art ist, und so könnte das Auftreten der ägyptischen zweifarbigen Form, auch in unserer Heimat, ohne Einwanderung, einfach durch Rückschlag auf die Stammform erklärt werden. De Lisle fand, daß beide Arten sich leicht kreuzen, dabei entweder Junge des Hausratten-Typus oder des aegyptischen ergeben, ja, daß sogar nicht nur bei der Hausratte Rückschläge auf die alte Form vorkommen, sondern daß auch reinblütige Aegypter zuweilen richtige Hausratten liefern. Er machte seine Experimente mit Material aus Nord-Frankreich und weist mit Recht darauf hin, daß bei den meisten Muriden (mäuseartigen Nagern) die Zweifarbigkeit vorherrscht, jedoch eine ziemlich starke Neigung zur Bildung von Schwärzlingen (Melanismus) bemerkbar ist.

Unsere alte Hausratte ist jetzt, wie gesagt, an den meisten Orten durch die freche und zudringliche Wanderratte verdrängt worden. Am häufigsten ist sie noch in Süd-Asien, Aegypten u. s. w. zu treffen. Was ihr Vorkommen bei uns anbelangt, so finden wir im Verzeichnis der Tiere Kurlands von Lichtenstein[1]) (1829) auch die Hausratte aufgeführt, und Hueck[2]) bezeichnet sie für diese Provinz als gemein. Sogar Albinos dieser Ratte kommen vor, denn im August 1878 lieferte Buchardt aus Kurland einen solchen dem Rigaer Museum ein. Ein normales Stück desselben Museums ist signiert „Kurland, 1895." Nach der Meinung des Oberförsters Linde ist die Hausratte unter Schloß Dondangen in den Revieren Schlieterhof, Kauge, Uhken, Kiurben, Seehof und Domesnäs noch recht häufig. Dasselbe gilt für die Güter Waldegahlen-Schaden und Arishof. Man fand sie auch bei Schrunden und nicht selten in Rudden bei Rojen am Strande.

Etwas reichlicher fließen die Nachrichten für Livland, sie reichen auch weiter zurück. Hupel[3]) (1777) und Fischer[4]) (1791) sind die ersten, welche dieser Ratte erwähnen. Letzterer berichtet auch, daß „vor mehreren Jahren" in einem Keller Rigas weiße Hausratten mit roten Augen gefunden worden seien (also Albinos). Petri[5]) (1809) nennt sie bloß im Vorübergehen, aber De Bray[6]) (1817) sagt, sie werde von der Wanderratte hart bedrängt. Hueck[2]) bezeichnet sie als gemein. Vom 4. Mai 1852 befinden sich drei Exemplare im Museum der Dorpater Naturforschergesellschaft. Seidlitz[7]) (1861) lieferte 1854 im Mai ein Stück an das Museum, das in der Stadt Dorpat gefangen worden war. Bornhaupt führt sie für

1) Lichtenstein, Dr., Animalia Curoniae, Bull. de l. Soc. Imp. de Nat. de Moscou. T. I.

2) Hueck, Darstell. der landwirtsch. Verhältnisse in Liv-, Est-, Kurland. Leipzig, 1845.

3) Hupel, Topogr. Nachrichten von Liv- und Estland. Bd. II, Riga, 1777.

4) Fischer, Versuch einer Naturg von Livland. 2. Aufl. Königsberg, 1791.

5) Petri, Neuestes Gemälde von Liv- und Estland. Bd. I. Leipzig, 1809.

6) De Bray Lecomte, Essais critiques sur l'histoire de la Livonie. Dorpat, 1817.

7) Seidlitz, G., Verzeichnis der Säuget., Vögel, Reptilien und Amphibien der Ostseeprovinzen, Dorpat, 1861.

alle drei Provinzen auf. Herr Hoffmann teilte mir mit, daß diese Ratte in Sauck bei Pernau, als er nach 1867 hinkam, bereits verschwunden war. Vom Gute Lennewarden besitzt das Rigaer Museum ein Exemplar vom Oktober 1875; Löwis[1]) hält sie für selten in unseren Provinzen und verzeichnet, daß die letzte Hausratte in Lipskaln 1876 im Schreibzimmer erschlagen wurde. Das „Korrespondenzblatt" des Rigaer Naturforschervereins (Band XXII.) gibt sie für Lennewarden an. In der Mitte der 90-ger Jahre des vorigen Jahrhunderts war sie in Smilten sehr häufig, am 4. Juli 1897 wurde ein Stück in der Falle gefangen. Im selben Jahre war sie in Groß-Kangern gemein, und Berent sah sie 1898 in Anrepshof bei Lennewarden. Im Jahre 1900 wurden im Flecken Marienburg am 17. und 20. Oktober je ein Exemplar gefangen, ebenso wieder eines am 16. Januar 1901 in einem Kellergeschoß. Alle diese Stücke gelangten durch Herrn Friedensrichter Buturlin, den bekannten Ornithologen, in das Universitätsmuseum zu Moskau, wie auch wieder eine im Jahre 1902. Um die Jahreswende 1900/1901 beobachtete man sie in Burtneek. In den Jahren 1908 und 1909 erhielt ich teils Nachrichten in Briefen, teils Belege in Natura für das Vorkommen der Hausratte: in Lisden (Kreis Wolmar) ganz vereinzelt; in Stadt Wolmar und Umgebung selten; im Kreise Riga (im Sommer 1907) bei Olai, Römershof, Ringenberg-Stahlenhof, hier sogar häufig; im Kreise Wenden bei der Stadt und in der Umgebung ziemlich häufig; bei Aulenberg ebenfalls; in Ramkau, im Kirchspiel Pebalg häufig; in Lösern-Eckhof früher gewesen, jetzt aber verschwunden. Im Kreise Walk ist diese Ratte in Malup und Lysohn, in Wohlfahrtslinde recht selten, hingegen in Neu-Schwaneburg und Tirsen häufig gefangen worden. Im Kreise Dorpat tritt sie in Hellenorm recht zahlreich auf, bei Sontack im Kirchspiel Ringen jedoch nur einzeln, obwohl sie auch hier vor etwa 20 Jahren noch gemein war. Bei Woisek im Felliner Kreise ist sie noch jetzt vorhanden, doch macht sich eine starke Abnahme bemerkbar. 1910 wurde ein trächtiges Weibchen im September in Klein-Roop gefangen und 1913 im Anfang Dezember schenkte Herr Ernst Hennings ein Paar aus diesem Gut dem Zoologischen Garten zu Riga.

Auf der Insel Oesel soll sie nur ausnahmsweise beobachtet worden sein. Mierzejewski[2]) jun. will sie 1897 einmal bei Romasaar gesehen haben.

Für die Provinz Estland nennt die Hausratte sowohl Hupel[3]) wie auch Petri[4]), und Hueck[5]) behauptet, sie sei gemein. Bei Altenhof und

1) Löwis. G von, Die wild lebenden baltischen Säugetiere. Balt. Monatsschrift, Bd. XXXII 1885.

2) Mierzejewsky jun Verzeichnis der Wirbeltiere Oesels. Sep. der Verhandlungen d. K. K. Zoolog.-botan. Gesellschaft, Wien, 1910.

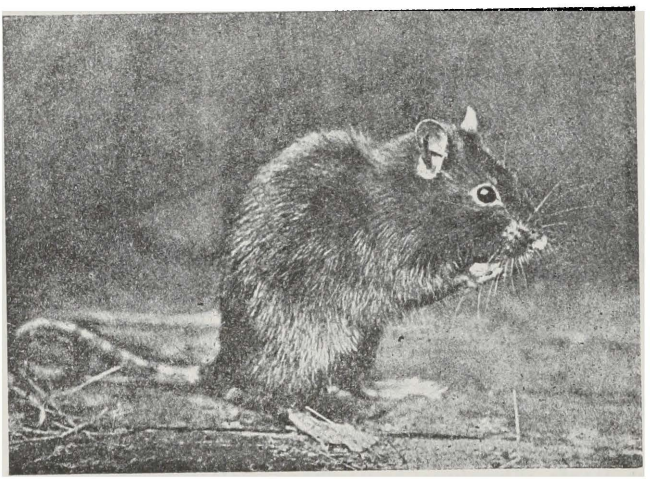
3) Siehe Anm. 3 auf der vor. Seite.

4) „ „ 5 auf der vor. Seite.

5) „ „ 2 auf der vor. Seite.

Palms ſollen etwa 1878 die letzten geſehen worden ſein. 1907 fing man auf der Zementfabrik Port Kunda ein Stück in der Küche und im Sommer vorher noch drei andere. Bei Malla, Selgs, Wrangelshof ſoll ſie noch jetzt, wenn auch ſelten, auftreten, im Revier Allentacken aber bei Iſaak häufig ſich zeigen. Wasmuth*) ſagt, ſie ſei bei Reval nicht beſtändig zu finden. Er erhielt ein Exemplar aus dem Fiſchgraben in Reval ſelbſt.

Überſehen wir die aufgeführten Daten, ſo wird es klar, daß die Hausratte in unſeren drei Provinzen, beſonders aber in Livland, noch durchaus nicht ſo ganz ausgerottet iſt, wie in den meiſten Teilen Weſteuropas. In Rußland ſind die Beobachtungen leider noch ſehr ungenügende. Mir iſt z. B. aus dem Gouvernement Moskau, Kreis Ruſa, ein Fall, ein anderer aus dem Kaſchiraer Kreiſe im Tulaſchen Gouvernement, Gut Poniſſje, aus den 90-ger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bekannt.



Beſonders fällt in die Augen, daß ſie im Innern unſerer Heimat, auf Gütern ſich gehalten hat, an manchen Stellen ſo zahlreich, daß z. B. in Kaſtran faſt 2/3 aller gefangenen Ratten zu unſerer Art gehören. Aus den Küſtenſtädten, beſonders den größeren, mit Ausnahme Revals, liegen aus neuerer Zeit gar keine Belege vor, während die Wanderratte geradezu zur Plage wird. Letztere iſt an einem zahlreicheren Vordringen ins Innere, in die Güter und kleinen Landſtädte, wohl durch die großen, dazwiſchen liegenden Waldſtrecken verhindert worden, und ſo konnte ihre ſchwächere Gegnerin ſich einigermaßen halten. Mit der Zeit wird ſie natürlich ganz verſchwinden, aber auch für die jetzt äußerſt zahlreiche Wanderratte dürfte einſtmals das Stündchen ſchlagen, denn ſchon meldet man aus den weſtlichen Grenzgebieten

*) Wasmuth, P. Tabellariſche Naturg. der Säuget. uſw., Reval. 1908.

des asiatischen Rußland das Vordringen einer gewaltigen Ratte, der Nesokia, die in Turkestan und Persien ihre Heimat hat.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß bei der schwarzen oder Hausratte der sogenannte Rattenkönig häufiger vorkommen soll, als bei der Wanderratte. Dieser Rattenkönig besteht aus einer größeren Menge Ratten, die mit den Schwänzen verwachsen erscheinen, wahrscheinlich infolge einer feuchten Ausscheidung bei den Jungen während des engen Zusammenliegens im Neste. Für die Ostseeprovinzen ist kein Fall der Auffindung eines solchen Monstrums verzeichnet.

Ob die Hausratte, ebenso wie die Wanderratte, eine Überträgerin der Trichinen und der Pestbazillen ist, scheint nicht beobachtet worden zu sein.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Die deutschen Kolonisten in Rußland und die neueste russische Agrarreform.

Von Michael Hilfer (Odessa).

Die Ackerlandfrage ist seit alten Zeiten das Schmerzenskind des russischen Staates. Das klingt sehr seltsam, da Rußland über unabsehbare Landflächen verfügt, die auf den ersten Blick eine Ackerlandfrage oder eine Landnot gar nicht aufkommen lassen. Wenn der äußere Schein jemals trügt, so geschieht das gewiß in diesem Fall: obgleich das europäische Rußland einen Flächeninhalt von über fünf Millionen Quadratkilometern aufweist, also so groß ist, daß sich alle übrigen Staaten wie kleine Flecken neben ihm ausnehmen, ist doch die Landnot der Bauern seit Jahrhunderten eine regelmäßige Begleiterscheinung des russischen Wirtschaftslebens gewesen. So war es vor und blieb es nach der Bauernbefreiung. Mit der neuesten Agrarreform — ich meine das Gesetz vom 9. November 1906 und das vom 14. Juni 1910 — wollte nun die russische Regierung die Landwirtschaft in neue Bahnen leiten, nachdem der Stolypinsche Grundsatz, Rußlands Zukunft müsse sich auf einen starken Bauernstand stützen, in den leitenden Kreisen Petersburgs durchgedrungen war,

Die Vorzüge der im Gesetz vom 9. November 1906 enthaltenen Richtlinien für eine gesunde Agrarreform sprangen sofort in die Augen. Der russische Bauer wurde durch die großen Umwälzungen, die der Krieg mit Japan im Gefolge hatte, aufgeweckt und wurde geistig regsamer; mit dem ersten Hauch der Freiheit, der über die öden russischen Steppen dahinflog, zog ein Tropfen geistiger Regsamkeit und selbständigen Schaffens in die russischen Dörfer und Gemarkungen. Die Bauern hatten den Gemeindebesitz gründlich satt und griffen daher unter dem Eindruck des Neuen behende nach den neuen Reformen. Es entstand eine mächtige Bewegung in allen Teilen unseres Riesenreiches.

Von dieser Bewegung blieben die deutschen Kolonisten Südrußlands fast ganz verschont.

Hatte die neue Agrarpolitik den russischen Bauer in einen Taumel von süßen Hoffnungen versetzt, so wirkte sie auf den im allgemeinen klugberechnenden deutschen Kolonisten Südrußlands in ganz anderer Weise; hier brachte sie fast den entgegengesetzten Eindruck hervor. Der deutsche Kolonist begriff sofort, daß die ihm angebotene Reform für das fernere Gedeihen der Kolonien in ihrer gegenwärtigen Form zu einem zweischneidigen Schwert werden könnte; er begriff auch bald, daß die Änderungen, die die Durchführung der neuen Agrarreform herbeiführen würde, sich als zu teuer erkauft darstellen müßten, da sie nicht geringe Gefahren für das soziale und geistige Leben der Kolonisten nach sich ziehen könnten. Die Wirtschaft der deutschen Kolonisten leidet zwar seit der Ansiedlung an dem berüchtigten Stückelwesen, die lähmenden Folgen des russischen Mirsystems sind aber den Kolonisten fremd, weil in den deutschen Kolonien der russische „Mir" niemals in Anwendung war.*) Eine Beseitigung des Stückelwesens läßt sich bei guter Einsicht und gutem Willen herbeiführen, ohne daß man von der neuen Agrarreform in ihrem ganzen Umfang Gebrauch machen müßte.

Was nun der deutsche Kolonist von der neuen Agrarreform befürchtet, ist die Gefahr, die dem Bestande der Kolonien aus der Durchführung der Reform fast sicher erwachsen würde. Der Übergang zur sogenannten Chutorenwirtschaft müßte vor allen eine fühlbare Schwächung der Leistungsfähigkeit eines deutschen Dorfes nach sich ziehen. Diejenigen Wirte, die ihren Landanteil an den äußersten Grenzen der Gemarkung erhielten, würden sofort den Schwerpunkt ihrer Wirtschaft dahin verlegen, und da es den deutschen Kolonisten stets mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin zieht, wo das Gesinde arbeitet und das Vieh versorgt wird, so würden alle diese Wirte voraussichtlich bald ihre Häuser im Dorf verlassen und sich auf ihrem Landanteil häuslich niederlassen. Die bei einer solchen Wirtschaft in die Augen springenden Vorteile würden dann auch jene, die ihren Landanteil näher beim Dorf erhalten, veranlassen, diesem Beispiel zu folgen. Die entbehrlich gewordenen Häuser und Hofplätze im Dorf würden dann zu Spottpreisen an fremde Elemente übergehen; es wäre daher zu befürchten daß die deutschen Kolonien, die heute ihre religiösen und nationalen Eigenheiten durch ein streng zentralisiertes Gemeindeleben schützen, ihrer Auflösung entgegengingen. Dem Zuzug jüdischer und russischer Elemente wäre nach der Durchführung der neuen Agrargesetze Tür und Tor geöffnet, und gar bald gäbe es nationale Reibungen, wo heute der deutsche Kolonist unbehindert seinen Haushalt führt.

Hierzu kommt noch die Erwägung, daß ein Abzug von nur 15 bis 25% der behäbigsten Wirte ein ganzes Dorf der Auflösung entgegenführen könnte.

*) Eine Ausnahme bilden die deutschen Kolonien an der Wolga. D. V.

Stellen wir uns einmal vor, die fünfundzwanzig reichsten Wirte würden auf ihre Landanteile ziehen; weil sie reich sind, würden sie sich im Winter selbst Hauslehrer mieten; mit dem Pfarrer würden sie sich bei sich bietenden Anlässen, bei Tauf-, Trauungs- und Sterbefällen, abfinden. Diese Leute würden sich dann allen Verpflichtungen gegen Kirche und Schule entziehen. Dadurch müßten Streitigkeiten entstehen, und das Ende wäre die Auflösung des Gemeindewesens.

Ein weiterer Grund, warum die Kolonisten nicht viel von der neuen Agrarreform wissen wollen, ist in der Ungleichmäßigkeit des Ackerlandes zu erblicken. Bei der Durchführung der Chutorenwirtschaft würden manche Wirte schlechtes Land erhalten. Da nun jeder mit derselben Wahrscheinlichkeit rechnen muß, wollen die meisten schon lieber bei der alten Wirtschaftsweise bleiben.

Um die Stimmung unsrer deutschen Kolonisten aus unmittelbarer Quelle kennen zu lernen, wandte ich mich mit einer Umfrage an die Gebiets- und Gemeindeverwaltungen und an führende Persönlichkeiten in unsern Kolonien; ich legte ihnen folgende vier Fragen vor:

1. Wie verhält sich die Mehrzahl der Landwirte in ××× zu der neuen russischen Agrarreform? (Gesetze vom 9. Nov. 1906 und vom 14. Juni 1910).

2. Haben daselbst Übergänge zum Einzelbesitz schon stattgefunden? Wenn ja, welche Form hat man gewählt: den einfachen Einzelbesitz (Otruby) oder die Chutorwirtschaft? Wann haben die Übergänge stattgefunden?

3. Wie hat sich die Reform bis jetzt bewährt? Ist die Mehrheit der Landwirte zufrieden? Wenn nicht: worüber wird am meisten geklagt?

4. Ist daselbst auf die Durchführung der Agrarreform vielleicht gar nicht zu hoffen? Warum nicht? Was befürchtet man?

Merkwürdig ist, daß die Antworten aus den verschiedensten Kolonistengruppen ziemlich einstimmig dahin lauten, daß an eine Durchführung der Agrarreform in nächster Zukunft nicht zu denken sei. Ich lasse hier die Antworten aus den bedeutendsten Kolonistengebieten in gekürzter Form folgen.

Aus Bessarabien, wo sich eine sehr große Koloniengruppe befindet, erhielt ich folgende Antwort: Gegenüber der neuen Agrarreform verhält sich der deutsche Kolonist in Bessarabien sehr unentschieden und wankelmütig. Man hegt unausrottbares Mißtrauen gegen die Neuerung. Wer viel Land hat, wäre eher bereit, zur Chutorenwirtschaft überzugehen, als jener, der nur wenig Land sein eigen nennt. Auch zeigt man in den neueren Dörfern mit gekauftem Land mehr Verständnis für den Übergang zum Einzelbesitz als in den alten Kolonien, wo die sogenannte Vielfelderwirtschaft herrscht. Trotzdem daß in den hiesigen Kolonien schon seit Jahren zugunsten der neuen Reform gearbeitet wird, ist bis jetzt erst ein Dorf zum Einzelbesitz (Otrub) übergegangen, nämlich Gnadental. In andern Dörfern, die gekauftes Land haben, ist

einzelnen Wirten auf ihren Wunsch der ihnen zukommende Landanteil ausgeschieden worden. Das meiste Land befindet sich aber auch hier noch im gemeinsamen Besitz. Was die Frage anbelangt, wie sich der Übergang zum Einzelbesitz in Gnadental und bei den einzelnen Wirten anderer Dörfer mit gekauftem Land bewährt habe, so kann vorderhand noch keine befriedigende Antwort gegeben werden, weil die Zeit, die seit dem Übergang verflossen ist, viel zu kurz und die Beobach'ungen noch viel zu spärlich sind, als daß man jetzt schon ein abschließendes Urteil fällen könnte. Nur soviel kann jetzt schon gesagt werden, daß man aus dem Munde der Landwirte, die zum Einzelbesitz übergegangen sind, noch keine Klagen vernimmt. Auch kann man die Beobachtung machen, daß die Landwirte mit Einzelbesitz schon jetzt mehr Streben nach besserer Bearbeitung des Bodens bekunden; sie kümmern sich nun ernster um den Samen- und Saatenwechsel, gebrauchen künstliche Düngemittel und halten sich an bewährte Fruchtfolgen. — Daß die Agrarreform in den deutschen Kolonien Bessarabiens bald durchgeführt werde, darf man nicht erwarten. Es wird sich aber allmählich die Einsicht durchringen, daß die bisherige Vielfelderwirtschaft nicht mehr zeitgemäß sei; sind einmal die meisten Wirte zu dieser Einsicht gelangt, so wird eine Agrarreform stattfinden, allerdings wird das nicht die Chutorenwirtschaft sein, für die man hier wenig Teilnahme zeigt, aber die Bauern werden ihr Land an zwei, drei oder vier Plätzen zugeschnitten erhalten; und das wird einer Reform gleichkommen, denn gegenwärtig ist das Land eines Kolonisten nicht selten auf 15—25 Plätze zerstreut.

Aus der Molotschna (Gouv. Taurien) schrieb man mir: die Mehrheit der Landwirte verhält sich der neuen Agrarreform gegenüber sehr pessimistisch. Erst eine Kolonie, Waldorf, hat vor kurzem durch einen Gemeindebeschluß bestimmt, zum einfachen Einzelbesitz (Otrub) überzugehen. Auf eine allgemeine Durchführung der Agrarreform ist in nächster Zukunft nicht zu hoffen. Unsere deutschen Kolonisten hegen die Befürchtung, daß mit der Durchführung des Einzelbesitzes dem Zustrom fremder Elemente Tür und Tor geöffnet würde und somit der deutsche Charakter unserer Dörfer bedroht wäre.

Aus dem Liebentaler Gebiet (Odessaer Kreis) wurde mir geschrieben: Die meisten Landwirte unsres Gebiets verhalten sich gegen die neue Agrarreform sehr skeptisch. Übergänge zum Einzelbesitz haben noch nicht stattgefunden. Es ist wenig Hoffnung auf eine Durchführung der Reform in Zukunft vorhanden. Das Land ist bei uns inbetreff seiner Ertragsfähigkeit sehr verschieden, Lehmboden, Steinboden usf. Der Übergang müßte daher auf große Schwierigkeiten stoßen.

Aus dem Kutschurhaner Gebiet (Od. Kreis) ging mir folgender Bescheid zu: Die Kolonie Kandel ist schon vor zwei Jahren zum Einzelbesitz (Chutorenwirtschaft) übergegangen. Anfänglich herrschte große Unzufriedenheit, jetzt aber ist man daselbst schon ziemlich zufrieden; die Beobachtungen sprechen zugunsten des Einzelbesitzes, und deshalb hat auch neulich die

Kolonie Selz beschlossen, zum Einzelbesitz (Otrub) überzugehen. Wie es scheint, werden die übrigen vier Kolonien (Baden, Straßburg, Elsaß und Mannheim) diesem Beispiel schon in den nächsten Jahren folgen.

Aus dem Mariupoler Koloniſtengebiet traf folgende kurze Antwort ein: Der Gedanke an den Übergang zum Einzelbesitz ist hier ganz aufgegeben. Übergänge haben noch nirgends stattgefunden; auch in Zukunft darf in dieser Richtung keine Neuerung erwartet werden, da der Landbesitz hier streng geregelt und das Land zweckentsprechend eingeteilt ist, sowohl hinsichtlich der Fruchtfolge als auch bezüglich des Umfanges der Landstücke.

Aus dem Bereſaner Gebiet (Od. Kr.) lautete die Antwort, wie folgt: Die Mehrheit der Landwirte im Bereſaner Gebiet ist gegen den Übergang zum Einzelbesitz. Es haben bis jetzt noch keine Übergänge zum Einzelbesitz stattgefunden. Man glaubt hier, daß die Durchführung der neuen Agrarreform den Zerfall unserer Kolonien nach sich ziehen würde.

Aus dem Ananjewer Kreis schrieb man mir: Man will hier von der Reform nichts wissen. Die Kolonie München sträubt sich gegen sie, aber in der Kolonie Rustadt hat man sich, wenn auch nicht ohne Streit, für die Neuerung entschieden.

Aus den Wolgakolonien lauten die Nachrichten für die neue Reform viel günstiger. Man schrieb mir: Überall ist man für die neue Reform. Im Kreise Nowousenſk sind bereits alle Kolonien zum Einzelbesitz übergegangen. Die übrigen Kreise folgen rasch diesem Beispiel, nach etwa vier Jahren wird der Einzelbesitz (Otrub) überall durchgeführt sein. Mit den Erfahrungen im neuen Wirtschaftssystem scheint man im allgemeinen zufrieden zu sein.

Aus diesen Antworten auf meine Umfrage ergibt sich inbezug auf die deutschen Kolonien in Südrußland — von den Wolgakolonien abgesehen — ein Zweifaches:

1. Die deutschen Koloniſten lehnen das von der Regierung am meisten begünstigte Reformprojekt des Überganges zur Chutorenwirtschaft, d. h. der Aufteilung des gesamten Landareals, mit bewundernswerter Einstimmigkeit ab.

2. Die große Mehrheit will auch von dem gemäßigteren Reformprojekt, nach dem Viehweide, Wald und andere Ländereien, die bis jetzt Gemeingut der Kolonien gewesen sind, im Gemeinbesitz verbleiben dürfen, nicht viel wissen.

Bemerkenswert dabei ist, daß der gesunde konservative Sinn unserer Koloniſten von der Durchführung der neuen Agrarreform eine Gefahr für den ferneren Bestand unserer deutschen Kolonien befürchtet; sie stellen sich also bei der Beurteilung dieser Frage auf den Grundsatz der Selbsterhaltung; und das möchte ich ihnen zu hohem Verdienst anrechnen. Durch ihren unermüdlichen

Fleiß, ihre Ausdauer und Bodenständigkeit haben sie in den südrussischen Steppen Kulturoasen geschaffen, um die sie von anderen Völkern beneidet werden. In den letzten Jahren sind besonders zahlreiche Bildungs- und Wohlfahrtsanstalten ins Leben gerufen worden, die nur erhalten werden können, wenn in den Kolonien der alte Geist der Zentralisation und des Gemeininteresses ungeschwächt fortlebt. Aber gerade hier könnte die neue Agrarreform nachteilig sein, weil sie dezentralisierend wirken müßte. Den russischen Dörfen mag die neue Reform zum Vorteil gereichen, weil sie bei der Neuerung nichts aufs Spiel stellen, die deutschen Kolonisten in Südrußland aber würden dabei sehr viel wagen. Übrigens können unsere Kolonisten in ihren engeren Kreisen, auf Grund der neuen Agrargesetze, ihre Ackerlandnöte ohne diesen hohen Einsatz regeln. Die nachteilige Vielfelderwirtschaft läßt sich bei gutem Willen in jeder Gemeinde ganz leicht dahin abändern, daß jeder Wirt seinen Landanteil an wenigen Plätzen, sagen wir an drei, vier oder fünf Stellen der Gemarkung, zugemessen erhält. Viehweide, Wald, Weinberg und andere derartige Ländereien können wie bisher im Gemeinbesitz verbleiben. Auf diese Weise könnten sie ihre Ackerlandfrage zu voller Zufriedenheit regeln, ohne daß sie etwas, was ihnen lieb ist, der Gefahr der Zerstörung aussetzen müßten.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dorfbilder aus Zentralrußland.

Von Arthur Behrsing (Reval).

Archipkin und der lange Bettler.

Archipkin ist die wichtigste Persönlichkeit im Dorf. Er ist Vorsteher und einziges Mitglied der Vereinigungskommission. Er oder die — Cholera. Zugleich ist er Vorsteher und einziges Mitglied der Beerdigungskommission für Tote, die niemand beerdigen will oder kann. Will, weil die Krankheit ansteckend war; kann, weil kein Geld für den Sarg und den Geistlichen da ist. Im letzteren Fall erhält er von der Landschaft 5 Rbl. 50 Kop. ausgezahlt: 1 Rbl. für den Geistlichen, 4 Rbl. 50 Kop. für Sarg und Mühewaltung. Aber er trinkt und seine eigene Frau wünscht, daß ihn der Blitz erschlagen möchte. Sie ist ungebildet und begreift nicht, daß in seinem Beruf, der ja vorzugsweise Nachtberuf ist, Dinge vorkommen, denen selbst die stärksten Nerven nicht standhalten. So neulich. Da lag er nun im Krankenhause, der Tote, den niemand beerdigen konnte. Es waren heiße Tage, und er mußte so bald wie möglich unter die Erde. Archipkin ließ sich das Geld auszahlen, nahm Maß und besorgte die Bretter. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er sah, daß der Tote in den fertiggestellten Sarg nicht hinein-

paßte. Er konnte ja nicht wissen, daß der Tote an Wassersucht gestorben war und daß die anhaltende Hitze schnell seine Körperdimensionen verändert hatte. Was tun? Einen neuen Sarg machen. Dazu langte sein Geld nicht. Aber trinken, und zwar trinken an Orten, wo man ihn nicht vermutete, — dazu langte das Geld noch; und wenn niemand ihn fand, konnte niemand ihn auch verpflichten, den Toten zu beerdigen. Dieser Fall war so gravierend, daß er zwei Tage und zwei Nächte der Reihe nach trank. Inzwischen suchte man im ganzen Dorf nach Archipkin. Der Zustand der Leiche war derartig geworden, daß die Krankenschwestern ohnmächtig wurden, wenn sie an der Leichenkammer vorübergingen, und die Feldscher seekrank, wenn sie einen Blick hineintaten. Es gab nur noch einen Menschen auf Gottes Erdboden, der dem von allen Verlassenen die letzte Liebespflicht erweisen konnte, und dieser eine war nicht zu finden. Da — nachdem 5 Tage verflossen waren — tauchten 2 Personen vor dem Krankenhause auf, die einen großen Schubkarren vor sich herschoben und Einlaß in die Totenkammer begehrten. Es waren der lange Bettler und seine Frau aus einem Dorf mit 200 „Seelen", die sich sämtlich vom Bettel ernähren. Sie erklärten, daß Archipkin sie „beauftragt" hätte, den Toten zu beerdigen.

Im letzten Augenblick mußte der Trunkenbold doch gefürchtet haben, den Posten eines Präsidenten der Beerdigungskommission, der seit einem Menschenalter in der Familie erblich gewesen war, zu verlieren, und so hatte er denn mitten im Dusel einen Gehilfen kooptiert.

Binnen drei Stunden war der Tote unter der Erde. Später soll jemand den langen Bettler gefragt haben, wieviel ihm denn Archipkin für seine und seiner Frau Arbeit zugewendet habe.

„Zwanzig Kopeken", habe der lange Bettler geantwortet.

— „Aber der Sarg kostet doch mehr!"

Den hatte er aus einer Kolonialwarenkiste, die ein Kaufmann im Dorf ihm geschenkt hatte, hergerichtet. Derselbe hatte ihm auch Schubkarren und Schaufel geliehen. Und Archipkin blieb in Amt und Würden. Er — oder die Cholera.

* * *

Das Kappfenster.

Das Haus des reichen Kaufmanns im Dorf hat ein Kappfenster, die Bierbude hat ein Kappfenster, das neue Krankenhaus wird sogar einen Ventilator haben, aber die Schule hat kein Kappfenster und die Doppelfenster werden auch im Sommer nicht fortgenommen. Wozu auch? Die 70 Kinder, die in der engen, niedrigen Stube nur mit dem Hemde bekleidet dasitzen, könnten Zug bekommen und sich erkälten.

„Aber in der Zwischenstunde könnten die Kinder ihre Halbpelze anziehn und auf den Hof hinausgehn, und dann könnte man die Klasse lüften. Es

ist doch außerdem eine Kleinigkeit, ein Kappfenster anzubringen", sagte einmal der den Gesundheitszustand der Kinder prüfende Sanitätsarzt.

„Ein Kappfenster!" rief erschrocken die junge Lehrerin, „wo denken Sie hin! Ich würde meine Stellung verlieren. Schon jetzt gelte ich unter ihnen als verdächtig, weil ich aus Moskau komme; was würden sie aber dazu sagen, wenn ich so wider alles Herkommen — — frische Luft hereinließe!!"

Die Schule hat kein Kappfenster.

* * *

Regenwetter.

Die Sonne für die Gesunden, der Regen für die Kranken. An Sonnentagen wird gearbeitet, an Regentagen hat man Zeit, an die Kranken zu denken. Dann werden sie auf den Wagen gelegt und ins Krankenhaus gefahren. Und dann — dann ist man sie los, oft für immer, und niemand weint ihnen eine Träne nach. Arbeiten konnten sie schon lange nicht mehr, und ein unnützer Esser im Hause macht sich immer fühlbar.

Gerade am Regentage war die schwere Stunde über sie gekommen. Wie schön! Jetzt würde sie nicht sterben müssen, wenn die Nachbarin nicht helfen konnte. Und sie konnte nicht helfen. Sie schüttelte vielmehr den Kopf und sagte, sie müsse zum Arzt. Ihr eigener Mann hob sie in den Wagen, und fort ging es zum 8 Werst entfernten Krankenhause. Spätestens in 2 Stunden würden sie da sein. Wenn nur nicht soviel Brücken gewesen wären, und wenn der Weg nicht gar so aufgeweicht wäre!

In einem Dorf, 3 Werst vor dem Krankenhause, hielten sie Rast. Da kamen die weisen Frauen zusammen und meinten, es wäre eine Torheit, mit einer Frau, die kaum atmen könne, ins Krankenhaus zu fahren. Vielleicht hatten sie auch recht. Es regnete immer stärker. Sie brachten die Erschöpfte und Durchnäßte in ein Bauernhaus am Wege und ließen ihr sofort ihre Hilfe angedeihen. Der Fall war aber doch zu verwickelt und der Arzt mußte geholt werden.

Er kam.

„Habt Ihr kein Bett?"

— „Wir schlafen auf dem Ofen."

„Stroh?"

— „Das Korn ist noch nicht geschnitten."

„Heu?

— „Das Gras ist noch nicht gemäht."

Nach einem Dielenläufer oder gar einem Stück Linnen wagte er nicht zu fragen.

Und hier wurde ein Mensch geboren. Mutters feuchter Halbpelz war Windel und Wiege zugleich.

Der Arzt legte das Geld für die Taufe auf das Fensterbrett und fuhr davon.

Das Regenwetter ist für die Kranken — für die wirklich Kranken, denn an Sonn- und Feiertagen kommen nur die, die noch selbst kommen können, wie Scharlach- und Masernkranke, Schwindsüchtige und Typhuskranke oder solche, die zuviel unreife Gurken gegessen haben.

* * *

Der Brunnen.

Das Dorf liegt auf dem Berge, der Brunnen steht im Tal. Das ganze Dorf hat nur einen Brunnen. Hierher kommen die Weiber und Kinder der Dorfes mit Eimern, Krügen, Kannen und den merkwürdigsten Gefäßen aus Blech und Ton, senken sie in die von Algen überzogene Flüssigkeit und holen sich so ihren Wasservorrat. Den ganzen Tag kann man dort Menschen treffen, und am Brunnen plaudert es sich noch einmal so schön. Nur wenn der „Wassermann" kommt, weicht alles scheu zur Seite.

Der Wassermann führt das Wasser in einer Tonne, die zwölf Eimer faßt, für kommunale Zwecke den steilen — und ach, so unmöglichen! — Weg mit einem Pferde hinauf ins Dorf. Zwei Eimer fließen unterwegs aus, denn die Tonne leckt, das tut aber nichts, denn für jede Tonne erhält er 11 Kop., und wieviel er abliefert, das geht ihn ganz allein an.

Und täglich zweimal kann man den Wassermann mit seiner Tonne auf zwei Rädern fahren sehen, das eine Rad bis zur Hälfte im ausgefahrenen Geleise, das andere durch einen Hügel in die Höhe gehoben. Die Räder knarren, und das Wasser tropft unabläßig, und das tagaus, tagein, jahraus, jahrein — seit das Dorf besteht.

Und die Wagen, die Pferde, die Pflüge die Eggen, die Galoschen*), die Wiegen, und schließlich die Menschen selbst — — sind sie anders geworden seit 50 Jahren?

* * *

Die Polizei.

Wo ist denn die Polizei im Dorf? Alles schreit nach der Polizei, oder, richtiger gesagt, sollte nach ihr schreien. Der Bauer liegt betrunken mitten auf der Straße, das Mehl im Laden ist muffig, Lette und Fußboden sind schmierig,

*) Kinder, die bei fußhohem Schlamm den weiten Weg in die Schule machen müssen, binden sich dicke Eichenklötze unter die Bastschuhe, um ohne Gefahr für die Fußbekleidung durch den Schlamm waten zu können.

die Handkammer ist gefüllt mit Leihobjekten, die mit Wucherzinsen belegt werden, Straße, Hof, Müllkasten, wie seht ihr aus? — wo ist die Polizei?

Sie ist da, gewiß, aber sie hat schweigen gelernt. Denn Reden ist Silber, und Schweigen ist — Gold.

* * *

Der Hering.

Jeden Sonnabend könnt Ihr ihn zum Laden gehen sehn, den kleinen Kolja.

„Einen Hering!"

Für den Sonntag nämlich.

Davon kriegt er nichts. Den essen Vater, Mutter und die sieben älteren Geschwister.

Und doch geht er gern in den Laden. Der Zeitung wegen. Denn das wissen die Verkäufer schon: wenn der kleine Kolja kommt, müssen sie ihm den Hering in eine Zeitung einschlagen.

Und nun geht er nach Hause, das Paket unterm Arm. Kopf und Schwanz vom Hering ragen heraus.

Den Hering gibt er ab, aber die Zeitung behält er für sich. Und wenn die anderen essen, geht er in den Garten, setzt sich unter den Weidenbaum und — liest die Zeitung.

Er buchstabiert freilich erst, und es ist auch nur eine Nummer vom vorigen Jahr und es sind meist nur Nachrichten von Diebstahl, Mord und Totschlag, und doch liest er gern.

„Die Welt ist groß", sagt er sich im stillen, und während die anderen, die da drin den Hering essen, nicht wissen, wie das nächste Dorf heißt, weiß er, daß es eine Stadt gibt, die Pretoria heißt, und daß die Engländer sie noch immer nicht einnehmen können.

* * *

Der Genossenschaftsladen.

Einige Werst weiter steht ein Dorf mit einem Genossenschaftsladen, den ein Glied der Intelligenz erbaut und eingerichtet hat. Hier kann man sein blaues Wunder erleben. Das ganze Gebäude hat Chik und Stil. Wie vornehm macht sich z. B. schon das grüne Blechdach. Es ist doch auch unbedingt praktischer, als ein Strohdach, wenn man auch bei letzterem stets den langen Stock mit dem Löschlappen zur Hand hat. Die jährliche Assekuranzsumme ist auch geringer. Und geht man erst hinein: der Laden ist blitzblank, die Ware frisch — und was allen Wundern die Krone aufsetzt — unvergleichlich wohlfeiler, als sonstwo. Aber noch mehr: das Papiersäckchen wird im Gewicht nicht mitberechnet, da ein ebensolches Säckchen beim Wiegen auf die

Gewichtswage gelegt wird. Ja, ein Plakat macht bekannt, daß im Kontor ein Beschwerdebuch ausliegt, in das jeder seine Wünsche oder Ausstellungen eintragen kann.

Und der kleine Jung, der davor steht, bekommt zum erstenmal eine Ahnung von solchen Dingen, wie Reinlichkeit, Gerechtigkeit und Meinungsfreiheit. Und so wird der kleine Laden zu einem Erzieher im Dorf, zu einem Senfkorn... Und der Genossenschaftsladen fährt auch gut dabei. Im zweiten Jahr seines Bestehens haben die ersten sechs Monate eine Bruttoeinnahme von 21,000 Rbl. erbracht.

Die Kaufleute ringsherum speien Feuer und freuen sich, wenn in dem kleinen, sauberen Laden der Vorrat an irgend einem Artikel für ein paar Tage ausgeht. Dann können sie schnell die Preise — wie ehemals — um 50% erhöhen. Aber wo empört sich das Alte nicht, wenn das Neue langsam und sicher zum Durchbruch kommt?

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Mein Vater und seine Brüder.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von Carl Kupffer (St. Petersburg).

Mein Vater, Propst Gustav Heinrich Christian Kupffer, war der zweite Sohn des alten Pastors Ernst Kupffer in Irben. Er war ein hochgewachsener Mann mit ernstem, festem Ausdruck im Gesicht. Er besaß als Pastor und Propst in Marienburg, wo er von 1847 bis 1869 wirkte, eine ungeheure Autorität. Es kam vor, daß die Edelleute aus der Umgegend in persönlichen Streitsachen zu ihm kamen und sich seinem Schiedsspruch willig fügten. Die Bauern sprachen von ihm als von einem „dubbulta virs", d. h. einem Mann von doppeltem Gewicht. Sie pflegten nach alter Sitte, wenn sie zu Vater kamen, um irgend etwas anschreiben zu lassen, ein Huhn oder ein Dutzend Eier oder drgl. mitzubringen, die sogenannte „Gerechtigkeit" Vater nahm nie so etwas an, verbot es den Bauern und untersagte meiner Mutter kategorisch, irgend etwas derartiges anzunehmen, was meiner Mutter garnicht angenehm war.

Es waren damals Tausende von Bauern, durch Landversprechungen veranlaßt, zur orthodoxen Kirche übergetreten. Später wollten sie massenhaft wieder zurück in die lutherische Kirche. Vater nahm sie, obgleich es verboten war, ohne weiteres wieder zum Abendmahl an, traute, taufte usw. Er besaß nicht die geringste Menschenfurcht und keine Drohung hätte ihn veranlassen können, etwas zu tun, was er für nicht recht hielt. Er hatte durchaus das Zeug dazu, ein Märtyrer zu werden.

Er war ein überzeugter Anhänger der Notwendigkeit der Bildung der lettischen Bauern; er drang auf Gründung von Gemeindeschulen und unter-

nahm fortwährend Fahrten, um die Kinder in den Schulen persönlich im Lesen, Schreiben und Katechismus zu examinieren. Das alte Frl. Kara von Koskull sagte dazu: „Mein lieber Herr Propst, lassen Sie doch die Bauern — Bauern sein; wozu sollen denn alle gebildet werden!“ Solche Ansichten stießen stets bei meinem Vater auf eine sehr abfällige Kritik. Aber auch einige Amtsbrüder verhielten sich sehr skeptisch zu dem Eifer meines Vaters, das Landvolk zu bilden; sie behaupteten, sobald der Bauer halbgebildet sei, wolle er nicht mehr Bauer sein, — ob denn das erstrebenswert sei?

Mein Vater nahm mich einmal mit nach Seltingshof, wo er alle Monate einmal predigte. Zum Mittag waren wir beim alten General Kahlen. Als das Eis kam, wandte sich der alte Herr mit dem weißen Schnauzbart zu mir 6-jährigem Jungen und sagte: „Na, hör' mal, verbrenn dir nicht die Zunge daran!“ Ich kostete das Eis ganz vorsichtig und es schien mir dann, als wäre der alte General der witzigste und geistreichste Mensch der Welt. Als der alte Kahlen gestorben war, hieß es, er gehe dort um. Die Diener behaupteten, ihn oft gesehen zu haben, und räumten jeden Tag das Zimmer, in dem er sich aufhalten sollte, auf. Mein Vater erzählte, er habe einmal am Morgen im Halbschlaf ebenfalls den „grauen Mann“ gesehen, habe sich aber mit den Worten: „Geh, ich habe nichts mit dir zu schaffen!“ — auf die andere Seite gekehrt — ein lebhafter Traum.

Im Schloß Marienburg lebte damals der alte Landrat Baron Vietinghoff. Er hatte zu Anfang der 60-er Jahre die hohe Ehre gehabt, den Kaiser Alexander II. als Gast in seinem neuen schönen gotischen Schlosse aufnehmen und im Park am herrlichen Marienburger See spazieren führen zu dürfen. Damals war Marienburg ein wunderschönes Gut. (Gegenwärtig ist's nur eine häßliche kleine Stadt). Besonders in der Umgebung des Schlosses war alles großartig und prächtig. Herrliche Rasenplätze mit dichten Baumgruppen erstreckten sich bis zum Seeufer, das von Schilf umsäumt war, dem Auge aber mit seinem blauen Wasserspiegel und den dahinter ragenden waldbedeckten Höhen einen entzückenden Anblick darbot. In der Bucht des Sees liegt eine Insel mit der großartigen Ruine der im nordischen Kriege zerstörten Ritterburg. Alle Brücken über den Abfluß der großen Teiche beim Gut waren mit granitenen Pfeilern, vergoldeten Kugeln und zierlichem schmiedeeisernen Gitter geschmückt. Seltene Pflanzen und Bäume wuchsen im Park; die kleine peruanische Sonnenblume (Helianthus tuberosus) hat sich z. B. vollkommen akklimatisiert und ist jetzt dort im verwilderten Zustande massenhaft anzutreffen.

Der Landrat war der Sohn des sogenannten „Puß keninsch“ (Halbkönig) Vietinghoff, der durch die Branntwein-Akzise ungeheuer reich geworden sein und einen großen Teil von Livland besessen haben soll. Der Landrat hat seinem Vater am Ende des Parks einen prächtigen Obelisken errichten lassen. Von hier aus hat man einen herrlichen Blick auf den See, das gegenüberliegende Schloß Neu-Marienburg, Schloß Fianden, den Kirchhofsberg und die

kleine Insel Zeppuril. Weiterhin führen düstere Tannenalleen zum Mausoleum, dem Familienbegräbnis der Vietinghoffs.

Der Park war reich an kleinen Tempeln, Brücken, Säulen, Statuen und Brunneneinfassungen. Besonders interessant erschien dem Knaben ein chinesischer Tempel mit einer sitzenden Buddha-Statue darauf; ferner links vom Schloß eine drahtumzogene Volière, endlich das alte Schloß, ein ziemlich einfacher einstöckiger Bau, aber gefüllt mit kostbaren Gemälden alter Meister, Marmor, Bronzen u. s. w. Ich erinnere mich noch besonders zweier Bilder: ein holländischer Bauer, der einen Hering ißt — wie war der Hering natürlich! — und ein großes Bild, einen alten gefangenen Mann darstellend, dem seine jugendlich schöne Tochter, eine junge Mutter, die Brust reicht. Leider sind alle diese Sachen später verschleudert, zerstreut, verschwunden. Ich habe 25 Jahre später das Bild des Gefangenen bei einem Trödler in Libau wiedergesehen, vollständig zerfetzt und zerlöchert. In der Zeit der Revolution 1905 ließ der Besitzer von Marienburg, Baron Vietinghoff, die nähere Umgebung des Schlosses und den Park durch einen abscheulich häßlichen Zaun absperren.

Mein Vater spielte leidenschaftlich gern Schach. Sein Gegner war meist Doktor Bosse in Doresmois, das etwa eine Werst vom Pastorat entfernt lag. Bosse war ein außerordentlich schöner Mann mit schwarzem Haar und feurigen schwarzen Augen. Er liebte es, Wege im Walde anzulegen und Bänke aus Wurzeln und Ästen zu machen. Er gründete eine kleine Kaltwasserheilanstalt in Doresmois, damals etwas ganz Neues. Als das Doktorat abbrannte, nahmen meine Eltern die Bossesche Familie im Pastorat auf. Nach einigen Monaten gründete Bosse in Sassenhof bei Riga mit einem Kapital, das er von der reichen Frau Hammer erhielt, die bekannte Kaltwasserheilanstalt. Mein Vater war, ebenso wie Bosse, ein Schachspieler, dem ein Spieler erster Kategorie ohne Bedenken die Dame hätte vorgeben dürfen; indes beeinträchtigte das ihren Genuß am Spiel keineswegs. Kaïssa ist nicht karg, sie gewährt dem Meister dieselben Freuden wie dem Dilettanten. Meine Mutter bat zum Abendbrot. „Gleich, gleich", war die Antwort. Nach einer halben Stunde bat sie wieder, vergeblich. So sehr hatten die Männer sich in die zauberhaften Kombinationen vertieft, daß sie Zeit und Hunger und alles vergaßen. Mein Vater hat einmal einige Verse gemacht, worin er dem Springer als der originellsten und sinnreichsten Figur den Preis erteilt.

Da Marienburg eine der größten Pfarren Livlands war, so mußte Vater sich immer einen Adjunkten halten. Der erste, dessen ich mich entsinne, war Raeder. Meine Mutter hatte einmal Reispudding gemacht und alle Rosinen mehr zusammengelegt. Dabei stak der Löffel. Vater nahm sich vor und sagte: „Wie merkwürdig, ich habe so viel Rosinen bekommen, Sie (Raeder) aber nichts" Raeder sah meine Mutter lächelnd an; er hatte es erraten. Mutter wurde rot und sagte lachend: „Wenn Sie verheiratet sind, wird Ihre Frau es ebenso machen!" — Der zweite Adjunkt war Hugenberger, der dritte Welzer,

der die Romane aus dem „Daheim", z. B. Karin von Schweden, meisterhaft vorzulesen liebte. Der vierte Adjunkt war Gottlieb Keußler, später Oberpastor an der Petri-Kirche in St. Petersburg. Er war ein leidenschaftlicher Prediger, der mit seiner gewaltigen Figur, den leuchtenden blauen Augen, der donnernden Stimme einen großen Eindruck machte. Man nannte ihn den „Jupiter", und es gab Leute, die ungeheuer viel Respekt vor ihm hatten. Er hat mir, als ich 8 Jahre alt war, das Schachspiel angezeigt.

Im Jahre 1863, ich war 3 Jahre alt, beschlossen meine Eltern, den Sommer am Strande zu verleben. Die Eltern mit den zwei ältesten Kindern, Marie und Ernst, fuhren in der Kalesche, die Großmutter (Caroline Stahl, geb. v. Schroeder) saß mit uns 3 Kleinen, Henriette, Adele und mir im Planwagen, der außerdem mit allem nötigen Hausrat vollgestopft war. So ging es in mehreren Tagereisen nach Pernigel, bei Lemsal, am livländischen Strande. Es war heiß und der Staub verfing sich im Planwagen. Aber wenn wir vor Hitze und Ungeduld klagten, sagte die Großmutter: „Seht mal, Kinder, was ich hier habe", und zog ein kleines Papierdütchen mit einigen Korinthen hervor. Jedes Kind bekam zwei Korinthen; ich glaube aber, es hat nie jemandem etwas so gut geschmeckt, wie mir die zwei Korinthen. Sie ließen mich gewiß sein, daß das Leben reich an Genüssen ist und daß es sich trotz Staub und Hitze doch sehr lohnt, zu leben. — Wir wohnten in Pernigel in einer einfachen Fischerhütte, die ganz verräuchert und voller Prussacken war. Villen für Sommerfrischler waren dort etwas völlig unbekanntes; ebenso gab es in der Gegend keine Bude, man war überhaupt genötigt, gerade so zu leben, wie die Fischer. Die Eltern schliefen in einem Zimmerchen, die Großmama mit uns allen Fünfen im zweiten Stübchen. Wir schliefen auf einer Schicht Stroh, das mit einigen Laken bedeckt war. Die Nahrung bestand aus Fischen, die so gut wie nichts kosteten, Schwarzbrot und Milch. Natürlich lebte man den ganzen Tag im Freien, wir Kinder meist ohne Hut, Schuhe und Strümpfe.

Vater war ein guter, ausdauernder Schwimmer. Als einst unser kleines Boot mit rotem Segel, ein Spielzeug, vom Winde ins Meer geweht wurde, schwamm er auf unser klägliches Geschrei nach und holte es zurück. Auch fürs Whistspiel hatte er eine natürliche Begabung, doch wurde er leicht zu eifrig dabei, wenn sein Partner Fehler machte. Und da die Partner sehr oft Damen waren, so waren Fehler nicht gerade selten.

Vater hatte unserem Kutscher Rein gesagt, er solle uns abholen, wenn es anfange kühl und dunkel zu werden. Nun wartete er ungeduldig auf die Pferde, denn der August ging schon zu Ende. Die Großmama legte eines Abends Karten aus. „Rein ist schon ganz nahe," sagte sie, „er wird sehr bald kommen." Vater ging zur Tür und rief in die stockfinstere Nacht: „Rein, waj tu wehl ne essi tur?" (Rein, bist du noch immer nicht da?) Da antwortete eine wohlbekannte Stimme aus der Dunkelheit: „Ja, sche es esum, prahwesta tews" („da bin ich, Herr Propst.") Ein sonderbares Zusammentreffen!

Vater machte die Trennung Seltingshofs von Marienburg zur Bedingung seines Bleibens. Der Adel verweigerte dieses, und er folgte daher einem Rufe als Stadtpastor nach Walk, obgleich meine Mutter heiße Tränen weinte, weil sie sich von dem ihr lieb gewordenen Marienburg nicht trennen wollte und Vaters Einnahmen sich um die Hälfte verringerten. Aber er hatte etwas von Ibsens Brand: „Wisse, daß ich strenge bin, alles oder nichts verlange." Dazu kam, daß der Alswigsche Baron Wolff zu ihm gesagt hatte: „Nun, nun, Herr Propst, Sie werden doch eine so fette Pfründe, wie Marienburg, wegen dieser Sache nicht aufgeben!" Das war genügend.

Marienburg, besonders der Blick von der Treppe des Pastorats auf die Insel mit der Ruine, bot damals den Anblick einer außerordentlich malerischen Landschaft. Der Zeichner Stavenhagen war 1862 bei uns und zeichnete Marienburg für sein Album baltischer Ansichten -- leider aber nicht von der Pastoratstreppe aus, sondern vom Tempelberge, wodurch die ganze Landschaft wie von hinten betrachtet erscheint. Wie oft habe ich als Kind nach dieser Inselruine geschaut, wie oft die tragische Romantik, die von ihr ausgeht, in unklarer Ergriffenheit geahnt! Wer kann sagen, wie die Formen, Linien, Farben eines Landschaftsbildes auf seine geistige Entwickelung, auf seine Liebe und sein Verständnis zur Natur einwirken? Im Garten vor der Pastoratstreppe stehen noch die beiden gewaltigen Eichen, die Pastor Glück gepflanzt, als Scheremetjew das Schloß belagerte und Katharina Skawronska im Pastorat lebte. Wie oft haben wir Kinder bei diesen mächtigen Bäumen Trivater gespielt. Wie oft habe ich hier still gesessen und den Kuckuck, den Pirol hoch im Wipfel, ein Eichhörnchen, Käferchen und Bienen, Ameisen und Raupen beobachtet! Ohne Zweifel ist meine Wanderlust, meine tiefsinnige Liebe zu Pflanzen, Tier und Landschaft hier geweckt oder, falls sie in der Anlage schon vorhanden war, hier genährt worden.

Walk war damals (1869) ein kleines Städtchen mit ca. 3000 Einwohnern. Dort lebte der alte Bischof Ulmann, der frühere Rektor der Universität Dorpat, eine ehrwürdige Patriarchengestalt mit langem weißen Bart. Seine Söhne lebten ebenfalls in Walk, der eine als Pastor von Lude, eine Werst von Walk gelegen, der andere war Kreisarzt. Der Pastor war ein feinsinniger Mann, der eine unglaubliche Stimme hatte. Wenn er eifrig war — und das geschah sehr oft — klappte die Stimme vom tiefen Baß plötzlich zum Falsett um. Noch jetzt erinnere ich mich mit Vergnügen, wie ich als kleiner Schuljunge nach dem Abendessen im Bett lag, während Vater und Pastor Ulman noch am Tische saßen und disputierten. „Die Oberlandschulbehörde wird es aber nicht gestatten", sagte mein Vater. „Aber, lieber Kupffer," rief Ulmann im tiefsten Baß, „die Oberlandschulbehörde (immer höher) die Oberlandschul (Falsett) -behörde wird es wohl (überklappend) gestatten — —" Wie herrlich war es, während eines solchen Disputs über die Oberlandschulbehörde (was für ein wunderbares, geheimnisvolles Wort für mich!) fest und

süß einzuschlafen. Der Doktor Ulmann war ein schöner blonder Mann, der für alles, was mit der Kunst zusammenhing, ein lebhaftes Interesse besaß. Er zeichnete, malte, sang und spielte alle Instrumente, er hatte Talent zum Regisseur, besaß viel guten Geschmack und ein feines Urteil.

Vater besaß auch in Walk die größte Autorität. Einmal, es war am Sonnabend vor Ostern, hörte er, daß in der Musse ein Tanzabend im Gange sei. Sofort ging er hin, trat in den Saal, winkte der Musik zu schweigen und sagte: „Meine Herren und Damen, morgen ist Ostern; ich bitte Sie, nach Hause zu gehen." Und alle gehorchten schweigend. Im ganzen Lande bekannt wurde seine Predigt gegen die Übertritte, besonders bei gemischten Ehen: „Der Glaube — für eine Haube." Dieser Ausspruch wurde zum geflügelten Wort. Der russische Geistliche sagte: „Ich habe wohl einen ganzen Stoß von Anklagematerial gegen den Propst, — aber was soll ich denn machen? Er ist solch ein alter ehrwürdiger Herr!" Für meinen Vater gab es nur eine Nation und nur einen Glauben.

Vater war fähig, stark zu lieben und stark zu hassen. Er war schwer zu behandeln, und, ich glaube, nur meiner goldenen Mutter gelang es, gut mit ihm auszukommen und seine Liebe dauernd zu fesseln. Der Grundzug seines Wesens, das Innerste seiner schroffen und völlig unbeugsamen Natur war der tiefe, ehrliche Haß gegen die neuen Einführungen, gegen die neuen Beamten und die Reorganisation des Landes. „Der Instinkt dieser Leute ist die Zerstörung; wo etwas wächst und blüht, da tritt man mit breitem Fuß darauf," — so pflegte Vater zu sagen. Er glaubte, der liebe Gott habe, indem er diese „Reformen" zulasse, eine Prüfungszeit geplant, aber bald werde das neue Wesen schwinden.

Vater war, was seine eigenen Einnahmen betrifft, durchaus unpraktisch, d. h. er verschmähte es, sie in irgend einer Weise steigern zu wollen. Da Walk eine finanziell „schwache" Pfarre war, so hieß es sich einschränken. Alle Kinder nach Dorpat der Schule wegen in eine Pension zu geben, wäre zu teuer gewesen. Mama zog daher mit Ernst, Henriette und Adele nach Dorpat und mietete sich eine Wohnung. Papa und ich und mein kleiner Vetter Martin Stahl-Schroeder, später Professor am Polytechnikum in Riga, blieben im Pastorat in Walk. Wir Knaben besuchten dort die Kreisschule und Tante Miling (Emilie, die einzige Schwester der 6 Brüder) führte die Wirtschaft.

Mein Lehrer, Inspektor Grün, besaß eine ausgezeichnete Art zu unterrichten. Es war mehr eine Unterhaltung als ein Dozieren, und doch habe ich eine ganze Menge Sachen von ihm gelernt, die mir zum Verständnis der Natur von größter Wichtigkeit waren.

Es ist schwer möglich, sich etwas Einfacheres zu denken, als wie Tante Miling die Wirtschaft führte. Zu Mittag gab's Grütze und Salzfleisch, zum Abend Schwarzbrot mit Butter und einem Stück Salzfleisch darauf; das haben

wir drei Jahre lang täglich gegessen. Aber wir Knaben hatten immer einen tüchtigen Appetit, und solch ein Butterbrot mit Salzfleisch schmeckte, wenn man stundenlang im Freien herumgetollt hatte, herrlich. Und Vater achtete wenig darauf, was er aß. Eine Abwechselung war es, daß die Grütze zuweilen gebraten, als Grützplätzchen erschien, oder daß das Mittagessen einigemal aus Grützsuppe und nachfolgenden Grützplätzchen mit Speckwürfeln bestand. Vaters Labsal war eine Flasche Bier, die er abends aus einem prachtvollen Silberpokal, dem Jubiläumsgeschenk seiner Amtsbrüder zu trinken pflegte. — Ich wuchs auf, ohne Galoschen, Handschuhe oder gar ein Sommerpaletot zu kennen. Im Winter Schlittschuhlaufen auf den blank zugefrorenen Morästen, auf der Peddel, der Sedde, Schneeballschlachten, Schlittenfahren von den hohen Flußufern, im Sommer Baden, Räuber und Wanderer spielen und Wanderungen machen — das war meine Knabenzeit in Walk. Vater überließ mich völlig mir selbst; höchstens sagte er: „Junge, Junge, sei vorsichtig!" Daß ich einmal fast ertrunken war, herausgeholt und erst nach einiger Zeit zum Bewußtsein gebracht worden, daß ich so und so viel mal durchs Eis eingebrochen war und dgl., erfuhr Vater erst viel später oder überhaupt nicht. Wenn ich an der mit Brettern beschlagenen Hausecke hinaufkletternd aufs Dach gelangte und oben auf der Dachkante spazieren ging, drohte er wohl mal mit dem Stock, sagte aber weiter nichts. Was sollte mir passieren? Ich war ein sehniger Junge, gewandt und stark und von unermüdlicher Ausdauer, dazu bei einer Gefahr von blitzschnellem Entschluß. Ich konnte ohne weiteres eine Werst weit schwimmen, über mehrere hintereinander stehende Stühle springen oder mit Schlittschuhen über breite Spalten setzen. Vater sah einmal, wie ich mit Hilfe einer Stange über einen hohen Sprickenzaun sprang; da mochte er wohl denken: der wird sich schon zu helfen wissen!

Vater selbst besaß eine dauerhafte Gesundheit. Sein Körper bewahrte sich infolge seiner mäßigen und einfachen Lebensweise die gesunden Säfte bis ins späte Alter. Sein Haar fing erst an zu ergrauen, als er hoch in den siebziger Jahren war. Er war in seinem Leben nie beim Zahnarzt gewesen und hatte seine vollen Zahnreihen bis an sein Ende. Einmal, im Winter, glitt er auf der eisbedeckten Draußentreppe aus, fiel auf die Stufen und brach sich die Kniescheibe. Ein böser Bruch, besonders bei einem Mann von 78 Jahren! Er wurde nach Dorpat gebracht. Aber der Bruch heilte per primam, es blieb zum größten Erstaunen Zoege-Manteuffels nicht einmal eine Steifigkeit des Knies nach! Vater rauchte beständig — früher Zigarren, 10—13 Stück täglich, später die Pfeife. Von den starken Zigarren bekam er Herzklopfen, doch schob er die Ursache auf den Tee, nicht aufs Rauchen.

Er verfolgte mit größter Aufmerksamkeit die politischen Vorgänge und las die Zeitung sehr genau. Bei jedem Gespräch trat er rückhaltslos mit seiner Überzeugung hervor und scheute sich nicht, jedem Menschen, wer es auch sei, seine Meinung klar und deutlich zu sagen. Über alles Unwahre, Schlechte,

Gemeine oder Unredliche konnte er in den heftigsten Zorn geraten. Er wünschte oft, einmal die Macht, eine Art „Knüppel aus dem Sack" zu erhalten, um das Böse zu bestrafen. Vaters Natur entsprach weit mehr der Jehova des Alten Testaments mit seiner Rache: Auge um Auge, als der milde verzeihende Christus.

Vater wurde 83 Jahre alt. Sein Ende war ein geradezu beneidenswertes. Ohne krank oder altersschwach zu werden, ging er dahin. Nach dem Mittagessen rauchte er wie gewöhnlich seine Pfeife und legte sich dann, wie er zu tun pflegte, auf ein Stündchen hin. Aber er erwachte nicht mehr; im leichten, sanften Schlummer war die Lebensuhr stehen geblieben. Ohne Todeskampf und Todesnot, ohne Schmerzen war er entschlafen.

War Vater, wie erwähnt, für sich selbst „unpraktisch", so war er doch ein sehr guter Finanzmann — für andere. Er war, ich weiß nicht ob der Begründer, jedenfalls aber der Verwalter der Witwenkasse des Walkschen Sprengels. Und er hat dieses segensreiche Institut musterhaft und sehr praktisch verwaltet, so daß es vortreffliche Fortschritte machte.

Vater hatte bei seinen Predigten und Amtshandlungen viel von einem Apostel oder einem der Patriarchen des Alten Testaments. So ähnlich, wie er den Segen in der Kirche erteilte, mochte der Apostel Petrus es getan haben. Wenn er auf dem Altar stand, machte seine imposante gewaltige Gestalt, das ernste, strenge Gesicht mit den festen Zügen einen Eindruck von Erhabenheit, dem niemand sich entziehen konnte. Er war der Hohepriester. Oft geschah es, daß die Leute nach einer Rede zu einer Amtshandlung ihm weinend die Hand küßten. Vater sollte einmal zu einer hohen amtlichen Stellung nach Petersburg berufen werden. Aber auf eine private Anfrage hin, lehnte er sofort strikt ab. Er wollte seiner bekannten Antipathie wegen nicht dorthin.

Vater glaubte absolut fest an jedes Wort der Bibel. Man bedenke, daß erst in den 70-ger und 80-ger Jahren die Entwickelungstheorien sich unter dem Publikum zu verbreiten anfingen. Erst seitdem ist die absolute Autorität der Bibel angezweifelt worden, vorher aber standen beispielsweise Prof. Engelhardt, Prof. Hörschelmann und andere genau ebenso, wie mein Vater. Prof. Volck, der es zu sagen wagte, daß vielleicht einige Irrtümer in der Bibel wären, wurde von der sehr rege am geistigen Leben teilnehmenden Dorpater und überhaupt von der livländischen Gesellschaft als ein halber Ketzer angesehen, und Prof. Alexander Oettingen, der mehrfach zur Synode in Walk im Hause meiner Eltern war, (er wurde wegen seines ungemein beweglichen Geistes „mille fleurs" genannt) war zu klug, um seine leise Skepsis viel hervortreten zu lassen. In jenen Jahren galt das Wort: der und der ist ein Ungläubiger — ungefähr ebensoviel wie, er ist ein verlorener Mensch, ein Sünder wider den heil. Geist, ein Unseliger. Man identifizierte fromm mit tugendhaft. Wenn jetzt ein Theologe so stände, wie etwa der alte Harnack, der Vater des Berliner Professors, der in seiner Exegese z. B. an die Schaffung der Eva aus Adams

Rippe sehr erbauliche Betrachtungen über die von Gott damit gewollte Stellung der Frau zum Manne knüpfte, so könnte man ihm das mit Recht verdenken, damals aber war ein solch naiv einseitiger Standpunkt durchaus natürlich und erklärlich. Wie sollte mein Vater anders denken? Er war sehr bewandert in der Geschichte, in der Theologie und in der Kirchengeschichte, hatte aber von Pflanze und Tier, Physik und Naturgesetzen nur wenig Kenntnis.

Nun lebte damals bei uns der älteste Bruder meines Vaters, Wilhelm. Eine hagere mittelgroße Gestalt, das Käppchen auf dem Kopf, das Pfeifchen im Munde. Seine Kleider waren alt und abgetragen, er konnte sich aber nicht entschließen, neue Kleider zu tragen. An seinen Morgenschuhen schnitt er an der Stelle der kleinen Zehen große runde Löcher aus, der Hühneraugen wegen. Sonst trug er alte, nie geputzte Stiefel. Er liebte es mit einer Flinte spazieren zu gehen, obgleich er nie etwas schoß. Er hatte schon als Knabe, wenn die Brüder auf die Jagd gingen, oft an einem Platz gestanden und erklärt, er wolle ein Werstpfosten sein. Er pflegte eine Zigarre in 10 Stückchen zu zerschneiden und diese Stückchen einzeln aus der Pfeife zu rauchen. Er war sein Leben lang Hauslehrer gewesen, wobei es ihm auf eine Vergütung oder gar auf die Höhe derselben garnicht ankam. Seine Bedürfnisse, außer Essen und Trinken, worin er von unbeschreiblicher Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit war, mochten ihm vielleicht 3—5 Rbl. im Monat kosten. Als der Bruder Theodor starb und jeder nachbleibende Bruder etwa 6000 Rbl. erbte, brauchte Wilhelm nicht mehr Hauslehrer zu sein; er konnte bequem von den Zinsen leben. Er gebrauchte anstatt einer Brille ein kleines Brettchen mit einem feinen Loch zum Lesen. Er besaß eine ungeheure Gelehrsamkeit. Er las oft zu meinem Erstaunen mathematische Bücher, die außer den Worten: „die Formel wird so entwickelt: " auf 30 Seiten keinen weiteren Worttext enthielten. Er war ein vortrefflicher Kenner der Chemie, Physik, Naturphilosophie, Geschichte, Mathematik, des Latein und Griechisch. Natürlich wurde er zuweilen als Vertreter des Darwinismus, der damals mit Spott und Hohn übergossen wurde, von Damen und Herren mit der famosen Frage angegriffen: „Aber glauben Sie denn wirklich, daß die Menschen von den Affen abstammen?" Selbstredend ließ er sich nicht darauf ein, mit solchen offenbaren Ignoranten zu disputieren, sondern sagte bloß lächelnd: „Na, so ähnlich, ja, ja, warum nicht!" schob sein Pfeifchen in den anderen Mundwinkel und fragte seinerseits, ob nicht in der Musse oder in Werro oder sonst wo wieder eine Prügelei stattgefunden habe. Er teilte die Menschheit in 3 Klassen: anständige Menschen, „Titere" (lettisch = Kalkuhnen) und Knoten. Anständig waren diejenigen, die wissenschaftlich arbeiteten und das Geld-erwerben verachteten, außerdem alle Kurländer; Titere waren alle Frauen. Er mußte offenbar einmal eine sehr schlechte Erfahrung mit Frauen gemacht haben, er hielt das ganze Frauengeschlecht für minderwertig, kleinlich und für ein mehr oder minder notwendiges Übel. Knoten waren alle, die darauf ausgehen, Geld zu erwerben, oder die keine Bildung besaßen. Knoten waren

Leute, die sich betrinken, die Radau machen, sich prügeln. Knoten waren Gutsbesitzer, die zu hohe Pachten fordern und zu geringe Löhne zahlen. Knoten waren die meisten Kaufleute, wenn sie das Publikum zu übervorteilen suchen. Er besaß im Grunde eine außerordentliche Menschenverachtung, doch war dieselbe nicht bitter, sondern humoristisch gefärbt. Sich selbst überschätzte er keineswegs, er war nicht hochmütig; er lachte aufrichtig und herzlich über alles Knotige. Eisenbahnen oder den Telegraphen zu benutzen vermied er, so sehr er konnte. Er mietete sich viel lieber ein Bauernfuhrwerk oder fuhr mit der Post. Ein Herr, der 7 Werst von Walk wohnte, forderte ihn auf, doch mit ihm zusammen in seiner Kutsche zu fahren, da beide nach Walk wollten. Der alte Wilhelm sagte: „Ich danke! Ich bin kein Knot; ich werde mir einen Bauern mieten.“ Ich habe mich oft als Student mit ihm unterhalten und erstaunte stets über den Umfang seines Wissens. Nie prunkte er damit, nie fing er überhaupt an, von derartigen Dingen zu sprechen. Wenn man aber fragte, so antwortete er sehr erschöpfend und schloß meist mit einer Folgerung, die das Resultat seines Nachdenkens war, z. B. „und daher läßt es sich nicht sagen, was Materie ist, sie zerrinnt einem bei näherer Prüfung zwischen den Fingern zu einer Abstraktion“; oder: „und da sich also vom Aether die entgegengesetzten Eigenschaften annehmen lassen, so wird seine Existenz überhaupt zweifelhaft.“ Solche Gespräche führte er aber nur mit wenigen; mit den anderen Menschen vermied er sie. Am liebsten waren ihm Geschichten von Knoten; der naive Egoismus, das derbe Handeln, das urwüchsige, nicht von der Kultur überfirnißte Auftreten des Knoten verursuchte ihm ein unsägliches Vergnügen. Da war z. B. in Walk ein „Polizeimeister.“ Das war ein Bierbrauer, der kaum zu lesen verstand. Die ganze Polizei bestand aus dem Ratsdiener Kiel, der einen roten Rand um die Mütze trug. Auf einer Sitzung im Rathaus war die Anwesenheit des Polizeimeisters nötig. Kiel wurde nach ihm geschickt. Der Polizeimeister war aber in seinem Keller beschäftigt und kommt nicht. Nun wird ein kleiner Junge nach ihm geschickt. Dem händigt der Polizeimeister einen Zettel ein mit den Buchstaben: a. d. i.? Später wird er gefragt, was das bedeuten soll? Er sagt: Aber könnt ihr denn nicht lesen, es heißt doch: ats denn itz? (Hats denn Hitze, hat es Eile). Solche Geschichtchen waren für Onkel Wilhelm eine Quelle nie versiegenden Vergnügens. — Der alte Wilhelm wurde 86 Jahre alt. Sein Leben war ein rein innerliches. Er hat kaum eine Spur in der Welt zurückgelassen. Er lebte, ohne ein Träumer zu sein, in einer andern Welt. Er suchte keine Freundschaft, keine Liebe, ja nicht einmal eine Bekanntschaft. Aus dem Urteil der Menschen machte er sich nichts. Er lebte in seinen Büchern und genoß die Natur. Er tat niemand etwas zu Leide, aber auch niemand etwas zur Freude.

Eine ungeheure Erregung brachte das Jahr 1870. In Walk herrschte im Sommer eine gewaltige Hitze, es war staubig und drückend und das

Städtchen glich einem verschlafenen Träumer. Plötzlich stürzte Ratsdiener Kiel auf die Veranda, wo wir friedlich unsere saure Milch zum Mittag löffelten, und rief, ohne zu grüßen, mit weit aufgerissenen Augen: „Herr Propst, Krieg!" Mit Blitzesschnelle durchflog die Kunde die Stadt. Es bemächtigte sich aller eine ungeheure Aufregung. Man stand in Gruppen auf den Straßen und las die Telegramme. Dazu kam, daß in einer Nacht ein Nordlicht zu sehen war, wie ich es überharpt auch nur annähernd niemals gesehen habe. Ein Nordlicht, im Juli, und von einer unglaublichen Stärke! Der halbe Himmel war vollkommen blutrot und dabei zuckten beständig purpurrote Strahlen bis zum Zenit. Es war wirklich, als kämpften feindliche Geisterheere am Himmel einen Weltuntergangskampf. Das Nordlicht machte auf alle Menschen einen tiefen, erschütternden Eindruck.

Die Nachrichten vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz erhielten alle Welt in fieberhafter Spannung. Einst stürmte Kiel wieder bleich vor Aufregung ins Zimmer und rief: „Herr Propst, Napoleon ist gefangen!" Die Zeitungen, das Daheim und ähnliches wurde mit größter Aufmerksamkeit gelesen. Ich war 10 Jahre alt, wußte aber genau Bescheid über alle Vorgänge im Felde.

Im Sommer 1871 fand die Hochzeit meiner ältesten Schwester Maria mit dem Pastor Wilhelm Tiling statt. Sie wurde im Pastorat Dalbingen gefeiert. Dort lebte Onkel Hermann, der dritte Bruder meines Vaters, als Pastor. Dalbingen, in der Nähe der Versuchsfarm des Rigaschen Polytechnikums Peterhof gelegen, ist ein landsches Pastorat von geradezu unwahrscheinlicher Weltabgeschiedenheit. Eine friedlichere Idylle läßt sich kaum denken. Das Pastorat liegt weit ab von der Landstraße, am Rande eines mächtig großen Waldes. Dort hat Onkel Hermann sein ganzes Leben als Pastor verbracht. Er war ein Mann, wie es ähnliche wohl schwerlich gibt. Er war vollkommene Güte. Aus seinen leuchtenden blauen Augen sprach Ruhe, Heiterkeit, Milde, Herzlichkeit. Ebenso einfach und anspruchslos, wie in der Kleidung, war er im Essen und Trinken. Er besaß absolut keine ehrgeizigen Gedanken oder heißen Wünsche. Seine Bienen zu beobachten, im Garten zu sitzen oder im Walde, längs dem Flüßchen, der Misse, zu wandeln, oder auf der Veranda die Mitausche und Rigasche Zeitung zu lesen — das war für ihn die angenehmste Beschäftigung, der Genuß des Lebens. Er war kein Mann der Tat; er wäre wohl schwerlich imstande gewesen, mit starker Hand durchzugreifen, schon deshalb, weil er viel zu gutmütig war, um jemand hart anzufassen. Ich bin oft in Dalbingen gewesen, habe aber nie gesehen, daß Onkel Hermann einmal schlechter Laune gewesen wäre. Undenkbar scheint mir, daß er heftig oder zornig hätte werden können. Ebenso undenkbar war es, daß er irgend ein Unrecht hätte begehen können. Einmal war er in Mitau. Er hatte den Kutscher mit einem Pferde fortgeschickt, um dasselbe auf dem Markte zu verkaufen. Aber da fiel ihm ein, daß der Kutscher viel-

leicht die Fehler des Pferdes verschweigen könnte. Er ging also sofort auf den Markt. Richtig stand ein Käufer schon da und handelte mit dem Kutscher. Onkel Hermann trat heran und sagte: „Mein lieber Mann, Sie werden vielleicht nicht bemerkt haben, daß das Pferd auf einem Auge blind ist. Außerdem streicht es zuweilen und ist älter als es aussieht. Sie werden es für 14 halten, es ist aber 18 Jahre alt.“ Der Käufer sah Onkel Hermann scharf an, sprach kein Wort mehr und ging fort; er mochte ihn wohl nicht für recht gescheit halten. Natürlich mußte Onkel Hermann das Pferd wieder nach Hause mitnehmen. Er besaß gar keine Neigung zur Kritik oder zum Zweifel. Er war gewöhnt, alles auf Treu und Glauben hinzunehmen. Einmal machte er beim Abendessen die Bemerkung: „Der römische Konsul, der seine beiden Söhne hinrichten ließ, war doch eine herrische Natur.“ Ich sagte: „Aber Onkel, das durfte er doch garnicht. Er kann doch nicht Vater und Richter zugleich sein! Das hätte kein Gericht der Welt zugelassen, als Partei darf man doch nicht richten!“ „Sieh mal,“ sagte Onkel Hermann, „so habe ich es nie betrachtet, aber du kannst Recht haben.“ Er faßte die meisten Dinge des Lebens als von Gott so geordnet auf und nahm die Geschehnisse mit dem Vertrauen eines Kindes hin.

Seine Frau, Tante Lottchen, geb. v. Richter, war eine äußerst zartgesinnte, feine und empfindsame Frau. Sie war eine Jean Paulsche schöne Seele. Sie machte einen durchaus jungfräulichen, aber nicht altjungferlichen Eindruck. Schon die altertümliche Frisur, das kleine Spitzenhäubchen, die einfache, aber peinlich adrette Kleidung — alles paßte vollkommen zu ihrer Persönlichkeit. Ein einziges Mal in ihrem Leben hat dieses alte Paar eine „Ausschweifung“ begangen! Mein Vater, meine Mutter, Tiling und seine Braut, Onkel Hermann und Tante Lottchen, Onkel Theodor, ich kleiner Spuz von 11 Jahren — trafen uns in Riga im Hotel Frankfurt am Main. Zum Mittagessen ließ Onkel Theodor 2 Flaschen Champagner kommen, und man ließ das Brautpaar leben. Nun bestellten mein Vater und Onkel Hermann noch 1 Flasche Roederer, trotz der zaghaften Proteste von Tante Lottchen. Als diese 3 Flaschen getrunken waren, zeigte es sich, daß Tante Lottchen glänzende Augen und gerötete Wangen hatte und sehr verlegen erklärte, sie müsse unbedingt nach Hause, während Onkel Hermann durchaus nicht abgeneigt schien, noch weiter dazubleiben!

Zur Hochzeit meiner Schwester Marie mit Pastor Tiling waren mein Vater und seine Brüder Hermann, Wilhelm, Viktor und Theodor zugegen. Onkel Theodor war Arzt, meist in Littauen, in Pokroi, Poneweſch und anderen Orten. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit einem langen Bart. Er sah genau so aus wie Tizian; zum Verwechseln. Er hatte etwa um 1840 in Dorpat studiert, war aber wegen einiger toller Streiche relegiert worden. Er hatte sich nämlich mit einer Flasche Bier vor dem Hause des Kurators direkt aufs Pflaster hingesetzt und laut gesungen: „Hier sitz ich auf Rosen mit

Veilchen bekränzt!" Sodann soll er die Flasche ins Fenster des Kurators geworfen haben. Er wurde auf ewig relegiert und ging nach Königsberg, um auszustudieren. Aber auch hier machte er Schulden und dumme Streiche. Mein Vater, der damals Hauslehrer in Dondangen war, mußte nach Königsberg fahren und ihn dort losmachen. Darauf aber nahm er sich zusammen und studierte fleißig, bis er das Schlußexamen machen konnte.

Onkel Theodor war, als ich ihn kennen lernte, ein ernster Mann von großer Bildung und weitem Horizont. Er besaß einen außerordentlich klaren Verstand, ein richtiges Urteil, eine große Ueberzeugungstreue und einen Drang nach Wahrheit. Er war naturwissenschaftlich gebildet. Und nun saßen die Brüder in der Laube zusammen und das Gespräch kam auf Darwin. Und von Darwin auf die Dogmen des Christentums. Ich saß dabei und hörte mit glänzenden Augen zu; denn ich hatte in meiner Lesewut schon eine Menge Bücher gelesen, d. h. verschlungen und natürlich nur zur Hälfte verstanden. Mein Vater, sehr erregt, und Onkel Hermann, sehr ernst, fragten, ob Theodor denn nicht „glaube"? Und als er antwortete: „Ich kann nicht an Dinge glauben, die meiner ärztlichen Erfahrung, meiner Vernunft und den Naturgesetzen direkt widersprechen" — da empfand ich, daß hier zwei Welten, zwei Zeiten gegenüber stehen, die durch eine nicht zu überbrückende Kluft geschieden sind. Die Frauen konnten Onkel Theodor nur mit einem gewissen leise schauernden Respekt ansehen: er war ein Ungläubiger Indessen, Onkel Theodor war im übrigen ein vortrefflicher Mensch. Er war äußerst pflichtgetreu und tat für seine Patienten, was er nur konnte. Trotz seiner geringen Honorare — Arme behandelte er sehr oft unentgeltlich — hinterließ er bei seinem Tode ein Kapital von gegen 40,000 Rbl., das unter die Geschwister verteilt wurde und ihnen sehr zustatten kam.

Ich hatte eine große Verehrung für Onkel Theodor. Er war ein so ruhiger, abgeklärter Mensch, er kannte und liebte die Natur uud ihre Geschöpfe. Er verschmähte es nicht, sich mit mir grünem Jungen über Gesichtswinkel, arische Rasse und Galls Schädellehre zu unterhalten, ohne mich seine Überlegenheit irgendwie empfinden zu lassen. Er war eine grundehrliche Natur und besaß einen weiten Horizont. Er machte absolut kein Wesen von sich, war völlig frei von irgend einer Art Eitelkeit, — eine Unterhaltung von 5 Minuten genügte, um ihn als den geraden, ehrlichen Mann kennen zu lernen, der er war. Er war unverheiratet und starb 1880 als 70jähriger.

Onkel Ernst, den jüngsten der Brüder, habe ich leider niemals gesehen. Seine Frau war eine geborene Quest. Onkel Ernst war und ist noch gegenwärtig Arzt im Innern Rußlands.

Onkel Viktor dagegen habe ich am genauesten kennen gelernt, da er Bürgermeister in Dorpat war und ich dort studierte. Ich war fast jeden Sonntag dort zu Mittag. Onkel Viktor war ungefähr bis zu seinem 15. oder 16. Jahr ein ziemlicher Nichtstuer gewesen. Er ging in Irben vom Morgen bis zum Abend auf die Jagd. Es waren ja damals ideale Zeiten für einen

Jäger, man konnte jagen, wann, wo und wie oft man wollte. Aber eines schönen Tages, als er hinter der Scheune im Grase lag und träumte, kam ihm plötzlich der Gedanke: halt — was soll aber denn eigentlich aus mir werden? Ich müßte doch eigentlich studieren; ich kann doch nicht ewig Birkhühner jagen! Soll ich denn Buschwächter werden? — Nein, so geht das nicht weiter; es muß etwas geschehen, ich will und werde ein ganzer Mann werden -- — „und weil dieser Gedanke plötzlich in voller Stärke mich erfaßte, so führte ich meine rechte Hand an den Mund und biß ein tüchtiges Stück Fleisch heraus." Zwischen Daumenwurzel und Zeigefinger sah man deutlich die große weiße Narbe, das Zeichen des Gelübdes.

Onkel Viktor war mit Hannchen Lichtenstein verheiratet, einer kleinen, zierlichen und höchst ästhetischen Dame. Sie liebte es, ihre weltverbessernden Ideen zu entwickeln, vor allem wollte sie das Leben der Dorpater Studenten reformieren und von den Verfehlungen in Bacchо und in Venere säubern. Onkel Viktor hörte ihre gutgemeinten, aber praktisch schwer durchführbaren Theorien geduldig an, küßte sie dann lächelnd und sagte: „Ach du mein liebes kleines Frauchen!" Tante Hannchen starb Anfang der 80-ger Jahre.

Ich ging sehr oft am Sonntag zu Onkel Viktor zum Mittag. Er, seine Tochter Marie, die er zärtlich liebte, die beiden Söhne Max (Advokat in Hasenpoth) und Artur (Doktor in Kuda) und ich bildeten dann einen sehr fröhlichen Kreis. Onkel war ein vorzüglicher Gesellschafter. Er war eine helle, klare, warme Natur voll Verstand und harmloser Heiterkeit. Ein Mensch von großer Herzensgüte. Am meisten schätze ich es jetzt, rückblickend, an ihm, daß er, ähnlich wie Onkel Theodor, mich, der ich doch nur ein junges Studentlein war, geradezu für voll nahm und als Mann zum Mann mit mir sprach. Niemals spottete er über meine jugendlichen Ansichten. Solch ein Mann ist für strebende Jünglinge von garnicht genug zu schätzendem Einfluß. Dazu kommt, daß Onkel Viktor eine sehr hochstehende moralische Persönlichkeit war. Er war fromm im besten Sinne dieses oft mißbrauchten Wortes — bei ihm deckte sich nämlich Glaube und Moral. Viele seiner Aussprüche sind mir wörtlich in der Erinnerung geblieben. „Wenn jemand die Möglichkeit hat, schlecht oder gut zu handeln, und sich für das Gute entscheidet, so hat er frei gehandelt; frei ist ein moralischer Begriff." Auf meine skeptischen Äußerungen über das Abendmahl sagte er: „So wie man durch die Nahrung körperliche Kraft erhält, so gibt der Genuß des Abendmahls sittliche Kraft." „Weder der Richter, noch das Gesetz darf begnadigen. Das Begnadigungsrecht steht über dem Gesetz, daher hat es nur der Herrscher." Onkel Viktor war stets guter Laune, oft von sprudelnder Lebhaftigkeit. Auf Kleidung oder Leckerbissen gab er, wie alle Kupffers, garnichts. Er war bedürfnislos. Außer seiner Zigarre und seiner Flinte hätte er gern alles übrige, die „verfluchten Sachen", wie er scherzend sagte, entbehren mögen. Er war eine vollkommen harmonische Natur, absolut ehrenhaft und wahr, unfähig, die geringste schlechte Handlung

zu begehen — wie übrigens alle 6 Brüder. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, d. h. nicht das, was man einen wütenden Schießer nennen würde, sondern ein Naturfreund, der Sumpf und Moor mit seiner Diana zu durchstreifen liebte und ein, zwei, drei Hühner mit sicherem Schuß herunterholte. Auf dem Schnepfenstand genoß er, wie Turgenjew, die Abendstimmung in der herben Frühlingslandschaft.

Ich glaube, Onkel Viktor besaß keine Feinde. Er verkehrte mit den Dorpater Professoren genau ebenso als ganzer Vollmensch, wie mit den alten verhutzelten Weiberchen, die mit irgend einem Bittgesuch zu ihm kamen.

Er war frei von jeder persönlichen Eitelkeit. Noch mehr, er wollte durchaus nicht irgendwie geehrt oder gefeiert werden. Als in Dorpat Straßenschilder angebracht wurden, bekam die schmale Straße, die an seinem Hause am Domgraben vorbeiführte, den Namen „Kupfferstraße" Aber er ließ das Schild abnehmen und die Straße nach dem früheren Besitzer seines Hauses „Hetzelstraße" nennen.

Im Domgraben oder längs der Tannenallee nach Techelfer spazieren zu gehen, war für ihn ein täglicher Genuß. Dann nahm er Sonnenschein, Licht, Farben und Formen der Landschaft mit empfänglicher Seele in sich auf; diese Spaziergänge brachten ihm nach den vielen Sorgen seines Amtes die ruhige Klarheit des Geistes, die Heiterkeit des Gemütes wieder.

Vor dem Tode hatte er nicht die geringste Furcht. Im Gegenteil, als die Wassersucht bei ihm mehr und mehr zunahm und er nur noch einige Tage zu leben hatte, sagte er: „Also noch bis Freitag muß ich warten: dann werden sich alle Rätsel lösen, dann werde ich alles sehen." Onkel Viktor war ein Mann aus einem Guß, er war ebenso klug wie gut, ebenso gut wie energisch. Es ging etwas Helles, Strahlendes von ihm aus. Eine Sonnenseele. —

So waren die 5 Brüder: Prachtmenschen. Jeder in seiner Art etwas Ganzes, Großes. Sie verkörperten die begrifflichen Ideale: die strenge Würde, die Gelehrsamkeit, die Wahrheit, die Herzensgüte, die Lauterkeit.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Henry Longfellow, die finnischen Runen und unsere Kinder.

Von Emil Thomson. (St. Petersburg.)

Was war das für eine Aufregung jenseit des großen Wassers, als Longfellow im Herbst 1855 Amerika den Amerikanern entdeckte, als er sie das Poetische in der indianischen Völkernatur erkennen lehrte, das gerade von den nächsten Umwohnern der Rothäute niemals begriffen worden war! Im „Sange

von Hiawatha“ war auf einmal nichts mehr vom blutlechzenden Geheule der Tschippewäer, Irokesen und Dacotahs auf der Jagd nach dem Bison und nach dem Skalpe zu hören, mit dem bisher die Bleichgesichte bis zum Gruseln erschreckt worden waren, — da begleitete man den indianischen Gottsucher auf seinen wunderlichen Irrwegen, da nahm man an harmlosem Scherz und Spiel in seinem Wigwam Anteil, da belauschte man Jüngling und Jungfrau bei wonnigem Liebesgeplauder, da sah man die ernste Arbeit des Hauses, sorgte sich um die Not am häuslichen Herde, erfuhr die unsägliche Trübsal beim Tode der Lieben. Es war ganz, wie bei uns! Es hatte uns früher nur so unendliches Vergnügen gemacht, zu hören, was es für greuliche Mordbrenner auf der Welt gebe: es war so interessant und wir erhielten einen vortrefflichen Stoff für die Jugendlektüre. — Jetzt aber gewannen ernste amerikanische Forscher, wie J. G. Müller und Henry Schoolcraft Atem und Zuversicht, daß man ihren ethnographischen und mythologischen Mitteilungen endlich Gehör schenken werde; das große Publikum war in einem Taumel der Begeisterung und des Entzückens, so daß der Verlag in Boston in einem halben Jahre 30 Auflagen erscheinen lassen konnte, das heißt, 30 000 Abzüge verkaufte! Ja, ja, wir haben wohl viel Grund, von den ausschließlich materiellen Interessen der Amerikaner wehleidig zu jammern. — Gleichzeitig erschien damals in London eine Ausgabe des Sanges von Hiawatha für Europa; ich weiß aber nicht, ob sie es im Laufe der verflossenen 60 Jahre auf 30 Auflagen gebracht hat.

Doch man glaube nicht, daß sich in dieser Begeisterung der öffentliche Anteil erschöpfte! Auch die Gegnerschaft war bedeutend: in einem einzigen Jahre erschienen nicht weniger als zwei Parodien, — ganze Bücher! Es wird uns lebhaft beschäftigen, daß die rührigste und erbittertste Feindseligkeit sich nicht etwa gegen die Verherrlichung der Paria wandte, deren Ungefährlichkeit allerdings schon damals nicht mehr bezweifelt werden konnte, sondern *gegen die metrische Form der Dichtung*! Sie überraschte, befremdete! sie war unenglisch in ihrem ganzen Rhythmus, in der Tonfolge, im Satzbau! Daß die Spenserstanze seit Scott und Lord Byron abhanden gekommen war, darein mußte man sich schon ergeben, aber der Blankvers, der englische Blankvers, der sich die ganze Welt gewonnen hatte, warum war er nicht gewählt worden? Warum wurden die Leser in diese ganz ungewohnte Klangwelt, vor diesen unbekannten Tonfall gestellt, der dem englischen Geiste so sehr widersprach, der im „energischen, anspringenden, hinausdrängenden Gange des Jambus“ all seine Dichtung formte. Und hier wurde durch ein bedeutendes Epos das Gegenteil gewagt! Hier hatte man den Trochäus, den vierfüßigen Trochäus. — Die dem Dichter wohlwollten, erklärten, wir stünden vor einer genialen metrischen Neuschöpfung, doch da erkannte der englische Calderonübersetzer ein bekanntes Maß und Gefüge, das die spanische Literatur beherrschte. Durch Herders „Cid“ war es ja auch in die deutsche gedrungen, durch Grillparzers „Ahnfrau“ hatte es Ansehn und Volkstümlichkeit erlangt und die

Schicksalstragöden brachten es unter die Masse, bis sie von Platen mit der „verhängnisvollen Gabel“ abgestochen wurden. Seitdem ist von diesem Metrum in der deutschen Literatur kaum noch die Rede. — Die Entdeckung, daß Longfellow beim berühmten poetischen Kapital der Spanier eine Anleihe gemacht habe, schien manchen überzeugend, fand aber sehr bald lebhaften und dabei wohlbegründeten Widerspruch, der sich auf das finnische Heldenepos berief. Die Stellung dieser Gruppe war übrigens nicht günstig, denn konnten ihre Gegner sich auf Zeugnisse stützen, die jedermann zugänglich, den Gebildeten meist bekannt, vielen wert und lieb waren, so mußten sie den Acker erst bestellen, von dem geerntet werden sollte. Denn sinds viele in Europa, die das finnische Epos kennen? Dürfen wir in Amerika eine größere Kenntnis voraussetzen?

Desto mehr aber geht uns diese Frage an. Denn uns sollte sie von früh auf vertraut sein; sind unser doch manche auf demselben Boden erwachsen, in dem jene großen Dichtungen keimten und wurzeln. Ich muß mich hier auf das finnische Kalevala beschränken, muß einstweilen den estnischen Kalewi-poeg ausschalten, der grundsätzlich unter denselben Bedingungen betrachtet werden müßte, aber tatsächlich, als jener Streit aufflammte und loderte, noch gar nicht in seiner Sammlung und Zusammenstellung zum Abschluß gediehen war, so daß er auf die Gestaltung des amerikanischen Epos keinen Einfluß üben konnte. Der lebhaft geführte Streit wurde übrigens schon im Jahre seiner Entstehung zur Entscheidung gebracht, und da diese für die finnische Dichtung ausfiel, die uns nahe steht oder stehn sollte, so will ich mit dem ganzen, überaus seltenen Schriftstücke bekannt machen. Sein Verfasser ist der deutsche Dichter Ferdinand Freiligrath, der damals in England Zuflucht vor der Polizei und Heimat gefunden hatte und seinen hohen Ruhm auch der Übersetzung des „Sanges von Hiawatha“ verdankt; enthalten ist der Bericht im englischen Athenaeum Nr. 1470 von 29. Dez. 1885 und die deutsche Fassung dank ich meiner Tochter Thusnelda. So aber schreibt Freiligrath:

„Der Streit in dieser Frage ist noch nicht entschieden; da sind vielleicht einige Worte am Platze, die nicht absichtslos geschrieben worden sind, sondern mit dem Wunsch, ihn zu beenden.

Die Lage der Dinge ist, kurz gesagt, folgende: Herr Howitt schreibt das Versmaß in Longfellows Dichtung mit Recht den Finnen zu, Herr M. Carthy dagegen erklärt es für spanisch. „W. S.“ steht augenscheinlich nicht auf Herrn Howitts Seite, aber seine Versuche, die Autorität dieses Herrn auf finnischem Gebiete überhaupt zu erschüttern, haben ihn tief in mythologische Fragen hineingeführt, so daß der Ausgangspunkt eine nebensächliche Rolle spielt. Herr Brockie endlich würde wohl zugunsten der finnischen Ansprüche entscheiden, aber er zögert, — er ist seiner Sache nicht gewiß. Und er könnte doch sicher sein, denn es gibt hier nicht den geringsten Zweifel, daß Herr Howitt mit seinen Behauptungen über das Versmaß vom Hiawatha völlig recht hat, nur wird er vielleicht mehr durch sein dichterisches

Urteil und durch seinen metrischen Takt gestützt, als durch eine genaue Kenntnis der Tatsachen, die, einmal anerkannt, die Frage über jede weitere Erörterung erheben muß. Allerdings hat Herr Howitt diese Tatsache angedeutet, wenn er von der Wiederholung von Beiworten, Wendungen und Zeilen spricht, „an den n die finnische Poesie so reich" ist, aber er scheint sich dessen nicht bewußt, daß die Runen nicht nur „sehr reich sind" an solchen „Wiederholungen", sondern daß sie die Regel bilden, ja, ein Gesetz der Dichtung. Dieses Gesetz, um es gleich zu nennen, ist der Parallelismus, d. h. der verschiedene Ausdruck desselben Gedankens in zwei, manchmal in drei oder vier auf einander folgenden Zeilen wiederholt. Der Parallelismus zusammen mit einer zweifachen Art der Alliteration ist die spezielle Eigenheit der finnländischen Dichtung, und, füg ich hinzu, eine sehr bemerkenswerte, welche, wie ich annehmen möchte, auf den orientalischen Ursprung dieser nordischen Gesänge hinweist. Es ist äußerst verwunderlich, daß diese Eigenheit einem so gründlichen Kenner des Finnischen entgangen ist. Er hätte sie sogar in den 15 Zeilen von Goethes „Finnischem Liede" (vgl. Soph. Ausg. I S. 155), das er selbst zitiert, finden können:

Gern entbehrt' ich gute Bissen,
Priesters Tafelfleisch vergäß ich
Eher, als dem Freund entsagen.

Im ganzen hat ja Longfellow — kluger Weise — tatsächlich nicht die künstliche Form der Alliteration benutzt, die in einer Dichtung, die über 5000 Zeilen enthält, unserem modernen Ohre seltsam und veraltet klingen muß. In dieser Einzelheit ist das Versmaß im Hiawatha von seinem finnländischen Urbild allerdings abgewichen. Ebensowenig hat Longfellow jedoch die Assonanz angewendet, die das Kennzeichen des spanischen trochäischen Versmaßes ist, (obgleich man sie ja natürlich in Carthys Uebersetzung des Calderon nicht findet); also auch aus diesem Grunde können wir den Gedanken eines spanischen Ursprunges aufgeben. Was dagegen Longfellow angenommen und mit einem Geschick angewandt hat, das auf jeder Seite des „Hiawatha" hervorleuchtet, ist der Parallelismus der finnischen Runen, eine rhetorische Figur, welche dieser Art nationaler Dichtung eigen ist, wie ich schon vorhin gesagt habe. Das löst die Frage, scheint mir! Ich will nicht sagen, Hiawatha sei im alten nationalen Versmaße der Finnen, aber ganz ohne Zweifel ist es in einem finnischen Metrum geschrieben, das dem Geiste der englischen Sprache und dem modernen Geschmack entsprechend vom Feingefühl des amerikanischen Dichters verändert worden ist. Ich glaube fest, als Longfellow den „Hiawatha" schuf, zitterte in seiner Seele die liebliche Monotonie der finnischen Trochäen nach, nicht der melodische Fall der spanischen.

Abgesehen von diesem inneren Beweise, der an sich genügt, die Tatsache außer Frage zu stellen, will ich noch hinzufügen, daß wir im Sommer 1842, als Longfellow am Rheine war, uns oft an dem anziehenden Versmaß und

den eigenartig schönen und naturwüchsigen Liedern Finnlands erfreuten. Wir lasen damals Dr. v. Schröters „Finnische Runen", — finnisch und deutsch (Stuttgart und Tübingen, 1834), ein äußerst lehrreiches Büchlein, das Folklore und Volksdichtung bot, 18 Jahre bevor Schiefners Übersetzung des Kalevala genauere Bekanntschaft möglich machte. Nur Goethes „Finnisches Lied" und Platens Uebersetzung von „Wäinemoinens Harfe" aus dem Schwedischen (vgl. Platens Werke, Cottasche Ausgabe, 1853, II S. 327) waren ihm vorausgegangen. —

Diese Überlegungen werden hoffentlich wenig Zweifel an dem Dichtungsgebiete lassen, das Longfellow zu dem Versmaß anregte, das so viel Widerstreit hervorgerufen hat."

Was Freiligrath „innere Beweise" nennt, sind Darlegungen, die sich einzig auf das Gedicht selbst beziehen, aber daß sie sich ausschließlich auf die Form der Dichtung beziehen, nicht auf ihren Inhalt, steht jedenfalls nicht im Widerspruch zu seiner Absicht, und ich werde ihm mit voller Überzeugung folgen. Bei der Behandlung eines dichterischen Kunstwerkes diese ängstliche Scheidung zwischen dem Inhalt und der Form zu machen, scheint' mir unerlaubt: sie gehören unlöslich zusammen. Die Not der Dichtung in der Schule, überlegts euch nur! hat mit der Mißhandlung der Dichtungsform in Schule und Haus und Gesellschaft begonnen. Wer versteht heut' auch nur ein bescheidenes Geschichtchen mit Ausdruck vorzulesen? Wer kann ein harmloses Gedicht vortragen? Einst gehörte diese Fähigkeit zum gesellschaftlichen Anstand, heut' erfreut man sich nur gegen Eintrittsgeld daran, Gesellschaft und Haus haben darauf verzichtet und der Schule ein abscheuliches Zerrbild davon überantwortet. Die Notleidende unter den Künsten ist hierbei die Dichtung, — keiner anderen mutet man zu, was sie ertragen gelernt hat. Würde der Zeichenlehrer sichs bieten lassen, daß ihm 40, 50 Schüler in atemloser Folge wesensverwandte Fratzen und Teufeleien vorkritzelten? — Würde der Gesanglehrer eine unablässig wiederholte Katzenmusik dulden? Der Sprachlehrer ist abgehärtet und ergibt sich seufzend ins Unvermeidliche; er läßt die Gedichte „aufsagen", wie es seit Jahren und Jahrzehnten in den Vorschriften verlangt wird, und daß es dabei zu einer ungleichmäßigen Anstrengung der Kinderhirne und zu einer unwürdigen Entstellung der Kunstwerke kommen muß, kommt weiter nicht in Betracht, — kommen muß, denn immer wieder handelt sichs um neue Zufuhr, die das Gedächtnis verarbeiten soll, und immer wieder werden alle Geisteskräfte von jeder Anstrengung befreit, um die mechanische Aufnahme des neuen Stoffes zu ermöglichen. Nun heißt's Metrik lernen, nun heißt's Stilistik lernen, nun Poetik, denn Kunsterziehung ist auf der Tagesordnung, und sauber geschachtelt und lateinisch etikettiert werden all' diese seltsamen Versfüße und wunderlichen Redefiguren in den Gedächtnisschrein verpackt — und vergessen, — und dabei denkt niemand, daß sie von den ältesten Menschen dieser Erde gebraucht wurden, deren Namen uns über-

liefert werden, daß fast primitive Völker sie kennen, denen das Lesen und Schreiben nicht bekannt ist, — daß unsere Kinder von ihnen wissen, schon lange, bevor sie auf der Schulbank gesessen haben. Freiligrath macht es Howitt zum Vorwurf, daß er sich des nicht bewußt war, hier vor einem Gesetze der finnischen Epos zu stehen, aber überlegen wirs uns doch, wieviel Jahrhunderte vergehn mußten, bevor Herder dieses Gesetz in den poetischen Büchern und Sprüchen der Bibel erkannte. Da heißt es schon im Mose I. 4. 23. 24:

Ihr Weiber Lamechs, höret meine Rede
und merkt, was ich sage,
Ich hab einen Mann erschlagen, mir zur Wunde,
und einen Jüngling, mir zur Beule,
Kain soll siebenmal gerochen werden,
aber Lamech sieben und siebenzigmal.

Herder fand eine geistreiche Deutung. Ihm ist der Parallelismus ein kurzer und einfacher Chorgesang von Strophe und Antistrophe. „Die beiden Glieder bestärken, erheben, bekräftigen einander in ihrer Lehre oder Freude." (Muß ich es noch besonders angeben, daß Herder diese Erläuterung nicht gerade auf Lamechs Gedicht abgepaßt hat?) „Bei Jubelgesängen ist das offenbar; bei Klaggesängen will es die Natur des Seufzers und der Klage; das Atemholen stärkt gleichsam und tröstet die Seele; der andere Teil des Chors nimmt an unserem Schmerze Teil und ist das Echo unseres Schmerzes. Bei Lehroden bekräftigt ein Spruch den andern: es ist als ob ein Vater zu seinem Sohne spräche und die Mutter es wiederholte. Bei Gesängen der Liebe gibts die Sache selbst, sie will süßes Geschwätz, Wechsel der Herzen und der Gedanken. Sobald sich das Herz ergießt, strömt Welle auf Welle."

Ein berückender Geistesreichtum, aber darin gerade liegt, mein ich, seine Schwäche: geistreich sind nun einmal der Primitive und das Kind nicht, und finden wir doch bei ihnen diese Erscheinungen entstanden und entwickelt, so müssen sie eben von einfacheren Beweggründen veranlaßt worden sein, die in ihren ungekünstelten Gedankengang aufgenommen werden können. Es bleibt ja Fortgeschritteneren unbenommen, wenn sie diese Erscheinungsformen aufnehmen und weiterbilden, sie von den zusammengesetztesten Bedenken abhängig zu machen. Am Anfang aber war die Schlichtheit! In unserem Falle wird diese Bemerkung von dem finnischen Epos und von den Bräuchen seiner Runensänger bestätigt, deren letzte uns ja noch verständlich und sichtbar gewesen sind. Erlaubt soll es hierbei übrigens jedem sein, sich über den so ganz unwissenschaftlichen Gebrauch des Ausdrucks „primitive Völker" zu erregen und seine Anwendung auf Finnland für beleidigend zu erklären; ich habe durch ihn nur sagen wollen, daß sie dem Ursprung aller Begriffe, also auch derer der Kunst noch am nächsten standen und dem Empfinden der Rothäute des Hiawatha gewiß nach begreiflicher waren, als die ritterlichen und christlichen

Vorfahren des Don Quixote. — Wie aber in ihnen die Redefigur des Parallelismus entstehen und sich ausbilden mußte, tut uns Hermann Paul von Helsingfors (also nicht der von München!) im Vorworte zu seiner Übersetzung des Kalevala überzeugend dar: „Die Runen werden von zwei Sängern vorgetragen, die sich gegenübersitzend beide Hände reichen und unter beständigem Wiegen des Oberkörpers den Gesang so beginnen, daß der Hauptsänger nach einer einfachen, herkömmlichen Melodie den ersten Vers singt, der vom zweiten wiederholt wird; dadurch entstehen die sogenannten Parallelverse, d. h. ein und derselbe Gedanke wird mit anderen Worten oder unter einem anderen Bilde wiederholt." Natürlich fällt damit auch die Mutmaßung des „orientalischen Ursprungs" fort, vielmehr fragt es sich, was bei den Semiten, in Ägypten und wo man sonst dem Parallelismus begegnet, der tatsächliche Anlaß geworden ist, daß sich dieser neue Grundsatz der Gliederung des Gedankens herausgebildet hat. Da handelt sichs, wie Moritz Carriere ausführt, nur um den inneren Rhythmus der Idee, die als Satz und Gegensatz, als Grund und Folge dargestellt wird. Ein besonderer Tonfall tritt in ihr nicht regelnd ein; es genügt, daß ein Glied dem andern an Gewicht und Umfang ungefähr entspreche. Also nach einer realen Veranlassung schau ich auch dort aus, wie sie sich im finnischen Epos uns mühlos zu erkennen gegeben hat; daß dieses, wie es ja ohne Frage dem amerikanischen Dichter der Leitstern gewesen ist, auch die orientalische Genoßsame zur Nachfolge bewogen habe, ist schon durch den ungeheuren Zeitabstand widerspruchslos ausgeschlossen.

Daß Longfellow die andere Bindung des finnischen Epos, — Freiligrath sagt: kluger Weise, — als Grundsatz abgelehnt hat, tut mir aufrichtig leid, denn die Befürchtung, die Alliteration würde seltsam und altertümlich wirken, ist durch Löwes Übersetzung des Kalewipoeg glänzend widerlegt worden. Die Stabung des Anlautes liegt im Sinne auch der germanischen Sprachen und ist den Indoeuropäern überhaupt wesensnahe. Doch beschränken wir uns zunächst auf das Deutsche! In der Fachsprache ist sie herrschend wie in der Umgangssprache, und der Kindersprache gehört sie erst recht an: des Knaben Wunderhorn jeder Kinderliedersammlung hütet ungezählte Schätze, vom Ringel Rangel Reie angefangen. Die Lockung ist eben zu groß: „das Ohr verweilt bei dem gleichen Klange", lautet Carrieres psychologische Auslegung, „während der innere Sinn auf eine ähnliche Vorstellung gerichtet ist; der Grundeindruck wird verstärkt, indem in mannigfachen Worten derselbe wieder durchklingt." Die Kinder zumal wissen ungezwungen jeder Gemütsstimmung, jeder Gemütswallung durch Rhythmus und Reim und vielfache Klangmalerei Ausdruck zu geben, — man denke: ohne die lateinischen Fachausdrücke zu kennen! — daß beschämt hinhört, wer ihren Spielen und Dichtungen ein Zeuge wird. Da denk ich verschollener Tage, wo Gleiches zum Austrag kam: ich selbst war unter den Kämpfern und Spielern und Dichtern und Sängern, also von blutwarmem Leben will ich sprechen, nicht von papierenen Blättern; ich sammle

auch keine Lorbeern des Dichterruhms für mich, denn die poetische Arbeit war genossenschaftlich, und ich erinnere mich nicht, ich war doch damals wohl nur 5 Jahr alt! — wie viel davon mir gehörte. Es war auf dem Dom in Reval, damals einer menschenverlassenen, wunderherrlichen, vergessenen Weltecke; wenn nachmittags unser Feind Leo Hammermann, — Gott weiß, warum wir ihn dafür hielten, — von der Arbeit heimkam und in den langen Üxküllschen Hof einbog, dann war die ganze Schar, etwa 10 Krabaten, Knaben und Mädchen, hinter ihm her, aber wartete, bis er in gefahrloser Entfernung war, dann jedoch brach der wilde Kriegsgesang nach eigener Melodie los:

Leo lipp lapp, Leo lipp lapp,
Leo steht auf Stangen,
Zieht Frack an, zieht Frack an,
Leo läuft zusammen!

Beim Worte Frack! liefen einige von uns schon mit entsetzlichem Wehegeheul davon, nicht etwa, weil Hammermann drohte, — er ging noch unbeirrt weiter, — sondern weil sie wußten, daß die schnöde Beleidigung der letzten der nun folgenden Worte nicht verziehen werden konnte. Und so war es denn auch. Daß wir seine langen Beine Stangen genannt, seine wehenden Rockschöße einem Fracke verglichen hatten, als wär er ein Kellner, hat er verzeihen können, jetzt aber handelt es sich um eine Ehrensache, denn feige war er gewiß nicht! Darum macht' er kehrt und trieb uns in die Flucht. Übrigens hat er niemals einen gefangen, — wie ich jetzt glaube, weil er ein edler Mensch war. Daß ich ihn später niemals gesehn, selbst seinen Namen nie gehört habe! Wie hätt ich ihm danken wollen!

Aber nicht von seiner Großmut und meiner Dankbarkeit, nicht einmal von den größeren oder geringeren dichterischen und sittlichen Vorzügen dieses Gedichtes wollt ich reden, sondern von seinen verstechnischen Eigenschaften, die im Frühalter des Menschen, wie der Völker, meisterhafter beherrscht werden, behaupt ich, als in einer späteren, durch den Schulbesuch beeinflußten Zeit. Legen wir nur die Hand an jenes Kinderlied, — es wird mir fast weh dabei, wenngleich es so schnöde Spottverse sind, als hätte sie ein kymrischer Barde gedichtet, um damit die Mäuse zu vergiften, — aber sezieren, analysieren wir es! — Lieblichen Schmelz sagen die Handbücher der Poetik einstimmig der Alliteration in l nach, und zum Unglücke heißt der Feind, der verspottet werden soll, Leo! Aber nun beachte man die gereihte Tücke: in vierfacher Stabung bringt die erste Zeile sofort das l, selbst die unbetonten Silben hallen es nach, und zum zweiten Male und in der vierten Zeile zum dritten Male nimmt der Versanfang das l wieder auf, — uns ekelt vor dem Überflusse des Süßen. Dabei wird der Name noch durch die begleitende läppische Klangmalerei „lipp lapp" verächtlich gemacht. Aber in scharfem Mißklange zum zärtlichen l steht dann schon in der zweiten Zeile der feindselige Zischlaut st: steht

auf Stangen! — Und dann der unerwartete Bruch des Rhythmus! An die Stelle des behaglich schwatzenden Trochäus tritt plötzlich wie zu Angriff und Flucht in erneuter Wiederkehr der zweimalige plänkelnde Choriambus, ∪—∪, ∪—∪, und erst dann geht es wieder zum gemächlichen Trochäus zurück, nochmals wird der liebe Leo verlacht, indem man die Lieblichkeit der Form in Gegensatz zur Gehässigkeit des Inhaltes setzt (Leo läuft), und eine Assonanz rundet und schließt das Gebilde ab. — Wenn wir also im sprachlichen Ausdruck eine kindliche Unbeholfenheit nicht verkennen können, so kommt ihm doch überraschend im tonlichen eine rege Ausdrucksfähigkeit zu Hilfe.

Nur lasse man mich mit der unnützen Widerrede in Ruhe, solche Überlegung könne man einem Kinde gar nicht zumuten! Dieser Meinung bin ich selbst ohnedies; gerade die Überlegung ist es nicht, die das Kind auf dieses Gebiet leitet, das sind Kenntnisse, die ihm von seiner Umwelt zukommen bei Spiel und Streit und seinem Alter entsprechendem Getue. Hier ist es also die große Aufgabe des Erziehers, den richtigen Übergang aus der Welt des Kindes, — es ist auch die des Volkes! — zu finden und dem Zöglinge nicht ein Wissen einbleuen zu wollen, das er schon längst besitzt! Es bleibt das einmal erworbene Wissen, und sei es noch so unsystematisch beigebracht worden, unverloren und ist einer großartigen Weiterentwicklung fähig, wenn auch von den Beteiligten eine schulmäßige Behandlung geradezu abgelehnt wird. Ich möchte gern bei der verstechnischen Seite der Poesie bleiben, weil wir sie zu besprechen schon mal begonnen haben und weil mir in ihrem Wesen keineswegs die schöne Form neben der schönen Seele der unwesentlichere Teil zu sein scheint. Der buddhistischen Mönchslieder denk ich hier, gerade weil ich meine, daß es den weltabgeschiedenen Büßern durchaus fern lag, sich um die Schönheit der Form irgendwie zu bemühen. War trotzdem eine solche zu sehn, trat sie gar gesteigert auf, so haben wir es doch mit einer unbewußten Weiterentwicklung zu tun, wie sie sonst etwa dem Kinde, dem Volk eigen ist, die doch auch nicht auf dem vor Alter gewonnenen Stande stehen bleiben. Und in diesen Mönchsliedern ist eine Weiterentwicklung der Alliteration jedenfalls zu bemerken. Mißlich ist es, daß ich die Belege den Übersetzungen, nicht den Palitexten entnehmen muß, doch glaub ich mich hier auf die Gewissenhaftigkeit des genialen Übersetzungskünstlers Karl Eugen Neumann verlassen zu dürfen. Ich meine hier das Nachhallen der Alliteration in den folgenden Zeilen oder den vorverkündigenden Anklang des Lautes in einer stabreimlosen Zeilenflucht, während die durchschlagende Wucht einer gehäuften Alliteration erst an letzter Stelle in der Strophe auftritt. Etwa:

Ich freue mich des Lebens nicht,
ich freue mich des Sterbens nicht,
gelassen wart ich all die Zeit,
gewitzigt, weise, wissensklar.

Also nochmals: die Feinheiten der poetischen Formenschönheit sind nicht dazu da, daß der Übersetzer vor ihnen in höflicher Bewunderung die Kappe lüpfe: eine Übersetzung ist unvollständig, wenn sie den zarten Schönheiten der Form nicht gerecht werden kann. Longfellow übersetzte nicht und durfte sich daher unabhängiger halten; Schiefner und Kreutzwald faßten ihre Aufgabe noch anders; sie suchten nicht nach dichterischem Werte. Hermann Paul aber kapitulierte einfach vor der vermeinten Unmöglichkeit, der finnischen Alliteration gerecht zu werden. Das durfte er nicht mehr. Fünf Jahre später bewältigt F. Löwe diese Schwierigkeiten bei der Übersetzung des Kalewipoeg glänzend, das macht um so begieriger, die Leistungskraft Martin Bubers bei der Neuherausgabe des Schiefnerschen Kalevala abzumessen. Die deutsche Sprache hat jedenfalls die erforderliche Geschmeidigkeit und die deutsche Jugend ist fähig, die Formenfülle der fremden Dichtung aufzunehmen; sie hat ein Recht, zu verlangen, daß sie die ganze Schönheit unverhüllt schauen dürfe.

❀ ❀ ❀

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

G., den 1. Juni.

Als ich heute vom Strande nach Hause kam, übergab mir die Wirtin mit einer gewissen Feierlichkeit ein umfangreiches Schreiben, welches eine siebenzinkige Krone im Siegel zeigte. Die Handschrift war mir fremd. Es kam von meinem Schwager und war die Antwort auf meinen an Zdenka gerichteten Brief. Er teilte mir mit, daß Zdenka nach der Geburt eines Sohnes schwerkrank daniederliege und vor jeder Gemütsbewegung behütet werden müsse. Da nun der Brief der auf Irrwege geratenen geliebten Schwester sie jedenfalls sehr erregen würde, habe er, der Gatte, denselben geöffnet und antworte an ihrer Statt. Es tue ihm leid, meiner Bitte um Zusendung einer größeren Geldsumme nicht entsprechen zu können, da er es als nicht vereinbar mit seinen Verpflichtungen gegen unseren guten Vater halte, meinem unglückseligen Hang zu einem abenteuernden Leben Vorschub zu leisten. Sie hegten alle die feste Hoffnung, daß das Leben mich von meinen Ideen kurieren, mir zeigen werde, wie sehr ich mich in meiner höheren Bestimmung geirrt, und mich um Verzeihung flehend zu den Füßen des schwergekränkten, vereinsamten Vaters zurückführen, dessen Gesundheit sich noch immer nicht von dem Chok erholen könne, den sie durch die Trennung erlitten. Er habe aber die Hoffnung nicht aufgegeben, sein zur Einsicht gelangtes Kind in die Arme zu schließen, bevor er sterbe. „Lassen Sie den alten Mann nicht umsonst warten!“ — Mit dieser Mahnung schloß der Brief, dem noch ein Postskriptum folgte, daß der Bankier Meyer in S. angewiesen sei, mir die zur Rückreise in die Heimat nötige Summe vorzustrecken und mir in jeder Beziehung behilflich zu sein.

Ich ballte den Brief zusammen und schleuderte ihn verächtlich in einen Winkel. Gute Lehren und Ermahnungen; einen Stein, wo ich um Brot bat! Meine ganze Zukunft hing von der für die Meinen geringfügigen Summe ab und man hatte das Herz, sie mir zu verweigern, den Strohhalm durchzuschneiden, an den sich der Ertrinkende klammerte! Pfui über sie alle! Vergessen wollte ich, daß überhaupt noch Menschen existierten, die mir durch Bande des Blutes nahe standen — vergessen — ja, warum kann man sein Gedächtnis nicht zwingen?! Die kurze Erwähnung von Papas angegriffener Gesundheit drückte mich nieder. Er war krank — um mich! Nicht an gebrochenem Herzen, aber an gebrochenem Stolz, daß sein Fleisch und Blut es gewagt, dem allmächtigen Triebe des Ehrgeizes folgend, mit allen Traditionen zu brechen und unter die Komödianten zu gehen, und daß diese entartete Tochter ihm doch so ähnlich war an eiserner Energie, daß sie lieber zu Grunde ging, als ihren Überzeugungen untreu wurde, eher den Glauben an die Menschheit, als den Glauben an sich selbst, an ihren heiligen Beruf verlor!

Ich war so in meine düsteren Grübeleien versunken, daß ich nicht darauf achtete, wie die Zeit verstrich und die Stunde herannahte, zu der mich Alexis zur Abendmusik abzuholen pflegte. So stand er plötzlich unerwartet hinter mir. Ich schreckte mit einem halblauten Schrei zusammen, als seine Lippen meine Stirn berührten, und mag ihn wohl recht verstört angesehen haben, denn er sagte mit einem Blick auf das vor mir liegende leere Kuvert: „Du hast schlechte Nachrichten erhalten!“

Meine Lippen zuckten, ich vermochte nicht zu antworten; ich fürchtete in Schluchzen auszubrechen, wenn ich den Versuch machte, und so schwach wollte ich mich vor ihm, dem Starken, Mutigen, nicht zeigen.

„Wo ist der Brief? Darf ich ihn lesen?“ fragte er leise, sanft mein Haar streichelnd.

Ich deutete stumm auf den unförmlichen Papierknäuel in der Ecke.

Er hob ihn auf, glättete ihn sorgfältig auf dem Knie und las. Ich beobachtete ihn. Seine Stirn zog sich immer düsterer zusammen; doch plötzlich beim Lesen des Postskriptums zuckte ein Aufleuchten durch die verfinsterten Züge. Mit dem Handrücken auf das Papier schlagend, sagte er:

„Vortrefflich! Was brauchen wir mehr? Du meldest dich beim Bankier in S. und läßt dir das Reisegeld auszahlen; wie wir es verwerten, ist dann unsere Sache.“

Ich sah ihn starr an. „Ich verstehe dich nicht,“ sagte ich langsam, „wie kannst du noch scherzen über meine verzweifelte Lage! Das wäre ja eine Gemeinheit, so zu handeln!“

Er biß sich auf die Lippen. „Wie streng das klingt! Du befindest dich im Kriegszustand gegen die Deinen und eine diplomatische Ausrede lautet: „à la guerre comme à la guerre“, der Zweck heiligt die Mittel —“

„In meinen Augen nicht!“ fiel ich ihm hart ins Wort. „Ich nehme an, daß du dir nicht überlegtest, was du von mir verlangst. Es hat mir weh getan, dich in diesem neuen Licht zu sehen.“

Er wollte sich entschuldigen, doch mein Kopf war zum Zerspringen. Die Ratlosigkeit, das Verzweifelte meiner Situation, die mich vor die Alternative stellte, entweder schlecht zu handeln, oder dem größten Elend ins Auge zu sehen — ich war nicht im stande, ihn anzuhören, und bat ihn, mich allein zu lassen.

Den 5. Juni.

Ich mache mir Vorwürfe, daß ich mich durch meine unselige Heftigkeit habe so weit hinreißen lassen, einem Manne, der sich stets als edelgesinnt bewiesen, dem einzigen Menschen, der nicht irre geworden an meinem Talent, einen so unwürdigen Verdacht ins Gesicht zu schleudern — und als er seine unüberlegte Äußerung verteidigen wollte, ihn kurz abwies und gehen hieß. — Er hat meinen Wunich befolgt, ach nur gut! scheint mich geflissentlich zu meiden, denn wie sehr ich auch, Scham und Reue im Herzen, nach ihm ausblicke auf den Wegen, wo wir sonst gemeinschaftlich zu wandern pflegten — er läßt sich nicht sehen. —

Den 15. Juni.

Ich habe ihn wieder gesehen, allein in welcher Gesellschaft! Als ich heute nachmittag von meiner einsamen Strandpromenade heimkehrte, sah ich in der Nähe des Kurhauses eine Gruppe in lebhafter Unterhaltung begriffen, Damen und Herren. Es schien ein sehr amüsantes Thema besprochen zu werden, von Zeit zu Zeit schlug eine Lachsalve an mein Ohr. Mein Weg führte mich unmittelbar an jener Stelle vorüber. Ich unterschied die Stimme Hortans und eine mir bekannt klingende helle Damenstimme, deren Klang etwas an gesprungenes Glas erinnerte. Eine Vermutung stieg in mir auf und zwang mich, momentan stehen zu bleiben, um Atem zu schöpfen, so schwer legte es sich mir auf die Brust. Im Vorbeigehen hob ich die Augen. Neben Hortan in elegantester Sommertoilette stand lachenden Mundes, tiefe Grübchen in den gemalten Wangen — die Fleury! Mein Blick suchte Hortans Augen mit einem flehenden Ausdruck qualvoller Reue und Sehnsucht — doch wich er ihm aus und lüftete nur leicht den Hut. Auch die Fleury nickte mir, wie einer alten Bekannten, zutraulich zu. Als ich weiter ging, hörte ich noch ihr schrilles Lachen, gefolgt von einem mehrstimmigen Echo. Wie leicht ist man doch ersetzt — und durch wen! —

Den 20. Juni.

Mir ist zu Mute wie jemandem, der ersticken muß und vergeblich nach einem Atemzug frischer Luft ringt. In meinen Schläfen pocht das Blut, daß ich kaum im stande bin, einen klaren Gedanken zu fassen, und doch will ich schreiben, muß ich schreiben, sonst drückt mir das Schweigen das Herz ab, wie der Volksmund sagt. Ist doch dies Buch der einzige Freund, der einzige Vertraute, den ich habe auf der weiten Gotteswelt

Da ist mir eine Träne aufs Papier gefallen und hat das Geschriebene verwischt und fast unleserlich gemacht. Wie ich doch schwach bin, trotz der harten Schule, die das Leben mich hat durchmachen lassen! Aber das bitterste war mir doch noch aufbewahrt im Schoße des Schicksals. —

Als ich heute gegen Abend einsam am Strande sitzend auf die weite windstille Wasserfläche hinausstarrte und meinen trüben Gedanken nachhing — Gedanken, die sich untereinander anklagen und entschuldigen, nach dem Bibelwort — wurde ich plötzlich durch leichte Schritte aufgeschreckt, die sich meinem Sitze näherten. Gleichzeitig rief mir eine helle lustige Stimme schon von weitem einige begrüßende Worte zu, und als ich aufblickte, stand die Fleury vor mir.

„Sie erlauben, Kollegin," sagte sie, sich's ungeniert auf dem Granitblock neben mir bequem machend. „Ich habe einen recht anständigen Marsch machen müssen, um Sie zu treffen, nachdem mir dies in ihrer Wohnung nicht gelungen. Allein, was tut man nicht alles aus Freundschaft!"

Ich maß sie mit einem kühlabweisenden Blick.

Sie lachte laut auf. „Schauen Sie mich nur nicht so hoheitsvoll an, es ist doch wie ich sage, ich habe herzliches Mitgefühl mit Ihnen. Wir Frauen müssen schon zusammenhalten gegen die Lumperei und Gewissenlosigkeit der Männer! Das mag Ihnen seltsam klingen aus meinem Munde, denn ich bin eine von denen, die von der Gunst und Freigiebigkeit der Männerwelt lebt, und mein Ruf ist so, daß kein anständiger Hund ein Stück Brot aus meiner Hand nimmt, wenn er auf sich hält," fuhr sie mit beinah zynischer Naivität fort. „Und doch wurmt's mich, wenn ich sehe, wie eine meiner Mitschwestern sich vertrauensvoll einem notorischen Lumpen hingibt. An mir ist nichts mehr zu verderben, aber da muß ich Einhalt tun und ihr die Augen öffnen, ehe es zu spät ist, — wenn sie dann noch in ihr Verderben rennt, so ist das ihre Sache und geht mich weiter nichts an."

Sie schwieg und zeichnete mit der Spitze ihres hellen Sonnenschirms allerlei Figuren und Buchstaben in den Sand.

„Ich verstehe nicht, inwiefern Ihre Worte auf mich Bezug haben könnten," sagte ich möglichst abweisend.

Sie nickte ein paarmal vor sich hin. „Ja, ja, glaub's Ihnen und es soll mich freuen, wenn Sie recht haben und meine ganze Philosophie auf Sie nicht paßt. Aber sehen Sie, es stiegen neulich sonderbare Gedanken in mir auf, als Sie an uns vorübergingen und Ihre Augen mit einem so seltsamen Ausdruck auf Hortan hefteten. Aus seinem Gruß sah ich, daß er Ihnen nicht fremd ist. Halten Sie es nicht für indiskret, wenn ich frage, ob Sie in irgend welchen näheren Beziehungen zu ihm stehen, sei es geschäftlicher, sei es intimer Art — beides pflegt übrigens bei diesem Jüngling vereint zu sein."

Ich nahm meinen ganzen Stolz zusammen. „Der Zufall hat im vorigen Jahr unsere Bekanntschaft vermittelt, und da wir Kollegen sind und ein gleich ungerechtes Schicksal uns zu verfolgen scheint, so gab dies selbstverständlich viel Anknüpfungspunkte. Hortan hat sich in der selbstverleugnendsten Weise meiner angenommen, ich bin ihm zu großem Dank verpflichtet."

Sie lachte kurz auf. „Hab' ich mir's doch gedacht! Der Lump, der nichtsnutzige!"

„Ich dulde nicht, daß Sie einen Mann verunglimpfen, der sich mir stets als uneigennütziger Freund gezeigt hat," schnitt ich ihr empört das Wort ab.

Sie zuckte die Achseln. „Wissen Sie das so genau? Wissen Sie, ob die Summen, die Sie ihm übergeben zur Bestreitung etwaiger Ausgaben — denn daß Sie das getan, ist mir bei Ihrer Unerfahrenheit und Unkenntnis der Welt zweifellos — auch immer zu dem genannten Zweck sind verwendet worden?"

Ich war sprachlos. „Was berechtigt Sie dazu, sich in meine Privatangelegenheiten zu mischen?" sagte ich entrüstet.

„Ja, es geht mich eigentlich garnichts an, — aber schau'n Sie, bei allen schlechten Eigenschaften bin ich von Natur ein gutes Ding und mich hat eins stutzig gemacht: Sehen Sie, neulich, kurz vor meiner Abreise aus S. hielt mich die Besitzerin des Chambre garnie, wo Sie gewohnt, auf der Straße an. Wir sind alte Bekannte, ich habe oft wochenlang bei ihr logiert. Sie weiß, daß ich früher Beziehungen zu Hortan hatte — sehen Sie mich nicht so erschreckt an, das wird Ihnen noch manche sagen können, ich bin die einzige nicht, — außerdem waren unsere Beziehungen recht harmloser Art, da wir uns als Kinder gekannt haben. Nun also, die brave Frau bat mich, ihr doch zu ihrem Gelde zu verhelfen, Sie wären ihr noch ein hübsches Sümmchen

schuldig. Bei der Abreise hätten Sie sie an Hortan verwiesen, der ja auch meist Ihre Geschäftsangelegenheiten geordnet, so daß sie Sie habe reisen lassen mit Sack und Pack; nun habe sich Hortan eines schönen Tages ganz still gedrückt, ohne die Schuld zu begleichen ."

„Ich hatte ihm einen Hundertmarkschein eingehändigt, zur Bezahlung der fälligen Rechnungen," sagte ich tonlos.

„Na, da sehen Sie's," fuhr sie gleichmütig fort. „Ich kenne meine Pappenheimer! Wir sind, wie gesagt, alte Bekannte, Nachbarskinder, beide aus derselben kleinen deutschböhmischen Stadt, der August Hartmann und ich. Sie wundern sich über den fremden Namen, den ich Ihnen nenne — na, das ist doch sein geringster Schwindel! wir Künstler nehmen doch alle andere, schönere Namen an, und als August durfte er doch nicht hoffen, in irgend einer Kunstbranche unterzukommen, es sei denn als dummer August im Zirkus Renz, aber fürs komische Fach ist er nicht, er fühlt sich zu Höherem auserwählt" — sie lachte wieder laut auf. „Na also, unsere Eltern hatten's nicht eben dick mit dem Gelde und so wurden wir beide nach Prag in die Lehre gegeben, ich zu einer Putzmacherin, er zu einem Photographen.

Im Anfang ging's ja, obgleich er immer arbeitsscheu war und nirgends lange aushielt, aber dann wollte das Verhängnis, daß die Meininger nach Prag kamen, und er, der kein Geld hatte, sich ein Billet zu kaufen, und sie doch für sein Leben gern wollte spielen sehen, sich unter die Statisten drängte, die in jeder Stadt angeworben werden. Das war ihm zu Kopf gestiegen und er renommierte überall mit seinem Auftreten bei den Meiningern. Ihnen gegenüber hat er s doch gewiß auch getan, er pflegt in seinem unnachahmlich-melancholischen Ton zu sagen: Die schönste Zeit meines Lebens, als ich noch bei den Meiningern war." —

Ich schlug beide Hände vors Gesicht. Mir war, als könne ich niemandem mehr ins Auge blicken. Sie aber fuhr unbeirrt in ihrem forciert lustigen Tone fort: „Von dem Augenblick an war er für sein Handwerk verloren, taufte sich um und beschloß, Künstler zu werden; doch will's ihm trotz seiner Unverfrorenheit und trotz des Renommierens mit seiner großen Vergangenheit nirgends glücken, weil er auch nicht die Spur von künstlerischer Begabung hat, nach keiner Richtung hin — es sei denn im Gelderschwindeln, denn diese Wissenschaft hat er wirklich zu einer Kunst erhoben und weiß sich immer wieder die nötigen Mittel zu verschaffen, sich eine Zeitlang über Wasser zu halten, meist bei leichtgläubigen Vertreterinnen unseres Geschlechts. Seien Sie also nicht so niedergeschmettert, Sie haben jedenfalls den Trost, nicht die erste zu sein, die ihm ins Garn gelaufen ist, und auch nicht die letzte," schloß sie tröstend.

Ich war wie vernichtet von der Wucht der angeführten Tatsachen und hatte das Gefühl, als ob ich nie wieder das Tageslicht zu ertragen vermöchte. Wie im Traum hörte ich sie weiter reden. „Sehen Sie, gerade weil Sie eine so anständige Person sind und aus guter Familie, dürfen Sie sich von solch einem Lumpen nicht länger düpieren lassen; lange wäre es so wie so nicht mehr gegangen, denn wenn er merkt, daß bei Ihnen nichts mehr zu holen ist, drückt er sich von selbst. Unsereins kennt die Welt und die Männer besser. Ich bin von klein auf unter fremden Menschen herumgestoßen worden, und da merkte ich bald, daß ein Mädchen aus meinen Verhältnissen, wenn es nicht hungern und sich die Hände blutig arbeiten will, in Punkto Moral sich keine allzuschweren Skrupeln machen darf; und so habe ich meine Karriere gemacht wie Tausende von armen Mädeln, die keinen Rückhalt zu Hause haben. Zu-

erst war ich Probiermamsell in einem großen Magazin, dann ließ mich ein reicher Gönner ausbilden, weil er fand, daß meine Stimme nicht übel sei und ich das Zeug zum Theater hätte. Und dann bin ich halt aus einer Hand in die andre gegangen. Gelt, Sie schaudern, was für eine ich bin?! Im Geldpunkt aber bin ich nie leichtsinnig gewesen und halte den Daumen auf dem Beutel, wenn solch ein windiger Patron, wie der Hortan kommt, und auf alte Jugendfreundschaft pochend, sich anschmieren will. Ich weiß von meiner Kindheit her, wie Armut tut, und will einmal nicht auf der Straße sterben oder im Armenhaus, wenn das bißchen Jugend und Schönheit hin ist und die freigiebigen Liebhaber in alle Winde zerstieben. Ich habe meinen Sparpfennig und halte ihn fest. — Und nun," sagte sie, „seien Sie mir nicht bös, daß ich Ihnen reinen Wein eingeschenkt habe, und geben Sie dem schönen Alexis den Laufpaß. Na, und wenn ich Ihnen sonst mit etwas dienen kann, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung. Bei mir riskieren Sie wenigstens nicht, um Ihr Geld zu kommen, und was ihr Renommee anbetrifft, deshalb brauchen Sie nicht ängstlich zu sein, damit nimmt man es bei uns Künstlern nicht so genau, und ich bin in der anständigsten Gesellschaft empfangen worden."

Sie verließ mich, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. Ich fühlte, daß ich in dem Augenblicke nicht fähig sei, zu sprechen.

Wie lange ich so gesessen, tränenlos, in dumpfer Verzweiflung, weiß ich nicht. Ein kühler Abendwind strich mir durchs Haar, als ich endlich den Kopf hob und um mich blickte. Der Strand, soweit das Auge reichte, war menschenleer, — so brauchte ich wenigstens nicht zu fürchten, daß mein verstörtes Aussehen bemerkt würde. Ich trat den Heimweg an, mechanisch vorwärts schreitend . . Etwas in mir war erstorben, zu Grabe getragen, und ein dumpfes Weh war zurückgeblieben, das mir in den Schläfen hämmerte und die Brust zusammenpreßte, daß ich oft stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen. Es dämmerte schon stark, als ich, von niemand bemerkt, meine Wohnung erreichte. Ich schloß mich in mein Zimmer ein, vergrub den Kopf in beide Hände und sann — nicht über das Vergangene, denn daran war nichts zu ändern und meine Sinne waren nicht fähig, alle die Gemeinheit zu fassen, der ich zum Opfer gefallen; aber die Zukunft — einen Überschlag mußte ich mir machen über die paar Heller, die mir geblieben, und einen Plan, wie ich sie am besten verwenden könne, mir ein Fortkommen zu sichern. Der Brief meines Schwagers fiel mir ein. Sollte ich um Verzeihung bitten und mit getäuschten Illusionen wieder heimkehren ins Vaterhaus? Den mitleidigen Blicken der alten Freunde preisgegeben, ein Leben führen, das einem fortwährenden Spießrutenlaufen gleichkam — nur das nicht! Noch war ich nicht ganz von Mitteln entblößt, und wie der verzweifelte Spieler wollte ich alles, was mir geblieben, auf eine Karte setzen — va banque — vielleicht kam das launische Glück noch in der zwölften Stunde und schüttete mir die ersehnten Güter, Glück und Reichtum in den Schoß.

Den 1. Juli.

Die Fleury suchte mich heute früh in meiner Wohnung auf. Sie sagte, sie habe sich, da ich mich die letzten Tage nirgends habe blicken lassen, Vorwürfe gemacht, daß ich mir ihre Eröffnungen, die mich so unvorbereitet trafen, zu sehr zu Herzen genommen.

Sie ist wirklich ein gutherziges Geschöpf, trotz ihres leichtsinnigen Lebenswandels.

Sie fragte mich nach meinen Zukunftsplänen, und da ich ihr eingestand,

daß ich noch nichts in Aussicht habe, bot sie sich an, in meinem Interesse an ihren Agenten zu schreiben; der Mann sei ihr verpflichtet und werde sich daher anstrengen, ihr diesen Gefallen zu tun.

„Es ist Ihnen ganz egal, wohin?" fragte sie, sich zum Weggehen rüstend.

„Ganz" — antwortete ich resigniert, „je weiter von der Heimat fort, um so lieber."

„Na, 's ist gut, lassen's den Mut nicht sinken. In nächster Zeit werden Sie von mir hören. Ich hab' noch stets meinen Willen durchgesetzt und weiß mit den Agenten, diesen Blutsaugern, umzuspringen."

Den 15. Juli.

Hortan scheint von meiner Unterredung mit der Fleury Kenntnis erlangt zu haben und mir aus dem Wege zu gehen, was mir eine große Erleichterung ist.

„Ich habe ihn von hier weggegrault," sagte die Fleury lachend, als ich ihr die geheime Angst, die ich vor einer Begegnung mit ihm empfinde, anvertraute.

Wer mir noch vor Jahr und Tag gesagt hätte, daß ich „solch einer" müsse zu Dank verpflichtet sein!

Den 15. August.

Heute nachmittag kam die Fleury zu mir, schon in der Tür ein großes Schreiben triumphierend in der Hand schwenkend. „Ich löse mein Wort ein," rief sie mir zu. „Nun wird sich's zeigen, ob Sie Courage haben."

Der Brief war von ihrem Agenten und enthielt einen Jahreskontrakt für ein Theater Variété in New-York als Sängerin „ernster Partien" Die Gage war im Verhältnis zu dem, was man mir bisher geboten, sehr hoch und sollte, falls ich mich als gute Zugkraft bewähre, noch erhöht werden.

„Gelt," sagte die Fleury etwas kleinlaut, da ich längere Zeit, ohne etwas zu sagen, auf das Papier in meiner Hand starrte, „das ist Ihnen doch nicht recht geheuer, so übers Wasser."

„Es ist nicht das," entgegnete ich, „allein ich besitze weder Konzerttoiletten, noch habe ich die Mittel, mir so schnell etwas anzuschaffen."

„Wenn's weiter nichts ist," sie atmete sichtlich auf, „damit nimmt man's auf dem Variété nicht so genau. Sie können ganz gut einige Ihrer Theaterkostüme anwenden. Wenn es nur nach etwas aussieht und gut steht, weiter verlangt das Publikum nicht. —

Ich will Sie übrigens zu nichts überreden, überlegen Sie sich's gründlich, ehe Sie Ihre Entscheidung treffen. Morgen früh nach dem Bad komme ich und hole den Kontrakt ab — mit oder ohne Unterschrift. Au revoir!"

— Gründlich überlegen — ich lachte bitter vor mich hin, als sie mich verlassen hatte, — als ob mir überhaupt noch eine Wahl geblieben wäre!

Und dann hatte das Projekt auch viel Verlockendes für mich. Ich riskierte nichts, — hier m u ß t e ich reüssieren. Hat doch Arlet mir von jeher geraten, mich lieber auf Liedervorträge zu beschränken. Einige Bravourarien aus bekannten Opern, dazu ein paar der beinah schon zu Gassenhauern gewordenen Lieder beliebter moderner Komponisten — mein Repertoire ist fertig. —

New-York, den 15. Sept.

Wir haben eine stürmische Überfahrt gehabt, die Wogen gingen so hoch, daß ich manchmal überzeugt war, unser Schiff müsse untergehen und seltsam! Dieser Gedanke hatte für mich nichts Furchtbares. In den Fluten begraben zu liegen, all dies Weh, die brennende Scham, der nie befriedigte

in meinem Innern lodernde Ehrgeiz gekühlt! — Wie sehne ich mich nach Ruhe!—

Zwei Jahre ist es jetzt, seit ich das Elternhaus verlassen, die Heimat aufgegeben habe, und welche erdrückende Wucht von Demütigungen aller Art drängen sich für mich in diese kurze Spanne Zeit zusammen — mehr als wohl sonst in einem ganzen Menschenleben. Und ich selbst trage die Schuld!

Ich wollte nicht untergehen im dumpfen Alltagsleben:
Ich wollte glücklich sein — unendlich glücklich
Oder unendlich elend — stolzes Herz,
Und jetzo bist Du elend. —

Den 18. Sept.

Amerika zeigt sich mir nicht im freundlichsten Lichte. Ein feuchtkalter Nebel, der sich schwer auf die Brust legt, hüllt alles in seine grauen Schleier.

Ich bin heute den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen, auszupacken und mich einigermaßen wohnlich einzurichten. Ich habe ein unüberwindliches Grauen vor meinem Debüt im Theater Variété. Vor zwei Jahren hätte ich ein Engagement an ein solches, und wenn man mir goldne Berge geboten, mit Entrüstung von mir gewiesen. Ist es doch ein Herabsteigen von den lichten Höhen der Kunst auf die niedrigste Stufe, wo jeder ideale Zweck schwindet und man sich zum Amüsement der großen Menge hergibt. Jetzt darf ich nicht mehr so skrupulös sein, wenn mir nur eine gute Einnahme gesichert ist. Der Gedanke, daß manche berühmte Sängerin ihre Laufbahn ebenso begonnen hat wie ich, hat etwas beruhigendes und tröstet mich einigermaßen über die aufgezwungene Selbsterniedrigung.

Den 23. Sept.

Ein eisiger Empfang. Ich wurde mit kritischen Blicken betrachtet, taxiert wie die Ware auf dem Markt. Man war offenbar enttäuscht.

Wie ich erfuhr, hatte der Agent eine „interessante fesche Ungarin" annonciert — mein Pseudonym rechtfertigt den Irrtum — und die Photographien, die Hortan von mir gefertigt, als Beleg eingesandt. Jetzt war ich von der Reise angegriffen, hatte unklugerweise verabsäumt, durch Schminken mein Äußeres etwas annehmbar zu machen — ich befinde mich in einem Zustand vollständiger Apathie, der mich oft selbst das Notwendigste vergessen läßt, — jedenfalls war ich weit davon entfernt, einen „feschen" Eindruck zu machen. Was hätte ich in diesem Augenblick darum gegeben, etwas von dem leichten Sinn und der unzerstörbaren geistigen Elastizität der Fleury zu besitzen!

Ich war, abgesehen von diesen Äußerlichkeiten, in der unangenehmen Lage, gleich um Dispensation nachsuchen zu müssen. Ich fühle mich körperlich unwohl, meine Stimme ist durch die nebelig-kalte Atmosphäre angegriffen. Es wäre Wahnsinn, wollte ich so auftreten. Ich müßte meine Stimme forcieren und riskierte sie ganz einzubüßen, und dann hieße ein Debüt unter so ungünstigen Verhältnissen im vorhinein mein Renommee zu Grunde richten.

Das letztere leuchtete den Herren, welche die artistische Leitung des Theaters übernommen haben, ein. Sonst ist man nicht geneigt, irgendwelche Rücksichten walten zu lassen. Will sich jemand zu Grunde richten, so ist das seine Sache und geht niemand was an, — wenn nur das Geschäft nicht leidet! Dafür ist man in Amerika. Aber in Anbetracht des Faktums, daß das Renommee des Theaters in Mitleidenschaft gezogen würde, hat man mir noch einige Tage der Erholung bewilligt.

Den 25. Sept.

Zwei Tage sind verstrichen, — die Gnadenfrist geht zu Ende und noch

will sich mein Befinden nicht bessern. Ich lebe wie eine Gefangene. Aus Angst, der Zustand könne sich an der Luft noch verschlimmern, verlasse ich meine vier Wände nicht; und doch, trotz Inhalationen und anderer Mittel will die Heiserkeit nicht weichen. Der Arzt, den ich zu Rate gezogen, erklärt mein Leiden für rein nervös und empfiehlt nur Ruhe und Vermeiden jeglicher Gemütserregung. Aber wie soll ich ruhig sein in der angstvollen Spannung, mit der ich jede Minute auf der Uhr verfolge? Mit jeder rückt die Stunde der Entscheidung näher, sinken die Chancen auf einen günstigen Ausgang des gewagten Unternehmens. (Schluß folgt.)

❀ ❀ ❀

Aufforderung zur Subskription *).

Der Nachlaßmappe, dem „Neuen Album baltischer Ansichten" von Wilhelm Siegfried Stavenhagen, das von den Mitgliedern der deutschen Vereine und von der baltischen Presse mit Freude und warmer Teilnahme aufgenommen worden ist, soll in diesem Jahre, gemäß der ursprünglichen Absicht des Herausgebers, Carl Meißner, die Erneuerung der längst vergriffenen und auch antiquarisch seltenen drei Bände des alten Albums baltischer Ansichten folgen.

90 Blätter, im wesentlichen die der drei alten Bände Kurland, Livland und Estland, sollen — direkt nach den Originalen vervielfältigt — in einer kräftigen Leinwandmappe mit kurzen bis auf die Gegenwart ergänzten Texten im Herbst 1914 erscheinen. Wiederum ausschließlich den Mitgliedern der drei deutschen Vereine steht bis zum 15. Juni 1914 diese Mappe zum Subskriptionspreise von 10 Rubeln zur Verfügung. Das ist ein Drittel des einstigen Preises für in Sa. 90 Blätter der drei Stichbände.

Die Mappe wird, um jede störende Verkleinerung der größeren Zeichnungen zu vermeiden, zwei Zentimeter größer als die Nachlaßmappe sein. Sie wird durch einige bisher unveröffentlichte Blätter, die inzwischen noch aufgefunden wurden, ergänzt.

Dabei handelt es sich nicht um eine einfache Neuherausgabe des Altbekannten. Die Mappe wird neben den Stichbänden ihren besonderen Reiz und Wert haben. Viele der Originale sind in der Stimmung und den Darstellungsmitteln wesentlich von den Stichen unterschieden. Die Blätter erscheinen zum ersten Male, so wie es der Künstler selbst gewünscht hat, der in den Briefen aus der Mitte der sechziger Jahre den Stahlstich für veraltet erklärte und die neuen künstlerisch-technischen Verfahren zu benutzen wünschte. Damals war es noch nicht so weit. Heute geben sie bis ins Kleinste treu die Handschrift, die künstlerische Absicht des Zeichners wieder, treuer als das Stiche konnten und können.

So wird es nun jeder baltischen Familie möglich, sich diesen alten Hausschatz baltischer Heimatkunst zu erwerben. Abgesehen vom historischen Wert, den ihm das halbe Jahrhundert inzwischen gegeben hat, ist es das künstlerisch Frischeste und Beste, was wir in seiner Art haben, ja etwas so Gutes und Großzügiges, wie es Deutschland in dieser Gattung nicht besitzt.

Die werbende Tätigkeit des Einzelnen ist lebhaft erwünscht und erbeten. Denn solcher Mitarbeit bedarf es, um bei einem solchen Preise die Sache ins Leben zu rufen. Für Livland nimmt die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins, Riga, Anglikanische Straße 5, die Subskriptionsanmeldungen entgegen.

*) Anmerkung der Redaktion. Vom Deutschen Verein in Livland (Ortsgr. Riga. Sektion für Liter. und Kunst) geht uns diese Aufforderung zu, die wir auch unsererseits gern befürworten.

❀ ❀ ❀

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 7. Juliheft. 1914.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922: 203.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Wilhelm Ostwald

Von Piet v. Reyher (Berlin-Steglitz).

Vergangenheit und Zukunft. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich unser gesamtes Denken, und in das Dunkel des einen sowohl als auch des anderen Gebildes leuchtet die Fackel der Wissenschaft seit etwa 3000 Jahren hinein, ohne der faustischen Erkenntnis abträglich zu werden, daß Streben und Irren seit ewigen Zeiten einander die Wegegenossenschaft halten. Es ist in der Geschichte der Wissenschaften durchaus keine vereinzelte Erscheinung jener Fall des Züricher Naturforschers Professor Scheuczer zu Beginn des 18. Jahrhunderts, der das Skelett eines fossilen Riesensalamanders als das „betrübte Beingerüst eines in der Sündflut umgekommenen armen Sünders" bezeichnete. Aber gleichwohl hat dieser Irrtum die Entwickelung der Paläontologie weder aufhalten, noch es hindern können, daß diese Wissenschaft einen ungeahnten Aufstieg genommen hat. Freilich hat sich der gutmütige Spott, der ja dem Empfinden ehrlicher Anerkennung oft als herzliches Ausdrucksmittel dient, auch hier geregt und diese, die starre Vergangenheit belebenden Gelehrten mit dem Namen der rückwärts gewandten Propheten oder der „Männer von gestern" belegt. Aber auch der Gegentyp, wenn wir so sagen dürfen, hat in der Oeffentlichkeit soeben seine Kennzeichnung erfahren. Und zwar ist es Wilhelm Ostwald, der gelegentlich der festlichen Begehung seines 60. Geburtstags als der am weitesten vorgetretene Zeitgenosse, als der nicht nur an der Spitze der Gegenwart, sondern bereits in der Zukunft stehende, als der modernste Deutsche, kurz als der „Mann von morgen" gefeiert worden ist. Ja der amerikanischen Presse ist es vorbehalten gewesen, sogar noch eingehendere Erwägungen in diesem Sinne anzustellen und Ostwalds Verhältnis zu seiner Zeit dahin zu

bestimmen, daß der Gefeierte dieser durchschnittlich um 1½ Jahre voraus sei. Und diese verschiedenen Wertungen und Wägungen bilden zugleich ein Symptom mehr für das ungewöhnlich starke Interesse, das auch die breite Öffentlichkeit in der alten und neuen Welt an diesem Manne der Wissenschaft nimmt. Bietet auch die Wende des 6. Jahrzehnts im Menschenleben an sich gewöhnlich noch nicht den Anlaß zu einer besonderen festlichen Betonung, so hat sie sich in diesem Falle gleichwohl als willkommenes Ventil erwiesen für die nach Auslösung drängende Ansammlung höchster wissenschaftlicher Anerkennung und menschlicher Verehrung, die auch u. a. in unzähligen seitens des In- und Auslandes dem Jubilar dargebrachten Ehrungen ihren festlichen Ausdruck fand. Um so lieber komme ich daher einer Aufforderung des verehrten Herrn Herausgebers nach, wenn ich es hier versuche, dem Leben und Schaffen dieses weit über seine hervorragende fachwissenschaftliche Bedeutung zum Forscher und Denker von Weltruf hinausgewachsenen Landsmannes nachzugehen.

Ist es schon einmal nicht leicht, über Ostwalds literärisch weitverstreuten Gedankenreichtum und die zahlreichen, seine Individualität und sein Schaffen wertenden Aufsätze einen Überblick zu gewinnen, so will die Aufgabe erst recht dahin schwierig erscheinen, diesen überaus fruchtbaren, in die heterogensten Gebiete vordringenden, bis in die entlegensten Tiefen schürfenden Geist in seinem Wesen und Erbringen fest zu umgrenzen. Und dennoch ist andererseits so garnichts Kompliziertes, nichts besonderer Lösung Erheischendes an ihm. Zeigen doch seine persönliche Artung, sowie seine wissenschaftliche und lebensphilosophische Entwickelung vielmehr überaus einfache klare Linien, ja gewissermaßen den gleichen geradelinigen harmonischen Wuchs. Präsident Wilsons jüngstes Wort von „allem Leben, das vom Boden komme", von dem aus dem Volkskerne aufsteigenden Genius als der das Niveau der Menschheit emportreibenden dynamischen Kraft, findet auch zu Ostwald eine Beziehung. Gleich Fichte, George, Abbe u. a. hat auch seine Wiege neben der väterlichen Werkstatt gestanden. Walden, van't Hoff u. a. haben über seinen Lebensgang manche fesselnde Einzelheit bereits mitgeteilt. Am 21. August 1853 als Sohn des damaligen Böttchermeisters und Ältermannes, späteren Stadtverordneten und oft gesuchten kommunalen Vertrauensmannes Gottfried Wilhelm-Ostwald und dessen Gattin Elisabeth geb. Leukel in Riga geboren, hat Ostwald seinen Schulunterricht in der Frommschen Kronsknabenschule und im Realgymnasium seiner Vaterstadt genossen. Ein schon früh in das Naturwissenschaftliche lenkendes Interesse, dem auch erste jugendliche Tiefforschungen im schmutzigen „Speckgraben", Beziehungen zu einer sehr geräuschvollen Feuerwerkskunst, sowie photographische Erfolge mittels eines aus einem Opernglase hergestellten Apparates zugeschrieben werden, läßt den Knaben bereits eigene, jenseit der Schuldisziplin gelegene geistige Wege gehen. Und so kommt es, daß er ähnlich den Newton, Helmholtz, Liebig, Mayer nicht nur dem Ruhme eines Musterschülers gewissermaßen ausweicht, sondern sogar auf

einem weiteren Gebiet, dem der Tanzkunst, aus dem Munde seiner Lehrerin das niederschmetternde Prognostikon: „Aus Ihnen, Herr Ostwald, wird niemals etwas werden!“ erfährt, eine Aussage, die, wie Walden launig hinzufügt, vollkommen eingetroffen ist — hinsichtlich Terpsichorens. Ganz anders stand es freilich mit den Leistungen in der Mathematik, Physik und Chemie, die die höchste Anerkennung bei seinen Lehrern erfuhren. Und diese wird um so begreiflicher, wenn wir erfahren, daß der jugendliche „Privatgelehrte“ beim Beginn des Chemie-Unterrichts in der Prima das einschlägige Lehrbuch, „Stöckhardts Schule der Chemie“, bereits in seinem „Privatlaboratorium“ für sich allein durchexperimentiert hatte. Es ist ein bekanntes Wort, daß ein großer Mensch entsteht, wenn sich bereits frühzeitig eine Begabung und eine Gelegenheit begegnen. In diesem Sinn nun hat auch bei Ostwald ein glücklicher Zufall vorgewaltet. Und zwar ist es der außerordentlich anregende Naturgeschichtsunterricht des damaligen Direktors am Realgymnasien, Staatsrats Gotthard Schweders, dem Ostwald noch heute ein herzliches Dankempfinden bewahrt, gewesen, der auf seinen geistigen Werdegang einen so bestimmenden Einfluß gehabt hat.

Sein weiterer Lebensweg, sein Studium der Chemie, das ihn 1872 nach Dorpat führte, war damit entschieden. Nicht nur, daß sein vorzügliches Gedächtnis und die Fähigkeit, zu jeder Zeit arbeiten zu können, es ihm ermöglichten, ohne Nachteil am studentischen Leben voll und ganz teilzunehmen, auch die Musik, Literatur, Malerei und andere private Interessen fanden gleichzeitig reichliche Pflege, worauf auch ein Erinnerungsblatt in seiner „Burschenbibel“ mit den Worten „wenn du doch nicht so verflucht vielseitig sein wolltest!“ hinzuweisen scheint. Es erregte daher ein berechtigtes Aufsehen, als Ostwald nach dem im 4. Semester bestandenen ersten Drittelexamen im folgenden Semester das zweite Drittel und — einer Wette folgend — bereits nach 4 Wochen das letzte Drittel und zwar mit ausschließlich „sehr gut“ absolvierte. Der Kandidatenschrift folgte 1877 die öffentlich verteidigte Magisterdissertation und dieser bereits 1878 die Doktordissertation und eine Reihe weiterer, auch schon vom Auslande voll gewerteter Arbeiten.

Hatte sich das Ideal des jungen Studiosus, „ein akademischer Lehrer zu werden, um selbst lernend zu belehren“, mit seiner als Assistent des Physikers Artur v. Oettingen und des Chemikers Karl Schmidt 1878 aufgenommenen Privatdozententätigkeit der Verwirklichung bereits genähert, so sollte es 1881 durch seine Berufung als ord. Professor der Chemie an das Rigasche Polytechnikum feste Gestalt gewinnen. Ostwalds Übersiedelung nach Riga wird zu einem Wendepunkt nicht nur in seinem eigenen Leben, sondern — wie Walden erzählt — auch im Gefüge des Rigaschen Polytechnikums. Seinem Können und Organisationstalent werden neue Betätigungsmöglichkeiten gegeben und durch die Schaffung eines neuen chemischen Instituts und eine außerordentlich intensive Laboratoriumstätigkeit inmitten einer rapid

steigenden Schülerzahl überaus erfolgreiche Arbeiten geleistet, die selbst dem damaligen Laboratoriumsdiener das anerkennende Urteil: „Scheint ein ganz gebildeter Mann zu sein!“ über seinen neuen Herrn abgewonnen haben sollen. Diese nicht volle 6 Jahre währende wissenschaftlich-organisatorische Tätigkeit Ostwalds am Rigaschen Polytechnikum ist — wie Walden hervorhebt — für dieses nach innen wie nach außen von weitgehender und bleibender Bedeutung gewesen. Der Umfang seines damaligen Schaffens und Tuns als Lehrer wird nach ihm u. a. durch die Tatsache illustriert, daß Ostwald allein die organische, die anorganische und physikalische Chemie für alle Studierenden der Hochschule vortrug, er allein diese Hunderte von Hörern examinierte, er allein sämtliche chemische Laboratorien leitete und alle Praktika organisierte und kontrollierte — Funktionen, für deren Ausübung hernach 3 ordentliche Professoren tätig waren. Und nicht allein der chemischen Abteilung des Polytechnikums drückte er seines Wesens Stempel auf; unwillkürlich äußerte sich deren Aufschwung auch auf die anderen Abteilungen, auf die ganze Hochschule, deren wissenschaftlicher Pulsschlag ein anderer und immer lebhafterer wurde.

Diese durch Ostwalds Ernennung zum ersten Ehrenmitgliede der Rigaschen Hochschule auch nach außen gekennzeichnete glückliche Schaffensperiode wurde nach dem im Jahre 1887 an ihn ergangenen Ruf als ordentl. Professor für physikalische Chemie nach Leipzig durch eine an Forschungs- und Lehrerfolgen ungleich ergiebigere noch übertroffen. Auch hier wird durch das besondere Entgegenkommen der Staatsregierung ein neues, nach seinen Angaben geschaffenes physikalisch-chemisches Institut, eine — wie das Urteil lautete — „Musterstätte, die ihres Schöpfers Genie widerspiegelt“ seiner Leitung unterstellt. Ostwalds mit andern Meistern der exakten Forschung wie Bunsen, Helmholtz, Farady, Davy gemeinsames Talent, mit nur geringen Mitteln verläßliche, schnellarbeitende Apparate zu konstruieren, kam hier ganz besonders zur Geltung. Dem noch in Riga erfundenen Chemograph, dem Viskosimeter u. a. folgte hier eine Reihe weiterer, die Wissenschaft wesentlich fördernder Instrumente, die heute, klassisch geworden, bereits fabrikmäßig hergestellt werden, sowie noch eine Reihe vereinfachter Arbeitsmethoden, die eine wesentlich leichtere Ausführung vieler chemischer und physikalischer Operationen ermöglichen. In einer „seinem lieben Freunde Ostwald“ zugeeigneten kleinen Schrift weiß besonders Svante Arrhenius das fruchtbare und arbeitsfreudige Milieu des Leipziger Laboratoriums zu schildern. Erinnert sich doch darin der heute berühmte Gelehrte der unter Ostwalds temperamentvoller Führung damals gleichzeitig geleisteten orientierenden Untersuchungen und Ansätze eines Nernst, Beckmann, Meyerhofer, Walther, Noyes zu ihren wichtigsten Lebenswerken. Die hervorragenden Leistungen des Leipziger Laboratoriums, das übrigens eine ganz internationale Physiognomie aufwies, brachte es mit sich, daß sich gerade die Besten, ja angehende Forscher, selbst ergraute Wissenschaftler um den Meister scharten. „Hat man sich mit Ostwald eine halbe Stunde

besprochen, so hat man für ein halbes Jahr Arbeit genug" Diese und ähnliche Äußerungen aus seiner damaligen Umgebung charakterisieren so recht den Rhythmus der Leipziger Laboratoriumstätigkeit. Der außerordentliche Einfluß Ostwalds auf seine Schüler wird aber ganz besonders auch dadurch gekennzeichnet, daß wohl gegen 50 Lehrstühle der Welt, ja eine ganze Anzahl der Professuren physikalisch-chemischer Richtung durch seine Schüler besetzt sind, die zum Teil den Ruf sehr bedeutender Forscher genießen. Ja es ist keine geringe Anzahl unter ihnen, die ihm ihre ganze Lebensbahn dankt. Hörte doch seine Fürsorge für seine Mitarbeiter, deren Nationalität und Konfession bei ihm keine Rolle spielte, nicht bei der Wissenschaft auf, erstreckte sie sich doch nur zu oft auch auf deren privateste Verhältnisse. Es war daher nur ein Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit und Verehrung, als ihm seine Assistenten und Schüler im Jahre 1898 sein von Seffners Meisterhand unübertrefflich lebensvoll geschaffenes Reliefbild mit den Worten überreichten: „Wir wollen unsern Ostwald so dargestellt und verewigt wissen, wie wir ihn als Lehrer und Meister kennen und lieben gelernt haben" Noch eben in der dem Jubilar von hervorragenden Wissenschaftern überreichten „Festschrift" hat man mit Worten höchster Anerkennung auf den Umstand hingewiesen, daß Ostwald in einem so hohen Maße Schule gemacht habe. Man hat hierbei die Haupturſachen seiner großen Lehrerfolge mit glücklichen persönlichen Eigenschaften in Zusammenhang gebracht. Und gerade sein hervorragender Kollege auf dem Wiener Lehrstuhl, Wegscheider, hat in diesem Sinne besonders hingewiesen auf Ostwalds erstaunlich rasche Auffassung, die Treffsicherheit seines Urteils, seine anscheinend unbegrenzte Arbeitskraft, sein umfassendes Wissen, seinen Ideenreichtum, der ihn aus fast jeder Schwierigkeit einen Ausweg finden läßt, sein gewinnendes Wesen und, nicht zu mindesten, seinen wirklich vornehmen Charakter. Und besonders eins: Goethes Wort zu Eckermann „von der in den Wissenschaften herrschenden Eifersucht auf das Aperçu des andern" hat bei ihm nie Verwirklichung gefunden. Im Gegenteil. Ist es doch, um ein Beispiel unter vielen anzuführen, Ostwalds Großzügigkeit zu danken gewesen, daß eine neue von ihm und Arrhenius gleichzeitig, aber gesondert vorbereitete, von letzterem jedoch früher aufgestellte Theorie, „die elektrolytische Dissoziation", trotz zahlreicher Gegnerschaft gerade durch seine eifrige Vorkämpferschaft zum Siege gebracht wurde. Dem Urteil seiner Fachgenossen nach einer der ersten Chemiker seiner Zeit ist Ostwald zugleich der Begründer der physikalischen Chemie, jenes zwischen der Chemie und Physik gelegenen wichtigen Grenzgebietes geworden. Und es liegt hier nahe, sich in diesem Zusammenhange jenes unter seinen Dorpater Lehrern heute zu erinnern, dessen Scharfblick Ostwalds besondere Werte schon damals erkennbar waren. Es war der unter dem Namen „Karlchen" allgemein bekannte und beliebte Professor Karl Schmidt, der auf eine gelegentlich Ostwalds Berufung nach Riga an ihn gerichtete Anfrage des Direktors des Rigaschen Polytechnikums seinem Bedauern Ausdruck gab, daß die Universität

„diese in jeder Beziehung ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeitskraft" aus pekuniären Gründen nicht halten könne, und diesen Auslassungen dann wörtlich hinzufügte: „Ostwald ist ein rigisch Kind, auf das seine Vaterstadt schon jetzt nach seinen wissenschaftlichen Erfolgen stolz sein kann, der zu den kühnsten Erwartungen berechtigt, wenn ihm ein entsprechender Wirkungskreis eröffnet wird. Er ist aus der Chnosp-Kombination geschaffen, der die Bunsen Helmholtz, Kirchhoff entstammen. Setzen Sie ihn ins richtige Fahrwasser, und der Erfolg wird eminent sein. Und in der Tat, Ostwald hat Wort gehalten, wenn man diesem Prognostikon das heutige Urteil der Wissenschaft gegenüberstellt, wie es u. a. noch eben von der Wiener Universität herüberklang: „Ostwald ist nicht bloß ein Forscher, sondern geradezu der Apostel der physikalischen Chemie und dadurch ein Reformator auf dem Gesamtgebiet der exakten Naturwissenschaften. So müssen wir denn dem Meister dank sagen, daß er den Fortschritt der menschlichen Kultur so ausgiebig gefördert hat" Dieser weithin dringende wissenschaftliche Ruf war es auch, dem Ostwald die hohe Ehre zu danken gehabt hat, als erster Austauschprofessor an die Harvard-University in Cambridge und an die Columbia-University in New-York geladen zu sein, wo er 1905/06 unter großen Ehrenbezeugungen eine im wissenschaftlichen wie kosmopolitischen Sinne erfolgsame Wirksamkeit entfalten konnte. Eine noch über diese Auszeichnung weit hinausgehende Krönung erfuhr sein hochgeartetes Wirken aber im Jahre 1909 durch die Verleihung des Nobelpreises, der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung unserer Tage.

Pflegt sich nun angesichts solcher Errungenschaften ein Sterblicher gewöhnlich sonst erst recht dem Gebiete seiner unbestrittenen Führung ganz zu verschreiben, so zeigt sich bei ihm etwas ganz anderes. Wir sehen ihn noch während seiner fachwissenschaftlichen Lehrtätigkeit sich gleichzeitig der Erforschung anderer Regionen und Probleme zuwenden und damit einem in seinem Unterbewußtsein schon lange wirksamen Impulse nachgeben. Und mehr. Wir sehen ihn mit allen Mitteln der Wissenschaft um die Lösungsformel für sein inneres Gären, um die Fassung einer auf die exakten Wissenschaften sich stützenden systematischen Weltanschauung ringen. So entstehen seine naturphilosophischen Forschungen, seine Vorlesungen über Naturphilosophie, in welchen er es unternimmt, unter Ausschluß jeglicher Hypothese auf einem lediglich physikalischen Prinzip ein philosophisches Weltbild zu gestalten. Und zwar ist es der Begriff der Energie, der zur Grundlage seiner gesamten Naturauffassung wird. In diesem Sinne erscheinen ihm alle an den natürlichen Körpern vorhandenen Eigenschaften als Abarten der All-Energie und diese selbst ist es, welche in seinen Augen das wahre Wesen der Natur darstellt, welche mithin als die eigentliche Substanz, also als das unter wechselnden Umständen und Formen Bleibende angesehen werden muß. Und er weist hierbei darauf hin, daß alle Erscheinungen, die überhaupt erkennbar sind, lediglich aus Wirkungen von Energien hervorgehen, daß sich beispiels-

weise ein von uns gewonnener optischer Eindruck dadurch erkläre, daß sich von irgend einer Stelle des Raumes her Lichtwellen bewegten und die Energie dieser Lichtwellen auf unser Auge wirke. Und wie in diesem einzelnen Falle seien es auch bei allen anderen Erscheinungen nur die Begriffe von Raum, Zeit und Energie, die in Frage kämen. Es sei darnach alles, also das gesamte Geschehen, soweit es sich im menschlichen Handeln, in Veränderungen in der Umwelt oder in sonst irgend welchen Vorgängen zeige, auf die Umsetzung von Energie, von sog. Rohenergie in andere Energieformen, in Nutzenergie, zurückzuführen. Es gehe indessen bei dieser Umsetzung nie die ganze Energie, sondern immer nur ein Teil in die andere Form über. Aufgabe der Kultur sei es nun, diesen umgesetzten Teil, den sog. ökonomischen Koeffizienten, möglichst zu verbessern, d. h. dafür Sorge zu tragen, daß möglichst wenig freie Energie vergeudet werde, daß vielmehr die erzielte Menge der umgesetzten Energie der ursprünglichen Menge möglichst gleichkomme. Dieses Grundprinzip ist es nun, das seinen Ausdruck findet in seinem sog. Energetischen Imperativ: „Vergeude keine Energie, verwerte (veredele) sie!" — der die allgemeinste Regel alles menschlichen Handelns bis in die allerhöchsten Leistungen hinauf darstellen will, der ihn zu einem freudigen Kulturoptimismus, zu einer Philosophie der Tat führt.

Es geht hier Ostwald um das Ganze, um den Fortschritt der Menschheit. Und unter diesem Gesichtswinkel erscheint ihm im Rahmen seines Systems die Wertung jeder Leistung und Einrichtung dahin unabweisbar, ob diese einen für den ziviliſatorisch-sozialen Fortschritt der Menschheit förderlichen Charakter aufweist. Als höchste aller menschlichen Fortschrittsleistungen aber gelten ihm die wissenschaftlichen, da es der Wissenschaft allein vorbehalten sei, uns die Überwindung des auf den Augenblick gerichteten Tierzustandes und die bewußte Gestaltung der Zukunft zu ermöglichen. Und diese letztere sei es, die den allgemeinen Kulturfortschritt der Menschheit in allererster Linie verbürge. Es wird ihm die Energetik zu einer notwendigen Entwickelungsstufe der wissenschaftlichen Naturbetrachtung und ihre Bedeutung möchte er zunächst darin sehen, daß sie von den zu erklimmenden Stufen diejenige ist, vor der die Wissenschaft eben steht, und daß sie in ihrer hochwichtigen Gruppe von Erkenntnissen zugleich einen Dauerwert darstellt. Und wie tief ihn dieses Resultat seiner Forschung erfaßt hat, beweist seine eigene Schilderung des Vorganges, der ihm inmitten der sich häufenden Schwierigkeiten mit blitzartiger Helle die Ideen von der Überordnung des Energiebegriffs vermittelte: „Ich hatte eine beinahe physische Empfindung in meinem Gehirn, die etwa vergleichbar war mit dem Umklappen eines Regenschirms im Sturme." Und freilich, nicht zuletzt ist es neben anderen Jodl gewesen, der in dieser Philosophie der All-Energie die breitere empirisch-positive Basis gegenüber vielen anderen Systemen erkannte und diesen Versuch, das Naturganze und das Geschehen in ihm unter einen einheitlichen Begriff zu fassen, dahin wertete,

„daß der Begriff der Energie aus den Naturwissenschaften und damit aus dem wissenschaftlichen Denken der Menschheit überhaupt nicht wieder verschwinden werde und könne" Ist also, argumentiert hierzu weiter auch Haeckel, alle wahre auf Erkenntnis der Wirklichkeit zielende Wissenschaft im tiefsten Grunde Naturwissenschaft, dann ergibt sich auf ihre allgemeinsten Resultate, daß sie unter den Begriff der Naturphilosophie fallen. Und es will ihm ein ganz besonderes Verdienst von Ostwalds Naturphilosophie dünken, daß dieser nicht nur ihren theoretischen Teil, die vernunftgemäße Weltanschauung, sondern auch ihre praktische Betätigung, die gesunde Lebensführung, nach allen Richtungen zu fördern bemüht ist. Beginnt sich doch die energetische Denkweise auch auf anderen Gebieten, so in der Soziologie und Politik, in der Pädagogik und im Schulwesen und zwar in Gestalt ethischer Reformansätze bereits zu regen. Ostwald selbst aber hat, nicht zuletzt durch Übernahme der Leitung des deutschen Monistenbundes, über den Charakter seines philosophischen Systems als einer strengen Diesseitsphilosophie keinen Zweifel gelassen. Die energetische Orientierung hat seiner Denkweise die feste Richtung gegeben, daß der Sinn des Lebens und das höchste Ziel alles menschlichen Strebens in dem Aufstiege der menschlichen Kultur unter alleiniger Führung der Wissenschaft zu suchen sei. Es geht hier, wie Goldscheid es kurz ausdrückt, um die wissenschaftliche Weltgestaltung auf Grund wissenschaftlicher Weltauffassung. Und mit Hilfe dieses energetischen Begriffs ist nun Ostwald bemüht, eine neue Ordnung in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu bringen, er wird bestimmend für die wissenschaftliche Erfassung der physikalischen, biologischen, wie geistigen Phänomene, für die Festlegung ihrer wechselseitigen Beziehungen in eindeutigen Gleichungen. Wie weit aber Ostwalds Beziehungen speziell zum Gebiete der Lebensforschung reichen, lehrt uns am besten das Urteil eines fachwissenschaftlichen Gewährsmannes. Und da sehen wir denn den bekannten Wiener Biologen Kammerer sich nicht nur für Ostwalds hervorragende intuitive Begabung für das biologische Denken begeistert einsetzen, sondern zugleich dessen durch den Nobelpreis auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Katalysatorentheorie der Lebensprozesse geradezu als biologische Großtat und ihn selbst als einen der epochemachendsten, grundlegendsten unter den modernen Biologen rühmen. Handelt es sich nun bei der Katalyse um die Entdeckung des Vorganges, bei welchem durch Gegenwart eines fremden Stoffes, des Katalysators, die chemische Verbindung zwischen Substanzen — wie etwa die Funktion der Maschinenteile durch Oel — beschleunigt wird, so hat Ostwalds Entdeckung der katalytischen Gesetze uns erst das Verständnis eröffnet für die im tierischen Körper durch die dort vorhandenen katalytischen Stoffe hervorgerufenen Oxydationsprozesse, die so sehr das Wesen der Lebensläufe ausmachen. Nebenher aber ist es die Anwendung der Energetik auf die Lebensphänomene und besonders die biologische Behandlung menschlicher Probleme, so die biologische Auffassung der menschlichen Kultur und des Höhenmenschen, die Ostwalds biologische Leistungen engeren Sinnes umschließen.

Eines der ersten Beispiele solcher Übertragung naturwissenschaftlicher Methoden auf das Geistesleben hat Ostwald nun in seinen Studien zur Biologie des Genies „Große Männer, einer generellen Biologie oder Psychographie, gegeben. Es wird darin unter Heranziehung vieler Großer im Reiche des Geistes der schöpferische Mensch zum Objekt der Forschung gemacht und, unter Reduzierung der Begabungen auf Grundtypen, der Entwickelungsverlauf ihres Schaffens mit dem normalen Schicksal ihres Typus verglichen. Pflegt auch in unseren Tagen der zur Entwickelung gelangte Höhenmensch im Gegensatz zu früher meist sich selbst zu überleben und noch persönlich sein Werkzeug in die Hände der Nachfolger zu geben, so steht diesem Gewinn mangels rechtzeitiger Erkenntnis und Pflege des Genies immerhin ein nicht zu unterschätzender Verlust gegenüber. Der verlautbarte Einwand, daß die heutige, von einer wachsenden Differenzierung und Spezialisierung der Arbeit begleitete Mechanisierung des Lebens die Ausbildung der hervorragendsten individuell-eigentümlichen Gaben und Kräfte beeinträchtige, kann in diesem Sinn wohl nicht besondere Geltung gewinnen. Handelt es sich doch hier vielmehr um die bereits frühzeitige Erfassung des „nach oben verschobenen Normals", um die rechtzeitig ihm zuzuwendende Hilfe zur Eroberung des eigenen Gehirns. Ostwald hat es nun, von der Tatsache ausgehend, daß die Zahl der geborenen potentiellen Höhenmenschen diejenige der tatsächlich zur Entwickelung gelangten um ein Erhebliches überschreitet, unternommen, für diese hervorragende Klasse des homo sapiens trotz der in ihr vorhandenen bedeutenden Verschiedenheiten eine Reihe bestimmter Gesetzmäßigkeiten aufzustellen. Ja er hat durch die deutsche Herausgabe eines in dieser Richtung fundamentalen Werkes, der „Geschichte der Wissenschaften und Gelehrten seit 2 Jahrhunderten — von Alphonse de Candolle" das geniologische Problem unserem Verständnis näher geführt. Er zeigt uns, daß sich das von Nordwest nach Südost sich über England, Nordfrankreich, Südskandinavien, Deutschland und die Schweiz hinziehende Gebiet die größten Erfindungen und Entdeckungen hervorgebracht habe, daß dieses Zentrum der Kultur auch die Heimat des Genies ist. Und andererseits weist er darauf hin, daß die meisten berühmten Forscher aus der mittleren der drei gesellschaftlichen Schichten, die wenigsten aber aus der gerade zahlreichsten unteren stammen, deren Besitzlosigkeit schon an sich die entsagungsvolle Arbeit des Forschers ausschließe. Erwäge man, daß eine unvernünftige Ökonomie der Begabungen zugleich eine Herabminderung des Nationalkapitals, eine Kraftvergeudung in Gestalt unnötiger Kulturumwege darstelle, so gebiete sich die Pflege und Aufzüchtung des Genies von selbst. Die wissenschaftliche Möglichkeit nun, die Kennzeichen einer solchen außergewöhnlichen Veranlagung schon früh zu erfassen, hat in der Aufstellung einer Anzahl beachtenswertester Grundregeln durch Ostwald eine Erweiterung erfahren: Frühreife, das Hinausstreben über die Schule, freiwillige, um ein bestimmtes Hauptinteresse orientierte Arbeit, Spuren erfindender oder gestaltender Tätigkeit in Form von Sammlungen,

Experimenten und eine Anzahl anderer Kennzeichen vervollständigen das Bild des jugendlichen Ausnahmetyp. Und wie dringlich gerade eine frühzeitige Aufhilfe geboten ist, zeigt die Beobachtung, daß die Fähigkeit schöpferischer Gedankenbildung, die größten unterrichtlichen und gedanklichen Leistungen meist den jungen Jahren anzugehören pflegen. In diesem Zusammenhang sehen wir Ostwald auch bereits bemüht um eine zum Teil Ernst Abbes Gedankengängen nachgehende Stiftung zur Ausfindigmachung und Förderung ungewöhnlicher Begabungen. Ja des hohen Wertes dieser Idee ist man sich auch im Dollarlande voll bewußt geworden, wo man in der „Gradnate School" der Princeton-University soeben ein Institut eröffnet hat, das in Gestalt eines wissenschaftlichen Klosters 120 talentiertesten jungen Amerikanern gegen eine nur minimale Beisteuerung eine hervorragende wissenschaftliche Ausbildung ermöglicht.

Und freilich, die Anregungen, die Ostwald seinen Zeitgenossen zustreut, sind so überaus zahlreich und mannigfaltig, daß in vielen Fällen ihrer Verwirklichung die Erinnerung an seine ursprüngliche geistige Mitteilhaberschaft vollständig verloren gegangen ist. Hat er doch mit Liebig das Leidenschaftliche und Entschlossene, einen überaus lebhaften Optimismus gemein, dem das Revolutionärste gegebenen Falls nicht mehr als selbstverständlich erscheint. So zeigt er unter den Forschern so recht den den Klassikern gegenüberstehenden Typ der Romantiker, also derjenigen Gelehrten, welche ihre Zeit stark beeinflussen und durch ihre schriftliche und mündliche Ausstreuung lebhafte Bewegungen im Strome der Wissenschaften hervorzurufen pflegen. Ostwald selbst ist es, der in seinen Studien zur Wissenschaft vom ausgezeichneten Menschen das Tempo des geistigen Pulsschlages und die geistige Reaktionsgeschwindigkeit als für die Charakterisierung der beiden Gelehrtentypen maßgebend bezeichnet hat. Liege nämlich der Schwerpunkt des klassischen Typus der Faraday, Gauß, Helmholtz, Mayer, Curie, van't Hoff in der möglichst weitgehenden Vollendung jeder einzelnen Arbeit, so äußere sich dagegen der romantische Typus der Davy, Liebig, Ramsay, Gerhardt, Haeckel in einem drängenden Übermaß fruchtbarer, der vollständigen Durcharbeitung jedoch oft noch ermangelnder Ideen. Oder mit anderen Worten: gehe es — um einem zoologischen Vergleiche Ostwalds zu folgen — dem Klassiker gleich dem sagenhaften Bären darum, sein Junges geduldig und sorgfältig in Form zu lecken, so verhalte sich der Romantiker wie der Kuckuck, dem es genüge, die in die Welt gebrachten Eier anderen zur weiteren Entwickelung zu überlassen. Nichtsdestoweniger aber sei es gerade dieser Typus, also der seine Schüler faszinierende und in hohem Grade beeinflussende Romantiker, dem die Wissenschaft meist ihre Revolutionierung verdanke.

Und so ist es auch Ostwald selbst, der nicht zuletzt auf diesem Wege so manchen neuen Rhythmus in die Welt des Denkens und Schauens getragen hat, der heute auf vielen Gebieten gestaltend weiterwirkt. Ein — wie ihn

Goldscheid einmal ehrend genannt hat — „Ingenu“ unter den Forschern, der sich auch den geheimnisumwobensten Problemen gegenüber seine Ursprünglichkeit und Einfachheit zu bewahren gewußt hat, ist Ostwald, der Gradlinigkeit seines Denkens folgend, schließlich auch dahin gelangt, sich selbst gewissermaßen zum Objekt der Forschung zu machen. Und zwar war es ein vor Jahren bei ihm eingetretener Erschöpfungszustand, der ihm nicht nur zum wissenschaftlichen Problem wurde, sondern der zugleich zur Entstehung der Geniologie und des großzügigen Studienwerkes „Große Männer“ den ersten Anlaß gab. Hatte sich beim Studium der Lebensgeschichte bestimmter Forschercharaktere seine Annahme eines ihm selbst gewordenen typischen Schicksals voll bestätigt, so war es ihm keinen Augenblick zweifelhaft, wie für ihn — mit Altmeisters Goethe Worten — „die Forderung des Tages“ lautete. Geistiger Fruchtwechsel! Es hieß also, sich zwecks geeigneterer Verwendnng der vorhandenen Lebensenergien in anderen Bezirken des Schaffens von dem bisherigen Tätigkeitsgebiete abwenden. Und freilich, die in diesem Sinne dringend benötigte und hernach auch mehrfach gewährte Befreiung von der Vorlesungsverpflichtung erschien um so weniger bedenklich, als durch die große Anzahl von Privatdozenten, welche über Gegenstände der physikalischen Chemie lasen, den Studierenden Vorlesungen aus diesem Gebiete in ganz besonders großer Mannigfaltigkeit zur Verfügung standen. Gleichwohl aber sah sich Ostwald nach weiteren Erwägungen gehalten, den ihm vom damaligen Kultusminister v. Seydewitz in verständnisvollster Weise angetragenen Kompromißvorschlag abzulehnen. Hatte sich doch die Majorität der philosophischen Fakultät der Universität zu diesem Novum nicht durchzukämpfen vermocht. Nun, es dürfte für Ostwald diese Angelegenheit inzwischen in den Kreis jener anderen getreten sein, die sich ihm, wie er einmal bemerkte, zu Studiengegenständen bezüglich der Reaktionen der Kollektivpsyche objektiviert haben. Genug, gleich Mach, Lipps, Benedikt, Kohler, Wundt, Haeckel u. a. weit über seine Fachwissenschaft hinaus in die wissenschaftliche Forschung eingreifend, hatte sich in ihm schon längst der Beruf eines Lehrers der zufälligen Leipziger Studentenschaft mit dem seiner Nation, ja der ganzen Kulturwelt gewandelt. „Was du bist und kannst, schuldest du deinem Volke!“ Diese Worte entflossen seiner Feder bereits damals, als das „Goldene Buch des deutschen Volkes“ ihm seine Seiten gastlich öffnete. Und es dürfte daher nur einer innerlichen Konsequenz entsprechen, wenn wir ihn heute neben anderen bekannten Polyhistoren, wie Lamprecht und Wundt, unter den großzügigen P u b l i z i s t e n sehen. Und wir werden seiner Erklärung aufs Wort glauben können, daß er es noch keinen Augenblick bereut habe, den Beruf des Universitätsprofessors mit dem des praktischen Idealisten vertauscht zu haben. Ist doch die unbedingte, oft geradezu verblüffende Aufrichtigkeit gerade mit einer der ausgeprägtesten Züge seines Wesens. Ja, hat er doch oft genug selbst auf das höchst Unzweckmäßige der Unwahrhaftigkeit mit der nüchternen Motivierung hingewiesen, daß eine jede Unwahrheit mit

ihrer zur Verhütung späterer Selbstverstrickung erforderlichen Gedächtnisbelastung einer Verschwendung im Haushalt der Gehirnenergien gleichkäme. Mit seiner Energielehre ist es ihm also auch im Persönlichsten ernst, wie er andererseits mit ihren Strahlen die großen Probleme der Menschheit zu durchleuchten bemüht ist.

Um den Fortschritt geht ihm alles, um den Fortschritt nach der Seite, daß die Entwicklung der Verstandeskräfte ein Gebiet nach dem andern aus der Herrschaft des Gefühls in die geregelte Verwaltung des Verstandes hinüberleitet. Sei es doch dieser, der dem Menschen gegenüber dem sich seiner Umgebung nur passiv anpassenden Tier die aktive Anpassung ermögliche. Und zeige doch die Kulturgeschichte von dem ersten Kulturmenschen, also von jenem, der zuerst arbeitete, an bis in die Gegenwart, die mit der Hinaufzüchtung des Verstandes zunehmende Herrschaft des Menschen über die Energie. Als einzige verläßliche Führerin könne hier nur die Wissenschaft in Frage kommen, die Wissenschaft im Sinne der rückhaltlosen Anwendung des logischen Denkens auf Grund der Erfahrung, sowie der praktischen Erprobung der so gewonnenen Ergebnisse. Aktivistische Wendung des gesamten Wissenschafsbetriebes, aktive Anpassung der Dinge an uns, nicht nur passive Anpassung von uns an die Dinge — so lautet seine Forderung. Und da allein die Wissenschaft die Überwindung des auf den Augenblik gerichteten Tierzustandes und die bewußte Gestaltung der Zukunft ermögliche, möchte Oswald sie zugleich auch als die höchste Leistung der Kultur gewertet wissen. Sie ist ihm die Kunst, aus der Kenntnis der Vergangenheit, die als etwas Starres, Unabänderliches an sich und für sich nicht als Wissenschaft gelten könne, zur Kenntnis der Zukunft zu gelangen. Ihr eigenstes Wesen, das sich in der Erforschung einer Gleichförmigkeit des Geschehens und der Anwendung des Ergebnisses auf die Zukunft ausdrücke, bestehe somit im Prophezeien, in der exakten Gestaltungslehre. Haben wir nun mit der Wissenschaft soeben den Weg durch ein individualistisches bezw. spezialistisches Zeitalter genommen, so sind wir augenblicklich dabei, mit ihr in die synthetische oder organisatorische Periode hinüberzutreten. Und auch hier ist es Ostwald, der der Frage der Vereinheitlichung und Angleichung zusammenstrebender Denk- und Wissensgebiete seine fördernde Aufmerksamkeit widmet. Nicht zuletzt sei hier auf sein neues, an den französischen Positivismus sich anlehnendes System der Wissenschaften hingewiesen. Ist darnach die in alle Begriffe dringende Logik oder Mannigfaltigkeitslehre die allgemeinste Wissenschaft, der sich als engere die die Größe messende Mathematik und als noch engere die den Raum messende Geometrie anschließen, so folgen diesen drei Grund- und Ordnungswissenschaften die noch engeren, durch den Begriff der Energie verbundenen drei physischen Wissenschaften, die Mechanik, als engere die Physik und als engste die Chemie. Auf diesen vom Unterbau der Ordnungswissenschaften getragenen Energie-Wissenschaften nun bauen sich als höchste Stufe die Wissenschaften vom Leben

auf, und zwar die alles Lebende, Pflanze und Tier erforschende Physiologie, die die höheren Tiere und den Menschen umfassende Psychologie und die den Menschen in seiner Unterscheidung vom Tier behandelnde Kulturologie. Setzt sich der Inhalt der Wissenschaften aus dem Bleibenden, aus den Begriffen zusammen, die wir mit Hilfe der Analogieschlüsse aus dem veränderlichen Chaos herausholen, so sei ihre Aufgabe, ihr Zweck, uns dem Leben zuzulenken. Und so wendet sich Ostwald auch selbst unter dem Gesichtswinkel der Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft der allseitigen Prüfung des Lebens der Gegenwart zu. So wird er zum *popularisierenden Gelehrten*, zum Reformator, zum revolutionierenden Kulturfaktor mit dem einen Ziele der Verbesserung des Güteverhältnisses in Bezug auf die aufgewandte Arbeit auf allen Gebieten.

Nicht zuletzt ist es das *Schulwesen*, für dessen Umgestaltung er mehrfach im Sinne einer besseren Energieökonomisierung seine Stimme mit Nachdruck erhoben hat. Geht es ihm doch hier vor allem auch um die Technik des Unterrichts selbst im Sinne einer frühzeitigen Individualisierung und harmonischen Ausbildung des jungen Menschen. Als solche könne indessen nicht die gleichstarke Entwickelung aller Eigenschaften am Individuum angesehn werden. Zeige doch auch eine Harmonie der Musik nicht etwa einen Mehrklang nur gleichwertig nebeneinander stehender Töne, sondern vielmehr einen neben Ober- bezw. Untertönen auf einen vorherrschenden Grundton gestimmten Klang. Ein harmonischer Mensch sei gleichfalls ein solcher, bei dem um eine zentrale, mit besonderer Stärke und Reinheit ausgebildete Qualität alle seine anderen Qualitäten sich so ordnen, daß sie die Haupteigenschaft unterstützen und zu höchster Steigerung bringen. Aber auch mit dem Wesen der Hochschulen und deren zweckmäßigerer Gestaltung hat Ostwald sich mehrfach beschäftigt. Besonders ist es hier die Scheidung des Lehrprofessors von dem Forschungsprofessor, oder mit anderen Worten, die Trennung der Universität in zwei gesonderte Anstalten, in die Hochschule und Höchstschule, welche ihn zur Vorbeugung einer Energievergeudung unserer großen Forscher am Herzen liegt. Hätte sich die erstere, als Fachschule, lediglich die Ausbildung für das Amt zum Ziel zu nehmen, so wäre die Aufgabe der letzteren, als Forschungsschule, in der speziellen Ausbildung zu schöpferischer wissenschaftlicher Arbeit, in der Einführung in die Technik des Entdeckers zu suchen.

Aber noch eine ganze Reihe anderer Gegenwartsfragen beschäftigt ihn unausgesetzt und hat eine völlig neue Orientierung durch ihn erfahren. Seine der energetischen Weltanschauung nur folgende Gegnerschaft gegenüber der Kirche, seine Verurteilung des Duells, sein Eintreten für die Euthanasie, also für die auf Wunsch des Kranken zur Abkürzung des Todeskampfes zu gewährende Sterbehilfe durch den Arzt, seine Stellung zum Selbstmord, zur Bodenreform, zur Politik, zur Frauenfrage und anderen Kulturproblemen haben mehrfach durch ihn in der Öffentlichkeit in Druck und Wort ihre Behandlung erfahren. Und

speziell in der Frauenfrage ist Ostwalds Anschauung von Interesse. Stützt sie sich doch auf den rein objektiv gezogenen Schluß, daß die Frauen unserer Zeit sich für grundlegende Arbeiten nicht eignen. Es sei vielmehr die Entfernung, in welche ihre Organisation sie in dieser Beziehung von den Männern stellt, so groß, daß auch die natürlichen Schwankungen um den Mittelwert noch nicht so weit gegangen sind, um (von der noch nicht abschließlich gewerteten Frau Curie abgesehen) ein schöpferisches wissenschaftliches Genie weiblichen Geschlechts hervorzubringen, oder auch in der Bildhauerei, Malerei und Musik Künstlerinnen erstehen zu lassen, die zu den Höchsten zählen. Und auch ein Blick nach Neuseeland und Australien, wo die Frauen die politischen Rechte mit den Männern durchweg teilen, zeige, daß die Anteile dieser am fortschrittlichsten organisierten Gebiete, an dem geistigen Gesamtgute der Menschheit gleich Null sind. Erwäge man ferner, daß die Kulturentwickelung im eigentlichen Sinne erst durch die eintretende Vorherrschaft der Männer hat erfolgen können und daß in London mit bevorzugter Stellung der Frau die sog. Gleichstellung alsbald in eine unbedingte, das geistige Niveau der Männer eher drückende als erhebende Vorherrschaft der Frau umzuschlagen pflege, so scheine der Zustand der sog. „Rückständigkeit" in der politischen Stellung der Frau eher vorteilhaft als nachteilig für die höchsten und schwersten Leistungen der Menschheit zu sein. Es müsse daher schon das Erhaltungsinteresse der Rasse diejenigen Frauen bevorzugen, welche ihren Anteil an der Erhaltung gern und mit Freuden auf sich nehmen.

Ostwald ist unter anderem auch der Kunst, und zwar zugleich theoretisch und praktisch, nahegetreten. Nicht nur, daß er als tüchtiger Klavierspieler in der Musik vollständig zuhause ist, er hat auch in der Öl-, Kreide-, Aquarell- und Pastellmalerei ein selbständiges künstlerisches Können gezeigt. Ja, seiner technischen Vertrautheit ist es zu danken, daß die Kenntnis der für die Malerei maßgebenden Gesetze u. a. auch in den seiner Zeit so freudig aufgenommenen „Malerbriefen" eine förderliche Erweiterung erfahren hat. Lessings „Der Endzweck der Künste ist Vergnügen" und Goethes „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen" verdichten sich bei Ostwald zur Auffassung: Kunst ist die Kunst, künstlich willkommene Gefühle hervorzurufen. Anders die Zweckkunst, bei der sich alles lediglich dem Zwecke des Gebildes, dem großen Zuge der inneren Wahrheit und Folgerichtigkeit unterzuordnen habe. In der angewandten Kunst, im Kunstgewerbe, sei es der Ehrlichkeitsgedanke, um dessen Durchführung es sich und zwar in Gestalt der „drei Treuheiten" handele. Diese aber fänden ihren Ausdruck einmal in der Treue des Schaffenden gegen sich selbst bei seiner Arbeit, ferner in der die Zweckdienlichkeit des Objekts wahrenden Ehrlichkeit des Schaffenden gegenüber dem Gebrauchenden und schließlich in der bei der Verarbeitung des Stoffes dessen innerer Natur und zweckgerichteten Eignung Rechnung tragenden Treue.

Es handelt sich hier also um die sog. Qualitätsarbeit und deren Um-

grenzung. Von einer solchen aber läßt sich indessen auch im geistigen Sinne reden. Und dieses geistige Ehrlichkeits- und Reinlichkeitsbedürfnis ist es, das Ostwald zur Auseinandersetzung mit allen ihm irgend begegnenden Problemen mit aller Macht drängt. So hat auch die politische Ideologie manche Einwirkung durch ihn erfahren. Bedeutet ihm einmal die Gehirnentwickelung die Grundlage aller Kulturentwickelung, so weist er anderseits auf den außerordentlichen Vorteil der Variabilität der Gehirnentwickelung hin, die in der besonderen Fähigkeit des Menschen zur spontanen oder eigenständischen Entwickelung und Kultursteigerung ihre Begründung finde. Und dieses Gesetz des besonderen Segens der individuellen Variationen findet durch ihn auch auf den allgemeinen politischen Zustand seine Anwendung. Scheide man die Menschen in die beiden großen Gruppen der konservativ und fortschrittlich Gerichteten, so zeige sich bei den ersteren eine große biologische Trägheit bei geringer Entwickelungstendenz, während bei den letzteren die Verhältnisse gerade umgekehrt lägen. Das Ideal der Gerechtigkeit, des größten Glückes der größten Zahl, könne indessen im allgemeinen nur auf dem Wege der fortschrittlichen politischen Betätigung erreicht werden. Es bedeutet ihm die Nation ein lebender Organismus, der sich entwickelt und den Gesetzen des Lebens folgt, kein Mechanismus, der denen der Mechanik nachzugeben gezwungen ist. Und so wird in seinen Augen die Unterstützung des Fortschritts zugleich zu einer ethischen Forderung, die sich aus der sozialen Organisation einerseits, aus der wissenschaftlichen Lebensauffassung andererseits erklärt. Wissenschaft aber und Fortschritt sind identisch und der Begriff einer konservativen Wissenschaft ein Widerspruch in sich selbst. Wie Wilson, der den sog. Radikalismus unserer Zeit als das Streben der Natur nach Befreiung der hochstrebenden Tatkraft des Volkes bezeichnet hat, will auch Ostwald unter den radikalen, unter den sozialdemokratischen Grundsätzen solche von erheblichem Wert erkennen. Er hat aber im übrigen zwischen der sozialdemokratischen Partei und sich, nicht zuletzt mit Rücksicht auf deren Orientierung als Klassenpartei, die Trennungslinie in aller Öffentlichkeit markiert mit der Erklärung, daß er politisch Demokrat, nicht aber Republikaner sei.

Und nicht nur den parteipolitischen, auch den allgemeinen politischen Problemen hat Ostwald den energetischen Maßstab angelegt. In diesem Gedankengange ist er, wie Kant einst im Wege des „Kategorischen Imperativs", seinerseits im Wege des „Energetischen Imperativs" bedingt für die Abschaffung des Krieges als eines überaus energiezerstörenden, kulturhemmenden Mittels lebhaft eingetreten. Betont er doch in diesem Zusammenhange besonders die durch den Krieg bewirkte negative Auslese, welche ihren Ausdruck darin finde, daß vor allen anderen gerade die kräftigsten Elemente dem Volke genommen würden. Und er stützt seine Ansicht hier gleichzeitig durch das Forschungsergebnis eines der führenden Historiker der alten Zeiten, unseres Landsmanns Professors Otto Seeck, der in dem Untergang des Rö-

mischen Reichs gleichfalls die Folgeerscheinung eines andauernden Kriegszustandes und der damit verbundenen systematischen Austilgung der ursprünglich kräftigen Rasse zu erblicken geneigt ist. So tritt Ostwald denn als überzeugter Pazifizist für eine beständige Annäherung der Nationen unter einander, für eine kraftvolle Förderung der internationalen oder vielmehr supranationalen Organisation der Menschheit ein auf Kosten der bisher geübten individualistischen Beschränkung. Und man wird sich abseits der universellen Bestrebungen der Idealisten des 18. Jahrhunderts der Tiefe der in ihm wirksamen Idee am klarsten bewußt werden im Zuge jenes Eckermann gegenüber geäußerten Gedankenganges unseres Altmeisters Goethe: „Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie den Nationalhaß immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und so man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück und Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wär es dem eigenen begegnet." Wird diese Stufe nun auch lange noch nicht erreicht werden, so hat doch seit der Errichtung des Weltreiches des Geistes durch Kant und Goethe die Kultur im Lichte der friedenfördernden Wissenschaft eine immerfort aufsteigende Tendenz gezeigt. Geht man mit Ostwald dem in ihr wirksamen Oszillationsgesetze nach, so lassen sich 3 Phasen in ihrer Aufwärtsentwicklung erkennen: einmal der Solismus, in dem, wie eben noch in Ceylon, der einzelne, nur vorübergehend sich zur Erhaltung der Gattung paarend, sein Leben in Einsamkeit führt, sodann der Gregarismus, d. h. die Vereinigung Gleichartiger unter einer festen Norm zur Verfolgung übereinstimmender Zwecke, und drittens, als Regulierschlag, der Individualismus, der gegenüber der nivellierenden Kraft der Masse das Recht des einzelnen zur Geltung zu bringen bestrebt ist. Um indessen das zwischen dem Herdentum und dem Individualismus schwankende soziale Leben einer höheren Ausgleichung zuzuführen, weist Ostwald auf die Organisation als auf die gegenwärtig höchst zu erreichende Stufe der Kultur hin. Denn auf diesem Wege der Vereinigung der Individualitäten zu großen gemeinsamen Arbeitsrichtungen, der Verwendung des einzelnen an der seinen Fähigkeiten nächstliegenden Stelle sei die maximale Leistung für die Gesamtenergie gegeben. Und entgegen der Nietzscheschen Theorie von der „blonden Bestie" und dem Kampf ums Dasein erscheint ihm in der Erwägung, daß der Mensch ein soziales Wesen ist und deshalb der übrigen Menschen zu seiner Existenz bedarf, gerade das soziale Denken als das wichtigste Element des modernen Ideals. War es doch schon Bismarck, der 1867 im Herrenhause darauf hinwies, daß nichts geeigneter wäre, die Verschmelzung der widerstrebenden Elemente zu fördern als gemeinsame Arbeit an gemeinsamen Aufgaben. Und so geht Ostwalds Bestreben mit aller Macht dahin, die vorhandene und täglich weitergehende Arbeitsteilung durch die einigermaßen entgegengesetzte Operation der Arbeitsvereinigung zur höchsten Wirksamkeit zu bringen. Ganz besonders aber hat dieses für die Beziehungen der Kulturvölker unter einander im Sinne

eines gemeinsamen Kulturbetriebs der Menschheit zu gelten. Und daß diese kooperativen Bestrebungen auf dem Marsche sind, das zeigen außer dem Haager Friedensinstitut, außer der von Ostwald inaugurierten Weltorganisation der Chemiker, des Internationalen Instituts für fortschrittliche Erfahrungen ꝛc. eine ganze Reihe anderer, zum Teil unter Ostwalds persönlicher Mitwirkung erstandener Arbeitsgemeinschaften neben weiteren, noch in der Vorbereitung begriffenen. Ich erinnere hier nur an die Haager Völkerrechtsakademie, an Carnegies der Technik und Organisierung der allgemeinen Wissenschaft des Internationalismus dienende Universität für Internationalismus im Haag, an Andersens als die Völker näherndes Weltzentrum gedachte Welthauptstadt mit ihren internationalen wissenschaftlichen Vereinigungen, an den auf Ostwalds Anregung in Bern gegründeten Verband für Schaffung eines Weltspracheamts, an die europäische Vereinbarung zur Früherlegung des bürgerlichen Tages im Sommer um 1 Stunde u. a. m.

Es kann, wie auch Exner es in der „Festschrift" ausdrücklich betont, keinem Zweifel unterliegen, daß es Ostwald gewesen ist, der dem Organisationsprinzip in der Geistesarbeit der Gegenwart die ihm gebührende Stellung angewiesen hat und daß er selbst der glänzendste Vertreter dieses Prinzips geworden ist. Ein schlagendes Beispiel dafür ist u. a. die „Brücke", die unter seiner Leitung und mit einer Hunderttausendmarkspende von ihm ins Leben gerufene Vereinigung zur Organisierung der geistigen Arbeit, über die ich bereits in der Mai-Nummer der Balt. Monatsschr. 1913 Ausführliches berichten konnte. Die „Brücke" betrachtet das materielle und geistige Leben der Menschheit als ein einheitliches Ganze und will dieses Ganze im Sinne eines wichtigen Kulturfortschritts auf ethischer d. h. sozialer Grundlage organisieren. Und zwar ist das erstrebte Ziel in der Schaffung eines Zustandes gedacht, der es jedem auf irgend einem Gebiet der geistigen Arbeit Auskunft Bedürfenden ermöglicht, von der Zentrale dieses Organismus', also von der „Brücke", diese Auskunft selbst oder die Anweisung der in Frage kommenden Auskunftstelle zu erhalten. Auf diesem Wege der Entwicklung zur „Auskunftstelle der Auskunftstellen", zum „Gehirn der Welt", liegt es zugleich in ihrer Aufgabe, die einzelnen, auf getrennten Inseln entstehenden geistigen Produktionen durch „Überbrückung" zur harmonischen Arbeit zusammenzuschließen und sich selbst, neben ihrer Eigenschaft als einer allgemeinen parlamentarischen Vertretung der Geistesarbeiter jeder Richtung, zugleich zu einer Hochschule der Organisation auszuwachsen. Wie überall im Schaffen Ostwalds macht sich auch hier der Einheitsdrang geltend. Finden doch seine in diesem Sinne international gerichteten Bestrebungen ihren Ausdruck noch in einer Reihe weiterer Forderungen, zu denen unter anderem gehören: ein wissenschaftlicher Farbenatlas, ein Weltwörterbuch sämtlicher auf der Erde gebrauchter Wörter, eine diesem analoge Zeichensammlung sämtlicher Abkürzungen, eine Weltsprache, eine Weltenzyklopädie einzelfixierter aus den Druckwerken herausgelöster Gedanken,

ein einheitliches Ordnungs- und Registriersystem auf dezimaler Grundlage, feste Weltformate für Bücher, Bilder und Drucke aller Art, eine Weltschrift mit einheitlichen Lettern und vereinfachter Silbenabteilung, eine Vereinfachung des Zahlenaussprechens, eine internationale Maß-, Münz- und Gewichtseinheit, ein Einheitsporto, eine verbesserte Kalendereinheit u. a. m.

Wie die „Brücke", die übrigens augenblicklich in der Wandlung zu einer neuen Entwickelungsform begriffen ist, haben alle Einheitsbestrebungen Ostwalds aus dem lediglich wissenschaftlich fixierten Gesichtswinkel seiner Weltanschauung ihre Entstehung genommen. Neben die älteste, die theologische, und die aus der Renaissance orientierte rationalistische oder aprioristische ist die dritte Gemeinschaftsdenkweise, die monistische Ostwalds, getreten, welche gleichsam das Land zwischen Religion und Wissenschaft bilden will. Ostwalds Monismus, der alle Lebenserscheinungen im Rahmen der Energiegesetze sich vollziehen sieht, beruht nicht auf der bisherigen, schon von Thales, Anaximenes, Anaximander an bis heute vertretenen Idee der Ableitung des Weltgeschehens aus einem einzelnen Prinzip. Unter Ablehnung des aprioristischen, also des Monismus des Ausgangspunktes, anerkennt Ostwald nur den aposterioristischen, den Monismus des Endpunktes. Das ist die Methode, welche von der Mannigfaltigkeit der Welt als der erfahrungsmäßig vorliegenden Tatsache ausgeht und welche demgemäß ihre Entwickelungslinien konvergierend von allen Punkten der erfahrbaren Welt nach einem endgiltigen Mittelpunkt, nach einem zentralen Ideal zieht. Das ist also kurz der Monismus des wissenschaftlichen Denkens, der kein System, sondern, wie gesagt, eine Methode darstellt, und zwar die wissenschaftliche. Ziel dieses geordneten Einheitsdenkens ist ihm die Lebensvervollkommnung, also das Gegenwarts- und Zukunftsglück der Menschheit. Und so erstrebt der Monismus vor allem die Ausgestaltung einer neuen Einheitskultur, einer soziologisch orientierten, die ethischen Erscheinungen als soziale wertenden Ethik. Unter Ablehnung der nur „Vergangenheitswerte pflegenden Gefühlsethik" und unter gleichzeitiger Kennzeichnung der Moral lediglich als angewandter Soziologie weist Ostwald in diesem Sinne auf die soziale Nützlichkeitsmoral als auf die einzige anwendbare wissenschaftliche Grundlegung der Ethik hin: „Liebe deinen Nächsten gemäß seinem sozialen Werte!" Ersatz der Einzelmoral durch Gattungsmoral, zunehmende Entwickelung von Opferbereitschaft und Hingabe an das Ganze der Menschheit mit dem utilitaristisch-eudämonistischen Endziel des größtmöglichen Nutzens und Glücks der größtmöglichen Zahl: in dieser wachsenden Erweiterung des eigenen Selbst spiegelt sich, und nicht die geringste, immanente Forderung der ihm vorschwebenden monistisch geordneten Lebensartung. Analog Treitschke, der alle Kultur im Idealismus wurzeln sieht, macht Ostwald den Wert des einzelnen von dem Maße des diesem eigenen Idealismus abhängig. Und so will ihm der gegenwärtige Monismus auch nichts anderes als die Organisation des praktischen Idealismus bedeuten, wie ihm die monistische Wissenschaft

selbst als die wahre „fröhliche Wissenschaft" erscheint, die zum lebenbejahenden Optimismus, zur Zukunftsfreudigkeit führe.

Heute steht Ostwald, nach Haeckels Rücktritt, zwischen dessen materialistischem und Ostwalds energetischem Monismus ein prinzipieller Unterschied nicht existiert, an der Spitze des Monistenbundes. Es geht ihm indessen nicht nur um die wissenschaftliche und bewußte Weltgestaltung, um die Förderung der Einheit im Denken und Leben, er ist auch mit aller Macht bemüht, in seinen persönlichsten Dingen dem Gewissen seines monistisch orientierten Geistes unbedingt die Gefolgschaft zu halten. Hat er doch noch eben in dem bei seinen Enkelkindern, in Ablehnung der Taufe, persönlich ausgeführten Akt der monistischen Kinderweihe einen weiteren Beweis hierfür gegeben. So sehen wir seinen methodisch erzogenen Intellekt sich auch in seinem Handeln verkörpern, Überzeugung und Leben in ihm zur Einheit werden. Ja es ist dieser Einheitsgedanke in ihm zum Genius, zur führenden Idee geworden, der er sein ganzes Leben selbstlos zu weihen im Begriffe steht. Davon zeugen auch seine neueren Werke „Große Männer", „die Forderung des Tages" und „der energetische Imperativ", vor allem aber seine „Monistischen Sonntagspredigten", in denen er die großen Zeitfragen und Kulturprobleme mit den Ergebnissen der monistischen Wissenschaft durchdringt. Überall aber ist er hier neben dem scharfen Denker zugleich der überaus gewandte Stilist, der die schwierigsten Dinge ebenso leicht verständlich zu vermitteln weiß, wie die allereinfachsten. Das Wort von dem guten Gedanken, der fast nichts anzuhaben brauche, paßt so recht auf seine Kunst der Darstellung, wie diese den Leser so leicht gefangen nimmt. Und wer vermag erst die Zahl selbst dieser Veröffentlichungen anzugeben! Hatte Ostwald doch schon um die Wende des 5. Jahrzehnts seines Lebens allein auf dem Gebiet seiner Fachwissenschaft soviel publiziert, daß, wie Walden erzählt, sämtliche Bände des Konversationslexikons zur Aufnahme seiner Arbeiten nicht ausgereicht hätten. Und war doch im Jahre 1903 allein die Zahl seiner Rezensionen über wissenschaftliche Arbeiten auf nahe an 5000 gestiegen. Gewiß ist, daß sich in seiner schriftstellerischen Tätigkeit, seitdem er auch andere Bezirke seines Gehirns noch zum Fruchttragen gebracht hat, das frühere an sich lebhafte Tempo noch um ein Beträchtliches gesteigert hat. Kurz, die Überfülle seines unermüdlichen Schaffens liegt in zahllosen Büchern und Schriften vor der Öffentlichkeit ausgebreitet. Und von seinem Weltruf, von der ihm entgegengebrachten hohen wissenschaftlichen Anerkennung zeugen neben der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung, dem Nobelpreis, die ungezählten in- und ausländischen Ehrungen, die ihm in Gestalt von Ehrendoktordiplomen, Ehrenpräsidenten- und Ehrenmitgliedsurkunden der zahlreichen wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften zuteil geworden sind. Und doch: „Nicht was ich habe, was ich schaffe ist mein Reich." Diese Carlylesche Sentenz ist so recht zur Achse seiner inneren Entwickelung, zum Rückgrat seines Lebens, sein festliniger großzügiger Charakter zum „Multiplikator" seiner Fähigkeiten

geworden. Hatte er doch bereits als junger Student sich das sogenannte „Prinzip des moralischen Schwungrades" geschaffen, das die unerbittliche Ausführung des einmal gefaßten Vorsatzes gewährleistete. Diesem „Ja — also!" ist er bis heute treu geblieben. Unabhängig von dem Urteil anderer hat er sich bemüht, sein Leben auf eine einzige Formel zu bringen, und, fern aller Halbheit, sich den Mut bewahrt, unter allen Umständen „ich" oder — mit Goethes Worten — ein kompletter Mensch zu sein. Wie aber kraftvolles perspektivisches Handeln Fernerstehenden in seinen Zielen und Zwecken undurchsichtig und daher oft gewaltsam erscheint, so dürfte auch Ostwald sich in seinem Wahrheitsdrange nach der rein sachlichen Seite hin des Rufes „goldener Rücksichtslosigkeit" erfreuen. Indessen wird ihm wohl hier das alte Wort von den Menschen und Borsdorfer Äpfeln zum Troste gereichen, demzufolge unter diesen wie jenen nicht die glatten die besten seien, sondern die ein wenig rauhen, mit einigen Warzen. Und daran vermögen auch die ihm von gegnerischer Seite beigelegten fröhlichen Epitheta, wie Urmonist, Primus Episkopus der monistischen Landeskirche, Monistenpapst, Energievolles Wirbeltier u. a. m. nichts zu ändern. Im Gegenteil, hat doch die ihm mit anderen Qualitätsmenschen gemeinsame innere Bügelfalte eines gesunden Eigenwertsbewußtseins erst recht einer franken Bescheidenheit Raum gegeben, die ihn ungeachtet seiner eigenen Theorien einer über diese hinauswachsenden Entwickelung der Wissenschaft, hoffnungsfreudig und zugleich entsagend, freudig ins Auge blicken läßt.

Wie sich auch hier der Gang der Dinge gestalten mag, der unermüdliche Forscher in ihm kann keine Einbuße erleiden, der gehört allen Zeiten an. Den verdienten Lorbeer hat man ihm indessen schon hier in unseren Tagen noch winden wollen. Das beweisen die von allen Seiten, vom In- und Auslande ihm dargebrachten herzlichen Ehrungen an seinem 60. Geburtstage, das beweisen die ihm von namhaften Männern der Wissenschaft gewidmete „Festschrift", der ihm zu Ehren gegründete „Ostwald-Energie-Fonds", die Pflanzung einer von Dankbarkeit und Verehrung zeugenden „Erinnerungstanne" in seinem Garten u. a. m. Das beweist nicht zuletzt die glänzende Festrede seines früheren Kollegen, Geheimrats Beckmann, die in eine die hohen Verdienste des neue Wege weisenden Forschers wertende Ehrung und in ein herzliches Bedauern über den Verlust ausklang, den die Universität durch den Abgang eines ihrer Allerbesten erfahren habe.

So steht Ostwald heute, am Gipfel menschlicher Größe, ungeachtet aller sachlicher Gegnerschaft hochanerkannt da, ein aus sich selbst Gewachsener. Und doch nicht ganz ein Selbstgewordener, wenn wir mit ihm den Blick zurückrichten. Es war in der alten Embachstadt, als der damalige junge Student sich einmal zur Äußerung hinreißen ließ, daß er niemals heiraten würde, da er seine Frau nur bedauern müßte und ihm sogar auch dazu noch die Zeit mangeln würde. Und er hat den damals bereits erkannten Zusammenhang

der Dinge weiter dahin entwickelt, daß dem Forschenden von den Gefühlen her, welche verfälschend auf das objektive Urteil wirkten, die größte Gefahr der Schädigung für seine Arbeit drohte und daß die Gefühle daher, sofern sie sich nicht beseitigen ließen, in geregelte Bahnen zu leiten wären. Dieser Anschauung entsprach denn auch die Motivierung, die Ostwald nach seiner Vermählung mit Nelly von Reyher in Riga gelegentlich dahin gab, daß er heirate, weil ihn das Mädchen „in seiner Arbeit störe“ Wie sehr sich indessen das „störende Mädchen“ an der Seite des emsigen Forschers zu einem guten Geist für ihn und die Allgemeinheit zu entwickeln vermocht hat, das hat er jüngst selbst mit den Worten dargelegt: „Hat der Forscher das Glück, eine Frau gewonnen zu haben, die ihm unbedingt vertraut und ihre Aufgabe darin sucht, dem Gatten sein ohnedies schweres Los durch Fernhaltung der täglichen Misère und die positiv katalytische Wirkung eines sonnigen Gemüts zu erleichtern, so leistet sie das Beste, was sie an ihrem Teil der Menschheit leisten kann “ Und diesen Sonnenstrahl wird Frau Nelly gern in ihrem Herzen auffangen als unermüdliche Hegerin und Pflegerin am häuslichen Herde, als die allzeit bewährte vertrauensstarke Wegegenossin aus den einstigen bescheidenen Jahren der Dorpater Privatdozentur bis in die heutigen ruhmdurchlichteten Tage des vielbewegten Großbothener Gelehrtenheims. Auch von ihr und der großen Vielseitigkeit ihres Könnens und Schaffens gilt das Wort von dem Tage, der hundert Taschen besitze, wenn man was hineinzustecken habe, in ganz besonderem Maße. Und so regt und rührt sich denn alles in der „Energie“, wie Ostwald sein Landhaus in Großbothen benannt hat, im Zeichen größter Schaffensfreudigkeit, die durch den Zustrom jugendlicher Energien seitens der in den umgelagerten „Neben-Energien“ wohnenden verheirateten Kinder eine noch lebhaftere Steigerung erfährt. Überall hoffnungsstarker Optimismus bei allerernstester Pflichtauffassung, allen gemeinsam jener große Gesichtswinkel, daß der Mensch auf keine Weise besser für sich selbst zu sorgen vermag, als indem er in möglichst weitem Umfange für andere sorgt. Und diese in Ostwald drängende Selbsterweiterung ist es auch, der jene Ziele entspringen, denen er mit seinen in den „Monistischen Sonntagspredigten“ niedergelegten Gedanken nachzugehen sucht:

„Der Jugend möchte ich mehr ein Helfer zu eigenem Denken und Handeln als ein Führer sein, der auf unbedingte Gefolgschaft Anspruch erhebt;

dem reifen Menschen möchte ich das mit bestimmten Worten aussprechen, was er als Summe eigener Lebenserfahrung längst wie einen heimlichen Schatz im Busen bewahrt hat;

dem Alter möchte ich die stille Freude zusammenfassenden Erschauens dahingegangener Erlebnisse vermitteln und einen friedvollen Abschluß vorbereiten helfen“

Wir haben es einst aus dem Munde eines Großen vernehmen können, daß eine Idee an sich weder gut noch schlecht, daß sie aber geadelt sei, wenn ihr ein Leben selbstlos geweiht werde. Freund oder Gegner — hier steht ein Wahrheitssucher. Unermüdlich arbeitet und hämmert es in seiner geistigen Werkstatt bei Tag und bei Nacht, und es werden ihrer allmählich immer mehr, die seinem eigenartigen Rhythmus lauschen. Und gewiß, auch in seiner eigenen Brust mag es sich bei allem selbstlosen Ringen nach Licht und Wahrheit oft in hellen Schlägen regen, als schmiedete er zugleich am Golde des eigenen Glücks. Und freilich, wie heißt es nur im alten Spruche? Ich schlief und träumte, das Leben wäre Freude. Ich erwachte und siehe, das Leben war Pflicht. Ich handelte und siehe, Pflicht war Freude.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das beste System der Armenpflege in der Theorie und Praxis.*)

Von Hugo Lehbert. (Saraisk).

Ein edles Volk in seiner tiefsten Not wird stets den stärksten Lebenswillen offenbaren. Will ihm der Feind die höchsten Werte seines Lebens — das eigene geistige Sein und Wesen — rauben, dann steigert sein tatbereiter Opfermut die Spannkraft seines heiligen Willens zu wunderbarer Höhe empor. Man denke nur an die Freiheitskriege, an die unerhörten Opfer, die Rußland und Preußen vor 100 Jahren freudig brachten. In solchen Zeiten werden Tausende von einer Seelenglut gepackt, die, aus rätselhaften Tiefen quellend, die Alltagsmenschen zu Helden macht. Warum schwindet den Massen diese Glut der Begeisterung, warum fehlen ihr diese Kräfte in gewöhnlichen Zeiten gegenüber anderen großen Nöten, ernsten Aufgaben und Gefahren? Warum versagen dieser Wille und diese Kraft der Massen gegenüber dem grauenhaften Elend, in dem Tausende ihrer Heimatgenossen Jahr aus Jahr ein leben müssen? Warum wird es noch immer wieder mit kaltherziger, erbarmungsloser Einstimmigkeit, wie ein unumstößliches Axiom, wiederholt: die Armut ist ein unvermeidliches Übel, eine unheilbare chronische Krankheit des ganzen sozialen Organismus? Es gibt keine Behauptung, die als gern geglaubtes Dogma so verbreitet ist und durch ihre Verbreitung so verhängnisvoll wirkt, wie der Satz von der Unvermeidlichkeit der Armut. Ein einfaches Rechenexempel beweist uns sonnenklar, wie geradezu sinnlos diese Behauptung ist. Wohl ist die Zahl der unterstützten und unterstützungsbedürftigen Armen in den modernen Kulturländern eine erschreckend hohe. Booth, der berühmte General der Heilsarmee, meinte (1890), sie betrage in England 3—4 Mill.

*) Vortrag, gehalten im Moskauer „Deutschen Verein" am 19. April 1914.

Menschen, also etwa 1/10 der ganzen englischen Nation. Genau dieselbe Zahl finden wir in dem Werke des bekannten Ehepaars Sidney und Beatrice Webb: „Das Problem der Armut" (in deutscher Übersetzung 1912 in Jena): „Leider ist es nur zu wahr, daß im vereinigten Königreich jederzeit zwischen 3—4 Millionen Menschen jeden Alters und Geschlechts leben, die nachweisbar durch Entbehrung des notwendigsten Unterhalts an Seele und Leib geschädigt werden." Eine enorm hohe Ziffer, aber immerhin heute, da die Bevölkerungszahl gestiegen, viel weniger als 1/10 der Nation, dem mehr als 9/10 gegenüber stehen, die frei von Not entweder genug haben oder auch zum Teil im Überfluß leben. Fassen wir also das Dogma von der Unvermeidlichkeit der Armut in eine kurze arithmetische Formel, so lautet es: „Es ist absolut unmöglich, daß 90 Menschen, die Brot, Geld, Zeit genug oder übergenug haben, ihren 10 notleidenden Brüdern helfen können" Dieses absolute Dogma ist selbstverständlich nichts anderes als ein absoluter Unsinn. Die 90 Prozent der englischen Nation, die durch ihre Zinsen von ererbtem Kapital und durch ihre zielbewußte intelligente Arbeit das gesamte Nationalvermögen jährlich um einige Milliarden vermehren, sollen nicht so viel Geld haben, um allen Armen das zum Leben Notwendige zu schaffen! Diese ungeheure Mehrheit mit ihrem enormen Kapital an Geld, Wissen, Denkkraft, sittlicher Energie, Technik, Fähigkeit zur Organisation soll nicht imstande sein, ihre notleidenden Brüder aus dem Giftsumpf des Elends herauszuziehen! Kein vernünftiger Mensch kann es leugnen, daß Geld und Menschen in Überfülle vorhanden sind, — es fehlt der Mehrheit nur die Gesinnung, der ernste, heilige Liebeswille zur helfenden Tat. Dieser Wille muß gewaltig geweckt werden, die Seelen des Alltagsmenschen müssen in Glut gesetzt werden. Wenn die Gesamtheit etwas ernstlich will, dann ist sie fast allmächtig.

Die Gesellschaft hat ein Recht, an die Wunderkraft ihres guten Willens zu glauben. Und England mehr Recht, als irgend ein anderes Land der Erde. Hier hat in den letzten 60 Jahren eine zur Gesamtzahl der Nation noch immerhin verschwindende Minderheit Enormes geleistet im Kampf mit der Armut uud sozialen Not. Sie hat der Gesellschaft und der Regierung die Augen geöffnet, daß sie die unmenschliche Not sahen, in der Millionen hilflos leben und sterben mußten, und die furchtbaren Gefahren für den Staat erkannten, die hinter diesem Millionenelend lauerten. Sie hat mit ihrem Willen und ihrer Einsicht unzählige soziale Gesetze und Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrtspflege geschaffen. Freilich haben viele andere Faktoren günstig mitgewirkt. Zunächst der fabelhafte wirtschaftliche Aufschwung, die enorme Steigerung der nationalen Produktivität und des nationalen Vermögens. In 60 Jahren hat sich die Bevölkerung fast verdoppelt, das nationale Einkommen und Vermögen aber vervierfacht. Dazu kamen die großartigen Erfolge der öffentlichen Gesundheitspflege. Die Fortschritte der Hygiene in den großen Städten, die Fortschritte der Medizin im Kampf mit den Seuchen, in der Bekämpfung der individuellen Krankheitsfälle haben Millionen Todesfälle

und Erkrankungen — die häufigsten Ursachen der Verarmung — verhütet. Grade in dieser Verhütung, die unendlich viel Elend und Menschenleid in der Wurzel erstickt, ja gar nicht aufkommen und entstehen läßt, haben Gesellschaft und Staat, von der Wissenschaft geleitet und unterstützt, wunderbare Erfolge gehabt. Noch sind die Abgründe der Not nicht weniger tief als vor 60 Jahren in England, aber der Umkreis des Elends hat sich verengt, und die Ausblicke sind viel heller geworden. Das Problem der Armut ward in der Tat lösbar. Wir haben die Kenntnisse, wir haben die Macht zur Bekämpfung — sofern wir den Willen haben. Dieser Wille muß sich in erster Linie mit ungeteilter Wucht und Kraft auf das Hauptziel richten, die Entstehung, das Aufkommen von Armut zu verhüten. Die Verhütung der Armut ist unendlich viel wichtiger als die Armenpflege. Der Hauptinhalt des berühmten englischen Werkes besteht darin, einen gradezu genialen Schlachtplan zur Verhütung der Armut darzulegen und neue Kampfmittel aufzuweisen, die sicheren Erfolg versprechen. Mit der echt englischen eigentümlichen Verbindung von begeistertem Optimismus und praktischer, die Widerstände der Wirklichkeit klug abwägender Urteilskraft werden eminent wirksame Reformvorschläge gemacht, die in kluger Anpassung an die bestehenden Gesetze, Einrichtungen und Vereine neue Organisationen, neue Maßregeln empfehlen. Wir dürfen nach dem, was wir erreicht haben, fest daran glauben, daß Staat und Gesellschaft in der Technik der Verhütung immer größere Fortschritte machen werden. Es wird uns immer besser gelingen, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Massen günstiger zu gestalten und dadurch der Erkrankung und Verarmung wirksam vorzubeugen. Viele mächtige Faktoren wirken mit, um unaufhaltsam die Millionen auf ein höheres Niveau materieller und geistiger Kultur zu heben. Die Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege, die Arbeitsversicherungen gegen Unfall, Krankheit, Invalidität, die Arbeiterschutzgesetzgebung, unzählige Vereine und Einrichtungen der sozialen Fürsorge für Säuglinge, Kinder, Schüler, die schulentlassene Jugend, die segensreiche Arbeit der inneren Mission, die, trotz der Kirchenfeindlichkeit großer Kreise, immerhin noch gewaltige sittlich erziehende Kraft der Kirche — alle diese unendlich mannigfaltigen Bemühungen, — ebenso mannigfaltig in ihren Motiven, wie in den Formen ihrer Wirksamkeit, — sie haben den furchtbaren Bannkreis der Not bedeutend eingeengt.

In England betrug 1890 die Zahl der öffentlich unterstützten Armen über 2 Millionen — über 2 Millionen betrug sie auch noch im Jahre 1910. Aber inzwischen hat sich die Bevölkerung fast verdoppelt. Das ist doch ein ganz gewaltiger Fortschritt. Aber darüber dürfen wir nicht im Zweifel bleiben: trotz aller noch so vollkommenen Verhütung wird es wohl nie gelingen, alle und jede Armut und Verarmung zu verhüten. Trotz wachsender Weisheit der Wissenschaft, trotz der vollkommensten öffentlichen Hygiene wird der Tod immer seine reiche Ernte sammeln; werden Familienväter sterben und hun-

gernde Witwen und Waisen hinterlassen, werden Krankheiten zeitweilig oder für immer die Arbeitsfähigkeit und den Erwerb rauben, werden faule, unfähige, widerspenstige Arbeiter entlassen und ihre Frauen und Kinder plötzlich ins Elend geworfen werden. Immer wird es sich besonders in den mächtig anschwellenden modernen Städten um Tausende handeln, die sich selbst unmöglich helfen können, ohne daß sie der geringste Vorwurf treffen kann. Ebenso wird es immer Tausende geben, die nicht arbeiten wollen und ihre sozial gefährliche Existenz durch Verbrechen und professionelle Bettelei fristen. Die Art des Kampfes, die kämpfenden Organe selbst und die Mittel des Kampfes und der Hilfe sind natürlich total verschieden, je nachdem ob es sich um Verbrecher, Bettler oder unverschuldet Arme handelt. Mit dem Bettler und Verbrecher hat es hauptsächlich die Polizei und das Gericht zu tun. Die Sorge für gefängnisentlassene Personen übernehmen besondere Vereine. In England hat die Heilsarmee grade an diesen ausgestoßenen Parias der Gesellschaft Wunder der helfenden und erziehenden Liebe verrichtet. Die Armenpflege schließt meist die Bettler und die Verbrecher ausdrücklich aus ihrem Arbeitsgebiet aus. Im § 34 der berühmten Geschäftsordnung der Hamburger Armenpflege heißt es knapp und klar: „Arbeitsscheue Personen, Trunkenbolde, gewerbsmäßige Bettler, liederliche Frauenzimmer sind von der Unterstützung auszuschließen." Ihren Familienangehörigen darf geholfen werden, aber nur mit äußerster Vorsicht. In Deutschland nimmt sich dieser Elemente die innere Mission an, aber ihre Erfolge können sich mit denen der Heilsarmee nicht im entferntesten messen. — Der Armenpflege bleibt als ihr Hauptarbeitsgebiet die mehr oder weniger unverschuldete Armut. Ich sage absichtlich: mehr oder weniger, denn in unzähligen Fällen ist die Armut natürlich selbstverschuldet, ohne daß diese Schuld grade vom Strafgesetz getroffen werden kann. Aber auch Fälle total unverschuldeter Armut wird es in den großen Städten Tausende geben. Immer trifft man hier Massenelend, Massennot.

„Die Masse kannst du nur durch Masse zwingen", den Massen kannst du nur durch Massen helfen. In großen Städten ist eine Armenpflege ohne eine nach Hunderten zählende Armee freiwilliger Helfer erfolglos und undenkbar. Hier treffen wir auf einen tiefgreifenden wesentlichen Unterschied in der Art der Funktion und Wirkung zwischen der sozialen Gesetzgebung und der Armenpflege. Dort handelt es sich um Gesetze und Einrichtungen, die Tausenden von Menschen mit mathematischer Präzision und seelenlos automatischer Sicherheit abgemessene Quantitäten sozialer Erleichterung und Vergünstigung bieten. In der Armenpflege ist jeder Armutsfall, ist jeder Arme ein individuelles Problem, das nur in individueller Weise gelöst werden kann. In der Armenpflege, die mit ihren ziffermäßigen Erfolgen weit hinter der Wirkung der sozialen Gesetzgebung zurückbleibt, liegt die wichtigste und segensreichste helfende Kraft in der strengen Durchführung des Grundsatzes: Hilfe von Mensch zu Mensch. Die Armenpflege ist undenkbar ohne die individuelle

Behandlung jedes Armen, und diese setzt die beständige persönliche Überwachung des Armen von Seiten des Pflegers voraus. Der Pfleger muß den Armen häufig in seiner Wohnung aufsuchen, um Einblick in sein häusliches Arbeits- und Familienleben zu gewinnen, er muß wissen, wie die Kinder erzogen werden, wie die Wirtschaft geführt wird ꝛc. Denn nur bei dieser genauesten Kenntnis und beständigen Nachprüfung der Verhältnisse kann der Pfleger immer die richtigen Mittel der Hilfe und die richtige Art der persönlichen Einwirkung durch Rat und Ermahnung finden. Und selbst dann kann es nicht selten unsäglich schwer werden, auch nur einer einzigen Familie in richtiger Weise zu helfen. Eine gute Armenpflege ist einfach unmöglich, wenn ein Pfleger eine zu große Zahl von Armen zu versorgen hat. Das anerkannt beste System der Armenpflege — das Elberfelder System — legt den Hauptnachdruck auf die gewissenhafteste Individualisierung des Einzelfalles und fordert daher immer die Heranziehung einer großen Schar von freiwilligen Helfern und überweist nur im äußersten Notfalle einem Pfleger mehr als 2—4 Unterstützungsfälle. Annähernd ist dieser Idealzustand z. B. in Hamburg erreicht, wo die Armenpflege vorzüglich organisiert ist und die Technik ihrer täglichen Praxis auf der höchsten Stufe steht.

Die Heranziehung vieler freiwilliger Pfleger und die geforderte Individualisierung hängen mit dem 3-ten Hauptstück dieses Systems zusammen: mit der Dezentralisation. Sie läßt sich leicht so veranschaulichen. Die Stadt wird in Armenbezirke geteilt. In jedem Bezirk werden freiwillige Pfleger geworben. Sie bilden die Bezirksversammlung. Ihr Arbeitsfeld sind die Armen des Bezirks. So haben die Pfleger ihre Armen mehr oder weniger in der Nähe und können sie mit geringerem Zeitverlust häufiger besuchen. Die Bezirksversammlungen finden wöchentlich oder zweimal in Monat statt. An ihrer Spitze steht ein Bezirksvorstand. Er leitet die Versammlungen und vertritt sie vor der Direktion, wo der Bürgermeister oder sein Vertreter präsidiert. Die Elberfelder Armenpflege ist in Deutschland eine öffentliche Armenpflege, sie gehört in den Pflichtenkreis der kommunalen städtischen Selbstverwaltung. Die zentrale Leitung, die Überwachung und Kontrolle ist die Aufgabe eines besoldeten Direktors, der über ein Bureau und besoldete Beamten verfügt. Aber der Kern dieser ganzen Armenpflege, die Seele ihrer Organisation liegt in der freiwilligen unbezahlten Tätigkeit der Pfleger. Der beste Kenner der deutschen Armenpflege, der die große Reform derselben 1893 in Hamburg durchführte und später jahrelang in ähnlich leitender Stellung in Berlin tätig war, Dr. Münsterberg, sprach aus Erfahrung und Überzeugung folgendes Urteil aus: „Das Elberfelder System hat den bedeutungsvollen Schritt getan, diese der Gemeinde oder Armenverwaltung zugeordneten Hilfsorgane der Pfleger zu selbständigen Organen der Armenpflege zu erheben und ihnen nicht nur die Prüfung, sondern auch die Entscheidung der Armenpflege zu übertragen. Sie sind dadurch unmittelbar Verwalter der zu Armenzwecken bestimmten Mittel und die eigent-

lichen Träger der Armenpflege geworden“ Soll die Kollektivleistung der Pfleger einer Bezirksversammlung auf der Höhe stehen, so hängt viel vom Personalbestande ab. Es müssen möglichst verschiedene Berufsarten und vor allem beide Geschlechter vertreten sein. Männer sind unentbehrlich, weil sie meist besser den Zusammenhang der einzelnen Armutsfälle mit den Schwankungen im Wirtschaftsleben erkennen werden, und mindestens ebenso unentbehrlich sind Frauen durch ihren unendlich überlegenen Herzenstakt im Verkehr mit den Armen und durch ihren geübten Hausfrauenblick für die individuellen Gründe, Grade und Merkmale der Not. Wohlhabende müssen als Pfleger da sein, weil sie weitherziger im Bewilligen von Unterstützungen sind und durch ihren Reichtum und ihre persönlichen Beziehungen zu anderen wohlhabenden Familien Extraunterstützungen in besonders schwierigen Fällen zur Ergänzung der meist äußerst knapp bemessenen öffentlichen Armenpflege erwirken können. Ganz besonders wichtig ist es aber, auch Handwerker und Arbeiter als Pfleger zu den Bezirksversammlungen heranzuziehen. In dem Bericht der belgischen Kommission für Reform der Armenpflege aus dem Jahre 1900 heißt es: „Die Anwesenheit eines Arbeiters wird den Erfolg haben, der arbeitenden Bevölkerung, die doch hauptsächlich an dem Werk der Wohltätigkeit interessiert ist, Vertrauen einzuflößen. Zu häufig bestehen heutzutage unter den Armen Argwohn und Mißtrauen; nichts wird besser dazu dienen können, die Vorurteile zu zerstreuen und Beschwerden ein Ende zu machen, als die Anwesenheit von Arbeitern, die an der Kontrolle teilnehmen, mitreden und ihre Ansicht aussprechen dürfen. Anderseits wird grade der Arbeiter die Kommission über die Bedürfnisse der Armen, aber auch über Mißbräuche bei Erlangung von Unterstützung aufklären können.“

Betrachten wir nun zuletzt die Tätigkeit des Pflegers. Von welchen Motiven und Prinzipien soll er sich leiten lassen, um den Armen wirklich zu helfen? Denn um *wirkliche* Hilfe handelt es sich, nicht um Scheinhilfe. Wirkliche Hilfe ist aber nur ausreichende Hilfe, die ausreichende Hilfe aber eine solche, die zunächst aller menschenunwürdigen Not ein schleuniges Ende macht, dann aber den Armen aus dem Sumpf des Elends zieht, ihn auf festen Boden stellt und sobald wie möglich ihn von jeder Hilfe der Armenpflege befreit, indem sie in ihm den Trieb zur Arbeit weckt, oder, wenn der Arbeitswilligkeit nur die Arbeitsgelegenheit fehlt, zur Arbeit und zum Erwerb verhilft. *Die wertvollste Hilfe ist Hilfe zur Selbsthilfe.* Will nun der Pfleger seinem Armen wirklich helfen, so muß er seine Not, die Art seiner Not, den Grad seiner Not, die Gründe seiner Not, muß er das Leben, den Charakter, die Fähigkeiten, die Arbeitskraft, den Erwerb des Armen genau kennen. Das erfordert oft ein ganzes Studium. Soll man sich darüber wundern? Wer wirklich gute Stiefel machen will, hat heutzutage eine jahrelange sorgfältige Unterweisung und Übung nötig. Einem lebendigen Menschen in richtiger Weise zu helfen, ihn richtig zu fassen und zu formen, ist wahrlich

nicht leichter, als gute Stiefel zu machen. Die Diagnose eines schwierigen Krankheitsfalles und seine wirksame Behandlung verlangt jahrelanges Studium und oft noch besonderen individuellen Scharfblick von seiten des Arztes. Es gibt aber auch Armutsfälle, die so kompliziert liegen, daß sie jeder Diagnose und Behandlung spotten. Denn macht die Not den Menschen erfinderisch, so ist auch das wirkliche Leben furchtbar erfinderisch im Erfinden immer wieder neuer Kombinationen und Häufungen von Notzuständen oft einer einzigen notleidenden Familie. — Also die erste Bedingung einer rationellen Hilfe ist die, daß der Pfleger ein absolut klares Bild vom Umfang und von den Gründen der Not gewinnt. Die erste Prüfung, die erste Untersuchung eines neuen Armutsfalles muß eine möglichst eingehende und genaue sein. Die Resultate der Prüfung müssen schriftlich fixiert werden. Die Praxis hat erwiesen, daß es am besten ist, dieser Prüfung einen gedruckten Fragebogen zu Grunde zu legen, der, von erfahrenen Praktikern der Armenpflege in gemeinsamer Arbeit entworfen und durchberaten, dem Pfleger die Prüfung sehr erleichtert, indem er ihm die erfahrungsmäßig wichtigsten Merkmale nennt, nach denen er zur Feststellung der Gründe und Grade der Armut zu forschen hat. Die sehr genauen und sorgfältig ausgefüllten Fragebogen sind für den Pfleger selbst und für die Zentralleitung der städtischen Armenpflege von sehr großem Wert. Sie allein ermöglichen die Gesamtregistration aller Fälle und eine wissenschaftlich gründliche statistische Bearbeitung des gesamten faktischen Materials. Jeder einzelne Pfleger hat aber wieder seinen Fragebogen unaufhörlich nötig, um alle Veränderungen, die im Leben des Unterstützten und dadurch im Umfange seiner Not eintreten, sofort zu konstatieren und dementsprechend Art und Umfang der Hilfe abzuändern. Denn weil solche Veränderungen sehr häufig eintreten können, ist es absolute Pflicht des Pflegers, sehr häufige Prüfungen vorzunehmen. Die Elberfelder Armenpflege schreibt für alle 14 Tage wenigstens eine Neuprüfung vor, indem keine Unterstützung auf länger als auf 14 Tage bewilligt wird. Diese zur strengen Pflicht gemachte beständige und häufige Neuprüfung ist einer der wichtigsten Grundsätze des Elberfelder Systems und soll als äußerer Zwang mithelfen, den Pfleger auf die ideale Höhe seines Berufs zu heben. Soll die ganze Armenpflege wirklichen sozialen und sittlichen Wert für die Gesellschaft besitzen, so muß jedem Pfleger in seiner oft langweiligen, mühseligen Kleinarbeit ein hohes Ideal vor Augen stehen. Ganz vorzüglich sind diese idealen Forderungen in dem § 10 der Geschäftsordnung der Hamburger Armenpflege formuliert: „Der Pfleger ist das unmittelbare Organ der Armenpflege, von seiner Tätigkeit hängt das Wohl und Wehe des Bedürftigen, sowie der soziale und sittliche Wert, welcher einer geordneten Armenpflege zukommt, in erster Linie ab. — Er muß der treueste Freund und Berater des Armen sein und auch über die Gewährung einer Unterstützung hinaus ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen. Die ihm zugeteilten Armen soll er

kennen, wie seine eigene Familie, ihre Wohnungen, wie sein eigenes Haus. Zu diesem Zweck soll er jeden ihm vorkommenden Fall der Armenpflege aufs sorgfältigste prüfen, sich durch persönlichen Besuch in der Wohnung des Armen von dem Zustande der betreffenden Person oder Familie überzeugen, und, soweit dies möglich ist, mitwirken, daß würdigen und bedürftigen Personen auch von privater Seite geholfen wird. Ferner soll der Armenpfleger sich von der Verwendung der Unterstützung überzeugen, er soll Unsitte und Unordnung rügen, die Eltern zur guten Erziehung ihrer Kinder und zur Herbeiführung regelmäßigen Schulbesuchs ermahnen. Insbesondere hat er sein Augenmerk darauf zu richten, daß die Kinder seiner Armen nicht durch übermäßige Inanspruchnahme zu gewerblichen Nebenbeschäftigungen in körperlicher und sittlicher Beziehung gefährdet werden"

Wie sehr der Erfolg und der soziale Nutzen der Armenpflege von einer möglichst weitgehenden Annäherung in der Praxis an die leitenden idealen Prinzipien einer vernünftigen und zweckmäßigen Armenpflege abhängt, beweisen uns die Tätigkeit und die Resultate der Moskauer russischen Armenpflege. Hier im Herzen Rußlands wurde vor 20 Jahren 1894 die städtische Armenpflege nach dem Elberfelder System organisiert. Der Jahresbericht im Jahre 1911 gibt mit seinen städtischen Zahlenangaben ein ungemein anschauliches Bild über die Richtung und den Erfolg der sozialen Hilfsarbeit — aber offenbart zugleich bedenkliche Symptome erlahmender innerer Lebenskraft. Auf den ersten Blick imponieren die gewaltigen Ziffern. In den ersten 17 Jahren ihres Bestehens hat die neue Armenpflege über 6 Millionen zu Unterstützungszwecken verausgabt. Von diesen 6 Millionen waren 3,800,000 nur durch die rührige selbstverleugnende Bettel- und Sammelarbeit der Armenpfleger zusammen gebracht worden. Im selben Zeitraum waren 25 Armenhäuser gegründet worden, in denen 1627 alte arbeitsunfähige Menschen, meist Frauen, ohne Angst um ihr tägliches Brot und Bett, ihre letzten Tage verleben können. In 51 Kinderasylen werden 1831 Kinder — Waisen und Kinder armer oder verkommener Eltern — verpflegt und zu einem Leben tüchtiger und ehrlicher Arbeit erzogen. In 3 Lehrwerkstätten erhalten Knaben die technische Ausbildung für irgend ein Handwerk. 2 Speisehäuser versorgen Hunderte von Familien mit einfacher gesunder Kost. Der steigende Umfang der Tätigkeit spiegelt sich deutlich in den Ziffern der jährlichen Gesamtausgaben. Im ersten Jahre wurden 179,301 Rbl., 1911 schon 484,900 Rbl. verausgabt. — Aber wichtig ist hier nicht die einzelne Ziffer, sondern die Bewegung der Ziffern im Laufe der 17 Jahre. Während in den ersten 4 Jahren die jährliche Zunahme der Ausgaben 17 Prozent betrug, betrug sie in den letzten 4 Jahren 1907—1911 nur 1,6 Proz. jährlich, während die Bevölkerung jährlich um ganze 3,3% gestiegen ist, d. h. die Energie-Summe der Hilfsarbeit wächst doppelt so langsam wie die Bevölkerung: von Jahr zu Jahr wird weniger geholfen, und dabei ist die faktische Not der ärmsten Bevölkerungsschichten

durch die wachsende Lebensmittelteuerung noch bedeutend gestiegen. Auch ist die Gesamtsumme der Jahresausgaben im Betrage von 484,900 für die Größe der Bevölkerung eine viel zu kleine. Aber auch die Richtung der Tätigkeit weckt gerechte Kritik. Die Organisatoren der neuen Armenpflege hatten folgende Arbeitsteilung im Auge gehabt. Die Stadtverwaltungen sollten die Gründung und den Unterhalt dauernder Anstalten als ihr Hauptarbeitsgebiet betrachten, die neue städtische Armenpflege aber ihre Hauptaufgabe in der offenen Armenpflege sehen. In dieser Richtung hat sich aber die Tätigkeit der neuen Armenpflege durchaus nicht entwickelt. In den ersten Monaten ihrer Tätigkeit erwies es sich, daß die in der Stadt vorhandenen Armenhäuser und Kinderasyle absolut nicht imstande waren, das vorhandene Bedürfnis zu befriedigen. Man fand Hunderte von alten, kranken, arbeitsunfähigen Frauen, die in der bittersten körperlichen und geistigen Verwahrlosung lebten und sich mühsam ihre Kopeken zusammenbetteln mußten, um sich täglich ihr Nachtlager und ihr kärgliches Brot zu sichern, — ihnen konnte nur im Armenhause die richtige Hilfe geboten werden. Die schwerste Not zwang die Armenpflegebezirke zur schleunigen Gründung eigener neuer Armenhäuser. Diese neuen Anstalten sind ungemein praktisch eingerichtet und zeichnen sich vor den übrigen städtischen Armenhäusern durch ihre verblüffende Billigkeit aus. In den neuen Armenhäusern kostet der Unterhalt jedes Verpflegten im Jahre durchschnittlich nur 60 Rbl., in den älteren städtischen Anstalten dagegen 145—185 Rbl. Die Gründe liegen auf der Hand. Die äußere Einrichtung ist einfacher, freiwillige Spenden in natura verbilligen die materielle Verpflegung, dank der unentgeltlichen Mitarbeit vieler Pfleger sind die Kosten der Administration außerordentlich gering (etwa 8% gegen 25—31 in den städtischen Armenhäusern). —

Ebenso hat die entsetzlich schwere Notlage vieler verwaister und verlassener Kinder die Gründung neuer Kinderasyle veranlaßt (51). Aber trotz dieser vielen Neugründungen ist das wachsende Bedürfnis noch lange nicht gedeckt. In einem einzigen Armenpflegebezirk gab es 1911 noch 150—170 Kandidaten, die auf das Armenhaus warten. Dabei zeichnet sich gerade dieser Armenpflegebezirk durch besondere Energie aus, unterhält in seinen Armenhäusern 150 Personen, besitzt mehrere billige Armenquartiere. Wieviel tausend Kinder aber leben nicht noch in so grauenhaften sozialen Verhältnissen, daß ein früher Tod für sie und die Gesellschaft eine wahre Wohltat wäre. Es fehlen noch die Kinderasyle für sie. Die Blindheit und Herzenshärte der Gesellschaft rauben ihnen das heilige Menschenrecht, eine vernünftige und liebevolle Erziehung zu erhalten. Es war daher nur der einzig richtige Weg, daß die Armenpflegebezirke zunächst den hilflosesten unter den Armen gründlich und ausreichend helfen wollten. Über 280.000 Rbl. (die Hälfte der Jahresausgabe) werden jährlich zum Unterhalt der Anstalten verwendet. Die schlimme Kehrseite dieser an sich vernünftigen Richtung ihrer Tätigkeit liegt aber darin, daß die allerwichtigste und sozialwertvollste Arbeit der neuen

Armenpflege, die sogenannte offene Armenpflege, gradezu vernachlässigt wird. Denn hier in der offenen Armenpflege handelt es um Menschen, die noch arbeitsfähig sind und nützliche Glieder der Gesellschaft sind oder sein können, denen aber infolge harter Not Verlust der Arbeitsfähigkeit, ja oft Vernichtung ihrer Existenz droht. Hier hat es die Armenpflege oft mit armen Familien zu tun, wo die Eltern ihren Erwerb verloren haben oder zu wenig verdienen, und wo die Kinder ohne das nötige Brot zur Nahrung, ohne die nötige Luft zum Atmen, ohne die nötige körperliche und geistige Pflege in ewiger Verkümmerung sich schwach und schlecht entwickeln müssen, wenn nicht der Tod oder gute Menschen helfen. Eine arme Handwerker- oder Arbeiterfamilie, wo der Vater infolge schwerer langer Krankheit Erwerb oder Stellung verloren hat und die Mutter dann oft allein die ganze Familie durch schlecht bezahlte Tagelöhnerarbeit außer dem Hause erhalten muß, — eine solche Familie muß rettungslos in immer tieferes Elend versinken, wenn nicht rechtzeitig richtig und ausreichend geholfen wird. In solchen Fällen kann die Armenpflege Elend verhüten, kann sie die Gesellschaft vor dem Verlust sozial wertvoller Glieder bewahren. Aber grade diese Arbeit fordert große Mittel, eingehende Individualisierung, mühevolle ernste Arbeit *vieler* Pfleger und Pflegerinnen. Zunächst braucht man viel Geld. Hier führen die Ziffern des Rechenschaftsberichts zu traurigen Betrachtungen. Die Zahl der in offener Armenpflege unterstützten Armen war sehr hoch, sie betrug 7244 Familien. Dazu kommen noch 3172 in offener Armenpflege unterstützte Einzelpersonen. Auf diese enorme Zahl von Hilfsbedürftigen kamen aber nur 29% der jährlichen Gesamtausgabe, also etwas über 150.000 Rbl., d. h. etwa 14—16 Rbl. jährlich — etwa 1.20—1.50 Rbl. monatlich auf jeden Unterstützten, eine Geldhilfe, die wirklicher Not gegenüber so gut wie nichts bedeutet. Von einer *Verhütung* der Armut, von einer wirklich ausreichenden Hilfe kann bei einer so geringen monatlichen Unterstützung nicht im entferntesten die Rede sein. Noch viel empfindlicher aber, als der Mangel an Geld, ist der Mangel an helfenden Menschen, der Mangel an Pflegern und Pflegerinnen in den 29 städtischen Armenbezirken. Wir berühren hier den wundesten Punkt, die allerverhängnisvollste Tendenz in der Entwickelung der Moskauer Armenpflege. Von Jahr zu Jahr steigt die Not, steigt die Notwendigkeit einer wirksameren Hilfe. Von Jahr zu Jahr sinkt die Zahl der freiwilligen Hilfskräfte. In den ersten Jahren ihrer Tätigkeit verfügten die neuen Armenpflegebezirke über 1953 freiwillige Mitarbeiter, diese Ziffer sank von Jahr zu Jahr und betrug 1911 nur noch 1315, von denen etwa 1032 als Pfleger oder Pflegerinnen die eigentlich schwere Alltagsarbeit der Armenpflege leisteten. Auf diese kleine Schar kamen über 10.000 unterstützte Einzelpersonen und Familien, auf jeden Pfleger im Durchschnitt etwa 10 Arme, während in Elberfeld selbst nur 2—3 Arme auf jeden Pfleger fallen. Natürlich kann bei einer so geringen Zahl von freiwilligen Mitarbeitern in Moskau von einer eingehenden Individualisierung

des Einzelfalles, von einer treuen, gewissenhaften Kontrolle und Überwachung des einzelnen Armen, von einem freundschaftlich nahen Verhältnis zu ihm gar keine Rede sein.

Wie erklärt sich die wachsende Gleichgültigkeit und Pflichtvergessenheit der Gesellschaft in Moskau, in der Stadt Rußlands, die vor allen anderen das Recht hat, das Herz Rußlands, sein politisches und soziales Gewissen genannt zu werden? Wie kann eine Gesellschaft versagen und erlahmen, deren Bildung, Verständnis und Feinfühligkeit für soziale Pflichten und Aufgaben so ungewöhnlich hochstehen? Ein Grund liegt natürlich darin, daß die Arbeit des Pflegers oft eine so langweilige und schwere ist, daß sie so wenig die Eitelkeit befriedigt, so wenig Ruhm und Ehre verspricht. Es ist mühselige Kleinarbeit, ein glanzloses, poesieloses Wirken im Verborgenen. Wie schwer ist es doch, Begeisterung für diese graue Arbeit des Alltags zu empfinden und zu wecken! Begeisterung und Idealismus sind freilich in unserer gemütskalten, nüchternen, rechnenden Zeit in Mißkredit geraten, man glaubt nur an die Wunderkraft von Zwang und Geld. Und doch ergibt sich bei einer ganz kühlen objektiven Betrachtung unserer sozialen und kulturellen Zustände und Fortschritte, daß Begeisterung und Idealismus von ungeheurer praktischer Bedeutung sind, daß sie Seele und Herz jeder öffentlichen Tätigkeit sind, daß sie für den Erfolg jeder öffentlichen Wirksamkeit nötig sind, wie das Blut dem Körper. Gewiß, man kann mit Zwang und Geld alles Mögliche erreichen, aber Begeisterung und Idealismus allein wirken Wunder, sie machen auch das scheinbar Unmögliche möglich. — Der Hauptgrund aber, weshalb die Zahl der Pfleger von Jahr zu Jahr sinkt, liegt entschieden in der geradezu kümmerlichen Rechtsstellung der Pfleger. Alle schwere Arbeit und Mühe ist ihr Los und ihr Verdienst, — aber sie haben nicht das Recht, mit Stimmenmehrheit Beschlüsse zu fassen. Die Entscheidung liegt ganz in den Händen des Vorstandes und des Vorsitzenden. Das widerspricht natürlich jeder Vernunft und Gerechtigkeit. Dort, wo die Arbeit getan wird und wo oft das Übergewicht an Bildung und Intelligenz liegt, da gibt es nur schwere Pflichten, keine Rechte. Dort, wo sehr oft sehr wenig Arbeit getan wird und keineswegs immer die Intelligenz und das soziale Pflichtbewußtsein der leitenden Stellung entspricht, da gibt es Rechte und Pflichten. Nur daß die Rechte meist streng gewahrt werden, die Pflichten aber keineswegs immer gut erfüllt werden. Eine fruchtbare öffentliche Wirksamkeit ohne den Schatten öffentlich anerkannten Rechts ist aber ebensolch eine Unmöglichkeit und Unwirklichkeit, wie ein viereckiger Kreis, ebenso unmöglich wie ein geniales Klavierspiel auf einem Instrument mit zerrissenen Saiten. Und doch muß man eingestehen: so sehr die schlechte Rechtslage des Pflegers gerechten Unmut wachrufen kann, — die Art der Gesellschaft, dagegen zu reagieren, ist die denkbar schlechteste. Auch diese Art der Reaktion ist ein Hohn auf jede Logik und Menschlichkeit und muß bei jedem ernsten Menschen, dem eine Funke echten Mitleids im Herzen glüht, die sengende Glut sittlicher Empörung in der Seele zünden.

Wir geben es zu: es ist schwer, es ist unsäglich schwer, in einer das Selbstgefühl kränkenden Rechtslage eine öffentliche Pflicht zu erfüllen. Aber diese Arbeit ist doch so unbeschreiblich notwendig, so notwendig wie das Brot zum Leben, die Luft zum Atmen. Notwendig für die Tausende, die aus Mangel an Brot, aus Mangel an Luft langsam verhungern, langsam ersticken müssen, wenn ihnen nicht geholfen wird. Und zum mindesten ebenso notwendig für die, die Brot und Luft genug für sich haben. Denn das ist doch sonnenklare Wahrheit: soziale Gesetze entspringen nur aus sozialer Einsicht und sozialem Mitleid. Soziale Einsicht erwächst aber nur aus der lebendigen, persönlichen Berührung mit der Wirklichkeit sozialer Notzustände. Einen solchen lebendigen Anschauungsunterricht über die soziale Not erhält ein Armenpfleger alle Tage, wenn er seine Pflicht ernst nimmt. Und seine Pflicht wird er ernst nehmen, wenn wirkliches soziales Mitleid seine Seele wärmt. Wer die Not mit eigenen Augen sieht, dem kann das Mitleid in der Seele niemals sterben. Die gesehene, die miterlebte schwere Not gestattet kein bloß passives Mitleid, sie zwingt uns zum aktiven Mitleid, sie ruft uns gewaltig zur helfenden Tat. Uns kränkt unsere schlechte Rechtslage und grollend gegen die böse Reaktion ziehen wir uns in unsere vier Wände zurück und nähren uns täglich von der kraftlosen und unfruchtbaren Weisheit des passiven Widerstandes. Die Lehre des großen russischen Weisen vom Nichtwiderstehen dem Übel gegenüber verachten wir, aber nur in der Theorie, und praktisch in unserem Privatleben leben wir still vergnügt mit schlafendem Gewissen nach der herrlich bequemen Lehre vom Nichttun des Guten. Natürlich ist die böse Stiefmutter Reaktion an allem schuld, auch an unserem Geiz, an unserer Faulheit und unserer Härte, sobald es nur gilt, für unsere Nebenmenschen zu wirken, zu leben und zu leiden. Denn für unser eigenes Fortkommen, für unsere eigene Familie verstehen wir recht brav zu sorgen, im privaten und öffentlichen Leben. Da haben wir Einsicht, Energie, Konsequenz und Fleiß — trotz aller Reaktion. Natürlich, wenn nur die böse Reaktion vorüber ist, dann wird alles von selbst gut werden, sogar wir selbst werden über Nacht wieder gute Menschen werden voll Mitleid und Liebe für die Armen und Elenden. Haben wir erst eine moderne Verfassung, haben wir erst alle gewünschten Rechte und Freiheiten, dann wird auch unser Herz in Liebe und Mitleid erglühen und alle Armut wird schwinden, wie der Schnee in der Frühlingssonne: ein großartiges System von unzähligen sozialen Gesetzen wird alle Armut im Keim ersticken Hat etwa England, das gelobte Land der politischen Freiheit und der sozialen Gesetzgebung, keine Armen und keine Armenpflege? Beweisen nicht grade die Zustände in England, daß Konstitution und Gesetze wohl vielen Armen, aber durchaus nicht allen und grade den Ärmsten gar nicht helfen können? Sehen wir denn nicht, wie unmenschlich sich das Elend grade bei den allerelendesten häuft, weil sie auch die allerschwächsten sind? Für die schlechteste Nahrung zahlen sie verhältnismäßig die höchsten Preise,

für die schauerlichsten Schmutzlöcher zahlen sie höhere Preise pro □ Faden verdorbener Luft als die Reichen in ihren Prunkpalästen. Von den Gütern der Zivilisation erhalten sie nichts, denn sie gehen nicht mit den Fortschreitenden vorwärts, sie spüren nur ihre Fußtritte und ihre Rippenstöße, — selbst der mächtige Segen des religiösen Trostes erreicht sie keineswegs oft, keineswegs alle. Ihnen kann keine Konstitution, kein Gesetz, ihnen kann zu allen Zeiten und in allen Staaten nur die freiwillige Liebe mitleidiger guter Menschen helfen, und an solchen Menschen fehlt es von Jahr zu Jahr mehr in der Moskauer Armenpflege. An dieser offenen Wunde wird die herrliche Organisation langsam hinsiechen und sterben.

Aber in Moskau leben ja auch viele Tausende von Deutschen (etwa 30,000), beinahe doppelt so viel Deutsche wie etwa in ganz Estland. Wie steht es mit der deutschen Wohltätigkeit in Moskau? — Hier muß zunächst auf das nachdrücklichste die Tatsache hervorgehoben werden, daß die Schwierigkeiten einer guten ausreichenden Armenversorgung für die deutsche Gesellschaft ganz unvergleichlich viel geringer sind, als in der russischen Gesellschaft, weil es eine deutsche Massenarmut garnicht gibt. Der Prozentsatz der Armen zu den Wohlhabenden ist in der deutschen Gesellschaft viel kleiner als in der russischen Gesellschaft. Es ist daher auch für die deutsche Gesellschaft viel leichter, den verhältnismäßig wenigen Armen wirklich gut und ausreichend zu helfen. Diese Tatsache muß beständig im Auge behalten werden, wenn man die Tätigkeit und die Leistungen der deutschen und der russischen Armenpflege vergleicht. Was die Organisation anbetrifft, so steht die russische Armenpflege höher, denn sie ist schon seit 20 Jahren nach dem anerkannt besten deutschen System — nach dem Elberfelder System — organisiert. In der Moskauer deutschen Gesellschaft liegt die Armenpflege in den Händen mehrerer Privatvereine, der Stadtmission und der Kirchen.

Über die deutsche Armenpflege darf ich mir kein klares und bestimmtes Urteil erlauben, da ich sie nur nach den Jahresberichten kenne. Und diese Berichte geben leider auf viele wichtige Fragen keine Antwort. Aber zwei Tatsachen springen sofort ins Auge. Die erste Tatsache besteht in dem Reichtum an ausgezeichneten Anstalten, die zweite in der wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit der reichen Deutschen. Viele dieser Anstalten, oft durch die zielbewußte Energie einer einzigen Persönlichkeit ins Leben gerufen, haben sich aus ganz kleinen Anfängen entwickelt. Ich denke hier an die Armenschule mit ihren anfänglich nur 16 Knaben und jetzt schon 200 Schülern und Schülerinnen und an das Jungfrauenheim mit seinen bescheidenen ersten 4 Betten, das schon zu einem stattlichen 4-stöckigen Gebäude mit 50 Einzelzimmern herangewachsen ist. In diesen umsichtig geleiteten und vorzüglich verwalteten Anstalten ist viel wertvolle soziale Arbeit geleistet worden. Hunderte von Bedürftigen haben im Laufe der Jahrzehnte dort Hilfe, sorgfältige Pflege oder gute Erziehung und Unterricht erhalten. Das Asyl für Obdachlose,

das Siechenhaus, die Anstalten der Stadtmission, das Armenhaus des evangelischen Hilfsvereins, der Kinderhort des Frauenvereins, das evangelische Hospital, — mit welchen gewaltigen Opfern sind nicht alle diese Anstalten ins Leben gerufen! Welche Opfer werden nicht jährlich gebracht, um sie zu unterhalten! Wie vorzüglich ist die körperliche und geistige Pflege der Insassen! Man darf wohl behaupten, daß Kinder, Kranke, alte Frauen und Männer in den deutschen Anstalten besser versorgt sind, als in den betreffenden russischen Anstalten. Aber dafür sind natürlich auch die deutschen Anstalten unvergleichlich viel teurer, als die der russischen Armenkuratorien. Die deutsche Gesellschaft kann die Mehrkosten eben ruhig tragen, weil sie verhältnismäßig wenige Arme zu versorgen hat. Gegenüber der großstädtischen Massenarmut aber ist die Gründung vieler kleiner, billiger und einfacher Anstalten der einzig vernünftige und richtige Weg. — Abgesehen von diesem Unterschiede finden wir in der deutschen Wohltätigkeit leider dieselbe traurige Erscheinung wie in der Tätigkeit der russischen Armenkuratorien, daß sie beide ungleich mehr Geld und Interesse den Anstalten zuwenden. Wie in der russischen Wohltätigkeit, so tritt auch in der deutschen Wohltätigkeit die offene Armenpflege stark in den Hintergrund, wenn auch der einzelne Arme im Durchschnitt eine viel größere monatliche Geldunterstützung erhält. Leider sind hier die statistischen Angaben in den deutschen Berichten sehr dürftig und geben kein klares Bild. Nicht immer sind die Zahlen der Unterstützten angegeben. Auch gibt es fast in keinem Bericht genauere Daten über den Beruf und Erwerb der Unterstützten, über die Gründe ihrer Armut, über den Umfang und die Art der Hilfe. Aus keinem Bericht erfährt man, wieviel Pfleger und Pflegerinnen tätig sind, wieviel Arme auf einen Pfleger oder eine Pflegerin kommen. In dieser Beziehung sind die Berichte der russischen Armenkuratorien viel klarer und vollständiger. Da viele Vereine oft dieselben Armen unterstützen, die Namen aber in den Berichten nicht angegeben sind, so läßt sich durchaus nicht feststellen, wieviel Bedürftige überhaupt versorgt werden, wieviel jeder Arme monatlich erhält. Es ist aber absolut notwendig, daß jeder Verein ganz genau weiß, wieviel jeder seiner Armen auch von anderen Vereinen erhält. Sonst kann der eine Arme zu viel, der andere zu wenig erhalten. Gerechtigkeit aber und Liebe verlangen gebieterisch genaues Wissen. Das hat man in letzter Zeit auch erkannt. Die ersten Schritte zur Gründung einer Zentralstelle sind schon getan. Einige Vereine haben schon mit dem Austausch der Listen begonnen. Es ist aber unbedingt nötig, eine regelrecht funktionierende Zentralstelle als dauernde Institution zu schaffen.

Ebenso ist es aber auch für alle Vereine eine unabweisliche Pflicht, mehr Glieder der Gesellschaft, Frauen und Männer, zur Mithilfe und zur Mitarbeit heranzuziehen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es ebenso wie in der russischen Armenpflege auch in der deutschen an einer genügend großen Zahl von Pflegern und Pflegerinnen fehlt; daß zu

viel Arme oft auf einen Pfleger kommen und daß manche Arme zu selten besucht werden. Das Kreuz der erbarmenden Liebe lastet auf den Schultern der wenigen, die mehr Liebe haben, als die vielen. Es gibt große Kreise der Gesellschaft, die sich garnicht an der Arbeit beteiligen. Viele geben nur Geld, und auch das tun keineswegs alle. Zu abhängig ist die Armenpflege von den großen Spenden und Beiträgen der Reichen und Wohlhabenden. Es ist aber ein durchaus ungerechtes und ungesundes Prinzip, wenn sich viele der wenig Begüterten jeder Arbeit und jedem Geldopfer völlig entziehen. — Auch in der kirchlichen Gemeindearmenpflege scheint der Kreis der freiwilligen Pfleger und Pflegerinnen ein zu kleiner zu sein. Man hat augenscheinlich diesen Mangel empfunden — und besondere „Schwestern" angestellt. Aber die Besuche dieser Schwestern genügen nicht. Die Gemeinde selbst muß mehr zur Liebesarbeit herangezogen werden. Es ist die Pflicht und die Lebensquelle der Kirche, im Geiste Christi zu leben und zu wirken. Wäre die Liebe Christi in der Gemeinde eine lebendige Kraft, so würde auch die Predigt der Liebe viel mehr Menschen zur Religion und zu Gott zurückführen. Wer die Kirche lieb hat und im Christentum den höchsten Lebenswert unserer sittlichen Kultur sieht, wird so denken und urteilen müssen wie ein Redner auf dem siebenten evangelisch-sozialen Kongreß (1896 in Stuttgart): „Würde die Kirche selbst jene helfende Liebe üben, so würde ihr Tun zu einer fortgesetzten und eindringenden Predigt, sowohl an die, die zu helfen berufen sind, als an die, denen geholfen werden soll. Sie käme so manchem entgegen, der nicht mehr die Kraft oder nicht mehr das Vertrauen hat, an ihrem Leben teilzunehmen. Diese Sprache würden alle verstehen; sie würde jeden Zweifel niederschlagen, als ob es sich doch bei der Kirche zuletzt nur um Worte, Gedanken, Stimmungen handle. Hinter all der Kleinarbeit aber sähe man sie ragen mit ihren Gnadenschätzen und mitten im Kampfplatz des Lebens stünde sie, eine machtvolle, einheitliche Organisation geordneter, weit ausschauender Liebestätigkeit und Wohlfahrtspflege"

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Tierpark des Herrn Friedrich von Falz-Fein in Ascania-Nova.

Von F. E. Stoll (Riga).

In der weiten endlosen Steppe Südrußlands, wo das Auge vergeblich nach einem Baum oder Strauch sucht, liegt ein stilles Tierparadies. Ein hochragender schattenspendender Hain, plätschernde Wasserläufe und weite schimmernde Teiche mit dichtem Röhricht und anschließenden saftigen Wiesen beherbergen eine Fülle mannigfaltigster Tiergestalten.

Wir durchschreiten den Wirtschaftshof und gelangen durch eine Pforte in den Park. Rechts eine langgestreckte Volière mit großen Raubvögeln: verschiedene Geier, Seeadler, Steppenadler, Adlerbussard, Uhu, Kolkrabe. In einem Abteil wohnen Rabe, Adler und Uhu in engster Freundschaft beisammen, Vögel, die sich draußen aus tiefster Seele hassen. Links eine weite Volière für Sing- und kleine Stelzvögel. Wir nehmen auf einer bequemen Bank Platz und schauen dem Treiben da drinnen zu. Aus einer Felsspalte sprudelt hell und klar ein Quell, fällt plätschernd über rauhes Gestein und eilt über blanke Kiesel dahin. Längs dem Ufer ziehen sich Rasenflächen, beschattet vom dunklen Grün dichtlaubiger Büsche. Weiterhin verflacht sich der Bach zu kleinen Lachen mit sandigen Ufern, dem Tummelplatz stelzfüßiger Schnepfen. In den Büschen schwirrt es von Vogelgesang. Dort sitzt ein behäbiges Dompfaffenpärchen und knarrt sein wunderliches Lied, als gelte es einen Wettgesang, und nebenan schmettert ein goldkehliger Sonnenvogel seinen herrlichen Flötenpfiff. Tief drinnen im Laube haben sich einige Wellensittiche niedergelassen und schwatzen wie Spatzen, und nun fliegt die Schar zum Bach hinab, trippelt mit sorgsam erhobenem Schwänzchen über die glatten Steine zum Wasser, stillt ihren Durst und schwirrt grünschillernd auseinander, um sich bald am alten Platze wieder zu sammeln. Bachstelzen und Pieper laufen im Grase und fangen sich behend am Bachesrand Schnacken und Fliegen. Bald erscheint auch ein reizendes Blaukehlchen, knickst und tackt und verschwindet wieder, und das Rotkehlchen kommt auch hervor und holt sich eiligst einen Mehlwurm aus der Futterschale. Hier ein Wiesenschmätzer und dort eine Nachtigall und dort gar eine elegante Chamadrossel, die mit herrlichem Gesang die ganze Volière beherrscht. Hakengimpel und Schneeammern, Wüstenlerchen und Zwergtauben, Vögel des eisigen Nordens und des glühenden Südens, — was sich nie gesehen, hier fand es sich zusammen. Über den Rasen rollen wie braune Kugeln einige Wachteln und schauen erstaunt zur Quelle hinauf, wo ein farbenprotzender Wiedehopf sich in den kühlen Fluten badet. Unten bei den Lachen hat sich eine Schar merkwürdiger schwarz-weißer Säbelschnäbler gesammelt; schlanke, hochbeinige Schnepfen von den Gestaden des Schwarzen Meeres mit langem, dünnem, aufwärtsgebogenem Schnabel, und nebenan der nordische Brachvogel, dessen ungebührlich langer Schnabel abwärtsgebogen ist. Und dann noch ein Stelzenläufer, dessen Beine viel, sehr viel zu lang geraten sind. Ein kleiner Trupp Kampfläufer kämpft so nebenbei schnell einen kleinen unblutigen Kampf. Die gewaltigen buntfarbigen Halskrausen werden gesträubt, die runden Ohrbüschel kühn aufgerichtet, die gelben und roten Warzen im Gesicht leuchten zorngeschwollen, und wuchtig fahren die weichen zarten Schnäbel dem Gegner in das Kragenschild, als gelte es einen Kampf auf Leben und Tod. Schnell ist der Streit auch wieder vergessen und friedlich stochern sie mit ihren Schnäbeln im feuchten Sande nach Gewürm. Natürlich fehlen hier auch nicht die kleinen Strandläufer aus dem Norden: der schwarzbäuchige Alpenstrandläufer und der

schmucke Steinwälzer. Auch die Brachschwalbe, eine schwalbenartige Schnepfe, trippelt über den feuchten Kies. — Der helle Pfiff einiger freier Austernfischer hinter uns, die sich behaglich auf dem Rasen tummeln, läßt uns aufblicken und einen prachtvollen Trapphahn gewahren, der heiser krächzend mit seinem großen Schnabel zu einem Hiebe nach uns ausholt. Mit dem Spazierstock können wir den erbosten Herrn zur rechten Zeit noch abwehren. Neben ihm stehen einige Hennen, die im Gefieder nesteln und sich um uns nicht weiter kümmern. Am Buschrand erscheinen einige leuchtend blau schimmernde Gestalten mit kurzem rotem Schnabel. Purpur- oder Sultanshühner sind es, große eigenartige Vögel, die sonst die dichten Rohrwälder wärmerer Gegenden bewohnen. Weitausgreifend kommen mit langen Schritten zwei prachtstrotzende Kronen-Kraniche anspaziert. Von ihren Artgenossen bei den Teichen werden sie nicht gemocht und so haben sie sich zurückgezogen.

Wir folgen nun einem schmalen Fußpfad ins Dickicht und lassen uns bei einem Wasserlauf auf einem Nistkasten nieder, in dem im Frühjahr sonst eine Ente zu brüten pflegt. Über uns im Gezweig hocken einige Rosenkakadus, deren zartes Gefieder sich überraschend schön vom grünen Hintergrunde abhebt. Sie scheinen die australische Heimat ganz vergessen zu haben und knabbern mit Behagen an den jungen Trieben der Akazien. Eine Schar Märzenten streicht heran, fällt auf dem Wasser ein und schwimmt langsam fort. Nun erscheint auch ein Pärchen bunter amerikanischer Brautenten. Eifrig watschelnd schieben sie sich durchs dichte Laub und lassen sich endlich am Bachesrand auf einem warmen sonnenbeschienenen Plätzchen zu behaglicher Ruhe nieder. Jenseit des Baches raschelt es im dichten Unterholz, langsam zieht es näher, ein rötlicher Fleck erscheint und verschwindet. Der dichte Busch teilt sich, und heraus tritt zaghaft ein kleiner zierlicher Goldhirsch, viel kleiner noch als ein Reh. Im Sonnenschein schimmert sein braunrotes Fell wie flüssiges Gold. Nur einige Augenblicke können wir uns an dem schönen Tier freuen, da hat es uns auch schon bemerkt und flüchtet. Halb kriechend, halb hüpfend schiebt sich ein Känguruh durch die Büsche, pflückt hier ein Blättchen und dort einen Halm, nimmt den breiten Bach in elegantem Sprung und verschwindet in langen schwanzschwingenden Sätzen. An einer breiten teichartigen Erweiterung haben sich mehrere buntfarbige fremdländische Enten und Gänse versammelt, um mit lautem Geschnatter die neuesten Geschehnisse zu besprechen. Etwas abseits steht wie in Marmor gehauen ein schneeweißer Silberreiher. Den kantigen, scharf knickigen Hals in die Schultern gezogen, steht er regungslos da, nur die gelben tückischen Augen leuchten in unruhigem Feuer. In den Wipfeln der alten Bäume hocken und stehen einige Nachtreiher, die von irgendwoher über die Steppe kamen und nun hier einen schattigen Platz zum Ruhen und einen reichgedeckten Tisch fanden. Im nahen Tamariskenbusch piepst und singt ein ganzer Schwarm Sonnenvögel. Die Alten hatten im Gebüsch genistet, und nun streifen sie mit ihren Jungen

von Busch zu Busch, sich eifrig mit Insektenjagd befassend. Die vielen Turmfalken, die mit lautem Geschrei um die Baumwipfel kreisen, kümmern sie garnicht, sie fressen ja auch nur Insekten und Mäuse, die sie sich aus der reichen Steppe holen. Auf einer nahen, von drei Seiten mit Buschwerk umsäumten Steppenwiese weidet ein Nandupaar mit seinen Jungen. Nicht weit von ihnen steht eine entzückende arabische Gazelle; sie hat uns gleich bemerkt und kommt vertraut herzu, um einige Liebkosungen in Empfang zu nehmen.

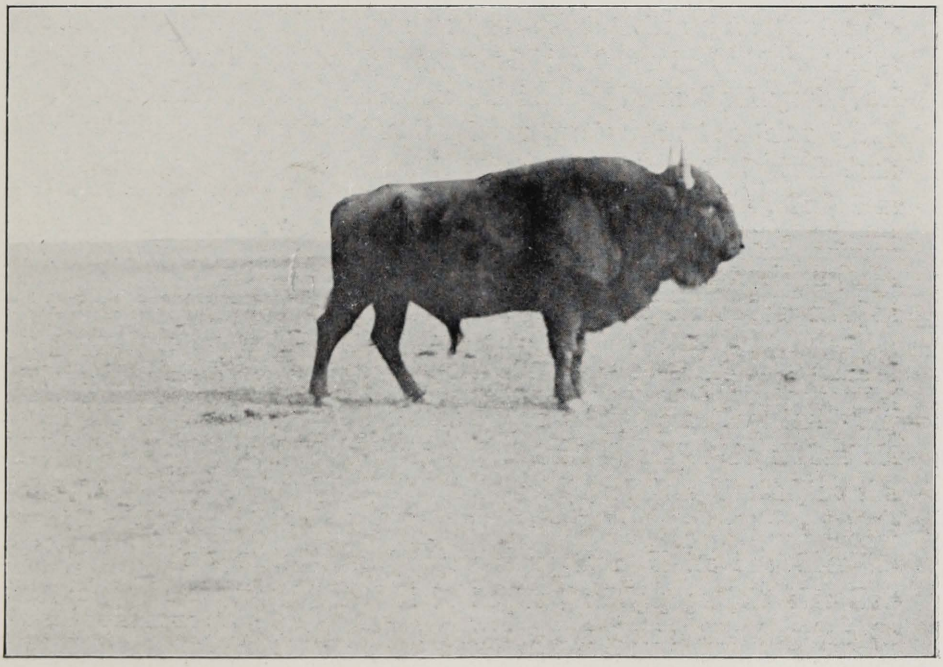
Vor uns ein Bretterzaun, eine Pforte mit der verheißungsvollen Warnung, das Gehege nicht ohne den Wärter zu betreten. Nebenan führt eine Treppe auf den Zaun hinauf zu einer Plattform mit Bänken, die wir natürlich sofort ersteigen. Vor uns breitet sich ein weites, 50 Dessjatinen umfassendes Steppenland aus, auf dem sich Bewohner der tropischen Steppe tummeln. Gleich vorne steht ein strammer, feister Bläßbock, der das dringende Verlangen bekundet, uns auf seine spitzen Hörner zu nehmen. Ganz im Hintergrunde gewahren wir die großen langhalsigen Gestalten afrikanischer Strauße, dann eine Gruppe Hirschziegenantilopen, Kropfgazellen und Muflons; eine kleine Herde krummnasiger Saigaantilopen aus den kirgisischen Steppen. Weiter die bizarren Formen des Hartebust, trotzige Nylghauböcke, mächtige schwerwandelnde Elanantilopen, plumpe Sika-Hirsche und elegantes Edelwild. Seitwärts öffnet sich eine Pforte und herein fahren zwei Wagen mit Zweigen, Maisstauden, Melonen und anderem Futter. Die Leute steigen vom Wagen überhaupt nicht herab, es könnte ja auch recht unangenehm, wenn nicht gar lebensgefährlich werden. Nur der Wärter mit der langen Peitsche darf sich unter die Tiere wagen. Jetzt kommen sie von allen Seiten zum Futter gezogen, und wir können die schönen Tiere aus nächster Nähe beobachten. Einige Gnus plagt der Übermut und sie ergehen sich in ergötzlichen Sprüngen. Zwei Kropfgazellen sind sich ein wenig in die Hörner geraten, werden aber gleich vom händelsüchtigen Bläßbock getrennt. Den raufluſtigen Saigabock kann der Wärter noch mit ziemlicher Leichtigkeit sich vom Leibe halten, doch dem Bläßbock muß er schon die lange Peitsche ganz ordentlich um die dünnen Beine sausen lassen, daß dieser in den tollsten Luftsprüngen auszuweichen sucht. Kaum hat er die Pforte hinter sich zugezogen, als die Hörner des erbosten Gesellen auch schon krachend in die Bretter fahren.

Wir wenden uns nun den Teichen am Parkrande zu. Unterwegs scheuchen wir zwei Känguruhs auf, die im hohen Steppengras lagerten. Auf den Teichen, an den Ufern spielt sich ein außerordentlich reiches Vogelleben ab. Eine bequeme Bank auf der Parkseite ladet zu beschaulichem Beobachten ein. Vor uns die glatte Teichfläche mit hohen, busch- und baumbewachsenen Inseln mit einigen besonders malerischen Pyramidenpappeln. Unter den überhängenden Zweigen des Ufergebüsches lebt in tiefster Zurückgezogenheit eine Kolbenente mit ihren schon ziemlich großen Jungen, um deren Wohlergehen sie sehr besorgt erscheint. Sie verträgt sich vortrefflich mit den sonst recht zank-

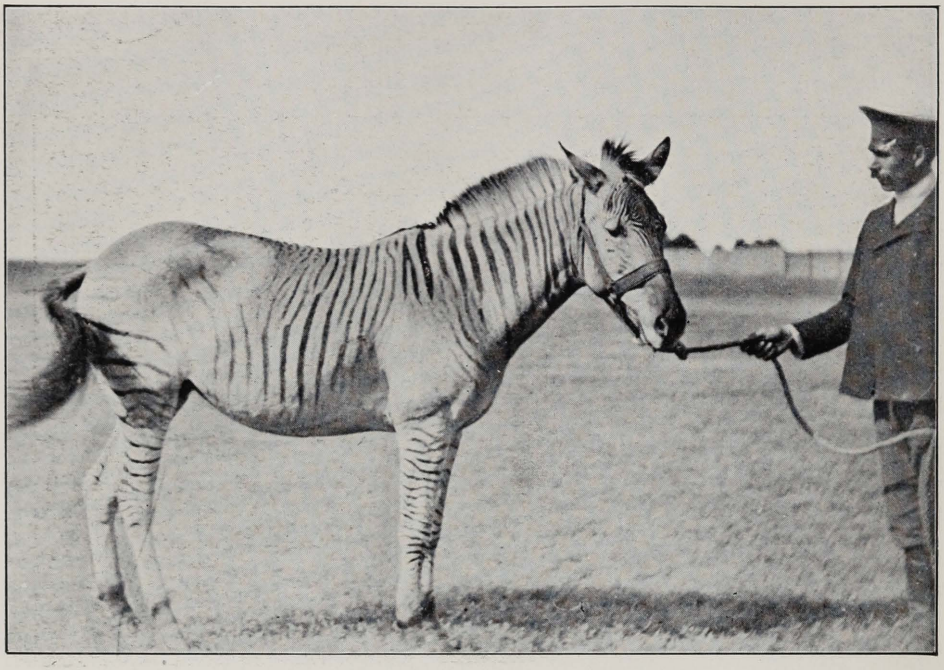
süchtigen Bläßhühnern, die ebenfalls das lauschige Ufer der freien Wasserfläche vorziehen. Hier tummeln sich in buntem Durcheinander März-, Krick- und Knäckenten, Spieß- und Löffelenten, Berg- und Tafelenten, europäische und chilenische Pfeifenten, Mandarinenenten, prachtvolle südamerikanische Schwarzhalsschwäne, eine Gruppe australischer Trauerschwäne mit ihren Jungen, Sing-, Zwerg-, Trompeter- und Höckerschwäne und zwischendurch auch einige Ratten, die ungeniert von Insel zu Insel schwimmen und an den Futtertrögen sich gütlich tun. Am jenseitigen Ufer stehen einige total verbogene Flamingos. Alles scheint an ihnen unnormal. Die Beine sind für den Körper viel zu lang und haben zu allem Überfluß Schwimmhäute. Rosafarben ist das Gefieder, der Hals windet sich wie ein getretener Wurm und der häßliche schaläugige Kopf läuft in einen plumpen gebrochenen Schnabel aus; und dennoch beleben gerade sie die Landschaft in ganz hervorragender Weise! Nebenbei bemerken wir außer Grau-, Saat-, Zwerg-, Bläß- und anderen Wildgänsen auch die Polargans und, das wertvollste im Garten, eine Herde von einigen zwanzig Rothalsgänsen. Die Tiere sind sehr klein, zierlich und bunt, schwarz, weiß und rotbraun gezeichnet. Falz-Fein ist der Erste und bisher wohl auch der Einzige, der sich diese seltenen nordsibirischen Vögel zu verschaffen gewußt hat. Weiter bemerken wir den schweren Pelikan und den etwas eckigen Schwarzstorch, und dann Kraniche, wunderbare Kraniche. Auf der Spitze des höchsten Hügels steht als Riesensilhouette die imposante Gestalt des weißen Mandschuren-Kranichs. Auf den weiten feuchten Wiesen stolzieren einzeln und gruppenweise mächtige Mönchs-Kraniche, zierlich elegante Jungfernkraniche, z. T. wilde aus der Steppe, die bei unserer Annäherung davonfliegen, gewöhnliche Kraniche und der herrliche unvergleichliche Paradieskranich mit den langen schleppenartigen Schmuckfedern. Mit lautem Geschrei streicht ein Schwarm Rostgänse über uns hinweg, ihm folgt ein Flug Brandgänse, der unschlüssig, wohin er sich wenden soll, in weitem Bogen zurückkehrt und auf einem Hügel sich niederläßt. Polternd streichen mit schweren Flügelschlägen die stattlichen Kanadagänse von Teich zu Teich und stören einige gelbfüßige Silbermöwen, die sich lautzankend an einem gefangenen Karpfen delektieren wollen. — Von den Dächern der nahen Wirtschaftsgebäude schmettert Kanariengesang. Und es sind wirklich Kanarienvögel, die hier wie Spatzen auf Dächern und Zäunen ihr Wesen treiben, und nebenan sitzen die reizenden australischen Schopftauben. Hier fliegt das Exotische durch die Luft, als wäre es selbstverständlich. Eine Kette rotfüßiger Steinhühner läuft über den Hof und gesellt sich zu einigen Senegaltauben, die eifrig auf dem Boden hin und her trippeln.

Wir überschreiten nun die breite Landstraße, die den weiten Komplex von Wirtschaftsgebäuden durchschneidet, und betreten einen großen stillen Park, der auf den ersten Blick des Tierlebens bar zu sein scheint. Hier leben die Fasanen, still und zurückgezogen, und nur hin und wieder tönt aus dem

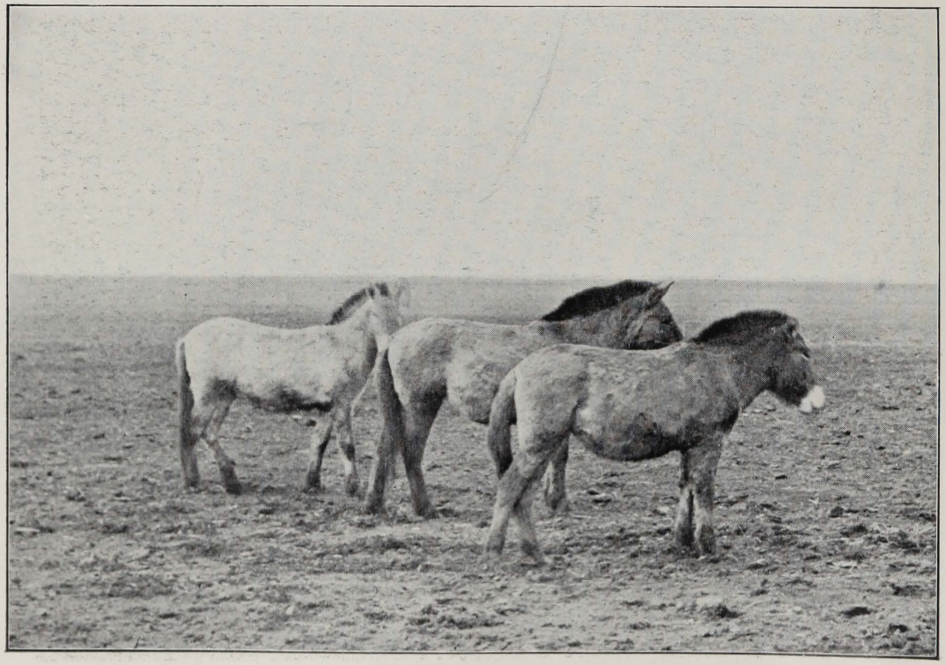
Antilopen und Mähnenschafe im Schnee.



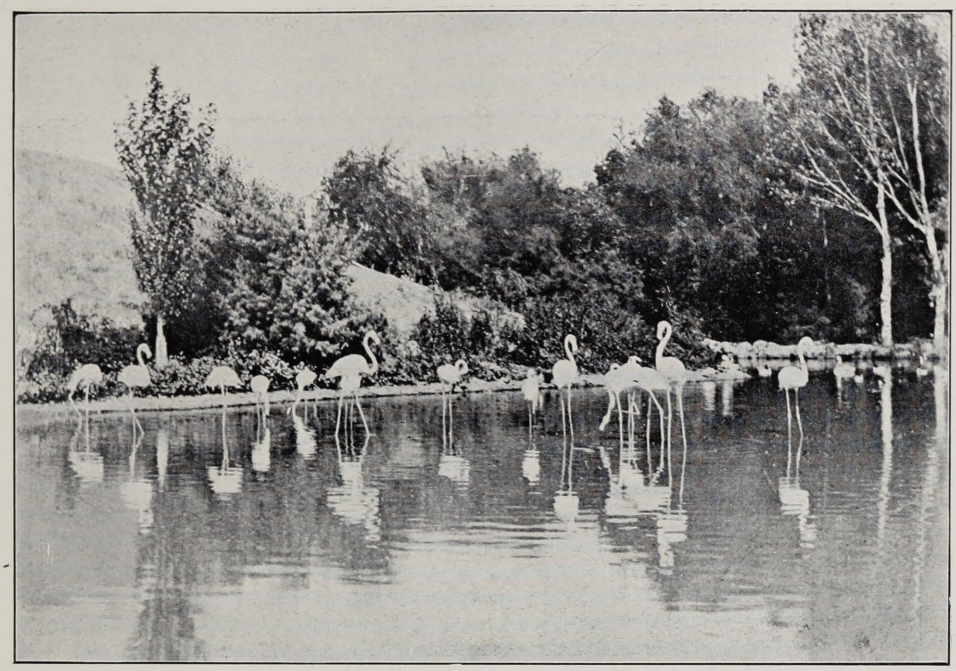
Mischling von Bison und Steppenrind.



Zebroid.



Urwildpferde in der Steppe.



Flamingos im Weiher.

Brütender Nandu.

Im Steppengehege.

Busch der scharfe Ruf eines Hahnes. Sachte folgen wir den verschlungenen Pfaden und gewahren bald die herrlichen farbenstrotzenden Vögel. Dort auf dem Rasen stolze schwarz-gelbe Königsfasanen, die an einer angefaulten Melone picken. Nicht weit steht ein schlanker Goldfasan, der auch gerne etwas von der Melone haben würde, sich aber nicht herantraut. Und weiterhin Silber- und Strichelfasanen, Diamant- und Elliotfasanen, der würdige Ohrfasan aus der Mandschurei, die vielen Arten der Edelfasanen aus dem Kaukasus, Transkaspien und der Mongolei und noch manche andere farbenprächtige Art. Da ist auch der wunderbare Glanzfasan, mit dessen Feuerglanz sich nur die Paradiesvögel und Kolibris messen können. Sie kreuzen sich fast alle und geben die seltsamsten Bastarde in solcher Farbenmannigfaltigkeit, daß nur der Kenner die reinblütigen noch herauszufinden vermag. Wenn die Dämmerung steigt, kommen von der Steppe die Turm- und Abendfalken zu Hunderten herbei. In elegantem Fluge kreisen sie um die Wipfel, hundertstimmig schallt ihr jauchzender Schrei, ein Spielen und Jagen in sausender Fahrt, ein Flattern und Suchen im Astgewirr, bis endlich jeder seinen Platz gefunden und still das Köpfchen in die Schultern zieht. Mancher Fasan, der zeitig sich zur Ruhe begeben, wird unsanft aufgeweckt und poltert schreiend von seinem Ast, bis er ein neues Plätzchen gefunden. Und wenn sich gar ein Bussard in die Kronen schwingt, um auch ein Schlummerchen zu halten, dann gibts ein Warnen und Rufen und Flügelschlagen bei den aufgeregten Hähnen, bis auch sie vom Schlafe überwältigt werden. —

Draußen auf der freien Steppe weidet eine Herde dunkler schwerköpfiger Rinder, Mischlinge von Bison und Steppenrind, und darunter einige reinblütige Bisons und Wisente, wunderbare Prachtgestalten. Wenn sie abends staubwirbelnd über die Steppe brausen, um in die Stallungen zur Tränke zu gelangen, dann ist's, als weile man in den Prärien Nord-Amerikas; und jener braune Hirte auf dem Pferde könnte dreist ein Sioux sein. Und weiter in der Steppe weiden mächtige Elenantilopen, einige zwanzig Stück. Sie kennen das afrikanische Mutterland nicht; sie sind in Ascania-Nova geboren und fühlen sich in der sonnendurchglüh'en südrussischen Steppe zuhause. In ihrer Gesellschaft bemerken wir noch einige Gnus, ein Zebra und mehrere Jacks. Auch sie werden nur von einem berittenen Hirten bewacht.

Zu den wertvollsten Tieren gehören die prächtigen kraftvollen Urwildpferde aus der Mongolei. Einst bevölkerten sie Europa bis weit in den Westen hinein und wurden vor einigen Jahrzehnten sogar vereinzelt noch in den Steppen Südrußlands angetroffen; nun sind sie alle der Kultur zum Opfer gefallen und nur kleine Reste haben sich noch in den Einöden der Mongolei erhalten. Herr v. Falz-Fein war der Erste, der diese Tiere nach Europa brachte und damit gewaltiges Aufsehen erregte. Später hat auch Hagenbeck Urwildpferde aus der Mongolei gebracht. Einige braune, seltsam gestreifte Pferde vor erdebeladenen Karren erregen unsere Aufmerksamkeit. Es sind Zebroiden,

Mischlinge von Pferd und Zebra, muntere Tiere mit feurigem Blick, die willig ihre schwere Arbeit tun. Freilich, alles kann man von ihnen nicht verlangen. Was sie erlernt, das tun sie auch, doch will man mehr, dann bricht sofort des Zebras Wildheit durch.

Die über die Steppe zerstreuten Bauernhöfe haben nur einige wenige Akazien und einige Sträucher aufzuweisen, die kümmerlich ihr Dasein fristen, der Sonnenbrand und die ausgedörrte Erde lassen sie nicht zu fröhlichem Wachstum gelangen. Hier aber in Askania strotzt die Vegetation in Saft und Kraft. Ein Pumpwerk schafft täglich riesige Quantitäten Wasser aus der Erde, die durch ein weitverzweigtes Berieselungssystem den Boden des ganzen Parkes ständig feucht erhalten und die Gräben, Bäche und Teiche speisen. Was Wunder, wenn dann in den heißen Sommertagen im Park eine tropische feuchtwarme Hitze brütet, die die Pflanzenwelt zu unerhörtem Wachstum zwingt. Ich sah dort einen Rosenschößling, der, dicht über der Erde aus dem Stamm gebrochen, über elf Fuß emporgeschossen war.

Großzügig, mit eiserner Hand und einem warmen Herzen für alles, was da kriecht und fliegt, hat Herr Friedrich von Falz-Fein in Askania-Nova ein Tierparadies geschaffen, das einzig dasteht. Ich habe versucht, in wenigen Worten ein Bild von der Anlage zu geben. Zweimal bin ich dort unten gewesen und habe fast täglich neue Herrlichkeiten entdecken können. Wochen-, ja jahrelang kann man dort graben und wird den Reichtum doch nie erschöpfen. Das Tierparadies und die Steppe stehen in ständigem Austausch. Freizügige Tiere der Wildnis siedeln sich im Tierpark an und ziehen Junge groß, und die Tiere des Parkes ziehen hinaus in die endlose Steppe und gründen sich dort ein neues Heim. Alles fließt hinüber und herüber. Die gehegte und geschützte Natur hat hier wieder Anschluß an den Menschen gefunden und fürchtet ihn nicht mehr.

❀ ❀ ❀

Zur Geschichte der Ehrenbürger und Exemten und ihrer sozialen Lage*).

Von Eugen Blumenbach (Riga).

Unter den Bewohnern der Städte des russischen Reiches und auch speziell unserer Ostseeprovinzen**) bürgerlichen Standes nehmen die s. g. Ehrenbürger und die Exemten, welche das Gesetz zu der privilegierten Bevölkerungsklasse rechnet, einen nach ihrer Zahl und ihrem geistigen und materiellen Leistungs-

*) Vortrag, gehalten in der Societas Andreae am 6. März 1914.

**) In den Ostseeprovinzen gilt außer dem allgemeinen russischen Reichsgesetz auch noch das Provinzialgesetz.

vermögen hervorragenden Platz ein. Ihre Absonderung von den anderen Bevölkerungsklassen*) ist indeß verhältnismäßig jungen Ursprungs. Während das Exemtentum in Deutschland seit dem XVII. Jahrhundert in die Erscheinung trat, wo die Fürsten um den Staat verdienten Untertanen oder solchen, welche zum Besten des Staates materielle Opfer brachten, die Staatssteuern erließen, daher Exemten (eximere loskaufen) genannt, ist das Ehrenbürgertum als besonderer städtischer Stand in West-Europa fremd geblieben.

Im Innern unseres Reiches, dessen Städte eine ganz andere Entstehungsgeschichte kennen als im übrigen Europa, gab es keinen Bürgerstand. In West-Europa siedelten sich die hilfesuchenden Bewohner bei den Burgen an und nannten sich in der Folge „burgenses" Bürger. In Rußland dagegen riefen die Fürsten die Landbevölkeruug zu ihrem eigenen Schutze herbei, gaben ihnen Land (княжескія мѣста) und nannten sie мѣщане d. h. Nutznießer der verliehenen мѣста (Grundstücke). Mit der Zeit fingen diese herangezogenen Landbewohner an, Handel und Gewerbe zu treiben, und es bildete sich eine wohlhabendere Bevölkerungsklasse der Kaufleute heraus. In unseren Provinzen, in denen die ständische Differenzierung nach dem Muster Deutschlands ihre Entwicklung erfahren hatte, gab es seit dem XIII. Jahrhundert unter den Bewohnern der Städte Bürger im Sinne der deutschen Städte, gesondert nach Kaufleuten und Gewerkern, und in sich geeinigt nach den beiden Gilden zu Münster und Soest, den beiden in dieser Beziehung vorbildlichen westphälischen Städten. Streng war die Bürgernahrung, der Erwerb, an die Mitgliedschaft in den beiden Bürgergilden gebunden, Bönhasen und

*) Im ganzen russischen Reich gibt es seit Peter dem Großen 4 Stände:

I. Adel
II. Geistlichkeit
III. Stadtbewohner oder Bürger in weiterem Sinn
IV. Bauern.

Zu den Stadtbewohnern gehören nach dem Reichsgesetze und dem Provinzialgesetzbuche der Ostseegouvernements:

a. die Ehrenbürger
b. Kaufleute
c. Exemte oder Literaten
d. Bürger im engeren Sinn
e. Handwerker
f. Dienstleute
g. Arbeiter und
h. Ebräer.

Was die Bürger der Großen und der Kleinen Gilde in den Städten der Ostseeprovinzen anlangt, so waren sie früher die Repräsentanten des II. und III. Standes in der alten ständischen Verwaltung, jetzt aber sind sie Mitglieder einer privaten Korporation zu gegenseitiger Stütze und Hilfe im Alters- und Verarmungsfalle.

Hinsichtlich des Erwerbs der Rechte des einzelnen Standes verweise ich auf den IX. Band der Reichsgesetze vom Jahre 1899 und empfehle die Privatausgabe von Я. А. Плющевскій-Плющинъ. St. Petersburg 1901.

Pfuscher wurden streng verfolgt und beahndet, aber auch ebenso streng wurde auf die Erfüllung der Bürgerpflichten gesehen.

Die russischen Herrscher erkannten bald die Vorzüge einer seßhaften, am Bürgersitz interessierten Stadtbevölkerung und suchten nach Mitteln, die Stadtbewohner zu zuverlässigen und seßhaften Ortsbürgern zu machen. Schon Peter der Große umgab den Kaufmannstand mit Privilegien und Katharina II. gedachte mit der Statthalterschafts-Verfassung, in welcher weitere Bevorzugungen der Kaufleute und der s. g. angesehenen Bürger vorgesehen waren, dem örtlichen Bürgertum eine weitere Stütze zu geben. Die Statthalterschafts-Verfassung wurde indeß von Kaiser Paul 1796 aufgehoben, nachdem sie nur 11 Jahre bestanden hatte.

Kaiser Nikolai I., anknüpfend an die Idee Katharinas d. II., in den Städten einen Stand von angesehenen Bürgern heimisch zu machen, erließ unter dem 10. April 1832 das Gesetz über die Gründung eines neuen städtischen Standes, des der Ehrenbürger.

In der Einleitung zu diesem Gesetze heißt es: „Die Rechte und Vorzüge, welche durch die Verleihungsurkunde vom Jahre 1785 (die Statthalterschafts-Verfassung) den Stadtbewohnern verliehen wurden, sind im Laufe so vieler Jahre in Folge des Aufschwunges des Handels und der Industrie antiquiert; deshalb und in dem Wunsche, durch neue Auszeichnungen die Stadtbewohner intensiver und enger ihrem Stande anzugliedern, wovon auch der Erfolg auf dem Gebiete des Handels und der Industrie abhängt, haben Wir für gut befunden, ihre Rechte und Vorzüge durch folgende Bestimmungen zu festigen:

§ 1. In dem Kreise der Stadtbewohner wird ein neuer Stand (сословіе) der Ehrenbürger errichtet.

§ 2. Den Ehrenbürgern werden folgende Vorzüge verliehen:

1. Befreiung von der Reichskopfsteuer; 2. Befreiung von der Rekrutenpflicht; 3. Befreiung von der Körperstrafe; 4. das Recht der Teilnahme an den städtischen Wahlen in aktiver und passiver Hinsicht. Gelehrte und Künstler unterliegen dem passiven Wahlrecht nur mit ihrer eigenen Zustimmung. 5. Das Recht, sich in allen Urkunden Ehrenbürger zu nennen.

§ 3. Das Recht des erblichen und persönlichen Ehrenbürgertums steht der Ehefrau zu und geht im ersteren Falle auch auf die Kinder über.

§ 4. Um das Recht eines persönlichen Ehrenbürgers zu petitionieren, steht den Kandidaten und graduierten Studenten der Universitäten und den diplomierten Künstlern der Kunst-Akademien zu.

§ 7. Erbliche Ehrenbürger sind die Kinder von persönlichen Edelleuten.

§ 8 u. 9. Um die Verleihung des erblichen Ehrenbürgertums können petitionieren: Kaufleute, welche den Rang eines Kommerzien- oder Manufakturrats besitzen, Kaufleute, welche Orden erhalten haben, und Kaufleute, welche 10 Jahre der I. oder 20 Jahre der II.

Gilde angehört haben, wobei im Konkurrenzfalle 2 Jahre II. Gilde gleich einem Jahre I. Gilde gelten.

§ 10. Um das gleiche Recht zu petitionieren steht den Universitätsgraden eines Doktors oder Magisters, sowie Künstlern zu, letzteren aber zehn Jahre nach Erhalt des Künstler-Diploms der Akademie.

§ 16. Das Ehrenbürgerrecht wird eingebüßt infolge von Kriminalurteilen, Verlust des guten Namens und böswilligem Bankrott.

§ 18. Einige Vorzüge des Ehrenbürgertums hören auf durch die Ergreifung eines Handwerks ohne Gildenzugehörigkeit und infolge der Beschäftigung mit häuslichen (домашними) Arbeiten."

Der Kreis der Berechtigungssphäre zur Erlangung des Ehrenbürgertums ist mit den Jahren durch die Gesetzgebung noch bedeutend erweitert worden und erlaube ich mir in dieser Beziehung auf meine Veröffentlichung: „Die Gemeindesteuer 1892" zu verweisen. Es sei nur noch erwähnt, daß auch die Kinder von Geistlichen erbliche Ehrenbürger werden können. Endlich will ich noch bemerken, daß in der Gesetzgebung v. J. 1899 Band IX. Ständerecht § 513 außerdem die Erweiterung hinzugekommen ist, daß auch Personen, die auf den verschiedenen städtischen Beschäftigungsgebieten 10 und 20 Jahre eine nützliche Tätigkeit entwickelt haben, um das persönliche und erbliche Ehrenbürgertum nachsuchen können.

Wie schon erwähnt wurde, war es in West-Europa im XVII. Jahrhundert üblich geworden, daß die Fürsten einzelnen Untertanen wegen besonderer Verdienste die Zahlung der Staatssteuern erließen, wobei für solche Vergünstigungen die Bezeichnung Exemtionen und für die vergünstigten Personen der Name Exemten gebräuchlich wurde.

Wohl diesem Beispiel folgend und in der Absicht, der Bevölkerung die Aneignung von Bildung und den Erwerb von gelehrten Diplomen wünschenswert erscheinen zu lassen, beschritt die Russische Gesetzgebung seit dem Jahre 1833 den Weg, auch ihre Untertanen der Rechtswohltat der Exemtionen von den Staatssteuern teilhaftig zu machen. Der § 186 des V Bandes der Reichsgesetze in der Kodifikation v. J. 1833 verordnete, daß von der Zahlung der Staatssteuern zu befreien seien: Edelleute, Personen, welche Universitäts- und Akademie-Diplome erlangt hatten, Geistliche, Beamte des Theater- und Post-Ressorts usw. Diese Exemtionen sind in alle späteren Kodifikationen übergegangen und noch um viele Kategorien vermehrt worden, wobei ich wieder für ihre spezielle Aufzählung auf meine Veröffentlichung vom J. 1892 verweise.

Wie bereits bei der Behandlung des Einführungsgesetzes für die Ehrenbürger hervorgehoben worden, handelte es sich dort wie bei den Exemtionen einzig und allein um die Staatsabgaben; und es konnte ja auch garnicht anders sein, da der Staat als Inhaber des Steuerregals, als Eigentümer seiner Steuern einzig und allein auch nur über sein Eigentum disponieren und aus demselben Gaben verabfolgen konnte.

Der Band V der Reichsgesetze behandelt nur die Staatssteuer und enthält unter anderem im Jahre 1833 folgende Festsetzungen:

§ 1. Die Steuern und Okladabgaben werden von verschiedenen Personen zum Besten der Staats-Einnahmen erhoben.

§ 2. Diese Steuern und Abgaben sind die Kopfsteuer, Obroksteuer, die Rauchsteuer, (Kronsimmobiliensteuer), die Grundsteuer u. d. ähnliche.

Wenn nun in diesem Bande die Exemtionen aufgezählt werden, so kann es sich natürlich nur um die Befreiung von diesen Staatsabgaben handeln.

In der Kodifikation vom J. 1842 findet sich nun im Zusammenhange mit der Festsetzung der Exemtionen der Passus, daß die zu eximierenden Personen von allen Steuern befreit werden, scilicet von allen im § 2 der Gesetzgebung vom J. 1833 genannten Staatssteuern.

Dieses Attribut „von allen" Steuern hat in der Praxis einen unheilbaren Irrtum heraufbeschworen. In allen Institutionen, welche mit der Beitreibung der Kronskopfsteuer betraut waren und welche nebenbei die Gemeinde-Exekutionsorgane bilden, so die Steuer-Verwaltungen, die bäuerlichen Gemeinde-Verwaltungen und andere, wurden zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, als Krankenpflege, Armenversorgung und für die Verwaltungsunkosten schon frühe gewohnheitsrechtlich eigene Gemeindesteuern erhoben. Diese Gemeindesteuern wurden in der Gesetzgebung im Bande IX der Reichsgesetze behandelt und hatten mit der staatlichen Kopfsteuer daher nichts gemeinsam. Obwohl das Ehrenbürger-Gesetz, wie oben gezeigt, ausdrücklich nur die Befreiung von der Kopfsteuer in Aussicht stellte, obwohl der Staat bei den Exemtionen nur über dieselbe Steuer disponieren konnte und disponierte, eine Disposition über die Gemeindesteuer aber ihm fernlag und auch garnicht von ihm beabsichtigt wurde, da es sonst ein Eingriff in das Privatrecht der Gemeinden gewesen wäre, so faßte die Administration die Sachlage anders auf. Sie interpretierte das Gesetz vom J. 1842 im V Bande dahingehend, daß unter allen Steuern auch die Gemeindesteuer zu verstehen sei, und befreite die Ehrenbürger und Exemten auch von der Gemeindesteuer.

Es half nichts, daß endlich im Jahre 1890 im Bande IX das Wesen der Gemeindesteuer, welche die Kodifikation von 1876 so nebenhin erwähnt hatte, für die städtischen bürgerlichen Gemeinden festgelegt wurde. Hier wurde strikt präzisiert, daß die Gemeindesteuer eine Abgabe bildet, welche die bürgerlichen Gemeinden zur Bestreitung ihrer verschiedenen gesetzlichen privaten Bedürfnisse erheben. Es half ferner nichts, daß für die Bauergemeinden diese Gemeindesteuer seit langer Zeit bestanden hatte und für unsere Provinzen speziell in den Bauerverordnungen festgelegt war: die Exemtionen wurden mit der Kopfsteuer auch auf die Gemeindesteuer ausgedehnt. Auf diese Weise entstanden nun in den Ehrenbürgern und Exemten Staatsangehörige, die im Erkrankungs und Verarmungsfalle vogelfrei dastanden. Denn die Gemeinde traf natürlich nur

die Verpflichtung, für ihre Glieder und ihre Steuerzahler zu sorgen.

Da haben sich dann weiter ganz eigentümliche Konsequenzen entwickelt. Das Exemtionsrecht ist ein persönliches Recht und an demselben nimmt nur die Ehefrau teil, die Kinder dagegen verbleiben bei der alten Steuergemeinde. Obwohl der Vater niemals Abgaben gezahlt hat, muß die Steuergemeinde bei Erkrankungen und Verarmungen sich der Kinder annehmen. Die Kopfsteuer, die im Jahre 1863 aufgehoben worden ist, wurde von den Gemeinden bei gegenseitiger Haftpflicht (круговая порука) beigetrieben, das heißt: für den etwaigen Ausfall bei der Insolvenz oder dem Tode eines Gemeindegenossen hatten die übrigen Gemeindeglieder solidarisch für den Riß einzustehen. Mit der Aufhebung der Kopfsteuer geriet nun auch natürlich die Haftpflicht in Wegfall und die Bauergemeinden, welche durch die Erfahrungen auf dem Gebiete der Exemtionen nicht verwöhnt worden waren, erklärten jetzt nicht mehr verpflichtet zu sein, die durch die Behandlung ihrer kranken Gemeindeglieder in den städtischen Krankenhäusern verursachten Kurkosten zu bezahlen, obwohl dieses durch ein spezielles Gesetz verordnet war. Diese jedenfalls auf der Hand liegenden ungerechten Gesetzes-Interpretationen haben vielfache Beschwerden der Stadtverwaltungen bis an den Senat zur Folge gehabt, doch harren sie seit geraumer Frist der Entscheidungen. Ferner ist das Prinzip der Abgabenfreiheit für Ehrenbürger und Exemte auf einem Gebiete erfreulicher Weise durchbrochen worden, indem auf Anordnung des Senats Kaufleute, d. h. Handeltreibende, welche zur örtlichen Kaufmannschaft in Grundlage des Gesetzes über die Gewerbesteuer gehören, verpflichtet worden sind, die örtliche Gemeindesteuer in der Kaufmannsgemeinde, die sog. Armensteuer, zu entrichten, auch wenn sie zu den erblichen Ehrenbürgern oder Exemten gehören. Man fragt unwillkürlich, warum sie denn auch nicht, ohne Kaufleute zu sein, die bürgerliche Gemeindesteuer zu zahlen haben, da sie doch nach dem oben Gesagten nur von der staatlichen Kopfsteuer befreit worden waren.

Wie in Deutschland die sog. Exemtionen durch die Einführung der Klassen- und Einkommensteuer in das Meer der Vergessenheit gesunken sind, so tut nach allem Angeführten bei uns eine radikale Reform auf dem Gebiete der kommunalen Steuern not. Der Staat hat seit der Aufhebung der Kopfsteuer auf persönliche Steuern verzichtet, und damit sind für ihn die im Gesetze aufgezählten Exemtionen bedeutungslos geworden. Er erhält in der Gestalt der Kronsimmobiliensteuer, der Dessjatinensteuer, der Mietsteuer, des Branntwein-Monopols ꝛc. und vieler indirekter Steuern fast nur Realsteuern, bei welchen persönliche Exemtionen ausgeschlossen sind. Nur für die Gemeindesteuer sind die irrtümlich auf sie ausgedehnten Exemtionen nachgeblieben, zum Schaden der Gemeinden und zum eigenen Schaden der Exemten. Wir, die wir uns zu der Societas Andreae zusammengetan haben, können den intellektuellen Urhebern der Idee und ihren Gründern nicht genug Dank wissen, daß

sie mit dieser Gründung den Finger auf die wunde Stelle unserer sozialen Verhältnisse gelegt haben. Wir Ehrenbürger, wir Exemten und, wie ein großer Teil der Exemten im Provinzialrecht der Ostseegouvernements genannt wird, wir Literaten, sind heimatlos und befinden uns bei Erkrankungen, im Alter und bei Verarmungen zwischen Himmel und Erde. Wir müssen, wenn wir nicht sonst vom Schicksal begünstigt worden sind, betteln gehen und das bittere Brot privater Wohltätigkeit schmecken. Das ist unwürdig und unserer nutzbringenden Tätigkeit im sozialen Leben durchaus nicht entsprechend. Überall schließen sich Berufsgenossen zu helfenden und sich stützenden Verbänden zusammen; da ist es denn auch unsere Pflicht, dem Rufe der Gründer der Societas Andreae zu folgen und diese Genossenschaft zu einem starken Bunde zu machen, zu eigenem Nutzen und zur Hebung unseres Ansehens. Dabei ist es ganz irrelevant, ob auf dem Gebiete des Steuerwesens die wohl noch in weiter Ferne liegende Reform erfolgen sollte oder nicht. Gewiß wird unsere Lage z. B. durch Einführung der allgemeinen Einkommensteuer oder einer allgemeinen Kommunalsteuer günstig beeinflußt werden, denn einer solchen Steuer wird nach dem Grundsatz „do ut des“ als Konsequenz das Aufhören unserer wirtschaftlichen Isolierung im Falle der Bedürftigkeit im Gefolge sein, aber die Hauptsache ist es, unserer sozialen Isolierung ein Ende zu machen. Zur Zeit liegen die Verhältnisse so, daß man unsere Kräfte und unser Wissen und Können scheinbar dankbar und ausgiebigst auf allen möglichen kommunalen und sonstigen Gebieten exploitiert, um sodann die Maschine, wenn sie nicht mehr taugt, zum alten Eisen zu werfen; das muß aufhören, wir müssen eine allumfassende und alle Literaten und Berufsgenossen in sich vereinigende Genossenschaft werden:

Gott zur Ehr', sich selbst und dem Bruder zur Wehr!

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Deutsche Ausstellungen.

Von Dr. Valerian Tornius (Leipzig).

In einer bekannten satirischen Zeitschrift konnte man vor kurzem folgenden Witz lesen. Eine Kommission, bestehend aus einer Anzahl Herren, reist durch ganz Deutschland, von einer Stadt zur andern. Sie scheinen es sehr eilig zu haben, denn kaum sind sie in irgendeinem Ort angelangt, flugs kehren sie ihm auch schon den Rücken. Was bewegt sie zu einer solchen Reise im Schnellzugstempo? — Sie suchen eine Stadt, in der es keine Ausstellung gibt, um daselbst eine zu arrangieren.

In der Tat, es gibt heuer in Deutschland kaum eine Stadt, die auf das Vergnügen, eine Ausstellung in ihren Mauern zu beherbergen, Verzicht geleistet hat. Selbst die kleinen und kleinsten Ortschaften erlauben sich diesen Luxus der großen und sind stolz, wenn sie in einem schwungvollen Plakat eine Ausstellung, sei es auch nur eine Revue über Katzen und Hunde, der Öffentlichkeit ankündigen können. Wahrhaftig, wir leben geradezu in einem Ausstellungsrummel, und es wird Zeit, daß man diesem Unfug steuert, denn letzten Endes ist es doch immer der unvermeidliche Vergnügungspark, der die Massen anlockt und fesselt. Den finden sie aber schließlich auf jedem Jahrmarkt, und dazu bedarf es keines mit lautem Lärm in die Welt hinaustrompetenden und tausenderlei Sehenswürdigkeiten anpreisenden Programms, das meist doch nur ein Drittel von dem hält, was es verspricht. Ein solches marktschreierisches und systematisch gezüchtetes Verfahren degradiert nur das Ausstellungswesen und nimmt ihm den Wert, der zweifellos in ihm liegt. Ja, noch mehr, es trägt dazu bei, daß die wirklich ernsthaften Leistungen, von den vielen, nur der Spekulation oder der Vergnügungssucht dienenden Unternehmen dieser Art verdunkelt, zum mindesten etwas beiseite geschoben werden. Wie oft mag es sich ereignen, daß jemand an einer wirklich wichtigen derartigen Erscheinung, die ihm ungemein viel Belehrung gebracht hätte, achtlos vorübergeht, weil er *zu viel* gesehen hat und nichts mehr sehen möchte. So schleppt er statt eines nachhaltigen Erlebnisses einen Wust unbedeutender Eindrücke von seiner Reise in die Heimat mit und hat später keine rechte Freude dran. Um solchen unerquicklichen Folgen vorzubeugen, bedarf es einer strengen Auslese unter den diesjährigen Ausstellungen. Läßt man sie vorüberziehen, so heben sich *drei* besonders heraus, die ich kurz mit den Namen Darmstadt, Cöln und Leipzig bezeichnen will. Wer *diesen* Ausstellungen einen Besuch abstattet, wird nicht unbeschenkt, an wertvollen Eindrücken reich, von dannen gehen.

Darmstadt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, wenn in unserer Zeit, in der sich das Kunstleben immer mehr auf die großen Städte konzentriert, hier und dort in den kleineren Residenzen eigene Kunstbestrebungen sich ihren Weg bahnen, um so den Ruhm einer ereignisvollen Vergangenheit in neuer Form auferstehen zu lassen. An erster Stelle steht unter diesen Neorenaissancehöfen Darmstadt, wo bald nach dem Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs *Ernst Ludwig* sich ein frischer belebender Geist in der Kunst bemerkbar zu machen begann. Er fand seinen ersten markanten Ausdruck in der Begründung der Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe, die nunmehr auf eine fünfzehnjährige Existenz zurückblicken darf. Man braucht nur die Namen *Peter Behrens* und *Josef Olbrich* hervorzuheben, um die Bedeutung der Kolonie in ihrem ersten Entwickelungsstadium zu charakterisieren. Oft hat es

scheinen wollen, als ob durch Spaltung unter den Künstlern und durch gegenseitige Mißverständnisse das Dasein der Kolonie gefährdet würde, aber immer führte ein vermittelndes Wort des Großherzogs im rechten Augenblick einen versöhnlichen Ausgleich herbei und sicherte so dem wagemutig und tatkräftig begonnenen Unternehmen den Fortbestand, dessen gefestigte Form jetzt wiederum durch eine Ausstellung — die dritte in der Reihe — der Öffentlichkeit vorgeführt wird.

Sie hat nicht jenen revolutionären Charakter, wie seinerzeit die erste Ausstellung im Jahre 1901, als hier ein ganz neues Programm der Raumkunst und Innenarchitektur aufgestellt und als eine vollkommene Umwälzung auf diesen Gebieten in die Wege geleitet wurde. Es fehlen ihr Künstler von jener persönlichen Note, wie Josef Olbrich sie hatte und wie Peter Behrens sie einmal besaß. (Man muß es lebhaft bedauern, daß das Können dieses Meisters in den letzten Jahren merklich nachgelassen hat). So übt denn auch das Gesamtbild der jetzigen Ausstellung nicht die überwältigende Wirkung aus, die einst ihrer Vorgängerin zur Berühmtheit verhalf. Immerhin sind Leistungen zu verzeichnen, die sich weit über das Durchschnittsniveau erheben, mehr allerdings in freier Kunst, als in angewandter, obgleich diese die eigentliche Domäne der Darmstädter Künstlerkolonie bildet.

Der stärkste Eindruck geht zweifellos von Bernhard Hoetgers Plastik aus. Stört uns auch anfangs die allzu auffällige Anlehnung an ältere romanische, an ägyptische, indische, ja sogar siamesische Kunstformen, so gewinnt sie bei näherer Betrachtung durch die wundervolle Beseelung, die aus allen Gestalten spricht, und durch den Mut, eine primitive Form wieder znr Geltung zu bringen. Das Schönste in dieser Richtung ist die Ausschmückung des Platanenheims mit Krugfrauen, die an mittelalterliche Madonnen erinnern, aber doch etwas vollkommen eigenes ausdrücken, und mit vier farbigen Reliefs, welche Frühling, Sommer, Schlaf und Auferstehung bedeuten sollen und zu dem Innigsten gehören, was unter Hoetgers Meißel hervorgegangen ist. Nur die Gruppe „Werden und Vergehen", die eine sterbende Mutter mit ihrem eben geborenen Kinde darstellt, wirkt steif, unvollkommen und pychologisch unwahr. Man sieht hieraus, daß Hoetgers Talent eigens dafür geschaffen ist, mystische, weiche, lyrische Stimmungen plastisch zu verkörpern.

Unter den übrigen Leistungen der Künstlerkolonie wäre Albin Müllers Miethäusergruppe erwähnenswert. Er hat es trefflich verstanden, die Nordseite der Mathildenhöhe architektonisch abzuschließen und den Ausblick auf unschöne Fabrikgebäude zu verdecken. Was an dieser Häusergruppe angenehm den Beschauer berührt, ist die schlichte vornehme Linie, die auf jeden Effekt verzichtet, wie Albin Müller sich überhaupt in seiner Architektur, beispielsweise auch in dem geschmackvollen Hauptportal und der dazwischen gelegenen Brunnenanlage, als ein Baukünstler zeigt, der mit wenigen Mitteln viel zu erreichen weiß. Seiner Innenarchitektur läßt sich allerdings weniger

dies Prinzip nachrühmen. Hier ist ihm sein Kollege Eduard Körner überlegen, der den Ruf der Raumkunst auf der Mathildenhöhe am ehesten aufrecht erhält, während Emanuel Joseph Margold, obzwar er in Farbenkomposition der Möbel und schöner Farbenabstimmung der einzelnen Zimmer Hervorragendes leistet, sich zuweilen in allzubunter Überladenheit verliert. Alles in allem genommen, keine neuen Offenbarungen der Raumkunst, aber wohl intelligente geschmackvolle Einzelschöpfungen.

* * *

Von der Mathildenhöhe führt uns der Weg in das Residenzschloß zur Jahrhundertausstellung deutscher Kunst von 1650 bis 1800, von der Gegenwart also in die Vergangenheit, und zwar in eine Vergangenheit, deren Kunst wir bisher teilnahmlos gegenüberstanden, teilnahmlos deswegen, weil uns die Übersicht über diese Kunst fehlte und weil keine Kunstgeschichte sie uns in umfassender Weise vermittelte. Es war gewiß ein kühnes Wagnis, an eine solche Aufgabe heranzutreten, denn die Resultate, zu denen man gelangen konnte, waren nicht vorauszusehen, mußten sogar sehr skeptisch vorher bewertet werden. Warum? Weil 1648 der dreißigjährige Krieg beendet worden war, jener Krieg, dessen unheilvolle Folgen, wie die Historiker behaupten, beinahe bis in die Zeit des Klassizismus nachgewirkt und Deutschland in sklavische Abhängigkeit von Frankreich gebracht haben sollen. Die Ausstellung hätte also unter Umständen nur ein schlechtes Epigonentum aus den Schlössern der Fürsten ans Licht der Oeffentlichkeit gezerrt und das Bewußtsein mangelnder nationaler Selbstständigkeit noch verstärkt.

Diese Mutmaßungen bewahrheiten sich glücklicher Weise nicht. Im Gegenteil, es erweist sich sogar, daß man sich bei der allgemeinen Beurteilung der deutschen Kunst dieses Zeitraumes auf völlig falscher Fährte befand. So überrascht uns am meisten die Feststellung eines ziemlich selbständigen Entwickelungsganges der Malerei, vor allem auf dem Gebiete des Porträts. Zu welcher eigenen persönlichen Ausdrucksfähigkeit ist die Porträtmalerei bereits unter einem Georg Ziesenis und Anton Rafael Mengs gelangt, die Leistungen aufweisen, die sich an dem Besten des zeitgenössischen Frankreich und England messen dürfen. Ja selbst bei Johann Kupetzky uud dem Münchener Georg des Marées, deren Fähigkeiten erst hier in der Gesamtheit ihrer ausgestellten Bilder erkennbar werden, stoßen wir auf eine durchaus selbständige Note. Der Einfluß eines Lebrun oder Mignard, der typischen Maler des französischen Barock, ist bei den deutschen Porträtisten jener Ära am wenigsten zu spüren, wie überhaupt das derzeitige Franzosentum in der deutschen Malerei eine ganz nebensächliche Rolle spielt. Es ist merkwürdig, daß eine Epoche, in der auf der Architektur so dominierend die Atmosphäre des französischen Barock lastet, die Malerei hingegen so gut wie unberührt bleibt. Ein Claude Lorrain und Nicolas Poussin wirken allerdings

auf das deutsche Landschaftsbild stark ein, aber damit ist auch der französische Einfluß, möchte ich sagen, erschöpft. Selbst die späteren großen französischen Meister wie Watteau, Lancret, Boucher züchten in Deutschland nur wenige Epigonen, wie zum Beispiel den Weimaraner Christian Wilhelm Ernst Dietrich. Dagegen kommt ein ganz eigener selbständiger deutscher Watteau in den Bildern des Pragers Norbert Grund zum Vorschein, der mit dem großen Blämen nichts gemeinsam hat als das tiefe Gefühl für den Rhythmus und die Grazie der Geselligkeit, die er vor einem an Guardis Technik gemahnenden Hintergrunde sich entfalten läßt. Gesellschaftsmotive tauchen, dem Zeitgeschmack entsprechend, in der damaligen deutschen Malerei häufig auf. Eine Anlehnung an französische Vorbilder ist jedoch verhältnismäßig seltener zu beobachten, als eine an holländische. Breughelstimmungen begegnet man bei Johann Christian Mock, Grund, Freudweiler, u. a. Will man schon einmal den Einflüssen nachspüren, so kommt für die deutsche Malerei der Barockzeit Tiepolo am stärksten in Betracht. Ein Beweis, daß die deutschen Maler, im Gegensatz zu den Dichtern, immer mehr nach Italien, als nach Frankreich geschielt haben. Dazwischen taucht auch ein solches Farbengenie und ein so großzügiger Kombinationskünstler auf wie Anton Franz Maulpertsch, der, Tiepolo zum Muster nehmend, doch ein ganz neues Moment kühner Farbengebung in seine Bilder hineinträgt und dabei die Phantasie in wundervolle Bilder formt. — Auch in der Plastik tritt wohltuend eine solche Erscheinung wie Balthasar Permoser uns entgegen, der vollkommen fremd in seiner Zeit wandelte, sich ihren Schnörkelarbeiten und Spielereien fernhielt, und dem Ideal der Renaissance mit leidenschaftlichem Eifer in seiner Kunst Ausdruck verlieh.

Kurzum, an Überraschungen erfreulicher Art fehlt es in der Darmstädter Jahrhundertschau nicht. Das Wertvollste und Wichtigste an ihr ist aber wohl die Umwandlung, die sie in unseren Anschauungen über die deutsche Kunst des Barocks und Rokokos hervorruft. Sie widerlegt jene, welche die deutsche Malerei mit einem Dürer beginnen und mit einem Laibl fortsetzen lassen, über alles andere jedoch, was dazwischen liegt, mit einem nachsichtigen Wohlwollen hinweggehen. Damit erringt sie sich die Bedeutung der vielgerühmten Tschudischen Jahrhundertschau, die ebenso aufklärend wirkte, ja, sie übertrifft diese noch insofern, als es hier galt, viel bedeutendere Hindernisse zu überwinden, ein fest eingebürgertes Vorurteil zu vernichten. Und so wollen wir auch nicht zögern, unsere Anerkennung demjenigen auszusprechen, der dieses Wagnis ins Leben rief und zu so gutem Ende führte — dem künstlerischen Beirat des Großherzogs, Professor Dr. Georg Biermann — der sich, zusammen mit dem Stabe seiner vielen Mitarbeiter, durch diese Ausstellung ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst erworben hat.

* * *

Cöln.

Von Darmstadt führt uns der Weg nach der alten Colonia Agrippinensis, nicht etwa deswegen, weil damit eine Wertung für die Cölner Ausstellung ausgesprochen und Leipzig erst an dritter Stelle gerückt werden soll, sondern wegen der Verwandtschaft zwischen den Ausstellungsobjekten der Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe und denen des deutschen Werkbundes, der in Köln seine Ausstellung aufgeschlagen hat. Handelt es sich in Darmstadt nur um eine eng begrenzte und lediglich auf das Gebiet der Kunst, Architektur und des Kunstgewerbes beschränkte Übersicht über die Leistungen einer kleinen Künstlerschar, so will der Werkbund, seinem Programm entsprechend, in der Cölnischen Ausstellung ein Zeugnis von seiner umfangreichen Tätigkeit ablegen. Er wählte zu diesem Zweck eine Stätte, die geweiht ist durch das Vermächtnis einer eigenen deutschen Kunst: Cöln, die „Stadt mit dem ewigen Dom", die Stadt, in der Meister Wilhelms inniges und zartes Talent zur Meisterschaft erblühte, Stephan Loebner sein bedeutendes Dombild schuf und das Kunstgewerbe einen so formvollendeten Ausdruck erhielt.

Gewiß, neben Nürnberg steht die alte Colonia Agrippinensis unter den großen deutschen Städten als die Trägerin eines ausgesprochen nationalen Stiles der Vergangenheit an würdigster Stelle, und vielleicht war dieses Moment dafür maßgebend, daß der Werkbund sie zu seiner Wortführerin oder, besser gesagt, zur Vermittlerin seiner Gedankenwelt in der neuen Umschau erkor. Denn ein deutsch-nationales Gepräge trägt ja auch die Werkbundbewegung, richtet sich doch ihr Programm darauf, alle jene, aus Geschmacklosigkeit, mangelndem Schönheitsgefühl und widersinniger Zusammenwürfelung verschiedener früherer Stilarten erwachsenen Sünden endgiltig zu beseitigen und einen originalen, Zweck und Form harmonisch verbindenden Stil anzubahnen, einen Stil, der sich jedoch nicht allein auf die Kunst und das Kunstgewerbe erstrecken soll, wie es etwa die frühere, vor der Werkbundbewegung bereits existierende kunstgewerbliche Auffassung erstrebte, sondern der alle Gebiete der Kunst, des Handwerks und der Industrie, mit denen der Mensch tagtäglich in Berührung gelangt, umfassen muß, einen Stil, der — um mit Hermann Muthesius zu sprechen — auf dem weiten Gebiet „vom Sophakissen zum Städtebau" in Erscheinung tritt.

Wie dieser Stil sich offenbaren wird, das ist eine Frage, die vorläufig noch nicht beantwortet werden kann. In erster Linie gilt es, die Schönheit unserem Leben zurückzuerobern, gilt es den neuen Verhältnissen, in die der moderne Mensch gestellt ist, ein Gesicht zu formen. Das läßt sich nur bewerkstelligen, wenn man die Qualität zum herrschenden Prinzip erhebt. Diese „Qualität" darf nicht mißverstanden werden; es kommt hier nicht auf die Qualität des Materials, der Herstellung und der Konstruktion an — Dinge, die als selbstverständliche Voraussetzungen gelten — wohl aber auf die Qualität der Form, in der man ein Grundelement des Werkbundgedankens sehen muß.

In diesem Sinne betrachtet, erscheint die deutsche Werkbundausstellung als eine Revue über verschiedene Variationen der Qualitätsforderung nach der Seite der Form hin. Es ist verständlich, wenn man, auf Grund der oben erwähnten Muthesiusschen Formulierung, das Programm der Ausstellung so weit als möglich faßte, um damit gewissermaßen auch das rapide Umsichgreifen der Werkbundbewegung und ihren tief einschneidenden Einfluß auf alle Gebiete nachdrücklich hervorzukehren. Aber so sehr uns durch die Fülle des Dargebotenen Achtung und Anerkennung vor der fortschreitenden Macht dieses Kulturgedankens eingeflößt wird, erwachen auf der andern Seite wiederum Bedenken, hervorgerufen dadurch, daß durch die Quantität die Qualität erheblich sinkt. So übt auch die diesjährige deutsche Werkbundausstellung nicht jenen überwältigenden Eindruck aus, auf den man eigentlich vorbereitet war. Jedenfalls verblaßt ihre Wirkung im Vergleich zu jener berühmt gewordenen Dresdener Kunstgewerbeausstellung im Jahre 1906, die sich auf einen engeren Rahmen beschränkte, aber viel Bedeutungsvolleres brachte, und die, obgleich noch nicht programmatisch, so doch im Geiste der Werkbundes tätig, eigentlich den letzten, doch kräftigsten Anstoß zur Begründung desselben gab.

Die ganze Bewegung ist vom Kunstgewerbe ausgegangen. Das sollte man vor allem im Auge behalten. Und darin liegt vielleicht auch der Grund, warum die Qualität der Form jetzt, da die Bewegung die ganze Umwelt, so zu sagen, ergriffen hat, nicht mehr auf der erwarteten Höhe steht. Das Kunstgewerbe hat es in erster Linie mit Gegenständen zu tun, deren Wert doch mehr künstlerisch als praktisch ist, d. h. bei denen der Zweck der Schönheit der Form eo ipso sich unterordnet. Überträgt man diesen Standpunkt auf die Industrie, das Handwerk im großen, die Raumkunst, so ergibt sich notwendig eine Benachteiligung des Begriffes Zweck zu Gunsten der Form, was keineswegs im Sinne des Werkbundes sein kann, der ja als sein oberstes Gesetz anerkennt, daß Zweck und Form einander decken sollen. Mit anderen Worten ausgedrückt, es spricht aus den Leistungen, welche die Cölner Ausstellung uns vorführt, eine allzukleinliche Formkünstelei, ein aufdringliches Suchen nach Originalität, und ein merkliches Abweichen von der schönen schlichten Linie der Form, welche die Apostel des Werkbundes, ein Olbrich, ein van de Velde, ein Peter Behrens, ein Riemerschmid bereits gefunden hatten, uns damit in der Tat die Verheißung eines neuen Stils gebend.

Es liegt mir fern zu behaupten, daß die deutsche Werkbundausstellung in Cöln durchweg eine Enttäuschung wäre. Vor der Organisation, vor der Quantität der Arbeit, die hier geleitet wurde, vermelde ich schuldigsten Respekt. Auch dürfen einige leuchtende Punkte nicht übersehen werden, zum Beispiel die „Farbenschau", deren Idee und Programm von Professor Dr. Deneken, dem Direktor des Kunstgewerbemuseums in Krefeld herrührt, deren Ausführung jedoch in den Händen von Hermann Muthesius lag. Es soll die in unserer Zeit wieder lebhaft erwachte Farbenfreudigkeit durch eine Reihe von farben-

kompositorischen Beispielen gebildet werden. Sehr wichtig und beherzigenswert scheinen mir darin die vorgeführten Farbenharmonien, die sich an die Natur, an Steine, Pflanzen und Tiere anlehnen, denn die Natur erzeugt im Individuum stets die schönsten und geschmackvollsten Farbenzusammenstellungen. Man kann es den Damen darum nur dringend raten, bei der Auswahl der Farbe ihrer Kleidung eine Pflanze oder einen Schmetterling als Vorbild zu nehmen. Wenn sie das immer täten, dann würden unsere Augen nicht so oft im Theater, Konzertsaal oder auf der Promenade durch die schreiendsten Farbendisharmonien verletzt werden.

Außerordentlich geschmackvoll und künstlerisch geschlossen hebt sich auch der österreichische Pavillon aus der Ausstellung heraus, den Josef Hoffmanns Meisterhand innen und außen geformt hat. Die Räume sind nur in Schwarz und Weiß gehalten; allenfalls kommt noch Gold hin und wieder in Frage, wo farbige Wirkungen der Möbel zur Geltung gelangen müssen. Man sollte meinen, daß durch diese vorwiegende Schwarz-Weißtönung eine gewisse Kälte und Gleichförmigkeit in die Räume käme. Das trifft jedoch nicht zu. Im Gegenteil, es geht sogar ein sehr behaglicher Eindruck von ihnen aus. Und der Vorwurf, den man leider einem großen Teil der modernen Raumkunst machen muß, daß sie unwohnlich sei, fällt hier ganz fort.

Bemerkenswert ist ferner das von van de Velde erbaute Theater, welches von der üblichen, bereits durch Littmann umgestoßenen klassischen Tempelbauart sich so scharf abhebt und das durch seine ruhige, auf alles unnötige Beiwerk verzichtende Fassade noch einen weiteren Schritt der Neuerung auf diesem Gebiete bedeutet. Ebenso darf das von Kreis auf den Kasematten eines alten Forts errichtete Teehaus nicht unerwähnt bleiben, dient es doch als Beispiel für musterhafte Bewältigung vorhandener Terrainschwierigkeiten.

In der Hauptausstellungshalle, die Theodor Fischer errichtet hat, ist das Kunstgewerbe untergebracht. Die erdrückende Fülle des ausgestellten Materials ermöglicht es nur schwer, zu einem einheitlichen Gesamteindruck zu gelangen. Besonders überwiegen die Arbeiten der Kunstgewerbeschulen und Akademien, die manches hoffungsvolle Talent verraten. Hier nimmt auch die Porzellanmanufaktur einen großen Raum ein, von der man sagen muß, daß sie zweifellos von einem frischen Geist belebt wird, dessen Entfaltung man freudig entgegensehen darf. Dagegen steht das Gold- und Silbergewerbe auf einem recht bescheidenen Durchschnittsniveau. Es scheint, als ob auf diesem Gebiet der Werkbundgedanke noch nicht so recht durchgedrungen wäre.

Im großen und ganzen wird man das Gesamturteil so fassen müssen, daß der Wille zum Vollbringen des Guten größer ist als die Leistung, daß eine gewisse Schablone leise überhand zu nehmen beginnt. Dagegen wird der Werkbund vor allem in nächster Zeit zu kämpfen haben. Viel Schönes und Sehenswertes bietet die Ausstellung trotzdem in Fülle, und Fachmann sowohl wie Laie werden nicht ohne geistigen Gewinn sie verlassen.

Leipzig.

Daß ich die „Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik“ an den Schluß nehme, geschieht deswegen, weil diese Ausstellung so aus dem Rahmen der Unternehmen dieser Art herausfällt, daß man sie als etwas ganz Gesondertes betrachten muß. Es ist keine Ausstellung im üblichen Sinne des Wortes, keine Revue, die dazu geschaffen wurde, um ein paar Tausend Interessenten über den augenblicklichen Zustand des Buchgewerbes zu unterrichten, sondern eine Kulturschau ersten Ranges, wie sie bereits vor dreißig Jahren geplant, damals jedoch wegen ungünstiger Zeitumstände und mangels genügender Beteiligung fallen gelassen worden war. Die Zeit wäre auch damals noch nicht reif für ein solches Unternehmen gewesen, da das Buchgewerbe in den achtziger Jahren sich keiner besonderen Güte erfreute und da ferner die notwendige Verbindnng zwischen Buchgewerbe und graphischer Kunst fehlte, die allein, rein technisch genommen, ein solches Werk mit Erfolg krönen konnten.

Ich sagte, es handele sich bei der Leipziger Ausstellung um eine Kulturschau von hervorragender Bedeutung. Der kulturelle Wert des Schrift- und Buchwesens soll dem Publikum gezeigt werdeu, so weit es möglich ist, ihn darzustellen. Das geschieht in der „Halle der Kultur“, jenem Kreischen pantheonartigen Betonbau, der bereits im vorigen Jahre allgemeine Bewunderung erregte und der am Ende der „Straße der Nationen“ steht. Kein geringerer als Karl Lamprecht hat in dieser Abteilung die geistige Führung gehabt. Das Buchgewerbe und die Graphik aller Zeiten und Völker spricht hier in verschiedenen Entwickelungsstadien zu uns. Gleichzeitig wird die Wirkung veranschaulicht, die Buchgewerbe und Graphik auf das Geistesleben der einzelnen Epochen ausgeübt haben. Von den ersten bildlichen Darstellungen der Steinzeitbewohner in der Höhle von Altamira führt die lange Entwickelungskette über chinesische, japanische, siamesische und indische Schriftkultur, über Hieroglyphen und Keilschrift, griechische Papyrusstücke, römische Tontafeln, mittelalterliche handgeschriebene Bücher bis zur mechanischen Vervielfältigung, bis zu Gutenberg, um dann auf einer neuen Basis den Fortgang bis zur modernen Drucktechnik zu nehmen. Nun darf man sich das etwa nicht so vorstellen, als ob von jedem Volk, aus jeder Zeitepoche ein paar Schriftstücke oder Bücher auslägen. Das hätte natürlich für den Laien, und auf eine Laienpublikum muß eine Ausstellung hauptsächlich rechnen, gar keinen Sinn und käme etwa dem gleich, wenn man Maschinen ausstellte, ohne deren Zweck und Tätigkeit zu veranschaulichen. Kurze sachliche Errklärungen, bildliche Darstellungen sind überall eingefügt, und weisen damit den Weg, den an und für sich schwierigen Problemen begrifflich nahezukommen. Eine sehr fesselnde Ausstellung umfaßt ferner die Gruppe „Drei Jahrtausende Graphik im Dienste der Wissenschaft“ Man kann hier sehen, wie wichtige Befunde bei der

Opferschau in die Berichte eingetragen, Sternhimmelbeobachtungen auf Tontafeln fixiert, mathematische Formeln auf Papyrusstreifen festgelegt und dergleichen wissenschaftliche Errungenschaften aufgezeichnet wurden.

An diese überaus vielgestaltige und lehrreiche Gruppe schließt sich die Abteilung der zeitgenössischen Graphik an, die in einem ungeheuren Reichtum hier vertreten ist. Die bedeutendsten Graphiker des In- und Auslandes haben mit ihrer Beteiligung nicht gekargt, und so ist eine Revue zustande gekommen, die von der Verbreitung und Leistungsfähigkeit der Graphik ein eindrucksvolles Zeugnis ablegt. Den Abschluß dieser Gruppe bilden noch die modernen Buchgewerbekünstler, deren Ausstellung einen charakteristischen Überblick über den künstlerischen Stand des Einbands- und Ausstattungswesens im heutigen Buchgewerbe gewährt.

Daß auch die Buchgewerbeausstellung ihre Industrieabteilung hat, ist selbstverständlich. Es kommen hier größtenteils Maschinen der Papiererzeugung, des Druckes und der Buchbinderei in Betracht. Auf diesen Gebieten sind besonders in den beiden letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte erzielt worden. Wie weit sich diese erstrecken, das wird durch die historisch und technisch belehrenden Abteilungen, die man eingefügt hat, sehr klar ersichtlich. Man hat die Möglichkeit, die Entwicklung eines jeden Zweiges dieser weitläufigen Industrie — der Papierfabrikation, des Buchdruckerwesens, der Notenstecherei, der Buchbinderei und der Illustrationstechnik — bis ins einzelne kennen zu lernen und gewinnt ein vollkommenes Bild davon, wie Papier fabriziert, eine Zeitung oder ein Buch gedruckt und gebunden wird. Eine fesselnde Belebung erfährt diese Gruppe durch die alte Haynsburger Papiermühle, die auf dem Ausstellungsgelände wie vor zweihundert Jahren ihre Räder klappern und Büttenpapier vor unseren Augen erstehen läßt. Kurzum, ein sehr mannigfaltiges und reges Treiben herrscht in diesem Teil der Ausstellung, der einen Flächenraum von etwa 16 000 Quadratmetern einnimmt.

Die Wertung des Buches als Handelsobjekt wird in dem früheren Pavillon der Raumkunst veranschaulicht. Einige sehr geschickt zusammengestellte statistische Tabellen geben hier einen belehrenden Einblick in die Verbreitung des deutschen Buchhandels und kennzeichnen seine Bedeutung speziell für Leipzig. U. a. geht aus ihnen hervor, daß in Leipzig etwas über 10%, in Stuttgart annähernd $5^1/_5$% und in Berlin fast 3% der Bevölkerung beruflich im Buchgewerbe tätig sind. Aufschlußreich ist auch die Feststellung, daß Berlin 268, Leipzig 228 Buchhandlungen aufweist, während keine andere Großstadt Deutschlands die Zahl 100 erreicht. Leipzig ist demnach im Verhältnis zu seiner Bevölkerung die Stadt des größten Bücherkonsums. Der ungeheure Aufschwung des Verlagswesen in den letzten Jahrzehnten wird durch das rapide Anwachsen der Neuerscheinungen argumentiert: im Jahre 1852 betrug ihre Zahl erst 8 857, wogegen das Jahr 1910 bereits 31 281 verzeichnet.

Schließlich gibt noch folgende Zahl ein deutliches Bild über den deutschen Bücherkonsum: im verflossenen Jahre lieferten die Verleger etwa 67 Millionen Kilogramm Bücher aus. Diese Summe übersteigt um 17 Millionen das Gewicht eines Dampfers der Hamburg Amerika-Linie.

So vermag auch das Ausland nicht im entferntesten mit einer so stattlichen Anzahl Verleger hervorzutreten, wie es Deutschland auf der Buchgewerbeausstellung tut, wo die Verleger nach den Zentren des deutschen Buchhandels, Leipzig, Berlin, München und Stuttgart, je eine besondere, aus den namhaftesten Firmen einer jeden Stadt bestehende Gruppe gebildet haben. Überhaupt muß gesagt werden, daß das ausländische Buchgewerbe, das hier durch fünfzehn Staaten vertreten ist, sich mit dem deutschen nicht messen kann. Selbst das englische reicht an das deutsche nicht heran, wenn auch zugegeben werden muß, daß es in einzelnen Fragen, zum Beispiel in der außerordentlich billigen Herstellung einer guten Qualität und in der Vollkommenheit einiger illustrationstechnischer Verfahren Deutschland übertrifft. Erheblich schlecht steht es mit den romanischen Völkern, namentlich mit Frankreich, dessen Buchgewerbe allzusehr an älteren Mustern festhält und merkwürdig wenig frischen Geist verrät. Verhältnismäßig gut schneidet Rußland ab, besser, als man es hier erwartet hat. Wenn auch die große Masse der Verleger an der alten Schablone festhält und auf die Ausstattung des Buches kein Gewicht legt, allenfalls noch in Goldschnittbänden prunkt, so treten doch einige hervor, die eine moderne Kultur des Buches erstreben und auf diesem Gebiet recht hübsche Resultate erzielen, Firmen wie „Apollo", Golicke und Wilborg und einige Kunstverlage. Was an dem russischen Pavillon besonders rühmenswert erscheint, ist die Übersichtlichkeit. Auf der einen Seite ist, systematisch geordnet, das ältere russische Buchgewerbe ausgestellt, während auf der andern, durch statistische Tabellen und schematische Darstellungen ergänzt und illustriert, die Entwickelung des modernen russischen Buchgewerbes anschaulich vor uns tritt.

Die Herstellung des Buches, seine Wertung als Handelsobjekt und seine kulturelle Bedeutung sind natürlich die Hauptmomente der Ausstellung. Doch wie an jedes derartige Unternehmen, so fügen sich auch hier eine Fülle von Sonderausstellungen, die in irgendeinem Zusammenhang mit der Idee des Ganzen stehen, in das Programm ein. Da ist die Stellung der Frau und des Kaufmanns zum Buchgewerbe, die Photographie, die Kinematographie, die Fachpresse, das Deutschtum im Ausland, das auch einige Zeugnisse der deutschen Kultur unserer Ostseeprovinzen ausgestellt hat, ferner die Schule und das Buchgewerbe, der Student, Esperanto und noch vieles andere, das, in besonderen Gruppen geordnet, sich dem Besucher präsentiert. So hat alles, was die Kulturmission des Buches anbelangt, eine Darstellung erfahren, die man als mustergültig im vollsten Sinne des Wortes bezeichnen darf. Wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die ein solches Unternehmen voraussetzt, wird man der Leitung, die dieses zuwege brachte, eine uneingeschränkte Anerkennung aus-

sprechen müssen, hat sie doch seit dieser Ausstellung nicht nur einen Markstein im Ausstellungswesen, sondern gleichzeitig ein internationales Kulturdenkmal geschaffen, an dem jeder Gebildete sich erbauen wird.

❀ ❀ ❀

Zu Herrn Pastor Ney's Artikel: Prinzipielles zum Bekenntniskonflikt.

Von Pastor Dr. Ernst Gelderblom (St. Petersburg).

Im Maiheft dieser Monatsschrift hat Herr Pastor Ney seinen Standpunkt in Sachen des Apostolikumstreites zum Ausdruck gebracht. Er hat dabei die Form der Polemik gegen meine Ausführungen im Septemberheft dieses Blattes gewählt. Das veranlaßt mich zu einer Gegenäußerung. Ich bin kein Freund von Theologengezänke. Es kommt selten etwas dabei heraus. Ich gebe mich auch nicht der Hoffnung hin, Pastor Ney durch meine Ausführungen überzeugen zu können. Was mich aber diesmal zur Feder greifen läßt, ist, erstens, das Typische der orthodoxistischen Kampfesgepflogenheit in seinem Artikel und, zum andern, die Notwendigkeit, einiges darin zurechtzustellen.

1.

Wer aufmerksam die religiöse Gesamtentwicklung in der Gegenwart verfolgt, der wird Zeuge eines spannenden und m. E. erbaulichen Vorganges. Es bereitet sich vor unsern Augen eine merkwürdige Frontveränderung der religiösen Betrachtungsweise vor.

Die alten Gegensätze „orthodox" und „liberal", die ein halbes Jahrhundert die Theologie beherrscht haben, beginnen merklich zu verblassen. Ein Anderes, Wichtigeres schiebt sich in den Vordergrund. Das ist die Erkenntnis der weltumfassenden Aufgaben, die die Botschaft Jesu vom Himmelreich unserer Gegenwart stellt. Man fängt an einzusehen, wie töricht es ist, sich um theologische Fündlein zu streiten, während schwere Gewitterwolken am Himmel unserer Zeit stehen und ein Neues innerhalb der Menschheit unter schweren Wehen zur Geburt drängt, während Millionen der Kirche den Rücken kehren und trotzdem ein so ergreifendes Fragen und Suchen nach Gott und echter Frömmigkeit die Menschenbrust durchzieht. In diesem großen Werden, das sich auf vielen Gebieten ankündigt, rechnet auf uns unser lebendiger Herr, dessen Programm: „Siehe, Ich mache alles neu" auch heute nicht verjährt ist. Die großen Fragen des Mammonismus, des Militarismus, des Weltfriedens, des Sozialismus und Alkoholismus, die sexuelle, die sittliche, die religiöse Not unserer Tage ruft alle Kräfte zur Arbeit, denen es um die Sache Jesu auf Erden Ernst ist. Hier tut sich ein Weg auf, der aus der quälenden, weil falschen Fragestellung von „orthodox" und „liberal" hinausführt auf ein Gebiet fruchtbarer, sittlich-religiöser Betätigung.

So ist es wie das Morgenrot eines neuen Tages, wenn z. B. bei dem auf Ende September nach Basel einberufenen „Religiös-sozialen Kongreß" Männer wie Le Seur und Naumann, Ragaz und Rade als Referenten auf-

treten und trotz aller theologischen Unterschiede gemeinsam an der großen Aufgabe arbeiten, die Gegenwart in das Licht der Gedanken Jesu zu rücken, Gottes Willen in dem ernsten Drängen der historischen Gegenwartskräfte zu sehen, um darüber klar zu werden, wo es hinaus will, und im entscheidenden Moment nicht zu versagen.

Auch Schlagworte haben ihre Geschichte. Der Gang der Entwicklung ändert leise die Linien ihres ursprünglichen Sinnes. Wenn diese Änderung bemerkbar wird, ist das Ende ihrer Herrschaft nicht mehr fern. An diesem Punkt ihrer Geschichte sind die Gegensätze „positiv" und „liberal" angekommen. Sie sind bereits nicht mehr Kennworte theologischer Grundanschauungen. Die scharfe, ätzende Säure äußerer, kirchenpolitischer Streitigkeiten hat sie zu Parteiparolen fixiert. Sie sind zum Kampfgeschrei der Parteien geworden. Das wird auch durch den Umstand erhärtet, daß die Orthodoxie eine neue Bezeichnung für ihren theologischen Standpunkt nötig hatte. Man erfand das Kennwort „modern-positiv", das eine Verbindung von Altem und Neuem darstellt, indem man die Forschungsergebnisse der kritischen Theologie in das alte orthodoxe Gesamtbild aufzunehmen sich gezwungen sah. Darin liegt das Zugeständnis, daß man die alte, auf dem Boden der Verbalinspiration gewachsene Orthodoxie, die einst die konfessionelle Dogmatik hervorgebracht, aufgeben mußte. Diese „Modernpositiven", von denen mir persönlich viele, z. B. der Führer der Berliner Hochorthodoxie, Professor R. Seeberg*), viel zu liberal sind, halten sich kirchenpolitisch zu den Altgläubigen und kämpfen in ihren Reihen gegen die Liberalen, von deren Theologie sie sich kaum unterscheiden. Natürlich haben wir hier eine Uebergangserscheinung im Zeitenwechsel vor uns.

Bei diesen Kämpfen von „positiv" und „liberal" handelt es sich heute eigentlich um die kirchenpolitische Macht. Das hat bei dem jüngst in Heidelberg tagenden Kongreß des „Allgemeinen Positiven Verbandes" einer der orthodoxen Führer, D. Pastor D. Philipps in wünschenswertester Deutlichkeit ausgesprochen. Er schloß seinen Hauptvortrag über: „Das Bekenntnis, nicht eine Partei-, sondern eine Lebensfrage" mit dem bezeichnenden Satz: „Domini sumus, d. h. wir sind des Herrn; aber wir hoffen, daß man bald wird sagen: domini sumus, d. h. wir sind die Herren."**) Das ist doch deutlich genug. Ich freilich verstehe nicht recht, was damit für das Reich Gottes gewonnen wäre, wenn das Bekenntnis (welches? das lutherische? das reformierte? das — modernpositive?) bezw. dessen Vertreter die Selbstherrschaft in der evang. Kirche erlangt hätten. Das evang. Kirchenvolk würde darum nicht frömmer werden. Man weiß ja: Orthodoxes Bekenntnis und „reine Lehre" bieten noch keine Garantieen des inneren Neuwerdens. Und das will doch Jesus. Beim Einzelnen, wie bei den Massen.

Ich kann mir nicht helfen: Zuletzt liegt dem Orthodoxismus ein falscher Glaubensbegriff zugrunde. Trotz aller Versicherungen des Gegenteils. Der religiöse Glaube wird der Annahme der „reinen Lehre" gleichgesetzt. Wer sie nicht bekennt, ist Ketzer, oder ungläubig. Das Bekenntnis zur reinen Lehre aber verbürgt allein der Seele das ewige Leben und den Himmel. Wer also am Bekenntnis rüttelt, es ablehnt oder „umdeutet", der betrügt seine Mitchristen um die ewige Seligkeit. Er ist ein „Seelen

*) cf. über ihn: Johannes Kübel: Seeberg „positiv" oder „liberal".
**) Zitiert nach der Chronik der Christlichen Welt № 24. 1914. p. 282.

mörder", also der schlimmste religiöse Verderber, den es geben kann. Diese weitverbreitete Auffassung muß man sich gegenwärtig halten, um die Animosität und den Ton zu verstehen, mit dem die Orthodoxen gelegentlich ins Zeug gehen, wenn sie die reine Lehre in Gefahr sehen. Diese Sachlage fällt erklärend und auch ein wenig entschuldigend ins Gewicht, wenn wir in dem Artikel P. Ney's Sätze wie folgende finden (p. 360):

„Wogegen wir aber energisch Front machen müssen, das ist die Begriffsverwirrung und die Namensfälschung Wessen Grundanschauung ein Gemisch von Monismus und Buddhismus (!) ist, oder ein schwammiges Gottsuchertum (!*), der soll sich nicht Prediger des evangelischen Christentums nennen. Wer nur Protestsucht und den Mut sittlicher Ueberzeugung (!) mit Luther gemeinsam hat, der kann diese Eigenschaft mit vielen aus der Gefolgschaft marxistischer Jungjuden (!) teilen und hat kein Recht auf den Namen evangelisch-lutherisch. Mag ein großer Abfall von der christlichen Lehre einsetzen, mögen die Kirchen leer bleiben, — für Begriffsverwirrungen sind wir Lutheraner nicht zu haben." *)

Hier sieht man deutlich — ähnliche Stellen ließen sich in Fülle ausschreiben — daß P. Ney religiösen Glauben mit dogmatischer Korrektheit verwechselt: übrigens eine „Begriffsverwirrung", die ihm beständig unterläuft, trotz seiner im Namen aller seiner Konfessionsgenossen gegebenen feierlichen Versicherung, für dergleichen nicht zu haben zu sein. Nun wird aber der Wert einer Religion an ihrem Gottesbegriff gemessen. Hinter jenem Glaubensbegriff aber steckt noch der katholische, halb unpersönliche Kirchengott, der durch die von der Kirche festgestellten Leistungen, besonders durch das Jasagen zur Kirchenlehre befriedigt und gewonnen werden muß. Nicht nach dem reinen Wandel und nach der Herzensfrömmigkeit, sondern nach der reinen Lehre und kirchlichen Korrektheit fragt dieser Gott. Es ist notwendig, daran zu erinnern, daß Jesus das Wesen der Frömmigkeit nicht in das „Herr—Herr—Sagen", sondern in das Tun des Gotteswillens gesetzt hat.

Mit dieser Betonung der reinen Lehre hängt die Angst vor der historischen Kritik zusammen. Wenn diese irgend eine „Heilstatsache" in Frage stellt, so wird der Glaube dadurch eines Teils seines Inhalts beraubt und die Erlangung der Seligkeit in Zweifel gestellt. Darum hieß es auf dem Kongreß des „Allgemeinen Positiven Verbandes" in Heidelberg ein über das andere Mal: „Hände weg vom Bekenntnis! Hände weg von der Schrift!" Darum wird auch von P. Ney das neue Testament als eine einheitliche, historische Größe behandelt, obwohl es feststeht, 1. daß die verschiedenen Klassiker des neutest. Schrifttums einen verschiedenen Lehrbegriff haben, und 2., daß dieses Schrifttum den literarischen Niederschlag jener Epoche darstellt, in der das Christentum auf dem Boden der griechisch-römischen Antike die große Entwicklung durchmachte von der Brüdergemeinschaft zur organisierten Kirche, von der freudigen Erwartung des Kommens Jesu bis zur begrifflichen Erfassung der christlichen Lehre. So unterscheidet die Wissenschaft, auch die modern-positive, verschiedene Schichten der Überlieferung im neutestamentlichen Schrifttum. Es genügt also nicht, die Aussagen des Apostolikums durch das neue Testament zu belegen, um sie dadurch als der ursprünglichen Verkündigung angehörend darzutun. (S. 354.) Das weiß Pastor Ney auch.

Beim Orthodoxismus ist es ferner eine beliebte Kampfweise, die von einander abweichenden Resultate der theologischen Forschung gegen einander auszuspielen und den Laien den Eindruck nahe zu legen, als sei durch diese „falschberühmte Wissenschaft" kein sicheres Forschungsergebnis, oder höchstens

*) Von mir gesperrt.

nur einige sehr unbedeutende Erkenntnisse gewonnen. Im übrigen aber bestehe die traditionelle Orthodoxie vollständig zurecht. Pastor Ney folgt dieser beliebten Methode auf S. 353 ff. und billigt der Kritik nicht einmal den guten Glauben zu, in ernstem Wahrheitsstreben und unter dem Zwang des eigenen Gewissens zu ihren Ergebnissen gekommen zu sein. „In der Gelehrtenstube eines großen Forschers entstanden Urteile, die bei ihm (Harnack ist gemeint) selber noch nicht spruchreif waren. Diese wurden sofort von Pastoren aus dem Lager des Liberalismus Vulgaris (!) aufgegriffen und in die Welt hinausposaunt als „sicheres Ergebnis der Wissenschaft" *), ähnlich wie die Lehre von der Affenabstammung des Menschen nach Darwins (!) Forschungen." Dieser wegwerfende, abkanzelnde Ton, aus dem eigentlich nur die Schwäche der eigenen Position herausklingt, gehört heute selbst im Lager des Orthodoxismus zu den Seltenheiten. „Du wirst heftig, also hast du Unrecht", sagt Plato. Gewiß, man muß dankbar sein, wenn einer offen seine Meinung ausspricht, denn taktvolle Offenheit setzt Wertschätzung voraus. Aber das verächtliche Schelten der Gegner ist dem Ernst des Gegenstandes, um den es sich handelt, durchaus unangemessen.

Ich könnte hier schließen, wenn nicht einige Einzelheiten noch einer kurzen Würdigung bedürften.

2.

Pastor Ney gehört zu den Theologen „jüngster Generation" (p. 352). Das hindert ihn nicht, gelegentlich in den Ton der Belehrung zu fallen. Auf Seite 355 wendet er sich mit folgender Mahnung an seine Fachgenossen:

„Unsre Theologen müßten ihr Denkvermögen mehr an der Mathematik, Physik und experimentellen Psychologie schärfen, als an den zweifelhaften Methoden phantasiereicher Religionshistoriker aus der oben erwähnten Harnackschen Musterkarte. Dann wäre ihnen das 1=3 der Trinitätslehre nicht anstößig. Dieses scheinbare Paradoxon ist im Verhältnis zur Unendlichkeit eine mathematische Wahrheit. $(1 \times \infty$ *$) = 3 \times \infty$ $\quad 1 = 3$ im Verhältnis zu ∞ **).

Ich muß gestehen, ich würde es nicht wagen, meinen Gymnasiasten oder Konfirmanden diese mathematische Erklärung der Trinitätslehre zuzumuten. Denn es würde sich sicher ein Spaßvogel finden, der in der Pause nach diesem Ney'schen Verfahren seinen Kameraden an der Tafel vordemonstrierte, die Religion der alten Griechen sei monotheistisch gewesen. Wieviel Götter mochten die Griechen haben? Nach dem Aufkommen der Dämonenverehrung waren es hunderte. Sagen wir einmal 300. Man dürfte also folgendermaßen schließen: $300 \times \infty = 1 \times \infty$, also $300 = 1$ im Verhältnis zu ∞. Nach dieser Methode würde alle Vielgötterei mit einem Mal aus der Menschheitsgeschichte und vom Erdboden verschwinden. Ja, Pastor Ney hat Recht: „Unsre Theologen müßten ihr Denkvermögen mehr an der Mathematik schärfen."

Weiter. Wenn P. Ney gewußt hätte, daß der Ausdruck „die Inseln" im alten Testament eine geographische Bezeichnung für Griechenland ist, so hätte er nicht p. 356 dem Propheten Jesaias „geographische Unkenntnis" vorgeworfen und den Propheten an dieser Stelle unbewußt von — Amerika reden lassen. Ganz rätselhaft aber ist es, wenn er behauptet, das „Niedergefahren in die Unterwelt" wolle gegenüber modernen (!) Hypothesen über den Scheintod Jesu nur dessen „völligen Tod" bezeichnen, und dabei versichert, er „sehe dabei von jeder Deutung, geschweige denn Umdeutung" ab. Allerdings, wenn man, wie er, „metaphysische Hintergedanken beim Apostolikum für ent-

*) Der Ausdruck wird von Harnack selbst gebraucht bei der Behauptung, die Jungfrauengeburt etc. gehöre der ursprünglichen Verkündigung n i c h t an.

**) ∞ bedeutet in der Mathematik: unendlich.

behrlich" erklärt, dann weiß ich überhaupt nicht mehr, weshalb er gegen die bösen Liberalen mit so viel Temperament und Feuer für den Wortlaut des Apostolikums eintritt. Die Sätze des Apostolikums sind ja zum größten Teil bewußte metaphysische Aussagen! Ein liberaler Pastor sollte einmal den Satz schreiben: „Reinigen wir das Bekenntnis von scholastischer, metaphysischer, katholischer Schlacke ", wie würde man über ihn herfallen, ihn des Ritschlianismus, des Unitarismus und Gott weiß welcher Ketzerei beschuldigen! Was warf man denn Pfarrer Jatho vor? War es nicht dies, daß er jede Metaphysik aus dem christlichen Bekenntnis eliminieren wollte.

Es ist nicht nötig, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Nur einen Passus kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Auf S. 359 schreibt Pastor Rey:

„Wer höchst schwankende wissenschaftliche Resultate als sicher hinstellt, um die Tore „vom Himmelreich" möglichst vielen zu öffnen, verfährt „wohl diplomatisch, im letzten Grunde jedoch unsittlich."

Mit diesen Worten spielt P. Rey auf mein Buch „Vom Himmelreich"*) an und macht mir den Vorwurf der Unsittlichkeit, weil ich die Tore des Himmelreichs möglichst vielen öffnen möchte. Ich halte diese heftige Invektive der Jugend des Polemikers zugute und verzeihe ihm die Kränkung gern um unsers gemeinsamen Herrn willen. Aber ich möchte ihn um seiner selbst willen bitten, den Geist zu prüfen, aus dem heraus diese Worte geschrieben sind. Das ist doch nicht der Geist Pauli, der da schreibt: „Wenn nur Christus gepredigt wird, es sei aus Vorwand oder rechter Weise, so will ich mich darinnen freuen" und das andere: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest, er steht und fällt seinem Herrn." Das ist auch nicht der Geist Jesu, der den Sonderling auf eigene Faust die Teufel in Seinem Namen austreiben ließ: „Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich." Das ist der Geist, der einen Francke aus Leipzig vertrieb und einen Speener aus Dresden, der auf den Kanzeln gegen den Kalvinismus und das Herrnhutertum wetterte und die Heidenmission als eine pietistische Winkelsache bekämpfte, der Geist, der an der Gemeinschaftsbewegung die „Unklarheit" rügt und sie nur als Eindringling in kirchliches Gebiet einzuschätzen versteht.

Als Jesus die Mühseligen und Beladenen zu sich rief, im ketzerischen Galiläa wirkte und mit Zöllnern und Sündern zu Tische lag, um sie für sein Himmelreich zu bekehren, haben die Schriftgelehrten die Nase gerümpft über die „Begriffsverwirrung" und das „schwammige Gottsuchertum" des jungen Rabbi, wenn sie auch nicht diese modernen Ausdrücke brauchten, und wollten lieber ihre Synagogen leerpredigen, als von der reinen Lehre der Väter abweichen. Und als Paulus den Juden ein Jude und den Heiden ein Heide wurde, um ihrer etliche zu gewinnen, und den wundervollen Satz schrieb: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde," da schalten ihn seine judenchristlichen Gegner vielleicht auch „diplomatisch, im letzten Grunde aber unsittlich." Das ist der Geist jener Schriftgelehrten und Pharisäer, der Verfechter des toten und tötenden Buchstabens, der Geist, mit dem Jesus sein ganzes Leben in ernstem Kampfe gelegen.

Möchten die Zeiten bald anbrechen, wo das „Jenseits von orthodox und liberal" der Schauplatz ernster Arbeit an den großen Weltaufgaben werde, die Jesus uns im Herrngebet so leuchtend vor die Seele stellt. Freilich urteilt P. Rey: „Das Programmatische in der Lehre Jesu kann wegfallen" Aber

*) In 3. Aufl. erschienen bei Jonck & Poliewsky, Riga und Leipzig. 1914.

es ist zweifellos: daß der Vatername Gottes durch seine Kinder auf Erden verherrlicht werde, sein Reich komme, sein Wille geschehe u. s. f., das war unserm Herrn ein wesentliches, ja das wichtigste Anliegen. Je tiefer das erkannt wird, um so weniger wird es angehen, sich durch das Bekenntnis zur „reinen Lehre" dem Ernst der Forderungen Jesu, die sich aus dem Gnadengeschenk der Gotteskindschaft ergeben, auf die Dauer mit unversehrtem Gewissen zu entziehen. —

❀ ❀ ❀

Leonhard Kaggs Tagebuch aus der Zeit des Nordischen Krieges.

Besprochen von H. Baron Bruiningk. (Riga.)*)

Der von der Königlichen schwedischen Gesellschaft für die Herausgabe von Handschriften, betreffend die Geschichte Skandinaviens, 1912 zu Stockholm herausgegebene 24. Teil ihrer „Historiska handlingar" hat eine für die Geschichte des Nordischen Krieges bemerkenswerte neue Quelle erschlossen. Der in Rede stehende, vom Grafen Adam Lewenhaupt unter dem Titel „Leonhard Kaggs dagbok 1698—1722" edierte Teil (ein Band von 331 Seiten, davon 45 Seiten Register) enthält die Aufzeichnungen eines der Offiziere Karls XII. aus dem angegebenen, die ganze Dauer des Krieges umfassenden Zeitraum. Im Alter von 16 Jahren hatte der Tagebuchschreiber 1698 seinen Dienst als Page des Königs begonnen, trat 1701 in die königliche Leibgarde, landete mit dem ihm anvertrauten Rekrutentransport in Reval, erkrankte aber in Dorpat und konnte erst im August bei Schrunden in Kurland zum König stoßen, so daß er am Siegeszuge durch Livland nicht teilgenommen hat. Danach ist er seinem Kriegsherrn überall gefolgt und konnte daher über Treffen, Schlachten und Belagerungen meist als Augenzeuge und Mitkämpfer berichten. Vom Grenadierfourier 1702 Okt. 17. zum Sergeanten in Carl Magnus Posses Kompagnie der Leibgarde, 1703 Sept. 2. zum Fähnrich in Bengt Horns Kompagnie, 1706 Juli 21. zum Leutnant in der Leibkompagnie des Königs unter Kapitän Axel Hammerhielm befördert, wurde er schließlich 1707 Juni 27 als Sekund-Rittmeister in das Östgiöta-Kavallerieregiment übergeführt. In der Entscheidungsschlacht bei Poltawa oder gleich danach verwundet, geriet er am Dnjepr 1709 Juni 30. in russische Gefangenschaft. War es ihm beschieden gewesen, die vorhergehende Ruhmeszeit zu erleben, so mußte er nunmehr in jähem Wechsel die tiefste Erniedrigung bis zur Neige auskosten.

*) Vorgetragen in der Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen in Riga den 15. Mai 1914.

Auch ihm blieb es nicht erspart, zu Moskau im Triumphzuge vorgeführt zu werden und dann ging's mit mehreren Unterbrechungen nach Sibirien, wo er mit vielen anderen Offizieren in Tobolsk die 10 Leidensjahre der Gefangenschaft verbrachte, bis daß er, nach Abschluß des Friedens, im Januar 1722 die Heimreise antreten durfte. Im Juli zu Stockholm angelangt, hatte er die Freude, bei seiner Meldung im Kriegskollegium unter Beförderung zum Major seinem alten Regiment, dem Ostgiöta-Kavallerieregiment, zugeteilt zu werden und auf dem elterlichen Gut Forß die Mutter und zwei Schwestern wiederzusehen. Hochbetagt ist er 1760 gestorben.

Wohl schon von vornherein begnügte er sich nicht mit der Abfassung eines Tagebuchs im eigentlichen Sinne des Worts, der Aufzeichnung bloß des Selbsterlebten, sondern pflegte alles, was er über die Kriegsvorgänge in Erfahrung brachte, sorgsam zu notieren. Offenbar hat er nach seiner Heimkehr vieles verbessert, ergänzt und eingeschaltet. Andernfalls bliebe, abgesehen von den Aufzeichnungen über die Vorgänge auf weit abgelegenen Teilen des Kriegsschauplatzes, die Präzision in den Zahlen- und Namensangaben unerklärlich. Die Präzision ist indes selbstverständlich nur eine relative. Daß sich auch recht viele irrtümliche Angaben eingeschlichen haben, braucht kaum gesagt zu werden. Großes Gewicht legte er darauf, stets den Monatstag der Ereignisse anzumerken, ferner womöglich die Vornamen, den militärischen Rang und den Truppenteil der von ihm erwähnten Offiziere. Für Gefechte bietet er häufig vollständige Verlustlisten. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die große Menge von Angaben über Rangbeförderungen, die Versetzungen in andere Regimenter und den Kommandowechsel. Unter den in nicht geringer Zahl erhaltenen Kriegstagebüchern und Aufzeichnungen verwandten Inhalts gibt es gewiß kein anderes, das in den angegebenen Vorzügen einen Vergleich aushielte. Der erwähnten Gepflogenheit, alles, was auf dem Kriegsschauplatz vorfiel, zu notieren, verdanken wir eine Fülle von Nachrichten über die Vorgänge in Livland. Findet sich doch hier u. a. eine Belagerungsgeschichte Rigas, die man im Tagebuch eines Mannes, der sich eben damals (1710) auf dem Marsch nach Sibirien befand, nicht vermuten sollte. Wohl ist von dem, was Kagg hier überliefert, das meiste aus anderen Quellen schon bekannt, aber doch nicht alles. Noch wertvoller sind für uns die Nachrichten über livländische Offiziere, denen wir auf allen Schlachtfeldern dieses Krieges in großer Zahl begegnen. Wer da weiß, wie leicht der Forscher derartige Spuren verliert, wird den Wert des Gebotenen zu schätzen wissen. Seiner Vorliebe für Personalien konnte Kagg während seiner zehnjährigen Gefangenschaft in Tobolsk mehr noch als zuvor Rechnung tragen. Manchen Offizieren waren ihre Frauen in die Gefangenschaft gefolgt, andere gingen hier die Ehe ein, viele fanden hier ihre letzte Ruhestätte. Das alles hat er sorgsam notiert und gewährt so dem Genealogen Auskünfte über Zeiten und Verhältnisse, die man als einen „hoffnungslosen Posten" zu betrachten gewohnt ist.

Zusammenhängende Schilderungen hat Kagg nicht bieten wollen. Er begnügt sich mit der Aneinanderreihung der Tatsachen, ohne je Kritik zu üben. Wie die eigene Anschauung, läßt er auch die eigenen Erlebnisse möglichst zurücktreten. Wahrscheinlich bei Poltawa muß er schwer verwundet worden sein, aber auch das erfährt man nur beiläufig aus einer Notiz, wo es heißt, daß er, (etwa einen Monat nach der Schlacht) an seiner Wunde und außerdem an der Ruhr gar elendiglich krank darniederliegend, auf einer Pferdebahre unterwegs zwischen Poltawa und Smolensk an einer Haltestelle angelangt war. Bei Erwähnung all der Schlachten und Gefechte, an denen er teilgenommen hatte, bot sich Gelegenheit vollauf, der eigenen Waffentaten zu gedenken. Gleichwohl beschränkt er sich regelmäßig auf die bloße Vermerkung geschehener Abkommandierungen. Ein einziges mal läßt er die eigene Person hervortreten, jedoch offenbar nur aus dem Grunde, weil das betreffende Erlebnis mit einem schönen Zuge aus dem Leben seines Königs in so engem Zusammenhang stand, daß er bei dieser Gelegenheit notwendigerweise von sich selbst reden mußte.

Als — so erzählt er — während der Belagerung von Thorn 1703 Sept. 9 die Eröffnung der Laufgräben stattfand, wurde er mit 24 Grenadieren zur Deckung der Arbeiter kommandiert, wo er mit der Bedeckungsmannschaft die ganze Nacht 80 Schritt vor den Laufgräben liegen mußte und nach der ihm vom Generalquartiermeister Gyllenkrok erteilten eigenen Order sich nicht in Deckung begeben durfte, bevor er, Gyllenkrok, bei Tagesanbruch selbst zu ihm kommen würde. Das hatte jedoch Gyllenkrok vergessen, und als am nächsten Morgen es voller Tag geworden, so daß die Sachsen ihn sehen konnten, richteten sie auf dem Wall und aus den Blockhäusern alle Kanonen samt den Musketen auf ihn. Das mußte er eine Stunde aushalten, bis daß seine königl. Majestät selbst, über die Brustwehr springend, zu ihm kam und ihm befahl, sich mit seiner Mannschaft sofort in den Laufgraben zu verziehen. Das taten sie und nun mußte ein jeder hineineilen, der König voran, danach die Leute, er selbst als der letzte, und gerade als der König auf dem Wall anlangte, kam eine Kanonenkugel und schlug unter ihm in den Wall ein, so daß der Damm hoch aufflog — gottlob! ohne zu schaden. Der Leutnant von der Garde Peter Adlerfeldt hatte, um ihm zu sekundieren, 60 Mann von der Garde, begab sich aber, als kein Ausfall geschah, bei Tagesanbruch in den Laufgraben, schickte jedoch vorher einen Unteroffizier zu ihm und ließ fragen, ob nicht auch er sich hineinbegeben wolle, worauf ihm Kagg seine Order von Gyllenkrok mitteilen ließ. Von seiner, Kaggs, Mannschaft waren 10 Mann vom Musketenfeuer verwundet worden und von ihnen starben 4 Mann einige Tage danach.

Außer dieser wenig bekannten Episode, die uns den König zeigt, wie er, um einen jungen Fähnrich und einige Grenadiere zu retten, kein Bedenken trug, sich selbst augenscheinlicher Lebensgefahr auszusetzen, verzeichnet Kagg

auch noch andere Vorkommnisse, wo sich der König als einer der Tapfersten unter den Tapferen hervortat. So beim Angriff auf die Russen bei Grodno, wo der König, den Angriff in eigener Person eröffnend, den Vorposten und noch einige Mann mit dem Degen eigenhändig niedermachte. Man darf wohl sagen, daß er so manches mal durch seine Bravour die Situation rettete, aber man muß auch sagen, daß er sich bisweilen unnötigerweise Gefahren aussetzte, die er um seiner Armee willen hätte meiden sollen. So war es mit der Verwundung, die er sich 11 Tage vor der Schlacht von Poltawa zuzog. Wäre er durch sie in dieser Entscheidungsschlacht nicht zum äußersten behindert gewesen, wer weiß, ob nicht die Weltgeschichte von ihm in andere Bahnen gedrängt oder doch in ihrem Laufe ganz bedeutend aufgehalten worden wäre.

Reichlich die Hälfte der Aufzeichnungen behandelt die Zeit der Gefangenschaft. Wie Kagg es einerseits vermieden hatte, während der vorhergehenden Jahre die ruhmvollen Taten der eigenen Armee durch schmückende Beiwörter in ein helleres Licht stellen oder den Gegner herabsetzen zu wollen, so findet sich andererseits aus den 13 langen Jahren der Gefangenschaft nicht ein Wort der Klage oder des Unmuts. Er bleibt der ruhige Beobachter, der keinen Empfindungen Raum gibt. Nur beim Eintreffen der Kunde vom Tode seines Königs — volle 3½ Monate hatte es gedauert bis sie nach Tobolsk gelangte — überwältigt ihn die Trauer insoweit, das er ihr in einigen Versen Ausdruck verleiht, die mit den Worten schließen: Unser Handwerk ist nichts nütze, unser Meister ist tot! Und er beklagt nicht nur das tragische Geschick des Helden, sondern in dem hier ausnahmsweise gebrauchten schmückenden Beiwort „Schwedens guter Vater" äußert sich die mit der Bewunderung verbundene innige Liebe und Verehrung.

Von der üblen Behandlung, der die Gefangenen ausgesetzt waren, ist hier wenig die Rede, doch davon sind andere Tagebücher voll und übervoll. Um so fleißiger hat er allerhand Personalien verzeichnet. So erzählt er u. a. bei Erwähnung des 1719 Apr. 21 in Tobolsk erfolgten Todes des Kapitäns vom Östgiöta Inf.-Reg. Wolmar Gyllenollon, wie diesem bei Poltawa von einer Kartätschenkugel das rechte Wadenbein abgeschossen worden, er danach am Dnjepr in Gefangenschaft geriet, der Feldscher ihm in Kiew das Bein unter dem Knie absägte, das nun hier begraben ward, wonächst, nach dem Triumphzuge in Moskau, daselbst das oberhalb des Knies abgesägte Stück des Beines zurückblieb und er so den Marsch nach Sibirien antreten mußte. Todesfälle erwähnt Kagg meist nur, wenn es sich um schwedische Offiziere oder deren Angehörige handelt. Ausnahmsweise notiert er 1717 den Tod eines Kriegsgefangenen von anscheinend geringerer Charge, in Anbetracht phänomenal hohen Lebensalters. Er nennt ihn Stubben, sagt, er wäre Trabant Gustav Adolfs gewesen und hätte ein Alter von 110 Jahren erreicht. Es würde sich wohl lohnen, die Richtigkeit der Angaben einer Nachprüfung zu unterziehen, was, wenn die Munsterrollen erhalten sein sollten, glücken könnte. Von

vornherein wird man anzunehmen geneigt sein, daß hier, wie in so vielen Fällen ungewöhnlich hohen Alters, Irrtum oder Täuschung im Spiel gewesen sind. Wenn Kagg der Angabe nicht mißtraut zu haben scheint, so mag hierbei der Umstand mitgewirkt haben, daß es in manchen Regimentern unter den Soldaten in der Tat nach heutigen Begriffen erstaunlich alte Männer gab. Wie Referent auf Grund einer im livländischen Ritterschaftsarchiv aufbewahrten Munsterrolle an anderer Stelle dargelegt hat, stellte sich bei Gelegenheit einer 1705 in Riga vorgekommenen Besichtigung des Österbottens-Inf.-Reg. heraus, daß nicht weniger als 38 Soldaten zwischen 60 und 82 Jahre alt waren und von ihnen 23 bereits 40 bis 56 Jahre im Dienst gestanden hatten, wobei gerade der allerälteste dringend bat, auch fernerhin bei der Fahne bleiben zu dürfen. In Anbetracht der geringen Mannschaftsstärke der Regimenter, die damals in der Regel bloß etwa 500—800 Mann betrug, erscheint jenes Ergebnis umso bemerkenswerter.

Besondere Beachtung verdienen unter der großen Menge der von Kagg überlieferten Personalnachrichten solche, die vom Übergang kriegsgefangener Offiziere in den zarischen Dienst Kunde geben. Schon 11 Tage nach der Schlacht von Poltava erging an alle Gefangenen auf Befehl des Zaren die Aufforderung, sich zum Dienstantritt freiwillig zu melden. In größerer Zahl haben sich weder Offiziere noch Gemeine zum Bruch des Fahneneides bewegen lassen, aber im Laufe der Jahre sind doch nicht ganz wenig Einzelfälle vorgekommen. Unter den Offizieren, die Kagg nennt, finden sich manche Livländer, Deutsche aus verschiedenen Teilen Deutschlands, aber auch Schweden. In späterer Zeit wurde unter den Gefangenen auch für den russischen Zivildienst geworben und 1717 in Tobolsk eine zarische Order verlesen, daß wer Sekretär, Kämmerer oder Assessor zu werden wünsche, sich bei dem Gouverneur melden möge. Unter denen, die Ihrem Fahneneide untreu geworden waren, nennt Kagg mehrere, die kein Bedenken trugen, sich die Wege zu besserer Beförderung gar durch Salbung und russische Taufe — wie Kagg sich ausdrückt — zu ebnen. Daß seitens des Zaren irgend welche Nötigung stattgehabt oder ihm solches auch nur besonders erwünscht gewesen sein sollte, darf billig bezweifelt werden, da ja doch den Gefangenen in Tobolsk gestattet wurde, sich eine Kirche zu erbauen und ihre Kirchenfeste nach eigenem Gutdünken zu feiern, wie denn auch den zahlreichen, schon von Anfang an in des Zaren Dienst stehenden ausländischen Offizieren ihre Konfession keineswegs hinderlich gewesen ist, zu hohen militärischen Chargen befördert zu werden. Auch war, da sich mehrere Regimentsprediger bei den Gefangenen befanden, an geistlicher Bedienung kein Mangel. Es gab aber unter diesen Predigern manche ihres geistlichen Amts unwürdige Subjekte. Nicht zu reden von ärgerlichen Vorkommnissen in der Kirche, deren Kagg Erwähnung tut, berichtet er, daß zwei Prediger, der Bataillonsprediger Johann Brunerus und der Regimentsprediger Carl Strandbäck, sich „auf russisch umtaufen“ ließen. Von

letzterem bemerkt er, daß er in Tobolsk Fiskal geworden, ein liederliches Frauenzimmer, das ihm 800 Rubel mitbrachte, geheiratet, danach mit seiner Frau „wie die andern Russen gelebt, sie täglich und beständig geprügelt" habe.

Aus der Fülle des Stoffes konnte hier nur einiges herausgehoben und eine Charakterisierung dieser neu erschlossenen Quelle versucht werden. Es wird hoffentlich genügen, um namentlich auch die sich immer mehr vergrößernde Schar der Interessenten für Personenkunde darauf aufmerksam zu machen, daß ihnen hier eine reiche Fundgrube geboten wird. Hauptsächlich mit Rücksicht hierauf gebührt dem Herausgeber für das sorgfältig zusammenstellte Register der Personennamen besondere Anerkennung. Dieser Vorzug läßt sich leider nicht allen Teilen der „Historiska handlinger" nachrühmen. Durch den Mangel jeglicher Register ist die Benutzung mehrerer früher erschienenen Teile dieses schönen, auch für unsere baltischen Historiker unentbehrlichen Quellenwerks äußerst erschwert.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Erinnerung.

Von H. Hedmer (Pleskau).

Das ist lange her. Es war im Sommer. Ich war ein Bursche von zehn Jahren. Und sie war etwa sieben. Sie war ein kleines Judenmädchen und hieß Raja. Und sie war das erste menschliche Wesen, in dem der wilde Knabe ein andersgeartetes Geschöpf vermutete. Ihre Eltern hatten im Frühling ein kleines Nebengebäude auf unserem Hofe bezogen. Seitdem kannte ich Raja.

Sie war hübsch. So wenigstens schien es mir. Ihre Gestalt war fein und zierlich gebaut. Sie besaß jene fremde Schönheit, die dem südlichen Typus eigen ist. Große dunkle Augen hatte sie, unergründlich tiefe. Und ihr zartes, bräunliches Gesicht war von schwarzem Haar umrahmt. Seidenweich ringelten sich die Löckchen um ihre Stirn, und seidenweiche Wimpern beschatteten ihre Augen. Sie waren unergründlich ernst und still, diese Augen. Aber wenn sie lachte, erstrahlten sie in leuchtendem Glanze, und ein verklärender Schein glitt über das ganze junge Gesicht. — Ich habe nie wieder einen Menschen so lachen gesehn wie Raja, so sonnig und hell.

Und solche dunkle, ernste Kinderaugen sah ich nie mehr. . .

Seit jenem Sommer sind viele Jahre vergangen. Sie ist längst erwachsen die kleine Raja. Und ich weiß nichts mehr von ihr. Doch mir, der ich längst die Schwelle der Kindheit überschritten, mir scheint, während um mich das Leben flutet und eilt, daß es wenige Zeiten in meinem Dasein gegeben, die so hell und sonnig gewesen, wie jener Sommer.

Damals blühten die Blumen bunter denn je. Und der Himmel war vordem nie so blau gewesen. Und nie hatten der Vöglein Lieder so jubelnden Klang! — Das kam, weil mein Gemüt froh und rein war, damals als ich Raja kannte.

Sie war immer sehr ernst und still, die Kleine. Aber das wunderte mich nicht. Als älteste von mehreren Geschwistern hatte sie es recht schwer, so schien es mir. Stets hatte sie mit den kleinen Brüdern zu tun, mußte sie warten und hüten. Und ich bewunderte die Güte und Sorgfalt, mit der sie die Kleinen umgab. Nie hörte ich ein unfreundliches Wort von ihr; nie sah ich einen mißmutigen Blick. Und mir erschienen doch die unruhigen Buben recht wenig anziehend. —

Wir waren viel zusammen in jenem Sommer, Raja und ich. Und doch blieben wir uns eigentlich fremd. Ihre Eltern waren arme Leute. Und sie war unendlich scheu und stolz gegen mich, den „vornehmen" Burschen.

In der ersten Zeit, wenn ich hinunter auf den Hof kam, wich sie mir aus. Nur von weitem sah ich sie an ihrer Haustür stehen oder rasch ins Vorhaus schlüpfen, sobald sie mich bemerkte.

Ich war selten auf dem Hofe. Meine Mutter hatte es lieber, wenn ich mich im Garten aufhielt. Aber dort fand ich's zu einsam. Ich verstand nicht recht, allein zu spielen. An unsrem früheren Wohnorte war ich durch einige Kameraden verwöhnt worden, die mit uns den Garten teilten. — Und in diesem Sommer vermißte ich die Gefährten. Dem einsamen Spiele zog ich's vor, am Gartengitter zu stehen und auf den Hof zu spähen, wo die kleine Raja mit ihren Brüdern weilte. Ich mußte es freilich schlau anfangen, um nicht von ihr gesehen zu werden, sonst floh sie davon wie ein scheues Reh. Aber hinter dem breiten Steinpfeiler war ich wohlverborgen. . .

Eines Tages besuchten mich einige Schulkameraden. Wir spielten im Garten laute, lustige Spiele. Und plötzlich gewahrte ich Raja auf dem Hofe. Nicht weit vom Gitter stand sie und schaute mit sehnsüchtigen Blicken zu uns herüber.

Seitdem verfolgte mich der Ausdruck ihrer Augen. Und ich konnte nicht mehr recht fröhlich sein mit den andern. Mir war, als müßte ich sie zu uns hereinführen und sie teilnehmen lassen an unsern frohen Jungenspielen.

Am andern Tage ging ich auf den Hof und hatte meinen großen, roten Gummiball mit. Und ich begann zu spielen, absichtlich so, daß sie mich sah. Ich glaube wohl, daß der schöne Ball Eindruck auf das kleine Mädchen machte. Jedenfalls lief sie nicht fort. Sie stand an der Tür und schaute zu. Und da sah ich wieder jenen sehnsüchtig-verlangenden Blick in ihren Augen. Mit raschem Entschluße trat ich zu ihr hin und bat freundlich:

„Willst Du nicht ein wenig mit mir spielen, Raja? Bitte, tu' es doch!"

Ich war eigentlich erstaunt über die Wirkung meiner Worte: sie stürzte nicht davon, sie erschrak auch nicht; sie wurde nur rot — und lachte. Noch nie hatte ich sie lachen gesehn, dieses sonnige, freudige Lachen, das ich nicht vergessen kann .

Und dann spielten wir zusammen Ball. Ich bemühte mich, zart und ritterlich gegen sie zu sein. Und ich freute mich, daß sie immer zutraulicher wurde

Von da an spielten wir oft zusammen mit dem großen bunten Ball. Und Raja war fröhlich und munter. Ihre kleinen Brüder verhielten sich ganz still, als wunderten auch sie sich, die Schwester spielen zu sehn.

Das waren für mich die schönsten Stunden jenes Sommers. Noch weiß ich's, wie erwartungsfroh mein Herz mir schlug, jedesmal wenn es mir gelang, mich unbemerkt auf den Hof zu stehlen, um mit ihr zu sein. — Doch eines Tages sah uns ihre Mutter. Sie rief das Kind ans Fenster und redete mit

ihm. Ich konnte nicht hören, was sie sprach; aber sie verbot ihr wohl, mit mir zu spielen. Da sagte Raja, sie müsse nun die Kleinen zu Bett bringen, und ging ins Haus! — Und seitdem spielten wir nie mehr zusammen.

Aber sie war nun nicht mehr so fremd und schüchtern. Wenn ich über den Hof ging, begrüßten wir uns stets und sprachen einige Worte miteinander.

Des Abends saß sie gewöhnlich auf den Stufen der großen Treppe und wiegte ihr jüngstes Brüderchen in den Schlaf. Zuweilen sang sie ihm ein Liedchen dazu. Und einmal, als ich hinter der Gartenpforte stand und ihr zusah, da überkam mich plötzlich eine große Sehnsucht, zu ihr zu gehn, still neben ihr zu sitzen und ihr zu lauschen. Und ich widerstand dem Wunsche nicht.

Nun saßen wir fast jeden Abend nebeneinander auf den Steinfliesen der Treppe. Und wir blickten zusammen hinüber in den Garten, wo die grünen Kronen der Bäume im Abendwinde schwankten, und zeigten einander die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die zitternd über die Steinmauer glitten . . .

Meist schwiegen wir beide. Raja liebte nicht zu reden. Aber wenn sie gar zu ernst war, dann erzählte ich ihr allerlei, was ich gerade wußte, lustige Dinge aus der Schule, von meinen kleinen Freunden, oder von unsern Hunden und Vögeln. Dann kam es wohl vor, daß Raja recht herzlich lachte, — das war mir stets eine große Freude.

So ging der Sommer hin, ein Tag nach dem andern Nie war der Himmel so blau gewesen, und die Blumen hatten nie so süß geduftet wie damals . .

Dann kam ein Abend, da saßen wir wieder zusammen. Raja hielt ihren kleinen Bruder im Arm und hatte ihm ein Lied gesungen, ein schlichtes, inniges Kinderliedchen. Nun schlief der Bursche. Und sie war auch müde geworden. Sie hatte die Augen halb geschlossen und lehnte den Kopf gegen die Mauer. So saß sie regungslos. Ich aber hatte mich vorgebeugt und schaute sie an und konnte den Blick nicht von ihrem lieben Geschichte wenden. Das war so still und blaß. Und die Sonnenstrahlen huschten über sie hin und umhüllten ihre feine, zarte Gestalt Da stieg es mächtig empor in meiner Brust, all' die Wärme und Liebe, die ich zu ihr empfand. Und eine unendliche Weichheit füllte meine Seele, der heiße Wunsch, ihr etwas Gutes und Liebes zu tun, ihr zu zeigen, wie gern ich sie hatte. Mir war, als müßte ich sie umfassen. Doch ich wagte es nicht. — Übergroße Erregung bebte in mir, und ich hob die Hand, um sie zu streicheln. . . Hatte ich's zu plötzlich getan, zu rasch? Ich weiß es nicht. Aber Raja erschrak. Sie fuhr zusammen und sprang auf, daß der kleine Knabe von ihrem Schoße glitt.

Mit lautem Geschrei erwachte das Kind.

Dann war auch gleich die Mutter da und fragte erschrocken, was geschehn sei.

Und Raja sagte weinend: „Der Junge wollte mich schlagen."

Ich war wie betäubt. Noch verstand ich nicht, was um mich geschah. Da hörte ich oben am Fenster die Stimme meiner Mutter: „Du böses Kind, was hast Du getan! Komm sofort herein!" — Ich ging. Meine Mutter war sehr erzürnt. Sie schalt mich und stellte mir vor, wie der Kleine beim Fall hätte Schaden nehmen können. Und sie sagte mir, wie häßlich es von einem Knaben sei, ein schwaches, kleines Mädchen zu schlagen. — Was Raja mir denn getan, wollte sie wissen. Doch ich schwieg. Angesichts einer solchen Beschuldigung schien es mir unmöglich, von meinem Gefühle zu

sprechen, zu sagen, wie gern ich sie hatte. In meiner Brust kämpften verletzter Stolz und bittrer Schmerz. Und mir war zu Mute in jener Stunde, als sei tief in mir etwas zerbrochen. — — — — — — — — — — — — Was nachher war? Ich erinnere mich kaum dessen, es fing dann an zu regnen. Das dauerte viele Tage. Und ich ging nicht mehr hinunter auf den Hof. Ich fürchtete mich davor, Raja wiederzusehn. Sie war ja auch nicht draußen bei dem schlechten Wetter.

Und dann, eines Tages, zogen sie fort. Es regnete noch immer, und es war ein dunkler, trüber Nachmittag. Ich stand am Fenster meiner Kinderstube und blickte hinunter auf den nassen, dämmrigen Hof und schaute zu, wie ihre Möbel auf den Wagen geladen wurden. Ein paar Betten und Stühle, einen Schrank und ein altes, lederbezogenes Sopha sah ich. Und der Kutscher deckte über das Ganze ein großes graues Zeug. Dann fuhr der Wagen langsam und schwankend davon Es wurde immer finstrer und später, aber ich stand und spähte, denn ich wußte, noch waren sie nicht fort. — Endlich öffnete sich drüben die Tür. Die beiden Eltern traten heraus; die Mutter hielt das Jüngste auf dem Arme. Hinter ihnen ging Raja, an jeder Hand einen kleinen Bruder. Ich konnte ihr Gesicht nicht erkennen in der Dunkelheit. Ich sah nur ein kleines Mädchen mit einem weißen Tüchlein um den Kopf. Und ich wußte, daß sie es war. — Im nächsten Augenblick war ich unten. Regungslos stand ich an der Hausecke, drückte mich fest gegen die Wand und wartete, — daß sie an mir vorbeikämen. Gleich darauf kamen sie. Ganz nah vor meinen Augen schimmerte das helle Tüchlein auf Rajas Haupt. — Heißes Weh tobte in mir. Ich wollte ihren Namen rufen, sie festhalten . aber kein Laut kam über meine Lippen. — Und dann verschwanden sie im Dunkeln. Ich hörte, noch, wie hinter ihnen das Hoftor sich schloß. — Da schlich ich zurück in meine Stube, zitternd vor Kälte und ganz durchnäßt. Ich warf mich nieder auf dem Teppich vor meinem Bette und schluchzte und weinte herzbrechend, wie ich noch nie geweint. —

. Über zwanzig Jahre sind vergangen seit jenem Abend. Ich habe Raja nie wiedergesehn. Und ich habe nur selten an sie gedacht im Laufe der Zeit. Als ich älter wurde, als ich heranwuchs, da gab es so viele Mädchen und Frauen, an die ich dachte.

Und das Bild jener keinen, schwarzlockigen Jüdin versank. Zuweilen nur erinnere ich mich ihrer, jener dunklen, tiefen Augen und des hellen, innigen Lachens. Dann sehe ich alles lebendig vor mir, jenen friedlich — schönen Sommer . Liebe, kleine Raja! Wo ist sie, wie mag's ihr ergangen sein in den vielen Jahren? Oder hat das Leben sie zerbrochen? Sie war so zart und fein

Wenn ich einsam bin, an stillen, dunklen Abenden, und wenn es draußen regnet wie heute, dann lausche ich hinaus und höre das dumpfe Fallen der Tropfen; und dann muß ich ihrer gedenken und der Stunde, als sie fortging Dann scheint mir, daß ich ihr helles Tüchlein leuchten sehe, und mir ist, als müßte ich ins Dunkle greifen, sie an mich ziehn und ihr sagen, wie gern ich sie hatte, und daß ich sie nicht schlagen gewollt damals . .

Und Ihr, die Ihr der kleinen Raja begegnet, denket daran, daß sie fein und zart ist, scheu und stolz, und daß man gut und freundlich zu ihr sein muß und sanft, damit sie nicht erschrickt und sich fürchtet — wie damals. —

❀ ❀ ❀

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Den 1. Oktober.

Heute, an dem mir bestimmten Tag, fand ich mich zur anberaumten Zeit vormittags im Theater ein. Abends sollte das erste Auftreten stattfinden. Als ich Toilette machte, erschrak ich selbst vor meinem Spiegelbild. Diese eingesunkenen Augen, die verfallenen Züge — man wird mich für 10 Jahre älter halten, als ich bin, sagte ich mir angstvoll. Ich nahm meine ganze Kunst zusammen und habe fast eine Stunde mit Schminken zugebracht. Die Hand war mir so unsicher vor nervöser Erregung.

Als ich den Herren erklärte, daß leider noch keine Besserung in meinem Zustande eingetreten sei, wurde mir trocken bemerkt, ich möge trotzdem die Güte haben, etwas vorzusingen, da man sich auf längeres Warten nicht einlassen könne, und falls ich wirklich nicht imstande sei, meinen Kontrakt anzutreten, müsse man sich nach Ersatz umsehen, man habe sich deshalb bereits telegraphisch mit Agenturen auf dem Kontinent in Verbindung gesetzt.

Diese freundliche Mitteilung war das Richtige, meine gequälten Nerven zum Springen anzuspannen.

Auf dem Klavier lag eins der von mir auf dem eingesandten Repertoire angegebenen Lieder. Die ersten Akkorde schlugen an mein Ohr, doch trotz aller Willenskraft war ich nicht imstande, die Aufregung, die sich mit jeder Sekunde steigerte, zu bemeistern. Das Blut wallte in meinen Ohren, daß ich die angeschlagenen Töne der Begleitung nur wie aus weiter Ferne vernahm. Ich setzte falsch ein und sah, wie die Herren einen vernichtenden Blick austauschten. Alle meine Besonnenheit zusammennehmend, begann ich von neuem. Meine Stimme klang etwas rauh und zitternd, doch festigte sie sich mehr und mehr. Eine Freudigkeit überkam mich, als ob ich etwas Verlorengegangenes, Liebes wiedergefunden — mein Kleinod, der Talisman, dessen Zauberkraft mir eine goldene Zukunft versprach, war wieder in meinem Besitz, und mit voller Hingebung sang ich, meine Stimme immer mehr forcierend. Da — ein langgezogener Ton — ich setzte piano ein, ihn allmählich anschwellen lassend zum Fortissimo, plötzlich ein schriller Mißklang — ein Gefühl, als ob etwas in meiner Kehle reiße — die Stimme war durch die Ueberanstrengung gebrochen und versagte. Ich erklärte, daß ich unmöglich weiter singen könne, doch würde sich bei einiger Schonung meine Stimme gewiß, nach ein paar Wochen erholen und wieder die frühere Kraft und Klangschönheit gewinnen.

Die Herren zuckten die Achseln: „Das Publikum läßt sich leider nicht durch Versprechungen abspeisen. Außerdem ist Ihre Intonation so unsicher. Wir sind gern bereit, Ihnen Konzessionen zu machen und, sobald Sie gesund sind, Ihnen unter vorteilhaften Bedingungen ein mehrwöchentliches Gastspiel zu gewähren. Das ist alles, wozu wir als Gentlemen verpflichtet sind. Vorderhand jedoch betrachten wir jede Verbindung Ihrerseits mit unserem Theater als gelöst."

Ein formelles Kopfnicken, ich war entlassen. Und nun stand ich draußen auf dem Trottoir, mechanisch fortschreitend unter der treibenden, hastenden

Menge der Riesenstadt — wohin? — es war ja ganz gleichgültig! Ueberall starrte mir das Elend mit großen, hohlen Augen entgegen, die Not, wie ich sie bis jetzt noch nicht kennen gelernt; denn meine Mittel waren erschöpft bis aufs letzte. Der Arzt und die Apotheke hatten meinen letzten Dollar verschlungen. Ich war allein in der fremden Stadt, siech und gebrochen. Das Weltmeer zwischen mir und Menschen, die noch Anteil an meinem Geschick nahmen.

Der Menschenstrom, der mich erfaßt, und in dem ich widerstandslos vorwärts trieb, mündete in dem weitgeöffneten Portal einer Kirche. Ich setzte mich auf eine der dunkelgebräunten Holzbänke; ich war so erschöpft, und hier brauchte ich wenigstens nicht zu denken, mein Geist konnte ausruhen in der tiefen Stille, die mich umfing. Zum erstenmal befand ich mich in einer evangelischen Kirche. Die Schmucklosigkeit der Wände, das schlichte, schwarze Gewand des auf der Kanzel stehenden Geistlichen, kontrastierte stark mit der augenblendenden Pracht, wie ich sie in katholischen Kirchen zu sehen gewöhnt war; doch tat es mir in meiner jetzigen Stimmung wohl, es hatte etwas so Nervenberuhigendes. Anfangs hörte ich kaum, was der Mann auf der Kanzel sprach, allmählich zwang die eindringliche Gewalt seiner Rede mich zur Aufmerksamkeit.

Er redete über das Evangelium vom verlorenen Sohn, und die Aehnlichkeit zwischen dem Schicksal des aus dem Vaterhaus wegstürmenden, von tausend glänzenden Erwartungen erfüllten Jünglings und seinen getäuschten Hoffnungen mit meinem eigenen trostlosen Geschick stand plötzlich klar vor meiner Seele.

„Da, als er vom tiefsten Elend umstarrt am Boden lag, tauchten vor seinem geistigen Auge die Tage seiner Kindheit auf, das Elternhaus, in dessen schützender Umfriedung er aufgewachsen, und diese Erinnerung machte ihn stark und verlieh ihm den moralischen Mut zur Umkehr: ‚Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.‘ — Es war dies ein Moment, wo der arme verkommene Mensch uns alle überragt an moralischer Größe, da er in der tiefsten Erniedrigung, in die er durch eigene Schuld geraten, den Entschluß faßte, die rettende Vaterhand zu ergreifen, die sich ihm, dem Verlorenen entgegenstreckte, statt sich in falscher Scham vor den Augen des ehrwürdigen Greises zu verbergen, dessen Warnungen er in den Wind geschlagen, damals im überschäumenden Freiheitsdrang der Jugend — und weiter zu wandern auf dem eingeschlagenen Irrwege, wo er mit jedem Schritt tiefer einsinken mußte in den Schmutz der Verkommenheit — ‚ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen —‘“.

Der Schluß der Predigt verhallte unverstanden an meinem Ohr — die Orgel erbrauste und die Klänge des von der Gemeinde gesungenen Chorals umtönten mich. Mir aber war, als ob ein Lichtstrahl von oben in mein verzweifeltes Gemüt gefallen wäre und mir den Weg zeigte, der mich aus dem Dunkel hinausleite. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ — Eine Ruhe war über mich gekommen, die mich fast heiter in die Zukunft blicken ließ. In meiner Wohnung angelangt, nahm ich mir kaum Zeit Hut und Mantel abzulegen, setzte mich hin und schrieb an Papa nicht in der Zerknirschung, wie das Evangelium sie von uns fordert — das vermag ich nicht! — nur, daß ich krank bin vor Heimweh und Sehnsucht nach Ruhe; und Papa wird mich verstehen und ich werde wieder eine Heimat haben.

Jetzt will ich mich in die österreichische Botschaft begeben und bitten, daß man meine Rechnungen hier begleiche und mir das Geld zur Heimreise vorstrecke. Papas Name verschafft mir Kredit.

Brief an den Obersten Franz Ferdinand Ritter von Verany in L.

Geliebter Papa!

Als ich vor zwei Jahren von Dir ging, dem allmächtigen Drang der freien Selbstbestimmung nachgehend, der mich ganz erfüllte, da sprachst Du in Deiner grenzenlosen Güte: „Wenn Du Deine ehrgeizigen Ideen aufgibst und wieder heimkehrst als Kind ins Vaterhaus, so wird es Dir offen stehen.“ Heute komme ich und mahne Dich, Dein Abschiedswort einzulösen. Ich bin müde, Papa, zu Tode gehetzt durch das Leben, das ich seit Jahren führe, dieses ewige Schwanken zwischen Hoffnung und grausamer Enttäuschung. Ich habe nicht mehr die Kraft, dem Mißgeschick, das mich verfolgt, die Stirn zu bieten. Ich weiß, daß ich kein Recht mehr habe auf einen Winkel des Elternhauses, kein Recht auf Deine Liebe, mein Vater. Ich habe es verscherzt damals, als ich mich von Euch lossagte, der Stimme in meiner Brust folgend, die mich hinaustrieb in den großen Kampf ums Dasein. Verlange nicht von mir, daß ich bereue, den Schritt getan zu haben damals in aufflammender Begeisterung, im festen Vertrauen auf meinen Stern — es ist ja der einzige lichte Punkt in dem dunklen Rätsel meines Lebens, jener große Augenblick, da ich alles hinwarf für einen Wahn, wie Ihr sagtet — eine Ruhm verheißende Fata Morgana — aber ich habe Heimweh. Das Unglück hat mir die Schwingen gebrochen, die Intriguen der Berufsgenossen, die Nichtachtung der Welt, die mich von sich stößt, mit Füßen tritt, weil ich anders geartet bin als die meisten, die der Kunst zu dienen vorgeben und sie herabziehen in den Kot, sie ihren niedrigsten Leidenschaften dienstbar machen. Ich habe kein Theaterblut, das ist's, was man mir vorwirft; das Blut eines edlen Stammes, dessen Nachkommen zurückbeben vor jeder Ehrlosigkeit, Dein Blut, mein Vater, rollt in meinen Adern, und daher kann ich mich auch nicht mit einer Lüge bei Dir einschmeicheln — ich bitte nicht um Verzeihung für das, was ich getan — stünde ich noch einmal vor Dir, wie an jenem Septembermorgen, ich würde ebenso handeln, wie damals.

Ich bin müde vom Kampf und flüchte mich zu Deinen Füßen. Wirst Du Dein heimwehkrankes, gebrochenes Kind wieder aufnehmen und alles vergessen, was zwischen damals und heute liegt.

Gisela.

* * *

Dieser Brief ist nie an seine Adresse abgesandt worden, und das Schlußwort zu der langen Kampfes- und Leidensgeschichte, die sich mir in diesen Tagebuchblättern entrollt, ist von der Hand meines Wiener Freundes geschrieben.

* * *

Durch einen mir befreundeten jungen Diplomaten, der zur Zeit im österreichischen Konsulat im Newyork angestellt ist, erhielt ich das Tagebuch Gisela Veranys zugesandt, da er meine intimen Beziehungen zu der Familie kannte.

An einem Oktobertag des vergangenen Jahres erschien in den Sprechstunden eine dicht verschleierte Dame, welche um die Gunst nachsuchte, den Chef persönlich sprechen zu dürfen. Ihr ganzes Wesen zeigte eine nervöse Unruhe. Durch den Schleier, welcher ihr Gesicht verhüllte, leuchteten die tief eingesunkenen Augen in unnatürlich fieberhaftem Glanz. Die anwesenden Herren hatten den Eindruck, es mit einer nicht ganz normalen Person zu tun zu haben. Sie stellte sich dem Generalkonsul vor als die Tochter

des Obersten Verany in L., die, durch die Verhältnisse hierher verschlagen, gezwungen sei, das Konsulat zu bitten, ihr die zur Rückkehr in die Heimat nötige Summe vorzustrecken gegen eine Quittung, welche ihr Vater sofort einlösen werde. Sie sprach das alles halblaut, beinahe flüsternd, schnell atmend, als scheue sie sich vor sich selbst. Es machte einen peinlichen Eindruck, und dabei konnte sich der Konsul des Verdachts nicht erwehren, es mit einer Hochstaplerin zu tun zu haben, die unter Anmaßung eines falschen Namens, der in Österreich guten Klang hatte, dem Konsulat eine größere Geldsumme zu entlocken suchte. Man hatte zu häufig mit derartigen Fällen zu tun und war vorsichtig geworden. Zu ihrem Verhängnis war der Name, den sich die Unbekannte zugelegt, recht unglücklich gewählt und erregte gerade dadurch seinen Verdacht im höchsten Maße; selten war es so leicht eine Schwindlerin zu entlarven, wie der Zufall es diesmal fügte.

Der Chef drückte auf die elektrische Glocke und rief einen der jüngeren Beamten herbei, dem er leise einen Befehl gab. Derselbe erschien nach wenigen Augenblicken wieder mit einer Nummer der „Freien Presse" und deutete auf eine Stelle. Er wollte sich darauf wieder entfernen, doch ein Blick des Chefs veranlaßte ihn zu bleiben. Dieser wandte sich jetzt wieder an die Bittstellerin und sagte, sie scharf fixierend: „Sie behaupten also, daß Ihr Vater der um das Vaterland so verdiente, in L. lebende Oberst Franz Ferdinand Ritter von Verany sei? —"

Die Dame richtete sich hoch auf und seinem Blick begegnend, sagte sie fest: „Ja"

„Und Sie wissen bestimmt, daß hier kein Irrtum obwaltet, daß nicht vielleicht ein zweiter Vertreter dieses Namens daselbst existiert?"

Sie stützte sich auf den Schreibtisch, neben dem sie stand. „Ich habe nicht geahnt, daß meine Angaben in Zweifel gezogen werden könnten," sagte sie mit zuckenden Lippen.

Der alte Herr lächelte fein. „Sie müssen entschuldigen, mein Fräulein, allein unser Vertrauen wird leider nur allzuoft von Bittstellern mißbraucht, so daß wir jede Angabe ohne schriftliche Beweise mit Vorsicht aufnehmen. Außerdem sprechen gerade in Ihrem speziellen Fall die Umstände so gravierend gegen Ihre Aussage, daß Sie einem alten, durch schlechte Erfahrung gewitzigten Beamten schon seine Ungläubigkeit verzeihen müssen."

Er reichte der vor ihm Stehenden das Zeitungsblatt und sagte mit schwerer Betonung: „Es ist doch seltsam, daß Sie, als Tochter, davon keine Kenntnisse haben sollten." — Es war der Nekrolog des vor zwei Wochen nach langem Siechtum in L. entschlafenen Obersten Ritter von Verany.

Ein furchtbarer Aufschrei hallte durch das Zimmer, das Blatt entglitt den bebenden Händen, und bevor noch einer der Herren zuspringen konnte, stürzte die Fremde, wie vom Blitz getroffen, zusammen.

Die Herren sahen sich ratlos an. Das hatten sie nicht erwartet. Sie wollten eine Hochstaplerin entlarven und hatten eine Katastrophe heraufbeschworen, deren Folgen sich nicht absehen ließen. Der jüngere Beamte — mein Studienfreund — schlug vor, an mich zu telegraphieren, da ich vielleicht imstande sei, durch meine Beziehungen zu den Veranys etwas Klarheit in die dunkle Geschichte zu bringen. So hörte ich zum ersten Male wieder von Gisela Verany, nachdem sie jahrelang für mich und die Welt verschollen gewesen. Durch meine Antwort ward die Identität der Bittstellerin festgestellt, und der Konsul machte sich bittere Vorwürfe, so scharf vorgegangen zu sein.

Nachdem die Unglückliche aus der langen Ohnmacht erwacht, die sie umfangen, und sich so weit erholt, daß sie im stande war, ihre Wohnung anzugeben, brachte er sie selbst in seinem Wagen dahin und empfahl Mrs. Wilson, der würdigen Dame, welche die Besitzerin des boarding-house war, sich in jeder Beziehung der jungen Dame, die unerwartet eine erschütternde Familiennachricht erhalten, anzunehmen.

Das tragische Schicksal der Unglücklichen hatte allgemein Teilnahme wachgerufen, und ihre Landsleute bemühten sich nach Kräften, ihr trauriges Los zu erleichtern. Sie verhielt sich dagegen vollständig apathisch. — Auf die Frage des Konsuls, weshalb sie bei ihrem Gesuch ihre Legitimationspapiere nicht vorgezeigt, entgegnete sie leise, sie habe geglaubt ohne solche auszukommen und gefürchtet, daß der Einblick in dieselben, die Kenntnisnahme ihres Pseudonyms die Herren aufklären werde über ihre Stellung; ihrem Vater aber wollte sie die Erniedrigung ersparen, sich als Chansonettensängerin eines Variététheaters zu deklarieren.

Mrs. Wilson war mit wahrhaft mütterlicher Liebe und Sorgsamkeit um sie beschäftigt; doch auch ihr gelang es nicht, sie aus dem apathischen Zustand aufzurütteln, in den sie verfallen war. Täglich holte sie die junge Dame zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang ab, ihr die Stadt und die Umgebung zu zeigen. Am Abend vor dem zur Abfahrt des Dampfers bestimmten Tage, auf welchem Gisela Verany als Passagier eingeschrieben war, waren beide Damen an den Hafen gegangen, und Gisela, der die frische Seeluft wohltat, veranlaßte ihre Begleiterin bis an die Spitze des weit ins Meer hinausgebauten Molo zu gehen. Dort standen sie lange Zeit und beobachteten die gegen die Mauer anbrandenden Wogen, bis endlich Mrs. Wilson zum Aufbruch mahnte, und die junge Dame zögerte noch einen Augenblick, folgte dann aber der langsam Vorauswandelnden. Plötzlich vernahm diese dicht neben sich ein leises Aufklatschen im Wasser; sie wandte sich um, der Molo war leer . die hinter ihr Schreitende verschwunden. Aus dem Meer aufsteigende Luftblasen zeigten die Stelle, wo sie versunken war.

Die gute Dame rief entsetzt um Hilfe, doch der ganze Molo war menschenleer, und das Rauschen der brandenden Wogen verschlang jeden Laut einer menschlichen Stimme.

* * *

So fand das Schicksal Giselas Verany seinen logischen Abschluß. Und alle die guten Freunde und Standesgenossen, die in ihren gesicherten vier Pfählen in stolzer Selbstgerechtigkeit den Stab über sie brechen, sollten in sich gehen, an ihre Brust schlagen und sprechen: „Ich bin der Mann, ich trage die Schuld —“ denn sie alle haben in gedankenloser Weise durch übertriebene Schmeicheleien den in ihrer Brust schlummernden Ehrgeiz geweckt, den Stein ins Rollen gebracht, der sich nicht mehr aufhalten läßt und, alle gute Saat erdrückend, in die Tiefe stürzen *muß*. —

Denkst du noch unseres einstigen Gesprächs? Hier hast du die Antwort, die ich dir damals schuldig blieb, den tragischen Beweis, daß das Leben für *mich* entschieden hat in dem Meinungsstreit, der sich zwischen uns damals entsponnen. Und Gisela Verany steht nicht vereinzelt da, sie ist nur eine von Hunderten, die das gleiche tragische Schicksal mit ihr teilen. Sie alle sind ein lebender Vorwurf für unsere Gesellschaft, die, ohne Kritik zu üben, durch ungerechtfertigten Enthusiasmus namenloses Elend heraufbeschwört.

Wie empfänglich das Gemüt des heranwachsenden Mädchens, das nach abgeschlossener Schule den Drang nach Selbstbetätigung fühlt, nach Verwertung der jugendlichen Kräfte strebt, für derartige Anerkennung ist, das bedenkt einer von denen, die ihren ersten Versuch mit aufmunterndem Beifall belohnen, der eine ehrgeizig angelegte Natur, besonders wenn das Liebesbedürfnis der jungen Seele unerwidert bleibt, unfehlbar zu krankhaftem Streben anfeuern muß. Das Leben aber faßt die armen Dinger rauh an und raubt ihnen eine Illusion nach der andern, bis sie verzweifelt und desillusioniert sich bankrott erklären. —

Wer sich frei von Schuld fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie. —

Bücherbesprechungen.

Valerian Tornius: Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten. 2 Bde mit 48 Tafeln. Leipzig 1913. Klinkhardt und Biermann. 226 + 260 Seiten. Elegant gebd. Rbl. 6—. Einzelband Rbl. 3.30.

Was ist ein Salon? Dr. Valerian Tornius, der uns das Leben der Salons aus fünf Jahrhunderten in zwei Bänden elegant und gefällig geschildert hat, gibt uns keine theoretischen Erörterungen darüber, sondern Bilder. Wenn man aber die Frage auf Grund dieser lebensvollen Bilder beantworten wollte, so müßte man sagen: ein Salon ist ein Mittelpunkt häuslichen gesellschaftlichen Lebens, der zum charakteristischen Spiegelbilde zeitgeschichtlicher Kultur geworden ist. Wo das gesellschaftliche Leben im Hause verfällt, wo es beherrscht ist von der Konvention und den Personalia, da hört der Salon auf. Wo das geistige Leben und Streben sich (wie in unserer Zeit) beständig an die Öffentlichkeit wendet, da gibt es ein Zeitalter der Bücher und Zeitschriften, der Presse und der Versammlungen, der Konzerte und Theatervorstellungen, der Kinos und Variétés, aber der Salon hört auf. Die Epoche des Weltverkehrs, die Blicklenkung auf die breiteste Oeffentlichkeit, der soziale Zug, die Demokratisierung des Vergnügens, die Unrast und Schnellebigkeit, sie sind dem Salon verderblich, ja tödlich.

Wann blüht der Salon? In Zeitaltern eines aristokratischen Typus, in Epochen, da man Muße hat, da die „Gesellschaft" sich selbst genug ist, da man „die Welt in seinen Freunden sieht" und den Ehrgeiz besitzt, zu diesen Freunden die führenden Geister des Zeitalters zu zählen. Es ist daher wohl verständlich, wenn die Wiege des Salons die Renaissance ist, während die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ihn absterben läßt.

Und so führt uns denn auch Valerian Tornius zunächst ins 15. und 16. Jahrhundert. Da erstehen die Kulturzentren der Renaissance vor unseren Augen: Rimini, Florenz, Ferrara, Mantua, Urbino, Rom, Venedig. Mit jener Leichtigkeit, die wir an Tornius schon kennen, malt er seine Bilder hin: ob es sich nun um Lucrezia Borgias Musenhof, um den lebenslustigen Vatikan, venezianische Kurtisanensalons oder den unglücklichen schwärmerischen Tasso handelt. Kulturgeschichtliche Bilder von starkem Reize und doch wieder jener abstoßenden Züge nicht entbehrend, die einem uns fremd gewordenen Zeitalter nicht fehlen können. Welche Roheit, welch innere Unkultur in diesen Salons der Renaissance noch geherrscht hat, davon kann man sich durch die Torniusschen Schilderungen eine vortreffliche Vorstellung machen.

Mit dem Barock-Zeitalter gewinnt der Salon auch über Italien hinaus an Boden: wir werden hier (außer nach Rom) nach Paris und London geführt. Es ist die Zeit, da Ludwig XIV den Ton für ganz Europa angibt und die Pariser Salons die geistigen Interessen der ganzen Epoche wiederspiegeln.

Im 2. Bande führt der Verfasser uns zuerst in die anmutige Welt des Rokoko ein. Die Sehnsucht einer lebenslustigen Gesellschaft, loszukommen vom düsteren Ernste, der über den letzten Jahren des roi soleil brütete, und der heitere Freudentaumel, der sich nach seinem Tode entfaltete, werden uns von geschickter Feder geschildert. Das Regime der bigotten Frau von Maintenon, abgelöst durch die Nächte der Herzogin du Maine, das Idyll in Cirey u. a. — das ist ein pikanter Kontrast, den Tornius uns eindrucksvoll dargestellt hat. Und dann eröffnet sich auch der deutsche Salon, wenn zunächst auch noch im französischen Stile Friedrichs des Großen und des Pseudoklassizisten Gottsched: Rheinsberg und Sanssouci, sowie die Salons des galanten Leipzig.

Dann der Umschwung. Das Gefühl zieht ein, die Träne wird salonfähig, wir sind im Zeitalter der Empfindsamkeit. Hier ist der Deutsche recht an seinem Platze. Darmstadt und Weimar werden als die charakteristischen Stätten ausgesucht, und der große Deutsche beherrscht auch den Salon: Goethe.

Die letzte Abteilung des zweiten Bandes bildet die Romantik. Paris, Weimar, Berlin und Wien sind die Repräsentanten. Wie hat sich doch der Salon verändert! Statt der schwelgerischen Gelage in den Renaissancepaläsen eine bescheidene Tasse Tee in der Berliner Jägerstraße bei Rahel Levin, oder eine schlichte geistgewürzte Malzeit im Hause am Frauenplan beim greisen Dichterfürsten, oder ein Schubert-Abend in Alt-Wien. Die „letzten Salons" aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, so sympathisch sie uns berühren, lassen die geistige Signatur ihrer Zeit nicht mehr so stark hervortreten. Daher das Erlöschen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, in die Vorarbeiten, die Tornius zu seinem Werke gemacht hat und die hauptsächlich im Studium der Memoirenliteratur bestehen, sowie in seine Arbeitsmethode einzuführen. Seine leicht geschriebenen „Salons" wenden sich natürlich nicht an den Gelehrten, sondern an das gebildete Publikum, und dieses wird seine Schilderungen mit viel Interesse und Nutzen lesen. Unvermerkt werden dem gefesselten Leser Kulturbilder entstehen, die ihm ganze Epochen der Geschichte wieder beleben. Freilich sind es Augenblicksbilder, die Tornius zeichnet, die daher nur flüchtig an uns vorbeiziehen. Aber eben charakteristische Augenblicksbilder. Wer sich mehr in die einzelnen Epochen vertiefen will, der kann sich ja von den dankenswerten Literaturnachweisen des Verfassers leiten lassen.

Daß der sehr reiche und meist gut ausgeführte Bilderschmuck ein integrierender Bestandteil des Buches ist, versteht sich. Und geschickt weiß der Verfasser bedeutsame Züge des Zeitalters aus so manchen Bildern herauszulesen. Endlich kann ich nicht unterlassen, auf den feinen Einband mit der Rokokotüre hinzuweisen (gezeichnet von Erich Gruner). Das Buch will ja die Türe zu den Salons bilden, und so liegt eine aufdringliche Symbolik darin. Daß gerade der Rokokostil gewählt ist, ist glücklich. Denn das Rokoko bezeichnet den typischen Salon, ist wohl auch im ganzen Werke der gelungenste Abschnitt.

Möge das Werk unseres Landsmannes, in dem wir den Verfasser der „Empfindsamen in Darmstadt" gern wiedererkennen, auch bei uns viele Leser

finden! Sollte jemand die Anschaffung der beiden Bände zu teuer sein, so kann er auch nur einen Band kaufen. In diesem Falle würde ich zum zweiten raten.

Riga. E. v. Schrenck*).

❀ ❀ ❀

Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Die Sadt auf dem Berge.

„Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein." Sehnsüchtig blicken wir, in Staub und Hitze des Tales dahinwandernd, zu ihr empor. Wie schmiegen sich die roten Dächer in das Grün der Gärten, wie leuchten die Türme im Sonnenglanze, wie lockend schimmern die Fenster im Abendrot! O schöne Welt, o freundliche Bergstadt! Und nun sind wir oben — wie wacker deine Männer und Frauen, wie groß und stärkend der Blick in die Weite, wie voll und erhebend der Abendglockenklaug! O liebe deutsche Muttersprache, wie gleichst du doch der Stadt auf dem Berge! Wie herrschest du, eine rechte Bergkönigin, über dein weites Reich: machtvoll erstreckt sich dein Zepter, nicht nur über dein nächstes Herrschaftsgebiet, das Deutsche Reich, nein, weit über seine Grenzen hinaus bis tief in die Nachbarlande hinein: nach der Schweiz, nach Österreich und Ungarn, nach Rußland. In deinem Zeichen wandern deine Söhne in die weitesten Fernen, nach bunten, fremdartigen Ländern und erobern dir neue Gebiete: in Nord- und Südamerika, in Afrika und China, in Ländern jeglicher Zunge, wo deine Kinder sich ein Heim gegründet, von dessen Giebel dein Banner weht! Nein, du magst weil du auf einem Berge thronst, nicht verborgen sein, und du brauchst dich vor der Welt nicht zu verstecken; lockt nicht deiner Schönheit Glanz die Fremden in Scharen herbei, dir ihre Huldigung darzubringen? Seht, wie sie nach mühevoller Wanderung durch dürre Strecken sich laben an dem ewig frischen Quell deutscher Sprache, deutscher Dichtung. Ja, trinkt nur in vollen Zügen, ihr Männer der Ferne — die Quellen sind unerschöpflich und sprudeln für Einheimische und Fremde.

Nur ein Mangel stört die volle Freude an deinem Anblick, du Stadt auf dem Berge, du deutsche Sprache: laß besser noch als bisher kehren deine Straßen nnd Gassen; laß hinwegräumen den Schutt häßlichen Fremdkrams, den vergangene Jahrhunderte des Elends und der Schmach darin aufgehäuft haben; laß ausjäten das Unkraut, das einst in Tagen des Unverstandes deine Kinder in falschem Wahne, als seien es Zierpflanzen, in deinen Gärten und Anlagen angesiedelt haben. Begnüge dich nicht mit dem, was durch die Fürsorge deiner Behörden bereits erreicht ist; höre auf die Stimmen des Unwillens und des Spottes der fremden Besucher über deine Schönheitsfehler und laß dir gerne gefallen die Mitarbeit wohlmeinender Bürger, die dich in hellem Glanze vor der Welt prangen sehen möchten; weise sie nicht zurück, auch wo sie tadeln statt loben müssen. Einst wirst du ja wieder zu voller Herrlichkeit erstehen, die Krone des Landes, die schönste von allen Städten — und mögen wir Lebenden diese Zeit auch nicht mehr schauen, wir haben mit an dem großen Werk arbeiten dürfen, wir haben nicht vergebens gelebt.

*) Aus dem „Rigaer Tageblatt"

❀ ❀ ❀

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1939: 203.

Nr. 8. **Augustheft.** **1914.**

Das vorliegende Heft unserer Zeitschrift hat einen einheitlichen Charakter, indem es ausschließlich Beiträge pädagogischen Inhalts bringt. Den Grundstock bilden die „Vorträge über Erziehungsfragen", die in Riga während der Osterwoche dieses Jahres vom Deutschen Verein in Livland veranstaltet wurden und unter lebhafter Beteiligung weiter Kreise einem Meinungsaustausch zwischen Eltern und Erziehern dienten. Im Anschluß an die Vorträge geben wir auch den Inhalt der Diskussionen über die behandelten Themata wieder, zusammengestellt von einigen Rigaer Pädagogen (Oberlehrer Hildebrand, Pastor O. Pohrt, Pastor H. Poelchau und Mag. E. v. Schrenck) auf Grund der Versammlungsprotokolle und der gut zusammenfassenden Berichte des „Rigaer Tageblatts" Diese Diskussionsberichte sind ganz knapp gefaßt und sollen nur zeigen, in welcher Richtung sich die Verhandlungen bewegten, wie die Ansichten der Redner befürwortet, ergänzt oder auch bekämpft wurden und wie aus der Versammlung heraus manche weitere Perspektiven im Anschluß an die behandelten Fragen eröffnet wurden.

Wir hoffen, daß das pädagogische Sonderheft gerade in diesem Monat, beim Beginn des neuen Schuljahrs, vielen unserer Leser willkommen sein wird.

Die Redaktion.

Was hat unsere Jugend nötig?

Von Direktor Artur Brock (St. Petersburg.)

Es wäre ein aussichtsloses Unternehmen, wollte ich den Versuch machen, auf die mir gestellte Frage „Was hat unsere Jugend nötig?“ eine erschöpfende Antwort zu geben. Müßte ich doch dann einen Auszug aus einer pädagogischen Enzyklopädie bieten und alle Fragen der Jugendlehre berühren, und ich würde wohl keinem einzigen der Anwesenden irgend etwas Neues sagen. Bei der regen Anteilnahme, mit der hier in Riga seit Jahren in den weitesten Kreisen pädagogische Fragen erörtert werden, kann allenthalben Vertrautheit mit den neuen Strömungen der Pädagogik vorausgesetzt werden, und so möchte ich nur Weniges herausgreifen aus der Fülle von Gedanken und Wünschen, die eines jeden Erziehers Herz wie eine warme Welle überfluten, wenn er an das Heil der Jugend denkt. Da Sie mir die Ehre erwiesen haben, vor Ihnen reden zu dürfen, so will ich davon sprechen, was mir im Verlauf meiner Arbeit an der Jugend, der mein Leben gehört, sich mehr und mehr als das Wichtigste in unserer Zeit und für unsere Jugend erwiesen und zugleich als das, dessen Bedeutung nicht ausreichend gewürdigt wird.

Als erstes Stück möchte ich erwähnen, daß wir unserer Jugend zu viel Wissen darbieten, das Gehirn überbürden, das tiefe Interesse schwächen und die schöpferische Originalität lähmen und ertöten. Wir treiben einen wahren Götzendienst des Wissens.

Das alte humanistische Gymnasium kannte ihn nicht, denn dort gab es ja im Lehrplan nur ein Hauptfach — die beiden alten Sprachen, die eine geschlossene Einheit darstellten, durch die alles Andere in den Schatten gestellt wurde.

Doch dann begann die universitas literarum in die Schule einzudringen. Das kam so. Die Realschule war entstanden, eroberte immer weitere Kreise und nahm den Kampf mit dem Gymnasium auf. Da wollte das Gymnasium den Beweis erbringen, daß es nicht erstarrt sei in einem zeitlosen und kosmopolitischen Humanismus, sondern auch Rechnung zu tragen wisse den modernen und nationalen Forderungen, und es nahm immer mehr realistische Fächer in seinen Lehrplan auf. Dadurch wollte es zugleich eine Schutzwehr schaffen und Waffen schmieden, um dem Angriff der jugendlich stürmischen Gegner im realistischen Lager Widerstand leisten zu können. Es wollte zeigen, daß es sich den veränderten Lebensbedingungen der Neuzeit anzupassen verstehe und auch im Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik nicht ein Anachronismus geworden sei.

Lag der realistischen höheren Schule die Gefahr einer Überschätzung des Wissens ihrem ganzen Wesen nach sehr nahe, so wurde jetzt das Gymnasium von der neuen Krankheit angesteckt und in seinem innersten Kern getroffen. Jedes einzelne dieser Wissensfächer ist anziehend und wert von der Jugend erfaßt zu werden — die Physik und Chemie und die biologischen Naturwissenschaften, die Literatur- und die Sprachwissenschaft, Geschichte und Erd-

kunde, bis zu einem gewissen Grade auch die Mathematik, aber sie alle zusammen konnten nur eine schädliche Wirkung ausüben. Jede einzelne von ihnen (mit Ausnahme der Mathematik) konnte das Zentrum für einen schönen modernen Schultypus abgeben, aber alle zusammen mußten den jugendlichen Geist erdrücken und seine Produktivität ersticken.

Dann kamen die fruchtbaren Gedanken der Arbeitsschule: die Schüler und Schülerinnen sollen nicht nach Büchern lernen, sondern sich das Wissen selbst erarbeiten. Praktische Arbeiten werden eingeführt; sie sollen an die Stelle der Bücher treten und totes Buchwissen verdrängen. Allein die Bücher blieben, der Wissensstoff wurde nicht vermindert und die praktischen Arbeiten kamen noch als etwas Neues hinzu.

So lautet meine erste Antwort auf die Frage „Was hat unsere Jugend nötig?“: Entlastung von übermäßig großem Lernstoff.

Ich muß freilich zugeben, daß wir in der Knabenschule in der Gegenwart nicht viel nach dieser Richtung tun können, da wir das Mindestmaß der Leistungen der staatlichen Schule um der „Rechte“ willen zu erreichen gehalten sind, und dieses Mindestmaß ist sehr groß. Doch können immerhin an *einigen* Stellen Kürzungen vorgenommen werden. In höherem Grade kann das in den Mädchenschulen geschehn, da hier die ministeriellen Forderungen sehr geringe sind. Freilich droht auch hier eine starke Vermehrung des Stoffes, da nach den neuen Gesetzesprojekten die Mädchenschulen den drei Typen der Knabenschulen fast ganz gleichgemacht werden sollen.

Ich darf es mir ersparen, näher auf diese Frage einzugehn, da besondere Referate über die Frage der Überbürdung der Schuljugend auf der Tagesordnung dieser Versammlung stehn.

Nur kann ich es mir nicht versagen anzuführen, wie man sich zur Frage des Lehrstoffes in England stellt, *dem* Lande Westeuropas, das in der Kultur der Gesellschaft und des ganzen Volkes am höchsten steht. Im vorigen Jahre beleuchtete einer der bedeutenden Naturforscher Englands auf der Jahresversammlung der hochangesehenen königlichen Naturforschergesellschaft den Zustand der englischen Schule der Gegenwart. Er erging sich in bitteren Beschwerden gegen die Schule, und seine Anklage gipfelte in dem erstaunlichen Ausspruch, der Krebsschaden der Schule sei die Überlastung der Programme, die Fülle des Wissensstoffes. Wenn nach dem Urteil eines maßgebenden Kritikers die englische Schule zu viel Wissen gibt, was sollen wir dann von *unserer* Schule sagen? Denn gewiß hat sich bisher von allen Kulturstaaten der Welt kein einziger von diesem Fehler so frei erhalten, wie England, keiner ist so fern vom chinesischen Examenzopf. Und doch ist dort also des Wissens noch viel zu viel! Was sollen *wir* dann von unserer Schule mit den vier oder fünf Sprachen sagen, mit den unmäßigen theoretischen Forderungen in den mathematischen Disziplinen, den ganz ungeheuren in der vaterländischen Literatur?

Freilich weiß ja jeder von uns Pädagogen, daß es im Schulleben viel weniger auf die Lehrpläne und die Lehrbücher ankommt, als auf die Menschen, die nach ihnen unterrichten, gerade so, wie es in der Schule nicht auf die geschriebenen Gesetze ankommt, die dort gelten, sondern auf die Menschen, die diese Gesetze handhaben, sie auslegen und verwirklichen.

Darum möchte ich auf die Frage „Was hat unsere Jugend nötig?“ im zweiten Stück antworten: gute Erzieher.

Ist das nicht schließlich der Kernpunkt der Frage? Ist das nicht eine banale Wahrheit, die man sich darum fast auszusprechen scheut? Und doch muß davon gesprochen werden, denn in weiten Kreisen der Gebildeten wird die Arbeit des Erziehers, des Lehrers viel zu wenig geschätzt und seine Bedeutung wird von den maßgebenden Körperschaften keineswegs nach Gebühr gewürdigt.

Ich kann davon sprechen, da ich zur heimatlichen Schule in keiner amtlichen Beziehung stehe, und ich tue es auf die Gefahr hin, der beruflichen Parteilichkeit geziehen zu werden; ich muß auch fürchten den Einwand zu hören, daß der Beruf eines Lehrers gleich dem eines Seelsorgers ein so idealer ist, daß er erwählt werden muß unabhängig von materiellen Vorteilen nur aus dem gottgegebenen Idealismus heraus, oder die Entgegnung hervorrufen, daß der pädagogische Beruf so schön ist, daß seine Anziehungskraft nicht durch äußere Vorteile verstärkt zu werden brauche. Beides ist richtig, sowohl, daß unser Beruf herrlich ist und nur gleichzustellen dem eines Pastors, als auch, daß bei der Wahl der pädagogischen Laufbahn nur der innere Trieb gelten soll.

Jedoch hat einmal ein Mensch, von sokratischem Geist getrieben, den Beruf eines Erziehers erkoren, so sollen ihm die Hemmungen nach Möglichkeit ferngehalten werden. Er soll nicht durch die Sorge um die Seinigen dazu genötigt werden, so viel Arbeit zu übernehmen, daß er die Frische der Seele schließlich einbüßen muß und daß er der Möglichkeit beraubt wird, sich selbst fortzubilden und aus den Schätzen der Literatur neue Anregung zu schöpfen, um der Jugend immer wieder geben zu können.

Erleben wir nicht beschämende Fälle der geringen Schätzung der Arbeit des Lehrers? Wird er nicht Vertretern anderer Berufe, die bei weitem nicht so wichtig sind, nachgestellt? Kommt es nicht vor, daß ein Gutsbesitzer dem Bereiter seiner Pferde das Vielfache des Gehaltes bewilligt, das der Erzieher seiner Söhne erhält? Kann es uns dann Wunder nehmen, daß die Resultate diesen Aufwendungen entsprechen, daß die Pferde große Rennpreise gewinnen und die Söhne das väterliche Erbe in Spiel, Trunk und Laster verprassen?

Ist es nicht beschämend zu sehn, daß eine gute alte Schule nur ein kümmerliches Dasein fristen kann, da es ihr an Mitteln fehlt, ihren Lehrern ein ausreichendes Einkommen zu sichern und sie an der Schule festzuhalten? Und doch haben viele wohlhabende Menschen, die jährlich Zehntausende ver-

zehren, diese Schule besucht und verdanken ihr Bildung und Erziehung! Ja es ist leider wahr, die Arbeit des Erziehers wird viel zu wenig geschätzt. Und doch kommt, wie gesagt, alles auf seine Persönlichkeit an.

Ich will versuchen, in einigen Worten darzustellen, warum die Persönlichkeit so wichtig ist; dabei fasse ich in diesem Wort „Erzieher" nicht nur die Lehrer zusammen, sondern auch die Eltern. Viele Eltern sehe ich vor mir, und an diese richte ich meine Worte ebenso sehr, wie an die Pädagogen von Beruf. Jeder von uns weiß, daß die kleinen Schüler sich in den Lehrfächern, deren Lehrer sie gern haben, mehr Mühe geben, als in den anderen; sie übertragen ihre Sympathie von dem Lehrer auf den von ihm gelehrten Gegenstand. Aber es ist ein Irrtum, wenn wir glauben, daß sich dieses nur auf die unteren Klassen bezieht; es gilt von allen, sogar von den obersten, wenn auch nicht in demselben Grade. Diese Tatsache wird uns ganz verständlich, wenn wir an die psychologischen Vorgänge denken; der Gefühlston überträgt sich auf assoziierte Vorstellungen.

So hängt der Erfolg des Unterrichts von den persönlichen Eigenschaften des Lehrers viel mehr ab, als vom Programm, und wichtiger als das Wissen des Lehrers ist sein inneres Verhältnis zu den Schülern. Hat er die Kinder wirklich lieb, dann wird es ihn treiben, sein Wissen zu erweitern und zu vertiefen, um viel bieten zu können, und sein pädagogisches Gefühl wird ihn die beste Methode lehren, um es den Kindern leicht zu machen, den Wissensstoff zu bewältigen.

Ich will die wissenschaftliche und methodische Vorbildung des Lehrers nicht gering einschätzen, aber ich will sagen, daß die Liebe zur Jugend ihm helfen wird, die Lücken auszufüllen, und daß ohne Liebe das gründlichste Wissen und die beste Methode in der Schule, besonders auf ihrer Unter- und Mittelstufe, nicht ausreichen, Gutes zu wirken.

Gerade so ist auch die erzieherische Beeinflussung der Jugend zu beurteilen; auch hier sind die persönlichen Eigenschaften der Erzieher — der Eltern und Lehrer — ausschlaggebend.

Das Vorbild des Erziehers, nicht seine Vorschriften und mahnenden Worte entscheiden, und ich kann es prägnant so ausdrücken: am besten erziehen wir unsere Schüler und Kinder, indem wir uns selbst erziehen.

Können wir uns wundern, daß unsere Kinder ihre Lehrer betrügen, wenn wir es selbst mit der Wahrheit nicht genau nehmen und die Schule hinters Licht führen, damit die Kinder straflos bleiben?

Können wir darauf rechnen, daß die Kinder das triviale Vergnügen meiden, wenn wir selbst flachen Zeitvertreib nicht verschmähen?

Der tabakrauchende Lehrer kämpft einen hundertjährigen Kampf gegen das Rauchen der Schüler und unterliegt in diesem Kampf tagtäglich.

Wir idealisieren den Alkoholmißbrauch, den wir in unserer Jugend getrieben, und erzählen von ihm mit Behagen, und sind dann entrüstet darüber,

daß unsere heranwachsenden Söhne dieselbe Neigung an den Tag legen. Wie steht es auf kirchlich-religiösem Gebiet? Wir Lehrer tadeln die Schüler für ihre Gleichgiltigkeit beim Morgengebet, aber versäumen es selbst, wenn nicht streng gehandhabte Schulvorschrift uns zwingt, an ihm teilzunehmen. Wir Eltern legen unseren Kindern den sonntäglichen Kirchenbesuch als Pflicht auf und bleiben selbst daheim.

Der Lehrer will seine Schüler zur gewissenhaften Pflichterfüllung erziehen und die Fähigkeit der Selbstbeherrschung in ihnen entwickeln, aber selbst läßt er sich gehn, versäumt seine Pflicht, läßt sich im Jähzorn zu unüberlegten Worten und Handlungen hinreißen.

So könnte ich noch viele Beispiele anführen. Was helfen Vorschriften und Ermahnungen, wenn das Vorbild fehlt? Wie soll ich dem Rat eines Menschen vertrauen, der sich durch seine Handlungen selbst widerlegt? Wie kann eine Predigt in der Kirche mir ans Herz greifen, wenn ich weiß, daß der kritische, rationalistische Prediger es nicht aufrichtig meint, und selbst wenn es der glänzendste Redner und gelehrteste Theologe ist, wird er mich nicht packen. Werden nicht die schlichten, kunstlos aneinandergefügten Worte eines einfachen gläubigen Landgeistlichen mich viel eher ergreifen und bekehren? Gerade so ist es mit dem Einfluß der Lehrer und Eltern.

Darum, soll unsere Jugend gedeihen, so müssen wir uns selbst in Zucht nehmen, um ihr ein leuchtendes und zur Nachfolge lockendes Vorbild zu geben.

So lautet die Mahnung an uns Lehrer:

Wir Lehrer, wollen wir uns selbst erziehen und daran denken, daß all unsere Mahnungen gleich sind dem tönenden Erz und der klingenden Schelle, wenn sie nicht durch das eigene Leben bekräftigt werden!

Und an die Eltern sei das Wort gerichtet:

Ihr Eltern, erzieht euch selbst, dann habt ihr das Größte für eure Kinder getan!

Der Gesellschaft aber gilt das Wort:

Sorgt dafür, daß der Beruf des Lehrers materiell gesichert werde und angesehen sei, damit die besten und edelsten Söhne des Landes, die von idealer Liebe zur Jugend erfüllten Männer sich zu diesem Beruf drängen, damit, die in ihm wirken, nicht verkümmern unter der Last der Arbeit und sich nicht verhärten in dem schweren und einsamen Kampfe mit den Schäden der Zeit, damit das Wort „Lehrer" einen priesterlichen Klang erhalte. —

Wenn wir nun zum dritten fragen, welche Eigenschaften wir Erzieher in der Jugend unserer Zeit und unserer Heimat in erster Linie entwickeln sollen, so werden verschiedene Antworten laut werden.

Mir aber drängt sich vor allem ein Wort auf die Lippen, eine Eigenschaft vermisse ich schmerzlich, wenn ich mit der Jugend verkehre. Ich nenne sie Pietät oder, in deutscher Sprache, Ehrfurcht, Ehrfurcht vor dem Großen, und ich möchte in kurzen Worten begründen, warum sie unserer Jugend fehlt und worin sie besteht.

Wir leben schnell, und es scheint uns, daß das Rad der Geschichte, das in den früheren Jahrhunderten sich gemächlich vorwärtsbewegte, jetzt mit jedem Jahrzehnt immer schneller und schneller dahinrollt. Es ist sicher, daß wir viel weiter vom Anfang des XIX. Jahrhunderts entfernt sind, als das Zeitalter der Heiligen Allianz von der Epoche Ludwigs XIV.

Es kommt noch Eines hinzu. Früher blieben wir in dem Baltenlande hinter der Kultur Westeuropas stets um einige Jahrzehnte zurück; wir hinkten beträchtlich nach. Jetzt sind wir durch die Entwicklung und Erleichterung des Verkehrs West-Europa viel näher gekommen, und alle Gedanken legen den Weg von dort zu uns in wenigen Jahren zurück.

Dadurch ist es zu erklären, daß wir hier in unserer Heimat die Ideale in noch schnellerer Wandlung begriffen sehn als jenseit der Grenze, denn wir haben zugleich den Kulturunterschied früherer Epochen wettzumachen.

Wir leben sehr schnell und haben keine Zeit, das Neue an das Alte organisch anzuknüpfen und aus ihm abzuleiten.

Scheint es nicht, als wurzelten diejenigen unter uns, die in den 80-er Jahren ihre entscheidende Jugendepoche erblicken, noch fast in den Anschauungen der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, als seien sie noch unter dem Schatten der Linde aufgewachsen, von der die Dichter der vormärzlichen biederen Zeit sangen, in dem Frieden der harmonisch-stillen Zeit, von der Eckardt seine stimmungsvolle Schilderung in klassischer Fassung uns schenkte? Und ist jene Epoche livländischen Stillebens nicht der Zeit, in der unsere großen Dichter jung waren in Sesenheim und Bauerbach, am Ende viel näher als unseren Tagen?

Wir leben so schnell, daß der Gegensatz, der zwischen zwei aufeinanderfolgenden Generationen, zwischen Vätern und Söhnen, stets bestanden hat und, soll der Fortschritt der Menschheit gewährleistet werden, auch bestehn muß, besonders groß geworden ist. Das ist bedauerlich, da hierdurch die Erziehung erschwert wird, denn erziehen kann nur einer, der versteht und verstanden wird.

Wir leben so schnell, daß unserer Jugend eine der wichtigsten Vorbedingungen zur gedeihlichen Entwickelung zu fehlen scheint, der feste Ausgangspunkt, von dem aus die neue Generation ihre neuen Wege einzuschlagen hat.

Der Jugend droht die große Gefahr der Traditionslosigkeit.

Dieser Gedankengang gibt mir die Antwort auf die mir gestellte Frage „Was hat unsere Jugend nötig?“ Sie braucht eine festgefügte Grundlage, auf der sie sich in den gefährlichen Jahren des Schwankens festhalten kann.

Um, was ich meine, in einem Wort zusammen zu fassen, will ich es Ehrfurcht nennen, was der Jugend fehlt. Unsere Jugend hat keine ehrfürchtige, instinktive Liebe zu dem Mutterboden, aus dem sie emporgewachsen ist, kein ehrfürchtiges bewunderndes Verständnis für das Große in der Vergangenheit, ohne das die Gegenwart nicht wäre. Sie kennt keine Heldenverehrung. Wir müssen es daher als eine unserer vornehmsten Aufgaben ansehn, der Jugend das Gefühl der Ehrfurcht einzuflößen.

Im großen Reich der Erziehung gibt es viele Provinzen, aber eine der schönsten und bestgehüteten und gepflegten soll sein die, in der die Ehrfurcht wohnt. Hier steht ein weiß schimmernder dorischer Tempel der Gottheit; das erhabene Antlitz des Gottes neigt sich in väterlicher Milde dem mit erhobenen Armen Betenden zu. Zwischen ernsten, ihre Wipfel neigenden Zypressen marmorne Bildsäulen der großen Helden der Menschheit, der Denker und Staatsmänner, der Künstler und Dichter, die dadurch schon allein, daß sie gelebt haben, unser Leben so inhaltreich machten. Aus dem grünen Boden sprießen Blumen in herrlicher Farbenfülle. Darüber die tiefblaue Kuppel des Himmels. In der Ferne hochragende, Sehnsucht weckende Berge.

Ist dieses die Provinz der Ehrfurcht, der Ehrfurcht vor göttlicher Majestät und umfassender Vaterliebe, vor schöpferischem Menschengeist und eherner Kraft, vor schöpferischer Schönheit der Natur, die unermeßlich reich ist?

Oder sehn wir dort nicht auch unseren trauten Tannenwald mit seinen Geheimnissen, unsere heimischen Wiesen und Felder, unsere braunen Häuser mit roten Giebeldächern, unsere Kirchtürme, Denkmäler der frommen Gesinnung unserer Vorfahren und ihres Bürgersinnes?

Erblicken wir in dieser Provinz nicht auch schlichte Männer und Frauen, die sich mühen mit schwieligen Händen, um das bescheidene Erbe ihrer Väter zu erhalten, zn mehren in ehrlicher Arbeit tagaus tagein nnd dann ihren Kindern zu übergeben? Und andere, die Glanz und Ehren abwiesen und in einem bescheidenen Dasein Genüge fanden, oder wieder andere, die, um ihren Überzeugungen treu zu bleiben, das Kreuz der Verfolgung auf sich nahmen?

All diese namenlosen Menschen, Männer und Frauen, haben auch ihre Ehrenplätze in der Provinz der Ehrfurcht, nicht anders, als die glänzenden Helden der Geschichte.

So wollen wir Pädagogen uns bemühen, die Jugend in dieses Land zu führen, und sie wird aus ihm unvergängliche Schätze ins Leben mitnehmen. Sie soll lernen Ehrfurcht vor Gott, dessen Geist in uns webt und wirkt; Ehrfurcht vor ihren Eltern, die in der Sorge um sie ihre Kräfte aufzehren; Ehrfurcht vor allen großen Menschen und vor allen guten Menschen; vor den großen Werken der Kunst und Literatur und den Schöpfungen der Wissenschaft; vor der Natur, die das lebendige Kleid Gottes ist.

Die Wissenschaft mag ihre Aufgabe darin suchen, nachzuweisen, daß die Helden der Weltgeschichte doch nur Kinder ihrer Zeit waren, befangen in den Anschauungen einer Epoche, das Produkt des Milieus, und sie mag ihnen den Heiligenschein nehmen. Die Schule hat anderes zu tun; sie hat Begeisterung für Persönlichkeiten zu wecken und Vorbilder zu schaffen.

Die Wissenschaft mag die Natur zergliedern und die Kausalitätsgesetze aufweisen. Die Schule hat noch eine andere, höhere Aufgabe zu lösen, indem sie lehrt, die Größe der Natur zu bewundern und ihre berauschende Schönheit zu sehn, wie sie uns überall umgibt und wie sie von begnadetem Künstlerauge geschaut worden ist.

Die Wissenschaft wird die sozialen Verhältnisse erforschen und die Handlungen der Massen als egoistische, aus dem Kampf ums Dasein entspringende darstellen. Wir aber werden auch die andere Seite nicht vergessen, das schlichte Heldentum, das der auf der untersten sozialen Stufe stehende Mensch uns offenbart, wenn wir den Bauer mit den Augen Millets ansehn und den Arbeiter so wie Meunier ihn darstellte.

Ich beklage das Eindringen der Kritik in die Schule. Es ist nicht richtig, die Schüler und Schülerinnen mit den von der modernen kritischen Theologie aufgeworfenen Fragen bekannt zu machen, ebenso wenig wie es zu billigen wäre, wenn das Idealbild des klassischen Altertums vor dem Schüler vernichtet würde. Die Schule hat ihrem Wesen gemäß zunächst das Wissen nur dogmatisch darzubieten, denn sie hat die Aufgabe, der Jugend eine ganz sichere und feste Grundlage zu geben. Von dieser Grundlage aus mag dann später in gereiftem Alter die unausbleibliche kritische Betrachtung ausgehn. Eine schädliche Wirkung übt die maßlose Anschauung moderner Pädagogen, man müsse dem Kinde jede Frage zu stellen gestatten und jede Frage beantworten, und man müsse sich vor der Ausübung eines Zwanges hüten und die Individualität jedes Kindes, um jeden Preis wahren und achten. Jeder wahre und warmherzige Pädagog achtet und liebt die Individualität des Kindes; aber gerade darum soll er es mit der Kritik verschonen. Das Schlagwort von dem Jahrhundert des Kindes zeigt so viel Ehrfurcht vor dem Kinde, daß es ihm die Ehrfurcht vor allem Großen und Heiligen genommen hat.

Ich fasse zusammen.

Glaubt nicht, daß die wichtigste Aufgabe der Jugendbildung in der Vermittelung des Wissens besteht, und denkt daran, daß ein Zuviel hier sehr schädlich ist.

Wichtiger als die Lehrpläne sind die Lehrer, achtet die Lehrer eurer Kinder. Nicht was wir Eltern und Lehrer unsern Kindern *sagen*, hat Bedeutung, sondern was wir *sind*. Persönliches Vorbild ist das wirksamste Mittel der Erziehung.

Vergesset nicht in die Herzen der Kinder das Gefühl der Ehrfurcht einzupflanzen, der Ehrfurcht vor dem Heiligen und Großen, dem Guten und Schönen.

Und wir Pädagogen, wollen wir durchdrungen sein von der Größe unserer Aufgabe, möchten wir getragen werden von dem Vertrauen der Gesellschaft und erfüllt von der Liebe zu unserer Jugend!

Die *Diskussion* setzte ein bei dem Satz: „Unsere Schuljugend hat Pietät nötig.“ Folgende Gesichtspunkte wurden geltend gemacht.

1) Die Pietätlosigkeit der Schüler ist eine Folge der Pietätlosigkeit der Gesellschaft. Eine Kritik der Eltern und des Hauses an der Schule ist in Gegenwart der Kinder durchaus unzulässig. Die Schule muß der Pietätlosigkeit begegnen, indem der Schulordnung als einem unverbrüchlichen Gesetz durch strenge Disziplin Respekt verschafft wird. Früher herrschte das absolutistische System: der Lehrer befiehlt, der Schüler gehorcht. Jetzt müsse der Schüler zur Einsicht gebracht werden, warum er gehorchen muß. Freiwil-

liger Gehorsam ist der Triumph aller Erziehung. 2) Die Kritik im Unterricht muß zurückgestellt werden. Hierbei wurde betont, daß Kritik üben im Sinne von „Kritteln" jedenfalls unzulässig ist, Kritik üben dagegen im Sinne von „Urteilen" namentlich auf der Oberstufe notwendig scheint. Weiter wurde auf die Fragefreiheit der Schüler eingegangen. Vielfach verliere das Kind in der Schule bald die Fragefreudigkeit. Jede Kinderfrage müsse, wenn sie überhaupt beantwortet wird, durchaus wahrhaftig beantwortet werden, damit der Lehrer später nichts zurückzunehmen brauche. Die Überzeugung des Lehrers dürfe auch dann zum Ausdruck kommen, wenn sie von der Meinung der Allgemeinheit abweiche. Im ganzen war sich die Lehrerschaft dessen wohl bewußt, daß der Einfluß des Hauses und der Eltern ungleich größer ist, als der der Schule. Wir brauchen ein Geschlecht, das heranwächst in eine feste, gegen äußere Einflüsse gesicherte Lebensauffassung und Weltanschauung.

❀ ❀ ❀

Schülermoral.

Von Inspektor L. Goertz (Birkenruh).

Wenn ich heute von „Schülermoral" spreche, so wird man naturgemäß vorher fragen müssen, ob denn unsere Schuljugend eine andere Moral hat als die allgemein geltende und worin gegebenenfalls die Unterschiede bestehen. Ich will versuchen, diese Frage vermittelst einiger Beispiele zu beantworten.

1) In einer Klasse hat ein Schüler seinen Vordermann während des Unterrichts gestört. Daraufhin interpelliert und befragt, ob er den Vordermann gestoßen habe, verneint er es. Bei der Untersuchung ergibt sich aber, daß er seinem Vordermann Papierschnitzel hinter den Kragen gesteckt und ihn dadurch gestört habe.

2) In dem Ankleideraum der Turnhalle einer Schule findet sich plötzlich in einer Waschschüssel ein Paar Turnschuhe. Der Inspektor fragt, wer sie dorthin geworfen habe. Schweigen. Schließlich ergibt sich bei näherer Nachfrage, daß ein Knabe die Schuhe in die Luft geworfen habe; dabei können sie in die Waschschüssel gefallen sein. Der betr. Werfer fühlte nicht die Verpflichtung sich zu melden, da er ja die Schuhe nicht direkt in die Schüssel geworfen hatte.

3) In einer Klasse ertönt während der Pause ein Knall, hervorgerufen durch ein Knallpiston. Der Direktor fragt die Klasse, wer das Piston von Hause mitgebracht habe. Schweigen. Er befragt darauf jeden einzelnen mit demselben negativen Resultat. Als er entrüstet seiner Verwunderung Ausdruck gibt, sagt plötzlich ein Schüler: „Sie haben falsch gefragt. Sie hätten fragen müssen, wer es in die Schule gebracht hat." Die Untersuchung ergibt, daß einer die Pistons auf dem Schulwege gekauft habe.

Diese Fälle, deren sich unschwer eine Masse anderer an die Seite stellen ließe, beweisen, daß Schüler häufig in der Verteidigung ihrer Position einem scharf ausgeprägten Formalismus huldigen, der Frage und Antwort direkt auf das Wort stellt: „Sie haben nur so gefragt." Äußerlich wird die Wahr-

heit nicht verletzt; wie es aber mit der inneren Wahrheit steht, darnach fragt man nicht. Naturgemäß muß sich bei derartiger Auffassung eine Art jesuitischer Moral entwickeln, die sich streng an das Äußerliche hält, mit sophistischen Scheingründen sich begnügt und das sittliche Empfinden der Schüler schädigt.

Ich komme zu einer zweiten Art eigenartiger Schülerauffassung. In einer Klasse, mit welcher der Lehrer mancherlei Kämpfe wegen der Disziplin gehabt hat, hört er plötzlich ein Wort oder einen Ton, wodurch eine Störung hervorgerufen wird. Der Lehrer schickt den schuldigen Schüler, der schon viel auf dem Kerbholz hat, aus der Klasse. Bei der Untersuchung des Falls sagen die Schüler einheitlich aus, der Betreffende habe einen Ton von sich gegeben. Privatim erfährt der Lehrer später, daß die Schüler ihre Aussagen gemacht hätten nach vorhergehender Beratung. Auf dieser ist nur die Rede davon gewesen, welche Aussage den Kameraden am wenigsten bloßstellen würde, ob Ton oder Wort. Für die Schüler handelte es sich mithin nicht um die Feststellung des objektiven Tatbestandes, sondern nur darum, was für den Kameraden vorteilhafter wäre. Die Frage nach der Wahrheit wurde bei der Beratung von vornherein als belanglos ausgeschaltet. Es ergibt sich also, daß man, um den kompromittierten Kameraden zu schützen, gelegentlich auch vor der Unwahrheit nicht zurückscheut.

Drittens tritt uns eine große Skrupellosigkeit im Gebrauch von Hilfsmitteln entgegen, welche Unwahrheit zur Voraussetzung haben. Sie beginnt in den unteren Klassen mit Vorsagen und kleiner Hilfe bei den schriftlichen Arbeiten, steigert sich nach oben hin bis zu ausgedehnter, häufig sehr unverschämter Benutzung von Spickern und ausgiebigem Abschreiben schriftlicher Arbeiten. Diese Pest grassiert in Knaben- und Mädchenschulen. Wie verderblich eine derartige Spickerwirtschaft werden kann, beweist folgender Fall. Ein sehr anständiger Schüler hat den moralischen Mut, im Gegensatz zu seinen Klassenkameraden, denen er sein Vorgehen offen ankündigt, den Inspektor der Schule darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Notizen über Extemporalien, Pläne für den Gang der Stunde u. ä. nicht in seinem allen zugänglichen Zimmer unverschlossen halten solle, weil sein Vertrauen von Schülern mißbraucht werde, die in seinen Sachen schnüffeln. — Derselbe Schüler benutzt 1 oder 2 Jahre darauf selbst Spicker und erklärt bei bez. Aussprache dieses Hilfsmittel als bequem. Wie ganz anders soll das in England sein, wo es nicht für anständig gilt, den Lehrer zu hintergehen. Einer englischen Lehrerin soll es ganz ungeheuerlich vorgekommen sein, als sie in Riga einen Jungen beim Abschreiben ertappte. Authentisch ist folgendes Beispiel, von einer Augenzeugin mir mitgeteilt. In einer internationalen Sprachenklasse eines Schweizer Instituts wird während der Stunde die Lehrerin abgerufen und läßt einen Packen Aufsätze auf dem Katheder. Eine Russin will diese Gelegenheit benutzen, um sich die Nummern anzusehen, und geht deshalb zum Katheder. Große Empörung darüber bei den Engländerinnen, wodurch jener Versuch vereitelt wird. Wie wäre es bei uns gewesen?

Wir können also 3 Punkte feststellen, in denen die Moral unserer Schüler von den allgemeinen Sittlichkeitsbegriffen abweicht: 1) Formalismus, bezw. Jesuitismus in Beantwortung von Untersuchungsfragen, 2) Zuhilfenahme von Unwahrheit zur Unterstützung kompromittierter Kameraden, 3) Skrupellosigkeit in der Wahl von Hilfsmitteln, welche Unwahrheit bedingen.

Wie haben so schwere Schäden sich in den Verkehr zwischen Lehrern und Schülern einschleichen können?

Das Gefühl, sich im Angriffsfall verteidigen zu müssen, zeitigt, z. T. mit Recht, z. T. mit Unrecht, eine gewisse Kampfesstellung der Schüler den Lehrern gegenüber, welcher durch das den Schülern eigene, an und für sich richtige und lobenswerte Solidaritätsgefühl Vorschub geleistet wird. Gelegentliches falsches Vorgehen oder mangelndes Verständnis der Lehrer verstärkt die Spannung.

Beim Gebrauch verwerflicher Hilfsmittel zur Erleichterung der Arbeit spielt natürlich allgemein menschliche Trägheit und Bequemlichkeit eine große Rolle; daß aber allzu hohe Anforderungen der Schule zu erhöhter Verwendung jener Mittel beigetragen haben, scheint mir eine ausgemachte Sache. Viele und zwar gute Schüler veranlaßt das Bewußtsein, alle Aufgaben doch nicht leisten zu können, dazu, sich auf unerlaubte Weise zu helfen. Ich kann Äußerungen fleißiger und reifer Schüler anführen, welche sagen, es sei unmöglich, an jedem Tage in allen Fächern gut präpariert zu sein. Um aber in den Stunden, zu denen die Präparation nicht langte, nicht schlecht abzuschneiden, greift man zum Spicken oder zum Abschreiben. Allmählich stumpft das Gefühl gegen diesen Betrug ab. Man tröstet sich mit dem bekannten Argument, der Spicker sei gar nicht so schädlich, wenn man ihn nur vernünftig benutze u. s. w. Wenn man mit Schülern über das Thema „Spicken" redet und sie auffordert, gegen die Unsitte anzukämpfen, so verweisen sie meist darauf, daß es wohl nie eine Schule geben werde, wo sie ganz beseitigt sein würde; es sei ja gewiß sehr ideal gedacht u. s. w. Es kommt auch vor, daß sonst wahrheitsliebende Schüler, welche Spicker benutzt haben, diese Tatsache in Abrede stellen. So wird die Lüge dann durch das Spicken gefördert.

Bisher handelte es sich bei der Frage nach der Schülermoral um das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler; ich wende mich nun zu mehreren Gründen, an denen Haus und Gesellschaft schuld sind. Der erste Grund besteht in der von seiten des Hauses unendlich oft in falscher Weise gebotenen Nachhilfe, durch welche die Schuljugend schweren Schaden leidet. Drei Beispiele mögen genügen. 1) Eine Lehrerin gibt im Privatunterricht einem kleinen Elementarschüler als Hausaufgabe leichte schriftliche Additionen und Subtraktionen aus dem Lehrbuch auf. Da die Aufgaben immer gut gelöst sind, gewinnt die Lehrerin die Ansicht, die Aufgabe sei nicht zu schwer. Eines Tages wird sie von der Mutter des Knaben, die verreist gewesen war, gebeten, die Aufgabe zu kürzen, da das Kind sie nur mit Mühe habe lösen können. Es

ergibt sich nun, daß die Dame, welche die Mutter während ihrer Abwesenheit vertrat, dem Kinde die Lösungen einfach diktiert und so die Täuschung hervorgerufen hatte, das Kind löse die Aufgabe leicht.

2) Durch falsche Art der Nachhilfe wurde eine Schülerin, Tochter gebildeter Eltern, so weit gebracht, daß sie mit 15 Jahren überhaupt nicht selbständig zu lernen verstand. Nicht einmal geographische Namen sich selbst einzuprägen, war sie imstande.

3) Eine Schülerin ließ sich von ihrem Vater die Aufsätze abfassen. Auch für ihre französischen Arbeiten suchte und fand sie Hilfe. Sie galt als gute Schülerin und kam auch vorwärts.

Ein weiterer Grund für die Entwicklung der Schülermoral ist die gedankenlose Verherrlichung des Spickens, des Betrugs, des Foppens von Lehrern in einem förmlichen Mythus. Wer kennt sie nicht, alle die schönen Geschichten, wie dieser gespickt, jener den Lehrer genasführt hat, mit Erfolg frech gewesen ist u. s. w.? Wenn grüne Burschе sich mit ihren Pseudoheldentaten brüsten, so wird man mit ihnen nicht ins Gericht gehen, sondern es ihrer Jugend zu gute halten, — wie oft aber hört man derartige „Pratchen" aus dem Munde älterer Leute!

Man nehme ferner die gleichgültige Stellung vieler Personen aus der Gesellschaft zu diesen brennenden Fragen. Wenn ein Vater, über dessen Söhne man klagt, sagen kann: „Ach Gott, was machen Sie für ein Aufheben von der Sache! Abschreiben tut nun doch ein jeder Jung!" — so erkennt man, wie dringend notwendig eine erziehliche Aufklärung auch in den Elternkreisen ist.

Wie sehr inbezug auf Entschuldigungen von seiten des Hauses gesündigt wird, zeigt u. a. folgender Fall. Eine Lehrerin hat ihrer Privatschülerin angesagt, daß die Butterwoche nicht gefeiert werden solle. Das Kind fehlt trotzdem und bringt am Montag von ihrer Pensionsmutter einen Zettel mit der Mitteilung, daß es krank gewesen sei. Die Lehrerin untersucht die Sache näher, wobei sich folgendes ergibt. Die Schülerin ist nicht krank gewesen, die Pensionsmutter hat sie aber zu Hause behalten, weil es dem Kinde paßte. Als sie ihm den Zettel übergab, wandte das Kind ein, es sei doch nicht wahr, was da stünde. „Ach was", erwiderte jene „die Lehrerin wird dich schelten, wenn du keine Entschuldigung mitbringst", und es bleibt bei der Lüge. Dabei neigt das Kind zur Unwahrheit!

Derartiges muß auf die Schüler, auf das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Schule und Haus schwer schädigend wirken. Es nisten sich bei der Jugend falsche Begriffe über Recht und Unrecht ein, die sehr unliebsame Folgeerscheinungen zeitigen. So ist es z. B. möglich, daß Studenten beim Examen Spickversuche machen, daß das Gefühl, den Spicker und ähnliche Hilfsmittel als Reserve zu haben, die Arbeitskraft lähmt und auf der Universität verheerend weiter fortwirkt.

Auf der anderen Seite löst der Gedanke, immer wieder mit unsauberen Machenschaften rechnen zu müssen, beim Lehrer ein Gefühl des Mißtrauens und der Unbefriedigtheit aus, welches ihm die Arbeit vergällt, seine Frische und Freudigkeit hemmt. Und ferner: zeigen sich in den höheren Klassen und beim Examen die traurigen Folgen einer derartigen Arbeitsmoral, dann ist das Haus leicht geneigt, die Schuld für die mangelhaften Leistungen den Lehrern in die Schuhe zu schieben. Ergebnis: eine Kampfesstellung zwischen Schule und Haus.

Wie ist es möglich, diesen eingewurzelten Übelständen beizukommen? Das kann nur geschehen auf Grund gemeinsamer Arbeit von Schule und Haus, durch gegenseitige Aufklärung, durch das Bestreben, einander zu verstehen. In dankenswerter Weise ist das Thema „Schule und Haus" vom Lehrerkollegium der Rigaer Börsenkommerzschule in deren Jahresberichten mehrfach behandelt worden. Der letzte Jahresbericht ist ganz besonders wertvoll, denn er enthält eine Zusammenfassung früherer Artikel und verschiedene neue, u. a. ist auch die Frage der Beaufsichtigung der Hausaufgaben und der Nachhilfe dort berücksichtigt.

Meine bez. Vorschläge möchte ich folgendermaßen formulieren. Der Schule erwachsen zweierlei Aufgaben. Erstens muß sie die Frage der Überbürdung immer wieder prüfen und darauf hinarbeiten, daß bei Stellung der Hausaufgaben eine Kompensation zwischen den verschiedenen Fächern eintrete, da es wegen Zeitmangels den Schülern unmöglich ist, in allen Fächern sich gut zu präparieren. Über einen derartigen Ausgleich in den Aufgaben zu wachen, ist Pflicht der Klassenordinarien.

Zweitens muß die Schule darauf sehen, daß die Nummern und Urteile nicht als Schreckgespenste ausgenutzt werden, aus Angst vor denen die Schüler zu unerlaubten Hilfsmitteln greifen; besonders verwerflich sind die Schreckextemporalia und großen Repetitionen kurz vor der Zensur.

Das Haus hat seinerseits darauf zu sehen, daß die Beaufsichtigung und Nachhilfe, wenn sie sich nun einmal nicht umgehen läßt, auf Grund der von der Schule gegebenen Winke und im Einverständnis mit ihr ausgeübt werde.

Ferner erwächst unserer Gesellschaft die ernste Pflicht, mit der gedankenlosen Verherrlichung des Spickens, Betrügens, kurz des Kampfs zwischen Lehrern und Schülern aufzuräumen. Denken wir doch daran, daß wir durch diese Gedankenlosigkeit uns an dem Besten versündigen, was wir haben, an unseren Kindern!

Schließlich sollen Schule, Haus und Gesellschaft gemeinsam darauf hinarbeiten, daß ein neuer Ehrenkodex entstehe, indem es keine besondere Rubrik für „Schülermoral" gibt, sondern die allgemeinen Begriffe von Anständigkeit und Ehre herrschen. Es müßte denjenigen Schülern das Rückgrat gestärkt werden, welche sich über ihre Begriffe klar sind, aber aus Scheu, den

Kameraden gegenüber als fade Moralisten oder als schlechte Kameraden zu gelten, nicht hervortreten. Die moderne Schule hat mit manchem Überbleibsel vergangener Zeiten aufgeräumt; möge es ihr gelingen, das Vertrauen von Haus und Gesellschaft zu gewinnen und darauf zu bauen.

Folgen wir darin dem Beispiele Englands!

In der überaus eifrigen Diskussion zeigte sich zwar das allseitige Bemühen, die „Schülermoral" allmählich aus der Welt zu schaffen, aber doch eine nicht geringe Verschiedenheit inbezug auf die Mittel und Wege dazu und über die Möglichkeit des vollen Erfolges. Von seiten eines der Herren Schuldirektoren wurde u. a. darauf hingewiesen, daß es einmal nicht ganz leicht sei, sich darüber zu einigen, was unter „Spicken" zu verstehen sei, darunter leichte Unselbständigkeiten bis zu direktem Betruge subsummiert würden, zum andern sich keineswegs eine gleiche Stellungnahme der Lehrer zur Strafbarkeit resp. zum Maß der Strafe erkennen lasse, was natürlich die Schülerauffassung beeinflusse. Während einige Lehrer die moralische Verwerflichkeit nachdrücklich unterstrichen, wurde von andern betont, daß das „Spicken" und die „Schülermoral" unlöslich mit dem Zwang der Examina und Zensuren verbunden sei und aus ihm abgeleitet werden müsse. In England, wo es in der Tat für unfair gelte, sich mit fremden Federn zu schmücken, sei eben die Schule auch keine Dressuranstalt auf Abiturium und andere Examina. Solange man sich bei uns staatlich nicht davon freimache, werde es auch nicht prinzipiell besser werden, sondern einzig und allein in dem Maße, als der Einzellehrer es verstehe, die Schüler so zu beeinflussen resp. zu überwachen, daß sie das Spicken ließen, weil es unanständig sei oder unmöglich exerziert werden könne. Aber im allgemeinen werde es immer das Bemühen sein, da es unmöglich sei, zu allen Stunden gleich gut präpariert zu erscheinen, sich durchzuhelfen und sich durchhelfen zu lassen, so gut es eben gehe. Im wesentlichen schien sich die Versammlung der Ansicht zuzuneigen, 1. daß die Beeinflussung von der Schädlichkeit und recht verstandenen Nutzlosigkeit des Vorsagens und Abschreibens seitens des Lehrers möglichst früh zu erfolgen habe, weil sie nur dann Nutzen verspreche; 2 daß der Lehrer bei allem Vertrauen, das er der Jugend schenken müsse, durch die Lebendigkeit und Aktivität des Unterrichts, kurzes Hin- und Herfragen statt langen Abfragens einiger weniger, ihr keine Zeit lassen dürfe zu unerlaubter Selbsthilfe und daß er offene Augen haben müsse; 3. daß es sich empfehle, die Jugend selbst zur Mitarbeit heranzuziehen und sie so am point d'honneur zu fassen, wie das z. B. in der von dem Frl. Grotschen Lehrerseminar unterhaltenen Elementarschule in Dorpat mit viel Erfolg geschieht, und 4. daß in dem Kampf, der zwar schwer, aber nicht aussichtslos sei und in dem man nicht ermüden dürfe, wenn der Erfolg sich langsam einstelle, dem Elternhause und der ganzen Gesellschaft eine nicht hoch genug zu wertende Rolle zufalle. Diese könne gerade in der Richtung segensreich wirken, daß die in ihrem Ehrgefühl leicht zu beeinflussende Jugend den Gedanken ergreife, man müsse mit dem „Spicken" brechen, weil es unfair sei.

So klang auch hier die Diskussion in ähnlicher Weise wie nach dem ersten Vortrag dahin aus: setzt die geeigneten Personen an die rechte Stelle und unterstützt sie durch die Wucht des gesellschaftlichen Vertrauens, so wird es auch mit diesem Unwesen allmählich ein Ende nehmen!

Vorzüge und Nachteile des Sports in der Schule.

Von Turnlehrer Alex. Punga. (Birkenruh).

Unter dem Ausdruck „Sport" verstehe ich, als Turnlehrer und Erzieher, alle Leibesübungen, die ich mit meinen Schülern in frischer Luft im Freien vornehme. Diese Übungen sollen die Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten und die Gesunderhaltung der mir anvertrauten Jugend bezwecken. Ferner sollen sie den Zöglingen nach der geistigen Arbeit Erholung bieten und den Frohsinn wecken. Zu solchen Betätigungen zähle ich zunächst die Bewegungsspiele, dann die sog. volkstümlichen Übungen, wie Speer-, Diskus- und Schleuderballwerfen, Steinstoßen, Springen, Laufen, ferner das Wandern, Schwimmen und Rudern. An Stelle der aufgezählten Sportarten treten im Winter das Schlittschuhlaufen, das Schneeschuhlaufen und das Rodeln. —

Wenn obige Übungen maßvoll und unter strenger Beobachtung pädagogischer Gesichtspunkte betrieben werden, besitzen wir in ihnen fraglos ein vorzügliches Mittel, den Körper unserer Jugend gesund und leistungsfähig zu erhalten und für außergewöhnliche Anstrengungen zu kräftigen. Die bei den körperlichen Übungen erhöhte Muskeltätigkeit beeinflußt den Blutkreislauf, die Atmung und den Stoffwechsel. Bekanntlich arbeiten bei jeder Leibesübung Herz und Lungen stärker. Infolge der schnelleren und tieferen Atmung wird die Luft in den Lungen reicher an Sauerstoff. Das intensiver arbeitende Herz treibt das an Sauerstoff reiche Blut schneller durch den Körper. Auf solche Art werden alle Organe mit dem überaus wichtigen Sauerstoff reichlicher versorgt, andererseits werden durch den beschleunigten Stoffwechsel die unbrauchbaren Bestandteile aus dem Körper entfernt und dieser wird infolgedessen leistungsfähiger gemacht. Durch die täglichen Übungen werden alle Muskeln, das Herz und die Lungen kräftiger und ausdauernder. Aber nicht nur auf den Körper haben Leibesübungen einen günstigen Einfluß, sondern auch auf Geist und Gemüt. Namentlich die erzieherische und charakterbildende Bedeutung der Leibesübungen wird in unserem Schulleben allgemein anerkannt.

Leibesübungen gewöhnen die Kinder rasch beobachten und auffassen. Mit dem Gefühl der Kraft wächst das Selbstvertrauen, die Entschlossenheit und der Mut. Vor allem zwingen die Bewegungsspiele zur Selbstbeherrschung, da hierbei Eigensinn, Unverträglichkeit, Selbstüberhebung u. s. w. nicht geduldet werden. Die Spielplatzordnung und die Spielregeln verlangen unbedingte Folgsamkeit. Dadurch, daß sich hier ein jeder als Teil des Ganzen fühlt, wird der Gemeinsinn entwickelt. Der Aufenthalt in freier frischer Luft bei kräftigenden Leibesübungen und in Gesellschaft von Kameraden erzeugt das Gefühl der Freude und Befriedigung, was überaus günstig auf die Stimmung und das Gemüt wirkt.

In den letzten Jahrzehnten haben die Leibesübungen aller Art eine weite Verbreitung und einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Es gibt heutzutage wohl kein Kulturvolk, welches nicht den sog. Sport als ein unentbehrliches Mittel zur Hebung der Volkskraft anwendet. Dementsprechend ist auch die Literatur auf diesem Gebiet gewachsen. Ärzte, Pädagogen u. s. w. haben in Fachschriften und Broschüren speziell über den Sport viel geschrieben. In vielen dieser Abhandlungen finden wir neben den Vorzügen des Sports auch oft beherzigenswerte Nachweise darüber, daß Leibesübungen die Gesundheit, namentlich der heranwachsenden Jugend schädigen, wenn sie im Übermaß betrieben werden. — Ebenso erfahren wir, daß solche Übungen auch auf den Charakter der Schüler ungünstig wirken, sobald man sich mit Leidenschaft denselben hingibt. Auch in unserer Mitte hört man in den letzten Jahren oft klagen über die unliebsamen und unerwünschten Begleiterscheinungen des Sports, wenn er von den Schülern mit Übereifer gepflegt wird. Wenn wir näher untersuchen, was man in weiteren Kreisen unter Sport versteht, und dann finden, daß dieser sog. Sport auch in unsere Schulen hineingetragen ist, dann werden wir die Unzufriedenheit der Schulleiter, Eltern und Erzieher für ganz berechtigt finden. — Im allgemeinen bedeutet „Sport" eine mit Leidenschaft betriebene Liebhaberei für irgendeine Beschäftigung. Wenn wir z. B. jemand sich irgend einer Liebhaberei mit einem übergroßen Eifer hingeben sehen, wobei der Betreffende unverhältnismäßig viel Zeit und Kraft anwendet, so sagen wir: „Das ist der reine Sport!" Es ergibt sich weiter, daß der so Sport Treibende nur danach trachtet, ganz Hervorragendes, noch nie Dagewesenes zu leisten. Er wird von Ehrgeiz ergriffen und übt somit nicht um der Sache selbst willen, sondern des Erfolges wegen, der seine Eitelkeit und Ehrsucht befriedigen soll. — Bei dem Streben nach Erfolg überanstrengt sich aber der Sporttreibende leicht. Solche Überanstrengungen, die meist einen Herzfehler zur Folge haben, sind in Deutschland von hervorragenden Fachmännern nachgewiesen worden. Über dieses Thema wurde schon im Jahre 1899 in Karlsbad auf einem Kongreß für innere Medizin viel gesprochen. Diesbezügliche Ansichten finden wir in einer Broschüre über „Nutzen und Nachteile der Körperübungen" von Dr. T. Altschul. Auf jenem Kongreß sagt z. B. Prof. von Schrötter zur Frage der Herzschwäche: „Solche Gefahren drohen dem Herzen namentlich bei einer übertriebenen Pflege des Sports. So sehr das Aufblühen aller Art von Sport zu begrüßen ist, so kann ich es doch nicht unterlassen, von der ganz unvernünftigen Art der Ausführung zu warnen. Mehr und mehr häufen sich die aus dieser Veranlassung zu unserer Kenntnis kommenden und oft irreparablen Gesundheitsschädigungen." — Prof. Martius (Rostock) betont, daß Überdehnungen des Herzens gelegentlich bei jeder Art gewaltsam übertriebener Sportleistung zur Beobachtung kommen. — Prof. Th. Schott (Nauheim), der die Herzveränderungen gerade im jugendlichen Alter experimentell untersucht hat, spricht sich auf jenem Kongreß dahin

aus, daß in den letzten Jahren der übertriebene Sport in erschreckender Weise zu Herzmuskelschwäche geführt hat. Wie Dr. Altschul in seiner Broschüre berichtet, hob Prof. Schott in seinem Vortrage als Ergebnis seiner genauen Untersuchungen noch ein sehr wichtiges Moment hervor. Knaben, welche solche Herzveränderungen aufweisen, sollen subjektiv von ihrem Leiden nicht das geringste spüren. Gerade hierin liegt die größte Gefahr, indem die ersten Anfänge der Herzschwäche nur allzuleicht übersehen werden. Prof. Dr. R. Zander schließt sein Buch „Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit" mit folgenden Worten: „Gar leicht und leider all zu oft wird der gesunde Ehrgeiz, der in dem Wettkampf den Lohn für ein langes, eifriges und heißes Bemühen sucht, zu einem krankhaften und artet in Eitelkeit aus. Ohne Rücksichtsnahme auf die Gesundheit eilen viele von einem Wettkampf zum anderen. Sie treiben die Leibesübungen nur aus Eitelkeit und Gewinnsucht und beginnen ein wahnwitziges Hasten nach einer noch nie dagewesenen Leistung, und bei diesem Jagen nach einem neuen Rekord opfern sie früher oder später Leben und Gesundheit. Leibesübungen sind nötig, wenn wir den Körper gesund und den Geist frisch erhalten wollen. Sie schaden nur, wenn sie im Übermaß betrieben werden. Jeder, der auf sein Wohl bedacht ist, hüte sich davor, in diesen Fehler zu verfallen." —

Bekanntlich geht der sportmäßige Betrieb der Leibesübungen von England aus und hat sowohl dort als in den Vereinigten Staaten von Amerika die größte Ausbreitung erlangt. In England hört man aber auch schon klagen über den ungünstigen Einfluß des Sports auf den Charakter der Jugend. In einem Aufsatz in der Berliner klinischen Wochenschrift (1908 Heft I.) sagt der bekannte Berliner Prof. Dr. R. du Bois-Reymond hierüber Folgendes: „In beiden Ländern, England und Amerika, bereitet sich bereits ein Umschwung der öffentlichen Meinung vor. Immer lautere Stimmen erheben sich, die die übergroße Volkstümlichkeit der Bewegungsspiele mißbilligen und auf die Übelstände hinweisen, die an Schulen durch den Wettbewerb in öffentlichen Kampfspielen eingerissen sind" — Über den Sport in England äußert sich ferner in einem Artikel in der Deutschen Turnzeitung (1911 № 2) Dr. F. Hänsch — Leipzig, gestützt auf die Ansichten eines berühmten englischen Pädagogen, folgendermaßen: „Bei der leidenschaftlichen Pflege des Sports in England verflacht die Erziehung. Die übertriebene Pflege von unproduktiven Spielen verursacht im englischen Knaben eine Art Spießbürgertum, eine Art Lokalpatriotismus, d. h. sie verengert seinen geistigen Horizont. Die jugendlichen Charaktere werden einseitig verzerrt, erblicken in der sportlichen Betätigung ihre sie ganz erfüllende Aufgabe. Der Jüngling ist nur auf den sportlichen Erfolg seiner Schule bedacht. Sein Ehrgeiz wird in einer unnatürlichen Weise auf seine engste Umgebung eingeschränkt."

Nachdem ich die Ansichten mehrerer Autoritäten über den Einfluß des Sports angeführt habe, will ich mir erlauben, aus meinen eigenen Erfahrungen

und Beobachtungen hier einiges mitzuteilen. Ich habe eingangs gesagt, was ich als Erzieher unter Sport in der Schule verstehe, und daß unter dieser meiner Auffassung all die angeführten Sportarten bei unserer Jugenderziehung nicht warm genug empfohlen werden können. Handelt es sich aber um die Auslegung des Begriffs „Sport", wonach der Wettkampf Hauptzweck ist, so wird wohl kein Pädagoge diese Art Leibesübung in der Schule dulden wollen. — In dieser Hinsicht habe ich die unangenehmsten Erfahrungen gemacht, die vollkommen mit den Ansichten der von mir angeführten Autoritäten übereinstimmen. Auch ich habe gefunden, daß beim Vorbereiten zu Wettkämpfen, namentlich im Hinblick auf solche mit anderen Schulen, die Schüler körperlichen Überanstrengungen ausgesetzt sind. In dem Trachten nach Sieg und Erfolg liegt ein zu großer unnatürlicher Ansporn, der gar nicht zu kontrollieren ist. Die Leidenschaft wächst dabei dermaßen, daß weder auf die eigene Gesundheit geachtet, noch auf den Gegner Rücksicht genommen wird. Das sonst zarte und feine Spiel artet leicht in ein rohes und ungestümes aus. Namentlich beim Fußballspiel gegen eine andere Schule habe ich es erleben müssen, daß nicht Schnelligkeit und Geschicklichkeit zum Siege führen sollte, sondern rohes und rücksichtsloses Anrennen und Stoßen. Statt der erhofften Annäherung blieb eine gewisse Verbitterung bei den Beteiligten zurück. Und wenn ich an das Fußball-Entscheidungs-Wettspiel auf den Olympischen Spielen in Stockholm (1912) zurückdenke, wo England gegen Dänemark kämpfte, so erfaßt mich eine Empörung gegen das rohe Spiel der Engländer, welche während des Spiels drei ihrer Gegner durch brutales Draufrennen kampfunfähig machten und auf solche Art als Weltsieger hervorgingen. Die Sympathie des Publikums war aber auf Seiten der Dänen, die sich durch feines und humanes Spiel auszeichneten, während das rücksichtslose und gewaltsame Anrempeln der Engländer durch Pfeifen und Zischen verurteilt wurde.

Da es bei den sportlichen Höchstleistungen nicht auf schöne Haltung des Körpers ankommt, verlieren die so sporttreibenden Schüler jeden Sinn für Ästhetik. Man sehe sich nur die sportlichen Aufnahmen vom Stabhochspringen u. s. w. an, welche Karrikaturen dieselben darstellen. Leider begegnet man auch schon in unseren Schülerkreisen solchen Reklamebildern.

Vielfach habe ich beobachtet, daß Schüler nach Siegen selbstbewußt und eitel wurden. Diese Eigenschaften steigerten sich auffallend, sobald der betr. Name nebst den ziffermäßigen Leistungen in der Zeitung gedruckt wurde. Nach einigen Erfolgen und Auszeichnungen wird der sporttreibende Schüler unangenehm breitspurig in seinem Wesen und renommiert gerne mit seinem Können. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit Sportliteratur und Sportnachrichten und ist über alle sportlichen Ereignisse in der Welt wohlunterrichtet. Zu anderen allgemeinbildenden Interessen hat ein solcher Schüler keine Zeit. In der Schule macht er schlechte Fortschritte. — Durch den intensiven Sportbetrieb, etwa durch das Fußballspiel zum Zwecke der Wettspiele, wurden die Schüler

einseitig, indem eine bestimmte Gruppe ausschließlich nur dieses eine Spiel übte. Hierbei nimmt jeder Schüler immer denselben Platz ein, wo er gezwungen ist, stets dieselben Funktionen auszuführen. Spielt z. B. einer als linker Außenstürmer, so wird er schwer auch als solcher ein anderes mal auf der rechten Seite spielen können. —

Auch das Turnen kann zum Sport ausarten, wenn mit Schülern häufige öffentliche Schauturnen und Sportfeste vor zahlendem Publikum veranstaltet werden, wo sog. Musterriegen ihre Gipfelübungen zeigen und Wettkämpfe mit anderen Schulen stattfinden. Sogar die sonst unschuldigen und sehr nützlichen Freiübungen sieht man in der letzten Zeit sportmäßig betreiben, indem die Zusammenstellung der einzelnen Bewegungen bis zu 20 Takten und mehr reicht, was schon eher eine Gehirn- als Muskelübung ist. Endlich kann auch das Wandern zu solchem Sport werden, falls dabei mit der Zahl der zurückgelegten Werste pro Stunde renommiert wird, ohne auf die schwächer und zarter beanlagten Touristen Rücksicht zu nehmen. —

Fragen wir uns, welchen turnerischen Wert häufige Schauturnen und Sportfeste haben, so kommen wir zu einem recht kläglichen Resultat. Bei den Vorbereitungen zu Schauturnen wird der regelmäßige Betrieb gestört. Man muß auf den Geschmack des Publikums Rücksicht nehmen und deshalb Sachen einüben, die sonst garnicht nötig sind. „Das Publikum darf sich nicht langweilen", ist mir oft gesagt worden. Die Schulung der Musterriegen und Preisturner nimmt aber die Zeit und Kraft des Turnlehrers so sehr in Anspruch, daß die schwächeren Turner dabei vernachlässigt werden. Die besseren Turner werden aber einseitig ausgebildet, indem sie nur das üben, was sie zum bevorstehenden Fest nötig haben. — Die Beurteilung der Leistungen nach einem öffentlichen Schauturnen in den Zeitungen ist leicht irreführend. Gewöhnlich ist in solchen Besprechungen die Rede von dem vorzüglichen, noch nie dagewesenen Können der Schüler, sowie von dem rührigen Turnlehrer, dessen Verdienst das alles gewesen. Von einem Wetturnen oder Wettspiel, in dem sich nur die Besten messen, kann man aber niemals auf den Turnbetrieb der ganzen Schule schließen. Nicht die große Leistung des Einzelnen ist hier maßgebend, sondern die Durchschnittsleistung aller Schüler. — Nach den stattgehabten Festen trat meist eine gewisse Reaktion ein; es machte sich eine große Unlust zum Turnen u. s. w. bemerkbar. Vor den Festen waren aber die Schüler schon wochenlang für die Schularbeiten nicht zu haben; ihr ganzes Trachten und Sinnen war nur auf die event. Siege gerichtet. Ohne die künstlichen Anregungen, zu denen ich die öffentlichen Veranstaltungen zähle, habe ich jedenfalls bessere Erfolge erzielt. Die körperlichen Übungen wurden in den Jahren ohne Turnfeste gleichmäßiger und fruchtbringender betrieben. —

Mit meinen Ausführungen und Beispielen will ich aber durchaus nicht sagen, daß Wettspiele, Turnfeste u. s. w. in der Schule ganz gestrichen werden sollen. Die Erfahrungen haben jedoch gelehrt, daß solche Veranstaltungen

möglichst eingeschränkt werden müßten. Wenn eine Schule in einem Jahre viermal solche Feste arrangiert neben verschiedenen externen Wettspielen, wie es in unserer Heimat vorgekommen ist, dann muß ich wieder sagen: das ist der reine Sport. Es kommt dann darauf heraus, daß schließlich derjenige Turnlehrer den Rekord geschlagen hat, der im Jahr die meisten Turnfeste veranstaltet. Unter solchen Umständen müßten aber dann die wissenschaftlichen Lehrer überflüssig werden. —

Es ist allerdings bekannt, daß Wettkämpfe zu allen Zeiten stattgefunden haben. Alle Völker, die auf Kraft und Geschicklichkeit des Körpers Gewicht legten, veranstalteten Wettspiele. Unserer Jugend bereiten Turnfeste eine große Freude und sind für viele eine schöne Erinnerung an die Schulzeit. Ein guter Turnunterricht muß aber ganz von selbst und ganz allmählich Wettkämpfe unter den Schülern entstehen lassen. Solche Wettkämpfe müssen in der rechten Weise durchgeführt werden. Man darf nicht vergessen, daß der Schüler der Schule gehört; daß also auch nur hier sein Kampffeld ist, auf dem er seine Leistungen zeigen darf. Nicht der Ehrgeiz, vom Publikum bewundert zu werden, soll den Schüler locken, seine Kräfte anzuspannen. Die reine Freude am Spiel und Sport und die Liebe für das Turnen müssen unbedingt erhalten bleiben. Lange Vorbereitungen, wodurch der regelmäßige Gang des Turnunterrichts gestört wird, sind nicht nötig. Was ein jeder aus den gewöhnlichen Turn- und Spielstunden mitbringt, setzt er hier ein. Ein Übungsgebiet oder Spiel auf Kosten des anderen zu bevorzugen, um eine siegreiche Mannschaft zu stellen, ist zu verwerfen. Die allseitige Körperentwickelung würde leiden und der Wettkampf würde Hauptzweck des Unterrichts werden. – Am ratsamsten ist es die Schüler einer oder verschiedener Klassen, aber derselben Schule, gegen einander kämpfen zu lassen. Wo aber von ein und demselben Turnlehrer mehrere Schulen unterrichtet werden, mögen auch größere Turnfeste von all diesen Schulen am Platz sein, doch nur nach einem Zeitraum von mindestens drei Jahren. Sind aber mehrere Turnlehrer an einem Ort tätig, so sind allgemeine Turnfeste mit Wettkämpfen u. s. w. lieber zu vermeiden. Solche Feste würden unnütze Konkurrenz, Leidenschaften und verschiedene unliebsame Nebenerscheinungen verursachen, die weder in die Schule noch in den Turnbetrieb gehören. —

Mit meinen Hinweisen auf die sog. Sportauswüchse habe ich keineswegs die Bestrebungen der Sportvereine für Erwachsene verurteilen wollen. Im Gegenteil, je mehr Sportvereine wir haben, je größer die Zahl ihrer Mitglieder und je reger das Leben und Treiben in diesen Vereinen, desto gesunder und leistungsfähiger wird unser Volk sein. Was aber den Erwachsenen nützlich ist, das schadet nur zu leicht dem Knaben und Jüngling und führt ihn bei seinen unreifen Anschauungen auf falsche Bahnen.

Wie aus meinen Ausführungen hervorgeht, liegt es ganz in der Hand des Turnlehrers, bei seiner Arbeit auch in erzieherischer Hinsicht auf die

heranwachsende Jugend einzuwirken. Vor allem muß er sein Fach nach streng methodisch-pädagogischen Gesichtspunkten unterrichten und alles aus seinem Unterricht streichen, was nicht unbedingt hingehört. Ein Turnlehrer vermag gewöhnlich einen weitgehenden Einfluß auf die Gesinnung und auf das Gefühlsleben der Schüler auszuüben, indem er ihnen im persönlichen Verkehr nahe steht. Daher ist er so recht dazu berufen, bei der Erziehung der heranwachsenden Jugend mitzuhelfen. Der Einfluß des Erziehers soll aber die Zöglinge wahren vor Überhebung, Selbstsucht und Mangel an Pietät, andererseits soll der Sinn für Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Rücksicht auf andere geweckt werden. —

Zur Stütze meiner Anschauungen führe ich hier zwei Resolutionen an, die im Jahre 1907 auf dem „I. Deutsch-Baltischen Lehrertage in Riga" in der Sektion für Turnen von dem bekannten Rigaer Turnlehrer A. Engels aufgestellt wurden. Die eine lautete: „Das Streben nach sportlichen Höchstleistungen in der Schule birgt in sich die Gefahr der Maximalarbeit, die der jugendliche Körper vorher nicht zu berechnen vermag, wodurch gar leicht eine Überarbeitung und Schädigung des Organismus eintritt. Außerdem verliert der dem Sport sich hingebende Schüler, indem er nur nach Höchstleistungen strebt, den gesunden Sinn für bescheidenere Leistungen seiner Kameraden und wird bei gewissen Errungenschaften, die ihn persönlich hervortreten lassen, verwöhnt und blasiert. Ferner wirkt die äußere Ausstattung des Sports nachteilig gegenüber dem schlichten Ernst gediegener Erziehung. Endlich ist der Sport, besonders der Wettkampf, für schwächere Schüler eine Zurückdrängung und somit unpädagogisch. Aus diesen Gründen darf somit der gern ausartende Sport in der Schule keine Pflege finden und nur Erwachsenen überlassen bleiben." —

Die zweite Resolution lautete:

„Um möglichst intelligente und tüchtige Kräfte für das für die gesamte Gesundheit so wichtige Turnfach heranzuziehen, ist es notwendig, die Besoldungs- und Pensionsverhältnisse der Turnlehrer, die jetzt noch manches zu wünschen übrig lassen, allmählich günstiger zu gestalten und womöglich denen der anderen Lehrer gleichzustellen." —

In der Diskussion zeigte es sich, daß die Ansichten des Redners in der Versammlung eine weitgehende Zustimmung fanden. Gleichwohl hielt man es für nötig, die hohe Bedeutung des Sports, die vom Redner freilich nicht geleugnet worden, noch besonders zu unterstreichen, auch als vornehmstes Mittel gegen den Alkoholgenuß unserer Jugend. Einig waren alle darin, daß die Auswüchse und Schäden des Sports energisch zu bekämpfen seien, aber in den Mitteln, die anzuwenden seien, ging man teilweise auseinander. So wurde z. B. vorgeschlagen, der Gefahr beim Streben nach sportlichen Höchstleistungen dadurch entgegenzutreten, daß man den Kranz den möglichst vielseitig Ausgebildeten zuerkenne, ohne aber die reizvollen Höchstleistungen ausschließen zu wollen.

❀ ❀ ❀

Die physische Erziehung in den Mädchenschulen durch Gymnastik und Spiel.

Von Agnes Riesenkampff-Wahl. (Reval).

Wenn ich hier von der physischen Erziehung in den Mädchenschulen spreche, so schildere ich aus Erfahrung die Verhältnisse in Estland, und weiß nicht, inwieweit es um den Turnunterricht in Liv- und Kurland anders bestellt ist.

Die Gymnastik will gesunde, leistungsfähige, gewandte Menschen heranbilden, indem sie den Körper harmonisch entwickelt und ausbildet. Daß das für beide Geschlechter erstrebenswert ist, sollte selbstverständlich sein. Leider ist das aber nicht der Fall. Der Turnunterricht in den Knabenschulen hat in letzter Zeit einen großen Aufschwung genommen, während er in den Mädchenschulen noch recht daniederliegt. Die Knabenschulen haben Turnsäle und Spielplätze, die Mädchen müssen oft in den ungeeignetsten Räumen turnen. Kein Wunder, wenn sie die Lust für Körperbewegung verlieren, schlaff und träge werden.

Woran liegt es nun, daß unsere Mädchen so stiefmütterlich behandelt werden?

Meiner Meinung nach trifft die Hauptschuld die Leitung der Mädchenschulen. In den meisten Schulen ist das Turnen ganz Nebenfach, und man ist viel zu wenig von der Wichtigkeit dieses Teiles der Erziehung überzeugt. Während die Leiterin der Schule mit den anderen Lehrfächern und deren Methoden mehr oder weniger vertraut ist, hat sie sich meist zu wenig mit den Fragen der Körperkultur und der Gymnastiksysteme beschäftigt. Das macht sich sofort in der Schule bemerkbar. Die oberen Klassen werden oft ganz vom Turnen befreit, jede Entschuldigung wird entgegengenommen; ist ein Kind schwach in irgend einem Fach, so wird die der Turnstunde geraubte Zeit zu Privatstunden benutzt, — kurz, die Turnstunden werden von Lehrern, Eltern und Schülerinnen als ganz unnötig angesehen. — Geturnt wird meist im einzigen Saal der Schule, der eben als Rekreationsraum benutzt worden ist, die Luft ist verbraucht und der Staub aufgewirbelt. Man lüftet, indem die Fenster geöffnet werden, — Ventilatoren sind selten vorhanden, — die Diele wird aufgenommen, das alles geschieht in Eile und daher ungenügend. Turngeräte gibt es gewöhnlich nicht; so bleiben nur die Freiübungen nach in der bald wieder verbrauchten Luft, was natürlich die Kinder ermüdet und unlustig macht. So wird die Turnstunde zur Qual für die Mädchen, aber auch für die Lehrerin. Welchen schweren Stand hat sie, wenn sie, nicht von Schule und Haus unterstützt, arbeiten muß!

Darum wäre es Pflicht der Schulleitung, sich mit der Frage der Körperkultur und der Leibesübungen zu beschäftigen, damit sie die Wichtigkeit des

rationell durchgeführten Turnunterrichts einsieht. Der Turnunterricht würde dann die richtige Stellung gegenüber Eltern, Lehrern und Schülerinnen erhalten, auch ein wirklich geeigneter Raum für Leibesübungen würde mit gutem Willen beschafft werden können. Ich weiß, daß die Mittel für Turnsäle schwer aufzubringen sind, und doch behaupte ich: ist man von der Notwendigkeit einer Sache überzeugt, so werden immer Wege und Mittel gefunden werden können, um sie durchzuführen. So habe ich mit viel Interesse im Deutschen Vereinskalender gelesen, daß die deutsche Schule in Libau, unter Frl. Dr. Bruhns Leitung, einen komplett eingerichteten Turnsaal hat. Wenn es jetzt kaum eine Knabenschule ohne Turnsaal gibt, warum kann es nicht ebenso um die Mädchenschulen bestellt sein? Hat die Schulleitung verstanden, das Interesse für die physische Erziehung der Mädchen bei den Eltern zu wecken, so könnte durch Sammlungen und Stiftungen das Geld für Turnsäle aufgebracht werden.

Gebt uns Turnsäle mit viel Luft und Licht, und unsere weibliche Jugend wird froher und freudiger aus der Schule ins Leben treten.

Daß man auch mit geringeren Mitteln, wenn einem von der Schulleiterin das richtige Verständnis entgegengebracht wird, etwas erreichen kann, habe ich erfahren. In Reval, in der „Henriettenschule" des Deutschen Vereins in Estland, erfuhr durch die Leiterin, Frl. Ella Fritz aus Riga, die Gymnastik von Anfang an die richtige Würdigung. Der Gymnastikunterricht wurde obligatorisch bis in die oberste Klasse, dispensiert wurden die Schülerinnen nur auf ärztliches Zeugnis hin. Da die Kinder regelmäßig turnen, haben sie sich an die Körperübungen gewöhnt und sind daher mit Lust und Liebe dabei. Auf die Weise haben wir es erreicht, daß keine unnützen Entschuldigungen einlaufen. Allmählich ist das Turnkostüm eingeführt worden; es ist jetzt von der ersten Klasse an obligatorisch. Geturnt wird im Schulsaal, der wohl zu klein ist, aber in der Hoffnung, bald einen Turnsaal zu bekommen, schränkt man sich gern ein. Wir haben einige Geräte, wodurch die Gymnastik den Kindern interessant gemacht werden kann. Der schwedische „Baum", Sattel, Bänke, Leiter und Sprunggeräte sind vorhanden. Jede Klasse turnt zweimal wöchentlich ca. 20 Minuten. Da wir Kurzstunden haben, müssen die 45 Minuten geteilt werden, und auf die Turnstunde kommen ungefähr 20 Minuten. Diese kurze Zeit wird auf die Sekunde ausgenutzt. Für die Erziehung des Charakters ist diese Notwendigkeit, sich vom Anfang bis zum Schluß zu konzentrieren, von großer Wichtigkeit. Die Kinder gewöhnen sich das Trödeln ab. Um nichts von der kostbaren Turnstunde zu verlieren, geschieht alles schnell und präzise: Aufstellung, Wechsel der Klassen, Herbeischaffen der Geräte, — und immer ist Stimmung vorhanden. Bei Stunden von 45—50 Minuten tritt oft Ermüdung und Erschlaffung ein, wodurch die Frische der Stunde leidet. Man muß die Kinder dazwischen ausruhen lassen, und verliert dabei Zeit.

Am Vormittag bin ich durchaus für häufigeres, kurzes Turnen, welches zwischen die wissenschaftlichen Stunden eingeschoben wird. In Reval ist an den meisten Schulen mit Erfolg die Turnstunde von 20—25 Min. eingeführt worden.

Zur Komplettierung des Gymnastikunterrichts sind die Spielnachmittage eingeführt worden. Jede Klasse spielt einmal wöchentlich. Zum nächsten Tage sind weniger Hausaufgaben zu machen, und die Kinder können sich frei und ohne Sorgem dem Spiele hingeben. Es wird mit Begeisterung gespielt, und nur ein ganz kleiner Prozentsatz ist unlustig dabei. Wir fangen in den unteren Klassen mit einfachen Lauf- und Ballspielen an und kommen in den oberen Klassen zu Sportspielen, wie Korbball, amerikanischer Ball und Ballonball. Im Winter spielen wir in der Turnhalle der Ritter- und Domschule, sobald es die Witterung erlaubt im Freien. Ich lege sehr viel Wert auf diese Spielstunden, weil die Kinder hier verwerten, was sie in der Gymnastikstunde lernen. Es ist eine Freude zu sehen, wie sich die jungen geschmeidigen Mädchen so ganz dem Spiel hingeben, und der Wunsch, daß das Spiel in unseren Mädchenschulen bald allgemeine Verbreitung finden möchte, wird rege.

Wenn wir nach 1—2 Jahren, was zu hoffen ist, einen Turnsaal bekommen, möchte ich es durchsetzen, das jede Klasse 3 mal wöchentlich je 20 Minuten turnt und 1 mal spielt, dann hätte jedes Mädchen 4 mal wöchentlich disziplinierte Körperübungen, womit schon etwas zu erreichen wäre, wenn systematisch und zielbewußt vorgegangen wird. Aber gerade dieses letztere, System und Zielbewußtheit, ist leider noch so oft beim Turnunterricht zu vermissen. Wenn ich manchem Schauturnen beiwohnte, habe ich mich nur zu oft fragen müssen: ja wozu werden denn diese Übungen gemacht, worin liegt ihr Nutzen für den Körper? Man kann den Gedanken nicht loswerden, daß das Turnen Selbstzweck und die Entwickelung des Körpers Nebensache geworden ist. Wir wollen doch durch die Gymnastik einen schönen Körper heranbilden, der sich durch gute Haltung ausdrückt. Wir wollen Lungen und Herztätigkeit entwickeln und stärken. Und gerade auf Haltung und richtiges Atmen wird oft so wenig Gewicht gelegt! Darum müssen mehr spezielle Haltungs- und Atmungsübungen in den Turnunterricht aufgenommen werden und die Kinder von klein auf angehalten werden, auch körperlich auf sich zu geben. Der Ausspruch, den ich einmal hörte: „Nach einigen Jahrzehnten wird es für ebenso wenig anständig gelten, sich schlecht zu halten, wie jetzt beim Essen mit dem Messer in den Mund zu fahren", — wird sich hoffentlich noch einst bewahrheiten!

Die Wege, die zum Ideal eines guten, gesunden und gewandten Körpers führen, sind ja gleichgültig, wenn dieses Ziel nur erreicht wird. Ich habe meine Ausbildung in Schweden genommen und bin entzückt von der Zielbewußtheit, mit der durch die Lingsche Methode der Körper durchgearbeitet

und entwickelt wird. Es ist ein bewußtes Modellieren des Körpers nach Gesundheits- und Schönheitsgesetzen. Kein anderes System steht, meines Wissens, auf so fester wissenschaftlicher Basis, wie dieses. Jede Bewegung hat ihre bestimmte Form und erprobte Wirkung auf den Körper. Ein riesiger Übungsvorrat ist vorhanden, aus dem der Gymnastiklehrer schöpft, um sein Tagesprogramm zusammenzustellen. Und das muß so beschaffen sein, daß der ganze Körper gleichmäßig durchgearbeitet wird. Der Gymnastikleiter hat freien Spielraum, seinem Gutdünken nach das Programm zusammenzustellen. Man hört manchmal, die schwedische Gymnastik sei langweilig; dann ist eben der Lehrer langweilig, nicht die Methode. Alles ist so lebendig in diesem System und kann jedem Alter und jeder Anforderung genügen. Wie die Gymnastik den unteren Klassen in Spielform dargeboten wird, so können Erwachsene durch sie zielbewußt ihren Körper bilden.

Ich verfolge mit viel Interesse die neuen Strömungen auf dem Gebiete der Körperkultur: Das neue deutsche Turnen (Kasseler Seminar), das amerikanische plastische Turnen, Mensendieck und die Dalcroze-Methode. Ich habe selbst plastisch und nach Dalcroze geturnt und im hohen Grade die Plastik und Rhythmik der Bewegungen genossen, auch viel dabei gelernt, was Weichheit der Bewegung und Relaxieren des Körpers anlangt. Ich konnte das aber nur, weil mein Körper schon durchgebildet war und keine technischen Hindernisse bot. Alle diese Systeme sind kaum in Schulen anwendbar. Sie sind als Ergänzung zum schwedischen System zu nehmen, wie denn auch Dalcroze in Hellerau schwedische Gymnastiklehrerinnen hat, die die Körper ausbilden.

Die Diskussion bewegte sich zunächst um die Frage, ob in Mädchenschulen die Turnstunde von 20 Minuten empfehlenswert und durchführbar sei. Während ein Teil die von der Rednerin vorgebrachten Argumente für stichhaltig ansah, wurde von anderer Seite darauf hingewiesen, daß gerade die Turnstunde besonders mannigfaltig gestaltet werden könne, so daß dadurch der Erschöpfung vorgebeugt sei, daß ferner durch Vorbereitung und nachherige Erholung Zeit verloren ginge, so daß aus den 20 Minuten leicht nur 10—15 Minuten entstehen könnten, was völlig ungenügend sei. Auch auf die praktischen Schwierigkeiten dieser kurzen Stunden wurde hingewiesen. Man müsse sie dann auch in einigen andern Fächern einführen, um den Stundenplan zusammenstellen zu können. In Vorschlag kamen dabei folgende Fächer: Kalligraphie, Handarbeit, Singen und Arithmetik, die die 20 Minuten-Stunde vertrügen. — Auf die Frage, welches System dem Turnunterricht zu Grunde liegen solle, äußerte sich ein erfahrner Turnlehrer dahin, dem schwedischen System sei bei Mädchen, dem deutschen bei Knaben der Vorzug zu geben.

❀ ❀ ❀

Was wünscht sich das Haus von der Schule?

Von R. v. Vegesack. (Waidau).

Seitdem Deutsche in die Baltischen Lande gekommen, ist vielleicht von allen ihren Gründungen die glücklichste die des Deutschen Vereins gewesen, jedenfalls eine zeitgemäße. Der Deutsche Verein hat zum ersten Male alle

Glieder des Deutschtums zu gemeinsamer Arbeit vereinigt und angeregt. In ihm sind alle Stände, alle Teile der Gesellschaft vereinigt. Zum ersten Male werden die vielfachen Interessen von einem Verein vertreten und gefördert, hilfbedürftige Glieder unterstützt und geschützt. Des Deutschen Vereins höchstes Ziel ist es jedoch, unseren Kindern eine deutsche Bildung durch seine Schulen zu geben und dadurch die Zukunft unserer Kinder zu sichern. Durch die hochherzige Entscheidung unseres Kaisers ist uns dieses möglich gemacht. Daß die deutschen Balten gerade dann sich zu den besten russischen Untertanen rechnen durften, wenn sie sich ihre nationale Eigenart bewahrt hatten, hat die Geschichte gelehrt.

Dadurch, daß der Deutsche Verein Schulen ins Leben gerufen, hat er vor allem das Interesse für diese unsere wichtigste Aufgabe geweckt und, wo es schon vorhanden war, noch gehoben. Solange das Interesse für unseren Verein mit seinen hohen Zielen von idealer Begeisterung getragen wird, die fähig ist, die größten Opfer zu bringen, wie das eben wieder von der Gesellschaft bei Begründung des „eisernen Fonds" bewiesen worden ist, solange können wir uns sagen: „Wir haben getan, was in unserer Macht stand, uns unsere ideellen Güter zu erhalten."

In der Hoffnung, daß die folgenden Ausführungen dem guten Verhältnis von Schule und Haus und damit dem Schulgang unserer Kinder dienlich sein möchten, gehe ich zu meinem Thema über.

An Literatur habe ich einen Vortrag des damaligen Direktors des Schiller-Gymnasiums zu Groß-Lichterfelde, jetzigen Geheimrates an der Provinzialregierung in Magdeburg, des Herrn Dr. J. Waßner, benutzt, den ich zum überwiegend größten Teil selbst sprechen lasse. Ferner haben mir Anregungen zu den nachfolgenden Ausführungen gegeben ein Vortrag von Herrn Direktor Demme und die Anschauungen, die das Lehrerkollegium im zwölften Jahresbericht der Rigaer Kommerzschule in dem Artikel „Schule und Haus" veröffentlicht hat.

Bevor ich auf die Wünsche des Hauses an die Schule hier näher eingehe, möchte ich noch einen Wunsch, oder nennen Sie es auch eine Bitte der Schule ans Haus berühren, weil dieses Verlangen der Schule nicht oft genug wieder von neuem hervorgehoben zu werden verdient. Es betrifft das Kritisieren der Lehrer durch die Eltern in Gegenwart ihrer Kinder. Es ist eine der übelsten Angewohnheiten, wenn Eltern in Gegenwart ihrer Kinder Schule und Lehrer kritisieren, eine Angewohnheit von schädlichstem Einfluß und weiter verbreitet, als man glauben dürfte. Daß Eltern es ihren Kindern gestatten sollten, über ihre Erzieher in einer die Achtung verletzenden Form zu reden, dürfen wir wohl als etwas, den Anstand einer gebildeten Familie Verletzendes für ausgeschlossen halten und übergehen.

Selbstverständlich ist ein Gedankenaustausch von Eltern mit ihren Kindern über die Schule nichts Schädliches, solange der Ton der Achtung bewahrt

bleibt. Wird aber bei Kritik der Schule in Gegenwart von Kindern die Würde des Lehrers nicht in Schutz genommen, so versündigt sich jeder Erwachsene, der solches tut, nicht nur an der Schule mit ihren Lehrern, sondern am meisten an der zu erziehenden Jugend. Plaudern und erzählen sollen die Kinder von der Schule, da es für die Eltern von höchstem Interesse ist zu erfahren, was für eine Rolle die Schule im Seelenleben des Kindes spielt, um, wenn nötig, dort beeinflußend einzugreifen. Auch in dem Fall, daß eine vor Kindern ausgesprochene Kritik berechtigt ist, schadet sie nur, weil sie die Autorität des Lehrers untergräbt und zur Abstellung des Übels absolut nichts beiträgt. Immerhin, wenn das Haus damit zufrieden ist und sich an einer lustigen Geschichte oder an einem Spitznamen erfreut, so kann das hingenommen werden. Ein rechter Lehrer regt sich darüber gewiß nicht auf; auch liegt oft ein gesunder Humor in der Schülerbezeichnung. Sind einmal die Eltern mit einer Maßnahme der Schule nicht einverstanden, so dürfte eine offene Aussprache mit dem Direktor oder betreffenden Lehrer am zweckentsprechendsten sein. — Und nun denken wir uns den umgekehrten Fall. Wenn mal die Lehrer uns Eltern vor unseren Kindern beurteilen wollten, wozu vielleicht öfter, als wir ahnen, der reichlichste Stoff vorhanden wäre, — ich fürchte, es könnte ein arger Lärm entstehn! Nicht nur wir hören von der Schule, oft erfahren die Lehrer von uns mehr, als wir es für möglich halten. Und gar bedenklich ist es schon, wenn ein Junge berichtet, er habe seit zwei Tagen seine Mutter nicht gesehen: „Als ich zur Schule ging, war sie noch nicht auf, — und als ich wieder kam, war sie ausgegangen, und nachher mußte sie gleich ins Diner, und gestern war es ebenso.“ So etwas hören die Lehrer nicht selten, erleben auch sonst allerlei Menschliches und legen es ruhig zu dem anderen, wenn sie taktvolle Pädagogen sein wollen. Im beiderseitigen Interesse wäre es schön, wenn auch das Elternhaus es so machen wollte. Aber wenn wir Maßregeln, Verhalten und Worte des Lehrers vor der unreifen Jugend kritisieren, dann dürfen wir uns auch nicht wundern, daß die Kritik gelegentlich auch über uns selbst hergeht und daß die Jugend später überhaupt kaum vor etwas Halt macht. Die Kritik liegt wahrlich heutzutage in der Luft und räsonniert wird mehr als je. Das braucht nicht gefördert zu werden; im Gegenteil, wir haben alle allen Grund, selbst immer mehr auf's Positive zu schauen und auch die Jugend zum Aufblick auf das Positive hinzuleiten: „Fülle die Jugend mit würdiger und froher Begeisterung, — lehre sie glüh'n; die Kritik kommt mit den Jahren von selbst.“

Die Schule kämpft heute einen schweren Kampf um das Autoritätsbewußtsein in der Seele des Kindes; sie muß in diesem Kampfe auf der ganzen Linie vom Elternhause unterstützt werden, oder wir laufen Gefahr, ein waschlappiges, großspuriges, egoistisches und dekadentes Geschlecht aufzuziehen.

Weichlichkeit ist wahrlich nicht am Platze, und der alte Vers hat noch immer seine Gültigkeit: „Gehorsam ist die erste Pflicht, die Hund und Jungens eigen ist.“ — Sehen wir nicht, wohin andere Völker gleiten, bei denen der Gehorsam der Jugend als etwas Überlebtes beiseite gelegt wird? Wollen wir dieses nachmachen? Bisher ist deutsches Schulwesen für viele Völker vorbildlich geworden, wie es für uns immer gewesen ist und hoffentlich bleiben soll. Darum wollen wir diejenigen, die berufen sind, Hüter des Gehorsams unserer Kinder zu sein, nicht durch Kritik in ihren Augen herabsetzen, sondern laßt uns stets dessen eingedenk sein, daß die Lehrer unsere natürlichen Helfer sind.

Bei der Frage: „Was wünscht sich das Haus von der Schule?“ werde ich fünf Fragen herausgreifen, um sie hier kurz zu erläutern. Nämlich:

1. Schutz der Gesundheit der Kinder in der Schule.
2. Zweck der Schule.
3. Mehr Zeit fürs Haus.
4. Individuelle Behandlung der Schüler.
5. Erhöhter Einfluß der Eltern auf den Schulgang.

An erster Stelle möchte ich die berechtigte Forderung nennen, daß die Gesundheit der Kinder während der Schulzeit in erdenklichster Weise geschützt wird, denn nur in einem gesunden Körper kann sich ein starker und voller Mensch entwickeln. Hierzu gehören Schutzmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten, gegen körperliche Beschädigung oder ungünstige Beeinflussung. —

Daß eine Schule genügend helle, luftige und durchlüftete Räume besitzen soll, darauf brauche ich nicht weiter einzugehen. Diesem Verlangen, einem allseitig anerkannten, wird vom Staate, den Gemeinden und der Gesellschaft Rechnung getragen. Ebenso kann mit Freuden die Neuerung in den Schulen hervorgehoben werden, daß den Kindern je nach Wunsch in der Frühstückspause gegen Entgelt Milch und Butterbrote verabfolgt werden. Es ist dies eine Maßnahme, die dank der rastlosen Anregung der deutschen Kaiserin die weiteste Verbreitung gefunden hat. Wenn von der Schule das zweite Frühstück geboten wird, so hat dieses noch den Vorteil, daß die Schüler an das Einhalten einer bestimmten Zeit und damit an Ordnung gewöhnt werden.

Wie weit hier zu Lande für den Fall von Epidemien die staatliche Gesetzgebung den temporären Schluß einer Schule fordert oder bei ansteckenden Krankheiten im Hause noch gesund gebliebenen Kindern den Schulbesuch verbietet, ist mir nicht bekannt. Bei epidemischen Krankheiten habe ich oft das Schließen von Schulen erlebt, doch glaube ich, geschah dieses stets auf Initiative der betreffenden Schulverwaltung. In Deutschland sind für diese Fälle sehr eingehende Verordnungen vom Staate ausgearbeitet und haben gesetzliche Kraft. Ich möchte fast annehmen, daß wir hier zu Lande im ersten Fall keine große Lücke empfinden, nämlich das rechtzeitige Schließen der Schulen betreffend beim Ausbruch von Epidemien. Im zweiten Fall dagegen, wenn bei irgend einer ansteckenden Krankheit im Hause die Eltern ihren noch gesund

gebliebenen Kindern den Schulbesuch nicht verbieten sollten, — ja dann wäre die empfindlichste gesetzliche Strafe am Platz.

Eine weitere Folgerung des berechtigten Verlangens der Eltern, daß die Schule in erster Linie auf die Gesundheit der Kinder acht gibt, ist die Forderung, daß nur gesunde Kinder und ebenso nur gesunde Lehrer und Lehrerinnen in der Schule Aufnahme finden sollten. Ein krankhaft nervöses Kind z. B. wird die Schule von selbst sofort entfernen, weil es zu viel Arbeit für sich allein beanspruchen und in den Schulgang Unordnung hineinbringen würde. So etwas haben wir also nicht zu fürchten. Die gefährlichste Krankheit, die gerade durch die Schule die günstigste Verbreitung finden dürfte, ist die Lungentuberkulose. Ich werde mir erlauben, Ihnen zwei Geschehnisse aus dem Leben zu erzählen. In dem einen Fall war eine Lehrerin so schwer lungenkrank, daß sie oft in ihr Taschentuch speien mußte. Sie blieb solange in ihrer Stellung, bis ihre abnehmenden Kräfte es ihr nicht mehr gestatteten. Ungefähr anderthalb Jahr nach ihrem Austritt aus der Schule ist sie in einem Luugenkurort gestorben. Daß ein so kranker Mensch in einer Schule angestellt und dort einige Monate in Stellung bleiben durfte, war Fahrlässigkeit, die man nicht verstehen kann. Im zweiten Falle hatte ein Arzt bei einer Bonne Tuberkulose festgestellt. Sie flehte ihn an, die Krankheit nur ja nicht ihrer Herrschaft zu melden, da sie sonst ihre Stelle verlieren würde. Der Arzt kannte jedoch kein falsches Mitleid und tat seine Pflicht. Die Bonne wurde, bevor sie die Kinder angesteckt hatte, entlassen. Jedenfalls geben die hier angeführten Fälle zu denken. Was zu geschehen hat, werden Lehrer und Ärzte gemeinsam entscheiden müssen. Mir will es fast scheinen, daß es durchaus kein ungerechtfertigtes Verlangen wäre, wenn sowohl Kinder, als auch Lehrer und Lehrerinnen, bevor sie in eine Schule eintreten, von einem Arzt untersucht würden und daß allen denjenigen, die die Gesundheit der Schuleingesessenen gefährden, die Aufnahme in die Schule verweigert werden sollte. Was nützen uns Blumentage und Sanatorien, wenn wir nicht gegen die Keime und ihre Ansteckungsmöglichkeiten kämpfen! Ideal wäre es gewiß, wenn die Schulen Fonds hätten, um Lehrer und Lehrerinnen, die zu kränkeln anfangen, sofort in die geeigneten Heilstätten zu senden. — Einen großen Fortschritt in dem Sinne, die Gesundheit der Kinder stets im Auge zu behalten, hat das livländische ritterschaftliche Landesgymnasium in Birkenruh gemacht, wo die Schüler alle Vierteljahr vom Anstaltsarzt genau untersucht und gewogen werden. Der Befund wird gebucht. Schon mancher schwächliche Knabe ist zur Erholung nach Hause geschickt worden. Hier ist ein guter Anfang gemacht worden, — wollen wir hoffen, daß er ausgebaut und zum Allgemeingut wird.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, möchte ich noch etwas bemerken, — eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß keine Schußwaffe, und sei es auch nur eine Flaubertbüchse, in den Räumen einer Schulanstalt sein dürfte. Die

Jagd und der Schießsport sind ein Vergnügen der Erwachsenen. Ein Gewehr ist kein Spielzeug, und Kinder sollen keine Waffen tragen.

Wenn ich mir nun erlaube, mit einigen Worten den Zweck der Schule zu streifen, so möchte ich mich gerade an die Eltern wenden, weil dieser, der Zweck, oft mit den Schulberechtigungen verwechselt wird. Der Zweck der Schule besteht darin, Herz und Geist ihrer Schüler zu bilden und den Charakter zu stählen. Wenn viele Eltern im Absolvieren eines Examens, sei es das Abiturium oder ein entsprechendes Examen für höhere Töchterschulen, den Endzweck einer Schule sehen, so verwechseln sie die Aufgabe der Schule mit den Berechtigungen, welche abgelegte Examen den Schülern gewähren. Deshalb ist nicht diejenige Schule die bessere, die schneller zum Examen führt, sondern diejenige, die ihren Zöglingen eine vertieftere Bildung zu Teil werden läßt, aus welcher die Schüler als reife, gefestigte Menschen entlassen werden, auch wenn es mit mehr Zeitaufwand geschieht. Schon mancher begabte Junge, der unreif und ungefestigt die Schule absolvierte, zu früh auf die Universität kam, hat es nur bis zum verbummelten Studenten gebracht. Die Schulzeit ist ja eine herrlich schöne Zeit, durch die ein Kind nicht durchgehetzt werden soll, sondern eine Zeit des körperlichen und geistigen Wachsens, eine Zeit der Begeisterung. Oft zehrt das ganze Leben an dem in dieser Zeit angesammelten Schatz an idealen Gütern. — Die Berechtigungen sind der Schule aufgezwungen, sie würde dieselben lieber heute als morgen von sich abschütteln.

Die Schule hat zwei Ziele, die sie erfüllen muß: das sind ihre Aufgabe, den Schüler zu bilden, und ihre Verpflichtung, den Schüler dahin zu führen, daß er sich durch ein Examen gewisse Berechtigungen erwirbt. Die gleichzeitige Erreichung dieser Ziele ist die Ursache, warum unsere Schüler so überbürdet sind. Dieser Jammer hört mit dem Moment auf, wo man der Schule die Berechtigung nimmt. Dies ist ein Wunsch, der nie in Enfüllung gehen wird, weil die Berechtigungen als eine Staatsnotwendigkeit anerkannt werden. —

Aus der erwähnten Überbürdung entspringt der sehr berechtigte Wunsch der Eltern: Mehr Zeit fürs Haus! Die Schule kann hier nach Kräften entgegen kommen, denn in ihrer Absicht liegt die Überbürdung durch häusliche Arbeiten jedenfalls nicht. Immer wieder muß sie durch alle möglichen inneren Maßregeln der Überlast vorzubeugen suchen, z. B. durch Verhinderung des Zusammenfallens der Hausaufgaben, namentlich der größeren schriftlichen Arbeiten in den oberen Klassen, durch Mahnungen an die Schüler zum rechtzeitigen Beginn, durch Anregung zur rechten Einteilung der häuslichen Arbeitszeit, durch eingehende Vorbereitung namentlich bei den kleinen Schülern, — und gewiß hat sie schon vieles darin erreicht.

Es ist einleuchtend, daß sie in ihren angeführten Bestrebungen vom Elternhaus unterstützt werden muß. Besteht ein Konnex hierin zwischen

Schule und Haus, — wie sehr kann er gerade die Arbeitslast unserer Kinder erleichtern! Wollte man in dem Bestreben, mehr Zeit fürs Haus zu erübrigen, radikal vorgehen, dann müßte man die Schulberechtigungen fortschaffen oder von den Lehrfächern dies und jenes streichen. Daß es mit den Berechtigungen nicht geht, haben wir bereits gesehen, und daß es sehr schwer ist, irgend ein Lehrfach aus einem festen Programm zu streichen, werden Sie mir alle zugestehen. Höchstens wäre es möglich, einige Lehrfächer zu verkürzen, dagegen sträubt sich aber der Begriff der allgemeinen Bildung, der uns Deutschen zu sehr im Blute sitzt. Durch sie und unsere Kraft zu arbeiten haben wir uns eine angesehene Stellung unter den Nationen erobert; sollen wir diese Vorzüge so ohne weiteres aufgeben, und dürfen wir es? Darum Vorsicht im Urteil! Und wenn dein Sohn oder deine Tochter dir vielleicht überlastet erscheint, so frage, ob andere es auch sind, ob es nicht an ihren Gaben liegt; frage, ob du nicht besser tust, nicht zu treiben, sondern die Kinder ruhig in ihren Klassen noch zurückzuhalten, und frage auch sonst nach anderen Gründen, die zunächst nicht in der Schule liegen, wie körperliches Unbehagen, Blutarmut, Unruhe im Hause und anderes mehr. — Dann aber bespricht dich mit den Lehrern, und nur so, durch gemeinsames Vorgehen, kann rechte Abhilfe gefunden werden. — Besonders *eine* Maßnahme der Schule ist es, die das Haus als einen störenden Eingriff, im Verlangen mehr Zeit für sich zu gewinnen, empfindet. Es ist dies die Einrichtung der *Nach*examina, die auch von der Schule nur als ein Übel angesehen und von ihr nur deshalb geduldet werden, damit dem Schüler Gelegenheit geboten wird, Lücken im Wissen in den Ferien auszufüllen, um eben doch noch in die nächste Klasse zu kommen. Da die Ferien zur Erholung des Körpers mit seinen Nerven da sind, so kann ein anhaltendes Arbeiten für ein oder gar zwei Nachexamina die schädlichsten Folgen haben. Für den Erwachsenen, den Lehrer, ist das Ausspannen und Kräftesammeln in den Ferien eine allgemein anerkannte Notwendigkeit, wie viel mehr noch für das wachsende, zartere Kind. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese Einrichtung zu kassieren wäre. Etwas anderes ist die von der Schule bei der Versetzung aufgegebene Ferienbeschäftigung in dem Fach, in dem der Schüler ein Wissen, wollen wir sagen von 3 — aufweist. Auch wenn eine solche nicht von der Schule verlangt wird, so ist sie doch für unsere langen Sommerferien angebracht; durch eine Stunde täglich kann es erreicht werden, daß die Kinder weniger vergessen, sich des Arbeitens nicht ganz entwöhnen, und diese eine Stunde wird wohl kaum die Erholung des Körpers stören. Sollten nun die Nachexamina, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch bis auf ganz geringe Ausnahmen verschwinden, so könnte, — nötig ist es nicht, — das Sitzenbleiben zunehmen. Das Sitzenbleiben ist meist eine natürliche Folge davon, daß der Schüler seit längerer Zeit nicht die Anforderungen zu erfüllen verstanden hat, die die Klasse an ihn gestellt hat. Trug Faulheit die Schuld daran, so hätte es bei Zeiten

durch strenge Ermahnungen vom Hause und von der Schule vielleicht vermieden werden können. War aber mangelhafte Begabung des Schülers die Ursache, dann ist es gewiß keine Schande, und das einzig richtige ist dann, daß der betreffende Schüler eben noch ein Jahr an die Klasse wendet, um dann stärker in die nächste zu kommen.

Jede Besprechung der Eltern mit den Lehrern setzt eine *individuelle Behandlung der Schüler* voraus und bahnt sie an. Und damit ist der Weg gefunden, auf welchem wir zur Erfüllung unseres Wunsches gelangen können. Es wird keine Schule geben, die das Recht des Hauses, auf eine persönliche Behandlung der Schüler zu dringen, nicht anerkennen sollte. Freilich alle Massenansammlungen von Schülern, also alle großen Schulen mit ihren überfüllten Klassen, sind hierfür ein Hindernis. Sie entstehen ja auch nur aus finanziellen Rücksichten, weil jede Klassenteilung Geld kostet, und können vor pädagogischen Gesichtspunkten nicht bestehen. Und dennoch muß sich der Lehrer auch in ihnen und nicht nur in den kleinen, wenig besuchten Schulen die Forderung des Elternhauses immer aufs neue ins Gedächtnis zurückrufen. Es gilt immer wieder für den Lehrer daran festzuhalten, daß er nicht Namen und Nummern vor sich hat, die er unterrichten soll, sondern Seelen, denen er etwas sein soll, Seelen, die sich mimosenhaft verschließen, wenn ihnen wehgetan wird, die sich vertrauensvoll öffnen, wenn der rechte Zauberschlüssel den Eingang findet. Wie viel gerechter könnte des Lehrers Urteil über manchen Schüler ausfallen, wenn er ihn besser gekannt hätte. „Ja, hätte ich das früher gewußt" — wie leicht kann das zum Selbstvorwurf werden. Freilich, das darf getrost zur Beruhigung aller besorgten Eltern gesagt werden: die Schule strebt nach individueller Behandlung ihrer Schüler, soviel sie vermag. Und wer, wie uns von pädagogischer Seite versichert wird, einen Blick hinter die Kulissen tun könnte und etwa bei den Konferenzen zuhören dürfte, der würde den Vorwurf nicht erheben, als wüßte die Schule von diesem Verlangen nichts, als ginge sie gedankenlos und hartherzig an dieser Elementarforderung allen Unterrichts, aller Erziehung vorüber. Der Lehrer, der aus Liebe zum Beruf es geworden, sucht förmlich nach Gelegenheiten, von den Eltern Näheres über ihre Kinder zu erfahren, und bietet solches durch Sprechstunden an, die Schule tut es durch gemeinsame Schulfeste. An uns Eltern liegt es auch, davon den nötigen Gebrauch zu machen und sich nicht abschrecken zu lassen durch die eigene Bescheidenheit oder ein brummiges Gesicht, das mal im Amtseifer vergessen wurde abzunehmen. Hier kann sich bei vernünftiger Rede und Gegenrede jenes Vertrauen entwickeln, das der individuellen Erziehung immer zu Grunde liegen muß. Aber auf der anderen Seite müssen wir Eltern es uns gesagt sein lassen, daß die Lehrer mit dem Gedanken des Individualisierens nicht zu weit gehen dürfen. Non scholae sed vitae docemus. Das Leben aber ist hart und sieht nicht zart auf die verschiedenen Eigentümlichkeiten der

Individuen, sondern schüttelt sie oft rauh durcheinander und mahlt Ecken — freilich auch feinere Züge — oft genug weg.

Ist es denn nicht besser, daß unsere Jugend durch ein Stahlbad zum Kampf fürs Leben gestärkt wird, als daß sie, durch eine weichliche Behandlung verdorben, vom ersten besten Sturmwind umgerissen wird? Die Schule ist nun einmal „kein Eden und kann es nimmer werden, so wenig wie das ganze Leben hier auf Erden paradiesisch genannt werden kann. —" Das wissen wir leider auch, meinen die Eltern, aber wir wollen wenigstens unsere Kinder gerecht und nicht in kleinlicher Weise behandelt wissen. — Gewiß sollen sie das — und die Lehrer dürfen mit gutem Gewissen hinzufügen, sie werden es auch, so weit es bei ihnen steht und sie nicht eben Menschen mit menschlichen Schwächen sind, — so gut wie die Eltern auch. Wenigstens wird sich ein rechter Lehrer alle erdenkliche Mühe geben, gerecht zu sein. Wie wird nun diese Tugend der Lehrer beurteilt? Die Eltern tun es doch oft nur durch das Medium ihrer Kinder, und diese Instanz ist nicht unparteiisch, weil sie zu häufig selbst in Mitleidenschaft gezogen ist. Trotz allem, was man auch von dem sicheren Urteil der Kinder zu rühmen weiß, muß ein verständiger Vater auch hier erst die Angaben seines Sohnes vorsichtig prüfen, ehe er einen so schweren Vorwurf wie Ungerechtigkeit, persönliches Vorurteil des Lehrers gegen sein Kind, — und sei es auch nur in der Stille — erhebt. Wie oft war die vermeintliche Ungerechtigkeit nichts weiter als notwendige Strenge, die sogar persönlichster Fürsorge entsprang. Über dem kalten Eurotas, in den die Spartaner ihre Jünglinge zur Abhärtung tauchten, wölbte sich der blaue herrliche Himmelsdom, leuchtete die strahlende, lebenweckende Sonne Griechenlands und Homers. So muß auch über alle Erzieherarbeit die Sonne der Liebe, der inneren Anteilnahme eines wahrhaft menschlichen Verhältnisses von Lehrer zu Schüler stehen. Das ist es auch sicher, was die Eltern besonders unter individueller Behandlung verstehen. Nicht nur scharfer Tadel, beißende Ironie sind Erziehungsmittel, sondern Güte und Wohlwollen, Freundlichkeit und Freude. In dem Kampf zwischen Wind und Sonne behält die letztere die Oberhand; im Erdbeben, Sturmeswind und Feuersgluten war der Herr nicht, wohl aber im stillen sanften Sausen.

Wenn nun von vielen Eltern immer wieder und wieder der Wunsch ausgesprochen wird, auch einen *Einfluß auf den Schulgang* ihrer Kinder zu gewinnen, so ist das leider ein Wunsch, der weder berücksichtigt werden kann, noch darf. Die Schule ist kein Verein mit parlamentarischem Leben, sondern ein Institut, das der sichern und zielbewußten Führung von Fachleuten bedarf. Wie schon des öfteren erwähnt, können die Eltern viel dazu beitragen, den Schulgang zu individualisieren, ich möchte fast sagen zu vermenschlichen, wenn sie einen regen Konnex mit der Lehrerschaft unterhalten. Ebenso wird der Lehrer daraus vorteilen. Durch das Wesen der Beschäftigung bedingt, liegt immerhin die Gefahr vor, daß er weltfremd werden, daß

der Beruf seine menschlichen Anschauungen zu stark beeinflussen könnte. Nicht nur Reisen während der Ferien, sondern gerade zwangloses Zusammensein mit Vertretern anderer Stände dürften davor schützen.

An uns Eltern aber ist es, mit allen Kräften dafür zu sorgen, daß den Lehrern die Arbeit nicht noch unnötig erschwert wird. Gewiß ist bei ihnen nicht alles ideal ebensowenig wie in anderen Ständen; aber man darf doch hoffen, daß es keine Selbsttäuschung ist, wenn sie sagen: „Es ist hier doch manches besser geworden."

Daß das Haus selbst viel dazu beitragen kann, daß der Lehrer weiter kommt, muß ihm immer wieder eindringlich gesagt werden. Vor allen Dingen: sendet dem Lehrerstande, Ihr edelsten und besten Familien, Eure Söhne, die Ihr selbst zu edlen, freien Persönlichkeiten herangebildet habt, hinein ins Arbeitsfeld, das reif zur Ernte ist und der besten Schnitter bedarf! Füllet sie mit Begeisterung für den schönsten aller Berufe, Menschenseelen zu bilden, die Zukunft des Landes zu adeln! Schenket den Lehrern Eurer Kinder Vertrauen und vergeßt nicht, daß sie Euch vielfach selbst ersetzen. Und so lassen Sie uns vertrauensvoll einander die Hände reichen über alles Kleinliche hinüber, was uns trennen kann, zum Wohle der köstlichsten Kleinodien, die wir besitzen, unserer Kinder.

An diese Wünsche knüpfte sich eine fesselnde und lehrreiche Diskussion, in der von zahlreichen Direktoren, Lehrern und Lehrerinnen mit großer Liebe die mannigfachen Wege und Möglichkeiten behandelt wurden, um Schule und Haus in möglichst enge Berührung miteinander zu bringen. Mit vollem Recht konnte dabei darauf hingewiesen werden, daß ein prinzipieller Gegensatz, gar eine Feindschaft zwischen Schule und Haus bei uns zu Lande nicht bestehe, wie es leider sonst so oft beobachtet werden kann. Es handelt sich bei uns vielmehr nur um Einzelfälle, die durch den Mangel an Aussprache und Klärung zu falschen Verallgemeinerungen gelangten oder aus unmöglich realisierbaren Anforderungen Einzelner an die Schule entstehen. Mit besonderer Freude konnten die anwesenden Eltern erkennen, wie sehr den berufenen Erziehern die enge Fühlungnahme mit den Eltern am Herzen liegt, wie von verschiedenen Seiten es ausgesprochen wurde, daß die Direktoren und Lehrer für die Eltern immer Zeit und Geduld hätten und haben müßten. Aber gerade sie betonten es und belegten es mit überzeugenden Beispielen, daß die Eltern zwar oft die scharfe Sonde der Kritik an Einzelfälle zu legen, selten jedoch den Weg zur klärenden Aussprache mit Anstaltsleitern und Lehrern zu finden wüßten. Neben den Sprechstunden fanden auch andere Mittel zur Annäherung und zu besserem Kennenlernen eingehende Erörterung: so Klassenunternehmungen geselligen Charakters, zu denen auch die Eltern und Klassenlehrer gebeten werden, so — unter Ablehnung des russischen Instituts der Elternkomitees, die sich nirgends recht bewährt haben, — von der Schule berufene Elternversammlungen, auf denen pädagogische Fragen, etwa die Beaufsichtigung der Schularbeiten, Nachhilfestunden u. a. m. behandelt werden, wie sie in Deutschland mit sichtbarem Erfolge und unter allgemeiner Teilnahme der Eltern abgehalten werden. In manchen deutschen Städten — z. B. in Charlottenburg — gehen solche Konferenzen vom Magistrat aus und finden im Rathause statt. Von anderer Seite wurde weiter in feiner und liebevoller Weise auf die eminente Aufgabe der Schule gegenüber den kleinen Kindern, die bangen Herzens in eine ihnen ganz fremde Welt eintreten, hingewiesen: wie mit Takt und gütiger Beihilfe ihnen gerade die ersten Schritte leicht gemacht, sie dem schlechten Einfluß einzelner, nur zu leicht dominierender Elemente nicht preisgegeben werden müßten.

Vergnügen und Alkohol.

Von Mag. Erich von Schrenck (Riga).

Eine doppelte Klage geht durch unsere Zeit: die Klage über Verteuerung des Lebens und die Klage über zunehmenden Luxus. Seltsamer Widerspruch! Man sollte denken, daß die unheimliche Verteuerung der Lebensmittel und Wohnungen zu einer Einschränkung der Ansprüche führen sollte, anstatt dessen geht sie Hand in Hand mit einer Steigerung dieser Ansprüche. Es ist hier nicht der Ort, diesen Widerspruch zu erklären. Er ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß die Verteuerung des Lebens auf wirtschaftlichen Gründen beruht, die Steigerung der Lebensansprüche auf psychologischen und moralischen. Doch nicht um die Erklärung der Erscheinung ist es uns hier zu tun, sondern um die Erscheinung selbst und ihre verhängnisvollen Folgen. Man betrachte z. B. die Ansprüche an Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Geselligkeit und Vergnügen heuzutage und vor einem oder zwei Menschenaltern. Man betrachte die Einrichtung eines jungen Ehepaares heute und vor 30 Jahren in den entsprechenden Verhältnissen. Man höre auf die Klagen über die Veränderung der Geselligkeit, namentlich in Riga, über die Zunahme der formellen feinen „Aufnahmen" und Gastmähler. Man Vergleiche das alles mit der schlichten altväterischen Geselligkeit, der gemütvollen altbaltischen Gastfreundschaft, und man wird sich eine starke Verschiebung der Verhältnisse, eine Annäherung an die reichsdeutsche Art der Geselligkeit nicht verhehlen können.

Die Ansprüche an Lebensführung sind beständig gestiegen. Damit auch die Ansprüche an das Vergnügen. Erstlich hat die Menge der Vergnügen zugenommen. Das beweist ein Blick in die Zeitung und ihre Anzeigen. Welch ein Angebot! Wieviel mehr, wieviel mannigfaltiger als noch vor 30 Jahren! Und dieses Plus an Menge und Verschiedenheit könnte sich nimmer halten, wenn nicht das Vergnügen in viel breitere Schichten gedrungen wäre, wenn es nicht großen Bevölkerungsgruppen zugänglich gemacht wäre, für die ein bezahltes „Vergnügen" bisher eine große Seltenheit bedeutet hatte. Das Vergnügen hat also neben der Menge zugenommen an Breite. Es ist breiten Volksschichten zugänglich gemacht, demokratisiert worden. Es genügt hier wohl auf das Kino hinzuweisen. So hat das Vergnügen in zwei Dimensionen riesig zugenommen.

Leider fehlt die dritte: die Tiefe. Das Vergnügen ist stark verflacht. Wenn man an die nachhaltigen Einwirkungen denkt, die ein Vergnügen in der guten alten Zeit hinterlassen konnte, wo der Eindruck nicht gleich durch andere verwischt wurde, so muß man leider zugeben, daß das Vergnügen viel zur Verflachung unserer Zeit beiträgt. Auch hier ist in erster Linie auf das Kino und die Geselligkeit hinzuweisen.

Die schlimmen Folgen dieser Entwicklung zeigen sich leider auch in der Jugend. Es steht unserer Jugend zu viel an Vergnügungen zu Gebote. Ich

glaube, daß sich die Überbürdungsfrage zum Teil durch Einschränkung des Vergnügens lösen lassen wird. Denn das Vergnügen ist oft ebenso anstrengend, ja noch anstrengender als die Arbeit. Auch hier ist das Kino-Konto stark belastet. Hinzu kommen Knospenbälle, Kindergesellschaften, der Rigasche Schützengarten und — der Rigasche Strand. Dieser Strand, an dem ein sehr großer Teil unserer Jugend 2—3 Monate verbringt, bedeutet nicht ein wirkliches Strandleben. Nicht das Meer spielt hier die Hauptrolle, sondern die Geselligkeit. Es ist eine Fortführung des Rigaschen Stadtlebens unter etwas angenehmeren Bedingungen. Wirkliches Landleben, Alleinsein mit der Natur, Naturbeobachtung, Abhärtung und was sonst alles ein Sommeraufenthalt bieten kann, bietet unser Strand nicht. Auch der an unserem Strande getriebene Sport bewegt sich nur zum Teil in gesunden Bahnen. Großenteils fehlt ihm das eigentlich Jugendliche, Frische, Abhärtende. Auch er ist, wie z. B. das Tennis beweist, zu sehr verbunden mit Geselligkeit und Luxus. Man denke an die fast obligatorisch gewordenen teuren Sportkostüme.

Alle diese Erscheinungen haben auch ihren Schatten auf die Arbeit unserer Schuljugend geworfen. Es muß leider gesagt werden, daß das Gefühl für die unerbittliche Notwendigkeit der Pflicht nicht entwickelt ist. Natürlich gibt es auch unter uns viele musterhafte pflichttreue Jungen und Mädchen. Aber die Gesamtstellung unserer Jugend der Pflicht gegenüber läßt sehr viel, bedauerlich viel zu wünschen übrig.

Das zeigt sich besonders deutlich in einem unregelmäßigen Schulbesuch. Wenn man mit den Kindern darüber redet, so heißt es freilich stets: „Ja, was ist denn dabei zu machen? Wenn man nun krank ist, so geht's doch nicht anders" Rückt man aber der Sache etwas näher auf den Leib, so findet man eine Menge anderer Ursachen, die die Schulversäumnisse erklären. Ich erlaube mir auf ein Beispiel einzugehn, das beleuchtet, welche Verhältnisse hier in der baltischen Mädchenschule herrschen. Der Fall ist typisch. Mir liegt die Übersicht vor über die Schulversäumnisse einer obersten Mädchenklasse im Laufe eines ganzen Schuljahres. Von 16 Mädchen findet sich keine einzige, die gar keine Versäumnisse aufweist, und nur eine, die lediglich aus Krankheitsrücksicht gefehlt hat. Alle anderen 15 machen gelegentlich Gebrauch von den sonst noch üblichen oder möglichen Entschuldigungen: Häusliche Umstände, mit Wissen der Eltern, mit Erlaubnis der Eltern, Müdigkeit, Zugverspätung, Umzug, zu später Einzug in die Stadt, Konfirmation u. a. Sogar ein Besuch der Schneiderin muß zweimal für eine versäumte Stunde zur Entschuldigung dienen. Man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß es sich hier fast nur um unzulässige Schulversäumnisse handelt. Dabei ist die Summe der letzteren so groß, daß sie gegen 30 %, also fast ein Drittel aller versäumten Stunden ausmacht. Im Lauf des ganzen Jahres sind nämlich 750 Stunden von der Klasse versäumt worden, davon 529 aus Krankheit, 221 aus den sehr wenig stichhaltigen anderen Gründen. Diese

Zahl ist erschreckend groß, und dahinter steht wenigstens zum großen Teile das bei uns so blühende Vergnügen. Dabei soll die in Rede stehende Klasse durchaus nicht zu den schlimmen gehört haben. In früherer Zeit war es einfach selbstverständlich, daß Tanzgesellschaften für Schüler und Schülerinnen an Abenden vor Feiertagen stattfanden. Heute wird diese Rücksicht leider in sehr vielen Familien für unnütz gehalten. Ja sogar Schulfeste finden an Sonntagen statt. Es ist bei uns keine Seltenheit, daß ein Fest, ein Ball besucht, ein Tag darauf aber die Schule versäumt wird. Das ergibt dann solche Entschuldigungen wie Müdigkeit, häusliche Umstände, „mit meinem Wissen" und dergl. Welche Schädigung der Schulbetrieb, die Leistungsfähigkeit der Klasse, vor allem aber das Pflichtbewußtsein der Schüler und Schülerinnen nimmt, daran wird vom Hause wenig gedacht. Die Entschuldigungen werden von den Eltern nicht selten leichtsinnig ausgestellt und von der Schule viel zu nachsichtig entgegengenommen. In früherer Zeit galt die Regel: die Pflicht muß schonungslos erfüllt werden, nur ein Naturgesetz kann ihre Erfüllung verhindern. Heute gilt die Losung: man kann die Pflicht erfüllen, man kann sie aber auch nicht erfüllen, wenn nämlich eine außergewöhnliche Annehmlichkeit dazwischen tritt, wenn es mit den Wünschen, Anordnungen und Sommerplänen der Familie nicht ganz stimmt oder wenn es überhaupt zu unbequem ist. Das bedeutet aber nichts weniger als die völlige Auflösung des Pflichtgefühls, d. h. des Wertvollsten, was die Schule überhaupt vermitteln kann. Wie weit wir mit solchen Anschauungen kommen werden, brauche ich wohl nicht auszuführen. Hier muß sicher eine viel größere Strammheit in der Erziehung der Jugend einsetzen. Der erste Appell ist an das Haus zu richten, denn von ihm, von den Eltern hängt die Regelmäßigkeit des Schulbesuches in erster Linie ab. Freilich sollte auch die Schule diesem ganzen Kapitel eine größere Aufmerksamkeit widmen. Sie sollte, wo bei einem Schüler derartige unzulässige Entschuldigungen auftreten oder wo gar durch vorgeschützte Krankheit ein noch schlimmeres Licht darauf fällt, sofort in Verhandlung mit den Eltern treten. Wenn aber diese Verhandlungen erfolglos bleiben, so sollte die Schule auf Beseitigung solcher Schüler dringen. Wer einen Ball, ein Fest oder einen Ausflug für wichtiger hält als die Schule, für den ist die Schule überhaupt nicht da.

Eine wie ganz verkehrte Stellung das Haus oft dem Vergnügen gegenüber einnimmt, zeigt auch folgender Fall. Ein 15—16-jähriges Mädchen kommt nach den Weihnachtsferien völlig abgemattet und arbeitsunfähig mit tiefen Schatten unter den Augen zur Schule. Wie man sich nach der Veranlassung dieser schlimmen Weihnachts-„Erholung" erkundigt, erfährt man, daß das (N. B. im Kaiserwald lebende) Kind in 14 Tagen Einladungen erhalten und angenommen hat. Ja, wenn es sich ums Vergnügen handelt, dann ist keine Anstrengung zu groß. Dann wird alles erlaubt: man kann sich ja in der Schulzeit wieder davon erholen! Diese Fälle, wo die Ferien nicht zur

Erholung der Kinder dienen, sondern einem überanstrengenden Vergnügungsleben gewidmet werden, stehen leider durchaus nicht vereinzelt da.

Ferner, wie beliebt ist es bei uns, die doch wahrlich schon reichlich bemessene Ferienzeit dadurch zu verlängern, daß die Familie noch ein paar Tage (oder auch Wochen) vor Schulschluß aufs Land zieht uud die Schulkinder mitnimmt. Auch bezieht sich das alles keineswegs bloß auf Privatschulen. Diese und zwar ganz besonders die Mädchenschulen leisten freilich das meiste darin, und es tritt in ihnen unverblümter zu Tage, während in den Knabenschulen sich so manches hinter vorgeschobenen Erklärungen und Entschuldigungen verbirgt.

Wir haben auch in nationaler Beziehung keine Aussicht uns zu halten, wenn wir uns nicht zu einem strammeren Pflichtbegriff bekennen und unsere Jugend dazu erziehen. Die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft, die wir unbedingt brauchen, um nicht unter die Räder zu kommen, bedarf einer größeren Übung schon in der Jugend, bedarf einer angespannteren Arbeit, einer entschlosseneren Zurückstellung des Vergnügens, ganz besonders, wo dieses in Konkurrenz zu Pflicht und Arbeit tritt. Es machte auf mich einen tiefen Eindruck, als ich neulich den Brief einer ehemaligen Schülerin erhielt, die jetzt eine reichsdeutsche Frauenschule besucht und mir mitteilt, in dieser Frauenschule habe sie erst gelernt, was arbeiten heißt. „Also in all den vielen Jahren haben wir es Dir nicht beigebracht!“ mußte ich denken, „trotz heißen Bemühens nicht beigebracht!“ Da muß doch noch etwas fehlen an straffer Arbeitsorganisation, an entschlossenem Zusammengehn von Schule und Haus, um das Ziel einer wirklich pflichtbewußten, wirklich arbeitenden männlichen und weiblichen Jugend zu erreichen. An der Erreichung dieses Zieles aber hängt unsere Zukunft.

* * *

Doch was hat — so höre ich einwenden — mit alledem der Alkohol zu schaffen? Ist er es denn, der das Pflichtgefühl untergräbt? Ist ihm überhaupt im Leben unserer Gesellschaft, sonderlich unserer Jugend, eine so große Rolle zuzuteilen? Ich glaube, hier liegen in der Tat engere Beziehungen vor, als man gemeinhin annimmt, und ich will versuchen sie darzulegen.

Zunächst ist zu betonen daß der Alkohol auf unseren Lebenszuschnitt einen nicht unwesentlichen Einfluß ausübt. Man streiche einmal den Alkohol heraus, und das Budget mancher Familie, das nie in Ordnung zu bringen war, findet plötzlich sein Gleichgewicht. Welche Bedeutung kommt dem Alkohol in unserer Geselligkeit, bei unseren Festen und Vergnügungen zu! Wenn die teuren Weine von den Diners verschwinden, dann werden aus den feinen Diners gewöhnliche Mahlzeiten. Das Raffinement hört auf, das Bedürfnis nach neuen Gaumenreizen, auf die dann dieser oder jener Wein zu folgen hat. Mit dem Verschwinden des Alkohols wird auch das Essen einfacher. Die Geselligkeit wird eingeschränkt. Wie oft kommen Menschen zusammen, die sich

eigentlich nichts zu sagen haben, und deren Zusammensein nur durch den lösenden, natürliche Hemmungen beseitigenden Alkohol möglich und erträglich wird. Diese hohle wertlose Geselligkeit, die sich leider immer noch breit macht, fällt mit dem Verschwinden des Alkohols in sich zusammen. Die in einer alkoholfreien Geselligkeit zusammenkommen, die müssen sich auch wirklich was zu sagen haben. Denn sie haben nichts, was sie über die Hohlheit ihrer Beziehungen hinwegtäuschen könnte. Es gibt für sie keinen künstlichen Erreger, der ihnen eine seichte Unterhaltung als reizend vortäuschen könnte. Der Alkohol wirkt auf die Quantität und die Qualität unserer Geselligkeit stark ein, die Quantität steigernd, die Qualität herabsetzend. Man verbanne ihn, und die Geselligkeit wird an Menge zurückgehen, aber an Wert, an Inhalt zunehmen. Wie segensreich das für uns sein muß, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden.

Diese Erwägungen werden um so ernster, je mehr es Tatsache ist, daß der Alkohol aus der Geselligkeit der Erwachsenen auch in die der Jugend seinen Weg genommen und dort Schaden angerichtet hat. Obgleich es von allen Fachleuten anerkannt wird, daß der Alkohol dem Leben des noch werdenden, wachsenden, in der Entwicklung begriffenen jungen Menschen vollständig fernzuhalten ist, so sind wir in praxi davon noch weit entfernt. In unzähligen Häusern erhalten bei Festen oder Geburtstagen auch die Jungen und Mädchen ihr Glas Wein. Gibt es doch sogar Schulfeste und Schulausflüge — bei uns und in Deutschland — auf denen Lehrer und Schüler alkoholische Getränke genießen. Wie steht es mit unseren Schülerleseabenden? Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer, ja unmöglich es ist, einen solchen alkoholfrei zu erhalten, solange das Haus nicht die Notwendigkeit einsieht, unsere Jugend wenigstens mit Alkohol zu verschonen. Ja mancher Leseabend, der auf gesunder alkoholfreier Grundlage angefangen hat, kann durch ein einziges Haus, das der Alkoholsitte auch für die Jugend huldigt, in eine falsche Richtung getrieben werden.

Noch ein anderes Beispiel ist mir besonders lehrreich geworden. In einer mir bekannten abstinent lebenden Familie wurde ein Knospenball veranstaltet, auf dem sich Schüler und Schülerinnen der obersten Klassen trefflich amüsierten. Als es zum Abendessen ging, fanden die jungen Leute auf den Tischen zu ihrem Erstaunen weder Bier noch Weine, sondern Limonade. Diese blieb aber unberührt stehen, und sogar als die Hausfrau hinzutrat und freundlich zum Einschenken nötigte, hieß es, man danke sehr, sei aber nicht durstig u. s. w. Die Limonade blieb stehen. Was für eine Jugend — ist man versucht auszurufen — die nach fröhlich eifrigem Tanzen nicht auch fröhlich trinkt, was man ihr bietet, sondern nach dem Reizmittel Alkohol verlangt! Fürwahr ein beschämendes Bild für unsere Erziehung! Natürlich wars kein bewußter und organisierter, aber doch ein tatsächlicher Boykott der alkoholfreien Getränke. Also mit solchen Ansprüchen tritt unsere Jugend auf.

Der Alkoholgenuß ist ihr gutes Recht. Freilich ein böses Anzeichen für die Ansichten, die darüber in unserer Gesellschaft herrschen und die so unnatürliche Ansprüche zeitigen.

Hier muß man den Rückschluß auf schwere Erziehungsfehler machen, die in unserer deutschen Gesellschaft an der Tagesordnung sind. Daraus muß ich es mir auch erklären, daß wenn in der Schule in Prima oder Sekunda die Alkoholfrage als Vortragsthema vorgeschlagen wird, sich viel leichter ein lettischer als ein deutscher Schüler dazu meldet, wie denn auch in der Debatte die lettischen Schüler eher der Forderung der Abstinenz zustimmen als die Deutschen. Während nämlich die lettischen Jungen sich der Gewalt der Tatsachen unterwerfen und nicht selten die innere Logik, die zur Abstinenz führt, unbefangen anerkennen, merkt man es den deutschen Jungen an, daß sie aus einer Sphäre kommen, in der man sich dieser Logik bereits widersetzt hat. Die Alkoholtradition hat ihren belastenden Einfluß auf sie begonnen, und sie werden sie nicht los. So ist in ihnen bereits ein Wille zum Genuß auch in dieser Beziehung entstanden, der mächtiger ist als die in der Schule gebotene Aufklärung. Denn Gewöhnung ist stärker als Unterricht.

Hier zeigt sich erst der tiefste Zusammenhang von Vergnügen und Alkohol, von schwachem Pflichtgefühl und Alkohol. Die Stellung unserer Gesellschaft und unserer Jugend zum Alkohol hat eine symptomatische Bedeutung. An diesem Punkte zeigt sich besonders deutlich, wie sehr das Leben unserer Gesellschaft auf Genuß und Vergnügen eingestellt ist, wie wenig man geneigt ist, einer neuen Erkenntnis, die mit der zwingenden Logik nationaler und sozialer Gründe auftritt, Raum zu gewähren, wenn — sie das Vergnügen schädigt. Man empfindet so lebhaft ein Recht auf Vergnügen, daß man in ihm auch das Recht auf den Alkohol findet. Dies ist der Kernpunkt. Und deshalb hat gerade hier die Reform einzusetzen. Wenn es gelänge, an diesem einen Punkte die so stark aufs Vergnügen gerichtete Lebensanschauung zu durchbrechen, so müßte das für die gesamte Lebensrichtung und Lebensanschauung von unberechenbarem Segen werden. Die Alkoholfrage ist der Punkt, an dem der individualistisch gestimmte Mensch es lernen kann, sozial umzudenken. Nicht auf mich, mein Wohlbefinden, meinen Genuß, mein Vergnügen kommt es an, sondern auf mein Volk, meine Heimat, meinen Mitmenschen. Wer in der Alkoholfrage so zu denken gelernt hat — und das lernt man gerade an ihr —, der wird dann auch in anderen Fragen so fühlen und denken. So kann die richtige Stellungnahme zum Alkohol der feste Punkt werden, von dem aus die ganze falsche individualistische Lebensauffassung, die uns so unsäglichen Schaden bringt, bekämpft wird. Daß wir deutschen Balten nur bei solch wirklich nationaler und sozialer Stellungnahme unsere Güter mit Erfolg verteidigen können, das sollte uns schon unsere bedrängte Lage und unsere kleine Anzahl lehren. Von hier aus aber können wir nicht bloß zu einer Einschränkung und Vergeistigung des Vergnügens, zu einer Vereinfachung

und Vertiefung des Lebens gelangen, sondern auch zu jener Arbeit, jener Opferfähigkeit fürs Ganze, die zu unserer Erhaltung unumgänglich notwendig ist. Es haben in der Geschichte immer die Völker sich behauptet, die bei größerer Leistung weniger Genuß beansprucht haben. Wo aber das umgekehrte Verhältnis eintritt, da steht Verfall und Untergang bevor. Wenn bei uns leider das Verhältnis noch lange nicht so ist, daß wir auf unsere Erhaltung sicher rechnen dürfen, so müssen wir immer an neuen Punkten beginnen, es richtig zu gestalten. Unter diesen ist aber der Alkohol einer der wichtigsten. In seiner Zurückdrängung und Verbannung mehren sich die Kräfte der Selbstbeherrschung, Arbeitswilligkeit und sozialen Gesinnung, die schließlich den Sieg behalten müssen.

* * *

Was soll denn aber geschehen, damit der Alkoholgenuß aus der Jugendzeit völlig entfernt werde, damit so wenigstens eine Bahn frei werde für die Zurückdrängung des Vergnügens, für Vereinfachung der Lebensweise und Vertiefung des Lebens selbst? Hierauf möchte ich noch kurz eingehn, indem ich die Aufgabe der Schule an der Spitze behandle.

Die Schule, sofern sie Externat ist, kann in der ganzen Alkoholfrage einen direkt erzieherischen Einfluß nur schwer gewinnen. Wie ihr ganzer Betrieb auf den Unterricht eingestellt ist, so liegt es auch in dieser Frage am nächsten, zuerst an die notwendige durch die Schule zu gewährende Aufklärung zu denken. Auf die Frage nach der Art dieses aufklärenden Unterrichts gehe ich hier nicht näher ein. Da zur Einführung eines regelrechten Abstinenzunterrichts uns zunächst die erforderlichen Lehrkräfte fehlen, so wird einstweilen in der Mittelschule noch an eine mehr gelegentlich zu erteilende Aufklärung zu denken sein. Doch werden wir schon im Hinblick auf das Dumaprojekt auch die Erfordernisse eines systematischen Abstinenzunterrichts aufs neue prüfen müssen. Was die gelegentliche Belehrung über den Alkohol betrifft, so schließt sie sich am normalsten an den naturgeschichtlichen Unterricht, da eine physiologische Grundlegung unbedingt notwendig ist. Der deutsche Unterricht in Prima und Sekunda ist insofern auch ausgezeichnet für unsere Sache zu verwerten, als in ihm Schülervorträge über die Alkoholfrage sehr zu empfehlen sind. Dies hab ich mehrfach mit Erfolg ausgenutzt. Freiwillig meldet sich auf Vorschlag des Lehrers ein Primaner oder Sekundaner zur Behandlung des Themas und wird vom Lehrer mit der nötigen Literatur versorgt. Womöglich versehen sich auch andere Schüler mit etwas Literatur, damit sie bei der später einsetzenden Debatte gerüstet sind. Dieser Debatte sollte man sich nicht scheuen den ganzen Rest der Stunde und etwa 1—2 der darauf folgenden Stunden zu widmen. Da kann denn alles, was an Bedenken gegen die Notwendigkeit der Abstinenz in den Schülerköpfen lebt, heraus kommen und eingehend durchgesprochen werden. Gewöhnlich erwachsen dem alkoholgegnerischen Lehrer und vortragenden Schüler noch ein paar Bundes-

genossen in der Klasse, während andere einen mäßigen Alkoholgenuß verteidigen. Hier hat der Lehrer die Möglichkeit, zunächst eine Debatte zu leiten, in der er selber zurücktritt, um dann auch seine Meinung in die Wagschale zu werfen, den gewaltigen Ernst der ganzen Frage zu betonen und das Gefühl der Verantwortlichkeit für das wichtige Lebensalter, in dem die Schüler stehen, zu schärfen. Die Schule hat dann doch wenigstens ihre Zöglinge nicht ganz ohne Richtlinien entlassen, sondern ihnen noch vor ihrem Scheiden die nötigsten Kenntnisse und einen kräftigen Ansporn übermittelt.

Ausreichend ist diese Behandlung natürlich nicht. Schon deshalb nicht, weil viele Schüler bereits aus den mittleren Klassen der Schule austreten, zudem die Alkoholeinflüsse oft so zeitig ins Schülerleben hineinragen, daß es nicht geraten ist, die Frage bis zur letzten Schulstufe zu vertagen. Hier haben denn während des ganzen Schullebens jene Einflüsse einzusetzen, auf die Kollege Wachtsmuth vor 2 1/2 Jahren in seiner eingehenden Arbeit über Schule und Alkohol*) hingewiesen und die die Zustimmung des „Pädagogischen Kreises" in Riga gefunden haben. Wurde doch damals einstimmig die Resolution gefaßt: „Eine Beeinflussung der Jugend durch die Schule, sich im schulpflichtigen Alter des Alkohols zu enthalten, ist erwünscht" Freilich wurde damals manche Frage noch nicht endgültig entschieden, manche Kontroverse blieb offen. Einmütig aber wurden Resolutionen gefaßt über die Gestaltung von Schulfesten, Ausflügen, Wanderungen u. dergl. völlig ohne Alkohol, über die Behandlung der Alkoholfrage in Unterrichtsstunden, in Vorträgen und im Klassengespräch. Und es ist nur die Frage, wie weit die damals verlautbarten Grundsätze in den nun verflossenen 2 1/2 Jahren auch wirklich ins Leben übertragen worden sind. Jedenfalls brauche ich hier nur an Bekanntes zu erinnern, an Dinge, die von niemand bestritten sind, die nicht zu befolgen es daher auch keine Entschuldigung geben dürfte. Diese alkoholfreien Schulfeste, Wanderungen und dergl. tragen jedenfalls schon die eine wichtige Frucht, daß sie immer aufs neue den praktischen Beweis erbringen, daß es sehr gut, sehr lebendig und sehr fröhlich ohne Alkohol hergeht.

Aber alles das genügt noch nicht, es ragt noch zu wenig in das Leben der Schüler hinein und bringt noch keine ausreichende Orientierung über die ganze Alkoholfrage und ihre große Wichtigkeit. Ich möchte daher auf noch einen Versuch hinweisen, der in letzter Zeit vom Kollegen Karl Westberg gemacht worden ist, um in der Sache vorwärts zu kommen. Er hat sich an die Schüler der 3. und 4. Klasse gewandt und mit ihnen Unterhaltungsnachmittage veranstaltet, die regelmäßig ihren Ausgang in der Alkoholfrage nahmen. Ein kleiner Vortrag über das Wesens des Alkohols, über seine physiologischen, psychologischen oder sozialen Wirkungen wurde regelmäßig an den Anfang gestellt, wobei häufig Demonstrationen an Karten und dergl. das Gesagte veranschaulichten.

*) Pädagogischer Anzeiger für Rußland. 1912. Heft 1.

Es folgte der Vortrag eines Gedichtes oder einer Geschichte, die ebenfalls die Rolle des Alkohols im Leben verdeutlichte. Dann ging es zum eigentlich unterhaltenden Teile des Abends über, in dem Spiele, Deklamationen, Lieder und sonstige musikalische Vorträge der Schüler mit einander abwechselten. Da ich nach Kräften diese Abende, die sog. ABC-Abende (weil in ihnen das ABC einer vernünftigen Lebensführung zur Sprache kommt) besuchte und unterstützte, habe ich einen Eindruck von ihnen gewonnen und hoffe, daß sie sich noch weiter entwickeln werden. Da die Schüler in ihnen nicht nur aufnehmend sind, sondern in Musik und Deklamation ihre Kräfte selber entfalten, so liegt ein anregendes Moment in ihnen, das Lehrer und Schüler näher zu verbinden wohl geeignet ist. Zugleich aber muß aus dem ganzen nach und nach eine Bekanntschaft mit dem Wesen und den Gefahren des Alkohols erwachsen. Ob sich daraus allmählich eine Schüler-Abstinenz-Vereinigung entwickelt, bleibt abzuwarten. Ich glaube, daß wir dem Gedanken, solche Vereinigungen zu gründen, auf die Dauer nicht aus dem Wege gehen können. In Deutschland wachsen sie zusehends. So zählt allein der Schutzengelbund, der ein Abstinentenbündnis für katholische Schulkinder bis zum 14. Jahre ist, 120000 Mitglieder in Deutschland, außer Deutschland gegen 10000. Ferner wirken in Deutschland der Hoffnungsbund, die Jugendlogen, die Germania u. a. Hierzu gesellen sich Vereinigungen wie die „Wandervögel" und „Pfadfinder", die durch die Verbindung der Fußwanderungen mit dem Abstinenzgedanken großen Nutzen schaffen. Auf diesem ganzen Gebiete liegt eine große Zukunft. Doch das geht schon über das Gebiet der Schule hinaus.

Aber eine wichtige Verbindung hat es mit der Schule. Wir können nicht anders, als die Lehrer für die berufenen Führer solcher und ähnlicher Bestrebungen ansehen. Daß wir damit nicht im Unrecht sind, beweist unter anderen auch unsere dem Deutschen Verein angehörende Vereinigung für Heimatkunde mit ihrer Wandersektion. Alle die Aufgaben, die ich bisher gezeichnet habe, die Leitung von Anti-Alkoholstunden, von Vorträgen darüber, von Klassengesprächen, von alkoholfreien Schulfesten und Fußtouren, von ABC-Abenden und dergl., sie alle verlangen Männer und Frauen, die sich mit der Sache beschäftigt haben, von einem menschlichen Mitgefühl für die Alkohol-Verheerungen erfaßt sind und zugleich von ehrlicher Begeisterung ergriffen, die Jugend, also die Zukunft vor diesen entsetzlichen Übeln zu behüten. Solche Lehrer und Lehrerinnen brauchen wir in viel größerem Maße. Heute gilt leider noch in vollem Umfange das Wort: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter" Nur wenn die Wahrheit und Schrecklichkeit dieses Wortes in Bezug auf unsere Frage erfaßt wird, ist Hoffnung, daß sich die Hände mehren, die riesengroße Arbeit einer richtigen Einführung und Gewöhnung unserer Jugend mutig anzugreifen. Der Lehrerstand muß voran, sonst ist er des großen Werkes der Jugenderziehung nicht wert. Der treffliche Hilty spricht einmal die Überzeugung aus, daß wenn erst die Masse der Pastoren, Ärzte

und Lehrer der Abstinenzsache zugefallen, ihr Sieg entschieden sei. Aber auf diese drei Berufsklassen komme zunächst alles an. Hoffen wir, daß ihre Vertreter in einem etwas schnelleren Tempo als bisher die Bedeutung der Frage erkennen und dann auch für ihre eigene Person die nötige Konsequenz daraus ziehen.*) Wir haben wahrhaftig keine Zeit zu verlieren, und zumal in unseren Verhältnissen kommt es auf jeden einzelnen, sein Mitfühlen, Mitreden und Mittun an, wenn in der aufwachsenden Generation eine veränderte Stellung zu Vergnügen und Alkohol, Lebensgenuß und Lebensarbeit erzielt werden soll. Die wenigen Lehrer und Lehrerinnen, die sich bisher in dieser Frage geregt haben, können es wirklich nicht zwingen. Wenn sich ihre Zahl nicht mehrt, wenn ihr Hilferuf ungehört verhallt, dann haben wir keine Aussicht, in dieser Frage, die — wie gezeigt — für uns eine Lebensfrage ist, vorwärts zu kommen. Daher: Freiwillige vor!

Aber auch wenn die Schule und die Lehrerschaft die rechte Stellung diesen Fragen gegenüber einnimmt, so scheinen sie mir noch nicht ohne weiteres im günstigen Sinne entschieden. Einen unendlich viel stärkeren Einfluß als die Schule übt das Haus auf die Lebensführung des Schülers aus. Wie häufig muß man es erleben, daß die besten Absichten, die überzeugendsten Belehrungen und Antriebe der Schule einem ausdrücklichen oder auch unausgesprochenen passiven Widerstand des Hauses gegenüber völlig vergeblich sind. Wie wird sich unser deutsch-baltisches Haus den Bestrebungen der Abstinenz gegenüber verhalten? Das ist die letzte und wichtigste, die eigentlich entscheidende Frage. Ich übergehe solche Fälle, wo das Unverständnis für die Wichtigkeit der Frage so groß ist, daß man ihr lediglich mit Witzeleien entgegentritt. Welch schwere Sünde hier begangen wird, will ich nicht weiter ausmalen. Ich rede von Menschen, denen wenigstens eine Ahnung davon aufgedämmert ist, daß es sich hier um ernste nnd große Dinge handelt. Aber auch wo das der Fall ist, wie oft läßt man die Jugend gelegentlich am Alkoholgenuß teilnehmen, obgleich das von Ärzten und Erziehern so gut wie einstimmig verworfen wird. Ich denke ferner an solche Fälle, wo man die heranwachsende Jugend vom Alkoholgenuß fernhält, selber aber nicht darauf verzichten will. Dies ist ja freilich, verglichen mit früher, ein Fortschritt, ausreichen aber, wirklich zum Ziele führen kann es nicht. Hat doch schon Bunge darauf hingewiesen, daß die Jugend, solange die Erwachsenen ihr den Alkoholgenuß verbieten, dem sie selber fröhnen, stets den Schluß ziehen wird, daß der Alkohol doch eigentlich zur rechten Lebensführung gehöre, und ungeduldig die Zeit abwartet, wo auch sie zu diesem Genuß zugelassen wird.

In einer ganz anderen Lage dagegen befindet sich jedes Haus, in dem der Alkohol überhaupt keine H imstätte findet. Hier wachsen die Kinder unter

---

*) In der Schweiz ist ein Drittel aller reformierten Pfarrer abstinent. Wenn wir wenigstens so weit wären!

wirklich normalen Bedingungen heran. Die abstinente Lebensweise wird hier als die eigentlich natürliche empfunden. Nicht wenden sich sehnsuchtsvoll die Blicke der Jugend auf die Zeit, da auch sie zu den Genüssen der Erwachsenen zugelassen wird. Vielmehr steht die Lebensweise der Eltern und der Kinder in voller Harmonie, und die Enthaltung von alkoholischen Getränken erscheint deshalb so selbstverständlich, weil Vater und Mutter sie mitmachen. So wächst das Kind in diese Gesinnung als die eigentlich natürliche so hinein, daß ihm auch später der Gebrauch narkotischer Reizmittel als das Unnatürliche erscheint.

Wir Lehrer können durch Aufklärung, durch Propaganda, durch richtig geleitete Schulveranstaltungen und dergl. den Boden bereiten. Die eigentliche Reform wird vom abstinenten Hause ausgehn. Wenn wir noch zur rechten Zeit auf die rechte Fährte einbiegen wollen, wenn wir dem gefährlichen Druck der Zeit zum Vergnügen hin mit dem rechten Gegendruck begegnen wollen, dann gilt es Zentren zu schaffen, von denen die gesunde, normale, unser Volkstum erhaltende Einrichtung des Lebens kräftig ausstrahlt. Solche Zentren sind und werden in steigendem Maße die abstinenten Häuser werden. Den richtigen Kampf gegen Alkohol und ein verflachtes Vergnügungswesen aufnehmen müssen wir auf allen Punkten der Linie. Aber entschieden werden muß er durch das abstinente Haus. Wo so ein Haus sich bildet, in dem eine neue frische Generation im vollen Einverständnis mit den Eltern heranwächst, völlig zufrieden, nichts entbehrend bei abstinenter Lebensweise, da sind die eigentlich positiven Kräfte der Zukunft wirksam. Da wird auch das eigentliche patriotische Werk getrieben, in dem der Geist Pflege findet, der unser Volkstum retten und erhalten muß.

Daß es in einem solchen Hause ebenso heiter und frisch und lustig zugehn kann, wie in einem nach dem alten Regime gelenkten, bedarf keines Beweises mehr. Haben doch die Erfahrungen in Finnland, Skandinavien, England, Deutschland und anderen Ländern gezeigt, daß der Naturgenuß, die Naturbeobachtung, die Wanderbewegung, der Sport, die Heimatkunde und viele andere herzerfreuende Dinge gerade auf dem Boden der Abstinenz am besten gedeihen. In der Verbindung all dieser Bestrebungen muß auch das Heil für unser Studentenleben gesucht werden, das einer Regeneration so dringend bedürftig ist. Durch die Abstinenz kommt nicht ein trübseliger, sondern ein heiterer, frischer, begeisternder und aktiver Zug ins Leben hinein. Und zumal die Jugend — sowohl die Schuljugend als die Studentenschaft — sie bedarf fürwahr nicht der künstlichen Reizmittel, um sich der schönen Welt zu freuen. Es ist die Macht der Überlieferung, die noch immer solchen falschen Glauben verbreitet. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein" ist treffend gesagt worden. Diese einzig schöne Trunkenheit, Begeisterung genannt, dieses reine Feuer aus einer höheren Welt, das wollen wir wahrhaftig nicht durch künstliche Trübungen entweihen. So wenig wie das Licht des Tages eines Feuerwerkes bedarf, so

wenig bedarf die reine gottgegebene Stimmung jugendlicher Begeisterung künstlicher Reiz- und Steigerungsmittel, die gerade die reine göttliche Flamme zu ersticken drohen.

Vergnügen und Alkohol hatten wir zu behandeln. Von dem vermehrten, verbreiterten, verflachten Vergnügen sind wir ausgegangen, dessen Zusammenhang mit dem Alkohol wir nicht leugnen konnten. Beim Vergnügen ohne Alkohol sind wir angelangt, einem Vergnügen, das nicht so geräuschvoll, nicht so ungebunden auftritt, das aber den Menschen nicht hinab, sondern hinaufzieht und sich so zur wirklichen edlen Freude auswächst, einer Freude, die sich um so reiner entwickeln darf, weil sie nicht, wie die Alkoholfreuden, mit dem Ruin unserer Mitmenschen und zahllosen Tränen erkauft ist.

An solchen Werken mitzuarbeiten, dürfte sowohl den Erziehern der Jugend als der Jugend selber lockend und lohnend erscheinen. Handelt es sich doch — wie auf dem Berliner Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung treffend gesagt worden*) — nicht mehr um Gesundheit, Tüchtigkeit und Charakterbildung des einzelnen. Es gilt, mitzuarbeiten an der Gesundung, Hebung und Erneuerung des Volkslebens. Es gilt die Schwachen vor dem Fall zu bewahren, den Zagenden eine Bahn zum Aufstieg frei zu machen, den feindlichen Mächten der Zerstörung die lebenserhaltende und lebensfördernde Kraft weitsichtiger, opferfreudiger, alles überwindender Liebe entgegenzustellen! Heil unserer Jugend, wenn sie die Abstinenz in solcher Gesinnung auf sich nimmt und ausübt! Heil dem Lande, dem eine solche Jungmannschaft heranwächst!

Durch einen Diskussionsredner wurden die bei der Bekämpfung des Alkohols durch die Schule möglicherweise eintretenden Gefahren angeführt: Konflikte zwischen Schule und Haus, sowie gesellschaftliche Vereinsamung bei Abstinenz der Lehrerhäuser. Hiergegen wurde betont, daß bei taktvoller Behandlung der Alkoholfrage in der Schule ein Konflikt zu vermeiden sei und die Abstinenz der Lehrerhäuser des Beispiels wegen geboten erscheine. Ferner wurde die große Bedeutung hervorgehoben, die speziell die Mitarbeit der Frauen im Kampfe mit dem Alkohol habe. Nur bei Abstinenz des Hauses könne eine alkoholfreie Jugend erwartet werden. — Oberl. W. Wachtsmuth betonte (indem er auf seine im Päd. Anz. über den Abstinenzunterricht bereits geäußerte Meinung kurz hinwies) die Waffenbrüderschaft und Notwendigkeit sowohl der Abstinenz; als auch der strengen Mäßigkeitsbewegung. Die Abstinenz sei als schweres Geschütz die einzige Waffe gegen den Alkoholismus des niederen Volkes, während in den gebildeten Kreisen die leichte Waffe der Mäßigkeit mehr Erfolg verspreche. Daß hier schon Erfolge zu verzeichnen seien, beweise die Abnahme des Alkoholverbrauchs in den Studentenkorporationen. Nur zeige sich hier, wie überhaupt in der Gesellschaft, eine Steigerung des Luxus, indem vielfach Sekt und Likör getrunken würden. In einem Schlußwort richtete der Referent

*) Von Dr. B. Strehler. Im Sammelbande: Alkoholfreie Jugenderziehung. Die Vorträge des 1. deutschen Kongresses für alkoholfreie Jugenderziehung. Berlin 26.–28. März 1913. Herausgeg. v. Prof. J. Gonser. Berlin 1913. Mäßigkeitsverlag. 224 Seiten. Preis 1 Rbl. 32 Kop. Vgl. ferner noch das sehr lehrreiche Buch von Karl König: Der Alkohol in der Schule. Straßburg. Fr. Bull. 1912 345 Seiten.

einen ernsten Appell an die Versammelten, die Hauptwaffe gegen den Alkoholismus, die auch bisher die weitaus größten Erfolge erzielt habe, zu ergreifen und zur Abstinenz überzugehen. Es komme auf diesen „letzten Schritt" an. Man brauche viel mehr voll entschlossene Mitkämpfer als bisher. Wer sich aber zum „letzten Schritt" noch nicht gleich entschließe, solle die Frage doch wenigstens studieren, wozu die ausliegenden Broschüren dienten. — Im Handumdrehn waren gegen 150 Broschüren abgesetzt. (Namentlich Bunge, die Alkoholfrage. Preis 6 Kop.).

❀ ❀ ❀

Zur Frage der Schüler-Überbürdung.

Von Direktor C. Hunnius (Mitau).

Schon sehr bald nach der Wiedereröffnung unserer deutschen Schulen ist gegen sie der Vorwurf erhoben worden: sie stellten an ihre Zöglinge zu hohe Ansprüche und überanstrengten sie dadurch.

Ein solcher Vorwurf kann sich nach drei Seiten richten. Erstens: das Schuljahr enthielte zu wenig Ruhetage; zweitens: der Schultag hätte zu viel Schulstunden; und endlich drittens: zu den einzelnen Schulstunden werde zu viel aufgegeben.

Ich will bei Beantwortung dieser Vorwürfe allein von den an der Landesschule zu Mitau herrschenden Verhältnissen ausgehen, da nur diese mir genau bekannt sind. Doch dürften die Verhältnisse an den anderen deutschen Schulen des Baltenlandes, die denselben Typus haben, sehr ähnlich sein.

Unser Schuljahr zählt 200 Schultage, die Kronsmittelschulen ca. 175, die preußischen 240. Unsere alte deutsche Schule muß etwas über 200 Schultage gehabt haben. Obgleich wir also bedeutend mehr Schultage als die Kronsschulen haben, so wird in den Elternkreisen unserer Schüler doch nur selten über die Menge der Schultage geseufzt, wohl am ehesten an schönen, heißen Mai- und Augusttagen.

In diesem Punkte werden also von unseren Schulen keine wesentlichen Änderungen verlangt. Wie steht es nun mit dem zweiten Punkt, der Anzahl der täglichen Schulstunden?

Wir haben in Mitau seit Eröffnung der Landesschule die Kurzstunde von 45 Minuten. Der Unterricht beginnt um 8 Uhr 10 und schließt bei 5 Stunden um 12 Uhr 45, bei 6 Stunden um 1 Uhr 40. Zwischen den Stunden liegen Pausen von 10 Minuten, nur zwischen der dritten und vierten Stunde liegt eine Frühstückspause von 20 Minuten. An wissenschaftlichen Wochenstunden werden gegeben:

Gymnasium		Realschulen	
VII	27	7	26
VI	28	6	27
V	29	5	29
IV	30	4	30
III	30	3	30
UII	30	2	30
OII	32	U1	32
UI	33	O1	30
OI	36		

Dazu können von Tertia an 2 Stunden Französisch oder Englisch fakultativ kommen. Dieser fakultative Unterricht wird nur den Schülern gestattet, die nicht sehr beschäftigt sind, und hört in den Examenklassen auf.

Durch die nichtwissenschaftlichen Fächer, Zeichnen, Kalligraphie, Turnen, Gesang, wächst die Stundenzahl folgendermaßen:

VII, 7, VI, 6	33	
V, 5	34	
IV, 4	35	
III, UII, OII, UI, 3, 2	34	(dazu event. noch 2 fakultative Stunden)
U1, OI	36	
O1	34	

Diese Zahlen gehen, wenn man von den Examenklassen absieht, nicht über die der Kronsschulen und der Petersburger Kirchenschulen hinaus. Unsere Examenklassen können aber wegen der abnormen Bedingungen, denen unsere Examinanden unterworfen sind, nicht mit den entsprechenden Klassen der genannten Schulen verglichen werden.

Diese Zahlen werden den meisten Laien nicht sehr hoch erscheinen. Waren sie doch auch in unseren alten deutschen Schulen, die die meisten Väter unserer Schüler noch besucht haben, etwas höher. Wir Fachleute wissen allerdings, daß mehr wie vier Vormittagsstunden, die nicht durch längere Pausen unterbrochen sind, nicht gegeben werden sollten, wenn in allen Stunden wirklich intensiv gearbeitet wird.

Einen viel größeren Uebelstand jedoch als die Anzahl der Stunden bildet die Anzahl der Fächer, die in diesen Stunden behandelt werden muß. Diese große Anzahl von obligatorischen Fächern ist m. E. ein Hauptgrund der geringen Fortschritte so vieler Schüler. Die mangelnde Konzentrationsfähigkeit führt zu großer Vergeßlichkeit.

Wie hier Abhilfe zu schaffen wäre bei der Menge der von der Regierung vorgeschriebenen Fächer mit ihrer festnormierten Stundenzahl und bei Berücksichtigung unserer eigenen Forderungen, das ist eine sehr schwierige Frage, auf die ich hier nicht näher eingehen will, da die Klagen über Ueberbürdung

nicht durch diese Umstände veranlaßt sind, sondern vor allem durch die von der Schule verlangten Hausaufgaben.

Ich habe schon seit einigen Jahren einige meiner Ordinarien Erhebungen anstellen lassen über die Zeit, die ihre Schüler zur Anfertigung ihrer Hausaufgaben brauchen, habe aber erst im letzten Jahr mit Hilfe bestimmter Tabellen diese Erhebungen in den unteren und mittleren Klassen systematischer durchführen lassen. Ich habe meine Erhebungen fürs erste auf diese Klassen beschränkt, weil gerade aus diesen Klassen die meisten Klagen einlaufen und weil die Schüler dieser Klassen ja in einem Alter stehen, wo Ueberbürdung besonders schlimme Folgen haben kann.

Der Ordinarius sucht in jedem Quartal eine Woche aus, in die keine Feiertage fallen und in der der Schulbetrieb auch sonst möglichst normal ist, und läßt die Schüler in ihre Aufgabenhefte zu jeder Schulaufgabe jedes Tages die Arbeitszeit notieren. Wo keine Aufgabenhefte mehr sind, geschieht es auf besonderen Zetteln. Diese Angaben sind natürlich bei vielen Schülern nicht sehr zuverlässig. Einige Ordinarien suchen sie dadurch zu kontrollieren, daß sie die Schüler einen beliebigen Nachmittag in die Schule kommen und ihre Hausaufgaben in der Klasse anfertigen lassen. So dankenswert diese Kontrolle auch ist, da sie die Schüler zu genaueren Angaben veranlaßt, eine absolut zuverlässige Korrektur der Schülerangaben kann man auf sie nicht begründen, da die veränderten Arbeitsbedingungen veränderte Resultate ergeben müssen. Wenn auch so die Einzelzahlen unzuverlässig sind, so sind die Durchschnittszahlen doch zuverlässiger, da die Fehler sich z. T. gegenseitig aufheben. Einige Schüler machen, um mit ihrer Begabung zu renommieren, zu niedrige, andere, um für fleißig zu gelten, zu hohe Angaben. Die Zahl der letzteren halte ich für größer, die Durchschnittszahlen sind daher eher zu hoch als zu niedrig.

Arbeitszeit in Minuten.

Klassen		I Quartal		II Quartal		III Quartal	
VII	7	94	108	98	129	137	152
VI	6	91	94	93	122	100	125
V	5	102	146	137	145	138	176
IV	4	126,5	128	136,5	143	141,9	142
III	3	128,5	164	180	128	150	168
UII	2	—	—	148,5		131,3	
OII	U1	140,7		129,3		117,7	
		682	640	922	667	916	763
		1322		1589		1679	
		(1472)					

Es zeigt sich also ein allmähliches Ansteigen der Zahlen von Quartal zu Quartal um etwa 8 Min. pro Klassendurchschnitt. Wenn man den Gesamt-

durchschnitt aller Klassen und aller Quartale nimmt, so ergibt sich für die drei unteren Klassen ein Durchschnitt von 121 (G. 109, R. 133) Min., für die mittleren ein solcher von 140 Min. (R. 145). Diese Zahlen entsprechen nun m. E. nicht genau der Wirklichkeit, sondern werden etwas zu hoch sein. Jede Statistik wird desto genauer, über je mehr Material sie verfügt. Unsere Klassen sind teilweise zu klein, um eine genaue Statistik zu ermöglichen. Die falschen Angaben von 1—2 Schülern können den Durchschnitt erheblich beeinflussen. Wenn ich auch überzeugt bin, daß die große Mehrzahl unserer Schüler richtige Angaben gemacht hat, so bin ich doch ebenso überzeugt, daß einige notorische Faulpelze in ihren Angaben sehr freigebig gewesen sind. Aber wenn es auch mit den vorliegenden Daten seine Richtigkeit haben sollte, kann der Durchschnittsschüler zwischen 5 und 8 Uhr bequem seine Schulaufgaben erledigen.

Die folgende Tabelle gibt in Minuten die durchschnittliche Vorbereitungszeit, die die Schüler einer Klasse für jede Stunde in den einzelnen Fächern nötig haben:

	VII.	7.	VI.	6.	V.	5.	IV	4.	III.	3.	UII.	Gesamtdurchschn.
Religion	12	18	21	24	22	32	17	21	21	23	15	20
Deutsch	24	32	22	12	24	23	19	22	24	18	20	22
Russisch	24	46	19	25	25	29	26	39	41	38	31	31
Französ.		17		15		52		53	21	45	22	36
Englisch									30	25		
Lateinisch	26		19		27		28		32		23	26
Griechisch							27		25		28	27
Geographie	22	38	24	20	39	37	38	27	21	35		27
Geschichte					27	24	34	31	35	34	24	30
Naturgesch.	15	24	13	15	23	33		19		30		21
Physik										28	61	44
Arithmetik	24	23	27	28	27	26						
Algebra							37	10	36	29	20	26
Geometrie						(52)	31	14	34	33	28	
Trigonom.												
Gesch. Rußl.			27	18	26	29						25
Geogr. Rußl.	38	48										
Zeichnen	24	27	12	14	7	8						
Kalligr.	34	36		16								

Die 52 Min. bei der Geometrie in 5 beziehen sich nicht auf die eigentliche Geometrie, sondern auf geometrisches Zeichnen.

Die 61 Min. für Physik in UII sind durch eine größere Repetition, die in die eine Probewoche fiel, zurückzuführen.

Häusliche Aufgaben in Zeichnen und Kalligraphie werden natürlich nur gegeben, wenn die Schüler nicht zu viel mit ihren sonstigen Aufgaben zu tun haben.

Die angeführten Daten, so sehr sie im einzelnen auch mit Vorsicht aufzunehmen sind, berechtigen m. E. doch zu der Behauptung, die Anforderungen, die unsere Schule an den häuslichen Fleiß ihrer Schüler stellt, sind nicht übertrieben, sie sind ungefähr dieselben, wie zur Zeit unserer alten deutschen Schule.

Woher denn jetzt die Klagen, die damals kaum laut wurden?

Die Antwort liegt in folgendem: Wohl hatte unsere alte deutsche Schule ebensoviel oder noch mehr Wochenstunden als unsere jetzige, die zudem noch unbequemer angeordnet waren, wohl verlangte sie mindestens ebensoviel an Hausaufgaben von ihren Schülern, aber zwischen Theorie und Praxis klaffte damals ein gewaltiger Spalt. Obgleich die Schulräume damals im allgemeinen schlechter waren als heutzutage, so kehrte damals doch der Schüler in der Regel nach 6 Schulstunden weniger ermüdet heim als heute nach 5, weil er damals in manchen Stunden durch gründliche Unaufmerksamkeit und allerlei Ulk seine Nerven wieder auffrischen konnte. Das ist jetzt in viel geringerem Umfange möglich. Ferner die Hausaufgaben! Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß damals ein normalbegabter Knabe die Schule gut durchmachen konnte, wenn er im Durchschnitt etwa die Hälfte seiner Hausaufgaben erledigte. Auch das ist heutzutage ganz anders geworden.

Diese Aenderung ist nun nicht eingetreten, weil unsere heutige Jugend gewissenhafter und pflichtbewußter geworden ist, sondern weil die Kontrolle seitens der Lehrer eine viel gründlichere ist. Der Schüler wird heutzutage in unseren deutschen Schulen mehr zur Arbeit genötigt als früher. Das hat m. E. die meisten Klagen über Überbürdung hervorgerufen.

Wir leben in einer Zeit, wo mehr die Rechte als die Pflichten der Menschen betont werden. Dieser Zeitgeist übt auch auf unsere Jugend seinen Einfluß aus. Die Schule soll ihr Rechte verschaffen, ohne ihr allzuviel an Pflichten aufzubürden. Und viele Erwachsene bestärken die Jugend in dieser Auffassung, aus Angst vor den gesundheitsschädlichen Folgen der vielen Arbeit. Wie die ärztliche Kunst uns heutzutage manchen Schwächling großzieht, so hat die Verbreitung von medizinischem Wissen in Laienkreisen die Angst vor Erkrankungen gefördert.

In unserer alten Schule leisteten voll das von der Schule Verlangte die Schüler, die zu Hause in einer Atmosphäre aufwuchsen, wo mühevolle Pflichterfüllung etwas Selbstverständliches war, was ohne Klagen geleistet wurde; in einzelnen Fächern auch die Schüler, die für diese Fächer Begabung und Neigung hatten. Die vielen weniger Begabten und nicht von Hause zu strenger Pflichterfüllung Erzogenen, die auch damals in Mengen unsere Schulen besuchten, konnten diese Schulen in der Regel durchmachen, ohne allzu sehr gepreßt zu werden. Das hat jetzt bei uns aufgehört. Wir verlangen jetzt von jedem unserer Schüler, daß er die Klassenauf-

gaben erledigt. Tut er es nicht, so wird er gedrängt und genötigt, und schließlich, wenn alles nicht hilft, zu Privatstunden gezwungen, um die entstandenen Lücken zu schließen. Daher die vielen Privatstunden in unseren Schulen.

So kommt es, daß trotz vervollkommneter Lehrmethoden unsere jetzige deutsche Schule mehr Privatstunden verlangt, als das früher der Fall war.

Was soll man da nun tun? Zu den Zuständen unserer alten Schule zurückkehren können und wollen wir nicht. Sollen wir uns achselzuckend ins Unvermeidliche ergeben und die Klagen über uns ergehen lassen?

Ich meine nun doch nicht. Sondern wir sollen:

Immer wieder auf die Regierung einzuwirken suchen, daß sie uns normalere Examenbedingungen gewährt, die Anzahl der obligatorischen Schulfächer verringert nnd in den übrigbleibenden Fächern nur ein Können und kein bloßes Wissen ohne Können verlangt.

Wir sollen ferner als Glieder der Gesellschaft auf unsere Zeitgenossen und als Lehrende auf die uns anvertraute Jugend einzuwirken suchen und so viel an uns liegt der Überzeugung zum Siege verhelfen, daß das Leben erst köstlich ist, wenn es voll Mühe und Arbeit ist.

Vor allem aber müssen wir — das ist unsere eigentliche Aufgabe als Lehrende — unsere Lehrmethoden zu vervollkommnen suchen, um das mangelhafte Verständnis und die Unlust, die sich bei so vielen Schülern zeigen, zu überwinden. Wären wir einmal so weit, daß jeder Schüler gern und mit Verständnis lernte, dann würden auch bei unverminderten Anforderungen die Überbürdungsklagen verstummen.

Um das zu erreichen, müßte unser ganzer Schulbetrieb mehr darauf eingestellt werden, ein Können und kein bloßes Wissen zu zeitigen. Nun läßt sich selbstverständlich ein Können ohne Wissen nicht erreichen. Es müßte daher streng geschieden werden zwischen dem Wissen, das sich in ein Können umsetzt, und dem Wissen, das bloßes Wissen ist und daher sehr bald wieder zu einem Nichtwissen wird.

Ein bloßes Wissen ist da, wo der Schüler das vom Lehrer Erklärte und im Lehrbuch Gelesene in der nächsten Stunde ebenso wiedergibt, ein Können, wo er auf Grund eines ständig gegenwärtigen Wissens einen Stoff selbständig ordnet. Dies Können ist ja von Alters her in unseren Schulen geübt worden; in den Sprachen beim Übersetzen und in den Aufsätzen, in der Mathematik beim Aufgabenrechnen. Es müßte aber noch viel mehr zur Anwendung gelangen.

In der Geschichte zum Beispiel denke ich mir die Sache so:

Auf der Unterstufe feste Aneignung des Stoffes. Der Schüler übt sich bei der Wiedergabe im guten Erzählen. Die Erzählungen sind ihm neu, er hört und erzählt sie gern. Durch ständige Wiederholung der Fakta muß der Stoff so fest eingeprägt werden, daß er in seinem ganzen Umfang dem Schüler

stets gegenwärtig ist. Der unwürdige Zustand müßte ein Ende haben, daß der Schüler nur über die letzten eben durchgenommenen Kapitel etwas weiß. Dann wäre auf der Oberstufe dem Schüler ein umfangreicherer Leitfaden und ein Quellenbuch in die Hand zu geben, aus denen er sich das Material für die zur Bearbeitung gestellten historischen Themen holt. Diese Themata ergeben sich aus den Debatten in der Klasse, sollten der Begabung der einzelnen Schüler angepaßt sein und doch muß der Lehrer dabei ein die ganze Geschichte umfassendes System einhalten, das allen Schülern eine Vertiefung ihres historischen Verständnisses gewährt. Natürlich müßten auch auf dieser Stufe die Tatsachen durch gelegentliche Repetitionen im Gedächtnis erhalten werden.

Ähnlich in den andern Fächern, in der Grammatik, in der Literatur-, biblischen und Kirchengeschichte und in der Physik und Naturkunde, nur daß bei den letztgenannten Fächern noch das Experiment hinzukäme. (Ein hübsches Beispiel vom Verfahren beim Grammatikunterricht auf der Oberstufe gibt Neuendorf im letzten Heft der „Neuen Jahrbücher.")

Mithin in jedem Fach zuerst ein gründlich anzueignender Memorierstoff, dann Vertiefung und Erweiterung durch selbständige Arbeit des Schülers.

Im allgemeinen würde die Memoriertätigkeit mehr in die unteren, die Selbsttätigkeit mehr in die oberen Klassen fallen. Eine strenge Scheidung könnte aber nicht stattfinden und wäre auch garnicht erwünscht. Im Gegenteil, das Schulprogramm müßte für Abwechslung in den einzelnen Klassen sorgen.

Aber das Memorieren ganz abzuschaffen, das halte ich für unmöglich. Vokabeln, Regeln, Namen, Daten, Formeln müssen auswendig gelernt werden; und werden auch bis in die oberen Klassen ganz gern gelernt, wenn sie nicht den einzigen Lehrstoff bilden.

Wir sollen an einen Fortschritt auch in der Lehrkunst glauben und ständig an ihm arbeiten, aber deswegen nicht das Gute unserer früheren Schule verkennen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der deutsche Schulmeister hat bekanntlich nicht nur die Schlachten von Königgrätz und Sedan, sondern auch schon die Befreiungskriege gewonnen und nebenbei eine geistige Kultur geschaffen, die staunenswert ist. Wir Deutschen aber machen nach alter lieber Weise das Heimische schlecht und bewundern das Fremde. Wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jeder Deutsche, der nicht für rückständig gelten wollte, die englische Verfassung bewunderte und ihre Einführung in Deutschland ersehnte, so steht es heute mit dem englischen Schulwesen. Aber Schulverhältnisse lassen sich noch weniger übertragen als politische Verfassungen. Was in England schön und gut ist, braucht sich nicht bei uns zu bewähren. England ist durch seine praktische Energie groß geworden, wir Deutsche durch unsere intellektuelle Kultur. Das sind verschiedene Ziele, zu denen die Jugend nur auf verschiedenen Wegen geführt werden

kann. Bleiben wir doch bei dem, worin wir groß und einzig sind und versuchen wir nicht mit Fremden zu konkurrieren auf Gebieten, die uns nicht liegen.

❀ ❀ ❀

Die Überbürdung der Schülerinnen.

Von Schulvorsteherin A. Paucker (Mitau).

Vor 50, 60 Jahren gab es noch keine Überbürdungsfrage für Mädchen. Nur allzu leicht war die Wissenslast, die ihnen damals durch die Schule anvertraut wurde. Wen nach mehr verlangte, der suchte sich Antwort auf die in ihm auftauchenden Fragen, wo und wie es sich machen ließ. Manche feine und kluge, selbständig denkende Frauenpersönlichkeit entwickelte sich bei solchem Pfadfinden in der Welt der Bücher und Gedanken, in mancher Seele blieb aber auch ein ungestilltes Sehnen und Dürsten, und nicht ohne leise Anwandlung von Neid blickt sie auf die junge Generation, vor der alle Türen der Weisheit aufgetan werden, die sich einen Beruf frei wählen und ihren Wissensdurst an allen Quellen stillen kann, die Männern offen stehen. Über Nervosität klagte man damals selten, und wo sich Erscheinungen zeigten, die man heute so nennen würde, da galt — wenn nicht ein nachweisbares lokales Leiden vorlag — als Hauptarzenei — Sichzusammennehmen!

Wir können die Gegenwart nicht zurückschrauben auf das Niveau der Vergangenheit, und wir wollen es auch gar nicht. Jede Zeit hat ihr besonderes Gepräge, ihre besondere Bedeutung in dem großen Organismus der Menschheitsgeschichte, und um den Ansprüchen der unsrigen zu genügen, müssen Männer und Frauen — andere Waffen führen, als unsere Großväter und Großmütter getragen. Es darf heutzutage niemand sich damit begnügen, ein Luxusdasein zu führen, jeder sieht sich vor wichtige Aufgaben im Dienste der Allgemeinheit gestellt, und um sie zu bewältigen, bedarf es der Kraft. Ein reiches Maß von Kraft oder vielmehr die Bedingungen zu fortschreitender Kraftentwickelung soll unsere Jugend aus dem Elternhause und der Schule ins Leben mit hineinnehmen. Tut sie das? Wenn nicht, dann drängt sich mit zwingender Gewalt die Frage auf: Wer trägt die Schuld? Und was soll geschehen zur Heilung des Schadens?

Prüfen wir einmal unsere weibliche Jugend von heute inbezug auf die innere und äußere Ausrüstung, mit der sie ins Leben tritt! Wir werden durchaus zugeben müssen, daß da nicht alles so ist, wie es sein sollte. Wieviel Blutarmut, wieviel Nervosität! Wie wenig geschärfte Sinne und gestählte Muskeln! Und auf geistigem Gebiet: welcher Mangel an Energie, an Konzentrationsfähigkeit, an kräftigem Wollen und ursprünglichem Denken! Wieviel Blasiertheit und Oberflächlichkeit und — trotz allem Selbständigkeitsstreben —

wieviel Hineingebanntsein in Schablone und Scheinwesen, wie wenig von der Ehrfurcht, von der wir gestern das hohe Lied vernommen! — Liebe macht scharfsichtig, und wer unsere Jugend am meisten liebt, der sieht wohl am deutlichsten neben ihren vielen herrlichen Eigenschaften auch die Mängel, die jene verdunkeln. Aber nun ertönt aus Elternkreisen und der Tagespresse, in Romanen und in medizinischen Brochüren die laute erbitterte Klage über das Schulelend, den Schuldruck, die gesundheitschädigende, lebenskraftlähmende Wirkung der Schule.' Sie allein und die durch sie veranlaßte Überbürdung ist die Ursache allen Unheils! Verhält sich das wirklich so?

Meine Damen und Herren, wir stehen hier als Vertreter der Schule, und gewiß, wir sind bereit ernstlich mit uns ins Gericht zu gehen, — aber die Gerechtigkeit erfordert doch, daß wir die ganze Sachlage klar überblicken. Was unsere Mädchen nervös und blutarm macht, das sind vor allem die ungünstigen Bedingungen, unter denen ihr Leben außerhalb der Schule verläuft: Ernährung, Kleidung, Tageseinteilung entspricht sehr oft wohl dem Gesetz der Mode oder der Gewohnheit, nicht aber den Bedürfnissen des im Wachstum stehenden Organismus und den klimatischen Bedingungen unserer Heimat. Geselligkeit, Theater, Konzerte, Kinderbälle, Kinematographen und was sich daran knüpft, das alles überreizt die Nerven und erzeugt als natürliche Reaktion — Erschlaffung. Und wenn dann die Schule herantritt mit ihren Forderungen — ob diese Forderungen zu hoch sind, das wollen wir später untersuchen, — ist es da ein Wunder, daß der geschwächte Organismus die Arbeit als schwere Bürde empfindet, nicht nur sie nicht tragen will, — auch das kommt vor, und widerwillig geschleppte Lasten drücken erfahrungsgemäß schmerzlicher und schädigen mehr als freudig getragene — sondern sie oft tatsächlich nicht tragen kann und überbürdet darunter zusammenbricht. Nicht selten kommt es vor, daß Schülerinnen aus den Ferien nicht etwa erfrischt und gestärkt an die Arbeit zurückkehren, sondern mit blasseren Wangen und schmerzenderem Kopf als sie hineingingen. Man erkundige sich dann nur einmal recht gründlich danach, wie diese Ferien verbracht wurden, und man wird ein Lied hören von Weihnachtsarbeiten oder Vorbereitungen für ein Familienfest bis spät in die Nacht hinein, von einer bunten Reihe mannigfaltiger Vergnügungen und von noch vielen anderen Dingen, die nicht dazu angetan waren, erholend zu wirken!

Dazu kommt noch etwas anderes. Das ehrgeizige Verlangen vieler Eltern, ihre Töchter immer ohne Aufenthalt von Klasse zu Klasse vorrücken, sie möglichst schnell das Ziel erreichen zu sehen, als welches meist die Erlangung eines Diploms auf dem dornigen Examenwege winkt, veranlaßt zu einem beschleunigten Arbeitstempo. Sobald in irgend einem Fache oder gar in mehreren die Zensuren ungenügend lauten, setzen die beliebten Nachhilfe- oder Privatstunden ein. Hat die Schule den ganzen Morgen mit Beschlag belegt, so wird nun auch der Nachmittag stark belastet. Zu fröhlichem Spiel, wie es

die Jugend haben muß, zur Bewegung in frischer Luft, zur Ausspannung im Familienkreise bleibt keine Zeit. Und was noch schlimmer ist: statt daß krafterzeugende Selbsttätigkeit angeregt wird, werden die Mädchen durch all das Nachhelfen in einen Zustand passiven Übersichergehenlassens versetzt, der sich schließlich festsetzt und die Arbeitsfreudigkeit so lähmt, daß auch die Schulstunden doppelt ermüdend wirken. Ich glaube, Knaben wehren sich eher gegen solche Überfütterung, sie haben mancherlei Ventile, durch die einer Überheizung des Motors vorgebeugt wird; Mädchen pflegen sich wehrlos in ihr Schicksal zu ergeben und werden gerade deshalb in ihrer Entwickelung leichter verhängnisvoll beeinflußt.

Endlich ein Letztes: der Musikunterricht. Auch dieser ist dem Knaben weniger gefährlich als dem Mädchen. Ein Knabe musiziert nur, wenn er wirklich begabt dafür ist, wenn es ihm Freude macht. Eltern und Lehrer sind sich auch denn dessen bewußt, daß die Beschäftigung mit der Musik für ihn einen Schmuck des Lebens, einen Luxus bedeutet. Für das Mädchen verlangt es leider noch die Sitte, die Tradition, daß sie, gleichviel ob sie dazu Talent besitzt oder nicht, Klavierspielen lernen *muß*. Fehlt die Begabung nach dieser Seite oder ist sie mittelmäßig, so bedeutet das einen täglichen, völlig fruchtlosen und für niemand erfreulichen Verlust an Zeit und Kraft. Zeigen sich aber gute musikalische Fähigkeiten, so rückt der Musikunterricht schon während der Schulzeit in den Mittelpunkt des Lebens. Täglich muß geübt werden — eine Stunde, zwei Stunden, ja auch noch länger; dazu kommt, wenn eine Musikschule besucht wird, noch Harmonielehre, Musikgeschichte, Vorspielabende mit den dazu erforderlichen Proben und noch manches andere, was Zeit und Nervenkraft beansprucht. Es ist nachweisbar, daß die Schülerinnen, bei denen sich Bleichsuchtsymptome, anhaltendes Kopfweh und ähnliche Übermüdungserscheinungen in erhöhtem Maße zeigen, in der Regel solche sind, die neben der Schularbeit besonders intensiven musikalischen Studien obliegen. Nun ist es wohl selbstverständlich, daß es mir nicht in den Sinn kommen kann, unseren heranwachsenden Mädchen das Gebiet musikalischer Betätigung, die einen Reichtum für sie bedeutet, verschließen zu wollen. Ich weiß auch sehr wohl, daß, um in Musik etwas zu leisten, nicht zu spät mit der technischen Übung angefangen werden darf. Da es aber unmöglich ist ohne Schädigung der körperlichen oder geistigen Entwickelung auf *zwei* Gebieten zugleich *intensiv* zu arbeiten, da ferner ohne die allgemeine Geistesbildung, die zu vermitteln der Schule Zweck und Aufgabe ist, auch das musikalische Leisten die Höhe kaum erreichen, jedenfalls aber die Persönlichkeit sich nicht voll auswirken kann, halte ich es für durchaus notwendig, während der Schuljahre auch bei den Musikbegabten die Beschäftigung mit der edlen Kunst nur eine Freistundenfreude sein zu lassen. Ich bin fest überzeugt, was dabei an Nervenkraft und Geistesfrische gespart worden ist, wird sich später, wenn die Schule ihr Werk getan und das Feld für das Kunststudium freigegeben hat, auch auf

musikalischem Gebiet nicht als Verlust, sondern als Gewinn spürbar machen.

Welchen Anteil hat nun aber die Schule tatsächlich doch an der Überbürdungsschuld? Kann sie ihr allein nicht zur Last gelegt werden, so können doch auch ihre wärmsten Verteidiger sie nicht ganz davon freisprechen.

Vergleicht man die hygienischen Einrichtungen unserer Schulen des 20. Jahrhunderts auch nur mit dem, was den Älteren unter uns in unserer Jugend nach dieser Seite hin geboten wurde und damals als durchaus genügend galt, so wird niemand leugnen wollen, daß hier ein gewaltiger Fortschritt zu vermerken ist. Unsere Klassenräume haben mehr Licht und Luft, Tische und Sitze sind den verschiedenen Wachstumsstadien angemessen, für ausreichende Erholungspausen, für Gelegenheit zu Spiel und Bewegung im Freien ist gesorgt, an größeren Schulen gibt es Schulärzte, die den Gesundheitszustand der Schüler überwachen. Auch dem Turnunterricht fängt man an mehr Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Erreicht ist die Grenze dessen, was in dieser Richtung geschehen kann, gewiß noch nicht, aber ein Streben nach Vervollkommnung zeigt sich überall. Und dennoch nimmt die Zahl der blutarmen, neurasthenischen Mädchen von Jahr zu Jahr eher zu als ab. Woran liegt das? An der allzu großen Fülle des zu bewältigenden Lehrstoffes? An einer ungeeigneten Verteilung auf die verschiedenen Altersstufen? Oder an der Methode des Unterrichts und der Arbeitstechnik?

Fassen wir zunächst den Lehrstoff ins Auge. Soll die Schule, was man doch vor ihr verlangt, ihre Schüler in den Stand setzen, sich auf dem Gesamtgebiet unseres immer komplizierter werdenden Kulturlebens zurechtzufinden, soll sie Interessen wecken für Natur und Geisteswelt, soll sie mancherlei Sprachkenntnisse vermitteln, die der Erschließung der Schätze der Weltliteratur dienen oder im praktischen Leben zur Verwertung gelangen, soll sie zu diesem allen auch noch eine Art von Berufsausbildung bieten, wenigstens für einen, den Lehrberuf, oder doch für das Examen zur Erlangung der Lehrberechtigung vorbereiten, so ist sie in der Tat vor eine sehr umfassende Aufgabe gestellt und in Gefahr gebracht, die Hauptsache: Erziehung leistungsfähiger Persönlichkeiten — hinter die Nebensache: Erzielung günstiger Examenresultate — zurückzusetzen. Je mehr dieses letztgenannte Ziel in den Vordergrund gerückt wird, um so größer die Überbürdungsgefahr. Wir dürfen nicht vergessen, daß auf den Schultern unserer Schülerinnen zu allen anderen Bürden, über die im Westen geklagt wird, noch die beträchtliche Last der russischen Sprache liegt und der in dieser übermittelten und daher zu einem besonders anstrengenden Pensum gestalteten Geschichte und Geographie Rußlands. Eine Untersuchung, die zur Ermittelung der von den Schülerinnen auf die Hausarbeiten im ganzen und auf jedes einzelne Fach im besonderen verwandten Zeit an unserer Schule angestellt worden ist, ergab, daß in den 4 oberen Klassen durchweg der Geschichte und Geographie Rußlands am meisten Lernzeit geopfert wird. Erst in zweiter oder dritter Linie kommt die russische Sprache

inbetracht. Am wenigsten häusliche Arbeit wird für Englisch und Naturgeschichte beansprucht, beides nicht Examenfächer, bei denen der Schwerpunkt auf die Arbeit in der Stunde verlegt werden kann. In den unteren Klassen sind die zeitraubendsten Fächer Geographie und Religion, am wenigsten Lernzeit wird auch hier auf Naturgeschichte und auf Rechnen verwandt. Letzteres erklärt sich wohl dadurch, daß es sich bei den in diesem Fach gestellten Hausaufgaben nicht um Einprägung eines Stoffquantums, sondern nur um Übung und Anwendung des in der Stunde Erarbeiteten handelt. Erschreckend viel Zeit erforderte in den Oberklassen die Vorbereitung auf die vierteljährlichen Klassenarbeiten in Geschichte und Geographie Rußlands, vermutlich weil der Wunsch, gut dabei abzuschneiden, die Mädchen zur nochmaligen Durchnahme des ganzen Quartalpensums trieb und sich's dabei herausstellte, daß sehr vieles vom dem unter Überwindung mehr oder weniger großer sprachlicher Schwierigkeiten aufgenommenen spröden Stoffe dem Gedächtnis völlig entschwunden war und neu eingeprägt werden mußte.

Es könnte scheinen, als dürfte es für die Mädchenschule „ohne Rechte" ein Leichtes sein, durch Streichen einiger Lehrfächer die Arbeit einfacher und weniger kraftraubend zu gestalten. In der Theorie macht sich das sehr schön, in der Praxis halte ich aber ein solches chirurgisches Verfahren weder für ratsam, noch für angängig. Die allerlastendsten wären doch nicht auszuschalten. Wohl aber könnte, glaube ich, innerhalb der verschiedenen Disziplinen ohne Schaden für die Allgemeinbildung manches fortgelassen werden, was nur eine Erschwerung für die Schülerinnen bedeutet, ohne wesentlichen Ertrag zu gewähren. Ich meine, wir sollten nichts lernen lassen, was nur ein lose für sich dastehendes Faktum bedeutet: keine Bevölkerungsziffern und Quadratkilometer, wo nicht durch Vergleichung mit Bekanntem wirkliche Größenbegriffe zu gewinnen sind, keine Gedichte oder Prosastücke, die nicht wirklich schön und des Behaltens wert sind, keine unnützen historischen Daten und grammatischen Ausnahmen; auch alle unnütze Abschreiberei, alle seitenlagen schriftlichen Deklinationen und Konjugationen; auf jedem Gebiet wird sich mancherlei finden, was sich als Lernstoff traditionell forterbt, ohne seine Daseinsberechtigung in sich selbst zu tragen, — das alles muß fortfallen. In lebendigem Zusammenhange stehende, durch farbige Einzelheiten nahe gerückte Stoffe, solche die von den Kindern selbst als schön und wertvoll anerkannt werden, die haften, durch die Kraft innerer Assoziation zusammengehalten, im Gedächtnis, die erfreuen und bereichern, aber belasten nicht.

Viel kommt darauf an, daß die Anforderungen, die an die Kinder gestellt werden, ihrer Alters- und Entwickelungsstufe wirklich angemessen sind, und zwar nicht nur quantitativ, sondern auch dem Wesen nach. Es gibt Stoffe, für die auf den unteren Stufen die Voraussetzungen, die Apperzeptionsmaße fehlen — und infolge dessen auch die Apperzeptionsfähigkeit noch schläft, nach denen sich noch nie eine Frage im Kindergemüt geregt hat:

Abstraktionen, Begriffsbestimmungen, Schlußfolgerungen, für welche die Prämissen, historische Darlegungen, für welche die Anknüpfungen nicht vorhanden sind. Die überlasten unbedingt, denn sie werden gedächtnismäßig, freudlos eingeprägt, bleiben unassimiliert und verschlechtern die gesamte Geistestätigkeit, weil sie an mechanisches Herübernehmen fremder Gedankengänge gewöhnen. Bringt man dieselben Stoffe einige Jahre später an die inzwischen reifer Gewordenen heran, so werden sie mit Verständnis aufgenommen und mühelos bewältigt. Wörtliches Auswendiglernen dagegen wird gerade auf den höheren Stufen als Last empfunden, während die ganz jungen Lehrgänge, vorausgesetzt, daß ihnen nicht zu Umfangreiches oder nicht zu viel auf einmal zugemutet wird, sich leicht mit den Memorieraufgaben abfinden, ja sogar Freude am Prozeß der Gedächtnisübung haben. Was zu schwer ist, d. h. so schwer, daß das Maß der angewandten Kraft das des fühlbar werdenden Gewinnes übersteigt, — das überlastet immer. Aber was zu leicht ist und langweilt oder als unnütz empfunden und daher widerwillig gelernt wird, überlastet auch. Die Gefahr ist auch hier für Mädchen größer als für Knaben, weil erstere vermöge ihrer größeren Rezeptivität und Passivität sich gewöhnlich kampflos darein finden — aufzunehmen, was in sie hineingefüllt wird, während der Knabe dem, was er nicht begreifen kann oder mag, kräftigen Widerstand entgegensetzt oder es einfach durch die Macht einer gesunden Faulheit abstößt.

Nicht nur die Fülle des Stoffes und seine unzeitgemäße Darbietung, auch eine mangelhafte Unterrichtsmethode kann an der Überbürdung schuld sein. Daß die Hausaufgaben nur zur Befestigung des in den Stunden Erarbeiteten dienen oder doch in so festem organischen Zusammenhang stehen sollen, daß, wo selbständige Leistung gefordert wird, alle zum Gelingen notwendigen Voraussetzungen gegeben sind, — ist wohl selbstverständlich. Vielleicht nicht ganz so allgemein anerkannt ist eine andere Erfahrungstatsache: je mehr die Schülerinnen in der Stunde zur Selbsttätigkeit, zur Produktivität angeregt werden, um so weniger, je mehr sie gezwungen sind, sich bloß aufnehmend zu verhalten, um so mehr ermüdet sie der Unterricht. Man könnte das Gegenteil erwarten, es ist aber doch so. Man hört wohl sagen, es sei ein Glück, wenn es an einer Schule neben den anregenden und interessanten auch langweilig unterrichtende Lehrer gebe, die schüfen den Schülern wohltuende Erholungspausen. Ich meine dem entschieden widersprechen zu müssen. Es gibt nichts Ermüdenderes, Erschlaffenderes, Schädigenderes als Langeweile. Kinder, Schulkinder sich langweilen lassen, sie dazu stundenlang in enge Stuben bannen und zum Stillsitzen zwingen — das ist Sünde. Aber freilich, wenn das Interessante nur darin besteht, daß der Lehrer in fesselndem Vortrag Bild auf Bild vor den Augen der lautlos Horchenden oder atemlos nachschreibenden Schülerinnen entrollt, oder daß er sie in kunstvoller Katechese von einer Erkenntnis zur anderen führt wie am Leitseil, dann ist die Überbürdungsgefahr noch nicht vermieden. Nur Selbsttätigkeit erhält das Gleichgewicht,

bildet den Regulator, der das Überlasten des geistigen Motors verhütet, ich meine wirkliche Selbsttätigkeit, nicht scheinbare oder erkünstelte: Selbstsprechen, Selbstfragen, Selbstbeobachten, Selbstlesen, Selbstschreiben, Selbstzeichnen und Modellieren, Selbstdenken, Selbst-Aufgabenlösen, ja auch Aufgabenstellen. Und freudige Stimmung herrsche im Unterricht, jene Heiterkeit, die Jean Paul den Himmel nennt, unter dem alles gedeiht, nur keine Giftpflanzen. Kein Nummermechanismus, keine Schreckensextemporalien! Die Schülerinnen sollen wissen, daß sie Klassenarbeiten schreiben, um ihre Herrschaft über den erarbeiteten Stoff zu erproben, nicht um auf Fehlern ertappt und womöglich dafür bestraft zu werden. Jede unter dem Gefühlston der Unlust, der Angst getane Arbeit verzehrt mehr Kraft als die in freudigem Spiel der Fähigkeiten vor sich gehende. Viele unnütze Hindernisse können wir unsern Kindern aus dem Wege räumen durch Isolierung der Schwierigkeiten, durch Herausarbeiten der Arbeitstechnik, kurzgesagt — durch Methode, aber hüten wir uns davor, uns auf irgend eine bestimmte Methode festzulegen! Es gibt keine alleinseligmachende, trotz Pestalozzi und Froebel und Herbart und Gaudig! Nicht für jede Zeit und für jedes Alter, für alle Lebensverhältnisse und Individualitäten ist ein und derselbe Weg der richtige. Es gilt die Augen offen halten für das, was andere ersonnen und erprobt, für neu auftauchende Gedanken, an denen es nie fehlt, und dabei durch stetes Pulsgreifen der Natur, durch lebendigen Konnex mit der Kindesseele herausfinden, welches in jedem einzelnen Falle der Weg ist, auf dem unsere Kinder am meisten Zeit sparen und Kraft gewinnen.

„Nervosität", sagt ein bekannter Nervenarzt*), „ist Verkümmerung. Durch ungenügende Tätigkeit verkümmert ein jedes Organ, erst durch den Reiz der Arbeitsleistung erhebt es sich zu seiner Entwicklungshöhe", ist es aber einmal verkümmert, dann folgt auf einseitig gestellte starke Anforderungen Erschöpfung, ja Zusammenbruch. Wenn wir aber bei unserer weiblichen Jugend nur zu oft Erschöpfung, ja Zusammenbruch des Nervensystems unter der Schularbeit sehen, liegt nicht der Schluß nahe, daß nicht sowohl unmittelbare Überlastung die Schuld trägt, sondern daß die geforderte Leistung sich nur darum als zu groß und daher schädigend erwiesen hat, weil die Leistungsfähigkeit nicht rechtzeitig entwickelt, nicht durch Ausschleifen der Bahnen anerzogen worden ist?

Sollen Lasten nicht als drückend empfunden werden, so gibt es zwei Wege, das zu verhüten: man verringere die Last, oder man steigere die Kraft des Trägers. Was wir zur Verringerung der Schulbürde unserer Kinder tun können, gewiß, das sollen, das müssen wir tun. Aber immer wieder stoßen wir dabei auf Hindernisse, auf Verhältnisse, die mächtiger sind als wir und mit denen zu rechnen wir gezwungen sind. Nichts und niemand kann uns aber daran hindern, daß wir unser ganzes Bemühen darauf richten, ihre Schultern zu stärken, damit sie nicht nur die Lasten, die ihnen die Schule

*) Marcynowski, Nervosität und Weltanschauung.

auferlegen muß, sondern auch die noch viel schwereren, die das Leben ihnen bringen wird, und von denen es kein Entrinnen gibt, sieghaft tragen können, nicht nur ohne dadurch zu Boden gedrückt zu werden, ohne unters Rad zu kommen, sondern vielmehr indem sie darunter wachsen, alle Kräfte voll entfalten, wagemutige, selbstbeherrschte, zielbewußte, freudige Menschen werden, Menschen wie unsere Zeit, wie unser Land, wie Gottes Reich sie braucht.

Es schloß sich an die Vorträge von Direktor Hunnius und Fräulein Paucker eine langwährende Diskussion, in der vielfache Ergänzungen und Anregungen geboten, wenn wohl auch nicht immer in genügender Weise aufgenommen und fortgesponnen wurden. Sehr beachtenswert war doch z. B. der Vorschlag, das Französische auszuschließen oder zum mindesten stark einzuschränken (was bereits in der Börsenkommerzschule geschehen ist). Von anderer Seite wurde die Teilnahme des Hauses scharf herausgehoben: die unmittelbare Angliederung des Mittags an den Schulschluß, die feste Regelung der häuslichen Arbeitszeit, die Einsetzung der elterlichen Kontrolle über die Hausarbeit gleich zu Beginn des Semesters, und endlich die Reform des unseligen Fräuleinssystems, das nur dahin führe, daß mit der Technik der Arbeitsanleitung nicht vertraute, vielfach sogar fremdsprachige junge Damen die Kinder zu absoluter Lernunfähigkeit und Denkfaulheit bringen. Hier sei eine Remedur dringend von nöten. Weitere eingehende Beleuchtung erhielt dann in überzeugender Weise die auf selbständige Arbeit der Schüler gerichtete Lehrmethode. Das Kind müsse auf der Unterstufe in die Technik der Arbeit, die nie ohne ein festes Schema sei, ohne daß das langweilig zu wirken brauche, eingeführt werden, um dann auf der Oberstufe, vom Lehrer angeleitet, sich das Wissengebiet möglichst selbständig zu erschließen. Eine Schule, die ihre Zöglinge nicht zur selbständigen Arbeit erziehe, werde sie auch nie zur Lernfreudigkeit bringen und verfehle dann ihren Beruf. Auch die Frage der Ferienarbeit und der Nachexamina wurde angeschnitten und fanden sich die Meinungen wohl aller darin zusammen, daß nach einigen Erholungswochen einige Arbeitsstunden in den Ferien sehr wünschenswert seien, wie andererseits die Nachexamina nach Möglichkeit durch bestimmt begrenzte Nacharbeiten zu ersetzen seien.

Waren so alle darin einig, daß die deutsche Schule — ob Mädchen- ob Knabenschule (auf deren physiologische und psychologische Divergenz übrigens in beachtenswerter Weise hingewiesen wurde) — eine Überbürdungsfrage in dem scharfen Sinn, wie sie im In- und Auslande oft behauptet wird, nicht eigentlich kennt, so wurde doch auch anerkannt, daß die deutsche Schule nur für normal begabte Kinder berechnet sei und weniger denn früher wenigbegabte Schüler von Klasse zu Klasse und schließlich durchs Examen schleppen könne. Eine umfassende Fürsorge für diese Elemente, die in der russischen Schule natürlich ebensowenig mitkommen können, wird daher zu einer Notwendigkeit. Leider eröffnet sich z. Z. kaum eine Möglichkeit, solche Sonderschulen zu verwirklichen.

Daß von einer Seite die Überbürdung der Lehrer und Lehrerinnen in einleuchtenden Zusammenhang mit der der Schüler gebracht wurde, da nur ein geistig frischer Lehrer einen aktiven, anregenden Unterricht geben könne, war nur zu begreiflich.

Die Erziehung im Entwicklungsalter.

Von Direktor Fr. Demme (Riga).

So verschieden die Menschen im allgemeinen sind, so verschieden sind sie auch im Entwicklungsalter. Wenn ich daher von den Eigentümlichkeiten des werdenden Menschen im Pubertätsalter spreche, so berühre ich nur das Charakteristische, das der größeren Masse Eigentümliche. Außerdem muß ich mich naturgemäß in meinen Ausführungen auf Knaben beschränken, die Mädchenerziehung liegt mir zu fern.

Wenn auch der Satz mens sana in corpore sano nicht als ausnahmslos richtig hingestellt werden kann, so stoßen wir doch fortwährend auf Erscheinungen, die uns einen engen Zusammenhang zwischen körperlicher und geistiger Frische, körperlicher und geistiger Unfähigkeit ahnen lassen, vermag doch schon ein Schnupfen unsere geistige Leistungsfähigkeit stark zu mindern.

Eine noch größere Berechtigung hat jedoch der Satz, daß die körperliche und geistige Entwicklung parallel verläuft, indem in den Jahren, in denen der Körper sich langsam entwickelt, auch die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten langsam fortschreitet, und in den Perioden, in denen die körperliche Entwicklung schnell vor sich geht, auch ein beschleunigtes Fortschreiten der geistigen Entwicklung sich beobachten läßt. Es sei denn, daß die körperliche Entwicklung ganz besonders gefördert wird mit Hintansetzung der geistigen, wie es bei der Ausbildung von Athleten und Zirkuskünstlern geschieht, oder bei besonderer Betonung der geistigen Ausbildung, wie bei den sogenannten Wunderkindern.

Ganz besonders tritt uns dieser Zusammenhang entgegen, wenn wir den Menschen während der Entwicklungsjahre beobachten. Worin zeigt sich nun das Charakteristische in diesen Jahren? Die Dauer der Pubertätszeit reicht bei Knaben etwa vom 14. bis zum 17. Jahre, und schon die allgemeine Erfahrung sagt uns, daß diese Lebensperiode eine der wichtigsten für die körperliche und geistige Entwicklung der Jugendlichen ist. Von den Pubertätssymptomen tritt uns zunächst das Wachstum in dieser Zeit augenfällig entgegen: die Längen- und Gewichtszunahme ist viel größer, als in den vorhergehenden und nachfolgenden Jahren; die größte Längenzunahme findet im 15. Lebensjahre, die größte Gewichtszunahme im 16. Lebensjahre statt, ebenso nimmt in diesem Jahre der Brustumfang und damit die Kapazität der Lungen am meisten zu. Sehr bemerkenswert ist, daß besonders das Herz während der Pubertät eine ganz beträchtliche Zunahme erfährt. Während das Herz vorher eine jährliche Wachstumzunahme von 6—7 % zeigt, nimmt die Zunahme in den Entwicklungsjahren rasch zu und steigt bis zu 20 %. Was die Gehirnentwicklung betrifft, so bilden sich besonders in dieser Zeit die feineren Elemente, indem die Fasern in der Gehirnrinde an Dichtigkeit stark zunehmen. Alle diese körperlichen Veränderungen können nicht wirkungslos vorübergehen. In

der Tat beobachtet man häufig Herzklopfen, Schwindelgefühle, Beklemmungen und Nasenbluten. Ganz besonders häufig sind Klagen über hartnäckige Kopfschmerzen und eine abnorme Ermüdbarkeit. Daß auf diese in der Pubertät so oft auftretenden Beschwerden im Hause und in der Schule Rücksicht genommen werden muß, ist selbstverständlich. Die Beschwerden und Klagen schwinden jedoch meist schnell, wenn eine rationelle körperliche Pflege dem Betreffenden zuteil wird. So bedarf der Knabe in den Pubertätsjahren wegen des raschen Wachstums einer reichlichen Nahrungszufuhr, wobei Gewürze, starker Kaffee und Tee, Alkohol, Senf und Essig zu vermeiden sind. Die Kleidung darf in keiner Weise die Atmung und Blutzirkulation (durch Hosenriemen, enge Kragen, falsch konstruierte Tragbänder) hemmen. Wichtig ist ferner eine rationelle Einteilung der Zeit für Arbeit, Erholung und Schlaf. Speziell stark wachsende junge Menschen haben eine Schlafzeit von 9—10 Stunden nötig, doch soll ihnen nach dem Erwachen kein weiteres Verweilen im Bett gestattet werden, was gerade in den Pubertätsjahren zu Lastern verführen kann. — So notwendig demnach eine Rücksichtnahme auf den in den Entwicklungsjahren Befindlichen ist, so groß ist andrerseits die Gefahr, durch zu große Rücksichtnahme oder gar Nachgiebigkeit Launen, Wehleidigkeit oder Hypochondrie großzuziehen, die in dem körperlichen Mißbehagen einen fruchtbaren Boden finden, wenn dem nicht mit Energie entgegengetreten wird. Ein vorzügliches Mittel, den jungen Menschen seine Leiden vergessen zu machen, seinen leiblichen Organismus zur möglichsten Gesundheit zu führen und ihn zu lehren, sich durch Leiden und Unannehmlichkeiten nicht zu sehr beeinflussen zu lassen, ist körperliche Bewegung durch Turnen, Spiel und Wanderungen. Diesen muß in der Erziehung des heranwachsenden Menschen eine wichtige Stellung zugewiesen werden. Ihr Einfluß ist nicht nur direkt, sondern auch indirekt, indem sie auch auf das Gemüts- und Willensleben eine Wirkung ausüben. Der direkte Einfluß zeigt sich namentlich darin, daß die Muskulatur gestärkt wird und Herz, Lunge und Nervensystem zu erhöhter Tätigkeit angeregt wird. Das Turnen speziell lehrt den jugendlichen Menschen, seinen Körper beherrschen, was besonders in der Pubertätszeit not tut, durch das Spiel werden die vielen, in dieser Zeit auftretenden unnützen Gedanken abgelenkt und der überschüssigen Kraft ein Tätigkeitsfeld geboten, und die Wanderungen endlich zwingen zur Überwindung der schnell auftretenden Ermüdung, härten ab und befördern Atmung und Stoffwechsel. Wesentlich ist noch dieses, daß Turnen, Spiel und Wanderung die Jugend vor sexuellen Exzessen bewahren, sie vor dem Alkoholgenuß schützen und dadurch vielleicht auch indirekt die körperliche Gesundheit fördern, da ein gutes Gewissen ein nicht zu unterschätzender Faktor für das körperliche Wohlbefinden ist.

Wenn Sport treiben das Streben bedeutet, auf irgend einem Gebiete Höchstleistungen zu erreichen, so ist der Sport nichts für die im Entwicklungs-

alter stehende Jugend. Es muß beim Sportbetrieb zu einer Überanstrengung kommen, die ungünstig auf das Herz einwirkt und leicht zu einer nicht mehr verschwindenden Herzschwäche führt. Außerdem erzeugt ein Übermaß an körperlicher Anstrengung nervöse Störungen, Erschöpfungszustände und unruhigen Schlaf. Auch ist zu beachten, daß bei andauernder Muskelarbeit die Hauptmasse des Blutes den Muskeln zuströmt und dort die Hauptnährstoffe absetzt, die dem Gehirn entzogen werden, wodurch die Arbeitsfähigkeit des Gehirns leiden muß. Daher ist es notwendig, daß beim Turnen, Spiel- und Sportbetrieb wenigstens im Hintergrunde eine *sachkundige Leitung* steht, die die Jugend zügelt, wenn sie sich zu viel zumuten will, sie zu den Übungen hinleitet, die sie in der Entwicklungsperiode braucht, und sie von den Übungen zurückhält, die ihnen schaden können.

Es sind namentlich zwei Umstände, die beim Turnunterricht beachtet werden müßten. Erstens fällt, wie bereits erwähnt, die größte Wachstumszunahme in die Pubertätszeit. Mit dieser Wachstumszunahme ist eine bedeutende Streckung der Wirbelsäule verbunden, mit der zusammen sich auch die die Wirbelsäule stützenden und bewegenden Muskeln strecken. Hierin liegt auch die Erklärung für die in diesem Alter so außerordentlich häufig eintretenden Haltungsanomalien. Es müßten in dieser Zeit die Wenden, Schrauben und Kehren am Pferd und Barren vermieden werden, da die ausgereckten, noch nicht erstarkten Muskeln bei solchen Übungen leicht überdehnt werden können und die Gewalt über die Wirbelsäule verlieren, so daß diese ihre Form verändert und sich verbiegt. — Von größerer Bedeutung ist vielleicht noch der zweite Umstand, nämlich der, daß die Größe des Herzens und der Gefäße nicht gleichmäßig zunehmen, indem die Entwicklung des Aortenumfangs nicht Schritt hält mit der Zunahme des Herzvolumens, wodurch die Arbeitsbedingungen des Herzens sehr erschwert werden. Daher müßten alle Übungen beim Turnbetrieb ausgeschaltet werden, die die schon erschwerten Arbeitsbedingungen des Herzens noch verschlechtern. So bringen in der Pubertätszeit die Schwungübungen gewisse Gefahren mit sich, indem durch die Zentrifugalkraft das Blut in den Unterleib und die Beine getrieben wird und eine Blutleere im Gehirn ausgelöst wird, wodurch das Schwindelgefühl zu erklären ist, das beim Rundlauf und beim Turnen an Schweberingen häufig zu bemerken ist. Im allgemeinen müßte in den Entwicklungsjahren das Geräteturnen etwas zurücktreten und den Freiübungen der Vorzug eingeräumt werden.

Doch darf man nicht zu ängstlich sein: Turnen, Laufen und Spielen sind, mit Vernunft angewandt, die besten Heilmittel gegen alle Beschwerden und Schäden, die in der Pubertät entstehen und mit ihr zusammenhängen. Nur nicht Zeit lassen zum Schwatzen und Grübeln oder gar Romane-Lesen. Hier ist der faule Boden, auf dem böse Gedanken reifen.

Ich habe nun, wie ich glaube, im großen und ganzen das gesagt, was über das Kapitel „die physische Erziehung in der Pubertätszeit" zu sagen

wäre. Ich sage im großen und ganzen, denn ich bin mir wohl bewußt, daß ich auf manche Punkte nicht eingegangen bin. Das wäre eben in einem kurzen Vortrag schlechterdings unmöglich.

Weit schwieriger, komplizierter und verantwortungsreicher als die Beeinflussung der physischen Entwicklung, gestaltet sich die Beeinflussung und Ausnutzung der psychischen Entwicklung des Knaben in der Pubertätszeit, weil sich in dieser Zeit die Grundzüge der späteren Persönlichkeit ausbilden, weil diese Zeit für die Erziehung besonders wichtig ist: sie ist die eigentliche Bildungsperiode, in der sich das Individuum in einem labilen Entwicklungszustande befindet, in der deshalb körperliche und geistige Grundeigenschaften und Charakterzüge der Persönlichkeit teils dauernd befestigt, teils noch umgestaltet oder unterdrückt werden können.

Um nun die Aufgaben, die dem Erzieher in dieser Übergangsperiode entgegentreten, recht zu begreifen, ist es erforderlich, daß wir uns das Werden des seelischen Zustandes des Knaben in der Pubertätszeit in den Hauptzügen vergegenwärtigen.

Das Kind reagiert anfangs auf alle äußeren Eindrücke in durchaus objektiver Weise, die Erscheinungen der Außenwelt dienen ihm vorzugsweise zur Bereicherung seiner Kenntnis von der Welt. Dabei fehlt dem Kinde die Fähigkeit, größere Zusammenhänge aufzufassen. Das Kind sieht auf einem Bilde die einzelnen Objekte, ohne einen Zusammenhang zwischen ihnen zu kombinieren, es hält sich vornehmlich an die Einzelheiten des gegenständlichen Eindrucks. Diese Beschränkung der kindlichen Auffassungsfähigkeit auf Einzelheiten ist vielfach durch experimentelle Untersuchungen beim Betrachten von Bildern festgestellt worden. Bekanntlich repräsentiert auch in Kinderzeichnungen eine Einzelheit den Gesamteindruck. Hat ein Haus ein besonders auffallendes Fenster, so wird das Fenster gezeichnet und alles übrige bei einer Zeichnung des Hauses weggelassen oder nur flüchtig berührt; zeichnet das Kind ein Gesicht, so wird das Auffällige, z. B. die Nase, hervorgehoben und das andere vernachlässigt. Daher wickelt sich auch das gesamte kindliche Denken in Kurzschlüssen, in anschaulichen Vorstellungen ab. Genau so wie Vorstellungsleben und Denken, enthält auch das Gefühlsleben des Kindes normalerweise noch nichts Schöpferisches, es schafft nichts Neues, Eigenartiges, Persönliches, sondern klammert sich völlig an das in der Außenwelt Gegebene, an das Gegenständliche an. Ferner geht dem Kinde ein entwickeltes Willensleben ab. Im Zusammenhang damit fehlen ihm die Hemmungen, die das Seelenleben des Erwachsenen regulieren. Das Kind gibt sich jedem äußeren Reize völlig hin, es folgt willenlos jedem Triebe, jedem auftauchenden Gelüst und jeder Begierde. Die bis in die späte Jugend hinein gebrauchte Ausrede: „Ich habe nicht daran gedacht“ zeigt, daß Einzelimpulse die Handlungen unserer Jugend regeln. So wurde mir vor kurzem ein anonymer Brief

gezeigt, den ein durchaus nicht unbegabter 10-jähriger Junge einer Bekannten seiner Mutter geschrieben hatte, und zwar auf der Rückseite einer auf den Namen seines Vaters ausgestellten Rechnung. Die Begierde, der ihm mißfälligen Dame Ungezogenheiten zu sagen, ließ ihn nicht daran denken, daß seine Urheberschaft leicht zu konstatieren war. — Weiter kommen Diebstähle noch bei 12-jährigen Knaben häufiger vor, als man im allgemeinen ahnt; es wäre durchaus falsch, deswegen den Stab über den Jungen zu brechen. Der Diebstahl ist nur die unbedachte Folge eines von keinen Hemmungen begleiteten Gelüstes.

Die Grundzüge des kindlichen Seelenlebens, die vorzugsweise in diesem Zusammenhange unsere Beachtung verdienen, sind also völlig gegenständliche Abhängigkeit, mangelnde Produktivität im Vorstellungs- und Gefühlsleben, Mangel an Willensreife und sittlichen Vorstellungen und Mangel an Subjektivismus. Mit fortschreitendem Alter wird das Haften an Einzelheiten geringer, das Kind ahnt immer mehr den Zusammenhang verschiedener Eindrücke, es kombiniert Zusammenhänge, die Produktivität im Vorstellungs- und Gefühlsleben zeigt sich. Das Kind handelt nicht mehr nach Einzelimpulsen, es entwickelt sich in ihm ein Willensleben und damit die sittlichen Vorstellungen, namentlich beginnt das Kind nicht mehr bloß den Gegenstand und seine Reize objektiv zu empfinden, sondern es beginnt auch sich selbst als den Träger der Auffassung und des Gefühls zu fühlen. Dieses Reiferwerden geht ganz allmählich vor sich und zeigt bei normaler Entwicklung einen auffallenden Parallelismus mit der körperlichen Entwicklung.

Mit dem Eintritt in die Pubertät beginnt nun das rapide physische und parallel damit das rapide geistige Wachstum. Nur schwer können wir uns vorstellen, wie es in der Seele des jugendlichen Menschen in diesen Jahren aussieht, aber ganz merkwürdig und von ganz unberechenbarer Wirkung muß die fast plötzlich sich vollziehende Umwälzung der geistigen Anschauung und Auffassung sein. Wo vor kurzem noch Einzeleindrücke aufgenommen wurden, sieht der junge Mensch jetzt Abhängigkeit oder Zusammenhänge, und wo er sie nicht sieht, kombiniert er sie; wo er früher jedem Gelüst nachgab, steigen ihm jetzt auf Schritt und Tritt Bedenken auf; wo er früher Handlungen seiner Mitmenschen ruhig ohne Kritik als solche hinnahm, beginnt er jetzt den Ursachen nachzugehn und sie zu kritisieren; wo er früher, bildlich gesprochen, nur eine Hand oder einen Fuß sah, sieht er jetzt seine Hand und seinen Fuß, die durch seinen Willen regiert werden; das Ichbewußtsein regt sich in ganz anormaler Weise; in ihm zeigt sich das Bewußtsein seines machtvollen Ichs in ähnlicher Weise, wie in uns Erwachsenen, wenn wir in ordentlichen Zorn geraten, nur mit dem Unterschiede, daß uns der Zornausbruch meist später leid tut, während sein Ichgefühl in seinem Innenleben immer mehr Nahrung empfängt. — Ferner stellen sich in den Entwicklungsjahren Gemütswerte ein, und zwar geht die Entwicklung

des Gemütslebens so schnell und rapid vor sich, wie die Entwicklung des Intellekts, wodurch in der Seele des jugendlichen Menschen ein steter Kampf zwischen Intellekt und Gemütsregungen vor sich geht, indem der Intellekt alle Gemütsregungen als unmännlich und weibisch zu unterdrücken bestrebt ist. Wenn Sie sich diesen Seelenzustand vergegenwärtigen, so werden Sie mir in dem Recht geben, was ich vorher sagte, daß sich in der Pubertätszeit die Grundzüge der späteren Persönlichkeit ausbilden und daß diese Zeit für die Erziehung besonders wichtig ist! Die phantastischen Kombinationen müssen reguliert und in die richtigen Wege geleitet werden; die auftretenden Impulse und Hemmungen müssen richtig bewertet werden, um vorschnelles Handeln oder Unentschlossenheit zu verhindern; das Ichbewußtsein muß einesteils gepflegt und andernteils unterdrückt werden, um nicht Egoismus, sondern Altruismus großzuziehen; das Gemütsleben muß erzogen werden und gesunde Begeisterungsfähigkeit eingeimpft werden.

Worin sich der Gärungsprozeß, in dem sich der jugendliche Mensch in der Entwicklungsperiode befindet, äußert, brauche ich wohl nicht eingehend auseinanderzusetzen: die Erscheinungen der Flegeljahre, deren Grundzug eine gewisse Unausgeglichenheit des Wesens ist, sind zu bekannt. — Ob nun aber der junge Mensch in diesem Alter vorlaut oder verschlossen, leidenschaftlich erregt oder niedergedrückt, begeistert oder von Weltschmerz ergriffen, weich und zärtlich oder rücksichtslos und brutal ist, immer können wir diese Erscheinungen, wie es mir scheint, auf die erwähnte abnorme Entwicklung zurückführen.

Was haben wir Erzieher zu tun, um die guten Keime zur Reife zu bringen und die schlechten zu vernichten? — Ich möchte noch einmal betonen, daß ich nur von Knaben spreche. Um aber wirklich klar zu sehen, möchte ich doch noch einmal das Gute und Böse hervorheben, das diese Entwicklungszeit zeitigt. Das Zusammenfassen einer Reihe von Eindrücken ist eine Geistesarbeit, die der sorgsamsten Pflege bedarf, sie führt aber andrerseits leicht zur Oberflächlichkeit und zur Überhebung. Das Auftreten positiver und negativer Impulse kann willensstark machen, kann aber auch willensschwache, schwankende, ja apathische Menschen großziehn. — Außerdem verleitet es zur Kritik der Handlungen der Mitmenschen und zur Unzufriedenheit mit der Umwelt und dem Herausſehnen aus derselben. Das Ichgefühl, so schöne Früchte es gepaart mit Energie tragen kann, so abschreckend ist es, wenn daraus Egoismus, Ehrsucht und Mißgunst wird. — In diesem Ichgefühl liegt außerdem ein nicht zu unterschätzendes Erziehungsmittel: die Knaben, die sich in den Entwicklungsjahren befinden, lügen im allgemeinen nicht, denn Lüge ist Feigheit, und Tapferkeit nimmt die oberste Stufe in ihrem Sittenkodex ein. Der Jesuitismus, den man manchmal antrifft, erklärt sich aus dem Verlangen, wahr zu sein, und der gleichzeitigen Furcht vor Strafe. — Die Gemütsentwicklung kann empfänglich für alles Schöne und Gute machen, kann aber auch träumerische, untätige und weltfremde Menschen erzeugen.

Hieraus ergeben sich die Ziele, die bei der Erziehung der sich im Entwicklungsalter befindlichen Jugend hauptsächlich verfolgt werden müssen. Es sind das folgende: die Beobachtungsgabe muß geschärft und das logische Denken entwickelt werden. Sucht einerseits die Schule dieses Ziel in seinem ganzen Unterrichtsbetrieb zu erreichen, so hat andrerseits das Haus die Pflicht, in Gesprächen, auf Ausflügen, bei gemeinsamer Lektüre, in der Begünstigung einer Lieblingsbeschäftigung oder einer Handfertigkeit diese Aufgabe im Auge zu behalten. — Als weitere wichtige Aufgabe ergibt sich die Erziehung des Willens. Es gibt (nach Meumann) drei Wege zur Bildung des Willens: der erste geht vom Gefühl aus, indem der Erzieher auf das Gemütsleben durch Ermahnung, Lob und Tadel so einzuwirken sucht, daß ein ernstes Wollen sich einstellt; der zweite geht von der Einsicht aus, die der Erzieher dem Zögling einimpft, und ihn dadurch zum richtigen Verhalten antreibt; der dritte sucht unmittelbar den Willen selbst zu bilden durch Herbeiführung und Einübung der gewünschten Handlung.

Der erste Weg, die Einwirkung auf das Gemüt, führt in den Entwicklungsjahren, wie ich später auseinanderzusetzen versuchen werde, schwerlich zum Ziel; der zweite, die Einsicht, ist eine notwendige Bedingung der Willensbildung und wird vielleicht in der Jetztzeit bei der Erziehung unserer Jugend, die sich im Entwicklungsalter befindet, nicht genügend, oder wenigstens nicht in richtiger Weise betont. Ich meine, eine Erziehung, die nach Ellen Key und den Ansichten mancher modernen Eltern, Befehl und Verbot ganz ausschaltet und durch Überredung zu wirken sucht, kann den Zögling wohl in irgend einem betreffenden Fall überzeugen, gibt aber keine Garantien, daß der Zögling seiner Einsicht folgt. Wohl aber hat eine Erziehung Aussicht auf Erfolg, wenn dem werdenden Menschen ein zu erreichendes Ziel hingestellt wird und er die Einsicht gewinnt, daß die Erreichung dieses Zieles wünschenswert ist. Ist der Zögling davon überzeugt, daß sein ganzes Glück von der Erreichung dieses Zieles abhängt, so hat der Erzieher auf Schritt und Tritt Gelegenheit, im Hinblick auf das zu erreichende Ziel den Willen zu kräftigen und den Charakter zu bilden. Ich möchte auf diesen Punkt einen ganz besonderen Nachdruck legen. Der Staat, das Haus, die Schule suchen bei jeder Gelegenheit, die Blicke unserer Jugend auf die Helden unserer Geschichte zu lenken und Heldenverehrung groß zu ziehn. Ich bin weit entfernt davon, dagegen zu sprechen, ich bin im Gegenteil fest davon überzeugt, daß Helden und Heldenverehrung einen Erziehungsfaktor bilden, dieser Faktor wird aber vielleicht überschätzt. Unsere Jugend weiß häufig nichts rechtes mit diesen Heldengestalten anzufangen, da sie erstens in ihnen, dank der kritischen Veranlagung, Fehler sieht, uud zweitens die Helden der Vergangenheit kein rechtes Vorbild für unsere Jetztzeit sein können, da der Acker, den sie gepflügt haben, bereits bestellt ist. Ein zweiter Bismarck werden hat keinen Sinn, da schon ein geeintes Deutschland existiert. Ganz

anders liegt aber die Sache, wenn wir unserer Jugend Zukunftsideale vorführen, wenn es uns gelingt, unserer Jugend die Nöte unserer Zeit klar zu machen und ihr zu zeigen, wie ein tüchtiger Mensch hier helfen kann. Dieses gelingt augenscheinlich desto leichter, je bestimmter die Bedürfnisse und die Hilfsmittel fixiert werden können, d. h. je begrenzter das in Betracht gezogene Gebiet ist, ganz einerlei ob es auf wissenschaftlichem, nationalem oder politischem Gebiet liegt. Mir scheint, daß der Umstand, daß die frühere Zeit in unseren baltischen Landen so viele tüchtige Männer hervorbrachte, darauf zurückzuführen ist, daß ihnen schon in früher Jugend der Gedanke eingeimpft wurde, daß ihr Streben dahin gerichtet sein müsse, in ihrem Lande, resp. in ihrer Stadt eine geachtete Stellung einzunehmen. Ferner glaube ich, daß Bismarck auch dieses im Auge gehabt hat, als er für den Partikularismus eintrat. Rohrbach führt die Größe der englischen Nation darauf zurück, daß ganz England von einem Zukunftsziel beherrscht ist, von der Erlangung der Weltherrschaft auf dem Meere.

Was endlich den dritten Weg anbetrifft, die Herbeiführung und Einübung der gewünschten Handlung, so arbeiten Schule und Haus ja stets in diesem Sinne, es könnte aber vielleicht mehr darin geleistet werden, wenn der Jugend häufiger Aufgaben gestellt werden würden, die eine gewisse Verantwortung fordern. In solchen Aufgaben ist uns auch ein Mittel gegeben, das Ichgefühl in gewünschter Weise zu regulieren und die Energie zu stärken. — Ein jedes Haus bietet solche Aufgaben: Pflege der Blumen, Pflege eines Tieres u. s. w.—

Es ist demnach ein großes und verantwortungsvolles Arbeitsfeld, das Schule und Haus hier gemeinsam zu beackern haben.

Habe ich nun den psychischen Zustand des jugendlichen Menschen im Entwickelungsalter und die zu erstrebenden Erziehungsziele betrachtet, so bleibt mir noch übrig, die Erzieher selbst mit einigen Worten zu erwähnen.

Zunächst glaube ich, daß der Einfluß der Mutter auf ihre Söhne, die sich in den Entwicklungsjahren befinden, gering ist und daß sich die Mutter, die das Gegenteil behauptet und es damit belegt, daß ihr Sohn in einer vertraulichen Stunde ihr sein ganzes Herz geöffnet habe, sich meiner Ansicht nach täuscht, wenn sie dieser Unterredung einen nachhaltigen Einfluß zuschreibt. Gestatten Sie mir, eine Erfahrung aus meinem Berufsleben zu erwähnen. Wenn in einer Klasse Ungehörigkeiten eingegriffen sind, so lassen sich diese in den ganz unteren Klassen und in den oberen Klassen dadurch abstellen, daß man zur ganzen Klasse spricht, an ihre Klassenehre appelliert, sie daran erinnert, daß sie die Schule, der sie angehören, repräsentieren u. s. w. In der 4., 5. und 6. Klasse bleibt so ein Mittel im allgemeinen wirkungslos, die Jungen in diesem Alter sind Herdenmenschen, ein jeder geniert sich, den Kameraden zu zeigen, daß eine solche Moralpauke auf ihn Eindruck gemacht hat. Wenn ich mir dagegen einen Sündenbock aus diesen Klassen allein vornehme, so wird er meistens nach kurzer Zeit weich und ich könnte ein jedes Versprechen von ihm erlangen. Kaum ist er aber wieder unter seinen Kame-

raden, so werden die Gemütsregungen vom Intellekt unterdrückt und der überlegene Zug erscheint wieder auf seinem Gesicht. Ich bin daher nicht geneigt, an die Nachhaltigkeit solcher vertraulicher Unterredungen zu glauben. — Mir scheint es überhaupt nicht richtig, diese Weichheit im Gemütsleben des werdenden Menschen bei der Erziehung auszunutzen und dadurch zu pflegen. Das Weiche und Sentimentale pflegt der Junge in diesem Alter schon selbst, indem er träumt und lyrische Gedichte macht. Von wirklich wesentlichem Einfluß kann der Vater sein, zu ihm, wie überhaupt zu erwachsenen Männern fühlt sich der Knabe in den Entwickelungsjahren hingezogen, und diesem Zuge des Sohnes sollte der Vater entgegenkommen und nicht ungeduldig werden und das Gespräch abbrechen, wenn der Sohn den Mund recht voll nimmt, urteilt, verurteilt und über alles redet, wovon er etwas versteht oder, besser noch, nichts versteht. Hierbei möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der jugendliche Mensch im Entwicklungsalter Schelte, kurze Zurechtweisung verträgt, aber Spott und Hohn nicht verträgt und seiner ganzen Entwicklung nach nicht vertragen kann und durch Spott und Hohn zurückgestoßen und verschlossen gemacht wird. — Ich möchte als erstes Erziehungsmittel das hinstellen, daß dem jungen Menschen ein Verkehr mit erwachsenen Männern, vorausgesetzt, daß es sich um sittlich reife Menschen handelt, ermöglicht wird. Als zweites möchte ich die Begünstigung einer Freundschaft empfehlen. Die Anregungen, die der jugendliche Mensch seinen Freunden verdankt, sind für seine Geistes- und Charakterentwicklung, für sein Gefühlsleben, für seine Neigungen und Liebhabereien von ausschlaggebender Bedeutung, im guten, aber auch im bösen Sinn. — Schule und Haus haben hier gemeinsam und in taktvoller Weise regulierend einzugreifen. Über diesen Punkt will ich mich nicht näher auslassen, nur möchte ich das erwähnen, daß ein Knabe in den Entwicklungsjahren nur selten mit einem gleichaltrigen sich befreundet, sondern sich entweder einen jüngeren aussucht, der in ihm den Reifen und Erwachsenen sieht, oder einen älteren, bei dem er glaubt, für seine wunderlichen Ideen Verständnis zu finden. Beides kann gut sein, indem im ersteren Falle in ihm ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl geweckt wird, und im zweiten Fall manche phantastische Gedanken in die richtige Bahn gelenkt werden, da er von einem älteren Kameraden lieber eine Belehrung annimmt, als von einem seiner Meinung nach rückständigen Erwachsenen. —

Ferner möchte ich die Vorteile einer Lieblingsbeschäftigung betonen. Jede Liebhaberei setzt ein regeres Interesse für einen Gegenstand oder eine Beschäftigung voraus. Wendet sich das Interesse des Kindes solchen Dingen zu, die einen gewissen Wert für seine körperliche oder geistige Entwicklung haben, so sollten die Eltern und die Schule sie nach Möglichkeit fördern. In vielen Fällen offenbart sich in der Wahl der Lieblingsbeschäftigung irgend eine Anlage, die durchaus gepflegt werdeu muß, und dadurch kann so eine Lieblingsbeschäftigung von größtem erzieherischen Wert sein. —

Ein weiteres wichtiges Erziehungsmittel ist die Lektüre. Ein großes, sorgfältig bearbeitetes Material gibt uns an, welche Bücher gerade für dieses Alter passend sind. — Ich glaube, daß in diesem Alter häufig zu viel und zu flüchtig gelesen wird. Um dem entgegenzuarbeiten und um den Eindruck des Gelesenen bleibender zu gestalten, ist es notwendig, sich das Gelesene referieren zu lassen. — Die unbedingt auftretende Kritik und der sich daran knüpfende Disput gibt außerdem noch reiche Gelegenheit, den jugendlichen Menschen zu beeinflussen.

Endlich ist auf das große Erziehungsfeld „die Schule" hinzuweisen. Ich möchte hier nicht die Maßregeln der Schule, die der Erziehung dienen, aufzählen, das ist von berufenerer Seite schon häufig genug geschehn. Hier möchte ich nur folgendes erwähnen, was zu wenig geschieht, was mir aber erzieherisch wichtig erscheint: Die Schüler müßten Aufgaben erhalten, bei denen sie eine gewisse Verantwortung zu tragen haben, wie z. B. Verwaltung der Schülerbibliothek, Verwaltung einer Schlittschuhbahn, eines Spielplatzes. Es müßte der Versuch gemacht werden mit der Einführung der Selbstregierung der Schüler, wie sie in einigen amerikanischen Schulen eingeführt ist und wie sie Förster empfiehlt. Im Hinblick darauf, daß die Jugend in den Entwicklungsjahren den Keim zur Eitelkeit und Ehrsucht in sich trägt und eine krankhafte Gier hat, sich auf ungewöhnliche Weise zu betätigen, müßte im Unterricht und in Gesprächen mehr als bisher der Blick der Jugend auf unsere historischen Heldengestalten gerichtet werden und ebenso die Ideale geschildert werden, die der Jetztzeit als erstrebenswert vorschweben. — Endlich glaube ich, daß wir das Träumerische, das im Wesen unserer heranwachsenden Jugend so oft hervortritt, auf alle Weise bekämpfen müssen, was durch körperliche Betätigung beim Turnen, Spiel und Wanderungen zu geschehen hat und durch Pflege der intellektuellen Neigungen. Ich weiß wohl, daß ich mich in Gegensatz stelle zu der ziemlich allgemein verbreiteten Ansicht, daß die Entwicklungsjahre als geistige Schonzeit zu behandeln seien, wenn ich behaupte, daß unsere Jugend in diesen Jahren ohne Schädigung geistig angestrengt werden kann, besonders auf den Gebieten, die logische Denkarbeit verlangen. Die Entwicklungsjahre tragen das Verlangen nach intellektueller Betätigung in sich, uns Erziehern liegt es ob, diese Betätigung in richtige Bahnen zu leiten und alles Abirren auf phantastischen und abenteuerlichen Wegen zu verhindern.

Auf das Sexuelle in den Entwicklungsjahren einzugehn, möchte ich mir ersparen, weil ich Ihnen nur Bekanntes darüber zu sagen hätte.

Ich fasse zusammen: Das Anormale in dem physischen und psychischen Zustande der Jugend in den Pubertätsjahren erklärt sich durch die Art der Entwicklung in diesen Jahren.

Der Turnunterricht hat die Art der Entwicklung zu berücksichtigen, einige Übungen zu betonen, andere auszuschalten.

Turnen, Spiel und Wanderungen sind in vernünftiger Weise zu pflegen.

Sport ist, wenn darunter das Streben nach Höchstleistungen verstanden wird, bei der Jugend überhaupt und in den Entwicklungsjahren ganz besonders auszuschalten.

Die psychischen Abnormitäten lassen sich im großen und ganzen auf 4 durch die starke geistige Entwicklung in den Pubertätsjahren hervorgerufene Erscheinungen zurückführen:

a) Gleichzeitige Aufnahme mehrerer Eindrücke und das Verlangen nach Assoziation und Kombination.

b) Auftreten von Impulsen und Hemmungen.

c) Auftreten des Ichbewußtseins.

d) Starkes Hervortreten des Gefühlslebens.

Aufgabe der Erziehung ist es, das Gute des sich hieraus Ergebenden zu pflegen und das Schlechte zu unterdrücken, das geschieht

a) durch den Verkehr mit gereiften erwachsenen Personen,

b) im Verkehr mit Freunden,

c) durch geeignete Lektüre,

d) durch Pflege einer Lieblingsbeschäftigung,

e) durch die Schule.

In den Entwicklungsjahren bilden sich die Grunzüge der späteren Persönlichkeit; daher ist diese Zeit für die Erziehung besonders wichtig.

In der Debatte wurde den von Herrn Direktor Demme aufgestellten Thesen im wesentlichen zugestimmt. Inbezug auf die psychischen Abnormitäten in den Entwicklungsjahren wurde von einem Redner darauf hingewiesen, daß die einzelnen Schüler verschieden zu behandeln seien, je nachdem ob Impulse oder Hemmungen bei ihnen vorwalteten. Von anderer Seite wurde festgestellt, daß das Gedächtnis in der Pubertätszeit schwächer sei, intellektuell aber der Schüler dasselbe leisten könne wie sonst, ja, daß intellektuelle Anstrengung ihm besonders gut sei. In interessanter Weise berichtete ein Pädagoge von den Geographie-Stunden in einer Tertia, wo Themen, welche nur durch scharfe Arbeit aus trockenstem statistischen Material herausgelöst werden konnten, mit Liebe und Erfolg bearbeitet wurden und die Schüler hierbei auch die unbeliebte Anstrengung des Gedächtnisses willig mit in den Kauf nahmen

Eine Anfrage, warum der Vortragende die religiös-sittliche Beeinflussung beiseite gelassen habe, obgleich diese gerade im Entwicklungsalter von größter Bedeutung sei, beantwortete Direktor Demme dahin, daß auch er die Bedeutung des Religiösen in der Erziehung und speziell in diesem Alter sehr hoch veranschlage, daß diese wichtige Frage aber allein Stoff zu einem ganzen Vortrag geben würde. Ein anderer Redner hob sodann hervor, daß in den zur Opposition neigenden Entwicklungsjahren die Behandlung religiöser Fragen in der Schule einen ganz hervorragenden Takt und großes Zartgefühl erheische. Die zarte Blume des Glaubens brauche liebevollste Pflege von seiten der Eltern; die Schule sollte sich vor allem bemühen, das, was das Elternhaus gesät, zu erhalten; sie sollte aber auch in diesen Entwicklungsjahren Geduld beweisen und still wachsen lassen, was der Schonung bedarf, und dann erst in den reiferen Jahren die hochernsten und wichtigen Fragen der Religion wieder eingehender behandeln.

Endlich wurde noch auf den Oppositionsgeist hingewiesen, der sich bei den Kindern im Entwicklungsalter auch oft in der Stellung zur heimischen Geschichte bekunde. Durch richtig geleitetes Denken und Selbstarbeit sei eine klare Einsicht in die historische Entwicklnng zu erzielen; solche Einsicht würde dann die Jugend dazu führen, die richtige Beurteilung der lebendigen Fragen der Gegenwart zu finden. Auch hierbei seien Takt und Vorsicht dringend geboten.

❀ ❀ ❀

Über Schulstrafen.

Von Inspektor Oscar Neumann (Fellin).

Nur mit Zagen trete ich an die mir gestellte Aufgabe, über die Schulstrafe zu Ihnen zu sprechen, denn das Thema ist ernst und schwierig; dazu war ich in den letzten Wochen durch Krankheit der Möglichkeit beraubt, meine Vorarbeiten zum Abschluß zu bringen, insbesondere den Vortrag schriftlich auszuarbeiten*). Ich hatte daher dem Komitee die Mitteilung zukommen lassen, daß ich von dem Vortrage zurücktreten müsse. Wenn ich trotzdem, den dringenden Bitten des Komitees nachgebend, es wage, zu Ihnen zu reden, so konnte mich dazu nur die Erwägung bestimmen, daß sonst dieses Thema von unserer Tagesordnung geschwunden wäre; das aber durfte nicht sein.

Immer wieder hat man es mir in diesen Tagen gesagt, alle Eltern und Lehrer sähen gerade der Aussprache über die Schulstrafe mit besonderer Spannung entgegen: so brennend ist die Frage. Wieviel quälende Erinnerungen knüpfen sich nicht an das Wort „Schulstrafe!" Schwer nagt die Erinnerung an dem Gewissen des Lehrers, Bitterkeit frißt am Gemüte des Zöglings, Mißverständnisse trüben die Eintracht zwischen Haus und Schule. Hier tut Klärung und Aussprache Not: eine ganze Wolke von Vorurteilen raubt oft dem Hause und der Schule den klaren Blick.

Welch üblen Klang hat schon das Wort „Schulstrafe" gewonnen! Mit ihm scheint die Vorstellung von sinnloser Quälerei, geisttötenden Strafarbeiten, zwecklosem Nachsitzen, verpfuschten Sonntagen u. dgl. m. unlöslich verknüpft. Man spricht bereits von der Schulstrafe als etwas ganz Eigenartigem und Selbständigem, während sie ihrem Wesen nach doch nichts anderes ist als ein Komplex von Strafarten, die mit der Zeit im Schulleben sich das Heimatrecht erworben haben. Wollen wir also über das Wesen und die Bedeutung der Schulstrafe Klarheit gewinnen, so müssen wir von der Strafe im allgemeinen ausgehen. Mit der allgemeinen Erziehungsstrafe steht und fällt auch die sogenannte Schulstrafe.

*) Der Vortrag erscheint hier in einer nachher, aus dem Gedächtnis, niedergeschriebenen verkürzten Fassung, die natürlich nicht den Anspruch auf wörtliche Übereinstimmung mit dem frei gesprochenen Worte erheben kann.

Ist es aber nicht ein aussichtsloses Unternehmen, nun am Schluß unserer Tagung eine so schwerwiegende und umfangreiche Frage lösen zu wollen? Ja, warum ist gerade sie ans Ende gesetzt? Kommt da nicht am Ende doch wieder der alte Schulmeister zum Vorschein, der anfangs wohl viel schöne Worte über die Macht der Liebe und des Vertrauens in der Erziehung macht, zuguterletzt doch aber wieder zum wunderwirkenden Stock greift? — Wer den Geist unserer Verhandlungen gespürt, der weiß, daß wir anderen Mächten vertrauen als der Strafe. Übergehen durften wir trotzdem die Strafe nicht; einen andern Platz aber als den letzten konnten wir ihr nicht anweisen, denn der gebührt ihr nun einmal in dem Gange der Erziehungsarbeit. Diese schwierige Frage hier zu lösen, davon kann natürlich nicht die Rede sein; dazu würde es einer besonderen Tagung bedürfen. Wir können uns heute nur flüchtig über die Kardinalfragen aussprechen. So gut ich es weiß und vermag, will ich versuchen, diese zu bestimmen und so für die nachherige Diskussion fördernde Richtlinien zu ziehen.

Vergegenwärtigen wir uns das Ziel, die Wege und die Mittel der Erziehung! Das große Hauptstück der Erziehung ist die Willensbildung, darin sind wir alle einig. Nicht die Ausbildung der intellektuellen Kräfte ist die vornehmste und höchste Aufgabe der Erziehung, sondern charaktervolle Menschen zu bilden, die sich selbst beherrschen und frei das Gute und Rechte wollen. Was uns allen als gemeinsames Ziel vorschwebt, kann man in Roosevelts Worte fassen: „Charakter ist für die Rasse wie für das Individuum wichtiger als Intellekt. Wir brauchen Intellekt, und nichts spricht dagegen, daß Intellekt und Charakter verbunden sein können; müßten wir aber zwischen beiden wählen, so wählen wir, ohne einen Augenblick zu schwanken, den Charakter." Deshalb soll auch die Schule, so tönte es immer wieder mahnend an unser Ohr, sich nicht darauf beschränken, Unterricht zu erteilen; die Lehrer sollen die Aufgabe, Erzieher und Willensbildner zu sein, fester ins Auge fassen. Aber nicht straffe Anziehung der äußern Disziplin erwartet man in erster Linie von uns, sondern etwas Höheres: Charakter- und Gewissensbildung.

Was erstrebt nun solche Erziehung? Es ist die innere Freiheit, ein fester, sich selbst gebietender, seiner Verantwortlichkeit bewußter, von einem empfindlichen Gewissen kontrollierter Wille. Welcher Weg führt aber zu diesem hohen Ziel? Nur der eine, die allmähliche Führung von der Gebundenheit durch eine äußere Autorität zu einer Gebundenheit durch das innere Gesetz. Und das Mittel ist hier wie überall die Hebung der Kräfte durch den Gebrauch.

Die eigenen Kräfte gebrauchen und üben zu lehren, dazu allmählich sich erweiternde Gelegenheit zu geben und den noch unsichern Schritt im Gebrauch der Freiheit zu unterstützen und leiten, das ist das Wesen jeder beseelten Erziehung. Sie hat weder für den Despotismus noch den Anarchismus Raum; sie erzieht nicht Sklaven, sondern freie Männer; der Anfang ist Gehorsam, das Ziel ist die Freiheit.

Den Willen zu bilden, sei also unsere vornehmste Aufgabe! Wodurch können wir Erzieher aber auf die Gestaltung des werdenden Willens Einfluß gewinnen? Da sind es drei Wege, die sich uns bieten: das Beispiel, die Lehre und die Zucht.

Was Beispiel und Lehre vermögen, ist in diesen Tagen uns immer wieder in packender Weise vor die Seele gestellt worden; die Zucht ist unser heutiges Thema.

Was will die Zucht? Ihre Aufgabe ist, wie Paulsen es kurz zusammenfaßt, die Formung des kindlichen Wesens und Willens durch Gewöhnung zu bestimmtem Verhalten und Handeln. Jedem sind durch seine natürliche Anlage Kräfte und Triebe gegeben, — diesen die rechte Spur zu weisen, diese Spur zum Geleise zu vertiefen und dadurch dem ganzen Wesen die rechte Richtung zu geben, die Anlage zur festen Gewohnheit auszugestalten, ist Sache der Zucht. Den noch unfertigen Willen des Zöglings sollen wir durch unsern Willen bestimmen; das wird uns aber nur unter der einen Voraussetzung gelingen, daß auf unserer Seite die Autorität, auf Seiten des Zöglings der Gehorsam ist. Autorität und Gehorsam! Da genügt nicht einmalige oder wiederholte Unterwerfung, sondern der wahre Gehorsam besteht darin, daß der Wille des Zöglings den Willen des Erziehers dauernd als den eigenen in sich aufnimmt. Der Erzieher soll nicht für den Zögling Autorität *haben*, sondern *sein*: sein Wort und Urteil, sein Blick und Gebot müssen ohne weiteres Geltung und Wirksamkeit haben.

Solch ein Autoritätsverhältnis macht aber niemand von uns willkürlich, sondern es ist die Wirkung der geistig-sittlichen Überlegenheit des Erziehers über den Zögling. Und je mehr das Kind heranwächst, um so wichtiger wird dieses Moment, bis es zuletzt als das letzte und einzige bleibt. Wo Ehrfurcht im Gemüte ist, da ist auch der vollkommenste Gehorsam, der freie und freudige Gehorsam, der das Gesetz in den einigen Willen aufgenommen hat, der das Gute tut um des Guten willen, für den Lohn und Strafe, jene zwei Hilfsmittel der Zucht, ihren Wert und Sinn verloren haben. Doch das ist das hohe Ziel, das uns aus weiter Ferne in goldenem Glanze grüßt; es ist die Vollkommenheit, die in unserem irdischen Tun kaum Raum hat. Wir heutigen Erzieher können jener Stützen und Krücken, des Lohnes und der Strafe, noch nicht entbehren — aber wir sollen doch das nie vergessen, daß Lohn und Strafe eben nur Krücken und Stützen sind, und nichts mehr. Sie haben nur die Aufgabe, dem Gehorsam durch äußere Motive zur Hilfe zu kommen, indem sie dem Folgsamen in Aussicht stellen, was ihm als natürlich-egoistischem Wesen angenehm und erwünscht, dem Unfolgsamen, was ihm unangenehm und beschwerlich ist; Strafe und Lohn sind nicht Selbstzweck, sondern nur Hilfsmittel, die den schöpferischen Kräften der Erziehung, dem Vorbilde und der Lehre, ihre Wirkung zu erleichtern und sichern haben; je vollkommener und kraftvoller diese sind, um so entbehrlicher werden jene.

Hierüber muß sich jeder Erzieher im Klaren sein! Aber was kostet nicht diese Klarheit! Welcher Vater oder welcher Lehrer kennt nicht jene qualvollen Zeiten, wo die erste naive Unbefangenheit des Anfängers geschwunden ist, und wo wir uns einerseits der schweren Verantwortlichkeit bewußt geworden sind, die uns die Strafgewalt auferlegt, anderseits unsere Unreife und Ohnmacht erkannt haben. Unruhig suchen wir überall nach Rat und Aufklärung; alles scheint aber uns in Stich zu lassen. Die theoretische Pädagogik versagt in diesen Fragen oft gänzlich. Grundfragen, wie das Wesen und die Notwendigkeit der Strafe, sind noch „umstritten"; die elementarsten Dinge werden in widerspruchvollster Weise behandelt, ja schließlich erweist sich die ganze Theorie der Erziehungsstrafe als ein ziemlich dürftiger Abklatsch der staatlichen Strafrechtspflege, wobei den fundamentalen Unterschieden zwischen beiden Gebieten nur ungenügend Rechnung getragen worden ist. Besser steht es mit den praktischen Fragen; aber auch hier gibt es noch viel verwirrende Widersprüche. So rät z. B. der eine uns dringend, vor allem darauf zu achten, daß „die Strafe gerecht *ist*, unabhängig davon, ob sie auch von dem Bestraften oder seinen liebevollen Angehörigen als gerecht empfunden wird", der andere betont genau das Entgegengesetzte: „Wer gerecht bestrafen will, muß vor allem *den Eindruck* in Rechnung ziehen, den sein Verfahren auf alle Beteiligten macht." Hier wird uns dringend ans Herz gelegt, stets bei der Strafverhängung unser Gefühl an den Tag treten zu lassen, dort wird auf das entschiedenste davor gewarnt und der kühlen Verständigkeit das Wort geredet. Selbst bei einem so erfahrenen Pädagogen, wie Matthias, erleben wir manch derbe Enttäuschung; so freuen wir uns über seine tröstlichen Worte „die Grundsätze bei der Strafverhängung sind im ganzen einfach", finden aber unmittelbar darauf nicht weniger als 12 Grundsätze aufgezählt, die bei jeder Strafverhängung ausnahmslos zu befolgen seien, von denen jeder einzelne ein schwieriges Problem bildet. Nicht gering ist auch unser Staunen, wenn wir in mancher Erziehungslehre die Strafarten fein säuberlich in „Körper-, Freiheits-, Ehren- und Geld-Strafen" eingeteilt finden, — als ob etwa Körperstrafen keine Ehrenstrafen wären! Und schließlich müssen wir erkennen, daß „die Musik der Disziplin" über ein ungeheuer reiches und kraftvolles Register von Strafarten verfügt, — doch leider ist es uns dadurch nicht leichter geworden, den rechten Ton zu treffen.

Doch versagen die Bücher, so bleiben uns die Menschen: wozu erfahrene Eltern und erprobte Kollegen sich durchgerungen, das soll uns zum Nutzen gereichen, und jeder von uns verdankt wohl dieser Quelle viel. Aber auch die Bücher wollen wir nicht gering achten, trotz aller Mängel geben sie uns in reichem Maße Anregung und Belehrung. Aber bevor alles dieses Fremde wirklich verarbeitet und unser eigenster Besitz geworden ist, haben unsere Zöglinge viel erleiden und nur zu oft die Rolle des Versuchsobjektes spielen müssen, und manche böse Erinnerung ist unauslöschlich in ihre Seelen gedrückt.

Glücklich ist der Erzieher zu nennen, der sei es dank angeborenem pädagogischen Geschick, sei es begünstigt durch glückliche Umstände, sich in nicht allzu langer Frist eine gewisse Fertigkeit und Sicherheit anlegt; — das Gefühl wahrer und voller Befriedigung ist aber auch ihm versagt.

Ähnliches hatte auch ich in dem ersten Dezennium meiner pädagogischen Tätigkeit erfahren, als auf einmal das Geschick so gütig war, mich in die Lage zu versetzen, in der Schularbeit eine Zeitlang ohne jede Strafe auskommen zu müssen, und zwar unter den schwierigsten Verhältnissen. Es war in der Revolutionszeit; an einer großen staatlichen Knabenschule in St. Petersburg hatte ein revolutionäres Lehrerkomitee die Zügel an sich gerissen und wollte nun mit einem Schlage die Idealschule verwirklichen. Das Losungswort war vollkommene Freiheit: auf sittlichem Gebiete wäre ja jeder Zwang verpönt, also gäbe es fortan keinen Zwang zur Arbeit, zum Schulbesuch u. s. w., alles wäre vielmehr dem freien sittlichen Willen überlassen. Fehlte jemand gegen das Sittengesetz, nun dann könnte man versuchen, ihm das zum Bewußtsein zu bringen, mehr aber dürfte man nicht, von einer Strafe könnte gar nicht die Rede sein. Das wurde den Knaben aufs genaueste dargelegt, — und sie begriffen es schnell und gut. Wo bisher strengster Despotismus geherrscht, waltete nun völlige Anarchie.

Und nun hatte ich gleich die erste Stunde in der obersten Klasse, und zwar eine deutsche Sprachstunde! Schweren Herzens ging ich meinen Weg: es war mir klar, daß die Entscheidungsstunde gekommen war. Würde es mir gelingen, auch unter diesen Umständen zu arbeiten, ernst und gewissenhaft zu arbeiten, oder nicht?

Beim Eintritt grüßten mich nicht mehr Schüler, sondern gleichberechtigte „freie Bürger"; bald wogte die Klasse wie ein Meer, der eine ging, der andere kam; der eine stand, der andere saß, der eine las die Zeitung, der andere unterhielt sich mit einem anderen „Bürger"! Als endlich eine verhältnismäßige Ruhe eingetreten, bat ich um „die Freiheit", auch meinerseits sagen zu dürfen, was mic auf dem Herzen läge. Ein kurzes offenes männliches Wort, ein Appell an die Ehre und Vernunft, — und der Kontakt zwischen Lehrer und Schüler war wiederhergestellt.

In solchen Lagen rettet manchmal eine ganz geringfügige Abweichung vom Gewohnten die Situation. Hier galt es vor allem, die gefährliche Masse zu sprengen und sich Bundesgenossen schaffen. Die Klasse wurde in drei Gruppen geteilt: mit den schwächsten Schülern arbeitete ich selbst; die guten Schüler erhielten die mittelstarken zugewiesen, jeder eine Gruppe von 3—4 Kameraden, für die er zu sorgen hatte. In ihnen erwachte das Gefühl der Selbständigkeit und Verantwortung, und sie wurden meine besten Gehilfen. Die Schüler, die das Niveau der Klasse stark überragen, und die, die tief unter ihm stehen, sind bekanntlich immer die schwierigsten Elemente in der Klasse. Hier waren beide ungefährlich geworden, jene waren nun zur schöpfe-

rischen Arbeit berufen, und das erfüllte sie mit einer neuen Kraft und Freude; diese standen unter meiner nächsten Aufsicht, und selbst sie spürten das Wehen eines neuen Geistes in der Klasse. So war der erste und schwerste Schritt getan; wohl fand sich noch manche Klippe, aber sie wurde ungefährdet umschifft, wohl gab es noch manchen kritischen Moment, aber er wurde glücklich überwunden. Was in der obersten Klasse gelungen, blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf die übrigen: kurzum wir arbeiteten mit vollem Ernst und brauchen uns jener Tage nicht zu schämen. Drei Wochen dauerte es, dann ermannte sich endlich die Regierung und machte diesem Zustande ein Ende. Nur drei Wochen waren es; aber in meiner fast 20-jährigen pädagogischen Tätigkeit hat weniges so einschneidende Spuren hinterlassen, wie diese Zeit. Sie hat mir endgültige Klarheit darüber verschafft, was Erziehen heißt. Was anderes war es denn gewesen, was mich alle Schwierigkeiten immer wieder überwinden ließ, was mir die Macht über meine Schüler gab, als daß ich lernen mußte, alles, was in mir war, in Bewegung zu setzen, mein ganzes Können, meine ganze Persönlichkeit, meine ganze Autorität in die Wagschale zu werfen, gleichzeitig aber auch in meinen Schülern alles, was an Kräften in ihnen lebte, zu entfesseln, in jedem das Beste zu wecken, jeden an seinen Platz zu stellen und Helfer und Bundesgenossen zu finden, aber auch sie alle zu einen, daß ich nun nicht anders konnte als strammste Selbstdisziplin zu üben, und damit die Jugend zum selben Schritte anfeuerte, sorgfältigst alle Eventualitäten vorauszusehen trachtete und so dem Übel entgegentrat, ehe es noch Wurzeln gefaßt — mit einem Wort einmal wirklich das tat, was ein rechter Erzieher immer tun sollte. Alle Stützen und Krücken waren mir geraubt; erbarmungslos war ich ins Wasser geworfen; kein Notanker bot sich dem Ertrinkenden — und da erlernte ich das Schwimmen. Darum danke ich dem Geschick für diese schwere Zeit — und möchte beinahe jedem Erzieher solch eine Prüfung wünschen, solch eine Zeit, wo ihm nichts anderes übrig bleibt, als in sich und seinen Zöglingen alle Kräfte zu wecken und in Bewegung zu setzen; glauben Sie mir: wer zum Erzieher berufen ist, der lernt dann es sein!

Mit der Strafe bin ich seitdem im Reinen. Nicht als ob ich mich dem Wahne hingäbe, daß man wirklich ganz ohne Strafe auskommen könne; nichts liegt mir ferner, als jener schwächlichen Richtung das Wort zu reden, die sich nie zu einer Züchtigung emporraffen kann. So lange das Böse nicht von der Erde geschwunden ist, so lange wird es auch einen Kampf mit dem Bösen geben. Die Strafe ist unentbehrlich, und Unrecht soll nicht ungesühnt bleiben. Aber die Strafe hat seit jenen ernsten Wochen den rechten Platz in meiner erzieherischen Arbeit gefunden: sie ist für mich jetzt wirklich nur ultima ratio, und möglichst selten greife ich zu dieser Krücke. Muß ich es aber doch tun, so geht es nicht ohne ernste Selbstprüfung ab. Oft genug mangelt es auch nicht an der Beschämung, denn wir strafen viel zu oft, vor allem aber nur allzu leicht in ganz sinnloser und zweckwidriger Weise.

Je weniger wir auf die Strafe bauen lernen, um so mehr kommen die eigentlichen Kräfte der Erziehung, das Vorbild und die Lehre zu ihrem Rechte. Aber, strafen wir nicht gerade oft da, wo diese Kräfte gar nicht in Wirksamkeit gewesen sind? Wie etwa da, wo wir Pünktlichkeit und Präzision verlangen, selbst aber sie immer wieder vermissen lassen; wo wir größte Sorgfalt und Genauigkeit in der Präparation beanspruchen, selbst aber unbekümmert ungenügend vorbereitete Stunden geben; oder wo ein Erzieher gegen unhöfliches Betragen von seiten der Zöglinge nicht streng genug vorzugehen weiß, selbst aber so wenig sich zusammenzunehmen versteht, daß er immer mit den Händen in den Hosentaschen umherlümmelt? Erwarten wir nicht auch oft Früchte da, wo wir nicht gesäet haben, und strafen dann unsere Zöglinge für unsere eigene Unterlassungssünde? Etwa, wenn wir die Schüler für ungenügende Ausführung der häuslichen Arbeiten, besonders der Korrekturen, strafen, ohne daß die Kinder auch nur einigermaßen sorgfältig und klar angewiesen worden wären, wie diese durchaus nicht einfache Aufgabe in rechter Weise anzufassen und zu erledigen ist? Wieviel Strafen fallen nicht auf die armen Neulinge für Nichterfüllung der Schulforderungen! Haben wir aber sie auch vorher systematisch und gründlich in den Irrgarten der Schulpflichten eingeführt? Da herrscht oft schon in den untersten Vorbereitungsklassen das unselige Fachlehrersystem, und jede Lehrkraft zieht an ihrem Strang, hat ihre Forderungen, ihre Gesetze; mögen die Kleinen zusehen, wie sie sich zurechtfinden, — gelingt ihnen aber dieses nicht, nun dann gibt es eben Strafe!

Weniger strafen und mehr vorbeugen! Diese Kardinaltugend des Erziehers lernt man in solchen Zeiten, wo das Strafrecht aufgehoben ist. Da gilt es dann dem Unrecht zuvorkommen, die guten Kräfte in Tätigkeit setzen, ehe die schlechten sich haben äußern können, in jedem Zögling das Positive herausfinden und sich mit diesem zum Kampf gegen das Negative verbinden, den guten Elementen in der Klasse zur Geltung und Führung verhelfen und so die bösen ausschalten oder paralysieren u. s. w. Welch ungeahnte Kräfte treten da zu Tage! Das Präventivsystem ist nicht nur wirksamer als das Repressivsystem, sondern auch für uns Erzieher vorteilhafter. Es bedeutet für unsere Arbeit Entlastung und nicht neue Belastung, schon weil dadurch Widerstände ausgeschaltet, ja oft in freudige Mitarbeit umgewandelt werden. Da wurde gestern von einem Vater an die Schule die dringende Bitte gerichtet, sorgfältiger die Zöglinge vor Ansteckung zu bewahren; gilt das nur von dem Körper und nicht noch weit mehr von der Seele? Was hilft aber gegen Ansteckung Strafe? Wir können die Verführer noch so streng strafen, das Ansteckungsgift ist doch schon übertragen worden! Hier hilft nur Vorbeugen; hier muß die Methodik des Vorbeugens aufs sorgfältigste ausgebaut werden; hier heißt es, vor allem für einen guten Geist in der Klasse und in der Schule zu sorgen, systematisch die Ehrbegriffe zu klären und entwickeln, den feiner empfindenden Zöglingen bei jeder Gelegenheit den Rücken zu decken, ihnen zur

Vorherrschaft zu verhelfen, in ihnen das Pflichtgefühl zu veredeln und stärken, auf daß sie jeden Neuling unter ihre Obhut nnd Leitung nehmen u. s. w. Nur durch solche Prophylaxe können wir dazu kommen, daß in unsern Schulen nicht die elementarsten Ehr- und Rechtsbegriffe einfach umgebogen werden, daß einmal „Spicken" als das angesehen wird, was es ist, als Betrug, und Betrug nicht womöglich noch als kühne Mannestat angestaunt, sondern als Feigheit verachtet wird.

Und weiter: nur keine Schablone, auch nicht bei der Strafe! Die Schablone ist der Tod jeder Erziehung. Feste, allgemeingültige Normen gibt es für die Strafarten nicht. Was in einer Hand ein glücklicher Griff ist, kann in einer andern der böseste Mißgriff sein. Eine Mutter strafte ihre Kinder, wenn sie im Streite das Maß überschritten hatten, nur damit, daß sie die Kampfhähne zwang, ein Weilchen still und friedlich Rücken an Rücken zu stehen, und erreichte damit stets das Gewünschte: die Situation war zu komisch, der Humor siegte über den Groll. Aber nicht jedem Erzieher wäre das gleiche Verfahren zu empfehlen: es kommt auch bei der Strafe alles auf die Persönlichkeit an; wir *haben* nicht Autorität, sondern wir *sind* Autorität!

Wir haben anderseits aber auch keine gleichförmige Masse vor uns, sondern lebendige Individuen, die jedes in seiner Art zu nehmen sind. Jedem von uns ist es ein selbstverständliches Gebot, bei der Strafverhängung alle Umstände eines Vergehens bis ins einzelnste in Rechnung zu ziehen; *eine* Kunst müssen wir aber noch viel feiner beherrschen lernen, nämlich sorgfältigst die erzieherische Wirkung jeder Strafe auf den einzelnen Zögling abzuwägen. Die staatliche Strafrechtspflege kann nicht ohne feste, ja starre Normen auskommen, wennschon auch sie bemüht ist, diese Starrheit durch verschiedene Regulative zu mildern; wir Erzieher müssen aber stets des eingedenk sein, daß wir werdende Menschen vor uns haben und daß wir innere Willensbildung und Entwickelung des Gewissens und Stählung des Charakters erstreben sollen. Alter, Reife und Charakter des Zöglings zu berücksichtigen sind wir gewohnt; tragen wir aber auch dem Milieu und den Ehrbegriffen, unter denen die Zöglinge aufwachsen, genügend Rechnung? Und zwar nicht nur den gröberen oder den schon sittlich abgestumpften Elementen, sondern noch mehr den zarter organisierten und feiner empfindenden Kindern gegenüber?

Wenn solch ein feinfühliges Kind mit demselben Maße gemessen wird, wie die große indifferente Masse oder gar die bereits Angedorbenen, wenn solch einem Zöglinge womöglich gleich bei der ersten, auch ganz geringfügigen Unterlassung dieselbe Strafe droht, wie dem hartgesottenen Sünder, so ist das nichts anderes als eine pädagogische Roheit. Sie kann nicht nur eine gefährliche Erschütterung des ganzen Nervensystems zur Folge haben, sondern etwas noch viel Ernsteres: sie stumpft das feinere Ehrgefühl ab und knickt so die junge Seele in ihrem Innersten und Wertvollsten und raubt der jungen Blüte

etwas von ihrem Schmelze. Sie bewirkt so etwas, was nie wieder gut gemacht werden kann; ganz unangetastet bleibt nichts im Kampfe des Lebens, aber je weniger sie einbüßen, um so reicher entfalten sich solche Naturen. Sie sind es, die das stumpf gewordene Ehrgefühl der Kameraden immer wieder neu beleben; sie sind unsere wertvollsten Miterzieher. Sie zu entwickeln und zu starken Charakteren zu machen, ist unsere vornehmste Pflicht. Der Wert einer Anstalt sollte darnach bemessen werden, wie weit in ihr diese sittlich feinen Elemente zu ihrem Rechte kommen, wie viel solcher Führer sie der Menschheit erzieht. Mancher Erzieher empfindet wohl die Roheit solches schablonenhaften Vorgehens, aber schert doch alle über einen Kamm, weil er es für noch gefährlicher hält, mit ungleichem Maße zu messen und so den andern Zöglingen gegenüber ungerecht zu erscheinen; aber wie wenig kennen diese Erzieher noch die kindliche Seele! Das unverdorbene Kind empfindet da mit natürlichem Instinkt das Richtige; erhält man nur dieses natürliche Gerechtigkeitsgefühl, so braucht man den Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht zu erwarten, sondern im Gegenteile: das verschiedene Maß wird den Kindern nichts weiter sein als selbstverständliche Gerechtigkeit.

Muß aber gestraft werden, dann sei die Strafe auch von erzieherischem Wert und keine zwecklose Quälerei! Ob sie dann nun zur „Abschreckung" oder „Witzigung" oder „Besserung" dienen soll, eins soll sie immer: den Zögling fördern und zum Kampf mit seinen Schwächen und Fehlern stärken. Ist die Strafe mit irgend einer Arbeitsleistung verbunden, so muß diese einen Zweck, einen erzieherischen Wert haben: es darf nicht eine Arbeit als Strafe gegeben werden, nur weil sie Mühe kostet, ganz unabhängig davon, ob sie irgendwelchen Bezug hat auf den zu beseitigenden Mangel oder nicht. Entweder muß diese Strafarbeit so gewählt sein, daß sie den Schuldigen zwingt, das gut zu machen, was er gefehlt, oder sie muß *die* Kräfte in Bewegung setzen, deren Stärkung den Zögling befähigen könnte, seine Schwäche zu bezwingen. Die Strafarbeit muß immer das Ziel verfolgen, die vorhandenen positiven Kräfte zum Siege über die negativen zu führen; sie muß daher stets an die gegebenen guten Anlagen anknüpfen. Es hilft nichts, einem unwahrhaftigen Knaben irgend eine, auch noch so strenge, Strafe zu diktieren, wenn sie nicht so gewählt ist, daß sie irgend etwas in ihm entfesselt, stärkt und entwickelt, was schließlich diesen bösen Zug überwinden läßt. Straft z. B. solch einen Zögling mit Aufgaben, die einerseits an ein in ihm lebendes Interesse appellieren, anderseits die peinlichste Genauigkeit und Sorgfalt zu ihrer Ausführung erfordern, dann befähigt und reizt ihr ihn, den Hang zur Ungenauigkeit, und das ist oft die Unwahrhaftigkeit, zu unterdrücken, oder sucht eine andere gute Kraft in dem Schuldigen zu finden, forscht, ob er vielleicht Mut hat, ob er nicht in den Kämpfen der Knaben einer der Unerschrockensten ist, dann richtet diesen Mut durch die Strafarbeiten, die ihr ihm zuweist, auf edlere Ziele und führt ihn so allmählich dazu, auch den sittlichen Mut der

Wahrhaftigkeit zu haben.*) Wenn auch jene Zeiten glücklich überwunden zu sein scheinen, wo man, wie wir aus der älteren Generation uns noch gut erinnern, zur Strafe für irgend eine kindliche Ungezogenheit 50 Mal das Schulgebet oder gar das Vaterunser abschreiben mußte, so vermag man doch auch heute noch oft genug nicht den erzieherischen Zweck und Wert der Strafarbeiten zu erraten. Gerade diese sinnlosen Strafen rufen den Trotz und die Mißachtung in der Jugend hervor und sind so nur die Quelle neuer Verfehlungen. Jede Arbeit, auch die Straf-Arbeit soll ihren Wert in sich tragen; der hohe sittliche Wert der Arbeit ist ja das, was wir Erzieher unserer Jugend am eindringlichsten ans Herz legen wollen; darum sollte die Arbeit nie, auch nicht als Strafarbeit gemißbraucht werden.

Das sittliche Element darf nie zu kurz kommen. Die Unverletzlichkeit der sittlichen Weltordnung gibt ja erst dem Staate, wie auch dem Erzieher das Recht zu strafen. Diese Ordnung unseren Zöglingen zum Bewußtsein zu führen, sei darum unser ernstestes Bemühen. Sie kommen uns hier auf halbem Wege entgegen: denn in jedem Kinde, dessen sittliches Fühlen noch nicht verdorben ist, lebt ein starkes Sühnebedürfnis. Jeder von uns weiß es, wie sehr solch ein Kind, wenn es gefehlt hat, nicht nur nach Verzeihung, sondern auch nach Sühne verlangt und nicht früher ruht, bevor es nicht mit irgend etwas das Böse gut gemacht zu haben glaubt. Dieses elementare Bedürfnis zu erhalten, es zu veredeln und vertiefen, sollte uns eine schöne Pflicht sein. Strafe sei zugleich Buße und Sühne! In ernsteren Fällen, besonders reiferen Zöglingen gegenüber, muß das Motiv der Versöhnung mit der sittlichen Weltordnung stets zu seinem Rechte kommen. Dann dient auch die Strafe zur Klärung der sittlichen Begriffe und zur Entwicklung einer feineren und stärkeren Sittlichkeit und verbindet sich so mit den positiven Kräften der Erziehung.

Ist unsere ganze Arbeit von solch höheren Gedanken geleitet, dann wird auch die wahre Autorität auf unserer Seite sein und ihr schließlich auch von seiten der Jugend nicht der Gehorsam versagt bleiben; dann wird sie alle die Kräfte entbinden, die die werdende Persönlichkeit zum freiwilligen Gehorsam und damit zu jener inneren Freiheit zu führen vermögen, die das Ziel der Erziehung ist.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es, wie überall in der Erziehung, des Zusammenwirkens von Haus und Schule. Nur wenn beide Hand in Hand gehen, können sowohl die positiven Kräfte in unseren Kindern erkannt, entwickelt und gestärkt, als auch die negativen rechtzeitig bemerkt, gehemmt und besiegt werden. Nur wenn zwischen Haus und Schule ganzes Vertrauen und volle Harmonie waltet, vermag die Erziehung auch ihre schwerste Pflicht, die Zucht, in rechter und segensvoller Weise zu üben.

*) Das Kapitel der Strafarbeiten bedarf eben noch einer gründlichen Umarbeitung.

Die Debatte war lebhaft und anregend. Die Bedeutung der Strafe als Sühne und Besserungsmittel, ihr erzieherischer Wert bei der Ausbildung eines unverbrüchlichen Pflichtbewußtseins wurde allgemein anerkannt. Betont wurde ferner, daß die Strafe auch gegenüber der Unsitte, die Schulzeit durch zu frühen Abbruch beim Semesterschluß oder zu spätes Erscheinen beim Semesteranfang abzukürzen, einsetzen müsse. Es zeigte sich in der Diskussion, daß in diesem Punkte in den Knabenschulen bereits streng und erfolgreich vorgegangen werde, während in den Mädchenschulen eine energische Reaktion gegen die bestehende Unsitte ebenso unbedingt notwendig und durch Zusammenschluß der Leiterinnen anzustreben sei. — Zum Ausdruck kam ferner, daß die Art der Strafe sich nach der Art des Vergehens richten müsse. Schon von diesem Gesichtspunkte sei gegen das häufige Nachsitzenlassen zu protestieren. Am Platze sei dieses, wo ungerechtfertigte Versäumnisse und Faulheit vorlägen (doch auch dann nicht an den so wie so überlasteten Wochentagen). Bei anderen Vergehen habe die Schule wieder anders zu reagieren. — Endlich wurde auf die Bedenklichkeit der Kollektivstrafen hingewiesen, wobei übrigens die Ansichten darüber auseinandergingen, wie weit bei Exzessen einzelner, die von der Klasse gedeckt würden, die ganze Klasse haftbar gemacht werden könne.

* * *

Mit Abschluß der Debatten war das Arbeitspensum der pädagogischen Tagung erledigt. Direktor Hollander gab namens des Deutschen Vereins in warmen Worten seiner Befriedigung und seinem Dank für den schönen Verlauf Ausdruck. Er dankte in Sonderheit den Vortragenden, die zum Teil von auswärts gekommen, allen Teilnehmern an den Diskussionen und allen Anwesenden, die mit steigendem Interesse an den Tagungen teil genommen und bewiesen hätten, wie sehr ihnen allen die Sache unserer deutschen Schule am Herzen liege. Inspektor Neumann hob darauf in herzlicher Weise die Verdienste des Organisationskomitees hervor, ohne dessen rastlose, energische Arbeit die Tagung niemals so fruchtbringend und harmonisch hätte vor sich gehen können. Zum Schluß ergriff Mag. Alex. Eggers das Wort, um seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, wie seit dem Jahr 1905 die Schranken zwischen den einzelnen baltischen Provinzen gefallen und alle Deutsche sich zu einer einigen Kulturgemeinde verbunden hätten. In dieser habe Riga die Führung übernommen und mit Erfolg behauptet. Die diesjährige Ostertagung gebe dafür erneuten schönen Beweis. Daß Riga stets auf diesem Gebiet bleibe, wo es heute sei — darin klangen die bewegten Worte aus, sie waren der Schlußakkord der Tagung.

Nachschrift der Redaktion.

Die in der Einleitung dieses Heftes geäußerte Ansicht, dieses pädagogische Sonderheft werde unseren Lesern gerade jetzt willkommen sein, ist durch die Ereignisse widerlegt worden. Aller Gedanken kreisen jetzt um den Krieg, aller Blicke sind gebannt durch den gewaltigsten Völkerkampf, den die Weltgeschichte gesehen hat, und der auch unserem Vaterlande tiefe, schwer verharschende Wunden schlagen wird. Dennoch sind wir der festen Überzeugung, daß die hier behandelten Erziehungsfragen nie ihre Bedeutung verlieren können, handelt es sich bei ihnen doch um ewige Kulturwerte der Menschheit. Über die grauenvolle Gegenwart hinweg richten wir die Blicke in eine lichte, friedliche Zukunft, in der es mehr denn je gelten wird, unsere Jugend zu starken, gesunden, arbeitstüchtigen und tatfrohen Menschen zu erziehen.

Vorherrschaft zu verhelfen, in ihnen das Pflichtgefühl zu veredeln und stärken, auf daß sie jeden Neuling unter ihre Obhut nnd Leitung nehmen u. s. w. Nur durch solche Prophylaxe können wir dazu kommen, daß in unsern Schulen nicht die elementarsten Ehr- und Rechtsbegriffe einfach umgebogen werden, daß einmal „Spicken" als das angesehen wird, was es ist, als Betrug, und Betrug nicht womöglich noch als kühne Mannestat angestaunt, sondern als Feigheit verachtet wird.

Und weiter: nur keine Schablone, auch nicht bei der Strafe! Die Schablone ist der Tod jeder Erziehung. Feste, allgemeingültige Normen gibt es für die Strafarten nicht. Was in einer Hand ein glücklicher Griff ist, kann in einer andern der böseste Mißgriff sein. Eine Mutter strafte ihre Kinder, wenn sie im Streite das Maß überschritten hatten, nur damit, daß sie die Kampfhähne zwang, ein Weilchen still und friedlich Rücken an Rücken zu stehen, und erreichte damit stets das Gewünschte: die Situation war zu komisch, der Humor siegte über den Groll. Aber nicht jedem Erzieher wäre das gleiche Verfahren zu empfehlen: es kommt auch bei der Strafe alles auf die Persönlichkeit an; wir *haben* nicht Autorität, sondern wir *sind* Autorität!

Wir haben anderseits aber auch keine gleichförmige Masse vor uns, sondern lebendige Individuen, die jedes in seiner Art zu nehmen sind. Jedem von uns ist es ein selbstverständliches Gebot, bei der Strafverhängung alle Umstände eines Vergehens bis ins einzelnste in Rechnung zu ziehen; *eine* Kunst müssen wir aber noch viel feiner beherrschen lernen, nämlich sorgfältigst die erzieherische Wirkung jeder Strafe auf den einzelnen Zögling abzuwägen. Die staatliche Strafrechtspflege kann nicht ohne feste, ja starre Normen auskommen, wennschon auch sie bemüht ist, diese Starrheit durch verschiedene Regulative zu mildern; wir Erzieher müssen aber stets des eingedenk sein, daß wir werdende Menschen vor uns haben und daß wir innere Willensbildung und Entwickelung des Gewissens und Stählung des Charakters erstreben sollen. Alter, Reife und Charakter des Zöglings zu berücksichtigen sind wir gewohnt; tragen wir aber auch dem Milieu und den Ehrbegriffen, unter denen die Zöglinge aufwachsen, genügend Rechnung? Und zwar nicht nur den gröberen oder den schon sittlich abgestumpften Elementen, sondern noch mehr den zarter organisierten und feiner empfindenden Kindern gegenüber?

Wenn solch ein feinfühliges Kind mit demselben Maße gemessen wird, wie die große indifferente Masse oder gar die bereits Angedorbenen, wenn solch einem Zöglinge womöglich gleich bei der ersten, auch ganz geringfügigen Unterlassung dieselbe Strafe droht, wie dem hartgesottenen Sünder, so ist das nichts anderes als eine pädagogische Roheit. Sie kann nicht nur eine gefährliche Erschütterung des ganzen Nervensystems zur Folge haben, sondern etwas noch viel Ernsteres: sie stumpft das feinere Ehrgefühl ab und knickt so die junge Seele in ihrem Innersten und Wertvollsten und raubt der jungen Blüte

etwas von ihrem Schmelze. Sie bewirkt so etwas, was nie wieder gut gemacht werden kann; ganz unangetastet bleibt nichts im Kampfe des Lebens, aber je weniger sie einbüßen, um so reicher entfalten sich solche Naturen. Sie sind es, die das stumpf gewordene Ehrgefühl der Kameraden immer wieder neu beleben; sie sind unsere wertvollsten Miterzieher. Sie zu entwickeln und zu starken Charakteren zu machen, ist unsere vornehmste Pflicht. Der Wert einer Anstalt sollte darnach bemessen werden, wie weit in ihr diese sittlich feinen Elemente zu ihrem Rechte kommen, wie viel solcher Führer sie der Menschheit erzieht. Mancher Erzieher empfindet wohl die Roheit solches schablonenhaften Vorgehens, aber schert doch alle über einen Kamm, weil er es für noch gefährlicher hält, mit ungleichem Maße zu messen und so den andern Zöglingen gegenüber ungerecht zu erscheinen; aber wie wenig kennen diese Erzieher noch die kindliche Seele! Das unverdorbene Kind empfindet da mit natürlichem Instinkt das Richtige; erhält man nur dieses natürliche Gerechtigkeitsgefühl, so braucht man den Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht zu erwarten, sondern im Gegenteile: das verschiedene Maß wird den Kindern nichts weiter sein als selbstverständliche Gerechtigkeit.

Muß aber gestraft werden, dann sei die Strafe auch von erzieherischem Wert und keine zwecklose Quälerei! Ob sie dann nun zur „Abschreckung" oder „Witzigung" oder „Besserung" dienen soll, eins soll sie immer: den Zögling fördern und zum Kampf mit seinen Schwächen und Fehlern stärken. Ist die Strafe mit irgend einer Arbeitsleistung verbunden, so muß diese einen Zweck, einen erzieherischen Wert haben: es darf nicht eine Arbeit als Strafe gegeben werden, nur weil sie Mühe kostet, ganz unabhängig davon, ob sie irgendwelchen Bezug hat auf den zu beseitigenden Mangel oder nicht. Entweder muß diese Strafarbeit so gewählt sein, daß sie den Schuldigen zwingt, das gut zu machen, was er gefehlt, oder sie muß *die* Kräfte in Bewegung setzen, deren Stärkung den Zögling befähigen könnte, seine Schwäche zu bezwingen. Die Strafarbeit muß immer das Ziel verfolgen, die vorhandenen positiven Kräfte zum Siege über die negativen zu führen; sie muß daher stets an die gegebenen guten Anlagen anknüpfen. Es hilft nichts, einem unwahrhaftigen Knaben irgend eine, auch noch so strenge, Strafe zu diktieren, wenn sie nicht so gewählt ist, daß sie irgend etwas in ihm entfesselt, stärkt und entwickelt, was schließlich diesen bösen Zug überwinden läßt. Straft z. B. solch einen Zögling mit Aufgaben, die einerseits an ein in ihm lebendes Interesse appellieren, anderseits die peinlichste Genauigkeit und Sorgfalt zu ihrer Ausführung erfordern, dann befähigt und reizt ihr ihn, den Hang zur Ungenauigkeit, und das ist oft die Unwahrhaftigkeit, zu unterdrücken, oder sucht eine andere gute Kraft in dem Schuldigen zu finden, forscht, ob er vielleicht Mut hat, ob er nicht in den Kämpfen der Knaben einer der Unerschrockensten ist, dann richtet diesen Mut durch die Strafarbeiten, die ihr ihm zuweist, auf edlere Ziele und führt ihn so allmählich dazu, auch den sittlichen Mut der

Wahrhaftigkeit zu haben.*) Wenn auch jene Zeiten glücklich überwunden zu sein scheinen, wo man, wie wir aus der älteren Generation uns noch gut erinnern, zur Strafe für irgend eine kindliche Ungezogenheit 50 Mal das Schulgebet oder gar das Vaterunser abschreiben mußte, so vermag man doch auch heute noch oft genug nicht den erzieherischen Zweck und Wert der Strafarbeiten zu erraten. Gerade diese sinnlosen Strafen rufen den Trotz und die Mißachtung in der Jugend hervor und sind so nur die Quelle neuer Verfehlungen. Jede Arbeit, auch die Straf-Arbeit soll ihren Wert in sich tragen; der hohe sittliche Wert der Arbeit ist ja das, was wir Erzieher unserer Jugend am eindringlichsten ans Herz legen wollen; darum sollte die Arbeit nie, auch nicht als Strafarbeit gemißbraucht werden.

Das sittliche Element darf nie zu kurz kommen. Die Unverletzlichkeit der sittlichen Weltordnung gibt ja erst dem Staate, wie auch dem Erzieher das Recht zu strafen. Diese Ordnung unseren Zöglingen zum Bewußtsein zu führen, sei darum unser ernstestes Bemühen. Sie kommen uns hier auf halbem Wege entgegen: denn in jedem Kinde, dessen sittliches Fühlen noch nicht verdorben ist, lebt ein starkes Sühnebedürfnis. Jeder von uns weiß es, wie sehr solch ein Kind, wenn es gefehlt hat, nicht nur nach Verzeihung, sondern auch nach Sühne verlangt und nicht früher ruht, bevor es nicht mit irgend etwas das Böse gut gemacht zu haben glaubt. Dieses elementare Bedürfnis zu erhalten, es zu veredeln und vertiefen, sollte uns eine schöne Pflicht sein. Strafe sei zugleich Buße und Sühne! In ernsteren Fällen, besonders reiferen Zöglingen gegenüber, muß das Motiv der Versöhnung mit der sittlichen Weltordnung stets zu seinem Rechte kommen. Dann dient auch die Strafe zur Klärung der sittlichen Begriffe und zur Entwicklung einer feineren und stärkeren Sittlichkeit und verbindet sich so mit den positiven Kräften der Erziehung.

Ist unsere ganze Arbeit von solch höheren Gedanken geleitet, dann wird auch die wahre Autorität auf unserer Seite sein und ihr schließlich auch von seiten der Jugend nicht der Gehorsam versagt bleiben; dann wird sie alle die Kräfte entbinden, die die werdende Persönlichkeit zum freiwilligen Gehorsam und damit zu jener inneren Freiheit zu führen vermögen, die das Ziel der Erziehung ist.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es, wie überall in der Erziehung, des Zusammenwirkens von Haus und Schule. Nur wenn beide Hand in Hand gehen, können sowohl die positiven Kräfte in unseren Kindern erkannt, entwickelt und gestärkt, als auch die negativen rechtzeitig bemerkt, gehemmt und besiegt werden. Nur wenn zwischen Haus und Schule ganzes Vertrauen und volle Harmonie waltet, vermag die Erziehung auch ihre schwerste Pflicht, die Zucht, in rechter und segensvoller Weise zu üben.

*) Das Kapitel der Strafarbeiten bedarf eben noch einer gründlichen Umarbeitung.

Die Debatte war lebhaft und anregend. Die Bedeutung der Strafe als Sühne und Besserungsmittel, ihr erzieherischer Wert bei der Ausbildung eines unverbrüchlichen Pflichtbewußtseins wurde allgemein anerkannt. Betont wurde ferner, daß die Strafe auch gegenüber der Unsitte, die Schulzeit durch zu frühen Abbruch beim Semesterschluß oder zu spätes Erscheinen beim Semesteranfang abzukürzen, einsetzen müsse. Es zeigte sich in der Diskussion, daß in diesem Punkte in den Knabenschulen bereits streng und erfolgreich vorgegangen werde, während in den Mädchenschulen eine energische Reaktion gegen die bestehende Unsitte ebenso unbedingt notwendig und durch Zusammenschluß der Leiterinnen anzustreben sei. — Zum Ausdruck kam ferner, daß die Art der Strafe sich nach der Art des Vergehens richten müsse. Schon von diesem Gesichtspunkte sei gegen das häufige Nachsitzenlassen zu protestieren. Am Platze sei dieses, wo ungerechtfertigte Versäumnisse und Faulheit vorlägen (doch auch dann nicht an den so wie so überlasteten Wochentagen). Bei anderen Vergehen habe die Schule wieder anders zu reagieren. — Endlich wurde auf die Bedenklichkeit der Kollektivstrafen hingewiesen, wobei übrigens die Ansichten darüber auseinandergingen, wie weit bei Exzessen einzelner, die von der Klasse gedeckt würden, die ganze Klasse haftbar gemacht werden könne.

* * *

Mit Abschluß der Debatten war das Arbeitspensum der pädagogischen Tagung erledigt. Direktor Hollander gab namens des Deutschen Vereins in warmen Worten seiner Befriedigung und seinem Dank für den schönen Verlauf Ausdruck. Er dankte in Sonderheit den Vortragenden, die zum Teil von auswärts gekommen, allen Teilnehmern an den Diskussionen und allen Anwesenden, die mit steigendem Interesse an den Tagungen teil genommen und bewiesen hätten, wie sehr ihnen allen die Sache unserer deutschen Schule am Herzen liege. Inspektor Neumann hob darauf in herzlicher Weise die Verdienste des Organisationskomitees hervor, ohne dessen rastlose, energische Arbeit die Tagung niemals so fruchtbringend und harmonisch hätte vor sich gehen können. Zum Schluß ergriff Mag. Alex. Eggers das Wort, um seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, wie seit dem Jahr 1905 die Schranken zwischen den einzelnen baltischen Provinzen gefallen und alle Deutsche sich zu einer einigen Kulturgemeinde verbunden hätten. In dieser habe Riga die Führung übernommen und mit Erfolg behauptet. Die diesjährige Ostertagung gebe dafür erneuten schönen Beweis. Daß Riga stets auf diesem Gebiet bleibe, wo es heute sei — darin klangen die bewegten Worte aus, sie waren der Schlußakkord der Tagung.

Nachschrift der Redaktion.

Die in der Einleitung dieses Heftes geäußerte Ansicht, dieses pädagogische Sonderheft werde unseren Lesern gerade jetzt willkommen sein, ist durch die Ereignisse widerlegt worden. Aller Gedanken kreisen jetzt um den Krieg, aller Blicke sind gebannt durch den gewaltigsten Völkerkampf, den die Weltgeschichte gesehen hat, und der auch unserem Vaterlande tiefe, schwer verharschende Wunden schlagen wird. Dennoch sind wir der festen Überzeugung, daß die hier behandelten Erziehungsfragen nie ihre Bedeutung verlieren können, handelt es sich bei ihnen doch um ewige Kulturwerte der Menschheit. Über die grauenvolle Gegenwart hinweg richten wir die Blicke in eine lichte, friedliche Zukunft, in der es mehr denn je gelten wird, unsere Jugend zu starken, gesunden, arbeitstüchtigen und tatfrohen Menschen zu erziehen.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 10. **Oktoberheft.** **1914.**

Bibliotheca universitatis Dorpatensis
1922: 2W3

Aus dem Leben des weil. Moskauer Generalsuperintendenten Heinrich Dieckhoff.*)

Nach den Erinnerungen seines Sohnes Paul Dieckhoff.

In einer „Familienchronik", die er selbst aufgezeichnet hat (jetzt im Besitz von Eduard Dieckhoff in Narva), berichtet mein Vater, daß er am 6. Februar (25. Januar) 1803 in der hannoverschen Stadt Bodenwerder „als ehrlicher Bürgersleute Kind" geboren sei, erwähnt aber weiter, daß die Voreltern dorthin aus Westphalen übergesiedelt seien. Diese Voreltern waren Edelleute, hatten aber während des 30-jährigen Krieges ihre Dokumente und Rechte verloren; doch existiert eben noch ein Zweig in Österreich, die Barone Dieckhoff von Derenthal, welche ebenfalls aus Westphalen stammen.

Mein Vater erzählte uns, daß er sich noch des Elternhauses in Bodenwerder erinnere, eines ziemlich geräumigen, einstöckigen, mit roten Ziegeln gedeckten, mitten in einem Garten gelegenen Hauses, vor dem ein schöner Birnbaum stand. Zum Andenken an diesen Birnbaum pflanzte er in Poltawa bei dem von ihm erbauten Pastorate und später auch in Moskau im Garten des neues Pastorats je einen Birnbaum; der Moskauer Birnbaum existiert noch bis auf den heutigen Tag.

Im Jahre 1805, während der Drangsale der Napoleonischen Okkupation, siedelte die Familie nach Reval über, wo mein Großvater Wilhelm Dieckhoff einen ältern kinderlosen Bruder, Friedrich Dieckhoff, besaß, der schon früher ausgewandert war und dort als Schuhmachermeister und Ältermann lebte.

*) Es handelt sich hier um den älteren Heinrich D.; sein gleichnamiger Sohn (geb. 1833) war ebenfalls Oberpastor an der Peter-Pauls-Kirche in Moskau und erhielt 1910 den Titel eines ev.-luth. Bischofs, war aber nicht Generalsuperintendent.

Die Redaktion

In dem Hause dieses Oheims, der mit Elisabeth Peterson vermählt war, lebte mein Vater nach den Angaben in seiner „Familienchronik" als Pflegesohn von 1805—1814. Er besuchte zuerst die Niemann'sche Elementarschule, dann 3 Jahre die Kreisschule und (1815—1820) das Revaler Gymnasium. Nachdem er in Wesnershoff bei Dorpat und in der Pensionsanstalt seines älteren Bruders Friedrich in Narva als Privatlehrer tätig gewesen war, studierte er von 1822—1825 in Dorpat Theologie und erhielt 1823 die goldene Medaille; er war Landsmann der Estonia. Während der Sommerferien kehrte er regelmäßig nach Reval zurück und damals machte er auch die Bekanntschaft seiner späteren Gattin Elisabeth von Strahlborn,*) die er zum ersten Mal in der Revaler Olaikirche sah. Ihr Vater Carl von Strahlborn, dem u. a. das schöne „Höfchen" Liberty bei Reval (jetzt im Besitz der Familie Koch) gehörte, war ein vielbeschäftigter Jurist, da er aber gelähmt und dadurch bei der Ausübung seiner Amtsgeschäfte behindert war, so vertrat seine junge Tochter viele Jahre lang das Amt seines Sekretärs. Sie liebte ihren Vater so sehr, daß sie sich bei ihrer Verlobung das Wort gegeben hatte, so lange er lebe, nicht zu heiraten. Und sie hat ihr Wort gehalten! Erst als ihr Vater i. J. 1828 gestorben war, reichte sie nach Ablauf des Trauerjahres, am 19. April 1829, ihrem Verlobten die Hand am Altare.

Mein Vater war unterdessen nach Absolvierung seines Studiums mehrere Jahre Hauslehrer in adligen Häusern gewesen: zu Semershoff unweit Werro bei der Baronin Wolff und zu Paggar in Estland bei Frau v. Berends. Am 20. September 1828 wurde er in der St. Petrikirche zu Petersburg vom evangelischen Bischof Cygneus ordiniert und im folgenden Jahre zum Divisionsprediger bei den in der Umgegend von Poltawa stehenden Regimentern ernannt. Als Aufenthaltsort wurde ihm die Stadt Poltawa angewiesen, in deren nächster Nähe sich eine größere deutsche Kolonie befand.

Das junge Ehepaar reiste am 6. Mai 1829 aus Reval ab und traf nach einer sehr beschwerlichen und stellenweise gefährlichen Reise am 21. Juni in Poltawa ein. Der neue Pastor wurde von seiner Gemeinde sehr freudig empfangen, es erwies sich aber, daß in der Kolonie weder eine Kirche noch ein Pfarr- und Schulhaus vorhanden war. Von dem Divisionsstabe war zur Wohnung des neukreierten Predigers ein etwa 20 Meter langes und 8 Meter breites, aus Ssaman**) aufgeführtes, mit Stroh gedecktes Ge-

*) In der „Familienchronik" heißt es: „Die Familie von Stralborn auf Wrangelshoff in Estland stammt von demselben Geschlecht, welches sich zur Zeit des schwed. General-Majors Eberhard v. Strahlborn in 2 Branchen teilte."

**) Ssaman ist ein Gemisch von Lößerde, getrocknetem Viehmist und Wasser, woraus eine Art von Backsteinen geformt wird, — ein bis jetzt noch in ganz Kleinrußland häufig verwendetes, sehr haltbares Baumaterial.

bäude an der Stadtgrenze bei der Kolonie bestimmt, welches früher als Gefängnis gedient hatte! Es bestand aus einem einzigen großen Raum mit einer Tür und etwa 10 kleinen vergitterten Fenstern. An den Innenwänden hingen noch die Ringe, an welche die Verbrecher angekettet worden waren. Im ganzen Raume befanden sich gar keine Möbel, mit Ausnahme einiger Holzbänke und Tische. Man kann sich meiner Mutter Lage denken, die im reichen väterlichen Hause an jeglichen Komfort gewöhnt war! Aber mit ihrem praktischen Sinn und aus Liebe zu ihrem Gatten schickte sie sich tapfer in die Verhältnisse.

Es wurde also beschlossen, sich im alten Gefängnis für so lange zu etablieren, bis ein Pfarrhaus erbaut sein werde. Der ganze riesige Saal wurde in zwei Hälften geteilt. In der einen Hälfte wurde schnell für den Gottesdienst eine Art Altar erbaut und aus einfachen Holzbänken das Gestühl für die Kirchenbesucher eingerichtet. Die zweite Hälfte diente allen häuslichen Zwecken: sie war Schlaf-, Speise-, Arbeits- und Gastzimmer. Die nötigen Möbelstücke, das Eß- und Küchengeschirr waren leicht aus der Stadt Poltawa zu beschaffen. Die Kolonisten halfen nach Kräften bei der Einrichtung mit. — Schon am nächsten Sonntag wurde in dem schnell improvisierten Betlokal ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, unter starkem Zustrom der Kolonisten und vieler Deutschen aus der Stadt.

Nachdem mein Vater den Kirchenrat und die Gemeindeglieder zu einer Beratung versammelt hatte, wurde beschlossen, sofort zum Bau einer Kirche, einer Schule für Knaben und Mädchen und eines Predigerhauses zu schreiten. Es erwies sich, daß die Stadtbewohner schon eine gewisse Summe zum Kirchenbau kollektiert hatten und noch weiter kollektieren wollten; auch die Kolonisten hatten schon etwas Geld gesammelt und schlugen vor, beim Bau Naturaldienste zu leisten. Aber alles das reichte lange nicht aus. Da nahm meine Mutter ihren Mann bei Seite und sagte ihm, daß sie bereit sei, wenn er nichts dagegen habe, das Fehlende aus der ihr zugefallenen Erbschaft zu bestreiten. Er war sofort einverstanden, und man kann sich denken, welchen tiefen Eindruck diese opferfreudige Entschließung auf die Anwesenden gemacht hat.

Fast 15 Jahre hat mein Vater in Poltawa und Umgegend gewirkt, nicht nur als treuer Seelsorger, sondern auch in verständnisvoller Fürsorge für das materielle Wohlergehen seiner Gemeinde. Die Kolonisten hatten wohl reichlich Land und trieben auch eine ziemlich große Schafzucht, aber die Getreide- und Wollpreise waren infolge der schlechten Kommunikationen sehr niedrig und der Absatz gering. Einige Kolonisten fabrizierten auch Tuch, doch fiel es ihnen schwer, ihre Ware an den Mann zu bringen, und sie wurden von den Juden ausgebeutet. Da gelang es meinem Vater, ihnen einen großen Dienst zu erweisen, wodurch in der Folge die Kolonisten und auch viele Russen in Poltawa schnell wohlhabende Leute wurden. In den Gou-

vernements Poltawa, Kijew, Jekaterinoslaw und Cherſſon waren nämlich damals, auf Initiative des vielgenannten Generals Araktſchejew zu Kaiſer Alexanders I. Zeiten, die ſogenannten Militär-Anſiedlungen errichtet worden, in denen meiſt Kavallerieregimenter, darunter viele Küraſſiere, ſtationiert waren. Dieſe Küraſſiere trugen alle Paradewaffenröcke aus weißem Tuch, welches die Intendantur aus Öſtreich bezog. Nun benutzte mein Vater einmal die Gelegenheit, als Kaiſer Nikolai I. durch Poltawa fuhr und auch ihm im Paſtorat einen längeren Beſuch abſtattete, den Kaiſer perſönlich zu bitten, daß die Lieferung dieſes weißen Tuches fortan den Bauern und Bürgern Poltawas übertragen werden möge, und dieſe Bitte wurde in liebenswürdigſter Weiſe erfüllt.

Kaiſer Nikolai war damals ganz unerwartet mit ſeiner Gemahlin in Poltawa eingetroffen, wo er ſich mehrere Tage aufhielt. Der Adel gab zu Ehren des Kaiſerpaares einen großartigen Paradeball. Auf dieſem Ball hatte der Kaiſer eine Unterredung mit dem damaligen Gouverneur von Poltawa, dem Grafen Kapniſt, der ein großer Verehrer meines Vaters war und dem Kaiſer viel von deſſen Tätigkeit und großer Popularität erzählte. Dieſer war gerade zu einer mehrtägigen Amtsfahrt verreiſt und kehrte in der Nacht, als der Ball ſtattfand, zurück, nicht wenig erſtaunt, die Stadt zu Ehren der hohen Gäſte feſtlich illuminiert zu finden. Von der langen Reiſe ermüdet, ſchlief er am nächſten Morgen ziemlich lange und beſchäftigte ſich dann in dem großen, von ihm angelegten Garten, und zwar in der Gemüſeabteilung, wo er eine beſondere Art von Spargeln kultivierte. Plötzlich hörte er eine Equipage anfahren: es war der Poltawaſche Polizeimeiſter, der ihm den bevorſtehenden Kaiſerbeſuch anmeldete. Er hatte kaum Zeit, es der Mutter zu ſagen und ſeinen Schlafrock mit einem beſſeren Anzug zu vertauſchen, als das Kaiſerpaar auch ſchon angefahren kam. Nachdem der Gouverneur Graf Kapniſt meinen Vater vorgeſtellt hatte, wandte ſich der Kaiſer an ihn mit der Bitte, ihm den Garten zu zeigen, von dem er ſchon gehört habe. Während nun das Kaiſerpaar im Garten umherging, hatte die Mutter ſich und die Kinder ſchnell in beſſere Kleider geworfen und war eben damit beſchäftigt, in einer Gartenlaube den Kaffeetiſch herzurichten, als ſich das Kaiſerpaar näherte. Die Mutter wurde vorgeſtellt und freundlich begrüßt. Alle Kinder — damals ſechs an der Zahl — waren wie die Orgelpfeifen der Größe nach in einer Reihe aufgeſtellt, und die Kaiſerin ſagte jedem ein freundliches Wort. Darauf bot die Mutter eine Taſſe Land-Kaffee an, was die Kaiſerin auch gnädig annahm; ſie ſetzte ſich in die Laube und führte mit meiner Mutter ein Geſpräch über die dortige Lebensweiſe, über Kindererziehung u. ſ. w. Der Kaiſer aber bedankte ſich für den Kaffee und wollte ſich weiter den Gemüſegarten anſehen, beſonders bat er ihm zu zeigen, wie man mit dem Meſſer die Spargeln herausſticht. Der Vater machte es ihm vor, und der Kaiſer nahm dann das Meſſer und ſtach eigenhändig einige Spargeln heraus. In der

folgenden längeren Unterhaltung, in der der Kaiser sich sehr interessiert nach vielem erkundigte, benutzte mein Vater die Gelegenheit, über die dortigen Erwerbsverhältnisse zu sprechen und die Tuchlieferung für die Armee zu erbitten.

Am selben Abend erschien ein Hofmeister und überreichte meinen Eltern kaiserliche Geschenke, und zwar dem Vater eine goldene Tabatière und der Mutter eine goldene, dunkelemaillierte Brosche mit Brillanten.

* * *

Im Jahre 1843 wurde mein Vater von der St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau zum Oberpastor erwählt. So schwer es ihm fiel, von seiner geliebten Gemeinde in Poltawa zu scheiden, nahm er doch den Ruf in den größeren und reicheren Wirkungskreis an, zumal er auch dort seine heranwachsende Kinderschar unter günstigeren Schulverhältnissen erziehen konnte. Er wohnte zunächst in dem Hause zwischen dem Kolpaschny- und Kosmodamianski-Pereulok, wo sich jetzt das „Heim für Gouvernanten, Lehrerinnen und Bonnen" befindet, welches später von meiner Mutter ins Leben gerufen und von meinem Bruder Heinrich organisiert worden ist. Es ist ein mehrere Jahrhunderte altes Gebäude mit gewölbten Zimmern in der ersten Etage und mit dicken Mauern, die noch nach dem Kolpaschny-Pereulok zu durch abgeschrägte Pfeiler gestützt werden. Außer der Pastorswohnung war hier die Kirchenschule für Mädchen und die Wohnung der Direktrice untergebracht. Dieses Haus soll einstmals dem berühmten Kosaken-Hetman Mazeppa gehört haben, nach dessen Verrat es von der russischen Regierung konfisziert wurde und endlich 1815 von der St. Petri-Pauli-Gemeinde angekauft wurde. Später wurde ein neues zweistöckiges Pastorat erbaut, in dem der obere Stock für den Oberpastor der Gemeinde, der untere für den zweiten Prediger bestimmt war; so lange aber noch mein Vater lebte, nahm er das ganze große Haus ein, und hier haben wir Kinder unsere schöne, unvergeßliche Jugendzeit verlebt.

In dem neuen Moskauer Wirkungskreis fand mein Vater noch viel mehr als früher in Poltawa Gelegenheit, seine gewaltige Arbeitskraft und seinen beispiellosen Wohltätigkeitssinn zu betätigen. Was der Unvergeßliche an Arbeit geleistet hat, ist wohl staunenswert. Ich habe in meinem langen, reichbewegten Leben — beim Niederschreiben dieser Erinnerungen (1908) bin ich 65 Jahre alt — nie einen Menschen kennen gelernt, der ihm darin gleichgekommen wäre. Sein ganzer Tag war ausgefüllt mit Amtshandlungen, Kranken- und Armenbesuchen, dem Empfange zahlloser Bittsteller, mit Religions- und Konfirmationsstunden, Kirchen- und Schulratsitzungen, Sitzungen in verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten u. s. w., so daß ihm am Tage buchstäblich keine freie Minute übrig blieb. Daher benutzte er die Nächte zum Schreiben. Außer einer weitverzweigten Korrespondenz mit seinen Geschwistern

und zahlreichen Verwandten und Bekannten hatte er auch seit seiner Ernennung zum Moskauer Generalsuperintendenten ausführliche Berichte über seinen riesigen Amtsbezirk zu liefern, der sich von Rybinsk bis zum Ararat und von Moskau bis Wladiwostok erstreckte. Diese letzteren Dokumente seiner unermüdlichen Tätigkeit befinden sich sämtlich im Archiv des Moskauer Evangelisch-lutherischen Konsistoriums, und es wäre wohl der Mühe wert, sie historisch zu bearbeiten und herauszugeben, da aus ihnen das Resultat seiner Visitationsreisen durch die vielen, im weiten Reich zerstreut liegenden evangelisch-lutherischen Kirchen und Gemeinden zu ersehen ist und hier u. a. auch wichtige Materialien zur Geschichte der einzelnen Gemeinden enthalten sind, z. B. Angaben darüber, wie und wann sich die betr. Gemeinden gebildet haben, wann und mit welchen Mitteln die Kirchen erbaut wurden, die Reihenfolge der an ihnen wirkenden Pastoren und Kirchenältesten u. s. w. Was mein Vater seiner Zeit in Moskau allein leistete, führen jetzt acht Pastoren aus: ein Generalsuperintendent; an der St. Petri-Pauli-Kirche ein Oberpastor mit zwei Adjunkten und ein zweiter Prediger mit einem Adjunkten; endlich je ein Pastor an dem Hilfsverein und der Stadtmission.

Wie sehr man seine Tätigkeit schätzte und seine Aufopferungsfähigkeit gewissermaßen fürchtete, beweist der Umstand, daß das St. Petersburger Generalkonsistorium ihm während einer sehr schweren Choleraepidemie das telegraphische Verbot zukommen ließ, die Leichenzüge auf den Gottesacker zu begleiten*); er solle sich in dieser gefahrvollen Zeit Ruhe gönnen und die Amtsgeschäfte den andern Pastoren überlassen, denn sein Leben sei für die lutherische Kirche zu kostbar. Wie berechtigt diese Warnung war, um die sich mein Vater übrigens nicht kümmerte, zeigen folgende Vorfälle. Einmal fuhr er zur Begleitung eines Leichenzuges auf den Friedhof mit seinen eigenen Pferden und seinem langjährigen Kutscher Iwan, kehrte aber mit einem Kirchendiener auf dem Bock zurück. Iwan war unterwegs an der Cholera erkrankt und vom Wagen gestürzt; er wurde mit einem Fuhrmann nach Hause gebracht und starb am nächsten Tage. Ein anderes Mal fuhr mein Vater mit einem neuen Kutscher von Hause ab und kehrte mit einem Polizisten zurück; auch dieser zweite Kutscher war an der Cholera erkrankt und ins Hospital transportiert worden, er blieb aber am Leben. Eines Tages fiel auch mein Vater selbst ohnmächtig zu Boden und der herbeigerufene Arzt konstatierte die Cholera. Er machte schnell sein Testament und fühlte sich sehr schwach. Als es sich aber erwies, daß es sich um einen verhältnismäßig leichten Erkrankungsfall handelte, war er nicht mehr zu Hause zu halten und

*) Der Moskauer lutherische Gottesacker liegt etwa 6 Werst von der Kirche entfernt außerhalb der Stadt; eine Beerdigung mit Begleitung der Leiche dauerte etwa 3—4 Stunden. Während dieser furchtbaren Epidemie gab es so viele Todesfälle, daß die Leichenzüge oft zweimal täglich stattfanden.

widmete sich schon nach zwei Tagen wieder der Erfüllung seiner schweren Amtspflichten.

Grenzenlos wie seine Arbeitskraft und Aufopferungsfähigkeit war auch seine Mildtätigkeit. Er half allen ohne Ansehen der Person und der Nationalität. Jeden Morgen war sein Arbeits- und Empfangszimmer belagert von einer Menge Menschen, die ihn um Rat und Hilfe baten. Alle empfing er freundlich, hörte sie geduldig an, ging auf ihre Lage, ihre Gedanken und Wünsche verständnisvoll ein und fand fast immer die Möglichkeit zur Hilfe, oft unter eigenen schweren Opfern. Wohl verstand er es bei der großen Beliebtheit, deren er sich in Poltawa wie in Moskau erfreute, die reichen Gemeindeglieder zu Opfern für Notleidende zu bestimmen, — oft, sehr oft half er aber auch aus eigener Tasche. Rührend war es, ihn anzusehen, wenn er einmal zunächst keinen Ausweg aus einer schweren Lage fand. Dann ging er in tiefen Gedanken in seinem großen Arbeitszimmer auf und ab, in der linken Hand die brennende Zigarre haltend, mit der rechten einen Büschel seiner Haare über der Schläfe wie eine Papillotte drehend, — bis er plötzlich stehen blieb und dem Bittsteller mit freudeverklärtem Gesicht sagte, er möge morgen wiederkommen, dann werde er die erbetene Hilfe erhalten.

Nicht nur Poltawa und die ganze Riesenstadt Moskau kannten seinen Wohltätigkeitssinn, sondern auch viele, viele Menschen, die aus den Ostseeprovinzen oder dem Innern des Reiches nach Moskau kamen und denen er mit Rat und Tat geholfen hat. Als wir nach seinem Tode seine Papiere durchsahen, fanden wir unter anderem zwei Listen. Auf der einen Liste waren die Namen der Personen angeführt, bei denen er Geld geliehen hatte; es waren lauter steinreiche Kaufleute und Adlige in Moskau. Diese Schulden wurden sämtlich durch seine Lebensversicherung*) getilgt. Die andere Liste erhielt eine Menge Namen verschiedener Personen (etwa 200), denen er Geld

---

*) Beinahe wäre das Recht auf die Erlangung dieser Summe verloren gegangen. Mein Vater hatte nämlich vor seinem Tode die gerade fällige Prämienzahlung in ein Kouvert getan und mit einem Begleitschreiben an den Direktor der Gesellschaft adressiert, aber infolge seiner Erkrankung nicht abgesandt, sodaß der Termin verstrichen war. Daraufhin verweigerte der Direktor der Versicherungsgesellschaft — ein Deutscher Sch., der meinem Vater noch von Poltawa aus zu großem Dank verpflichtet war und der ihm auch seine Anstellung in Moskau verdankte — die Auszahlung der Summe. Alle Vorstellungen meiner Mutter mit dem Hinweis darauf, daß es sich hier lediglich um einen, durch die Verhältnisse bedingten Formfehler handele, blieben erfolglos. Da wandten wir uns direkt an den Moskauer Generalgouverneur Tutschkow, der meinen Vater persönlich kannte und sehr verehrte. Dieser zitierte Herrn Sch. zu sich, erklärte ihm, daß das bereitgelegte Geld und der Brief an ihn einer legalen Terminzahlung gleichkäme, und fügte drohend hinzu, wenn die Auszahlung der Versicherungssumme nicht sofort erfolge, werde er Herrn Sch. binnen 24 Stunden aus Moskau ausweisen. Am selben Tage erhielt meine Mutter das Geld.

geliehen hatte. Die ganze Summe belief sich auf 8000 Rbl., von denen nur etwa ein Viertel zurückgezahlt worden war.

So hat er unzähligen Menschen geholfen, und immer in diskreter Form, ohne irgend jemandem — selbst nicht im engsten Familienkreise — etwas davon mitzuteilen. Über einen charakteristischen Fall, der mir ganz zufällig bekannt wurde, will ich hier berichten.

Als Gymnasiast wurde ich einmal in der Nähe des väterlichen Hauses von einem russischen Herrn angeredet, der sich nach der Wohnung des deutschen Pastors Dieckhoff erkundigte. Als ich ihm sagte, ich sei ein Sohn des Pastors und würde ihn gern hinbegleiten, begrüßte er mich unter Tränen als Sohn seines Wohltäters und erzählte mir Folgendes als Ursache seines Besuchs:

„Ich heiße Morosow, stamme aus sehr ärmlichen Verhältnissen und habe als elternlose Waise die Schule und später die Universität durchgemacht. Nach Absolvierung des Studiums reiste ich zusammen mit einem armen Universitätskameraden nach Poltawa, um dort eine Lehrerstelle zu suchen. Wir hatten alles, was wir besaßen, verkauft, um das nötige Reisegeld zu gewinnen, und machten uns dann mit Postpferden auf die Reise. In der Nähe der Kreisstadt Mirgorod, wo wir auf einer Poststation übernachteten, wurde uns unsere ganze Barschaft gestohlen. Die Ortspolizei versagte, wie immer, niemand konnte oder wollte uns helfen und wir waren in verzweifelter Lage. Da sahen wir einen zweispännigen, gedeckten Kolonistenwagen beim Stationshause vorfahren und einen stattlichen hochgewachsenen Mann aussteigen. Als unser „Chochol" (Kleinrusse), bei dem wir abgestiegen waren, ihn erblickte, kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Seht, das ist der deutsche Pastor aus Poltawa, den hat Euch der Herrgott gesandt. Ihn kennt das ganze Gouvernement. Wir nennen ihn Филаретъ Милостивый (Philaret der Barmherzige), denn er hilft wie der Heilige allen, die sich an ihn wenden. Geht schnell zu ihm und bittet ihn um Hilfe." Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und gingen schnell, wenn auch voll Schamgefühl und mit klopfendem Herzen, in das Posthaus. In der Tat war der eben Angereiste Ihr hochverehrter Herr Vater, der Pastor Dieckhoff. Er empfing uns freundlich und hörte die Geschichte von unserem Unglück und unsere Bitte um Hilfe aufmerksam an. Dann stand er auf und ging schweigend mehrmals im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor uns stehen und sagte: „Ich bin leider in einer sehr unangenehmen Lage, ich habe nämlich eben mein letztes entbehrliches Geld in Mirgorod ausgegeben. Wohl hätte ich Platz in meinem Wagen, um Sie bis Poltawa mit mir zu nehmen, aber leider fahre ich nicht direkt dorthin, sondern muß zuerst noch einen längern Abstecher auf die Güter des Fürsten Kotschubei machen, wo ich Amtshandlungen zu vollziehen habe. Dennoch fühle ich, daß Ihnen geholfen werden muß, und es fällt mir sehr schwer, Ihnen Ihre Bitte abzuschlagen. Doch halt, da kommt mir ein Gedanke!" Bei diesen Worten stand er auf, beugte sich schnell zu seinem

Reisekoffer und holte daraus ein Kästchen hervor. „Da," fuhr er fort, „nehmen Sie das. Es ist ein silbernes Eßbesteck. Hier im Dorfe leben viele Juden. Versetzen Sie es oder, wenn sich dafür keine Liebhaber finden sollten, verkaufen Sie es. Auf diese Weise ist Ihnen geholfen. Und wenn Sie nach Poltawa kommen, suchen Sie mich auf; ich habe dort viele Freunde und hoffe Ihnen eine Anstellung vermitteln zu können." Alles das sagte er so einfach, so herzlich, daß wir von seiner Engelsgüte überwältigt waren und ihm die Hände küssen wollten. Er ließ das aber nicht zu und küßte uns auf den Mund. Darauf bewirtete er uns mit Brot, kaltem Aufschnitt und Milch und bat uns, von unserem Studentenleben in Kijew zu erzählen. Bald waren für ihn die Pferde gewechselt und er fuhr freundlich grüßend ab, von den Chochols, die sich um das Posthaus gesammelt hatten, mit Abschiedsrufen begleitet. — Bald nach meiner Ankunft in Poltawa suchte ich Ihren Vater auf und erhielt durch seine Empfehlung an die Direktrice des Poltawaschen Adligen Mädchen-Instituts, Frau von Saß, eine Anstellung als Lehrer. Jetzt bin ich als Inspektor an ein Moskauer Gymnasium berufen worden. Heute früh bin ich hier angekommen, und mein erster Besuch gilt ihm, meinem Wohltäter und väterlichen Freunde"

* * *

Eines der interessantesten Kapitel in der Lebensgeschichte meines Vaters bilden die bereits erwähnten Visitationsfahrten, die er als Generalsuperintendent durch seinen riesigen Amtsbezirk unternehmen mußte. Da ich ihn in meiner Jugend manchmal auf diesen Fahrten, z. B. in den Kaukasus und nach Sibirien, begleitet habe, kann ich aus eigener Anschauung manches darüber berichten.

Wir fuhren auf einem sogenannten Tarantaß, dessen Sitz auf langen, elastischen, 2 Zoll dicken Hölzern ruhte, denn ein anderes Gefährt, etwa ein Wagen auf Federn, war bei den sehr schlechten, nicht chaussierten Wegen undenkbar. In diesem Wagen mußten wir alles Nötige mit uns führen: Kleider, Wäsche, Kopfkissen, Rollmatratzen, die Amtspapiere und eine kleine Bibliothek, einen „Pogrebetz" (d. h. einen Kasten mit Teemaschine, Teekanne, Zuckerdose, Gläsern, Tellern, Tassen, Messern und Gabeln), einen Korb mit Küchengeräten, Eßwaren u. s. w. — mit einem Wort eine ganze transportable Hauswirtschaft.

Der Tarantaß war mit 5 Pferden bespannt, und dann ging es in voller Fahrt vorwärts. Gewöhnlich waren wir 3—4 Tage der Reihe nach unterwegs und etwa ebenso lange dauerte der Aufenthalt an den einzelnen Visitationsorten. Gleich nach seiner Ankunft wurde mein Vater von Deputationen begrüßt, worauf er dem Gouverneur und anderen höhergestellten Beamten seine Visite machte und dann wiederum die Gegenbesuche dieser Herren zu empfangen hatte. Nun erst begann seine eigentliche Tätigkeit:

er hielt Gottesdienste und verrichtete sonstige Amtshandlungen, nahm an Gemeindeversammlungen und Kirchenratssitzungen teil, besuchte die Kirchhöfe, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten und empfing außerdem unermüdlich vom Morgen bis zum Abend Besucher, die ihn in den verschiedensten Angelegenheiten um Rat fragten. Alles das nahm ihn so in Anspruch, daß er am Tage keine Zeit zum Schreiben fand. Deshalb benutzte er die Nächte und unterwegs auch die kurzen Ruhepausen auf den Stationen, während die Vorspannpferde gewechselt wurden, zum Abfassen seiner sehr ausführlichen Visitationsberichte. Die Stenographie kannte er nicht, aber er hatte sich seine eigene Kurzschrift erdacht, die nur die wenigen, welche mit seiner Schreibart vertraut waren, entziffern konnten. Da ich ihm auf der Reise als Sekretär und Kassierer diente, war ich ihm auch beim Anfertigen der Reinschriften behilflich.

Diese Visitationsfahrten meines Vaters gestalteten sich manchmal zu förmlichen „Entdeckungsreisen" So entdeckte er z. B. im Kaukasus und in Transkaukasien eine Menge deutscher Kolonien mit Kirchen und Pastoren, auch eine englische Gemeinde, die Kolonie Carras, zwischen Kißlowodsk und Sheljesnowodsk gelegen, — von denen das Moskauer Konsistorium gar keine Ahnung hatte! Die Schuld daran trugen die damaligen chaotischen Administrationsverhältnisse. Jeder Minister tat, was er wollte, ohne die anderen Ministerien von seinen Anordnungen zu benachrichtigen. Die Konsistorien der nicht-orthodoxen Konfessionen sind dem Ministerium des Innern unter geordnet, nun hatten aber einige Minister des Äußern zu Zeiten Alexanders I. und Nikolais I. nach der Eroberung des Kaukasus auf den unbebauten fruchtbaren Ländereien deutsche Kolonisten angesiedelt, namentlich im Stawropolschen Gouvernement am Kuban und seinen Nebenflüssen. Man hatte sie anfangs von allen Kronsabgaben befreit, ihnen Kirchen und Schulen gebaut; die Pastoren verschrieben sie sich direkt aus Deutschland, ohne sich um irgend eine kirchliche Oberbehörde zu kümmern.

Manche Kolonien waren aber auch ganz ohne Prediger und die Bewohner ziemlich verrußt oder „vertscherkeßt" So waren wir ganz erstaunt, als wir in die englische Kolonie Carras kamen. Alle Männer und Frauen trugen die malerischen Tscherkessenkostüme, alle konnten tscherkessisch sprechen, hatten aber die englische Sprache nicht vergessen. Sie wohnten in schmucken, von Re en umrankten Steinhäusern, hatten eine schöne große Schule, ein Armenhaus und eine stattliche steinerne Kirche mit einer guten Orgel, aber schon seit 20 Jahren keinen Prediger. Der Schulmeister vollzog bei ihnen alle Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Als mein Vater bei ihnen einen regelrechten Gottesdienst hielt, waren viele zu Tränen gerührt. Es war wohl ein sehr originelles Bild, dieser Gottesdienst eines deutschen Pastors in Rußland unter einer Gemeinde von Engländern in tscherkessischer Tracht!

In einer der deutschen Kolonien im Stawropolschen Gouvernement — ich glaube, sie hieß Freudental, doch kann mich mein Gedächtnis auch

täuschen, da es schon 50 Jahre her sind — trafen wir den Pastor Burchard nicht zu Hause, obgleich er von meines Vaters Ankunft an diesem Tage schon zwei Monate vorher benachrichtigt worden war. Es hieß, er sei mit seiner jungen Frau, eine Tscherkessin, vor einigen Tagen in eine Filial-Kolonie gefahren. — Damals war der kaukasische Eroberungskrieg noch nicht beendigt, Schamyl noch nicht gefangen, die Tscherkessen hatten viele russische Frauen und Mädchen geraubt. In Petersburg hatte sich ein Komitee gebildet, welches Geldsammlungen zum Loskauf der Geraubten veranstaltete. Auch in Freudental waren drei deutsche Kolonistenmädchen geraubt und gerade damals nach dreijähriger Gefangenschaft von ihren Angehörigen losgekauft worden.

Da der Pastor abwesend war, so versammelte mein Vater am Abend die Gemeindeglieder, als sie von der Feldarbeit zurückkehrten, und fragte sie nach ihren Verhältnissen aus. Sie klagten sehr über ihren Pastor, der fortwährend auf der Jagd sei und viel trinke. Dann erzählten sie auch von den drei aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Kolonistenmädchen. Mit einer von ihnen hätten sie ihre liebe Not! Sie sei zum Islam übergetreten und die Frau eines Tscherkessen geworden; die deutsche Sprache habe sie fast verlernt und von der lutherischen Kirche wolle sie nichts wissen; den ganzen Tag sitze sie auf einen Felsen, in die Ferne auf die schneebedeckten Kaukasusberge schauend und sich nach ihrem heißgeliebten Ali sehnend. Mein Vater ließ sie rufen und hatte mit ihr eine lange ernste Unterredung; sie schwieg verstockt die ganze Zeit über, nur einmal stieß sie die Worte heraus: „Ich kann ohne meinen Ali nicht leben!“ — Die Gemeindeversammlung dauerte bis nach Mitternacht, spät begaben wir uns zur Ruhe. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß Katharina — so hieß die Kolonistin — in der Nacht verschwunden sei: sie war auf einem Pferde meines Vaters, das sie heimlich aus dem Stalle geführt und gesattelt hatte, in die Berge entwichen. Die Verfolgung blieb resultatlos.

Am Tage darauf, es war an einem Sonnabend, fuhren wir weiter in die Nachbarkolonie, in die Pastor Burchard geritten sein sollte. Die Kolonie lag sehr malerisch in einem Tale, das von den Vorbergen des Kaukasus gebildet wurde, und hatte auch eine kleine hölzerne, aber sehr hübsche Kirche. Es erwies sich, daß Pastor Burchard zwar tags vorher im Dorfe gewesen, darauf aber mit seiner jungen Frau und einem Gast auf die Jagd in die Berge geritten war. Pferde mit Zelten, Proviant und Wein waren ihnen gefolgt, also war offenbar ein mehrtägiger Ausflug geplant. Die Kolonisten übernahmen es, ihn von meines Vaters Ankunft zu benachrichtigen, und schickten einen jungen Mann zu Pferde aus, um ihn in den Bergen aufzusuchen.

Am Sonntag morgen versammelte sich die Gemeinde vor dem Absteigequartier meines Vaters und beriet sich mit ihm über Kirchen- und Schulangelegenheiten. Es war ein schwüler, fast tropisch-heißer Tag. Die Stunden vergingen, es wurde 11½ Uhr, — der Pastor erschien nicht. Da beschloß mein Vater, selbst Gottesdienst zu halten. Er zog seinen Talar an, die

Glocke*) wurde geläutet und die Orgel ertönte. Ich war nicht in die Kirche gegangen und saß im Gärtchen vor dem Hause. Plötzlich kam ein Bursche zu mir gelaufen und wies mit der Hand nach den Bergen hin. Anfangs sah ich nur drei Punkte, die sich schnell bergab bewegten. Als sie näher gekommen waren, erwiesen sie sich als drei Reiter: der Pastor, seine Frau und sein Gast. Sie ritten auf ihren schaumbedeckten Pferden direkt zum Pastorat, und nach einigen Minuten schon sah ich den Pastor im Ornat an mir vorbei in die Kirche eilen. Sein Gesicht war sehr gerötet, ob vom schnellen Ritt und der Hitze oder vom Wein, konnte ich nicht bestimmen. Er war aber doch zu spät gekommen, denn als er in die Kirche trat, wurde vom Altar aus schon der Segen gesprochen.

Nach dem Gottesdienste hatte mein Vater eine lange geheime Unterredung mit dem ungetreuen Seelsorger. Die Visitation lief sehr kurz ab. Später wurde festgestellt, daß dieser Pastor Burchard drei lebende, von ihm nicht geschiedene Frauen hatte. Seine erste Frau hatte er in Deutschland gelassen. Dann war er nach Rußland gekommen und hatte eine Deutsche, ich glaube in Moskau oder Dorpat, geheiratet. Diese zweite Frau hatte er nach Konstantinopel gebracht und dort sitzen lassen; sie soll ihm viel Geld als Mitgift in die Ehe gebracht haben. Darauf war er wieder nach Rußland zurückgekehrt und hatte durch das Ministerium des Äußeren eine Anstellung erhalten. Die dritte Frau war eine Mohamedanerin. Natürlich wurde er bald darauf abgesetzt. Weiter habe ich von ihm nichts gehört.

* * *

Am 24. August 1862 starb mein Vater. Er ruht auf dem alten deutschen Gottesacker in Moskau, auf seinem Grabe ist ihm von der treuen Moskauer Gemeinde ein schönes Denkmal errichtet, ein Werk desselben berühmten Bildhauers, von dessen Hand auch das prachtvolle Denkmal in Nowgorod zum 1000-jährigen Jubiläum des Russischen Reiches stammt.

*) In ganz Rußland war es damals den Lutheranern verboten, Kirchenglocken zu haben, und wir waren daher sehr erstaunt, im Kaukasus überall dieses Verbot unbeachtet zu finden: wieder ein Beweis für die Uneinheitlichkeit der administrativen Verfügungen. Erst Kaiser Alexander II. hob das Verbot auf. In Moskau wurde an der St. Petri-Pauli-Kirche die erste Glocke — ein Geschenk des Königs von Preußen — nach dem Neubau auf den Kirchturm emporgehoben und zum ersten mal geläutet. Ich glaube, es war im Jahre 1863 oder 1864.

Zur Geschichte der Balkanvölker.*)

Von Emil Thomson (Petrograd).

Zwei Heerstraßen führten die Völkermassen aus Asiens unermeßlichen Gebieten an das westliche Meer: durch Turan und die skythische Steppe die eine, die andere durch die Kulturländer des nahen Ostens auf der verbindenden Brücke Klein-Asiens, über die hemmende, doch niemals scheidende Flut des Hellespontos in die Herzkammer Europas, die am frühesten den Zufluß des menschlichen Blutstroms aus dem Osten empfangen mußte und ihn dann gereinigt, geregelt als lebendigen Quell fortsprudelte, der die Menschheit tränkte, stärkte und weihte in Jahren, in Jahrzehnten, in Jahrhunderten.

Endlos mußte der Wandel in den Geschicken der Völker sein, die hier siedelten, endlos, wie ihr ewig wechselnder, nie rastender Zustrom. Im äußersten Süden hatten sich in den frühesten Zeiten, die unsere Geschichte im Zusammenhange kennt, die Griechen niedergelassen: sie übermittelten, was Ägypten und Westasien an Kulturgütern erarbeitet hatten, den kommenden Geschlechtern, und konnten verfeinert, vergeistigt den Schenkern zurückgeben, was sie einst von ihnen empfangen hatten. Langsam war von ihnen auch schon vorher zu Illyrern und Thrakern, die die Gebiete nördlich vom Olympos bewohnten, ausgestrahlt, was ihnen innerer Besitz geworden war, und es vollzog sich in Epirus und Makedonien derselbe völkerkundliche Vorgang in griechischem Sinne, den wir später kriegerisch beschleunigt aber oberflächlicher in Ägypten, in Syrien und sonst im hellenistischen Westasien sich vollziehen sehen, den wir in Westeuropa als Romanisierung kennen lernen und als solche auch auf der Balkanhalbinsel beobachten können. Im vierten vorchristlichen Jahrhundert ging von dort die Hellenisierung des Ostens aus, aber während Bildung und Gesittung aller Welt von Europa mitgeteilt zu werden scheinen, drohen schon Verrohung und Verwilderung, die dasselbe Europa bereitet, denn die Kelten, die dem großen Alexander in Babylon huldigten, eroberten 50 Jahre später sein Reich und drangen unter den bräuchlichen Verheerungen nach Griechenland, erreichten die Thermopylen und plünderten den Tempel von Delphi! Wir sind eben damals in der Zeit der keltischen Völkerwanderung. — Woher und auf welchem Wege die Kelten ursprünglich nach Europa gekommen sind, wissen wir nicht, diesmal handelt sichs um eine rückläufige Bewegung unter Aufgabe der Sitze an Unterrhein und Elbe: die Halbinseln im Mittelmeer sind das Ziel, — auch Livius weiß davon zu erzählen, — und nach der Eroberung von Byzanz (279 vor Chr.), überschreiten sie den Bosporus, und machen sich in Kleinasien auf den Weg

*) Der Aufsatz ist vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben worden, wird aber gerade jetzt wieder ein erhöhtes Interesse beanspruchen dürfen. Die Redaktion.

nach Osten, als wollten sie die Urheimat wieder suchen: am Halys aber gründen sie das Galaterreich. Es ist eine bekannte Tatsache aus dem Neuen Testamente, daß sich im römischen Imperium der Jude des Griechischen bedienen mußte, wollt er dem Kelten von dem wahren Gotte sprechen! Nur galt dieser Brauch bloß östlich vom adriatischen Meere, und auf der Balkanhalbinsel selbst war die nordwestliche Ecke dem sprachlichen Gesetze der Romanisierung durchaus unterworfen, was übrigens den Gebrauch des Griechischen im gesellschaftlichen Umgang der feinen Welt nirgends ausschloß. Wohl aber gab die illyrische Bevölkerung am Ostufer, aus der der Kaiser Diocletian hervorgegangen ist, die heimische Mundart ganz auf und bildete eine romanische Sprache, die sich im Verkehr beim Landvolk bis ins 16. Jahrhundert erhalten hat, deren vereinzelte Kenntnis aber erst 1898 erloschen ist, als der letzte Fischer auf der Insel Veglia starb, der Dalmatinisch zu sprechen verstand. — Weniger Erfolg hatte Rom mit den Albaniern, die östlich von ihnen hinauf bis zu den Alpen siedelten: doch ist zugegeben, daß sie mehr bei ihnen erreicht haben, als all den anderen Völkern, die sie zeitweilig beherrschten, gelungen ist, denn selbst von den einfachsten und kleinsten Wörtchen, die die wichtigsten und häufigsten zu sein pflegen, selbst von den Fürwörtern und Zahlwörtern, hat das Latein einige albanische ersetzt und sogar die Beugungsformen beeinflußt! Auch diese Sprache stand also der Hörigkeit nahe und sie wär ihr verfallen, unrettbar verfallen, wenn nicht der Zwingherr selbst von seinem Geschick ereilt, von seiner beherrschenden Höhe gestürzt worden wäre. So wars also mit seiner Macht vorbei, wenigstens auf lange und wenigstens in diesem Teile der Welt. — Wir treten ins Zeitalter der germanischen Völkerwanderung, die das mächtige Rom zertrümmerte und wilde Horden an seiner Statt zu Herren der Welt machte. Wohl lag die Balkanhalbinsel dieses Mal nicht auf dem Wege dieser Züge, aber unberührt konnte sie nicht bleiben und namentlich die illyrischen Provinzen wurden bei den häufigen Einfällen in Italien wieder und immer wieder in Mitleidenschaft gezogen. Die Goten warens vor allem, die die untere Donau überschritten: 150 Jahre haben sie damals im Lande der Schkipetar gewaltet und geschaltet, aber von ihrem Dasein ist so wenig wie von dem der Kelten eine Spur, ein Laut in der Sprache geblieben.

Doch bei dem Stamme der Illyrer, der noch weiter nach Osten, im damaligen Mösien also, im Gebiete des späteren Königreiches Serbien saß, war der Verlauf der Romanisierung jedenfalls schon abgeschlossen, als die Bewegung der neuen Völkerwanderung der Einwirkung durch Rom Einhalt gebot; sei es, daß hier die Sprache weniger Widerstandskraft besaß, als die der Albanier, — sei es, daß die Übersiedelung der von Kaiser Mark Aurel aus dem aufgegebenen Dacien zurückgezogenen Militärkolonnen eine so unterstützende Kraft bewies, jedenfalls wurde Mösien der Mittelpunkt eines neuen romanischen Volkswesens, das bald seine Eigenkraft entwickeln konnte und

— nötig hatte. Vereinzelt, wie zum Untergange vorausbestimmt, war diese romanische Völkerschaft, und sie ward es durch ihre späteren Schicksale immer mehr. Heute nennen wir sie: „Rumänen.“ Noch stand die Erfüllung ihres Loses der völkischen Vereinsamung aus und, um es zu vollenden, mußten noch einige Zuckungen im Wesen der sich gestaltenden Masse stattfinden. Jetzt fanden sie statt, die Zeit war gekommen.

Im Anschluß an die Verschiebungen der germanischen Völkerwanderung vollzogen sich nämlich die der slawischen, doch wahrte sie im Norden eine gewisse Vorsicht und änderte wenig an dem entstandenen Bilde: sie hielt sich im Kreise der Stammesgenossen und drängte höchstens die Voranziehenden vorwärts, sie kreuzte nicht ihre Wege. Das ward aber anders, als die Südslawen, etwa um das Jahr 600 n. Chr., die Donau überschritten und mit den alteingesessenen Kulturvölkern selbst in Berührung kamen. Sie hatten es mit dem zertrümmerten Rom kaum zu tun, wohl aber mit dem zähen Widerstande von Byzanz und mit meist hellenisierten Massen; langsam, doch unwiderstehlich wälzte sich mit fast ursprünglicher Gewalt ihr wuchtender Körper im neu gewonnenen Lande vorwärts gen Westen, zum Meere, zur siegreichen, herrschenden Freiheit; aber sich zum Erben des oströmischen Reiches zu machen, ist ihnen kein wohl überlegter, kein unbeirrt verfolgter Plan und länger als ein Menschenalter dauert die Blüte der von ihnen errichteten Herrschaften anfangs nicht und hält ihre Lebenskraft nicht vor. Nicht Staatengründung ist's, worauf sie ausgingen, am wenigsten dachte ihr Vortrupp daran, der genug damit zu tun hatte, den Weg zu öffnen: halt konnt er nicht machen, hinter ihm brandete die gleichgeartete Völkerwoge, und es war nicht zu raten, sich ihr entgegenzustellen, wollte man nicht weggeschwemmt werden, wie die alten Siedler. Da waren die slawischen Eindringlinge in Mösien auf den romanisierten Illyrerstamm der Rumänen gestoßen: den hatten sie zum Abzug nach Nordosten über die Donau genötigt, wo er im aufgegebenen römischen Dacien einen neuen Wohnsitz fand und — eine herbe Laune des Schicksals! — die Slawen der Balkanhalbinsel, zu deren Nachhut er im Bogen gedrängt worden war, von ihren nördlichen Stammesbrüdern trennte. Teilchen des aufgestörten Volkes wurden abgesprengt: nordwärts unter das finnische Reitervolk der Ungarn im Banate, westwärts als unansehnliches Splitterchen nach Istrien, und südwärts nach Makedonien. Diese Kutzowalachen des Vardartales kommen für uns wohl am meisten in Betracht: die geschlossene Masse der Rumänen im heutigen Königreiche, im russischen Bessarabien, in der österreichischen Bukowina und im ungarischen Siebenbürgen kommt, da sie im Norden der Donau, also nicht auf der Balkanhalbinsel lebt, für uns nur insofern in Betracht, als sie seit 1877 durch den Besitz der Dobrudscha, seit 1913 durch den des nordöstlichen Bulgariens um Silistria, den Balkanvölkern beigezählt werden muß und die Trennung der Südslawen von Rußland immer fühlbarer macht.

Der weitere Zug der Slawen gegen Westen mußte zu blutigen Auseinandersetzungen mit den Albaniern führen, deren Sitze vormals bis hinauf an die Sau lagen; aus Bosnien und der Herzegowina sind sie restlos hinausgedrängt worden, in Montenegro ist von ihnen die Rede nicht, erst südlich, von Skutari an, beginnen ihre Wohnsitze, jetzt auch ihr Reich mit dem albanischen Gebiete der Gegen, doch ist es in seinem Norden allenthalben mit Slawen, in den toskischen Gegenden von Epirus mit Griechen oder doch völlig hellenisierten Stämmen so durchsetzt, daß es nicht ganz leicht ist, sich eine einheitliche albanische Bevölkerung vorzustellen. Der erobernde Zug der Südslawen veränderte jetzt seine Richtung und ist nach Norden, später erst wieder, mit abermaliger Biegung, nach Westen gegangen, bis die Slowenen in den Ostalpen, in Krain, Kärnten und im südlichen Steiermark halt machten, auch die Kroaten außerhalb der Balkanbreite auf ungarländischen Boden siedelten, — die Serben aber schon südlich von der Sau und Donau, und vom Timok an bis zum Schwarzen Meere zwischen Donau und Balkan die Bulgaren ihre Wohnstätten bauten. Der letzte Name gehört keinem slawischen Volke, sondern ist spät erst von der Gesamtheit übernommen worden, nachdem die geringe Menge der Herren von den Unterworfenen aufgesogen worden war; die tatkräftige Oberschicht gehörte, wie man früher einhellig annahm, dem ugro-finnischen Stamm an, ist aber, wie Mathias Murko, ein slowenischer Forscher, versichert, südtürkischer Herkunft, was übrigens für heute kaum in Betracht kommt, da dem Volk ein anderer als ein slawischer Charakter nicht anhaftet. In jenen frühsten, noch heidnischen Zeiten mag das anders zu beurteilen sein, da die altslawische Demokratie es zu einer Staatenbildung nicht kommen läßt, während die monarchisch regierten Donaubulgaren sich schon am Ausgange des siebenten Jahrhunderts in ein eigenes Reich schließen, das unter Symeon (888—927), als Byzanz erobert worden war, Anstalt zu machen schien, die Herrschaft im alternden Ostrom an sich zu reißen. Nur war dieser Aufschwung nicht von langem Bestande: auch das Herrschergeschlecht erlosch und der Mittelpunkt des Reiches wurde von Preslaw nach Ochrida in Makedonien verlegt, was die Griechen zu immer entschlossenerem und unter Basilios II. Bulgaroktonos erfolgreicherem Widerstande vermocht zu haben scheint. Während im 13. und 14. Jahrhundert Trnowo im alten Stammlande der Bulgaren Zarenstadt geworden war, ist die Führerschaft unter den Südslawen an die Serben übergegangen, die inzwischen einen achtunggebietenden Staat gegründet hatten, der sich durch lange Jahre und viele Geschlechter eines mächtigen Herrscherhauses, der Nemanjiden, erfreute, dessen Glanzzeit in der Regierung des Kaisers — man beachte: des Kaisers! — Stephan Duschan 1336—1356 liegt, der ein Reich bis an die Adria beherrschte und auch Bulgaren und Griechen gebot. Doch schon unter seinen nächsten Nachfolgern sah es trüber aus, und wie die Griechen es erschwerten oder unmöglich machten, zum ägäischen Meere vorzudringen, so

taten dasselbe die Venetianer an der Adria. Die Serben hattens ja unterlassen, den romanisierten Stamm der Dalmater aus seinen Wohnsitzen zu drängen, wie die Rumänen und die Albanen, sie durftens bei diesem wenig kampfkräftigen, zutätigen Völkchen auf die Ergebnisse einer friedlichen Durchdringung mit slawischem Volkstum ankommen lassen, und der Versuch gelang vortrefflich: bis zum 16. Jahrhundert waren die Bauern des Festlandes schon völlig verserbt und auch in den Städten hörte man zu Hause fast nur slawisch. Es begann damals die gesteigerte Einwanderung venetianischer Handelsleute in die Städte, und mit Unterstützung der katholischen Kirche, besonders des Erzbistums von Spoleto, und mit Hülfe republikanischer Stadtverfassungen, vor allem der im mächtigen Ragusa, erhielt das dalmatische Küstengelände einen durchaus italienischen Ausdruck. Doch das gehört alles der Vergangenheit an: das Land ist jetzt slawisch, ausnahmslos slawisch, und selbst die alten romanischen Städtenamen weichen jetzt serbischen Benennungen. Wir werden bald unsere Schulgeographie umlernen müssen, wir können uns nicht mehr verständigen.

Hier sind wir auf einem Felde, wo die Verbindungen mit Mitteleuropa leicht zu überblicken sind: die serbischen Südslawen der nordwestlichen Balkanecke und die kroatischen des ungarischen Donauwinkels schreiben dieselbe Schriftsprache, nur die einen mit der Cyrilliza, die anderen mit Lateinschrift. Die Grenze zwischen diesen beiden Völkern läßt sich überhaupt nicht feststellen: sie sind durch ihr politisches Geschick unterschieden und durch ihr Glaubensbekenntnis, sonst aber nicht. Wir werden uns erinnern müssen, daß überhaupt das Südslawische aus einer Kette von Mundarten besteht, deren Glieder allmählich und unmerklich in einander übergehen, so daß sich selbst Sprache von Sprache nicht klar sondert. Wir werden den Gegensatz der westlichen Gruppe, der Slowenen, festhalten müssen, die völlig in den romanisch-germanischen Kulturkreis hineingehören, zu der östlichsten, den Bulgaren, die offensichtlich von Byzanz und dem Orient mehr beeinflußt werden, als sonst jemand aus der Sippe. Die Verbindung zwischen ihnen stellt die serbisch-kroatische Gruppe her, deren östlicher Bestandteil, der serbische, seine Sprache von der benachbarten bulgarischen keineswegs mühelos unterscheiden läßt: die sprachlichen Merkmale sind nicht überzeugend genug, um gegen willkürliche und politische Beweggründe mit Erfolg geltend gemacht werden zu können. Das gilt namentlich für das Völkergewirre in Makedonien.

Daß die verhängnisvolle kirchliche Spaltung zwischen den Kirchen Roms und des Orients, die in der Mitte des 11. Jahrhunderts nach langen Unfreundlichkeiten eintrat, sich gerade bei den Völkern der Balkanhalbinsel empfinden lassen würde, war zu erwarten. Die Grenzlinie des kirchlichen Einflusses von Orient und Okzident fällt so ziemlich mit der zwischen der griechischen und der lateinischen Sprache zusammen: die Nordwestecke der Halbinsel ist die Stelle, wo die Völkerschaften zusammenprallen; — für die

Albanier am Ostufer des Adriatischen Meeres, bei denen auch die Religion nur ein Vorwand zur Feindseligkeit ist, lasse ich die Bezeichnung Kriegsschauplatz gerne gelten, für Bosnien, Dalmatien und die Herzegowina werden wir uns nach einem milderen Ausdruck umtun müssen. Es mag kein Zufall sein, daß nirgend so viele mohammedanische Slawen angetroffen werden, wie in Bosnien, wo die christlichen Bekenntnisse einander so unfreundlich sind; bei den Albaniern, deren Katholiken und Griechisch-Orthodoxe in blutiger Feindschaft mit einander hadern, ist sogar reichlich ein Drittel der Bevölkerung in fanatische Mohammedaner verwandelt worden. Sonst gilt auf der ganzen Balkanhalbinsel, also bei den Slawen von der Drina bis an das Schwarze Meer, bei den Rumänen und bei den Griechen dasselbe Bekenntnis der rechtgläubigen orientalischen Kirche. Abseits stehen natürlich die Osmanen, und ihrer gibts nicht sehr viele.

Und im kirchlichen Wesen, überhaupt im ganzen geistigen Leben, stehen die Südslawen ihrer Blutsverwandtschaft in Auffassungsraschheit, in Tatbereitschaft, in Schöpferkraft voran. Die Bildung hat bei ihnen früher als sonst bei den Slawen Obdach und Förderung gefunden. Die einheitliche Schriftsprache, — eine makedonische Mundart, — verband als Literatursprache, — (Kirchenslawonisch wurde sie genannt), — sämtliche Slawen, nicht die Südslawen allein, — als liturgische Sprache, die nächst dem Lateinischen am verbreitesten ist, eint sie noch heute die rechtgläubigen Russen, Serben und Bulgaren, nötigt sie die unierten Völkerteile zur Nachfolge und hat sie im Kirchenleben und Staatswesen mancher Gemeinschaft, die sich der orientalischen Kirche anschloß, eine bedeutende Rolle gespielt, — und das Alphabet, das dem gelehrten Priester Konstantinus Philosophus zu danken ist, der als römischer Mönch Cyrill hieß, paßt sich den Bedürfnissen der slawischen Sprachen an, denen mit den lateinischen und mit den griechischen Buchstaben doch nicht ganz genügt werden konnte. Vergegenwärtigen wir es uns doch nur, daß in der Nachbarschaft die albanische Sprache bis zum heutigen Tage nicht einwandfrei geschrieben werden kann, da man über den Versuch noch nicht hinausgekommen ist, sich über die bestehenden Schriftzeichen und ihre Anwendung auf die Sprache der Schkipetar zu einigen. Da dieses Volk aber völlig literatur- und geschichtslos ist, nichts mitzuteilen und aufzuzeichnen hat, so wurde der Mangel einer Schrift auch nicht übel empfunden und es erwachte das Bedürfnis gar nicht, sie zu schaffen. Daß sich dieses bei den Südslawen so bald zeigte, — noch waren nicht 200 Jahre vergangen, seit sie als bildungslose Heiden über die Donau gekommen waren, — läßt auf eine starke Entwicklung ihres Denkvermögens und ihrer Geisteskraft schließen. Die Glagoliza, die von der Kritik unbeanstandet dem berührten Slawenlehrer Konstantin zugeschrieben wird, — sie besteht aus der Stilisierung der griechischen Minuskel und Kursive, bildet aber für slawische Eigenlaute Schriftzeichen durch Veränderung oder Zusammen-

setzung griechischer und sonst orientalischer Buchstaben, — war anfangs in allen slawischen Landen, auch in Rußland, im Brauch, ist aber bald der Cyrilliza gewichen, die ihren Namen wohl nur der Pietät dankt, aber jedenfalls jünger, etwa um 100 Jahre, als die Glagoliza ist, offenbar aus Bulgarien stammt und, seit sie besteht, in ihrer Herrschaft niemals einen Angriff erfahren hat. Sie stimmt in allen Schriftzeichen, die dem griechischen Alphabet entsprechen, mit der griechischen Unzialschrift überein und entnimmt die slawischen Zeichen meist der Glagoliza.

Das ist nur das Handwerkszeug, gewiß! doch die Axt im Haus verrät den Zimmermann! Es ist viel, unendlich viel Edelgut, das hier in diesen neuen Geschlechtern verborgen war, das mit kundig tastender Hand herausgeklopft, mit scharfem Spaten geschürft werden mußte, bis es glänzend und goldig am Tageslichte lag, ein Jubel, ein Trost dem Auge, dem Herz eine Wonne. Es ist jetzt schon vergessen, — bald sinds 100 Jahre her, — welche Begeisterung in Deutschland herrschte, als Therese Jakob, eine Professorentochter von Halle, die sich Talvj nannte, ihre Übersetzung der serbischen geschichtlichen Volkslieder veröffentlichte, die Wuk Stefanowitsch Karadshitsch in der bäurischen Mundart seiner herzegowinischen Heimat herausgegeben hatte. Das Ausland, namentlich Deutschland, allen voran Goethe, zollten lauten Beifall, daheim aber war man, so gehts zuweilen, empört über die Erniedrigung der Nation durch diese Gedichte im „Ochsenhirtenjargon" Am empfindlichsten war die Geistlichkeit verletzt durch die Vernachlässigung der Würde, die dem Stoffe durch Benutzung der kirchenslawischen Sprache hätte verliehen werden können. Das Ausland aber rettete der Welt den Grundsatz, daß das historische Gedicht die Sprache des gemeinen Mannes wäre, den ein kaum bekannter Mann aus wenigbeachtetem Volke geschaffen hätte, und stählte ihm das Selbstbewußtsein, auszuharren bis zum Siege. Noch 20 Jahre später schrieb Jakob Grimm voll aufrichtiger Bewunderung von dem außerordentlichen Wert dieser Gesänge, „die, in einem bisher geringgeachteten Teil des slawischen Gebietes dargeboten, Sprache und Dichtung dieses großen Volksstammes reiner auffassen lassen, als es aus irgend einem Denkmal der gebildeten Glieder desselben möglich war."

Wuk Karadshitsch führte unbeirrt das erfaßte Gesetz zum Siege, während um dieselbe Zeit Hellas als Erbe einer größeren, einer von allen gefeierten Vergangenheit fruchtlos bemüht war, die tote Sprachmumie zu künstlichem Leben zu mechanisieren. Es ist ein erschütternder Anblick, wie die Griechen, diese „Buddenbrooks" der Völkerkunde, rastlos und mit kläglichem Scheinerfolge bemüht waren und zum Teil noch sind, den aufpolierten Glanz der Firma zu wahren, und die Wiedergeburt ihres Volkstums, die die Zuführung neuen Blutes mit Fug erhoffen ließ, ängstlich zu verleugnen. Auch ihnen stand das Ausland bei, doch es tat es zum Unsegen, tat es, wie sie selbst, unter Verkennung der Gesetze blutvollen, pulsierenden Lebens und machte

dann wieder sie für den natürlichen Mißerfolg der eigenen Mißgriffe verantwortlich. Wortreich wurden die Konstantinopeler Phanarioten, die beutegierigen Bedrücker fremden Volkstums in den Donaufürstentümern, in tönenden Liedern als die Miltiades, Leonidas unserer Tage gefeiert, und kurz darauf wurde durch Fallmerayer die Mitwelt unter anscheinend wissenschaftlicher Begründung beschworen, ihre Liebe diesem slawischen Völkergemengsel zu entziehen, in dem kein Tropfen hellenischen Heldenblutes sei. Man rief ihm Beifall, doch man unterließ es, deutsches Geblüt in Pommern und Brandenburg herauszuseihen oder römisches und keltisches in Nordfrankreich.

Damals hatte noch kein Fallmerayer an der Echtheit des griechischen Stammes gezweifelt, aber wer nach Byzanz kam, wußte, daß er vom kranken Manne (schon damals war ein solcher am Goldenen Horn) ein Teilchen des Erbes erklauben wollte, sonst nichts. Die Verkalkung der Schlagadern seines greisenhaften Körpers war tatsächlich bedenklich vorgeschritten, aber wer konnte die Stunde des Endes seines Todeskampfes vorausseh en, wer mochte sie abwarten? Weder die Bulgaren im Lande vermochtens, noch die Normannen im äußersten Thule: da kamen von der Dnjeprmündung über Nowgorod und Kijew die Waräger mit ihrem russischen Nachtrab und errichteten wie zum Hohn ihre katholischen Kirchen im Weichbilde der Hagia Sophia, — da kamen die französischen Normannen Robert Guiskards über Süditalien, Durazzo und Thessalonich, — da zog die entsetzliche Zeit der Kreuzzüge über das Land hin und hinterließ ihm seine blutigen Fußspuren. Schon die heilige Mordgier des ersten Kreuzzuges wählte ihre Bahn über die Balkanhalbinsel und der vierte, ein häßliches Geldgeschäft Venedigs, richtete seinen Lauf einfach nach Konstantinopel, aus dem das griechische Herrscherhaus verjagt und zwei Menschenalter lang durch das Fratzengebilde des lateinischen Kaisertums ersetzt wurde. Um dieselbe Zeit überschwemmten französische Barone und venetianische Handelsleute Morea und gründeten dort eine Kolonie, wie sie der einträgliche Handel nach der Levante brauchte. Wahrhaftig, es ist schwer anzunehmen, daß der klassische Boden von Hellas noch ärger entwürdigt werden konnte! Und damals — es mag im zwölften Jahrhundert gewesen sein — zog eine neue Völkerwanderung aus Asien über den Balkan nach Europa, ein sonderbarer Zug, der sich wahrsagend, tanzrasselnd, bettelnd, stehlend aus Indien herangewälzt hatte. Der Abschaum wars der Indogermanen: die Zigeuner! Unter den Griechen haben sie lange halt gemacht, die Südslawen nur wenig berührt, in den Donaufürstentümern und mehr noch in Siebenbürgen und Ungarn ihren rechten Unterschlupf gefunden, von dem aus sie alle Welt heimsuchten.

Im fünfzehnten Jahrhundert aber überzog der Türke das Land und jedes Staatswesen hörte auf, alle Völker wurden unterjocht und bangten in Rechtlosigkeit und Ohnmacht der Zukunft entgegen. Es war eine eisige, finstere Winternacht! — Man erwarte nicht, ich würde berichten, wie es tagte,

wie die erste belebende Wärme die Adern der Völker durchrieselte, wie das befreiende Frühlingsgewitter niederging und wie dann, als alles wohl und lieblich schien, — — Ich halte meine Aufgabe für gelöst, wenn ich an einiges glücklich erinnert, wenn ich anderes richtig gedeutet habe. Richten will ich nicht, ganz gewiß nicht, auch nicht über die Türken! Matthias Murko versichert, das Herrenvolk der Bulgaren sei ja auch ein türkisches gewesen, und dieses Volk, seinen Unterworfenen angeglichen, durch die christliche Bildung der bedrohten Nachbarn geläutert, schuf den ersten mächtigen slawischen Staat! — Welches Bildungselement hat aber Europa den Osmanen verliehen? Außer seiner Kriegskunst nur noch den Alkohol, den ihnen der Islam verbot! Und an beiden sind sie elend gescheitert.

Aber eines weiter zu behandeln und eine Erklärung zu versuchen, scheint mir allerdings Pflicht zu sein: es handelt sich um die Stellung der russischen Regierung zur Balkanpolitik und um einen etwaigen Wandel darin im Laufe des letzten Jahrhunderts. Mir liegt es fern, hier von Eigenem bieten zu wollen; aber ein ausnehmend ansprechendes Buch des ehemaligen Leiters der Abteilung für den nahen Osten in unserem Ministerium des Äußeren liegt vor mir, des Fürsten Gregor Trubetzkoi, über dessen Auffassung ich — zum Teil mit seinen eigenen Worten — berichten will (S. 18—23 der trefflichen Übersetzung von Josef Melnik).

Einen Umschwung verursachte in der russischen Orientpolitik der ungünstige Verlauf des Krimkrieges. Bis dahin hatte die religiöse Gemeinschaft genügt, für die dortigen christlichen Nationalitäten einzutreten: Rußland fühlte sich als Schutzherr aller Rechtgläubigen und wurde von ihnen bedingungslos als solcher anerkannt, — das aber mußte anders werden. Noch spielte die mystische Überlieferung stark mit, die daran erinnerte, daß Rußland sein Christentum von Byzanz erhalten hatte und daß schon die Heirat Joanns III. mit Sophia Paläologa die Rechtsnachfolge bestimmte. Die religiösen Begriffe des russischen Volkes waren mit dieser Auffassung durchaus einverstanden, und ein jeder Krieg mit der Türkei war ihm ein Glaubenskrieg und daher populär.

Alles nationale Leben war am Balkan erstorben, als die Türken sich in den Besitz des Landes gesetzt hatten, die spärlichen Reste von Selbständigkeit vereinten sich im kirchlichen Leben, denn hier allein war die Möglichkeit dazu gegeben. Mohammed II., der die staatliche und völkische Selbstbestimmung der Nationen auf dem Balkan vernichtete, beschränkte die kirchliche keineswegs, ja erweiterte sogar die Machtbefugnisse ihrer Geistlichkeit: er erkannte den ökumenischen Patriarchen — und wie mußte das seiner Eitelkeit frönen! — als Oberhaupt der christlichen Welt an und gestand ihm das Recht zu, nach Ermessen für die Nöte seiner Schutzbefohlenen zu sorgen, ja, er durfte mit den höchsten Würdenträgern gleichberechtigt an den Beratungen des Diwans teilnehmen. Eine weite innere Gerichtsbarkeit und die Fürsorge für

die Schulbildung wurden der Kirche überlassen. So einte sich das Sehnen aller rechtgläubigen Völker in der Liebe zur Kirche, dem einzigen Besitze, der ihnen geblieben war, und in der Hoffnung auf Rußland, ihren mächtigen Schirmvogt, der es doch einmal möglich machen werde, wieder aufzuerstehen. Ein nationaler Gegensatz war auf dem Balkan nicht vorhanden: das Gefühl der gleichen Machtlosigkeit verband alle Völker.

Doch auch in diese Grabesruhe hinein zuckten die nationalen Ideen, die von der französischen Revolution ausgelöst worden waren; sie wurden zuerst von den Griechen empfunden und dann auf die türkischen Slawen übertragen, denen zwei Joche auferlegt waren: das des Sultans und das des griechischen Patriarchen, gegen den als den Unmächtigen der Feldzug doch eher Erfolg versprach, — war doch auch er abhängig. Und so entbrannte ein erbitterter Kampf der Slawen, — er wurde insbesondere von den Bulgaren geführt, — gegen das Patriarchat, um das Recht, in eigener Sprache zu beten und eine eigene nationale Geistlichkeit und Schule zu haben.

Hier glaube ich mitverstehend einschalten zu müssen, was Trubetzkoi zu betonen unterlassen hat: die verbündeten Westmächte setzten es beim Pariser Frieden durch, daß Rußland als Schutzmacht der rechtgläubigen Donaufürstentümer nicht weiter in Frage kam, und als sie, jetzt ein geeintes Königreich Rumänien, Rußland endgültig von den stammverwandten Völkerschaften der Balkanhalbinsel trennten, glaubten diese in ihrer gesteigerten Vereinsamung eine größere Selbständigkeit bei der Verfolgung ihrer Ziele entwickeln zu müssen, um die nationale Selbstbestimmung durchzusetzen, die dem nördlichen Nachbar jenseit der Donau zugestanden worden war.

Und sie setzten sie durch, zuletzt durch die Drohung zur Union überzugehen, die allerdings auf die russische Diplomatie mächtiger wirken mußte als auf den türkischen Oberherrn. Die große slawophile Strömung, die damals die russische Gesellschaft durchflutete, trat ganz in ihren Dienst und zog auch den Botschafter in Konstantinopel, Ignatjew, mit sich: der Grundsatz der Blutsverwandtschaft siegte über den der Glaubensgemeinschaft.

Die Türkei fügte sich, und 1870 wurde durch einen Firman des Sultans zum ersten Male die bulgarische Nationalität als solche anerkannt: es wurde das selbständige bulgarische Exarchat zugestanden und abgesehen von den besonders aufgezählten Eparchien das Recht gewährt, in einer jeden Ortschaft, wo dies zwei Drittel der Bevölkerung wünschen sollten, bulgarische Kirchen zu errichten. Damit waren Tür und Tor für die nationale Propaganda in der europäischen Türkei weit geöffnet, sagt Fürst Trubetzkoi, und das, will ich hinzufügen, machts auch begreiflich, warum sich zur Zeit des Türkenjoches so sehr viele Slawen auf Befragen als Bulgaren bekannten, die das eigentlich nicht waren, — und das erklärt, denk ich, auch, warum in der russischen Presse die Bulgaren mehr geliebt werden, als die Serben: sie sind jedenfalls

der rechtgläubigen Gesinnung genehmer und begehren auch außerhalb Rußlands keine Freundschaften, Serbien aber pflegt seine Beziehungen zum ökumenischen Patriarchen und hat in großer Menge katholische und unierte Nächstverwandte im benachbarten österreichischen Staatswesen.

Ich habe geglaubt, diese Erwägungen laut werden zu lassen, wenn es mir auch ganz und gar nicht zusteht, mich zum Sprachrohre konfessioneller Meinungen zu machen. Wohl aber durft ich daran erinnern, und ich mußt es, welche begeisterte Zustimmung eines dieser später wenig beachteten Völker genossen hat, wieviel unendlichen Dank ein anderes durch seine gewaltige Geistesarbeit von vielen, wieviel ein drittes sich durch seine unschätzbare Kultur von allen verdient hatte, die der Welt ihren Segen brachte. Das alles sollte vergessen werden, war die Meinung, denn in jahrhundertlanger Sklaverei und Knechtung sei alles, alles erstorben. — Aber ist alles leblos geblieben? Haben wir nicht einen großartigen Völkerfrühling erlebt, der aus dem Keime wieder erstehen lassen kann und muß, was groß und schön ist, wie das Vergangene und Vernichtete?

Völkerwanderungen, Kreuzzüge, Türkeneinfälle haben wir kaum mehr zu erwarten, doch daß Stille dort im Vorhof Europas einkehren werde, darf nicht behauptet werden. Dort öffnen sich die Pforten zur vielleicht begangensten Heerstraße der Welt; es scheint wohl getan, daß dort heldenhafte Torwarte des Dienstes walten.

Narzissen.

Novelle von Carl Worms (Mitau).

„Ich liebe die hektischen, schlanken
Narzissen mit blutrotem Mund;
Ich liebe die Qualengedanken,
Die Herzen zerstochen und wund."

F. Dörmann.

Es war in Clarens, wo ich ihn kennen lernte. Und es war Weihnachten auch am Genfersee. Von den Bergen leuchteten die Feuer, und von Savoyen herüber blitzten die Lichter von Bouveret. Über den besänftigten See wogten die Feierklänge der vielen Dörfer in der Runde bis nach Chillon hin. — Wir waren in der Kirche. Eben hatte der Pastor unter hoch ragendem Tannenbaum rechts den Kindern französisch, links den deutschen Kindern deutsch eingeschärft, daß nach der Bescherung jedes seine Gaben sammeln, aber in der Kirche nichts essen dürfte. Die kleine Schar bewegte sich auf den schwarz marmornen Altartisch zu.

Da löste er sich von einer Säule, als wollte er den Zug anhalten oder die vielen glänzenden Augen zählen. Ganz versonnen hatte er gestanden und so lebhaft beschäftigten ihn jetzt die Kinder. Er war mir durch sein lautes

Singen aufgefallen. Nun hatte ich Zeit ihn zu beobachten. Schön war er nicht, er sah krank aus, engbrüstig, kurzlebig. In seinen stillen grauen Augen brannte ein ungeduldiges Feuer, das sich nicht allein an der Kinderlust entzündet hatte. Die Wangen fielen jäh zum spitzen Kinn ab, aus spärlich blondem Schnurrbart schaute ein liebenswürdiger Mund, aber drum herum zuckte es unaufhörlich, als kämpfte er gegen Hustenreiz. Seine flache Stirn war von Sommersprossen besät. Lang und müde hing das blonde Haar um seine kleinen rosa Ohren. Aus den zu kurzen Ärmeln seines verschämten Wintermantels guckten zwei gereckte, ungraziöse Hände mit rot angelaufenen Knöcheln. Sie sahen kalt und feucht aus und wußten nicht, wohin mit ihren langen Fingern.

Aber jetzt ließ ein kleines Mädchen vor ihm die neue Puppe fallen. Da griffen sie hurtig zu, stäubten sie ab und betteten sie liebevoll, fest in die runden Ärmchen, als müßten sie der kleinen Mama die ersten Handgriffe beibringen. Er mußte mein flüchtiges Lächeln aufgefangen haben, denn er wurde rot und stand steif und still.

Da ging der Pastor im Talar an uns vorüber und sah uns an. „Kennen sich die Herren noch nicht? Gestatten Sie. Student der Theologie Walter." Und dann nannte er meinen Namen und ging weiter. Nun waren wir wohl bekannt gemacht, aber noch lange nicht bekannt. Eigentlich wußten wir beide nicht, wie wir so schnell zu einander gekommen waren. Der junge Student schien noch garnicht bei mir zu sein, denn jetzt zogen die Kinder paarweise an uns vorbei. Sie sangen, die Orgel begleitete verhallend, vom Baum tropften die ersten Kerzen. Und er zählte die Kleinen, zählte wirklich, halblaut. „Einhundertfünfunddreißig," sagte er und sah verlegen zu mir auf „Ist's möglich? So viel Kinder zusammen und kein einziges ängstlich oder mißgünstig. Alle hübsch, so hübsch!"

Ich wurde bedenklich und wies auf einige recht derbe Profile mit stumpfen Nasen und abstehenden Ohren. — „Können Kinder überhaupt häßlich sein?" fragte er verwundert.

„Sie lieben Kinder wohl sehr?" Er sah mich an, als verstände er mein baltisches Deutsch nicht.

„Sie sind kinderlieb?" wiederholte ich mehr in reichsdeutscher Manier.

Nun verstand er mich. „Sehr, o sehr. Ich muß ja wohl, bei zwölf jüngeren Geschwistern. Das Jüngste schlief in meinem Bett, als meine Mutter gestorben war. Aber als ich fort mußte, kam eine alte Frau in's Haus."

Die Kirche leerte sich, wir schwammen langsam mit dem Strom. Nun standen wir auf der aufgemauerten Terrasse, über uns Sterne, die wie silberne Nägel des Himmels Samt zu halten schienen, unter uns das leise Wallen des Sees in seinem seidigen Glanze, wie die Schleppfalten an einem Katafalk. Über dem Cubly stand der Mond und ließ die versprengten Schneebuchten im dunkeln Waldgrün aufleben.

„Wie ist das schön!" sagte ich halblaut, um seine Gedanken nicht zu stören. Aber das schien unnötige Sorge. Er knöpfte fröstelnd den Mantel zu und kroch in sich zusammen.

„Die Bise geht etwas frisch," behauptete er bescheiden, als müßte er sich entschuldigen „Aber ich habe sie doch lieber als den Föhn. Der liegt in der Luft wie ein heißes Bügelbrett und ich muß darunter hinweg. Das regt mich auf." — „Sind sie denn krank?"

„Krank?“ wiederholte er scheu, gedehnt, als könnte schon das Wort ihn anstecken. „Nein, o nein, nur etwas müde. Ich darf nicht krank sein, das erste von dreizehn Geschwistern. Die warten auf mein Schlußexamen, denn Vater ist alt und ich habe seine Stelle so gut wie sicher. Dann muß ich doch die zwölf erziehen. Also erhole ich mich hier nur und gehe im Frühling nach Leipzig zurück. — Aber ich halte Sie auf, entschuldigen Sie.“

„O bitte. Bis zur Bescherung ist's noch Zeit. Vielleicht begleiten Sie mich zu einem Glase Punsch bei Marguet? Nur so aus der Weihnachtsstimmung heraus, was meinen Sie? Anstoßen auf's Gedeihen der zwölf zu Hause!“

Er lächelte zerstreut und sah einem Dampfer nach, der hell erleuchtet vor uns die silbrige Fläche pflügte. Dann aber lehnte er hastig ab. Er dürfte nichts trinken und müßte heute noch etwas an den synoptischen Reden Jesu arbeiten und einen Brief schreiben, an die Else, die Kleine. „Wissen Sie, die Jüngste. Grübchen in Wangen und Ellbogen, und Speckmanschetten — so breit, sag' ich Ihnen. Sie kann noch nicht schreiben, schickt mir aber wöchentlich einen Brief. Oft ist nur ein großer Klecks darin und Vater muß das teure Porto bezahlen. Aber ich buchstabiere auch die Kleckse heraus. — Wünsch' guten Abend, Herr — Herr — —. War mir sehr angenehm. Wie war doch Ihr Name?“

Mich reizte seine flüchtig abspringende Art. Ich bot ihm meine Begleitung an und fragte, wo er zum Baum sein werde. Er verstand wieder nicht. Seinen Baum hätte er doch schon gehabt, mit so viel Kindern. Offenbar wollte er mich los werden. Also notierte er sich meine Adresse und versprach mich zu besuchen. Mit hastig trippelnden Schritten bog er in die nächste Querstraße, nach Territet hinauf.

Als ich mich umwandte, stand der Pastor neben mir und sah ihm mitleidig nach.

„Armer Junge,“ sagte er. Da wußte ich schon mehr. Und im Lichterglanz unseres Weihnachtsbaumes tauchte immer wieder das beunruhigende Bild des ahnungslos Kranken vor mir auf. Solchen Gespenstern begegnet man oft am schönen Genfersee. —

Ich hatte lange zu warten, ehe er zu mir kam. Aber gehört hatte ich von ihm. Er war der Sohn eines armen Geistlichen von der litauischen Grenze, wo für einen echten Reichsdeutschen schon Sibirien beginnt. Dank des Pastors Bemühungen hatte ihn ein Studentenstipendium nach Clarens gebracht. Hier sollte er gesunden, aber der Armenarzt zuckte die Achseln. Ob er das Frühjahr überstehen werde, wer weiß? Ich mußte an die vielen Geschwister denken. Der dreizehnte soll in jeder Gesellschaft unnütz sein. Umsonst schaute ich mich nach ihm um, im Kurhaus, an der Embarquadère, unterwegs nach Vevey. Ob er nie spazieren ging?

Endlich war er da, aber ganz verändert, fahrig, gereizt, erhitzt. Ein trockener Husten quälte ihn, oft strich er mit dem Taschentuch über seine fleckigen Wangen. Der Föhn sei daran schuld, zwei Wochen lang stecke der See im Nebel, die dame du lac, ein Wetterzeichen an den Savoyer Bergen, sei unsichtbar. Anfangs entschuldigte ich ihn mit seiner Ungewandtheit im Verkehr, aber er blieb so. Fremd sah er sich in meinem eleganten Zimmer um, das eher dem Boudoir einer jungen Dame glich. Zarte, hellblaue Cretonne überzog Möbel, Wände und Himmelbett. Ein großer Spiegel bildete die Schranktür, ein großer, dicker Teppich verhüllte das Parkett. Ich saß

halbliegend auf meiner Couchette und rauchte meine petit Havanna. Herr Walter beobachtete durch das metallne Gitter des Kamins den behaglich in seiner Glut schwälenden Eichenklotz. Draußen vor dem Balkon pfiff der Sturm und donnerte der See. Es war wie vorübersausende Artillerie. Walter hörte verstört zu.

„Das halte ich nicht aus, das nicht." Er ruckte mit den Worten heraus, fuhr sich durch die Perücke, knöpfte seine Handschuhe auf und zu. Ich meinte, der Rauch genierte ihn, und legte die Zigarre weg. Nach den Geschwistern fragte ich, um ihn gemütlicher zu stimmen. Aber da kam ich böse an. Er sprang auf und starrte durch das Fenster in den Nebel.

„Das ist es ja," stieß er feindselig heraus. „Sie zehren an mir, sie sind mein Segen und mein Fluch. Jetzt könnte ich sie hassen, die ich lieben sollte, besonders die Kleine, die ganz Kleine. Überall stehen sie mir im Wege, immer geben sie Neues zu sorgen und zu denken. Glauben Sie mir, nur für die Geschwister studiere ich Theologie oder lieber Pastorat. Ich hätte Naturwissenschaft gewählt, aber das ist kein Brotfach. Und nun gehe ich mit gebundenen Augen vorbei an den Wundern der Natur, denn ich tat ein Gelübde und sehe nur lange Prophetenbärte wehen und den Mann am Kreuz bluten. Wie der Fink ruft, habe ich vergessen, und einen Rosenhag kenne ich nicht mehr. Ich darf nicht. Und dann fragen ihre Briefe, ob ich nicht bald fertig sei. Vater sei leberleidend und Else brauche neue Stiefel und zwei andere seien rhachitisch."

Nun aber machte ich Front. Das sei ja Unsinn. Er sei hier, um gesund zu werden und nicht sich vom Teufel braten zu lassen durch mittelalterliche Kasteiungen. Sünde und Schande sei es, den inneren Menschen so tot zu schlagen mit der plumpen Keule der Pflicht. So dächten alte Weiber, und solche Gedanken hingen einem um die Ohren wie welke Reben von der Weinbergmauer. Er sollte erst den Waadter Frühling kennen lernen, dann würde er schon gesund werden trotz aller Geschwister, und so weiter. Ich wußte schon nicht mehr, was ich sprach, ich hatte nur das Bedürfnis, seine tollen Lebensschickungen zu überbieten. Das war mir an Ungerechtigkeiten für einen Menschen denn doch zu viel. Er wurde auch nachdenklich und bat sich eine Zigarre aus.

Als ich zauderte, lächelte er trübe: „Ich bin ja eigentlich nicht krank, nur müde. Also lassen Sie mir die kleine Freude. Sie sehen, ich richte mich nach Ihren Rezepten. So stiehlt sich der überflüssige Dreizehnte zuletzt aus seiner Gesellschaft fort. — Bitte, nicht böse werden. Ich habe manchmal das Bedürfnis, mich klein und unnütz zu machen. Dann überhöre ich in mir den Kampf zwischen Gott und Natur. Schließlich ist's ja auch einerlei, ob Theologie oder Naturwissenschaft. Dort bleiben wir in der Bibel stecken, hier zwischen Darwin und Häckel. Aber heraus kommen wir auf keinen Fall."

„Es käme auf einen Versuch an," schlug ich scherzend vor und hielt meine Hand hin. „Wollen Sie sich mir anvertrauen? Ich führe Sie heraus, Sie sollen sehen."

Etwas zögernd, fast mißtrauisch schlug er ein. Es war, als lachte draußen am Balkon der Sturm vorbei und die Funken glühten tiefer auf im marmornen Kamin. — —

Und ich führte ihn heraus, jetzt hatte ich eine Aufgabe. Spazieren führte ich ihn, vorsichtig, denn Atemnot und Husten hinderten ihn oft. Aber er kam doch aus dem Sinnieren heraus. Bisher schien er in der Tat

Gott und Natur nur aus Büchern herausstudiert zu haben. Seine Augen hatten nichts anderes gesehen. Es war ihm so natürlich, daß sein Leben ein Opfer für andere war, daß er nur bald fertig werden mußte. So sank er ohne Widerstand zur eingeölten Familienmaschine herab, zum Automaten, in den jedes der Geschwister seine Wünsche werfen durfte. Und die Erfüllung sprang bereitwillig heraus. Diese verschlafene Sentimentalität gefiel mir nicht. Und doch zog sie mir das Herz vor Mitleid zusammen, man brauchte kein Arzt zu sein, um zu sehen, daß der es nicht mehr lange machte. Er aber berichtete freudestrahlend, daß er im Kollegienheft schon bis zum Jakobusbrief gekommen sei.

In den Wald nahm ich ihn mit, eine halbe Stunde bergauf, ins kleine Dorf Chailly hinein. Leicht beschneit nickte uns dunkler Efeu von Erkern und Balkons dieses Bergidylls zu. Die Einblicke in Höfe, auf malerische Hintertreppen, über Weinbergmauern interessierten ihn. Vor einer Ulme stand er lange, die hatte der Efeu getötet. Leben täuschend wehten seine grünen Fahnen von dürren Ästen herab. In einer weltfernen Pension rasteten wir. Er setzte sich an ein altes Klavier. Einen Kinderringelreihen spielte er, seine Augen glänzten. Ob er wohl die kleinen Geschwister tanzen sah? Diese gewaltsame Liebe zu Kindern brach immer durch, er radebrechte unterwegs französisch mit jedem ruppigen Dirnlein. Und lief es fort, so fragte er wohl ängstlich: „Ob sie sich vor mir gefürchtet hat?“ Vielleicht mochten seine kalten Froschhände ein warmes Kinderzutrauen abstoßen. Aber das behielt ich für mich und fuhr fort, um seine eingeschlafene Seele zu werben und von der milden Luft am See für ihn zu hoffen. Auf den See ruderten wir hinaus, zur Friedensinsel vor Villeneuve. Auf dem kargen, ummauerten Eiland mit seinen drei schattigen Platanen gefiel es ihm wohl.

„Hier muß es sich gut memorieren lassen,“ meinter er pedantisch.

Ich lachte ihn aus: „So lassen Sie doch um Gotteswillen die alten Schmöker und Hefte und erkennen Sie Gott in der Natur und die Natur in Gott.“

„Das ist mir zu sehr nach Spinoza,“ wehrte er ab. „Das brauche ich garnicht. Ich trage Gott in mir eingeschlossen, und die Natur schaut durch das offene Fenster herein. Aber Sie haben recht. Hier komme ich mir bemitleidet vor, wie von Wellen und Luft gestreichelt, und das Hellgrüne des Sees tut mir wohl. Wenn ich nur meine drei Jüngsten hier hätte, stundenlang schaukelte ich sie im Kahn.“

Dann aber zankte er wieder mit seinem Gott. „Ist es nicht eine Roheit sondergleichen!“ zürnte er im Kerker von Chillon. „Einen solchen Freiheitsapostel wie Bonnivard jahrzehntelang hier eingesperrt zu halten wie ein Vieh! Und da sprechen die Pastoren noch von ausgleichender Gerechtigkeit Gottes!“

„Ihr Vater — pardon, Ihr Vater ist doch auch Pastor?“

„O sehr . “ Er hatte einen bittern Ton im Munde. „So sehr, daß er uns sogar für Krankheit zu danken befahl. Aber da ging ich den Garten hinter die Bienenstöcke, rief Gott an und sagte ihm: Du, für Krankheit danke ich nicht, denn ich darf nicht krank werden, Du weißt. Und die Bienen summten vorbei und stachen nicht nach mir.“ — „Könnten Sie hier beten?“ fragte er scheu. „Bonnivard hat gewiß nicht gebetet. Was mag er sich gedacht haben, als er so einen Bruder nach dem andern sterben hörte? Pfui, pfui, davon wird einem übel. Kommen Sie.“ Nein, Chillon gefiel ihm nicht.

Aber um so besser der Frühling, der mit sonnenbunten Blumen von den Bergen winkte und Blüten in die Gärten streute. Es war wie ein Doppelhymnus von Licht und Duft, der überredend auch vor Walters Studierstube drang und seine müde Brust durchströmte.

„Hören Sie, hören Sie doch den Fink!" jauchzte er. „Und in der Nacht ließ mich ein Vogel nun garnicht schlafen. Ob es die Nachtigall war? Schön ist solch eine schlaflose Nacht, wunderschön. Vor dem Fenster wispert es geheim, man weiß nicht, ist es Liebesgeflüster oder nur ein verirrter Falter, eine Libelle, und der Dorfbach vergißt darüber sein Rauschen."

„Zum Theologen oder Naturforscher taugen Sie nicht", so neckte ich in leichter Frühlingsstimmung, „Aber ein Dichter sind Sie." — „Spotten Sie nur. Einmal im Leben ist jeder Mensch Dichter, und ich danke Ihnen, daß Sie mich dazu gemacht haben. Meine Brüder sind noch nicht so weit, aber ich möchte sie bald dazu bringen. Zu Hause herrscht noch der Winter und Vater, der noch strenger als der Winter sein kann. Komme ich zurück, so sollen sie wissen, wie der Frühling tut."

Aber aus seinem Zimmer wollte er nicht recht heraus. Endlich, nach Wochen lotste ich ihn wieder in's Freie. In die Berge zogen wir hinaus. Anfangs ging er mit gesenktem Kopf, als hätte er Scheu vor dem Frühling. Über dem dent du Jaman schwebte ein Luftballon, da schaute er auf und bekam Lust zu fliegen. — „Nach Hause?" fragte ich wie selbstverständlich.

„O nein. Über die Alpen, weit, weit fort. Und als unnützen Ballast würfe ich das Zwölfpfundgewicht der Heimat über Bord und Bibel, und Logosbegriff hinterdrein. Oben würde ich mich wieder mit Gott unterhalten, hoch über Schwalbengezwitscher und Geierflug. Er müßte mir Rede stehen, warum er mir diese zehrende Liebe zu Kindern geschenkt und unerfüllbare Sehnsucht dazu, warum eine verlangende Seele in einem so miserablen Körper. Soll ich einmal sein Diener werden, so muß Aufrichtigkeit zwischen uns sein." Es war das erste Mal, daß er von seinem kranken Körper sprach.

„Möchten Sie im Frühling sterben?" fragte er dann unvermittelt.

Ich lachte ihn wieder aus, jede poetisch garnierte Rührsucht war mir verhaßt: „Garnicht sterben möchte ich. Wozu? Denken Sie doch an die Menge Lebensfreude, die noch vor uns liegt. Neulich war ich auf dem Fremdenkirchhof über Clarens und las die vielen deutschen Namen "

„Auf den Kreuzen, sehr viele, nicht wahr?"

„Na, so allzuviel waren es wohl nicht," lenkte ich beschwichtigend ein. „Aus einer Villa unter mir kam Gesang, wandernde Bänkelsänger aus Welschland, das unvermeidliche vorrei morir. Schmachtlappen, sentimentaler Quatsch! Die wollten auch im Frühling sterben, wenigstens sangen sie so. Nachmittags sah ich sie in der Pergola einer Taverne beim roten Wein, und der eine lag unter dem Tisch. Sehen Sie, so nur darf man im Frühling sterben. Warum sehen Sie mich an? Halten Sie mich für frivol?"

„Nein, aber für ausnehmend gesund. Gesunde Menschen verstehe ich nicht so schnell, wie sie verstanden sein wollen. Aber ich beneide Sie, glauben Sie mir."

„So richten Sie sich danach und werden Sie gesund. Wenn Sie nur den rechten Willen haben und fest daran glauben . " — „Glauben! Das ist es ja — in modernen Gärten ein seltenes Kraut. Es gehört so viel schöne Rücksichtslosigkeit zum Glauben, daß wir in unserer gemütsarmen kritischen Zeit vor lauter Wenn und Aber nie zu Glück und Frieden kommen. Ja, wer

noch Lessings ruhige Klarheit hätte! Dem war Streben nach Wahrheit doch das Schönste. Wir sind dazu ja viel zu nervös. — Aber sehen Sie doch, das ist ja . "

Ich freute mich über sein Staunen. Das war der wunderschöne Frühling von Clarens. Mit offnen Augen standen wir in einem Blütenmeer. Allmählich waren wir von der Höhe herab aus dem Walde heraus gekommen und befanden uns auf Weidegelände, vor uns die kleinen Schlösser des Crêtes und Chatelard mit ihren roten und gelben Mauern. Die ganze Landschaft war durchsetzt von weißestem Weiß: drüben der Schnee der Savoyer Berge, ringsum die Gärten in erster Obstblüte und neben und unter uns die Matten, mit Narzissen beschneit. Ein betäubender, fast schon aufdringlicher Duft umhüllte uns.

Das kam Walter wie ein Märchen vor. Ich sah, wie seine kranke Lunge nach Atem rang, wie jähe Röte in seine hohlen Wangen stieg und seine entzündeten Augen sich auftaten vor so viel Schönheit auf einem so kleinen Fleck. Übermütig griff ich ins Gras und pflückte mit einer Hand gleich ein ganzes Buket Narzissen, das ich ihm kniend bot. Er aber wehrte ängstlich ab.

„Dürfen Sie denn pflücken?"

„Na, die Kühe werden es mir nicht übel nehmen, sie vertragen nicht den weißen Salat, und der Bauer schimpft über seine verpfuschte Weide. Aber lassen Sie uns gehen, sonst geht so viel Duft in Gestank über."

„Nein, bitte — noch einen Augenblick." Er war niedergekniet und raufte die Blumen, so viel er langen konnte, und drückte sein Gesicht in die weiße Fülle. „Narzissen, echte Narzissen! Sehen Sie, die mit dem roten Rand!" Und halblaut atmete er die Blumen an.

Ich mußte an Felix Dörmanns seltsame Verse denken. — „Narzissen, o so viele!" flüsterte er und sprach dann angeregt fort: „Als sie meine älteste Schwester konfirmierten, bettelte sie um zwei Narzissen, nur um zwei. Aber ich schlug es ihr ab, denn sie kosteten zwei Groschen das Stück. Und hier..." — „Hier trampeln wir auf ihnen herum. Aber kommen Sie. Es wird feucht und dunkel, ehe wir unten sind."

Er sprach kein Wort mehr, er pflückte nur Narzissen und warf die kleinen fort, sobald er größere sah. Ängstlich hielt er seinen großen Strauß auf dem Rücken, als er allein von unserer Villa weiter ging. Aber niemand beanstandete ihm den weißen Raub.

Frühlingsfeste hatten mich in den letzten Wochen beschäftigt. In Montreux hatte ich mir den Tag der weißen Blume angesehen, in Lausanne die „weißen Neger" und im Theater von Vevey die Aufführungen der societé des belles lettres. Daher war ich tief beschämt, als mir unser Concierge eines Morgens ein Billet auf die Veranda brachte. Ich hatte meinen stillen Narzissus ganz vergessen. Er bat mich um einen kurzen Besuch. Das war mir neu, da mußte etwas passiert sein. Ich machte mich sofort nach dem Dorfe auf. Es lag etwas höher und hieß Tavel, so viel ich mich noch erinnere. Es hatte einen üblen Ruf. Dreißig Witwen sollten dort wohnen, deren Männer alle an ihrem vin blanc, zu deutsch am Suff, zugrunde gegangen waren. Auch Walters Wirt war ein Stelzfuß; sein echtes Bein hatte er einmal bei der Weinprobe durch einen Sturz im Weinberg gelassen. Ich traf ihn auf dem Hof beim Bereifen eines Fasses, — ein breitschultriger Mann mit brünettem Brigantengesicht. Sein blasser Gast wollte ihm nicht gefallen. Er huste stark, speie Blut und wolle nach Hause reisen. Wein trinke er keinen Tropfen,

nicht einmal den fünfjährigen Roten, also sei er krank und werde bald sterben.

Unsinn! Mit sechs Schritten war ich die Hühnerstiege hinauf und trat ohne Anklopfen ein. Das Zimmer kam mir eher wie ein erweiterter Taubenschlag vor, aber es war sauber und sonnig, und in Dutzenden von Scherben und Schalen dufteten dicke Narzissensträuße. Ehe ich ihm die Hand ins Bett hineinreichte, stieß ich das einzige Fenster auf.

„Um Gotteswillen, Bruder Studio, das hält ja kein Christenmensch aus. Die Masse von Odeur allein muß Sie ja krank machen."

Aber er verneinte lächelnd mit schwacher Stimme, er habe sich daran gewöhnt. Die Narzissen kämen ihm nicht mehr aus dem Sinn. Getrocknet, in Briefen gepreßt, in Kästchen mit feuchtem Moos schickte er sie nach Hause. Am liebsten aber brächte er selbst sie den Geschwistern, besonders der Schwester, der er zwei schuldig geblieben war. Und dann entschuldigte er sich, daß er mich nicht aufgesucht. Aber er hätte sich erkältet, könnte nicht arbeiten und müßte doch bald nach Hause, dort ginge alles drunter und drüber. Ich sollte seinen Koffer schon voraus expedieren. Seine Stimme vibrierte, seine Hand lag fieberheiß in der meinen, er sah eklig durchsichtig aus. Ich nahm mich zusammen, saß bei ihm und demonstrierte ganz onkelhaft: „Sagen Sie, Mensch, sind Sie ganz von Gott verlassen? Entweder man bleibt krank zu Hause oder man reist, um gesund zu werden. Aber Doppelzustand gibts nicht. Jetzt, wo Sie hier die Gesundheit von allen Bäumen pflücken können, warum wollen Sie jetzt fort?"

„Weil ich nicht unter Fremden sterben will." Ich horchte auf. Hielt er sich nun doch für krank?

„Unsinn! Im Frühling hat man zum Sterben keine Zeit."

„Aber die Kinder erwarten mich, Sie wissen ja nicht "

„Ich weiß ganz genug, weiß, daß Ihr hochachtbarer Vater noch im Amt ist und den Vorzug einer stattlichen, gesunden Kinderschar hat, die sich auch ohne viel Hilfe brav durchschlagen wird, wie ihr ältester Bruder, ihr Dreizehnter, der ihnen vorgelebt hat, wie man's machen soll." — „Ach, glauben Sie wirklich?" Seine Augen leuchteten.

„Nu natürlich. Hören Sie, Liebster, wollte ich sehr grob sein, so müßte ich Ihnen jetzt sagen: was Sie da durchschüttelt, ist nicht Lebensmut, sondern Lebensfeigheit. Warum sollen Ihre Geschwister es besser haben als Sie? Sollen sie die Satten sein, während Sie hungern? Wer nicht den Hunger kennen lernte, wird das Sattsein nicht zu schätzen wissen. Sehen Sie, das halte ich für die größte Niedertracht unserer Zeit, daß es Eltern gibt, die ihre Kinderzahl beschränken, nur um die wenigen einmal satt zu machen, damit sie sich den Bauch vollschlagen, während die Eltern sich abgerackert haben. Das ist auch so ein sentimentaler Zug unseres Jahrhunderts."

Er wurde nachdenklich. „Aber sehen möchte ich sie doch gar zu gern und sie mich . "

„Dafür sind die Photographen gut. Das heißt, Ihr Konterfei schicken Sie lieber noch nicht. Erst mästen Sie sich etwas auf und nähren in sich weiter einen ganz strammen, soliden Haß gegen die kleine Bande, die Sie in Ihren Studien stört. Kranke dürfen schon egoistisch sein. Um so lieber haben Sie Ihr Vaterhaus später, zu rechter Zeit."

Er lächelte matt: „Sie sind ein ganz gefährlicher Mensch, wissen Sie. Ich glaube, Sie könnten mich noch zu den Naturwissenschaften hinüber-

schwatzen. Aber dazu ist es zu spät und unnütz ist es auch. Ich habe mich mit Gott ausgesprochen und wir sind in Frieden mit einander."

Er wurde ruhiger und ließ sich von den Menschen da draußen erzählen. Bisweilen lächelte er aber so verschmitzt, als hätte er nebenbei seine Gedanken und machte sich über andere lustig. Seinen Koffer schwatzte er mir doch noch auf, versprach aber selbst noch zu bleiben. Als er zum Abschied die Hand reichte, fiel eine Vase um, und die kleinen Narzissen überrieselten ihn. Alles so weiß auf dem weißen Hemde; ich weiß nicht, warum mir das nicht gefiel. — —

Drei Tage später kam sein letztes Briefchen: „Verzeihen Sie, aber ich konnte nicht anders, und vergessen Sie mich." Kein Wort mehr. Es waren unfertige, hastige Schriftzüge.

Am Abend kam der Pastor zu mir. Von einer kleinen Station vor Basel war eine Anfrage an ihn gekommen. Da hatten sie in einem Abteil dritter Klasse eine noch warme Leiche gefunden, lächelnd in eine Ecke gedrückt, den starren Blick auf die Berge gerichtet, welke Narzissen zwischen den gefalteten Händen.

❀ ❀ ❀

König Karls XII. Zug nach Narva im Jahre 1700.*)

Von Propst Rudolf Winkler (Reval).

Meine Absicht ist nicht, in meiner Arbeit eine Zusammenstellung des bereits Bekannten zu bieten, sondern ich will versuchen aus estländischen Archiven**), besonders dem Gouvernements- und Ritterschaftsarchiv, bisher unveröffentliches Material zu jenem denkwürdigen Kriegszuge beizubringen und zwar in steter Bezugnahme auf Kelch's Chronik, Teil II und Carlsons Geschichte Schwedens, Band V.

Am 5. April 1697 war Karl XI. gestorben. Am 27. April teilte der estländische General-Gouverneur Graf Axel Julius de la Gardie seinem livländischen Kollegen Graf Erich Stahlberg den Tod des Königs mit und zwar mit dem Hinzufügen, daß bei den gegenwärtigen politischen Konjunkturen dieser „klägliche Zufall" eine besondere Wachsamkeit erfordere. Daher schlage er ihm eine Zusammenkunft in Dorpat vor, um sich mit ihm ausführlich über den Zustand des Landes zu beraten***). Zugleich meldete er ihm, es sei die Nachricht eingetroffen, daß am 7. April um 3 Uhr nachmittags das königliche

*) Vortrag, gehalten in der Estl. liter. Gesellschaft.

**) Abkürzungen:
G. A. = Estl. Gouvernements-Archiv.
C. A. = Estl. Konsistorial-Archiv.
Lit. Ges. = Bibliothek der Estl Literärischen Gesellschaft.
Liv. = Livoniasammlung im Stockholmer Reichsarchiv.

***) G. A. Nr. 106.

Schloß in Stockholm im Laufe von 3 Stunden fast ganz aufgebrannt sei, mit dem Schlosse zugleich auch die Archive des Hofgerichts und der Kanzlei. — Mit genauer Not habe man die Leiche des Königs retten können. Sie sei zuerst in den königlichen Stall und von dort in das Haus des Grafen Peter Brahe gebracht worden. Karl XII. befände sich in Karlsberg, die Großmutter und die Prinzessinnen wohnten beim Minister Graf Bengt Oxenstierna. — Zum Schluß berichtete er Dahlberg, der dänische Gesandte habe kürzlich auf seiner Reise nach Rußland mit einer Fregatte von 30 Kanonen und ca. 50—60 Soldaten Reval passiert, sei aber auf der Rhede geblieben, bis das Meer eisfrei wnrde, um dann nach Narwa weiter zu segeln. Ans Land sei er nicht gekommen und habe vorgegeben, eines Handelsvertrages wegen nach Rußland zu reisen. Des Zaren Auslandsreise sei ihm angeblich unbekannt. Den Grund dieser geheimnisvollen Expedition habe Niemand in Erfahrung bringen können. Von Stockholm sei aber die Weisung gekommen, mit den schwedischen Residenten in Moskau und Warschau sich fleißig in Relation zu setzen.

Die Reise des dänischen Gesandten hatte in Est- und Livland die Gemüter der Einwohner sehr aufgeregt. In Pernau hatte sich das Gerücht verbreitet, Reval und Narva seien bombardiert worden. Graf de la Gardie hielt es für notwendig, Dahlberg von diesen Gerüchten in Kenntnis zu setzen mit der Bitte, den Urheber derselben ausfindig zu machen und streng zu bestrafen.

Es waren das die Vorboten jenes Ungewitters, das sich über Schweden zusammenzog und dessen furchtbare Schläge 2 Jahre darauf unsere Heimat treffen sollten. Nach längeren Verhandlungen wurde am 24. August 1699 der Vertrag zwischen Dänemark und Rußland, am 25. September der zwischen Dänemark und Polen abgeschlossen und am 11. November trat Rußland dem Bündnis bei, ohne daß Schweden davon eine Ahnung hatte. Es glaubte nur mit Dänemark um Holsteins willen die Schwerter kreuzen zu müssen

Um zu diesem bevorstehenden Waffengange die notwendigen Vorbereitungen zu treffen, erging am 12. September 1699 die „Verordnung einer allgemeinen Kontribution in Schweden und Finnland" Sie wurde am 14. November auch auf Estland ausgedehnt.*) Alle Privatgüter sollten pro Roßdienst 3 Last Korn zahlen, ebenso auch die „Tertialisten", während die reduzierten Güter pro Haken 1 Tonne Korn zu liefern hatten, die Bauern aber nach Proportion ihres Landes. Die Strand- und Waldbauern nebst den Müllern und Handwerkern zahlten eine Geldabgabe. — In Reval fand eine Vermögenseinschätzung aller Einwohner statt, angefangen bei den Magistratpersonen bis hinab zu den Dienstboten. Der 4. Pfennig von den geliehenen Kapitalien und den Hausmieten mußte als Steuer entrichtet werden. Sie wurde auch auf die kleinen Städte und Flecken ausgedehnt. — Vom

*) G. A. ohne №

Konsistorium wurde eine Angabe über die Zahl der Prediger, Küster, Organisten und Glockenläuter verlangt, über die Größe ihrer Kapitalien, über die Anzahl ihrer Dienstboten zwischen 15—60 Jahren. Die am 29. November zu einem Konvent in Reval versammelten Prediger*) protestierten gegen diese Steuer mit dem Hinweis darauf, daß die Geistlichkeit zu allen Zeiten schatzfrei gewesen und nie zu irgend welchen Kontributionen herangezogen sei. Gegen diesen Protest erklärte sich Bischof Salemann. 3 Tage verliefen unter unfruchtbaren Debatten. Am 18. Dezember wurden die Versammlungen fortgesetzt; endlich einigte man sich dahin, eine Bittschrift um Erlaß der Kontribution auf den Namen des Königs einzugeben. — Wenn Carlson pag. 100 sagt, die Beitreibung der Kontribution sei wegen der unruhigen Stimmung in den Ostseeprovinzen unterblieben, so erscheint mir das den Tatsachen nicht zu entsprechen. Wenigstens hat der Predigerkonvent vom 7.—9. Februar 1700 die Kontribution bewilligt (Kelch p. 586) — Von dem Adel wurde ein Aufgebot von je 10 Bauern pro Roßdienst verlangt**) und zwar mit der Erläuterung, die Bauern müßten trotzdem ihre wackenbuchmäßigen Leistungen an Arbeit den Höfen leisten. Am 5. Februar 1700 wurden Schießen gestellt, um die in Merjama gebrochenen Steine nach Narva zum Bau der „Königspforte" abzuführen.***)

Am 11. Februar fand der Einfall der sächsischen Truppen August des Starken in Livland statt. Die Überrumpelung Rigas mißlang. 4 Tage darauf traf die Nachricht in Reval ein. Der Gen.-Gouv. sandte sofort den Leutnant Wolfeld zur Berichterstattung nach Stockholm ab. Das estländische Konsistorium forderte durch ein Zirkulärschreiben die Geistlichen auf, von der Kanzel die Bauern zur Treue gegen die Krone und zum Gehorsam gegen die Gutsherrn zu ermahnen.†) Die Bauern sollten sich durch das Beispiel der von den Feinden massakrierten livländischen Bauern warnen lassen. Zugleich erhielten die Geistlichen den Auftrag, an einem Wochentage die Kirchenvormünder und angesehensten Bauern des Kirchspiels zusammenzurufen, um ihnen die Sachlage zu erklären. Die vor Riga erschienenen Feinde seien nicht Polen, sondern „andere" Feinde, die weder von den Polen noch Litauern geduldet würden und sich darum aus Verzweiflung nach Livland begeben hätten. Wenn man ihnen keinen Widerstand leiste, würden sie das Land verwüsten und mit den Einwohnern ebenso schändlich umspringen, wie sie es in Livland getan. (Offenbar sollte der Gleichklang der Worte: „Sachsen" und „saksad" vermieden werden.)

Pastor Drothenius von Werpel, der nach Ösel sich salviert hatte, wurde vom Konsistorium zurückgerufen.

---

*) C. A. Protokoll 1699.

**) Liv. 58.

***) Lit. Ges. V 2319.

†) C. A. 1693—1700.

Ein Teil des livländischen Adels war nach Reval geflüchtet. Ein Kanzelplakat Dahlbergs forderte ihre Rückkehr nach Livland und gab ihnen Schuld, durch ihre Flucht die Bauern veranlaßt zu haben, die verlassenen Gutshöfe zu plündern. Der Adel setzte eine Gegenschrift auf, in welcher mit Recht darauf hingewiesen wurde, daß nur die äußerste Not sie zu einer Flucht bis auf 40 Meilen getrieben habe.*) Es sei bekannt, daß das Land den Feinden offen stand, die Städte schlecht befestigt seien und die Bauern die Ermahnungen des Statthalters Strohkirch in den Wind geschlagen hätten. Wäre der Adel auf seinen Höfen geblieben und von den Sachsen gefangen worden, hätte man ihn beschuldigt, sich absichtlich zum Feinde geschlagen zu haben. Obwohl der feindliche Oberkommandierende ihnen durch Plakat Sicherheit für Gut und Leben zugesagt, würden sie lieber alle ihre Habe verlieren und in Reval bleiben, als nach Livland zurückkehren. — Am 9. Mai wurde das Gesuch des livländischen Landrichters Paul v. Helmersen um Entfernung des Wachtpostens vor seiner Wohnung bewilligt, aber die Bitte um Bestrafung seiner Denunzianten abgeschlagen. Am 19. September teilte Graf de la Gardie nach Livland mit, es sei aus Mangel an Schießpferden unmöglich Helmersen nach Dorpat zu transportieren. Das Urteil würde ihm daher in Reval gesprochen und er dann nach Schloß Kajana als Gefangener abgeführt worden.**)

Inzwischen hatten die in Finnland stehenden schwedischen Truppen Befehl erhalten, sich über Narva nach Livland in Marsch zu setzen. Ihre Zahl wird mit 5100 Mann Kavallerie und 5660 Mann Infanterie angegeben. Die estländische Ritterschaft ernannte 6 Kommissare, welche den Marsch des in Estland stehenden Tiesenhausenschen Regiments bis an die livländische Grenze zu leiten hatten und bewilligte zum Durchmarsch des finnischen Militärs nach der erhöhten Hakenzahl von 1695 den notwendigen Proviant nebst der Fourage für die Pferde. Die Wieck und Westharrien zahlten Geld, die übrigen Kreise leisteten ihre Quoten in natura. Zum Empfang des Proviants wurde für die 43 Kirchspiele je ein Kommissar aus der Zahl der Gutsbesitzer gewählt und diesen je 2 Unterkommissare aus der Zahl der Verwalter beigegeben. In Wierland, Jerwen und Harrien ernannte man „Kreiskommissare", die die Truppen bis zum nächsten Kreise zu führen und für die Nachtlager zu sorgen hatten. Als Schriftführer fungierten die Kreisnotare.***)

Es wurden 3 Marschrouten festgesetzt: 1) Von Narva bis Fockenhof (jetzt Choudleigh); 2) Von Fockenhof geht die Infanterie über Jewe an den Peipus, die Kavallerie über Wardis und Finn nach Borkholm (Kirchspiel Kl. St. Marien); 3) Von Narva über Wesenberg, Ampel nach Ubbakal (Hukas) an der livländischen Grenze. Als aber der Oberkommandierende, General

*) R. A. Codex Samson.

**) G. A. Konzepte 1698—1707.

***) R. A. Band: Landessachen 1700. Für das Folgende ist er die Hauptquelle.

Velling, am 19. März in Reval eintraf, verwarf er diese 3fache Marschroute und ließ nur die mittlere über Borkholm nach Ubbakal mit 8 Nachtlagern gelten. Dorthin wurde auch die estländische Adelsfahne unter ihrem Obrist Gotthard Joh. v. Budberg dirigiert. — Zum Unterhalt der Truppen wurde ein Magazin angelegt. Die Ritterschaft beschloß für 18,000 Mann und 5000 Pferde auf 2 Monate den Proviant zu schaffen und zwar 5210 Tonnen Roggen und 5210 Tonnen Gerste, 10,260 Tonnen Hafer und 1980 „Parm" Heu — eine Riesenleistung für das durch die Reduktion und 3 Hungerjahre völlig verarmte Estland. — In Folge des veränderten Marschbefehls entstand bei der Proviantlieferung natürlich Konfusion und die Truppen, namentlich das Rehbindersche Regiment, begannen Eigenmacht und Gewalttätigkeiten zu verüben. Am 5. April erteilte der Statthalter Poorten den Kommissaren den Befehl, um jeden Preis den Truppen Proviant und Fourage zu schaffen, sollten sie auch dabei die Kleeten aufbrechen müssen. Zugleich drohte er den säumigen Gutsbesitzern, er werde sie als „Rebellen" behandeln. Gegen diese Drohung erhob die Ritterschaft beim Gen.-Gouv. einen scharfen Protest. – Die Last des Krieges wuchs. Am 9. April 1700 traf nach der Kapitulation von Dünamünde der Kommandant Gotthard v. Budberg mit seinem Stabe und 479 Soldaten in Reval ein. Diese Truppen wurden nach Ubbakal dirigiert. Zu dem Zweck mußte die Wieck für sie Proviant und Schießpferde stellen und in Wait, Paunküll und Meekshof für Nachtlager sorgen. — Am 17. April erschienen 7 Regimenter aus Schweden (8000 Mann). Auch ihre Verpflegung hatte das Land zu tragen. Vergeblich stellten die Landräte dem Obristen Stuart die großen Opfer vor, die Estland bisher gebracht hatte, indem es 104,339 Taler gezahlt und 15 Arbeiter pro Roßdienst auf 2 Wochen zur Instandsetzung der kleinen Fortifikationen um Reval bewilligt hatte. Sie baten ihn, diese Opfer als Beweis der Treue und Ergebenheit dem Könige zur Kenntnis zu bringen.

Diesen Hinweis auf ihre Treue hielt die Ritterschaft für notwendig, weil von Anbeginn des Krieges einzelne persönliche Feinde des Adels sowie schwedische Chauvinisten eifrig sich bemühten, die politische Zuverlässigkeit des Adels in Frage zu stellen. Unter den Gegnern befand sich besonders der estl. Stadthalter Poorten. Obwohl er z. B. am 5. April 1700 dem Gen.-Gouv. aus Waiwara gemeldet hatte, der Durchmarsch der finnischen Truppen sei überall gut von statten gegangen und die Gutsbesitzer hätten stets freiwillig allerlei Provisionen beschafft, nur in Sackhof sei durch die Schuld des Kommissars Sommer eine Konfusion entstanden, bezüchtigte er bald darauf sämtliche Kommissare der Saumseligkeit. 3 Jahre später mußte Poorten sich vom General Schlippenbach den Vorwurf machen lassen, er habe die Ritterschaft beim Könige „traduziert" Zwar suchte er sich mit dem Hinweis darauf zu rechtfertigen, die Anstalten des Landes zum Durchmarsch der finnischen Regimenter seien schlecht gewesen, die Kommissare hätten sich über den

Ungehorsam der Gutsbesitzer beklagt, Graf de la Gardie habe eine Untersuchung verlangt ꝛc., seinem Naturell entspräche es nicht, mit „heimlichen Praktiken und Intrigen“ umzugehen; aber Schlippenbach blieb bei seiner Meinung. Als der Regimentsquartiermeister Niclas Vollstein in Gegenwart von Regierungsbeamten den Ausspruch tat: „Jetzt ist es Zeit, die Transmariner auszurotten und das Land unter die Finnen auszuteilen“,*) war Poorten zugegen. — Ein Feind des Adels und der Deutschen war unter andern der estl. Regierungsrat Corylander.

Die Stadt Reval hatte ebenfalls schwer unter der Kriegslast zu leiden. Einzelne Häuser, die nahe an den Wällen standen, besonders auf dem Antonisberg, sollten abgerissen werden. Als statt der geforderten 30 Artilleristen nur 6 gestellt wurden, drohte man mit Exekution. Der Unfug bei den Werbungen war unerträglich. Mit List und Gewalt bemächtigten sich die Werber tauglicher Leute, nicht ohne Gefahr konnte man sich auf den Straßen zeigen und die Kirche besuchen. Domschüler wurden auf dem Wege zur Schule aufgegriffen oder zu Hause überfallen.**) Auf dem Lande sah es nicht besser aus.***)

Am 7. Mai trat der Landtag zusammen. Der Ritterschaftshauptmann Otto Fabian Wrangell verlangte vom Gen.-Gouv. schriftliche Propositionen, die zugesagt wurden. Energisch protestierte der Adel wieder gegen den Ausdruck „Rebellen“ und gegen den Ausspruch von den „Transmarinern“ und verlangte eine Satisfaktion. Poorten mußte eine Erklärung abgeben; mehr war nicht zu erlangen. — Carl XII. hatte an den Gen.-Gouv. das Ansinnen gestellt, den Adel willig zu machen, den Unterhalt der Armee auf 2 Monate zu übernehmen. De la Gardie antwortete, das sei unmöglich. So viel Geld und Korn sei im ganzen Lande nicht vorhanden.

Am 6. Juni trat der Landtag zum 2. Mal zusammen. Der Gen.-Gouv. befand sich in einer schwierigen Lage. Einerseits war ihm die durch die Güterreduktion und Hungersnöte entstandene große Armut gut bekannt, ebenso die gewaltigen Opfer, die das Land bisher mit Aufbietung aller seiner Kräfte gebracht hatte und er wollte daher für die Interessen der ihm anvertrauten Provinz eintreten. Andererseits hatte der König ihm geschrieben, er müsse Alles, was zum Unterhalt der Truppen und geworbenen Regimenter nötig sei, schnell eintreiben. Durch Plakate sei das anzuzeigen. Mit den Widerspenstigen dürfe er keine langen Schriften wechseln, sondern mit militärischer Exekution gegen sie verfahren. Die Dragonerstellung sei pro Roßdienst zu verdoppeln, aus Schweden seien Truppen zu transportieren, da der Feind das Land verheere, um den Schweden die Kriegführung zu erschweren. Das Land werde sich gewiß zur Verdoppelung der Reiterstellung um so williger

*) G. A. Admiralitätsakte 1729—31.
**) Konzepte 1693—1700.
***) G. A. Suppliken ohne Datum.

finden lassen, als sie auch in Schweden geleistet werde. In Dorpat, Pernau und Fellin seien Magazine anzulegen. „Wenn den Leuten", so schrieb der König, „mit angemessenen Remonstrationen dargelegt wird, daß das alles zu ihrer Verteidigung geschieht und ein jeder sein Eigentum dem Könige lieber als dem Feinde geben wird, so werden sie gerne zahlen. Sie (d. h. der Gen.-Gouv.) tun dadurch, was Uns zum Wohlgefallen geschieht." Dem königlichen Befehl mußte der Gen.-Gouv. ebenso gehorchen, wie die Ritterschaft. „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."

Auch von der Geistlichkeit wurden neue Opfer verlangt: Verdoppelung der sogenannten: „Priesterdragoner." *) Estland sei dazu um so mehr verpflichtet, als es nicht wie Livland vom Feinde verheert sei. Vergeblich erklärte die Geistlichkeit, diese neue Auflage sei unmöglich, da die Gerechtigkeitszahlungen nicht geleistet würden, Pferde und Reiter nicht zu bekommen seien und die Prediger sich in solcher Armut befänden, daß sie nichts zum Leben hätten. — Gleich darauf wurde von den Landpastoren eine Kornkontribution gefordert, die größer als die ganze Gerechtigkeitszahlung eines Jahres war. Man bat um eine freiwillige Beisteuer im Betrage des 8. Teils der Gerechtigkeitslieferung. Es scheint eine Ermäßigung erfolgt zu sein.

General Velling war vor den anrückenden Sachsen nach Rujen zurückzurückgewichen. Dort wurde die estländische Landesfahne gemustert. Sie befand sich in einem elenden Zustande. Ein großer Teil der Mannschaft hatte auf dem Rückzuge ihre Waffen und Kleidungsstücke verloren, viele waren desertiert. Aus dem Lager von Rujen schrieb Velling dem estl. Gen.-Gouv. Aus dem sehr ausführlichen Schreiben gebe ich nur das Wesentliche wieder. Zunächst wird für den Empfang von 3000 Talern und 1000 Tonnen Mehl gedankt. Der Rest der Bewilligungen zum Unterhalt der Armee für die ersten 2 Monate müsse mit Hilfe von militärischen Exekutionen beigetrieben werden. Da die Kriegskasse nicht in Anspruch genommen werden dürfe, müsse eher mehr als weniger geliefert werden. Diejenigen Güter, die näher als 16 Meilen von Fellin gelegen seien, hätten im Laufe von 6 Wochen ihre Quoten dorthin zu stellen. Zum September müsse der Adel wieder zusammenberufen werden, um für 2 weitere Monate den Unterhalt der Armee zu übernehmen, für Rekrutierung, Anschaffung von Brotwagen, Pferden und Kutschern zu sorgen. „Wenn Sukkurs kommt, muß alles besser vorbereitet sein als in Riga, wo in Folge mangelhafter Disposition der Kriegsplan nicht zur Ausführung gelangen konnte. Warum so viel Umstände mit den Arrendatoren der Kronsgüter machen? Es wird ja nur der Zahlungstermin antizipiert und größere Zahlungen werden nicht verlangt. Dem Adel soll vergütet werden, was er jetzt vorschießt." Der König verlange von ihm, Velling, daß er den Unterhalt der Armee aus Livland und den

*) C. A. Konzepte 1693–1700.

nächstliegenden Provinzen requirieren müsse; daher sehe er keine Möglichkeit Estland zu schonen. „So ist es auch in früheren Kriegen praktiziert worden" Diesem Schreiben war ein Memorial Vellings beigefügt, in dem er ausführlich den Verlauf der Kriegsoperationen gegen August den Starken und die Gründe des Rückzugs nach Rujen auseinandersetzte. Zum Schluß dankte er dem Grafen de la Gardie für seine Bemühungen, den Adel zu den bisherigen Leistungen bewogen zu haben und bat ihn, die Ritterschaft zu weiteren Bewilligungen willig zu machen. Auf dem bevorstehenden Landtage möge er ihr vorstellen, wie sie und ihre Vorfahren zu allen Zeiten Tapferkeit und Patriotismus bewiesen hätten. Sie sollten es jetzt um so mehr tun, weil die Gefahr so nahe sei. In vielen Jahren hätte sich der Ritterschaft keine so gute Gelegenheit dargeboten „ihre Devotion gegen die königliche Majestät zu beweisen, als jetzt, wo sie ihrem Könige unter die Arme greifen könne." Das Finale ist eine genaue Aufzählung dessen, was die Armee zu ihrem Unterhalte bedürfte.

De la Gardie antwortete auf dieses Schreiben, er könne mit Drohungen und Gewalt nicht mehr zusammenbringen, als es bisher mit freundlichen und ernstlichen Vorstellungen geschehen sei. Im Landtagsschluß beschwerte sich der Adel abermals über die ungerechte Hakenrevision von 1695, durch die viele Güter doppelthoch eingeschätzt waren und gab an, bisher seien c. 29.000 Tonnen Korn und c. 22.000 Taler Geld geliefert worden. Für den Durchmarsch aus Schweden seien c. 46.000 T., für das Fellinsche Magazin 53.000 T., für den finnischen Durchmarsch c. 30.000 T. aufgebracht worden. Die Bauern hätten das halbe Land verlaufen und an manchen Orten die Güter geplündert und in Brand gesteckt. Es wurde um Abschaffung der Exekution und Befreiung von Unterhalt des Tiesenhausenschen Regiments gebeten, auch um Rücksichtnahme bei Stellung der Schießen auf den an der Heerstraße gelegenen Güter.

Am 18. September antwortete der Gen.-Gouv., er wundere sich über die Bitte des Adels um Befreiung von der Exekution und die Berufung auf seine Schatzfreiheit. Statt sich auf lange Auseinandersetzungen einzulassen, solle man sich lieber durch die Not des Landes in seinen Entschlüssen leiten lassen. Er würde sich gern aller außergewöhnlichen Maßregeln enthalten, wenn es nur möglich wäre, aber es lägen strikte königliche Befehle vor. Daher sei er genötigt, alle Gesuche um Erlaß der Reiterdoublierung abzuschlagen.

Die ablehnende Antwort de la Gardie's wird durch die inzwischen veränderte Sachlage verständlich. Bisher war Estland von feindlichen Einfällen verschont geblieben, jetzt aber war es zum Kriegsschauplatz geworden. Ganz unerwartet waren die Russen in Ingermannland eingebrochen und hatten Narva eingeschlossen. Von dort ergossen sich ihre gewaltigen Scharen über das zum Widerstande unvorbereitete Estland. Am 15. September teilte der Gen.-Gouv. offiziell der Ritterschaft den Einfall mit und zwar mit dem Hinzufügen, die Bauern seien aufrührerisch geworden. Deshalb sollten sich die

Landräte sogleich aufs Land begeben, um gemeinsam mit den Predigern sie zum Gehorsam zu bringen und zu tapferem Widerstande gegen die Feinde zu ermahnen. In ergreifender Weise schildert der Chronist Kelch pag. 134 ff. den Einfall der Russen, ihr Plündern und Brennen, die Angst und das Flüchten der Landbewohner, besonders in Allentacken und Wierland. Bis in die Nähe Wesenbergs wurde Estland verheert. — Der Aufruf des Gen.-Gouv. und sein allgemeines Aufgebot blieben erfolglos. Nur die Bürger Wesenbergs und die von Kelch aufgebrachten und von Röttger v. Tiesenhausen angeführten Bauern zeigten Mut und wehrten am Sembach weiteren Einfällen. Ihnen zu Hilfe gingen 30 Revalsche Stadtsoldaten, 100 Mann von der estl. Adelsfahne und 400 Mann unter Obrist Amminhoff, der mit seinen Leuten nicht mehr nach Narva zur Verstärkung der dortigen Garnison hatte gelangen können.

Der Statthalter Poorten, welcher zur Anlage des Wesenberger Magazins abkommandiert war, sandte dem Gen.-Gouv. seinen Bericht ein: 1) Wege und Brücken seien in einem elenden Zustande. Letztere könnten keine Geschütze tragen und einzelne von ihnen seien nicht einmal reitend zu passieren. Der Hakenrichter entschuldige es damit, daß in diesen gefährlichen Zeiten ein Jeder nur an die eigene Rettung denke und niemand auf die Brücken acht haben könne. Man hätte früher schon Brückenvögte einsetzen müssen. Es werde nötig sein, einen Landmesser mit einer Rotte Soldaten so lange auf dem Gute des Hakenrichters einzuquartieren, bis Brücken und Wege repariert seien. Der Hakenrichter könne militärische Exekution über die Säumigen verhängen. 2) Das allgemeine Aufgebot werde schlecht ausgeführt. — Während Kelch die wahren Gründe dieses Mißerfolges angibt, bürdet Poorten die Schuld den Predigern auf, als ob sie das Regierungsplakat falsch ausgelegt hätten und gesagt, daß alle Wirte in eigener Person aufsitzen müßten und keine Hofsarbeit zu leisten brauchten. — In der Kirche zu St. Johannis hätten die Bauern gerufen: „Gottlob, daß wir nun einmal Meister über die Deutschen geworden sind! Lasset uns die Gewehre, welche der König in vielen Schiffsladungen mitgesandt hat, ergreifen und zuerst alle Deutschen caputieren! Hernach wollen wir zusehen, wie wir mit den Russen zurechtkommen!" — Am selben Sonntag seien Obristleutnant Rosenbachs Leute (Pergel) stehenden Fußes aus der Kirche gegangen und hätten einer den andern aufgemuntert: „Kommt, laßt uns an den Hof gehen und den alten Teufel, welcher doch sonst zu nichts nütze ist, totschlagen!" — Am Montag wollten die Rasikschen Bauern nicht mehr zur Arbeit gehen und hatten die Absicht, den Amtmann mit Beilen und Stangen zu überfallen, so daß er, Poorten, auf Rittmeister Nieroths Bitte seine Reise nach Wesenberg unterbrach und die Bauern beruhigte. Die Rädelsführer waren entflohen. — In Wierland widersetzten sich die Bauern ebenfalls der Hofsarbeit, so daß die Güter weder ihr Magazinkorn noch die übrigen Lieferungen stellen konnten. Militär mußte die Bauern

zum Gehorsam bringen. — Die Bauern aus Allentacken flüchteten in die Strandwälder von Viol, Carrol, Saggad ꝛc. und halten sich dort verborgen. Nur durch ein starkes militärisches Aufgebot können sie von dort hervorgeholt werden. Wie soll man von ihnen Kontributionen erhalten? 3) Die Verordnung, daß die Ritterschaft 100 Dragonerpferde zu stellen habe, ist schlecht erfüllt. Nur 30 Pferde sind geliefert. Viele Dragoner sind unberitten und können sich nicht an den Sembach begeben. 4) 2 Magazine sind in Wesenberg verlegt. Zu dem Zweck sind 2 große Gewölbe beim Gerichtsvogt Sendenhorst und beim Postmeistersohn Sprint gemietet und hölzerne Kleeten im Flecken in Stand gesetzt. Für Heu und Häcksel ist in den Gewölben des alten Schlosses Raum genug. Man hat die Gewölbe unter der Erde und auf ebener Erde gefunden. — Zum Schluß klagte Poorten über schlechte Verpflegung und bat um baldmögliche Abberufung.

So lagen die Verhältnisse in Estland, als am 6. Oktober Carl XII. plötzlich mit einem Heere in Pernau landete, nachdem er die Dänen zum Frieden von Travedahl gezwungen hatte. Die Friedensvermittelungen mit August dem Starken waren von ihm schroff abgelehnt worden. Gegen welchen Feind — die Sachsen oder die Russen — sollte er sich jetzt zuerst wenden? 3 Tage nach der Landung wurde beschlossen, mit der Armee nach Süden aufzubrechen. Velling erhielt Befehl, von Rujen aus einen Vorstoß zur Düna zu machen, ein anderer Teil der Truppen wurde nach Fellin, Reval und Wesenberg dirigiert. Nachdem der König aber einen seiner beliebten Gewaltritte in Begleitung des Generals Rehnsköld ins Lager Vellings unternommen hatte,*) änderte er seinen Plan und als er in der Nacht vom 13.—14. Oktober nach Pernau zurückgekehrt war, war der Zug nach Narva eine beschlossene Sache.

Der Ritterschaft Estlands lag es jetzt ob, den Durchmarsch der in Pernau gelandeten Truppen auszuführen. Im Schoß des Landratskollegiums waren die Meinungen über die Durchführung dieser schwierigen Aufgabe geteilt. Einzelne Landräte waren der Ansicht, das ganze Intendanturwesen den Regierungsbeamten zu übergeben., um der großen Verantwortlichkeit enthoben zu sein, die andere Landräte hielten es für besser, die Beamten nicht mit den vom Lande aufzubringenden Mitteln nach Gutdünken schalten und walten zu lassen, sondern die Direktion des Verpflegungswesens in der eigenen Hand zu behalten. Die Majorität war für das Letztere. So wurden denn 2 Landräte, Friedrich von Löwen Seyer und Hermann von Fersen = Nehat bestimmt, den Marsch der Armee von Pernau bis Reval und 2 Landräte, Otto Baron Rehbinder zu Kurrisal und Gustav Christian v. d. Pahlen zu Mettapäh ausersehen, den Marsch der Truppen von Reval bis Narva zu leiten. Die übrigen Landräte waren in Reval versammelt und hatten gleichsam die Oberverwaltung.

*) Carlson p. 165.

Landrat Löwen, der spätere ausgezeichnete Vize-Gouverneur von Estland, war zur Begrüßung des Königs nach Pernau geeilt. Die Stadt war von Truppen so überfüllt, daß Löwen kein Unterkommen fand und 40 Stunden unter freiem Himmel zubringen mußte „auch wenn ich", wie er schreibt, „100 T. für eine Kammer geben wollte" Der König hatte zuerst beschlossen, direkt von Pernau nach Wesenberg zu marschieren und zwar entweder über Fickel mit 5 Nachtlagern oder über Leal mit 7 Nachtlagern. Landrat Löwen bat um eine genaue Angabe der Marschroute, um seine Anordnungen darnach treffen zu können. Zugleich riet er, den Weg lieber über Fickel zu nehmen, da die Wege in Estland ungleich besser als in Livland seien. Er und die Landräte Fersen und Ungern Linden sollten den König führen. — Kaum waren die Anordnungen zum Marsch und den Nachtlagern getroffen, so wurde Löwen benachrichtigt, der Weg werde über Kolk gehen. Voll Verzweiflung schrieb er nach Reval: „Es will uns alles übereilen. Man hat sich eine Affäre aufgeladen, die durchzuführen fast unmöglich ist. Es fehlt an einem Schreiber, die Ausrechnungen zu machen." — Am 15. Oktober wurde die Marschroute abermals geändert. Carl XII. entschied, er werde über Reval nach Wesenberg gehen und zwar mit folgenden Stationen: Pernau, Sauk, Pastorat St. Jacobi. Fickel (Ruhetag), Merjama, Nissi (Ruhetag), Kegel, Reval. Von dort weiter: Jegelecht, Kusal (Ruhetag), Lesna (d. h. Loop) und endlich Wesenberg.

Am 16. Oktober brachen die Garden auf, ihnen folgten die anderen Truppen, —8000 M. Kavallerie, 7000 M. Infanterie, 1000 M. Artillerie und Bagage-Pferde. Da die Bagage nicht die nötige Anzahl von Pferden besaß, mußten die fehlenden vom Lande gestellt werden. Allein die Leibgarde bedurfte 150 Wagen für jedes Nachtlager. Der König ernannte die Marschkommissäre, der Adel hatte für die Unterkommissäre zu sorgen. In Wesenberg mußten für Menschen und Tiere die notwendigen Provisionen bereit stehn, da der König dort Halt zu machen gedachte. Für 6 Wochen war Proviant für einen etwaigen Marsch nach Rußland fertig zu halten. — Es waren enorme Anforderungen, die an Estland gestellt wurden.

Am 19. Oktober betrat das Heer Estlands Grenzen. Die Landräte Löwen und Fersen logierten im Fickelschen Kruge. Von dort wurde sogleich nach Reval gemeldet, Löwen und Landrat Ungern seien vom Könige zur Audienz empfangen worden. Rehnsköld verlange plötzlich für 15.000 Mann Provisionen statt für 12.000 und Velling sei wütend, daß das Korn nicht zu Brot verbacken sei. „Die Soldaten können doch nicht harten Roggen fressen!" Woher das Mehl nehmen, woher die Pferde für die Artillerie? Baron Üxküll-Padenorm sei durch militärische Exekutionen so arm geworden, daß ihm nur ein paar Tonnen Korn übrig geblieben seien. Die Kirchspiele in der Wiek hätten je 1000 Pferde zu den Schießen gestellt, Fickel sogar 2000. Dabei drohe der Stadthalter Poorten, der im Jöggisschen Kruge sich aufhielt, mit

Gewalt das Nötige nehmen zu wollen. Er und der Öselsche Landeshöfding Mannerburg (ein langjähriger Feind des Adels) intriguierten bei den hohen Generalen, weil sie die ganze Intendantur für sich haben wollten und wünschten daher nichts sehnlicher als eine Konfusion. „Wir haben es zu entgelten, daß wir den Durchmarsch auf uns genommen haben," klagt Löwen. — Die Landräte in Reval suchten den gesunkenen Mut ihrer Kollegen wieder aufzurichten. Die Konfusion sei durch die unerwartete Landung des Königs in Pernau, die Änderung der Marschroute und den Nachschub von Truppen entstanden, deren Zahl von 12.000 auf 16.000 Mann gestiegen sei. — Glücklicherweise gab es auch Generale, die den Leistungen des Landes und der beiden Landräte volle Anerkennung widerfahren ließen. Besonders war es General Posse, der in Merjama Worte des Dankes und des Lobes über die treffliche Ausrichtung des Marsches aussprach. Am 25. Oktober können die beiden Landräte nach Reval berichten: „Das Lob Posses hat den Kolumnianten das Maul gestopft. Sie lassen jetzt die Nasen hängen. Doch sind die Zeiten so, daß man sich Vieles gefallen lassen muß."

Endlich war der Durchmarsch der mit Carl XII. gelandeten Truppen vorüber, aber damit die Arbeit der beiden Landräte noch nicht beendet. Am 15. November schreiben sie: „Wir sind schon 5 Wochen hier und haben ägyptische Arbeit. Die Artillerie will Schießpferde, aus Pernau und Ösel kommen immer neue Truppen. Bisher sind alle Regimenter mit dem Durchmarsch zufrieden gewesen." Immerfort neue Forderungen wegen Anfuhr von Provision und Stellung von Pferden. Noch sind 12 Kanonen und viel Munition zurück. Die Kranken sollen aus Pernau nach Reval transportiert werden. Gott bewahre uns vor ferneren Durchmärschen! Hier sind manche Güter völlig ruiniert, namentlich in Hanehl."

Am Dienstag, den 26. Oktober kam Carl XII. zwischen 2—3 Uhr nachmittags in Gesellschaft einiger weniger „Kavaliere" in Reval an. Voran ritt Landrat Ungern-Linden und führte den König ein. Vom Schloß und von allen Stadtwällen wurde aus allen Geschützen die doppelte schwedische Losung geschossen. Landräte und Adel machten sofort ihre Aufwartung, ebenso der Bischof und die Geistlichkeit. Bürgermeister Struerus und einige Ratsherren präsentierten auf einer silbernen Schüssel die Stadtschlüssel, die der König zurückgab. Am folgenden Tage erhielten die Landräte nebst dem anwesenden Adel eine Audienz, bei welcher Landrat Bellingshausen dem Könige zu seiner Ankunft gratulierte und das Land glücklich pries, daß der König herbeigeeilt sei. Zugleich „offerierte er alle treupflichtigen Dienste" Darauf wurde die ganze Ritterschaft zum Handkuß vorgelassen.*) — Am 30. Oktober speiste der König im Schloß öffentlich zu Abend. Zu seiner Rechten saßen Graf Piper sowie die Generale Posse und Horn, zu seiner Linken General Rehnsköld und Graf

*) St. Nikolai Kirchenbuch.

de la Gardie. Der Vorschneider, ein Herr von Klinkstern (Klinkowström) legte die Speisen vor, die aus Brot, Butter und „bleichem" Bier bestanden. Die Mahlzeit dauerte eine gute halbe Stunde, nach welcher der König aufstand. Das Tischgebet vor und nach der Mahlzeit wurde von einem königlichen Hofbedienten Deutsch gebetet. Bevor der König sich zur Tafel verfügte, sang der schwedische Domprediger Carl Raabe (1693—1710).

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

❀ ❀ ❀

Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Naturalismus in der modernen Literatur.*)

Von Hugo Semel (Jurjew).

In G. Hauptmanns Drama „Einsame Menschen" liest Frl. Anna Mahr (aus Reval!) eine Stelle aus Garschins Novelle „Die Künstler" vor, wo in grausiger Realistik das Los eines Arbeiters in einer Dampfkesselfabrik geschildert wird. Die alte, herzensgute Frau Vockerat unterbricht sie erregt:

„Aber warum schildert man nun überhaupt solche schreckliche Sachen? Das kann doch niemand erfreuen?"

Ihr Sohn Johannes, der Held des Stückes, streicht ihr liebevoll über den Scheitel und sagt lachend:

„Mutterchen, Mutterchen! muß denn immer gelacht sein?

Frau Vockerat: Das sag ich nicht. Aber man muß doch seine Freude haben können an der Kunst.

Johannes: Man kann viel mehr haben an der Kunst, als seine Freude Denk' doch mal an die Landwirtschaft, Muttel! Da muß der Boden auch aufgewühlt werden — alle Jahre, mit dem Pflug, wenn was Neues drauf wachsen soll."

Diese Stelle aus dem Hauptmannschen Jugenddrama hätte als eine Art von Motto über die endlosen Diskussionen gesetzt werden können, welche in den mannigfachsten Variationen und Tonarten beim Emporkommen des modernen Naturalismus geführt wurden. Der Eindruck, den Ibsens „Gespenster", Dostojewskis „Raskolnikow", Hauptmanns „Weber" bei ihrem Erscheinen machten, war gewaltig, aber freilich sehr geteilter Natur. Von der Kritik wurden die Vertreter der neuen Richtung vielfach mit einem Überschwang an

*) Die nachfolgende Studie ist eine nur wenig erweiterte Fassung eines Vortrags, den ich am 6. Mai 1914 gehalten habe. Der Verfasser.

Begeisterung begrüßt, der von einem witzigen Kopf in den an Wilhelm Busch gemahnenden Versen karikiert wurde:

„Schiller, jetzt bist nicht mehr Du der Mann,
„Sondern jetzt ist's Sudermann!

Anders war im allgemeinen die Stimmung des großen Publikums, dem ein nicht geringer Teil der Presse sekundierte. Mit mehr Pathos und einem größeren Aufwand an Beredsamkeit, als er der guten Frau Vockerath zu Gebot stand, entrüstete man sich darüber, daß die Kunst, statt einen über die Alltäglichkeit und das Grau und den Schmutz des Lebens zu erheben, gerade diese Seiten des Lebens aufsuche und sie mit Ostentation zur Darstellung bringe. Man pries den idealen Sinn der Dichter früherer Generationen und gefiel sich zum Teil sogar in persönlichen Verunglimpfungen der modernen Schriftsteller, trieb wenig geistreiche Scherze mit Namensverdrehungen u. s. w.

Namentlich bei uns zu Lande mußte eine mit starken Banden an alte Traditionen und festgefügte Zustände geknüpfte Gesellschaft in ihrer Majorität sich ablehnend verhalten gegen eine Richtung, die in revolutionärer Weise Sturm lief gegen alles Bestehende sowohl auf ästhetischem, als auch auf sozialem und ethischem Gebiet.

In der vorliegenden Studie will ich nun nicht etwa ein Gesamt- und Werturteil über den Naturalismus abgeben. Auch abgesehen von anderen Umständen ist dazu meine Kenntnis der modernen Literatur zu lückenhaft, meine Beschäftigung mit ihr nicht intensiv genug gewesen. Die Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, trägt vorwiegend einen objektiv-referierenden Charakter, wenn ich auch nicht gewillt bin, in Farbe und Ton meiner Darlegungen auf jedes subjektiv-persönliche Element zu verzichten. Ich will zu zeigen versuchen, welche Momente im Gesamtleben unserer Zeit das Emporkommen des Naturalismus bedingt und gezeitigt haben; eine Frage, die freilich an und für sich nicht weniger schwierig ist, als die zuerst genannte, dafür aber einen mehr spezifisch historischen Charakter trägt und mir insofern näher liegt.

Denn das ist ja das Ideal der modernen Geschichtswissenschaft, und darauf ist das heiße Bemühn ihrer Adepten gerichtet, die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Strömungen auf wirtschaftlichem, staatlichem und kulturellem Gebiet klarzulegen, — das Hinüber- und Herübergreifen der tausend Fäden zu entwirren und womöglich die gemeinsame Grundtendenz, die Dominante tief unten in den geheimen Regionen des Seelenlebens herauszufinden oder ahnend herauszufühlen: ein stolzes, aber unendlich mühevolles Unterfangen, ein feines und — wie alles wahrhaft Große — vielleicht unerreichbares Ziel.

Ehe ich mich meinem Thema zuwende, zunächst noch ein paar Vorbemerkungen: die erste ist terminologischer Art. In der Tagespresse sowohl, als im Leben gebrauchen wir den Ausdruck Naturalismus als etwas ganz

Einheitliches und Eindeutiges; er trägt aber in Wirklichkeit einen durchaus schillernden Charakter. Man denkt dabei bald an die Bevorzugung gewisser Sujets und Motive von seiten einer zahlreichen Künstlergruppe, vielleicht auch an gewisse ihnen gemeinsame Grundstimmungen; bald an eine besondere Art der Formgebung. Man müßte also zwischen einem stofflichen und einem technisch-formalen Naturalismus unterscheiden, die begrifflich durchaus zu trennen sind und auch historisch nur teilweise zusammenfallen. Eine ästhetisch tiefergreifende Untersuchung hätte natürlich vor allem das technisch-formale Moment ins Auge zu fassen.*) Es liegt indessen im Wesen meines Themas begründet, daß ich mich vornehmlich dem Naturalismus als dem die Stoffwahl regulierenden Faktor zuwende, wenngleich auch neue Stilarten bei ihrem Entstehen vom Geist des Zeitalters getragen erscheinen.

Schwerer dürfte die zweite Einschränkung sachlich zu rechtfertigen sein. Ich berühre im Folgenden nur einzelne der Problemgruppen, die für die moderne Literatur bezeichnend sind. Ich erwähne weder den so bedeutsamen Einschlag, der durch unsere heutige Frauenfrage bedingt ist, noch das weite, immer wieder durchpflügte Gebiet der sexuellen Frage. Ich erwähne selbst einen so eminent wichtigen Zug nicht, wie es der in der ganzen neueren Literatur zu Tage tretende Subjektivismus ist. Das Recht des einzelnen — vor allem des höher gearteten Individuums, des Edelmenschen — auf Entfaltung seiner Anlagen und seiner Persönlichkeit, es bildet einen Angelpunkt im Schaffen eines Ibsens, es taucht bei Hauptmann, Sudermann und zahllosen andern immer wieder auf.

Wenn ich nun alle diese Punkte nicht berühre, so geschieht das, wie nachdrücklich hervorgehoben sei, nicht aus dem Grunde, weil hier eine Ableitung und Begründung aus der Zeitgeschichte an und für sich unmöglich wäre, sondern nur, weil ich bei dem gegenwärtigen Stande meiner Kenntnisse und Einsicht mir nicht die Fähigkeit zutraue, die z. T. äußerst komplizierten Zusammenhänge aufzudecken und in befriedigender Weise klarzulegen. Ich hoffe, auch trotz dieser Umgrenzung und Einschränkung meines Themas, manche Beziehungen klarer zu Tage treten zu lassen, als dies in den landläufigen Literaturgeschichten der Fall ist.

In wirtschaftlichen Vorgängen und Umgestaltungen haben wir letzten Grundes *eine* von den Wurzeln für das Emporkommen des modernen Naturalismus zu suchen. Ohne der Übertreibung geziehen zu werden, darf man wohl behaupten, daß in den Annalen der Geschichte kein Zeitalter verzeichnet steht, welches auf wirtschaftlichem Gebiet solche Umwälzungen mit

---

*) Es würde sich dabei vielleicht herausstellen, daß das Wesen der modernen naturalistischen Technik noch wenig geklärt ist: mit Mangel an Formgebung, mit Stillosigkeit dürfte es wohl kaum identifiziert werden, wie das nicht selten geschieht. Man denke an Ibsens Dramen oder etwa an Hauptmanns „Weber."

sich geführt hat, wie das nunmehr verflossene XIX. Jahrhundert. Eine Großindustrie, einen Weltverkehr, einen Welthandel hat es bis dahin — mit modernen Maßstäben gemessen — überhaupt noch nicht gegeben. England, das heute 3/4 seines Getreidebedarfs importiert, war um 1750 noch so vorwiegend Agrarstaat, daß in günstigen Jahren sogar Korn ausgeführt wurde. Der Wert des englischen Außenhandels hat sich seit 1800 mehr als verzehnfacht.

Den Anstoß zu diesem beispiellosen Aufschwung haben bekanntlich in erster Linie die großen technischen Erfindungen gegeben: die Erfindung der Spinnmaschine, des mechanischen Webstuhls, vor allem der Dampfmaschine. Damit wurden die Naturkräfte in bisher ungeahntem Maß dem Menschen dienstbar gemacht. Im Lauf des XIX. Jahrhunderts kam noch die Verwendung der bis dahin fast völlig unbekannten Elektrizität hinzu.

So konnte nunmehr an eine wahre Riesenproduktion von Waren gegangen werden. Die nicht minder staunenerregende Entwicklung der Verkehrsmittel gestattete ihren Transport in die entferntesten Gegenden, wo ihr Absatz früher der hohen Transportkosten wegen gänzlich unrentabel gewesen wäre.

Die gewaltig aufblühende Industrie schuf an all' ihren Standorten eine Existenzmöglichkeit für Tausende und aber Tausende von Menschen. Da gleichzeitig infolge eines merkwürdigen, aber wohl nicht zufälligen Zusammentreffens auf dem Gebiet des landwirtschaftlichen Betriebes Veränderungen eintraten, die eine bedeutende Erschwerung der Lebensbedingungen nach sich zogen, so begann ein massenhaftes Abströmen der Landbevölkerung in die Industriezentren, die mit unheimlicher Geschwindigkeit anzuwachsen begannen. So entstand die moderne Fabrikstadt und — als soziales Korrelat dieser wirtschaftlichen Umwandlungen — das moderne Proletariat.

Zwei Worte bloß — aber eine unendliche Fülle von Assoziationen knüpfen sich an sie für den, der sich etwas umgetan hat in Geschichte und Politik der Neuzeit, in Nationalökonomie und Statistik.

Die moderne Fabrikstadt! Wer anders, als ein Dichter oder ein Künstler von Gottes Gnaden vermöchte sie wirklich zu schildern in ihrer grenzenlosen Öde, ihrer brutalen Häßlichkeit. Übrigens ja nicht die Fabrikstadt in der heutigen Phase ihrer Entwickelung, wo sie bereits gewisse konstruktive Linien, ja ihren besonderen Stil erhalten hat, wo sie nach Möglichkeit hygienisch ausgestaltet worden und von elektrischem Licht umflossen ist; sondern in jenem *ersten* Stadium, wo sie unvermittelt, fast wie irgend ein häßliches Naturgebilde, aus dem Boden emporschoß, planlos, gierig um sich greifend. Ganze Komplexe von einförmigen, langausgedehnten Gebäuden, nur zwecks Beherbergung der Maschinen erbaut; über ihnen Schornsteine, schwärzliche Rauchwolken zum Himmel emporqualmend; in ihnen ein Sausen und Dröhnen der Kolben und Räder, Zug und Staub und Rauch und Ölgeruch.

Und dann die Menschen in dieser Umgebung, Geschöpfe der Fabriksstadt, Handlanger der Maschinen; meist zufällig zusammengeströmt aus verschiedenen Himmelsrichtungen, ohne ein wirkliches Heim, ohne Traditionen in der Vergangenheit, ohne Hoffnungen für die Zukunft; ihre Berufsarbeit bietet ihnen keine Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Anlagen und Fähigkeiten, sie ist bloß Broterwerb, stumpfmachende Mühe. Ja sie stellt sie nicht einmal sicher: Weiber und Kinder müssen mit ausziehen auf Verdienst; Not und Krankheit umlauern ihre Tür; und schließlich noch das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit, und das unabwendbar nahende Alter

Zehntausende, gar bald viele Hunderttausende lebten in der großen Übergangszeit unter solchen Verhältnissen dahin; sie lebten im Staat, aber spürten wenig von seiner schützenden Macht; sie lebten innerhalb einer hochentwickelten Kultur, aber sie verstanden sie kaum in ihren Äußerungen und noch weniger in ihrem Wesen. So stellten sie einen Fremdkörper dar, im Volk, und da sie außerdem ungebildet und undiszipliniert, robust und sehr zahlreich waren, bildeten sie eine schlimme, eine immer bedrohlichere Gefahr.

Den weiteren Verlauf der Entwickelung kann ich natürlich nur flüchtig streifen. Wo gewaltige gesellschaftliche Neugestaltungen vor sich gehn, da müssen natürlich dte alten sozialen Gebilde in den Hintergrund treten, unter Umständen ganz vernichtet werden. Die Maschinen, die das moderne Proletariat geschaffen hatten, untergruben dem Handwerk den Boden. In verschiedenen Branchen wurde der Kleinbetrieb vollständig verdrängt, trotz verzweifelter Gegenwehr. Die Besiegten vergrößern ihrerseits die Reihen des Proletariats. Während dieses nunmehr die besitzlose Unterschicht bildet, erhebt sich über ihm als Oberschicht der im Besitz der Produktionsmittel befindliche Stand der Kapitalisten. Der zwischen diesen beiden Schichten von Anfang bestehende Interessengegensatz spitzte sich allmählich zu einem direkten wirtschaftlichen Kampf zu.

Dies ist die Entstehung der sogen. sozialen Frage, die im Lauf des XIX. Jahrhunderts eine immer zentralere Bedeutung gewann. Je mehr die rein politischen Fragen durch die Einführung der parlamentarischen Institutionen und der staatsbürgerlichen Parität eine wenigstens provisorische Lösung fanden und die nationalen Einheitsbestrebungen sich zum mindesten in mehreren Fällen erfolgreich durchsetzten, desto mehr mußten für den denkenden Beobachter die wirtschaftlich-sozialen Probleme in den Vordergrund treten. Schon die Ende der 30-er Jahre in England beginnende Chartistenbewegung veranlaßte Karl Rodbertus zu seinem bekannten Ausspruch, die soziale Frage sei das Rätsel der Sphinx, welches Europa lösen müsse, oder an dem es zu Grunde gehen werde. Um dieselbe Zeit erschienen Thomas Carlyles gewaltige soziale Flugschriften, in denen er Protest erhob gegen die utilitaristische Richtung des Zeitgeistes, die Arbeiter zur Besonnenheit ermahnte und den Fabrikbesitzern die schwerwiegende Verantwortung vor Augen stellte, die sie in ihrer Stellung

als Leiter der Produktion, als Führer der großen industriellen Armee zu tragen hätten.

Und seitdem riß die Kette derer nicht ab, die einen Bruch mit dem auf wirtschaftlichem Gebiet zur Herrschaft gelangten System des „laisser-faire, laisser-passer“ verlangten, die eine Neugestaltung der Verhältnisse, eine soziale Wiedergeburt verlangten. Unter sehr verschiedenartigen Panieren und Losungsworten rückten sie ins Feld. Geschieden waren sie voneinander durch Geburt und Stand, durch Temperament und Weltanschauung. Sie marschierten getrennt und schlugen auch nicht vereint, ja die einen erschienen den andrrn wie falsche Propheten, wie Wölfe im Schafspelz.

Aber es war doch etwas ganz Großes, was sich da regte. Seinem Wesen nach etwas Uraltes, etwas Neues der Form und der Färbung nach, die es annahm. Wie eine Welle von Mitgefühl, von Mitleiden ging es hin über Europa, aber gepaart mit dem Willen zur Abhilfe. Ob die Not größer war, als auch frühere Jahrhunderte sie gekannt, ist wohl schwer zu entscheiden. Aber sie trat einem greller, kompakter gewissermaßen, vor die Augen. Und es fanden sich mehr Leute, die sie nicht ruhig anzusehn vermochten. Der Blick der Menschen hatte sich geweitet an den großen Verhältnissen, die es in Wirtschaft und Politik seit dem Beginn der neuen Aera überall zu überschauen galt. Man hatte gelernt, mit Riesenzahlen und Riesenmassen zu operieren. Und der moderne Geist, gewohnt, aller Schwierigkeiten durch Organisation und Technik Herr zu werden, er bäumte sich auf gegen die Auffassung der Not als eines naturgegebenen Verhängnisses, gegen das resignierte „Non possumus“ früherer Generationen.

Aus dem geschärften Blick und Empfinden erwuchs das soziale Miterleben, aus dem Miterleben der Wille zur Abhilfe, aus dem großen Zug des modernen Lebens der Glaube an die Möglichkeit ihrer Abhilfe. Über dem Meunierschen „Schwarzen Land“, über den qualmenden Hochöfen begann das Morgenrot eines neuen Tages langsam zu erglimmen, und das Trostlied, welches die Engel am Bette des kranken Hannele singen, es wird zum Ausdruck des Hoffens ungezählter Tausende:

Wir bringen ein erstes Grüßen,
Durch Finsternisse getragen,
Wir haben auf unsren Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings,
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röte des Tages.

Es leuchtet von unseren Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimat,
Es leuchten im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

* * *

Der zweite Faktor, der einen überall spürbaren, mächtigen Einfluß auf die Entstehung der modernen naturalistischen Literatur ausgeübt hat, war die gewaltige Entwickelung der Naturwissenschaften, präziser ausgedrückt, die Entwickelung einer von den naturwissenschaftlichen Denkmethoden und Forschungsergebnissen bestimmten Auffassung der Welt und der Menschen.

Zwei Perioden hat es gegeben, in denen die Naturwissenschaften die führende Stellung im gesamten Geistesleben der Zeit innegehabt haben. Zunächst war es der lange Zeitraum etwa von 1500—1750. In gewissem Sinn haben weder die Ergebnisse der großen Entdeckungsfahrten, noch die kraftvoll emporstrebenden Lebensinstinkte der Renaissance, noch die gewaltige Krisis des religiösen Lebens infolge des Einsetzens der Reformation in so einschneidender Weise Mittelalter und Neuzeit getrennt, wie die Ausbildung der Naturwissenschaften. Erst Mathematik und Mechanik haben der Menschheit den Begriff der Kausalität, der gesetzmäßigen Notwendigkeit nahegebracht und ein neues Weltbild geschaffen. Wo das Mittelalter nur das Walten der Vorsehung oder das Spiel des Zufalls erblickte, da glaubte man jetzt das Wirken ewiger Gesetze zu erkennen, die in gleicher Weise das Fallen des Steines und den Gang der Gestirne regeln.

Jene Denkweise nun, die von Kopernikus und Kepler, von Galilei und Newton entwickelt worden war, sie hat in der Folgezeit im Verein mit der rationalistischen Philosophie eines Descartes und Spinoza auch auf die Anschauungen über die Natur des Menschen und das menschliche Leben bestimmend eingewirkt. Das Naturrecht und die Naturreligion des XVIII. Jahrhunderts, ja die gesamte Aufklärung waren im Grunde die Resultate dieses Siegeszuges der Naturwissenschaften. Sogar die Dichtung konnte sich nicht ganz ihrem teils unmittelbaren, teils mittelbaren Einfluß entziehen, wenn er sich auch vielleicht vor allem in mehr peripheren Regionen bemerkbar machte.

Eine Unterbrechung in dieser Vorherrschaft der Naturwissenschaften trat dann mit dem wunderbaren Emporblühen des deutschen Geisteslebens seit 1750 ein. Kant, in gewissem Sinn der Vollender des Rationalismus, vollzog zu gleicher Zeit den Bruch mit ihm und suchte dem Geltungsbereich der Kausalität Grenzen zu ziehen. Und die drei folgenden großen Machthaber im Reich der Gedanken, Fichte, Schelling und Hegel, standen erst recht mit souveräner Geringschätzung der naturwissenschaftlichen Einzelforschung gegenüber und glaubten im Menschengeist nicht nur ein Organ zur Erkenntnis des Absoluten, sondern eine Emanation des Absoluten und Göttlichen erblicken zu können.

Aber ihre Macht und Herrlichkeit dauerte nicht lange. Noch die ältere Romantik hatte ganz unter dem Einfluß von Fichte und Schelling, im speziellen von Schellings Entwickelungslehre gestanden. Um 1840, etwa ein Jahrzehnt nach Hegels Tode, brach die Herrschaft der idealistischen Philosophie zusammen, und stolzer und siegesgewisser, denn je, nehmen die Naturwissenschaften von dem verlassenen Throne Besitz.

Nun zeigt sich aber ein interessanter Unterschied zwischen der ersten und dieser zweiten Ära naturwissenschaftlicher Hegemonie: von Einfluß auf die Gesamtkultur des XIX. Jahrhunderts sind nicht mehr in erster Linie die exakten Naturwissenschaften, Mechanik, Physik und Chemie, trotzdem auch sie immer weitere staunenerregende Fortschritte erzielen. Wichtig und folgenschwer wird vor allem der Versuch, ihre so fein entwickelten Methoden nunmehr auch auf die Erforschung des Organischen, des Lebendigen anzuwenden, ja schließlich auch das Geistig-seelische in diesen selben Kreis hineinzuzwängen.

Dem Stoff glaubte man „mit Hebeln und mit Schrauben" seine Geheimnisse abgezwungen zu haben. Wie stand es um das sogen. Leben? War es etwas Rätselhaftes, Übernatürliches? Oder würde es sich am Ende nicht auch bloß, wie Dubois-Reymond sich einmal ausdrückte, „als ein eigentümlicher Zustand dynamischen Gleichgewichts der Materie erweisen?" Mit fieberhaftem Eifer wurde daran gearbeitet, dem Vitalismus eine Position nach der anderen zu entreißen. Mit immer schärferen Mikroskopen wurde der Aufbau des tierischen und pflanzlichen Zellenstaates erforscht. Die Physiologie drang immer tiefer in den Ablauf der Lebensprozesse ein: Herztätigkeit, Atmung, Verdauung, Blutbildung, überall gelangte man zu überraschenden Aufschlüssen; allen gegenteiligen Prognosen zum Trotz gelang es, in chemischen Retorten zwar nicht eine Homunkulus, wohl aber organische Stoffe herzustellen.

Sollte und mußte man Halt machen vor dem letzten und scheinbar unergründlichen Rätsel, vor den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Physischem und Psychischem? Kam es nicht am Ende auf eine kühne Umkehrung der Fragestellung an? Existierte es überhaupt, dieses Psychische, die Seele, von der die Religionsstifter, die Dichter, so viel geredet? D. h., existierte es als etwas Selbständiges, dem Stoff urfremd Gegenüberstehendes? Oder war es nicht bloß eine Begleiterscheinung, etwas Akzidentielles? Dem wissenschaftlichen Spürblick entzog es sich immer, wich scheu zurück, wenn man es fassen wollte.

Klar geworden war jedenfalls das eine: jede Manifestation des Psychischen war abhängig von einer physiologischen Grundlage; es ließ sich lokalisieren im Gehirn: hier ein Nervenzentrum, dort ein motorisches, und weiter ein Sprachzentrum. Nur ein eigentliches Denkzentrum ließ sich noch nicht konstatieren. Wurde nun eines dieser Zentra lädiert, so erfolgte gleichzeitig ein Schwinden des betreffenden psychischen Vermögens. Und eine Erschütterung, der Druck einer Geschwulst auf die Gehirnmasse genügte unter

Umständen, um den schärfsten Geist verblöden oder sich im Wahnsinn verzehren zu lassen.

Man muß sich die philosophischen Anschauungen der vorangegangenen Jahrhunderte vergegenwärtigen, um die Tragweite und Bedeutung des neu erschlossenen Tatsachenkreises zu ermessen. Der Mensch ein Doppelwesen, aus zwei völlig getrennten Hälften bestehend, dem im Raume ausgedehnten Körper und dem denkenden Geist: so hatte Descartes, der Begründer der modernen Philosophie, gelehrt; und weil er den Tieren keinen Geist glaubte zusprechen zu dürfen, so hatte er sie allen Ernstes schlankweg für Maschinen erklärt. Nunmehr war durch die Anwendung der induktiven Methode, durch eine Fülle sorgfältigster Einzelbeobachtungen eine feste Eingliederung der Menschen in den Kreis der Naturwesen erzielt. Nach all den jüngst gewonnenen Forschungsergebnissen, die man hauptsächlich einer neuen Wissenschaft, der Psychophysiologie, zuwies, konnte an der innigen, unauflöslichen Verflechtung körperlicher und seelischer Vorgänge nicht mehr gezweifelt werden. Nicht mehr als ein in ein fremdartiges, gleichsam totes Gehäuse eingeschlossenes Vernunftwesen durfte man sich den Menschen denken. Zwischen dem Bereich der rein materiellen Vorgänge und demjenigen einer anscheinend absolut spontanen freien Geistesbetätigung lag die Region des Unterbewußten und des Halbbewußten, die Region der Triebe und Instinkte, verschwimmende Übergänge, dämmeriges Zwielicht.

Der menschliche Geist — eine feste, unzerstörbare Einheit, unteilbar und unableitbar, ein in den Bereich der Natur eingesenkter Fremdkörper, so hatten im wesentlichen noch die Philosophen und die Dichter der deutschen Klassik um die Wende des XVIII. Jahrhunderts gestanden.*)

Der menschliche Geist, emporgewachsen aus dem dunkeln Naturboden und dauernd mit ihm verknüpft, von ihm genährt, eine Art von labilem Gleichgewichtszustand im Zusammenwirken verschiedener Naturkräfte, ein Produkt, ein Aggregat — dies schien das Ergebnis der modernen wissenschaftlichen Forschung zu sein.

Aber man begnügte sich nicht mit der Festlegung dieser Tatsachenreihen und ihrer prinzipiellen Formulierung. Im Anschluß an sie wurde nun auch versucht, die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Typen und Erscheinungen in der Menschenwelt zu erklären. Der Einfluß der Umgebung wurde zunächst betont: es war die sogen. Milieutheorie. Thomas Buckle und Hippolyte Taine waren auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften ihre hervorragendsten Vertreter. Klima, Nahrung, Erziehung, Sitten, soziale Verhältnisse — sie bauen und modeln an der Eigenart der Individuen, der Völker.

---

*) Nur im Vorübergehen sei erwähnt, daß allerdings auch schon von seiten der Romantiker der Versuch gemacht worden war, sich dieses Zwischenreiches philosophisch und dichterisch zu bemächtigen.

Und auch als man das an entscheidenden Punkten Unzulängliche dieser Theorie erkannte, als es sich herausstellte, daß sowohl physische, als auch soziale Organismen über Kräfte verfügen, welche der Außenwelt gegenüber sich selbsttätig verhalten, unerwünschte Einflüsse paralysieren und somit konservierend und regenerierend wirken, da ließ man deswegen die Anschauung vom bedingten, nicht spontan sich erzeugenden Charakter des geistigen Lebens keineswegs fallen. Nur sollte die Abhängigkeit nicht auf dem Nebeneinander im Raum, sondern auf dem Nacheinander in der Zeit beruhen. An die Stelle der Milieu- trat die Vererbungs-Theorie: im Lauf der Zeit — so deduzierte man jetzt — bildet sich ein gewisser Komplex psycho-physischer Eigenschaften heraus, der sich mit dem Keimplasma von Generation zu Generation überträgt. Darauf mag der Eindruck des Konstanten, die Illusion des metaphysisch Einheitlichen beruhen. Durch diese seine Anlage ist das Wesen, ja bis zu einem gewissen Grade sogar das Schicksal des Menschen vorausbestimmt. Was in ihn bereits vor der Geburt hineingelegt worden ist, das gelangt später im Leben zur Gestaltung, zur Auswirkung. Was als bewußter Wille, als freier Entschluß gedeutet werden könnte, das ist das Resultat vom Wechselspiel der Anlagen und Triebe. So gewinnt das Schillerwort: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" eine Bestätigung und zugleich eine Umdeutung im Sinn des naturwissenschaftlichen Determinismus, wie er dem Schüler Kants, dem begeisterten Vertreter des Freiheitsbegriffes, besonders fern liegen mußte.

Bei dem regen Interesse für alle biologischen Fragen wurden natürlich alle auf die Vererbung bezüglichen Tatsachen eifrig erforscht, und das gilt dann vor allem für die unheimlichen Erscheinungen der Entartung. Gewisse Menschen treten bereits mit bestimmten körperlichen und seelischen Defekten behaftet ins Dasein, sie zeigen krankhafte Abweichungen vom normalen Typus. Fast immer läßt sich dann der Nachweis führen, daß die Lebensweise der Eltern den Grund dazu gelegt. So bringen wirtschaftliches Elend, Ausschweifungen, Volksseuchen und Alkoholismus es dahin, daß nicht nur einzelne Familien, sondern unter Umständen ganze soziale Gruppen verrotten und verderben, bis sie schließlich hinweggespült werden vom großen Ozean des Lebens.

In diese Kategorie gehört neben dem Siechen und dem Idioten der professionelle Verbrecher, auch er ein Produkt der Entartung, des Verfalls, ein freilich zum Untergang reifer, aber nicht für sein Handeln verantwortlicher Mensch.

Und als eine unheimliche, niederdrückende Parallele dazu schrieb Lombrosd sein vielumstrittenes Buch: „Genie und Irrsinn"

Ich versuche zu resumieren. Mag die Erforschung des gesamten für die soeben behandelten Fragen in Betracht kommenden Tatsachenmateriales auch noch eine durchaus lückenhafte sein, mag die Formulierung der daraus resultierenden Leitsätze namentlich vom erkenntnistheoretischen Standpunkte

aus stark anfechtbar erscheinen; mag schließlich mancher auch alle etwaigen Folgerungen dieser Art als mit seinen sittlich-religiösen Überzeugungen unvereinbar ablehnen, — dem wuchtigen Eindruck, den diese ganze naturwissenschaftliche Denkweise machen muß, wird sich nicht leicht jemand entziehen können, der ihr einmal näher getreten ist. Ihren Spuren begegnet man überall im Geistesleben unserer Tage. Daß sie durch eine tiefe Kluft von der in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts herrschenden idealistischen Philosophie und Ethik getrennt ist, leuchtet ohne weiteres ein. Und doch handelt es sich nicht etwa bloß um den alten Gegensatz zwischen dem Christentum und dem Materialismus des XVIII., oder seiner Wiedergeburt im XIX. Jahrhundert. Der echte Naturwissenschaftler von heutzutage dogmatisiert nicht mehr breitspurig, er baut nicht mehr Systeme und entwirft nicht mehr Weltanschauungskatechismen; aber wenn man ihn bei seinem Treiben beobachtet, so gehn einem die Worte durch den Sinn:

„Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen zu künft'gem Band um unsre Füße zieht;" — zu einem Band, aus dem wir unser Denken, Empfinden und Sein schwer mehr zu lösen vermögen.

* * *

Während ich es versucht habe, diese Entwickelungslinien zu zeichnen, sind vor den geistigen Augen des Lesers sicher bereits Bilder und Gestalten aus den Werken moderner Dichter emporgestiegen, welche die angedeuteten Zusammenhänge illustrieren. Aus der übergroßen Zahl von Beispielen will ich nun auch meinerseits einige vorführen. Die einzelnen zeitgeschichtlichen Probleme und Einflüsse machen sich freilich bei den verschiedenen Dichtern in sehr mannigfachen Kombinationen und Stärkegraden bemerkbar: je origineller, je eigenartiger die Persönlichkeit des Betreffenden ist, um so stärker werden die nicht weiter ableitbaren, die rein individuellen Züge hervortreten.

Von den drei Hauptrepräsentanten des modernen Naturalismus, Ibsen, Tolstoi und Zola, sind daher die Werke des Franzosen am meisten geeignet, einen Einblick in die Gedankenkreise und die Technik der damals neu emporkommenden Kunstrichtung zu geben.

Zola ist ein schwerer, massiver Charakter, in seiner geistigen Eigenart an den farnesischen Herkules erinnernd; als Waffe eine Löwenkeule führend, nicht das elegante, französische Fleurett; in jeder Hinsicht dazu geschaffen und berufen, schwere, schwarze Riesenarbeit zu vollbringen, zyklopische Mauern zu errichten, einen Augiasstall zu reinigen. Und diesem Beruf hat er sich nicht entzogen: unermüdlich hat er gewaltige Stoffmassen aufgehäuft und verarbeitet, hat sich nicht gescheut, in alle Niederungen hinabzusteigen. Ehe er seine Schilderungen entwirft, nimmt er persönlich Fabriken und Ateliers, Gerichtssäle und Kasernen, Hospitäler, Gefängnisse und Lasterhöhlen in Augenschein.

Als er älter wird, begnügt er sich mit den Zyklen des Dreistädteromans und der 4 Evangelien. In der Vollkraft seiner Jahre schafft er den aus nahe an 20 Einzelromanen bestehenden Riesenzyklus der Rougon-Macquarts.

Zola hat sich auch eingehend mit der Theorie der naturalistischen Dichtung beschäftigt. Besonders interessant ist für die von uns behandelte Frage die Studie „Le Roman expérimental",*) in der er ausdrücklich betont, seine schriftstellerische Methode habe sich unter dem Einfluß eines standard-works der modernen Naturwissenschaft herangebildet, und zwar der um 1850 erschienenen „Einführung in das Studium der Experimentalmedizin" des großen Physiologen Claude Bernard. Was ich vorhin von der Einwirkung der naturwissenschaftlichen Denkweise und Forschungsmethode auf die Gesamtkultur des XIX. Jahrhunderts gesagt habe, findet hier eine frappante Bestätigung: Claude Bernard habe den Nachweis geführt — so deduziert Zola, — daß durch die konsequente Anwendung von Beobachtung und Experiment die Medizin sich aus einer Kunst in eine Wissenschaft verwandeln lasse. Denselben Schritt müßten demnächst auch die Dichter tun. Genaue Beobachtung der Natur sei ihre erste Pflicht, die Praxis für ihr Schaffen. Durch sorgfältige Analyse der menschlichen Seele, all ihrer Leidenschaften und Triebe müßten sie deren gesetzlichen Ablauf feststellen. Eingehend seien ferner die Einwirkungen der Vererbung und des Milieus zu untersuchen — usw.

Deutlicher aber vielleicht noch, als diese allgemeinen Betrachtungen, weist den naturwissenschaftlichen Einschlag die Vorrede auf, welche Zola seinem oben erwähnten Romancyklus vorangestellt hat. In der Übersetzung lauten ihre Hauptstellen:

„Ich will zeigen, wie eine Familie, eine kleine Gruppe von Personen zu der Gesellschaft in Beziehungen tritt, wie sie sich vergrößert und 10 bis 12 Einzelpersonen das Leben gibt, welche auf den ersten Blick einander höchst unähnlich erscheinen, aber genauer analysiert sich als innig miteinander verbunden erweisen. Die Vererbung hat ihre Gesetze, wie die Schwere.

Indem ich dem Doppelproblem des (angeborenen) Temperaments und des Milieus nähertrete, will ich versuchen, den Faden zu verfolgen, welcher mit mathematischer Folgerichtigkeit von einem Menschen zum andern führt. Und wenn ich alle Fäden beisammen und somit eine ganze soziale Gruppe in den Händen haben werde, will ich diese Gruppe vorführen mitten im Getriebe des Lebens, als Mitakteure einer historischen Epoche. " **)

* * *

*) c. E. Zola, „Le roman expérimental". Nouvelle édition, Paris 1893.

**) Da gerade der 1. Band des Romanzyklus, „La fortune des Rougon", verhältnismäßig wenig verbreitet ist, gebe ich hier die Vorrede in französischer Sprache vollständig wieder:

Je veux expliquer comment une famille, un petit groupe d'êtres, se comporte dans une société, en s'épanouissant pour donner naissance à dix, à vingt individus, qui

In seinem Wesen und Schaffen zeitgeschichtlich weit weniger bedingt ist Henrik Ibsen. Ein einsamer, trotziger Individualist, ein echter Nachkomme der alten Wikinger, deren Blut er in seinen Adern rollen zu fühlen glaubte, wendet er seine ganz Denk- und Gestaltungskraft vor allem den Problemen der Einzelpersönlichkeit zu: gegenüber einer in ihrer Moral und all ihren Gefühlen durch und durch unwahren, konventionellen Gesellschaft erhebt er die Forderung der Wahrhaftigkeit, des Muts, für sich und auf sich zu stehen; er sucht — ganz unabhängig von Nietzsche, und vor ihm — den Weg zu höherem Menschtum, zum Übermenschen und seiner persönlich gefärbten Moral zu finden. — —

Aber vorübergegangen ist er deshalb nicht auch an den sozialen Problemen der Zeit, wie ich sie soeben geschildert. Das Erscheinen seiner „Nora" hat Epoche gemacht in der Geschichte der Frauenfrage. Scharf wie wenige hat er die „Stützen der Gesellschaft" geprüft und sie zumeist — morsch gefunden. Vom Hauch der modernen Zeit und des modernen Denkens fühlt man sich überall in seinen Werken umwittert. Und in der erbarmungslosen

---

paraissent, au premier coup d'oeil, profondément dissemblables, mais que l'analyse montre intimement liés les uns aux autres. L'hérédité a ses lois, comme la pesanteur.

Je tâcherai de trouver et de suivre, en résolvant la double question des tempéraments et des milieux, le fil qui conduit mathématiquement d'un homme à un autre homme. Et quand je tiendrai tous les fils, quand j'aurai entre les mains tout un groupe social, je ferai voir ce groupe à l'oeuvre, comme acteur d'une époque historique, je le créerai agissant dans la complexité de ses efforts, j'analyserai à la fois la somme de volonté de chacun de ses membres et la poussée générale de l'ensemble.

Les Rougon-Macquart, le groupe, la famille que je me propose d'étudier, a pour caractéristique le débordement des appétits, le large soulèvement de notre âge, qui se rue aux jouissances. Physiologiquement, ils sont la lente succession des accidents nerveux et sanguins qui se déclarent dans une race à la suite d'une première lésion organique, et qui déterminent, selon les milieux, chez chacun des individus de cette race, les sentiments, les désirs, les passions, toutes les manifestations humaines, naturelles et instinctives, dont les produits prennent les noms convenus de vertus et de vices. Historiquement, ils partent du peuple, ils s'irradient dans toute la société contemporaine, ils montent à toutes les situations, par cette impulsion essentiellement moderne que reçoivent les basses classes en marche à travers le corps social, et ils racontent ainsi le second empire, à l'aide de leurs drames individuels, du guet-apens du coup d'État à la trahison de Sedan.

Depuis trois années, je rassemblais les documents de ce grand ouvrage, et le présent volume était même écrit, lorsque la chute des Bonaparte, dont j'avais besoin comme artiste, et que toujours je trouvais fatalement au bout du drame, sans oser l'espérer si prochaine, est venne me donner le dénoûment terrible et nécessaire de mon oeuvre. Celle-ci est, dès aujourd'hui, complête; elle s'agite dans un cercle fini; elle devient le tableau d'un règne mort, d'une étrange époque de folie et de honte.

Cette oeuvre, qui formera plusieurs épisodes, est donc, dans ma pensée, l'Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire. Et le premier épisode: la Fortune des Rougon, doit s'appeler de son titre scientifique: les Origines. Emile Zola. Paris, le 1. juillet 1871.

Art, in der minutiösen Genauigkeit seine Seelenanalyse, seiner Seelenzerfaserung glaubt man den Anatomen über sein Mikroskop sich beugen und sein Seziermesser handhaben zu sehen; in der Art, wie er das Schicksal seiner Helden aus ihrem Charakter ableitet, wie wir es als folgerichtig, als unabwendbar empfinden, glauben wir das unerbittlich logische Wirken des Kausalitätsprinzips zu spüren, wie die Naturwissenschaften es statuierten.

Ja zuweilen wandelt auch Ibsen — viel seltener freilich, als Zola — direkt die Lust an, den Naturwissenschaftler hervorzukehren Pathologische Züge tragen viele seiner Gestalten. In den „Gespenstern" rückt das biologisch-psychiatirische Problem der Vererbung direkt in den Mittelpunkt der Dichtung; ob es in einer wissenschaftlich einwandfreien Weise behandelt wird, vermag ich nicht zu beurteilen. Aber kaum irgendwo in der ganzen modernen Literatur packt einen der Menschheit ganzer Jammer so, wie in der Schlußszene der „Gespenster", wo Oswald Alving von seiner Mutter verlangt, beim Ausbruch des Wahnsinns solle sie ihm das erlösende Gift reichen; und wo es dann plötzlich tonlos von seinen Lippen kommt: „Mutter, gib mir die Sonne!"

Und dann der dritte, Leo Tolstoi, bei dessen Tode Gerhart Hauptmann erschüttert schrieb, der Größte unter den Lebenden sei dahingegangen. Nimmt man das Welt- und Lebensbild, das er gen Ende seiner Laufbahn sich erkämpft hatte, so steht es freilich in vielfach diametralem Gegensatz zur ganzen seelischen Disposition des sogenannten modernen Kulturmenschen. Man hat Tolstoi als einen geistigen Zeitgenossen des heiligen Franz von Assisi bezeichnet. Richtiger ist es wohl, in der Epoche seiner Vollendung ihn jenen Weisen des Orients zu vergleichen, die in der Art ihres Empfindens und ihrer Weltanschauung scheinbar außerhalb aller zeithistorischen Begrenzheit stehn; des Orients, wo der alte Spruch sich zu erfüllen scheint: „Tausend Jahre wie ein Tag, und ein Tag, wie tausend Jahre."

Aber war er schließlich gleichsam der Zeit entrückt, so ist er zunächst durch sie hindurchgegangen, und ihre Wasser haben ihn umbrandet, so daß er in ihnen unterzugehen meinte. Die modernen Verhältnisse und Probleme haben sich ihm freilich in der eigentümlichen Verschiebung und Verzerrung gezeigt, wie sie durch den Abstand Rußlands von Westeuropa, durch seine kulturelle und nationale Eigenart bedingt war. Aber am Wesen der Sache ändert das nichts. — Wie weit Tolstoi die naturwissenschaftliche Denkweise wirklich erfaßt hat, ehe er seinen erbitterten Kampf gegen sie aufnahm, vermag ich bei meiner augenblicklichen Kenntnis seiner Werke und seines Entwickelungsganges nicht zu entscheiden. Wie er aber mit den sozialen Fragen gerungen, das braucht wohl kaum näher ausgeführt zu werden. Nicht nur in dichterischer Gestaltung, sondern in persönlicher Lebensführung hat er sie zu lösen versucht. Freilich durchdringt und beeinflußt sich beides gegenseitig. Wie Fürst Njechljudow in der „Auferstehung" den Weg zu innerer Erneuerung findet, das trägt den Stempel des Selbsterlebten deutlich an der Stirn.

Und als Parallele dazu dient das autobiographische Bruchstück „Meine Beichte", eines der erschütterndsten Selbstbekenntnisse der Weltliteratur.

Ein wenig eingehender will ich dann noch bei dem Manne verweilen, der heute nicht unbestritten, aber doch wohl zweifellos im Mittelpunkt der deutschen Dichtung steht — bei Gerhart Hauptmann. In Deutschland ist der Naturalismus späteren Datums, als in den Nachbarländern, — daher haben Frankreich, Norwegen und Rußland an seiner Wiege Pate gestanden. Die Gründe für dieses spätere Emporkommen sind nicht ganz leicht anzugeben, vielleicht lagen sie zum Teil in den weniger vorgeschrittenen wirtschaftlich-sozialen Verhältnissen des deutschen Reiches. Auf Rußland würde das allerdings nicht zutreffen.

Zwischen 1885 und 1890 schlug dann die Welle nach Deutschland hinüber. *) Interessant ist es nun, in P. Schlenthers von Liebe und feinem Nachempfinden getragenen Darstellung **) zu sehen, wie in G. Hauptmanns Entwickelungsgang all die Zeitimpulse zur Wirksamkeit gelangen, wie der junge Hauptmann sich mit naturwissenschaftlichen Doktrinen herumschlug, wie er die soziale Not gleichsam als seine persönliche empfand, lange bevor noch der Erfolg seines Erstlingsdramas „Vor Sonnenaufgang" seinem Suchen nach einem festen Lebensberuf ein Ende machte. Früh packt ihn die Sehnsucht, auch für unser Jahrhundert, für seine Daseinsformen, seine Kämpfe und Nöte das dichterisch erlösende und befreiende Wort zu finden. So heißt es in seinem Jugendgedicht „Im Nachtzug":

„Ja, könnten wir atmen in keuchendem Lauf
Nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
So, weil du den Elfen bewundert,
So sängen wir dir mit Donnergetön
Das Lied, das finster und doch so schön,
Das Lied von unserm Jahrhundert."

Aber auch, wenn wir diese biographischen Daten, dieses halbverschollene, im Buchhandel nicht mehr aufzutreibende Gedicht nicht besäßen — Hauptmanns Dramen ließen uns keinen Zweifel darüber, wie der Dichter sich in die Probleme hineingewühlt, welche die von mir oben skizzierte weltgeschichtliche Lage geschaffen. Einflüsse von Ibsen, Zola, Tolstoi kreuzen sich mit Selbsterschautem, Selbstgefühltem.

Zwei Beispiele aus der langen Reihe von Dramen, die er uns geschenkt: „Vor Sonnenaufgang" — Ein schlesisches Dorf, dessen grund-

*) Mit die ersten und zugleich konsequentesten Vertreter der neuen Richtung in Deutschland waren Arno Holz und Johannes Schlaf; ihr unter dem Pseudonym Bjarne P. Holmsen veröffentlichtes, gemeinsames Erstlingswerk „Papa Hamlet" (Leipzig 1889) bedeutete ein literarisches Ereignis. Aus persönlichen Verkehr mit Arno Holz hat G. Hauptmann starke Anregungen für sein dichterisches Schaffen erhalten.

**) P. Schlenther, Gerhart Hauptmann. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1912.

besitzende Bauern über Nacht reich geworden, weil der Boden, den ihre Vorfahren bearbeitet, sich als steinkohlenhaltig erwiesen. — Altväterlicher Hausrat und moderne Luxusartikel, Sekt und Kaviar, hinuntergeschlungen mit bäurischer Gier; geistige Stumpfheit und Gemeinheit, verbunden mit protzigen Allüren. — Die wirklich arbeitende untere Schicht der Landbevölkerung unter dem Druck der Geldbauern dahinlebend, und im Hintergrunde, nur in den Gesprächen der handelnden Personen erwähnt — die Arbeiter der Kohlenbergwerke — — In dieses Milieu gerät Alfred Lot hinein, ein Weltverbesserer, Sozialist und Abstinenter, Anhänger der Vererbungslehre und Prinzipienmensch. — — In der schmutzig-schlammigen Umgebung dahinlebend, hat sich Helene, die Tochter des Bauernhofbesitzers, rein zu halten gewußt. — Sie ist in Herrnhut erzogen, ihre Seele schreit nach Erlösung aus ihrer Umgebung. — Das Auftreten Lots bedeutet für sie scheinbar eine solche. Sie fühlen sich magnetisch zu einander hingezogen, sie verlieben, sie verloben sich. Aber er erfährt, daß sie die Tochter des vertierten Trinkers ist, den er in der Dorfschenke gesehen. Und er, der an der Hebung des Menschengeschlechts auf Grundlage seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnisse arbeitet, er kann sie nicht zur Mutter seiner Kinder machen. So reißt er sich von ihr los mit blutendem Herzen, und sie ersticht sich mit einem Hirschfänger.

In ganz andere Verhältnisse versetzen uns die „Einsamen Menschen", aus denen ich zu Anfang meiner Studie eine Stelle zitierte. In manchen Zügen erinnern sie an Ibsen. Daß sie aber im wesentlichen auf Selbstempfundenes oder Miterlebtes zurückgehen, zeigt die in ihrer Schlichtheit ergreifende Widmung „Ich lege dieses Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben"

Es ist ein Konflikt in engstem Kreise; der Konflikt zwischen der alten und der neuen Zeit, zwischen zwei Generationen und zwei Wesensrichtungen. Von einer auf bösem Willen, auf bewußter Übertretung beruhenden, tragischen Schuld kann kaum die Rede sein. An ihrer Eigenart, nicht an ihrer Schlechtigkeit gehen die Personen des Dramas zu Grunde, reiben sie einander auf.

Zu Dr. Johannes Vockerath, dem Sohn eines frommen, bibelgläubigen Elternpaares, den seine Studien zu einem Anhänger der modernen Evolutionstheorie gemacht, und der seit Jahren an seinem großen „psycho-physiogischen" Werk schreibt, zu diesem hypersensiblen, aber auch übernervösen, durch verschiedene Konflikte zermürbten Manne sagt seine Seelenfreundin, Fräulein Anna Mahr:

„Sie werten anders, als Ihre Eltern werten. Ihre Eltern werten anders, als Frau Käthe wertet. Darüber läßt sich gar nichts sagen, meiner Ansicht nach."

Johannes antwortet „Aber das ist eben furchtbar — furchtbar für uns"

Fräulein Mahr: „Und für sie. für die andern nicht minder"

Darin liegt die Tragik des Stückes.

Wie mit scharfen Nadelspitzen wirkt der meist in schlichter, anspruchsloser Sprache geführte Dialog auf den, der ein solches Seelendrama nachzufühlen versteht.

Und nun zuletzt das wuchtigste und vielleicht größte, was Hauptmann bisher geschaffen: „Die Weber", ein Stück sozialen Lebens aus einer Zeit, wo der Gedanke der Organisation in die Arbeitermassen noch nicht hineingetragen war, wo das Elend nur jammern, der Groll sich nur in naturhaften, furchtbaren Explosionen Luft machen konnte. — Es ist begreiflich, daß das Stück sowohl stofflich als auch formal schweren Anstoß bei den Vertretern der alten Gesellschaftsordnung und der überlieferten Schulästhetik erregen mußte. Man hat darauf hingewiesen, daß Hauptmann sich streng an historische Dokumente gehalten habe, daß unter anderem das von fanatischer Erregung durchglühte Weberlied tatsächlich 1844 die Weber in den Aufstand hineingetrieben hat. Aber das Leben redet eben überhaupt nicht selten eine furchtbarere Sprache, malt in grelleren Farben, als die Künstler es tun. Über die Bretter war jedenfalls bisher Ähnliches nicht gegangen.

Und war das Drama, rein stofflich genommen, als Neuland anzusprechen, so bedeutete es in technischer Beziehung eine noch ärgere Revolutionierung. Hauptmanns Erstlingswerk hatte wenigstens noch einen Helden und eine Heldin gehabt; die Handlung bewegte sich sogar ziemlich lebhaft vorwärts von Akt zu Akt, und endete ganz verständig und wirkungsvoll mit dem Selbstmord der Heldin. Aber hier hatte der Held der Masse weichen müssen Führte das nicht zu einem Zerfall der Handlung in lauter Einzelbilder? Ist nicht, wie ein Professor der Literaturgeschichte tadelnd bemerkt, das Elend zu Ende des Stückes genau so groß und hoffnungslos, wie zu Beginn desselben?

Jede ästhetische Wertung ist natürlich nahezu völlig subjektiv. Meinem Empfinden nach ist es ein genialer Griff gewesen, einmal die Masse, ihr wechselndes Durcheinander, ihre Stimmungen und Instinkte, aus denen dann — fast unter völliger Ausschaltung des Intellekts — ihre Handlungen, besser gesagt, ihre Bewegungen herausgeboren werden. Und wer nicht herausfühlt, wie die von Anfang an in ihren Grundelementen gegebene Massenstimmung von Akt zu Akt wechselt und einen immer unheimlicheren Charakter annimmt, wie eine fahlumrandete Gewitterwolke — wer darin nicht Ersatz findet für den angeblich nicht vorhandenen Fortschritt der Handlung, mit dem ist nicht zu rechten. —

Und die 4 ersten Akte der Weber werden noch stark überragt vom 5. Akt. Man hat zu Anfang das Gefühl, der Dichter hätte vielleicht — nicht aus Gründen der historischen Wahrheit, aber des ästhetischen Gleichgewichts wegen — etwas dämpfen, etwas mildern sollen. Hier im 5. Akt ist das durch die wunderbare, gleichsam mit Leo Tolstois Augen erschaute Gestalt des alten Webers Hilfe geschehn. Im allgemeinen Taumel bleibt er der einzig Verständige; der allgemeine Glücksrausch läßt ihn kühl. Irdisches Leid,

irdische Bosheit umbrandet ihn nicht mehr. Er wurzelt tief im Ewigen, Besten, was die alte Zeit den Menschen gebracht. Und als er sich weigert mit hinauszuziehen in den Kampf gegen das heranrückende Militär, als seine Schwiegertochter Luise ihm in rasender Wut zuruft: „Haderlumpe seid ihr, aber keene Manne. Kerle, die dreimal „scheen dank" sagen fer ne Tracht Prügel", da sagt er zu seinem Sohn, sich aufrichtend und mit Feierlichkeit: „Gottlieb, Dei Weib — an die dachte noch gar kee Mensch, da hab ich schonn mei Blutt quartweise fersch Vaterland verspritzt. O viel zu gerne, viel zu gerne täte ich Feierabend machen. Zum Sterben ließ ich mich gewiß ni lange bitten, aber dann kommt was. Ich hab was in aller der Not. Du hast hier Dein Parte — ich driben in jener Welt: das hab ich gedacht. Und ich laß mich vierteeln — ich hab ne Gewißheet. "

Und während draußen das Weberlied vielhundertstimmig ertönt, dann das Militär heranrückt und eine Salve hineinkracht in die ihrer nicht mehr mächtige Menge, steht der alte Hilse am Fenster an dem Webstuhl, den er 40 Jahre getreten. Da trifft ihn eine Kugel und er stürzt vornüber zu Boden. Die blinde und fast taube Mutter Hilse horcht ängstlich in die Stube hinein. Schließlich preßt sie die Worte hervor: „Nu mach ock, Mann, und sprich a Wort, s'kann enem ja orntlich Angst werde." —

Ein Dichter, der diese Gestalt, diesen ganzen Akt geschaffen, braucht sich von keinem ästhetischen Zunftgericht den Meisterbrief ausstellen zu lassen. —

Ich bin am Schluß meiner Darlegungen angelangt. Zurückschauend und zusammenfassend möchte ich nun noch kurz zu formulieren versuchen, weshalb die Dichtung in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts einen naturalistischen Charakter annehmen mußte: ich streife damit auch die technisch-formale Seite des uns beschäftigenden Problems.

Es war eine wild bewegte, gärende Zeit, die hinter uns liegt, eine Zeit des Überganges, der schärfsten Gegensätze auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, nicht minder aber auf dem Gebiet der großen Fragen der Weltanschauung. Das erzeugte gewaltige Spannungen. Zwischen all diesen divergierenden Strömungen wurde der einzelne hin- und hergeworfen, und war er eine sensitive Natur, so mußte es zu quälenden Konflikten, zu die Seele zerreißenden Dissonanzen kommen.

Nun kann aber eine solche Epoche sich nicht mit den aus einer früheren Zeit überkommenen und in der Regel doch aus ihr organisch hervorgewachsenen Kunstformen behelfen. Sie muß diese Formen sprengen, um zunächst überhaupt irgendwie die Fülle der neuen Gesichte zu meistern. Das sind die Perioden des Suchens und Tastens, des Sturms und Drangs, der Vorherrschaft des Stofflichen. Dann vollzieht sich nach Lamprecht allmählich der Übergang zum Klassizismus oder — was im wesentlichen dasselbe ist — zu einer stärker stilisierenden Kunstrichtung. Stil aber heißt klare Zielsetzung, Auswahl, Abstraktion, Hervorhebung des Typischen und Generellen gegenüber

dem Individuellen und Zufälligen. Das alles kann dann schließlich zur dritten Stufe führen, zur Erstarrung im Konventionellen, zum Manierismus und Epigonentum.*)

In diesem Schema wird in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle die Entwickelung des einzelnen Künstlers verlaufen, — zum mindesten, was die beiden ersten Stufen anbetrifft — aber häufig auch diejenige ganzer Kunstepochen.

Unter dieser Voraussetzung war wohl nie eine Zeit zur Entfaltung des Naturalismus so prädestiniert, wie die unserige. In gesteigertem Maße gilt es von ihr und ihren Dichtern, ihr Erbteil sei nicht die Wahrheit, sondern das Streben nach Wahrheit; nicht die Harmonie, sondern ein Ringen nach Harmonie; nicht der Vollbesitz einer Heimat, sondern die große Wanderschaft, um eine zu finden.

Und eine eigentümliche Bestätigung erhält dieser Satz, wenn wir nun prüfen, ob auch der weitere Verlauf der Entwickelung dem oben angegebenen Schema entspricht, ob es sich stichhaltig erweist gegenüber der drängenden Fülle der Erscheinungen. — Eines steht fest: „Der starke Naturalismus der achtziger Jahre mußte ins Meer hinausfließen, wie alle anderen Ströme.“**) Wir blicken auf ihn zurück, als auf etwas bereits der Geschichte angehöriges. Je weiter wir uns von ihm entfernen, in umso gewaltigeren Umrissen wird uns vermutlich sein Werk, werden uns seine Vertreter erscheinen. Andererseits macht sich die Suche nach einem Stil, einer Synthese, entschieden immer stärker bemerkbar. Aber mir scheint nicht, daß dem Geschlecht jener großen Zweifler, Sucher und Kämpfer eine annähernd gleichwertige Generation von Siegern und Erbauern gefolgt ist.

Drei denkwürdige Tage aus dem Leben Karl Ernst von Baers.***)

(29. August 1814; 29. August 1864; 29. August 1874.)

Von Dr. Max v. Lingen (Petrograd).

I.

Das Juniheft der „Deutschen Monatsschrift für Rußland“ hat uns einen fesselnden Artikel, betitelt: „Carl Ernst von Baer in persönlichem Verkehr,

*) Ich vermag nicht mehr anzugeben, wo ich einmal dieses Grundschema für den Ablauf einer künstlerischen Evolution vorgefunden habe.

**) c Strindberg, Die gotischen Zimmer (Verdeutscht von E. Schering, III. Auflage, München und Leipzig 1908) p. 112, ein Buch, das höchst interessante Einblicke in die Stimmungen um die Jahrhundertwende, in der Zeit des abklingenden Naturalismus gewährt, und zudem der Feder eines der Träger jener ganzen Evolution entstammt.

***) Der Aufsatz war für das Septemberheft bestimmt, mußte aber aus äußeren Gründen zurückgestellt werden. Die Redaktion.

unter psychologischer Beleuchtung seiner Zerstreutheit" aus der Feder von Isabella Ungern-Sternberg gebracht.

Seit mehr als 37 Jahren ist K. E. v. Baer tot; enger und enger wird der Kreis derjenigen, die ihn persönlich gekannt haben, da müssen wir den Beiträgen derjenigen, die ihn nach eigener Anschauung zu schildern vermögen, ein reges Interesse entgegenbringen. Es sei daher gestattet, mit einigen Worten auf die vorliegenden Erinnerungen zurückzukommen, wenn sie auch den Lesern der Zeitschrift noch gegenwärtig sein werden.

Die Literatur über Baer ist sehr reich; namentlich in den letzten Jahrzehnten wird er auch in naturwissenschaftlichen Werken wieder mehr und mehr zitiert. „Es ist nun einmal alles interessant, was den alten Herrn von Baer betrifft," schreibt Professor Moritz von Engelhardt an den Akademiker G. von Helmersen im Dezember 1876, einen Monat nach dem Tode Baers. Mit dem „alten Baer" hat es auch die geehrte Verfasserin zu tun; aus ihrer Darstellung geht hervor, daß sie einige Jahre vor 1869 ihn kennen gelernt hat. Die Botanik war dabei die Vermittlerin der Bekanntschaft; das Interesse der jungen Dame an ihr erfreute den alten Herrn. War doch auch die Botanik derjenige Zweig der Naturwissenschaften, den er zuerst wissenschaftlich bearbeitet hat. Isabella Ungern-Sternberg preist die Schlichtheit und Anspruchslosikeit des großen Gelehrten. Sie führt zur Charakteristik Baers als Menschen Verse an, die Baer seiner Tochter zu dem letzten Geburtstage, den sie als Braut im elterlichen Hause verlebt hat, gewidmet hat; die Verfasserin hat von Baer selbst eine Abschrift erhalten. Es ist die erste Drucklegung der bisher im Familienarchiv bewahrten Dichtung.

Wir müssen Isabella Ungern-Sternberg Dank wissen, daß sie auf eine so wohlwollende Weise eine Schwäche Baers, seine große Zerstreutheit, beurteilt und ihrer Ursache so tiefgründig nachgeht. Lessing hat es einmal ausgesprochen, daß die Menschen eigentlich nie so gesammelt sind, wie wenn sie anderen zerstreut erscheinen. Auf ähnliche Weise will die Verfasserin diese eigentümliche Erscheinung in der Psyche Baers erklären. Die Beispiele, die von ihr als Belege aus dem Verkehr des Naturforschers mit der Großfürstin Helena Pawlowna erzählen werden, sind bekannt; wie es nicht anders sein kann, sind sie legendarisch geworden und werden in verschiedenen Versionen erzählt. Die Lesarten, die dem Schreiber dieser Zeilen bekannt sind, lassen die immerhin eigentümliche Handlungsweise Baers in milderem Lichte erscheinen. Die Authenzität der Anekdote mit Pander ist, wenigstens nach den Erinnerungen der Tochter Baers, mehr als zweifelhaft. Wir sind aber der geehrten Verfasserin zu Dank verpflichtet, daß sie die erwähnte Schwäche des großen Gelehrten mit so großer Wärme auf ihren wahren Grund zurückzuführen bemüht ist. —

Der 29. August 1914 gibt uns den Anlaß, in besonderer Weise des jungen Baer zu gedenken, denn an diesem Tage vollendeten sich hundert

Jahre, seitdem er sich an der alma mater Dorpatensis die summi honores seiner Fakultät erworben, zum Dr. med. promoviert worden ist. Wie er dazu gekommen ist, Medizin zu studieren, erzählt er uns in seiner Selbstbiographie.

Wir sehen den Knaben Karl Ernst auf seinem väterlichen Gute Piep in Estland als Gehilfen seines Hauslehrers Glanström bei der Behandlung kranker Esten; Glanström war studiosus medicinae; diese menschenfreundliche Tätigkeit setzte Baer während der Ferien auch fort, als er von 1807 bis 1810 die Domschule in Reval besuchte. Bekanntlich hat er diese drei Jahre als die glücklichsten Jahre seines Lebens bezeichnet.*) Im Herbst 1810 steht er vor der Wahl eines Studiums; er wird Jünger der medizinischen Fakultät, die damals gerade für die speziellen Fächer keine hervorragenden Vertreter hatte. All die Schwierigkeiten des ärztlichen Berufes lernte der junge Mediziner zwei Jahre später kennen, wie auch die Schrecknisse des Krieges, als er 1812—1813 an dem Rigaer Kriegslazaret wirken mußte, wobei zeitweise 150 Kranke seiner Obhut und Pflege anvertraut waren.

Am 12. Juni 1814 bestand er glücklich das Doktorexamen. Der junge Doktorand mußte sich nun ein Thema für seine Dissertation wählen; er faßte die Behandlung eines allgemeineren Stoffes ins Auge, die Darstellung der den Esten eigentümlichen Krankheiten. Von Jugend an hatte er viel mit kranken Esten zu tun gehabt; er hatte weite Fußwanderungen in Liv- und Estland unternommen, unter anderem auch den Weg zwischen Piep und Dorpat — 72 Werst — zu Fuß zurückgelegt. Damals gab es noch wenig Landärzte in Estland, der Jünger des Äskulap wurde häufig um seine Hilfe angegangen. Diese gewährte er gern, seinem Wissen gegenüber verhielt er sich aber dabei skeptisch. Seiner menschenfreundlichen Handlungsweise lag eine gewisse Tradition zu Grunde. Sein Vater, Magnus v. Baer, der gerade zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Estland Ritterschaftshauptmann gewesen ist, ließ es sich am Herzen liegen, die Verhältnisse des Landvolks zu heben, wo er es nur irgend vermochte. Der Sohn kann mit Recht von sich sagen: „Ich glaube in liberalen Grundsätzen erzogen zu sein, ich habe aber schon als Kind gesehen, wie schwer es ist, verdorbene soziale Zustände zu heben“ **).

Im Juni und Juli 1814 schrieb Baer seine Doktorschrift. Damals mußten auch alle medizinischen Dissertationen in lateinischer Sprache verfaßt werden; im August wurde sie gedruckt.

In dem der Selbstbiographie beigefügten Verzeichnisse der Schriften eröffnet sie den Reigen der so zahlreichen Werke des Verfassers; sie ist betitelt: „Dissertatio inanguralis medica de morbis inter Esthonos endemicis,

*) Selbstbiographie S. 47. Alle Hinweise auf die Selbstbiographie beziehen sich auf die 1866 in Petersburg erschienene Ausgabe.

**) Selbstbiographie. S. 35.

quam consilio medicorum ordine pro gradu doctoris medicinae loco communi die XXIV Aug. publice defendet Carolus Ernestus Baer. Dorpati 1814. 8. 88 pag. Mit Erstaunen lesen wir, daß als Tag der Promotion der 24. August bezeichnet wird, während doch, wie allgemein bekannt ist, der 29. August als Jubiläumstag Baers gilt. Es handelt sich dabei darum, daß der Doktorand vor der Promotion zum Abschluß des Examens eine Operation an einer Leiche ausführen mußte, eine solche aber vor dem 28. August nicht erhalten konnte.

Der alte Dr. K. E. v. Baer urteilt in seiner Lebensbeschreibung (Seite 145) über diese erste Leistung des jungen Doktors ziemlich streng; wir können aber den jungen Doktor vor dem kritischen Altmeister auf die Autorität einer gewichtigen Persönlichkeit, des Oberarztes der Marine, Dr. Rosenberger, in Schutz nehmen, der sich bei dem Doktorjubiläum Baers sehr günstig über die Dissertation aussprach.

Das Interesse, das man unwillkürlich der Erstlingsschrift eines späterhin berühmt gewordenen Mannes entgegenbringt, rechtfertigt es, wenn wir etwas auf den Inhalt dieses jetzt so selten gewordenen Buches eingehen. Der rote Faden, der durch die ganze Dissertation geht, ist der Wunsch des Verfassers, der die Esten so oft im kranken Zustande gesehen hat, an seinem Teile zur Verbesserung ihrer Lage beizutragen; auch wollte er nach eigenem Augenschein einige falsche Nachrichten über die topographischen Verhältnisse Liv- und Estlands zurechtstellen. Dementsprechend ist auch das erste Kapitel der physikalischen Geographie Estlands und desjenigen Teils Livlands, den Esten bewohnen, gewidmet; auch wird eine Betrachtung des Klimas daran gereiht. Im zweiten werden die Urbewohner des Landes, die Esten, sowohl ihrer äußeren Erscheinung nach, als auch nach ihren geistigen Eigenschaften charakterisiert. Viele Krankheitserscheinungen werden darauf zurückgeführt, daß ihre Wohnungen damals so mangelhaft waren; besonders wird auf das Fehlen der Schornsteine hingewiesen, ein Umstand, der die Häufigkeit der Augenkrankheiten erklärt. Die Ernährung, namentlich die der Kinder, war nicht genügend. Den ethischen Eigenschaften der Esten sucht der junge Doktor gerecht zu werden, ohne dabei ihre Fehler zu übersehen. Die Entstehungsursache der Krankheiten wird untersucht, es wird gezeigt, welche merkwürdigen Ansichten die Esten jener Zeiten darüber gehabt haben. Es wird die allgemeine Beobachtung festgestellt, daß die Esten mehr zu chronischen als zu akuten Krankheiten geneigt sind, daß man sie nicht als ein Volk von starker Gesundheit bezeichnen könne. Die Mittel, welche die Esten in jenen Zeiten gegen die Krankheiten anwandten, waren eigentümlich genug und entsprachen ihrem damaligen niedrigen Bildungsstande; die Medizinmänner („tark") spielten dabei eine große Rolle. Wichtig ist, daß Baer schon damals die Lepra anführt (S. 75) und von ihr als von einer schwer zu heilenden Krankheit spricht. Ziehen wir die Summe aus dem reichen, hier nur ange-

deuteten Inhalte der Abhandlung, so sehen wir, daß der Verfasser Katarrhe, Fieber verschiedener Art (febris nervosus cum variis generibus, dysenteria, febris intermittens) und namentlich chronischen Rheumatismus als die am meisten unter den Esten verbreiteten Krankheiten ansieht.

Eine rühmenswerte Eigentümlichkeit aller Werke Baers sehen wir auch hier: es geht von weiten Gesichtspunkten aus und ist mit großer Unparteilichkeit geschrieben. Dem akademischen Brauche gemäß mußten Thesen der Dissertation hinzugefügt werden; fünf berührten allgemeinere Fragen, drei speziell medizinische. Wer seine Opponenten waren, ist leider in der Schrift nicht gesagt.

Wenige Tage nach der Promotion reiste der junge Doktor zu seiner weiteren Ausbildung nach Deutschland; auf anderem Gebiete, als er sich vorstellte, sollte es ihm beschieden sein, zu wirken.

II.

Wir übergehen einen Zeitraum von fünfzig Jahren. Was während dieser Periode in Baers Lebenslauf vor sich ging, ist aus seiner Selbstbiographie, aus der Lebensbeschreibung Prof. L. Stiedas, aus dem Werke von Prof. R. Stölzle: „K. E. v. Baer und seine Weltanschauung" und aus anderen Schriften über Baer bekannt. Nur über eine Episode, die nicht leicht verständlich und verschiedenartig gedeutet worden ist, über die er sich selbst zunächst nicht mit voller Rückhaltlosigkeit hat aussprechen wollen, ist es vielleicht am Platze, hier einige Worte zu sagen. Warum hat er 1834 Königsberg verlassen? Das „Intermezzo in St. Petersburg 1830" (Selbstbiographie S. 346) hatte ihn doch unbefriedigt gelassen. Warum hat er vier Jahre später wieder mit der Petersburger Akademie Verhandlungen angeknüpft? So manche Beweggründe führt Baer selbst an. Familienverhältnisse waren ausschlaggebend, wie auch der dringende Wunsch, durch eine Veränderung seiner Lebensumstände seine Gesundheit wiederherzustellen. Das alles wird uns aber erst verständlich durch ein Bekenntnis, das er neun Jahre später dem bekannten Prof. der Anatomie Bischoff gegenüber in einem Schreiben ausgesprochen hat. Diesen Brief hat Bischoff erst im Jahre 1880 veröffentlicht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Beilage Nr. 325. Er erzählt, daß er Baer seine preisgekrönte embryologische Arbeit zugesandt habe und sehr gespannt auf seine Beurteilung gewesen sei. Baer blieb ihm aber jegliche Antwort schuldig, und erst neun Jahre später klärte er ihn über den Sachverhalt auf in einem Briefe, der interessante Schlaglichter auf Baers Charakter wirft. Baer bekennt, daß er Königsberg mit Schulden verlassen habe, da er „die Mittel zu seinen Untersuchungen zum großen Teil selbst hergegeben" habe. Da habe er sich eine Kur auferlegt, um „den literarischen Ehrgeiz gründlich auszuschneiden." „Zu der Kur gehörte, daß ich mir gelobte, in neun Jahren nichts zu lesen, was die Entwickelungsgeschichte betraf. Auch Ihre Werke

mußte ich nach diesem Gelübde beiseite legen. Erst mit dem Ablaufe des Jahres 1845 habe ich mich an ihnen erfreut." Von welcher Willenskraft legen diese Zeilen Zeugnis ab!

Von 1834 an bis zu seinem Tode hat der Petersburger Akademiker sich noch so viel Verdienste auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft erworben, daß wir uns über diesen Schritt, seine Übersiedelung nach Petersburg, nur freuen dürfen. Zeugnis von der Anerkennung, die seine Verdienste wie in Rußland, so in der ganzen gebildeten Welt gefunden haben, legt die Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums am 29-sten August 1864 ab.

Baer hatte nach dreißigjähriger Wirksamkeit seinen Abschied von der Akademie genommen; sein Beweggrund war der Wunsch, jüngeren Kollegen Platz zu machen; die Akademie ehrte ihren Veteran, indem sie ihn zum stimmberechtigten Ehrenmitgliede wählte. Die Feier des Jubiläums fand in seiner Privatwohnung statt. Sie begann im Familienkreise; dem Jubilar wurde ein Ständchen gebracht, an dem sich zur Freude des alten Herrn ein einstiger Königsberger Lieblingsschüler, Prof. E. Grube aus Breslau, beteiligte. Acht Verehrer und Freunde hatten die Organisation des Festes übernommen; sie sind jetzt alle nicht mehr am Leben. Der leitende Gedanke des Komitees war: „Durch Sammlungen innerhalb der Grenzen des Russischen Reiches eine Summe zusammenzubringen, aus der zum Gedächtnis des Ehrentages eine goldene Medaille geschlagen und auf ewige Zeiten ein Baerscher Preis für Werke aus irgend einem Gebiet der Naturwissenschaften gestiftet werden konnte." *) Die Sammlungen ergaben 8285 Rbl. Es fanden sich dabei Beiträge von 1000 Rbl. — von Baron Stieglitz — und von 20 Kop. Uneigennützigkeit war ein hervorragender Zug im Charakter unseres Jubilars; an Schätzesammeln hatte er nie gedacht. Um seinen Lebensabend sicherzustellen, verlieh ihm die Munifizenz Kaiser Alexanders II. eine Arrende von je 3000 Rbl. auf zwölf Jahre. Die Ritterschaft Estlands, der Baer angehörte, setzte im Verein mit dem Adel Livlands und Kurlands eine ansehnliche Summe zur Herausgabe einer Autobiographie und eines Verzeichnisses der Werke aus; die Verhandlungen führte der damalige Ritterschaftshauptmann Baron A. von der Pahlen. Baer hatte schon früher mehrfach Anträge erhalten, eine Selbstbiographie zu schreiben, hatte sie aber immer abgelehnt, nun aber mußte er zusagen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Gratulanten, Vertreter verschiedener gelehrten Institutionen, die Grüße und Festschriften zu überreichen hatten, aufzählen; nur einige besonders wichtige seien hervorgehoben. Admiral F. v. Lütke überreichte als Vorsitzender des schon oben erwähnten Festkomitees die Stiftungsurkunde der auf den Namen Baers für wissenschaftliche Leistungen gegründeten Prämie. Der beständige Sekretär der

*) Das fünfzigjährige Doktorjubiläum K. E. v. Baers. 1865. St. Petersburg. S. 1.

Akademie der Wissenschaften, C. Wesselowski, verlas eine vom Akademiker L. v. Schrenck verfaßte Adresse in lateinischer Sprache. Prof. F. Bidder brachte die Glückwünsche der Dorpater Universität an ihren Doktor med. Die Domschule in Reval hatte auch zwiefach ihres ehemaligen Schülers gedacht. Ein Kommilitone des Jubilars aus jenen fernen Zeiten, Geheimrat Schneider, überreichte eine Festschrift; der Direktor der Lehranstalt, Crößmann, telegraphierte im Namen der Schuljugend. Die Ritterschaft Estlands begrüßte ihr berühmtes Mitglied. Wir müssen es uns versagen, alle Ovationen aufzuzählen. Zum Schluß sei nur noch hervorgehoben, daß der ehrwürdige Bischof Ulmann in einem zu Herzen gehenden Gedichte den alten Jugendfreund feierte.

Wie wenige von denjenigen, die an diesem Festtage bei Baer erschienen sind oder ihm Festgrüße gesandt haben, mögen noch am Leben sein! Der Schreiber dieser Zeilen ist nicht imstande, sie namhaft zu machen; ihn, der damals noch ein Knabe war, mußte das Gefühl ergreifen, daß er Zeuge einer einzigartigen, unvergeßlichen Feier sei.

Wir sehen einen großen Teil der Deputierten und eine stattliche Anzahl der Verehrer einige Stunden später im Hotel Demuth versammelt; die Zahl betrug ungefähr 150. Die Festrede hielt der ehemalige Reisegenosse und Kollege des Jubilars, Alex. v. Middendorff, auch Dorpater Doktor med., der gleich Baer Naturforscher geworden war. Er hatte seine Abhandlung: „Die Gewächse Sibiriens“ mit folgender charakteristischer Widmung übergeben: „Der altgewordene Jünger vom Murmanski Bereg, vom Taimyr und Amur dem nimmer alternden Meister.“ Middendorff, der sowohl den warmherzigen Menschen Baer als auch den berühmten Forscher gut kannte, feierte den Altmeister in einer Ansprache, die vollständig wiederzugeben wir uns versagen müssen. Der Redner machte auf die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Verdienste des gefeierten Gelehrten aufmerksam; er pries „die göttliche Leuchte des Wissens, die Flamme der Aufklärung des Menschengeschlechts“ und diejenigen, denen es verliehen sei, „dieser Flamme den Weg zu weisen, himmelan, den Menschen von tierischem Unverstand zu erlösen.“

Mehr als fünfzig Jahre sind seit diesem Tage verflossen. Mit Teilnahme lesen wir in dem Berichte über das Festmahl die Rede eines Mannes, der vor einem halben Jahre in hohem Greisenalter gestorben ist, des berühmten Geographen und späteren Reichsratsmitgliedes Peter Petrowitsch Ssemenow-Tjanschanski. Er redete davon, wie Baer als Leitstern auch jungen Vertretern der Wissenschaft ohne jede einseitige Parteinahme gedient habe, und schloß mit den Worten: „Mögen wir dieselbe brüderliche Einigkeit auch auf das Gebiet unserer wissenschaftlichen Tätigkeit übertragen und mögen wir damit beweisen, daß der Geist Karl Maximowitsch Baers niemals unter uns aussterben werde.“ *)

*) Das fünfzigjährige Doktorjubiläum K. E. v. Baers. St. Petersburg 1865; S. 80.

Das sind goldene Worte, die auch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, ihre mahnende Bedeutung nicht verloren haben. Zwei Theologen, der Jugendfreund Baers Bischof Ulmann in gebundener Rede, und der Pastor an der Petrikirche in St. Petersburg Dr. Fromman in klassischem Latein, brachten auch dem Jubilar ihre Huldigung dar. Der Gefeierte erhob sich nun zu einer längeren Dankesrede. Er lenkte die Aufmerksamkeit der versammelten Festgenossen auf die Wichtigkeit der Prämienstiftung für die Entwickelung wissenschaftlichen Strebens in Rußland. Dann aber folgt ein Passus, dessen Schluß hier wenigstens wörtlich angeführt sei: „Ich bin daher geneigt, das Sterben für eine bloße Folge des Nachahmungstriebes — für eine Mode zu halten, und zwar für eine recht unnütze. Da habe ich mir denn vorgenommen, nicht sterben zu wollen, und, wenn etwa meine Organe ihre Pflicht nicht tun wollen, meinen Willen gegen den ihrigen zu setzen, dem sie sich doch werden fügen müssen. Ich rate allen Anwesenden dasselbe zu tun, und lade Sie hiermit ein, heute nach fünfzig Jahren an demselben Orte zu Feier meines zweiten Doktorjubiläums zu erscheinen. Dann bitte ich mir aber die Ehre aus, daß ich der Wirt sei, und die Anwesenden meine Gäste." *)

Ein Nachwort zu dieser Rede bildet folgendes Dokument, das sich in Baers Nachlasse gefunden hat, und das Prof. L. Stieda in seiner Baer-Biographie S. 179 auch abdruckt. „Wenn ich am 29. August 1914 zu der Säkularfeier meiner Doktorpromotion nicht sollte erscheinen können, entweder wegen frühzeitigen Todes oder aus anderen Gründen, so wünsche ich, daß ein Festordner meine Abwesenheit möglichst gut entschuldige und mit der erbaulichen Betrachtung schließe: der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Es scheint mir unvermeidlich, daß entweder der Redner oder einer der Anwesenden die Anwendung daraus ziehe; daraus folgt, daß man das Fleisch stärken muß, denn immer ist es das Fleisch, welches zu schwach ist."

Prof. L. Stieda schließt aus den festen Schriftzügen der Aufzeichnung, daß sie dem Anfange der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts angehören müsse, als der alte Herr noch im vollen Besitze seines Augenlichts war.

III.

Nicht nur in der Hauptstadt des Reiches und, wie schon oben erwähnt wurde, in Reval, sondern auch in Dorpat wurde am 29. August 1864 Baers gedacht, und diese Universitätsstadt, die der Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen Karl Ernsts in seinen Jünglingsjahren gewesen war, sie wurde auch von dem Greise zum Ruhesitze für seinen Lebensabend aus-

*) Das fünfzigjährige Jubiläum Dr. K. E. v. Baers. Seite 8687.

erkoren, der dem unruhigen Leben der Residenz entfliehen wollte. Im Sommer 1867 siedelte Baer nach Embach-Athen über; dort war es ihm vergönnt, am 17. Februar 1872 seinen achtzigsten Geburtstag zu feiern. Diesen zu erleben war ihm eine Genugtuung. „Es ist doch etwas daran, achtzig Jahre alt zu werden," pflegte er zu sagen. Die Vertreter der alma mater Dorpatensis hatten aber den 29. August 1814 nicht vergessen. Hatte der alte Herr am 12. Dezember 1852, dem fünfzigsten Stiftungstage der Universität, so beredt der Hochschule gedacht, die es verstehe, ihren Jüngern „die Sehnsucht nach dem Licht" einzuflößen, so ließen es sich am 29. August 1874, als am sechzigsten Jahrestage seiner Doktorpromotion, insbesondere die akademischen Kreise Dorpats nicht nehmen, den Nestor der Wissenschaft zu feiern, den Doktor der „Makrobiotik", wie er in jenen Tagen vielfach genannt wurde. Er hatte seinerzeit in Königsberg und Petersburg die Jugend gelehrt, jetzt wollte die akademische Jugend Dorpats es sich nicht versagen, den Veteran zu ehren. Ihr damaliger Rektor, der nun in hohem Alter das Otium cum dignitate genießende Professor Georg v. Oettingen hatte die Einwilligung Baers zur Festfeier erhalten, obgleich dieser bei seinen zweiundachtzig Jahren die bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Ermüdung fürchtete.

Nach alter, guter akademischer Sitte wurde am Vorabende des Jubiläums dem Ehrenmitgliede der Universität, dem „Ehrenphilister" der Estonia ein glänzender Fackelzug gebracht, den sich der Rektor G. v. Oettingen und viele andere Professoren als Baers Gäste ansahen. Der derzeitige Präses des Chargiertenkonvents, Jakob Bienemann, Senior der Fraternitas Rigensis, hielt die Ansprache an den Gefeierten, die dieser mit einem „Gratias quam maximas juventuti studiosae ago" — beantwortete.

Der Jugend war am 28. August der Vortritt eingeräumt worden. Der Tag der Huldigung von seiten der älteren Generation war der 29. August. Wiederum wie zehn Jahre früher sah sich der Jubilar im Kreise von Verehrern, wiederum hatte er eine Reihe von Deputierten zu empfangen. Wie eigen muß es ihm zumute gewesen sein, wenn er auf die sechzig Jahre zurückblickte, die verflossen waren, seit er an derselben Stätte die ersten akademischen Würden empfangen hatte; nun mußte er sich an dieser Stätte wieder feiern lassen.

An der Spitze der zahlreichen Abordnungen waren der Rektor Prof. Dr. G. v. Oettingen und die fünf Dekane erschienen. Oettingen hob die Verdienste Baers um die Wissenschaft im allgemeinen hervor, während Prof. Alexander Schmidt betonte, daß die medizinische Fakultät in einem ganz besonderen Verhältnisse zum Jubilar stehe, da er einst ihr Zögling gewesen sei; Prof. Schmidt überreichte eine von ihm verfaßte Festschrift: „Ein Beitrag zur Kenntnis der Milch." *) Glückwünsche wurden noch übermittelt von

*) „Dörptsche Zeitung", 1874; Nr. 200.

seiten der medizinischen Gesellschaft; ihrem Vertreter, Dr. Jäsche, gegenüber äußerte der Gefeierte, er fühle sich beschämt, er sei doch eigentlich ein „Deserteur der Medizin." Die Stadt Dorpat, die Naturforschergesellschaft daselbst, die Gelehrte Estnische Gesellschaft, die Korporation Estonia hatten ihre Deputierten zur Beglückwünschung des Jubilars entsandt. Damit war die Reihe der Gratulationen zunächst abgeschlossen, doch nicht die Feier selbst, da am Nachmittage ein Festessen im Hause des Handwerkervereins stattfand. Es ist interessant zu verfolgen, in welchem Zusammenhange — den bescheideneren Verhältnissen entsprechend — die Jubelfeier am 29. August 1874 in Dorpat mit der großartigeren am 29. August 1864 in Petersburg stand. Hatte Prof. Bidder als Rektor der Dorpater Universität bei dem fünfzigjährigen Jubiläum Baer angeredet, so tat er es auch jetzt, wenn auch nicht in dieser offiziellen Stellung. G. v. Oettingen bekleidete jetzt dieses Amt; er dankte dem Jubilar dafür, daß er in seiner Antwort an Bidder es anerkannt habe, daß die Professoren der Dorpater Hochschule es verstanden hätten, ihre Jünger zur Selbsttätigkeit anzuregen. Noch mancher Toast wurde ausgebracht, dann trat der Humor in seine Rechte.

Prof. Jessen dichtete bei dem Gesange des „Gaudeamus" einen Vers noch hinzu, in dem er „unserm lieben Vater Baer ein Jahrzehnt vorerst bescheiden" wünschte. Nun, zehn Jahre waren dem zweiundachtzigjährigen Greise nicht mehr beschieden, aber über zwei Jahre verlebte noch der Altmeister in der Musenstadt am Embach bei körperlicher Gebrechlichkeit, aber geistiger Frische und nie rastender Arbeitslust. Seinem tatenreichen Leben wurde am 16. November 1876 nach kurzer Krankheit ein Ziel gesetzt Zehn Jahre später wurde an seinem Todestage das aus Opekuschins Meisterhand hervorgegangene schöne Denkmal auf dem Dome in Dorpat enthüllt. Am 17. Februar 1892 wurde in Anlaß des hundertsten Geburtstages K. E. von Baers in den wissenschaftlichen Kreisen des In- und Auslands das Andenken des großen Gelehrten gefeiert.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den 29. August 1914. Der letzte Vertreter der Kinder Baers, der Landrat Alexander v. Baer, ist am 25. Februar a. c., siebenundachtzig Jahre, alt gestorben; auch die politischen Zeitverhältnisse waren unsäglich schwer. Da war es sicher im Geiste des Verstorbenen gehandelt, wenn jegliche Erinnerungsfeier unterblieb. Wer weiß, wie viele von denen noch leben, die am 29. August 1864 K. E. v. Baer gefeiert haben? Auch die Reihen derjenigen, die zehn Jahre später an diesem Tage ihm in Dorpat gehuldigt haben, sind stark gelichtet.

Mit einem Schlußworte ehren wir denjenigen, dem an den von uns ins Auge gefaßten Tagen all die angeführten Ehrenbezeugungen galten. Wir entnehmen es seinen eigenen Werken. Baer schreibt im Jahre 1828 in seiner Gratulationsschrift zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum des berühmten Anatomen Samuel Thomas von Sömmering: „Was Du, würdiger Greis, der

Wissenschaft und durch sie der Heilkunst geleistet hast, der Welt gehört es an. Sie hat es anerkannnt und wird es in der fernsten Zukunft noch immer mehr erkennen." *)

Mit Fug und Recht können wir diesen Ausspruch Karl Ernst v. Baers auf ihn selbst anwenden.

❀ ❀ ❀

Bücherbesprechung.

Max Verworn: Die Mechanik des Geisteslebens. Mit 19 Abbildungen im Texte. 92 S. — 200. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt." 3. A. Preis: geh. 1. M. — geb. 1 M. 25. Leipzig B. G. Teubner 1914.

Die Bücher dieser Reihe sind in letzter Zeit von einer Leibbinde umschlossen, die in einem Satze Absicht und Inhalt angeben. Mir gefällt der Brauch. Diesmal lesen wir: Eine monistische Darstellung des Geisteslebens. — Das ist richtig, aber es ist gefährlich, denn in merkwürdiger Weise läßt man sichs heut einfallen, Monismus und Materialismus einander gleichzusetzen, die mit einander nichts, auch gar nichts, zu schaffen haben. Das eben ist am Fremdworte so bequem, daß man es ohne Furcht für ein Ding brauchen darf, das seinen Sinn nicht angeht, denn wer wollte voraussetzen, daß in der Umwelt all diese Sprachen bekannt seien, und so hat es denn geschehn können, daß „monistisch", das zum griechischen μονος = ein gehört, zuversichtlich für „gottlos" gebraucht wird, daß man ihm wenigstens im religiösen Sinn eine ganz bestimmte Bedeutung unterlegt. Tatsächlich umfaßt aber der Monismus ebensowenig eine religiöse Frage wie sein Widerspiel, der Dualismus; je nach ihrer Entscheidung mag er freilich als Unterlage dazu genommen werden, schlägt Forel vor, und wir werden uns erinnern müssen, daß in derselben Weise auch Kopernicus einmal, auch Darwin später in den Mittelpunkt eines religiösen Streites gerückt worden sind, ohne das Verlangen zu haben, darin mitzumachen. Nach der einfachen Einsicht kennt eben der Dualismus, der seit uralten Zeiten unbezweifelt im menschlichen Bewußtsein und in der Wissenschaft herrscht, zwei Dinge: körperliche und seelische oder geistige, die zwar in einem gewissen Verhältnis zur Materie treten, aber dennoch eine eigne, von ihr unabhängige Existenz besitzen. Daher spricht er von Einflüssen des Körpers auf die Seele und der Seele auf den Körper. — Der Monismus weiß aber nur von einem Dinge; er sagt, Seele und Körper seien nicht zwei verschiedene Dinge. Die um Forel geben die Erklärung dergestalt, daß wir es nur mit zwei Seiten in unserer Erkenntnis zu tun hätten, mit zwei Erscheinungsweisen derselben Dinge. — Verworn geht entschiedener ans Werk: er ist der Ansicht, es seien gar nicht zwei grundsätzlich verschiedene, parallel neben einander bestehende Reihen da, eine körperliche und eine geistige, sondern es gebe überhaupt nur eine Reihe, nenne man sie, wie man wolle. Danach verschwindet ihm auch der alte schulmäßige Gegensatz zwischen sogenannten

*) Reden und Aufsätze, I. Teil; S. 291.

Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften und es bleibt ihm für alle Forschungsgebiete das gleiche Gesetz: für einen Vorgang oder Zustand, den wir wahrnehmen, sämtliche Bedingungen zu ermitteln. Das ist ihm der einzige wissenschaftliche Weg zur Analyse der Mechanik des Geisteslebens, denn Materie und Psyche, Körper und Geist, Leib und Seele existieren für ihn nicht als Dualität: er kennt nur Dinge von einheitlicher Art, ganz gleich, ob sie sich außerhalb unseres Ich oder in unserem Ich finden.

Wir bewegen uns, während wir seinen Untersuchungen folgen, auf einem Gebiete, das wir der Physiologie zuzuerkennen gewohnt gewesen sind, und oft, namentlich, wo er von den Vorgängen in den Elementen des Nervensystems spricht oder von den Bewußtseinvorgängen, befinden wir Laien uns, ich gestehe, auf unbekanntem Gelände. Oder sind Ganglien und Nervenfasern, sind Neurone und Dendriten heute geläufige Dinge? — Wahrhaftig, es soll meine Sache nicht sein, jemanden anzuleiten, dilettantisch zu fachsimpeln, — aber der deutsche Gelehrte hat die fünf Vorlesungen dieses Buches öffentlich vor Männern und Frauen in einer Stadt gehalten, die keine Universitätsstadt war, und in sechs Jahren ist eine zweite Auflage nötig geworden, — da darf ich es doch wohl auch den Gebildeten unseres Landes zum Studium empfehlen. Nicht meine Sache kann es sein, Verworns Ansichten zu bestätigen oder zu widerlegen, — ich will mich schon mit der Rolle des Meilenzeigers bescheiden, der die Richtung weist, die zum Ziele führt.

Petrograd. Emil Thomson.

Nachschrift der Redaktion.

Das vorige Heft unserer Monatsschrift haben wir unter dem Druck der Zeitverhältnisse als Doppelnummer 8 und 9 (für August und September) herausgeben müssen, der entsprechende Vermerk findet sich aber nur auf dem Umschlage.

Auch für die Zukunft müssen wir während der Dauer des Krieges um die freundliche Nachsicht unserer Abonnenten bitten, da wir für die früher streng eingehaltene Regelmäßigkeit des Erscheinens keine Gewähr mehr zu übernehmen vermögen.

Дозволено военною цензурою. — Ревель, 4 октября 1914 г.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 11. Novemberheft. 1914.

Bibliotheca universitatis Dorpatensis 1922: 203.

Michael von Reutern.

Ein russischer Staatsmann unter Kaiser Alexander II.

Von Dr. Ernst Seraphim (Riga).

Unter dem Titel „Die finanzielle Sanierung Rußlands nach der Katastrophe des Krimkrieges 1862 bis 1878 durch den Finanzminister Michael von Reutern" hat Woldemar Graf Reutern-Baron Nolcken kürzlich im Verlag von Georg Reimer-Berlin einige Druckschriften des bedeutenden Staatsmannes, auf den Livland stolz zu sein ein Recht hat, in deutscher Sprache bekanntgegeben und sie mit einer biographischen Skizze eingeleitet, nachdem das Ganze bereits 1910 in Petersburg in russischer Sprache erschienen war.

Das Leben dieses Mannes ist gerade in heutiger Zeit von Bedeutung, weil es gegenüber den scharfen Angriffen auf die russischen Staatsangehörigen deutscher Zunge eine durch seine Treue und Arbeit überzeugende Sprache redet, mögen auch weite Kreise für die Gestalt eines Staatsmannes von deutsch-baltischer Herkunft, der, wie der Herausgeber treffend sagt, in seiner Gesinnung russischer Patriot, nicht aber Slawe war, wenig oder nichts übrig haben.

Schon zu seinen Lebzeiten ist er leidenschaftlich befehdet worden und da ihm — freilich nicht durch seine Schuld — der allendliche Erfolg fehlte, so ging die Welt schon, da er noch unter den Lebenden weilte, gelassen über ihn zur Tagesordnung über. Man hatte ein kurzes Gedächtnis, daß er es gewesen, der in 18 Jahren konsequenter Arbeit nach schweren Zeiten mit chronischem Defizit und niedrigem schwankenden Kurse des Papierrubels zu Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts diesen auf 280—290 Pf. heraufgehoben hatte, wodurch die Möglichkeit einer Valutareform al pari, oder

nahe daran, in Aussicht genommen werden konnte. Der Krieg von 1877, gegen den er mit Aufgebot seines ganzen Einflusses sich gestemmt hatte, zerstörte endgiltig und für immer diese Möglichkeit. Der Kurs des Rubels sank zeitweilig bis 160 Pf., und als zwei Dezennien darauf Graf Witte die Valutareform übernahm, konnte er sie nur zum Kurse von 216 Pf., also mit einer Devalvation von nahe einem Drittel des Nominalwertes durchsetzen.

So ist der siegreiche türkische Krieg, genau wie das Graf Reutern vor ausgesehen und mit dem ihm eigenen Freimut auch seinem Kaiser unumwunden gesagt hatte, für Rußland verhängnisvoller geworden als selbst der unglückliche Krimkrieg, denn er hat, wie der Herausgeber betont, für Dezennien jeden größern Kulturfortschritt aus Mangel an Mitteln gehemmt und das Reich zu langjährigem wirtschaftlichem Stillstande und Marasmus verurteilt. Reutern hat diese verhängnisvolle Entwicklung zum gebrochenen Mann gemacht.

Sein Leben ist bald in seinen äußern Zügen erzählt: Am 12. September 1820 ist er in der Stadt Poretschje im Gouvernement Smolensk geboren worden. Sein Vater, der Generalleutnant Christoph von Reutern, der unter Suworow in Italien, dann bei Austerlitz, Preußisch-Eylau und Friedland, später bei Borodino und endlich bei Kulm, Leipzig und Paris gefochten hatte, befand sich auf einer Reise nach dem livländischen Familiengute Röstthof, als seiner Frau, einer geborenen von Helffreich, das Kind geboren wurde. Der Türkenkrieg 1825 rief den Vater wieder in den geliebten aktiven Dienst, und die Familie reiste aus Livland mit ihm in den fernen Süden, um ihm näher zu sein. Später lebte der Vater in Nowo-Mirgorod, wo er 1832, kaum 50 Jahre alt, am Schlage starb.

Nun ging es wieder nach Livland zurück, aber Röstthof konnte nicht gehalten werden. Frau von Reutern zog nach Dorpat, der Sohn kam in die bekannte Krümmersche Privatschule in Werro und von dort, dank eines Stipendiums, ins Lyzeum in Zarskoje Sselo. Diese Schul- und Bildungsjahre sind ihm stets unvergessen geblieben, und die Jugendfreundschaften, die er damals mit Männern wie Golownin, Fürst Golyzin, Zehe, Salomon, Baron Nicolai u. a. geschlossen, hat er dreißig Jahre später als Finanzminister sorgsam weiter gepflegt.

1839 absolvierte Reutern das Lyzeum und trat in den Dienst der Kreditkanzlei des Finanzministeriums. Sein Bruder trat damals ins Pagenkorps, und die Generalin Reutern siedelte mit ihren beiden unverheirateten Töchtern aus Dorpat zum Sohne Michael über. 1843 trat Reutern in den Senat, in dem er verschiedene Posten, u. a. den eines Heroldmeisters, inne hatte. Da machte sein Freund Golownin, der Sekretär des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, diesen auf die außerordentlichen Fähigkeiten des Baron Reutern aufmerksam. So erging denn an ihn die Aufforderung, in den Dienst des Marineministeriums überzugehen. Er folgte ihr gern und stieg

immer höher; 1856 revidierte er die Häfen im Norden und Süden des Reiches, bereiste dann drei Jahre hindurch Preußen, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten, um das staatliche Rechnungs- und Budgetwesen zu studieren,. und nahm hierbei reiche, ihn fördernde Eindrücke auf, die seine Entwicklung und die Erweiterung seines geistigen Horizonts entscheidend beeinflußt haben.

Nachdem er einen glänzenden Bericht über seine Reisen erstattet hatte, wurde er 1858 zum Staatssekretär Sr. Majestät befördert und gleichzeitig zum Geschäftsleiter des gerade erst gegründeten Eisenbahnkomitees ernannt. Hier hatte der hochbetagte Kanzler Graf Nesselrode, dessen väterliche Freundschaft Reutern genoß, den Vorsitz.

Auch an dem großen Werk der Leibeigenschaftsablösung nahm Reutern Anteil, und zwar als Leiter des Finanzkomitees für Bauerangelegenheiten. Am 23. Januar 1862 wurde er zum Verweser des Finanzministeriums und am 6. Dezember desselben Jahres zum Finanzminister ernannt, auf welchem verantwortungsvollen Posten er 16 Jahre hindurch gestanden hat.

In dieser Zeit hat er eine glänzende, fruchtbringende Tätigkeit zur Hebung der produktiven Kräfte Rußlands entfaltet, obwohl er oft nicht nur mit zufälligen Nebeneinflüssen, sondern auch mit den verantwortlichen Leitern der übrigen Ressorts zu kämpfen hatte. Wenn er sich mit wachsendem Erfolge zu behaupten vermochte, so verdankte er dies, wie der Staatssekretär Kulomsin in seiner Skizze über die staatsmännische Tätigkeit Reuterns hervorhebt, zwei Umständen: vor allem dem rückhaltslosen Vertrauen, das ihm Kaiser Alexander II. entgegenbrachte, und den besonderen Eigenschaften seines Charakters, der methodischen und praktischen Art seines Geistes, der Beharrlichkeit, mit der er Schritt für Schritt an die Verwirklichung seines Planes ging, indem er geduldig die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse überwand und sich durch keinen Mißerfolg beirren ließ, der Vorsicht bei der Durchführung der geplanten Maßregeln und der strengen Konsequenz bei Konflikten mit den politischen Gegnern. Kulomsin, der einer der wenigen noch lebenden Zeugen der Sitzungen des Ministerkomitees jener Zeit ist, rühmt rückblickend die außergewöhnliche sachliche Beredsamkeit Reuterns, die Schnelligkeit, mit der er das Wesen der Einwendungen seiner Opponenten erfaßte, seine Gewandtheit in der Kontroverse, die eherne Logik, mit der er die Argumente seiner Gegner widerlegte, seine Gabe, die Zuhörer unter den Zauber seiner Persönlichkeit zu zwingen.

Es war eine für die russischen Finanzen überaus schwierige Zeit, in der Reutern das Amt übernahm. Die Folgen des Krimkrieges lasteten schwer auf dem Reich. Die emittierten Kreditbillette, die vor dem Krimkriege — bei einem Metallfonds von 123 Mill. Rbl. — 311 Mill. Rbl. betragen hatten, waren 1858 auf 735 Millionen gestiegen, der Metallfonds auf 119 Mill. Rbl.

gesunken, die Metalldeckung also von 39,4 % auf 16,2 % zurückgegangen. Als man einer Allerhöchsten Weisung folgend 1858 begann, 30 Mill. Kreditrubel jährlich aus dem Verkehr zu ziehen, sank dem parallel der Metallfonds auf 99 Mill. Rbl. Aber selbst diese Reduktion der Kreditbillette wurde durch Anleihen in Papier wieder illusorisch gemacht. Ferner hatte sich die Hoffnung auf Zufluß ausländischer Kapitalisten zum Bahnbau nicht erfüllt. Diese verkauften vielmehr die von ihnen erworbenen Aktien der „Großen (Eisenbahn-) Gesellschaft" mit hochgetriebenem Kursgewinn an russische Kapitalisten, und die Differenz floß aus Rußland ins Ausland. Gleichzeitig stieg die Zahl der russischen Auslandreisenden von 17,000 im Jahre 1856 auf 275,000 im Jahre 1860, was einem weitern Abfluß von 200 Millionen Rubel über die Grenze entsprach.

So schlimm war die Lage, daß der Direktor der Kreditkanzlei v. Hagemeister offen von dem bevorstehenden Staatsbankrott sprach.

Die wirtschaftliche Lage war kaum weniger schlimm als die der Staatsfinanzen. Der 1857 eingeführte freihändlerische Zolltarif hatte die Fabrikindustrie schwer geschädigt, die Handelsbilanz gedrückt. An Schienenwegen besaß Rußland zur Zeit des Amtsantritts Reuterns — 1954 Werst dem Verkehr eröffneter und 1117 Werst im Bau begriffener Eisenbahnen. Die Eisenindustrie existierte so gut wie überhaupt nicht, unser Süden stellte damals eine einzige große Grassteppe dar. Rußland war zudem ohne Hypothekenkredit. Für die von Reutern angestrebten Reformen überaus bezeichnend ist eine in seinem Nachlaß aufgefundene Denkschrift, die er dem Kaiser im September 1866 überreichte und die im Ministerkonseil im Beisein des Monarchen zur Prüfung gelangte. Sie war, wie aus einem Vermerk von Reuterns Hand hervorgeht, als Antwort auf die bald nach dem Karakasowschen Attentat gegen ihn begonnene „Hetze", die, von verschiedenen Seiten ausgehend, vornehmlich von Schuwalow inspiriert wurde. Als auch Walujew sich ihm genähert hatte, begannen sie einen pseudoliberalen Feldzug, d. h. „sie wollten auf das Publikum den Eindruck des Liberalismus machen, gleichzeitig aber die Autokratie in keiner Weise beschränken." Reutern fügt dem hinzu, die Denkschrift habe den Angriffen auf ihn ein Ende gemacht.

Die staatsmännische Reife Reuterns spricht sich unzweideutig in den einleitenden Betrachtungen aus, in denen er mit Nachdruck darauf hinweist, daß Reformen auf allen Gebieten, wie sie Rußland eben damals auf dem Gebiet der Agraremanzipation, des Gerichts und der Semstwo durchlebte, absolut notwendig geworden und daß, selbst wenn die Regierung nach dem Krimkriege den Wunsch gehabt hätte, zu den Traditionen der letzten 40 Jahre, d. h. zu unentwegtem Widerstande gegen die Bestrebungen der neuen Zeit, zurückzukehren, sie auf unüberwindliche Hindernisse, einen, wenn nicht offenen, so doch wenigstens passiven Widerstand gestoßen wäre, der mit der Zeit sogar die Ergebenheit des Volkes — diese breite Basis, auf der das monarchische Prinzip

Rußlands beruht — ins Wanken bringen konnte. „Zum Heile Rußlands," fährt er fort, „hat Ew. Kaiserliche Majestät den anderen Weg gewählt. Die Geschichte aller Völker lehrt, daß Revolutionen nur durch rechtzeitige Reformen vorgebeugt werden kann, die dem Volke auf friedlichem Wege dasjenige geben, was es durch Revolutionen zu erreichen sucht, d. h. die Beseitigung der veralteten Formen und eingewurzelten Mißbräuche."

Nachdem Reutern die Hauptreformen der bürgerlichen Ordnung berührt, die der Kaiser ins Leben gerufen, weist er weiter darauf hin, daß sie zwar Rußland zum Bessern verändert, aber sich noch nicht ganz eingewurzelt, andererseits in den Gemütern radikale und bedauerliche Tendenzen hervorgerufen hätten. Aber man solle sich dadurch nicht beirren lassen. „Große Reformen" — es klingt so, als ob diese Sätze für die letzten eben durchlebten Jahre unserer Zeit geschrieben wären — „müssen in den Gemütern eine tiefgehende Erschütterung hervorrufen, wie das die Geschichte aller Umwälzungen lehrt. Auf die Einführung der Reformen folgt eine Übergangszeit, in der die Begriffe noch nicht feststehen, die durch die Reform verletzten Interessen sich noch nicht beruhigt haben, es noch nicht genügend erkannt ist, daß den verliehenen neuen Rechten auch neue Pflichten entsprechen müssen. Das ist eine Zeit der Schwankungen, des Mißtrauens gegen die Regierung und dabei auch einer relativen Schwächung in politischer und wirtschaftlicher und folglich auch in finanzieller Hinsicht. — — — Der Anfang ist gemacht, aber bis zur allgemeinen Durchdringung ist es noch weit. — — Mit einem Wort — die Reformen sind so umfassend, reichen so sehr in die Tiefe unserer staatlichen Organisation und unseres gesellschaftlichen Lebens, daß noch viel Zeit, viel Arbeit und viele Opfer erforderlich sein werden, bevor Rußland das Übergangsstadium überwindet und auf neuer vernunftmäßiger Grundlage gefestigt dastehen wird."

Dasselbe gelte natürlich auch der finanziellen Lage, auf deren rasche und vollständige Besserung nicht zu rechnen sei. Deshalb müsse man nicht nur jeglichem Überflüssigen, sondern auch vielem Nützlichen und Notwendigen entsagen. Denn die finanziellen Saiten könnten nur bis zu einem gewissen Grade angespannt werden, wenn man nicht die produktiven Kräfte der Nation schädigen wolle und in Zukunft nicht eine noch größere Verarmung eintreten solle.

Nach dieser Einleitung legt er dem Monarchen seinen großen Reformplan vor, den Kulomsin folgendermaßen zusammenfaßt:

1. Abschaffung des uneinlöslichen Papiergeldes, dieses fremden Geschwürs am russischen Wohlstande, das sowohl unseren Warenaustausch mit dem Auslande ungünstig beeinflußt als auch den Zufluß ausländischer Kapitalien hindert, deren wir als ein an freien Kapitalien armes Land bedürfen.

2. Aufbesserung unserer Handelsbilanz durch Herabsetzung

unserer Ausgaben und unserer Regierungsbestellungen im Auslande. Verringerung des Imports ausländischer Waren und Hebung unseres Exports.

3. Schaffung eines möglichst dichten Netzes von Eisenbahnen, auf denen der Hauptgegenstand unserer Ausfuhr, das Getreide, an die Grenze gebracht werden kann.

4. Einstellung des staatlichen Eisenbahnbaues; der Eisenbahnbau müsse der privaten Initiative überlassen werden, die Regierung ihn nur unterstützen. Zur Hebung des russischen Kredits sei es überaus wichtig, daß die Regierung nur in dem Falle dringender staatlicher Bedürfnisse zu Anleihen ihre Zuflucht nehme, da es etwas völlig anderes sei, ob private Eisenbahngesellschaften den ausländischen Kredit in Anspruch nehmen, oder die Regierung sich mit immer neuen Anleihen belaste, sei es auch zu produktiven Zwecken.

5. Möglichste Reduzierung der Staatsausgaben, unbedingte Herstellung des Gleichgewichts im Budget, da, wie es im Memorandum heißt, „die jährlich wachsende Ablenkung der Kapitalien von produktiven Unternehmungen durch ihre Verwandlung in Ressourcen des Staatsschatzes die Hauptursache unserer wirtschaftlichen Desorganisation ist."

6. Beseitigung der Budgetüberschreitungen und Festsetzung der unabänderlichen Regel, daß die einzelnen Minister über ihre Forderungen nicht ohne vorherige Rücksprache mit dem Finanzminister Sr. Majestät Vortrag halten dürfen.

Wie Reutern das ausgesprochen hatte, geschah es auch: aber nur langsam, nicht ohne Rückschläge kam er seinem Ziel näher.

Ein Wesenszug von ihm war die rückhaltslose Offenheit. Daraus entsprang seine Initiative mit, der bisherigen Geheimnistuerei in Bezug auf das Budget zu brechen.

Es ist kaum glaublich, daß die Staatsbudgets, die im Westen schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts, ja noch früher, zur öffentlichen Kenntnis gebracht wurden, bei uns noch bis 1862 als Staatsgeheimnis betrachtet wurden. Reuterns Verdienst war die Aufstellung fester Regeln zur Veröffentlichung des Budgets, die bis heute noch in Geltung sind. Auch auf eine Bestätigung des Budgets für das neue Jahr unbedingt bis Neujahr des abgelaufenen legte er auf Kaiserliche Weisung großes Gewicht. Seit 1869 erhielt denn in der Tat nur das Staatsbudget am 31. Dezember des vorgegangenen die Allerhöchste Sanktion — bis zur Einführung der heutigen repräsentativen Institutionen, wo die seit 36 Jahren bestehende Ordnung leider wieder gestört worden ist.

Besondere Energie verwandte v. Reutern auf die materielle Regelung des Budgets, wobei es viele Kämpfe mit den Einzelressorts zu bestehen galt. Langsam, aber sicher rückte er dabei dem Ziel, die chronischen Defizite zu verringern und schließlich verschwinden zu lassen, näher: 1869 konnte er das

erste Plus mit 1,434,892 Rbl. verzeichnen, 1875 war es bereits bis auf 48,904,542 Rbl. gestiegen.

Den größten Einfluß auf die Hebung des russischen Volkswohlstandes erwartete Reutern von der raschen Entwickelung des Eisenbahnnetzes. Um die private Initiative anzufeuern, sollten den Unternehmern möglichst günstige Bedingungen bei den Konzessionen gewährt, diese auch an ausländische Kapitalisten für einzelne Linien, ja für abgeteilte Strecken ausgedehnter Linien erteilt werden.

Es kann in dieser kurzen Übersicht nicht ins Detail gegangen werden. Nur darauf sei hingewiesen, daß Reutern nicht nur neue Bahnen fast ausschließlich Privaten — unter staatlicher Garantie der Zinsen des aufgewandten Kapitals — überließ, sondern sogar zum Verkauf der Staatsbahnen, so 1866 der Nikolaibahn Petersburg-Moskau schritt, um auf diese Weise einen besonderen Eisenbahnfonds zu bilden, der Rußland vom Auslande unabhängiger machen sollte. Im übrigen weist das 1867 in Rußland beginnende Eisenbahnfieber, das bis in die Mitte der 70-ger Jahre dauerte und dem Reich ein Eisenbahnnetz von 20,000 Werst gegeben hat, dieselben Schattenseiten auf, wie die Eisenbahnfieberperioden Westeuropas, nur daß in Rußland die Regierung, die die Realisierung der zinstragenden Eisenbahnpapiere unter ihre Aufsicht genommen hatte, derartige Mißbräuche bei der Emission dieser Papiere, wie sie die Geschichte des westeuropäischen Eisenbahngründertums in reicher Fülle aufweist, nicht zuließ.

Nichts ist so scharf kritisiert worden, wie die Politik Reuterns, die Eisenbahnen durch private Gesellschaften exploitieren zu lassen. Die spätere Politik der meisten Staaten, auch Rußlands, die Bahnen zu verstaatlichen, läßt jene frühere Tendenz doppelt falsch erscheinen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Eisenbahnen, welche an Private übertragen wurden, vielleicht nicht gemäß den Verpflichtungen erbaut wurden, welche die Konzessionäre auf sich genommen hatten, und daß hierdurch der Fiskus große Verluste erlitt.

Aber die Beaufsichtigung des Bahnbaus lag außerhalb der Einflußsphäre von Reutern. An diesem argen Mißstande trug der vielfache Wechsel im Verkehrsministerium ein gut Teil Schuld. Und so wird man dem Urteil Kulomsins wohl beipflichten, der dazu sagt: „Wenn man die damalige schwierige Lage unserer durch große Defizite belasteten Finanzen, den Staatskredit, der sich eben erst zu heben begann und der auf jegliche Weise geschont werden mußte, und schließlich das unaufschiebbare, wahrhaft staatliche Bedürfnis nach einem ausgedehnten Eisenbahnnetz in Berücksichtigung zieht, so wird es durchaus verständlich, daß Reutern auf jegliche Weise, wenn irgend möglich, Anleihen zu vermeiden suchte."

Reutern ist aber nicht nur der Schöpfer des russischen Eisenbahnnetzes, sondern auch der Initiator einer nationalen Schienenindustrie. Im Jahre 1866 richtete er an den Kaiser eine Eingabe, in der es u. a. hieß:

„Ew. Majestät ist es bekannt, daß die Entwicklung der Schienenproduktion und einiger andern Zweige der Metallfabrikation eine der vitalen Bedingungen der künftigen finanziellen und wirtschaftlichen Wohlfahrt Rußlands bildet. — —

Man kann gewiß mit dem Eisenbahnbau nicht so lange warten, bis sich unsere Schienenproduktion genügend entwickelt hat, ebenso klar ist es aber auch, daß sich unsere metallurgische Industrie nicht entwickeln kann, so lange für unsere Eisenbahnen Schienen verwandt werden, die zollfrei aus England eingeführt sind." Die Folge der Denkschrift war ein am 19. Februar 1866 erschienener Kaiserlicher Befehl über die Förderung solider Privatgesellschaften für Anlage von Schienenwalzwerken in Südrußland. Und am 6. Oktober desselben Jahres verkündete Reutern einen Allerhöchsten Ukas, dem zufolge das Kriegsministerium wie auch das Verkehrsressort und andere Ressorts nach dem Beispiele des Marineressorts sämtliche Bestellungen trotz aller Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten im Lande selbst machen sollten.

In dem neuen Zolltarif vom 5. Mai 1868 wurden weiter Zölle auf rollendes Material, das aus dem Auslande kam, eingeführt. Die Folge waren die Errichtung einer Reihe von Schienenwalzwerken, die von 1868—75 fast 14 Millionen Pud Schienen lieferten, und die Gründung von fünf Maschinenfabriken, die sich mit dem Bau von Lokomotiven beschäftigten, während die Zahl der Waggonfabriken auf 13 stieg.

Nicht gering waren auch die Hemmnisse, die sich Reutern bei der Einbürgerung des Privatbankwesens in Rußland in den Weg stellten. Als er ins Amt trat, gab es außer der eben erst neuorganisierten Staatsbank keinerlei Bankinstitutionen. Heute kann man sich kaum vorstellen, daß damals solche Dinge wie Kontokorrent und Schecks, von Banktransferten ganz zu geschweigen, bei uns unbekannt waren. Reutern erkannte sofort, daß ohne Kredit eine Entwicklung der einheimischen Gewerbe- und Handelstätigkeit garnicht zu denken sei.

So schritt er zur Ergänzug des Statuts der Staatsbank durch Begründung von Kontoren und Filialen. Dann wurde im Jahre 1863 die erste Privatbank für kurzbefristeten Kredit bestätigt; es war die St. Petersburger Gesellschaft Gegenseitigen Kredits. Im Jahre 1881 gab es bereits 83 Privatbanken. Im Jahre 1864 wurde auch die erste Aktienbank für kurzfristigen Kredit mit Unterstützung der Regierung in Petersburg errichtet. Im Jahre 1873 waren bereits 31 solcher Banken bestätigt. Nachdem 1862 das Reglement der städtischen Kommunalbanken und 1871/72 die Reglements für städtische, landschaftliche und überhaupt kommunale und private Kreditinstitute erlassen worden waren, wurden im Laufe des ersten Dezenniums 181 städtische Kommunalbanken gegründet. Infolge des neuen Statuts für städtische Sparkassen von 1872 gab es 1881 deren bereits 67 u. s. w.

Noch schwieriger war die Organisation des Agrarkredits, was mit den unfertigen Agrarverhältnissen und dem Fehlen des Hypothekenwesens eng

zusammenhing, infolge dessen dem unkontrollierbaren Vertrauen ein übermäßiger Einfluß zugemessen wurde. Abgesehen von den schon seit langer Zeit bestehenden Kreditinstitutionen in den baltischen Provinzen und Polen wurde nur noch eine Gesellschaft, die auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhte, gegründet. Reutern zog die Aktienagrarbanken vor, in denen die Interessen der Aktionäre einen zügelnden Einfluß auf die Darlehnsnehmer ausüben mußten. Die erste derartige Bank wurde 1871 für Charkow gegründet.

Wir übergehen viele der auf Reutern zurückgehenden Maßnahmen zur Hebung des Handels, die uns zu sehr in Einzelheiten führen würden, und erwähnen nur, daß er in der Besteuerungsfrage den Grundsatz verfocht, daß der Finanzminister die Quellen des Volkswohlstandes mit besonderer Behutsamkeit behandeln müsse, um nicht durch übermäßige Steuern die natürliche Entwicklung dieses Wohlstandes zu stören oder zu hemmen. Das galt besonders von dem damaligen Rußland, das gerade eine so schwere Krisis in seiner wirtschaftlichen Entwicklung durchmachte, daß in keiner einzigen Bevölkerungsklasse freie Barmittel vorhanden waren. Zwar war Reutern von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform des Steuersystems durchdrungen, aber die Einnahmequellen des Staates nicht zu schädigen, blieb ihm Hauptgrundsatz. Wie recht er hatte, bewies der Erfolg. Nach der Befreiung der Bauern begannen sich die produktiven Kräfte des Staates rasch zu entwickeln, wozu die durch den Eisenbahnbau ins Land fließenden Kapitalien natürlich nicht wenig beitrugen. Die Steuern und Gefälle stiegen von 63 Mill. Rbl. im Jahre 1863 auf 118 Mill. Rbl. im Jahre 1877, die Akzise von 113 Mill. Rbl. auf 201 Mill. im Jahre 1874. Die gesamten ordentlicheu Einnahmen stiegen insgesamt von 382 Mill. im Jahre 1863 auf 548 Mill. im Jahre 1877.

Dank diesem Anwachsen der Einnahmen und der möglichsten Einschränkung der Ausgaben hatte sich gegen Ende der Finanzverwaltung Reuterns ein freier Barbestand von 40½ Mill. Rbl. angesammelt, so daß der Reichskontrolleur S. A. Greigh in seinem Bericht über die Realisierung des Budgets von 1875 schreiben konnte: Wohl in keinem einzigen andern Lande Europas ist der Finanzminister mit einem so glänzenden Status der Staatskasse in das neue Jahr eingetreten."

Hatte Reutern stets das lebhafte Bestreben, die heimische Industrie durch Kronsbestellungen aller Ressorts zu heben, so legte er gerade zu diesem Zweck großen Wert auf Heranziehung ausländischer Kapitalien und Unternehmer, die aber nur dann ins Land zu kommen sich entschließen konnten, wenn die geringe Stabilität der Valuta und die aus ihre resultierenden Schwankungen des Kurses allmählig verschwanden. Daß dies Reutern, besonders vom Jahre 1870 ab gelang, ist oben bereits gezeigt worden.

Das Bild der eminenten Arbeit des Staatsmannes Reutern ist kein vollständiges, wenn wir nicht noch seine Stellung zu der Heranziehung

gesellschaftlicher, nicht gouvernementaler Elemente zur Beteiligung an der Finanzverwaltung beleuchten, eine Frage, die er im Jahre 1862, als Gedanken über die Berufung einer beratenden Versammlung eifrig ventiliert wurden und die Petersburger Gesellschaft sich in lebhafter Erregung befand, wie den liberalen Strömungen entgegenzukommen sei, in einer Denkschrift für den Kaiser in klarer und auch heute wieder sehr beachtenswerter Weise behandelt hat. Reutern war an sich kein Gegner einer Repräsentativverfassung, aber ihm war es unzweifelhaft, daß Rußland dazu noch lange nicht reif war. Um so nachdrücklicher vertrat er den Gedanken, daß sich repräsentative gesellschaftliche Elemente in der einen oder andern beratenden Form an der Entscheidung über wichtige Sonderfragen des staatlichen, in erster Reihe des finanziellen Lebens beteiligen müßten. Was er von der bloß beratenden Form der Beteiligung jener Elemente an allgemeinstaatlichen Fragen sagt, trifft zweifellos den Nagel auf den Kopf, wenn er sie als die schädlichste und gefährlichste von allen bezeichnet. „Die Repräsentanten, die nur zur Beratung, nicht zur Entscheidung berufen sind, tragen weder vor dem Volke noch vor der Regierung eine moralische oder juristische Verantwortung. Ansehen bei der Regierung und Popularität im Volke können sie nur durch Opposition gewinnen, die in finanziellen Angelegenheiten ebenso leicht ist, wie die Verwaltung schwierig. Der größte Teil der Abgaben ist an und für sich lästig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich ein talentvoller und beredter Tadler fiskalischer Maßnahmen mit Leichtigkeit Popularität erwerben kann. In vollberechtigten Versammlungen tritt gegen einen solchen Tadler stets die Majorität auf, denn sie ist mit den aus ihrer Mitte gewählten Ministern solidarisch, verantwortet für den Staatskredit und die Sicherheit der Verwaltung, kurz für das Leben des staatlichen Organismus, was nur durch das Einlaufen gewisser Einnahmen möglich ist. Was die Ausgaben betrifft, so wird ein für nichts verantwortender, nur mit einer beratenden Stimme ausgerüsteter Repräsentant im Interesse derselben Popularität zugunsten aller von seinen Auftraggebern gewünschten Ausgaben reden, auch, wenn es aus verschiedenen Gründen unmöglich sein sollte, sie zu machen. — — — Die Regierung und sogar Ew. Kaiserliche Majestät wären bei einer solchen Ordnung der Dinge in die Notwendigkeit versetzt, sehr häufig die Angelegenheiten im Gegensatz zu der Meinung aller oder des größten Teils der Erwählten zu entscheiden, die dadurch in der öffentlichen Meinung zu Verteidigern der Volksinteressen gegen die Regierung und sogar gegen den Monarchen selbst würden."

Lehnte Reutern mithin jede repräsentative Versammlung ab und die beratende Form derselben noch mehr als eine mit festfixierten mitbestimmenden Rechten, so war er andrerseits ein eifriger Fürsprecher der Heranziehung von Experten von Fachleuten in finanziellen Angelegenheiten, d. h. zur Beteiligung an der Beratung über eine Abänderung der Basis der Steuern, über die

Repartition der Steuern, den Modus ihrer Erhebung, über Tariffragen, Handels-, Industrie- und Zollstatuten u. a. m.

Bei der Entscheidung der Frage, wie diese beratenden Elemente in Sonderfragen heranzuziehen seien, machten sich damals zwei Anschauungen geltend: die einen hielten es für nützlich, erwählten Vertretern bestimmter Territorien, einer Stadt, eines Gouvernements, oder einer Gruppe von Gouvernements Anteil an diesen Angelegenheiten zu gewähren, die andern hingegen erachteten diesen Modus für ungeeignet und machten den Vorschlag, diejenigen Personen heranzuziehen, von denen nach Ansicht des Ministeriums oder der Ortsobrigkeit ein besonderer Nutzen für die Sache zu erwarten sei. Reutern entschied sich für den letztern Modus. Er glaubte, wohl mit Recht, daß auf diese Weise es leichter wäre, die Interessengegensätze, die in den meisten zur Beratung stehenden Fragen bestehen, mit einander auszusöhnen. Bei der großen Ausdehnung des Reiches und der Mannigfaltigkeit der Interessen könnte sich, meinte er, außerdem eine Majorität der Vertreter von Gegenden, die an der Sache wenig interessiert sind, gegenüber den Vertretern derjenigen Reichsteile herausstellen, für welche die zu beratende Frage eine vitale Bedeutung besitzt. Reutern hielt es daher für wünschenswert, nicht die Vertreter der Gesellschaft überhaupt, sondern solche jeder einzelnen, durch die Entscheidung der zu beratenden Frage berührten Interessensphären und Personen, die mit der Angelegenheit speziell oder technisch vertraut seien, zur Prüfung der erwähnten Fragen heranzuziehen.

Dieser von Reutern eingeschlagene Weg — ihm verdanken u. a. 13 Börsenkomitees ihre Existenz — hat sich durchaus bewährt und ist bis heute der allgemein übliche geblieben.

So war das Werk des unermüdlich Schaffenden Schritt vor Schritt im Laufe von über 14 Jahren herangewachsen und die segensreichen Folgen der Arbeit Reuterns waren für alle sichtbar, als die drohenden Verwicklungen Rußlands mit der Türkei das ganze Lebenswerk des Staatsmannes in Frage zu stellen drohten. Der Aufstand in der Herzegowina 1875, der unglückliche Krieg Serbiens mit der Pforte, die Erregung der öffentlichen Meinung, die ein Eintreten Rußlands für die orthodoxen Balkanslawen verlangte, die Gegnerschaft Englands gegen eine Ausbreitung des russischen Einflusses auf dem Balkan und das Mißtrauen Österreichs vor der event. Festsetzung Rußlands in Konstantinopel schufen eine überaus komplizierte Situation, die Reutern mit der höchsten Sorge betrachtete.

Wir besitzen drei Aufzeichnungen aus seiner Feder, darunter zwei für den Kaiser bestimmte Denkschriften, in denen die Lage 1875 und 77 in prägnanter Weise dargelegt ist.

Kaiser Alexander II. war anfänglich durchaus friedliebend. Die schweren Verhältnisse, unter denen er den Thron bestieg, haben, wie Reutern

hervorhebt, einen unaustilgbaren Eindruck auf ihn gemacht: „Er war Zeuge dessen, wie das Elend des Krimkrieges die starke Natur seines Vaters brach. Dem Kaiser war es außerordentlich schwer, auf die Bedingungen des Pariser Traktats einzugehen. Die politischen und finanziellen Folgen des Krimkrieges lasteten auf ihm, dessen Gesundheit damals zudem sehr angegriffen war, noch fast 10 Jahre nach seiner Beendigung.“ „Der Kaiser, schreibt Reutern, maß den Präzendenzfällen eine große Bedeutung bei. Ihm schien es, als ob er einen Krieg, der nach seiner langen friedlichen Regierung eintrete, nicht zu Ende führen und gleich seinem Vater unter der Last erliegen werde.“ Vom Fürsten Gortschakow, der gleichfalls friedliebend war, schreibt Reutern: „Im Laufe von 20 Jahren hatte der Appell an die Waffen niemals eine Rolle in seinen politischen Erwägungen gespielt. Noch im Frühling 1876, vor seiner Abreise nach Ems, sagte er mir: „Pas un homme et pas un rouble“ Aber Fürst Gortschakow ist eitel; ein treffendes Wort hält er für einen Erfolg. Es muß hinzugefügt werden, daß sich Gortschakow im allgemeinen nur wenig mit den orientalischen Angelegenheiten befaßte und sich nur für die europäischen interessierte. In den orientalischen Angelegenheiten stand er vollständig unter dem Einflusse Ignatjews, als dieser Direktor des Asiatischen Departements war, und später unter dem Einflusse Stremouchows, des Nachfolgers Ignatjews im Departement.“ Sehr interessant ist Reuterns Urteil über den einflußreichen Grafen Ignatjew, dessen Rolle außerordentlich schwer zu definieren sei: „In seinen offiziellen Depeschen, die dem Kaiser vorgelegt wurden, ist eine slawophile Tendenz überhaupt nicht zu bemerken. Die einen hatten den Zweck, den Einfluß des Botschafters auf die Pforte darzulegen, die andern hatten von seinem Einfluß auf die christlichen Untertanen der Pforte Zeugnis abzulegen. Wenn man über Ignatjew nur nach seinen offiziellen Depeschen urteilt, so kann man in ihm nur den gewandten Diplomaten erblicken, der das Vertrauen der Pforte, ja sogar des Sultans, zu gewinnen wußte. Hiedurch war aber die Position, die Ignatjew in der russischen öffentlichen Meinung inne hatte, durchaus nicht erklärt. Überhaupt kennt man in Rußland unsere ausländischen Vertreter sehr wenig und verhält sich recht gleichgültig zu ihren Handlungen und Verdiensten. Man kann sonst keinen russischen Diplomaten nennen, über dessen Politik man als eine unabhängige oder im Gegensatze zu den Absichten des Kanzlers oder sogar des Kaisers stehende geredet hätte. Ignatjew bildet die einzige Ausnahme. Er war wirklich populär, er hatte Verbindungen mit einigen Kreisen, die bei der Regierung mißliebig waren. Man kann nicht umhin die Gewandtheit zu bewundern, mit der es ihm gelang, sich wenn auch nicht gerade in der besondern Gunst des Kaisers, so doch in der Stellung eines Botschafters und in der Rolle einer Autorität in orientalischen Dingen zu erhalten. Für den Kaiser war er der Vollstrecker seiner Befehle d. h. durchaus kein Slawophile, das Publikum aber erblickte in ihm einen Vorkämpfer der

slawischen Ideen. Ignatjew suchte stets dem Kaiser und überhaupt allen die Überzeugung beizubringen, daß die türkische Herrschaft infolge innerer Fäulnis und Schwäche ihrem Sturze nahe sei und daß sie einem Angriff von unserer Seite keinen einigermaßen energischem Widerstand leisten könne. Wie ich glaube, war er wirklich davon überzeugt. Diese Ansicht Ignatjews hatte auf die Entscheidung einen großen Einfluß. Wie mir bekannt ist, wurde diese Ansicht von den Vertretern der andern Mächte in Konstantinopel nicht geteilt."

Der Aufstand in der Herzegowina im Sommer 1875 hatte den Kaiser und Gortschakow in ihrer friedlichen Haltung nicht erschüttert. Das blieb auch so im Winter 1875/76. Dann aber begann in Rußland die Bewegung für den Krieg erst in den slawophilen Kreisen, dann in der Presse und schließlich in der höheren Gesellschaft. Dem Kaiser war, wie Reutern charakterisiert, jede Agitation zuwider: „Sorgsam behütete er seine selbstherrliche Gewalt vor jeder Einmischung. Nur in diesem einzigen Falle verbot und hemmte er nicht. Hierdurch entstand eine Zwiespalt zwischen der offiziellen Politik, die friedliebend blieb, und den angeblichen Absichten, von denen sich das hiesige und das ausländische Publikum nach äußeren Anzeichen eine Meinung bilden konnte. Man nahm an, daß der Kaiser durch seine offizielle Politik gebunden sei, daß er aber tatsächlich die slawophilen Ideen teile und einen Krieg wünsche." Das gab natürlich der Bewegung für einen Krieg mit dem Halbmond immer neue Nahrung und erweckte andererseits Mißtrauen im Auslande.

Dem Kaiser war die ganze Bewegung unbequem und peinlich. Immer wieder sprach er Reutern gegenüber in oft sehr starken Ausdrucken seine Mißbilligung, ja seinen Unwillen über den Entwicklungsgang in der Gesellschaft aus. „Es schien, als ob er froh wäre, schreibt Reutern, so zu sagen sein Herz gegenüber einem Menschen ausschütten zu können, von dessen Sympathie mit seinen Gedanken er überzeugt war."

Bis zum Sommer 1876, d. h. bis zur Ablehnung des Berliner Memorandums von Seiten Englands, war auch Fürst Gortschakow seiner alten Tendenz treu geblieben, nun wurde er schwankend. Die mehrmonatliche Abwesenheit des Kaisers in Deutschland gab der Erregung der öffentlichen Meinung Vorschub, und als der Monarch dann heimkehrte, war sie so hoch gestiegen, daß auch der Kaiser unsicher wurde und sich ihr nicht mehr entziehen konnte. „Er wiederholte mir gegenüber, vermerkt Reutern, mehrfach seine Absicht, die Angelegenheit ohne Krieg zu Ende zu führen, alle seine Reden legten aber schon von einem innern Kampfe und von seelischen Konflikten Zeugnis ab; friedliche Äußerungen tat er manchmal im Ton einer zornigen Erwiderung an eine Person, die anderer Meinung war, obwohl eine solche Person im Zimmer gar nicht vorhanden war." Am 24. September 1876 erhielt Reutern eine Einladung nach Livadia in der Krim, wo der Kaiser residierte, am 1. Oktober traf er dort ein. Der Kaiser empfing ihn sofort

und sagte ihm, trotz seines Wunsches den Frieden zu erhalten, würde es aller Wahrscheinlichkeit nicht gelingen. Man müsse daher die Mittel zu einem Kriege beschaffen. Reutern begann auseinanderzusetzen, wie schwierig das überhaupt, in einem wirtschaftlich so ungünstigen Jahr wie dem jetzigen aber besonders sei, jedoch wider seine Gewohnheit unterbrach ihn der Kaiser mit den Worten, da sei nun nichts zu machen, er möge mit den „andern" reden und ihm dann Bericht erstatten. Von den „andern" zeigte sich Gortschakow sehr kriegerisch, der Kriegsminister Miljutin sehr besorgt wegen der Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges, Ignatjew neigte offenbar auch dem Kriege zu, nur der Hofminister Graf Adlerberg war zurückhaltend. Um seiner Ansicht von der Notwendigkeit, den Frieden zu bewahren, Nachdruck zu geben, reichte Reutern am 3. Oktober eine lange Denkschrift ein, in der er erklärte, daß die Konsequenz eines Krieges der wirtschaftliche Ruin, der Zusammenbruch alles bisher Erreichten sein werde. Nach dem Mittag des folgenden Tages bemerkte Kaiser Alexander ungnädig zu ihm: „Deine Denkschrift hat den traurigsten Eindruck auf mich gemacht. Morgen auf der Konferenz werden wir von ihr sprechen." Am folgenden Tage versammelten sich der Kaiser und der Thronfolger, Gortschakow, Miljutin, Adlerberg, Ignatjew und Reutern zur Konferenz. Vergeblich vertrat Reutern an der Hand der Denkschrift seine Warnung, der Kaiser, der sehr ungehalten war, schloß die Diskussion mit den Worten ab: „Mittel sind vorhanden, man muß sie nur zu beschaffen wissen und es auch wollen." Hierauf beschloß man 200.000 Mann am 1. November zu mobilisieren und Anfang Dezember die Grenze zu überschreiten, falls die russischen Forderungen auf der Konferenz nicht angenommen werden sollten. Reuterns Vorschlag, unter Vermittlung Deutschlands einen Ausweg zu suchen, der unsere Würde wahrte und für die Slawen möglichst vorteilhaft sei, fiel durch. Reutern hat damals einen Augenblick wohl an seinen Rücktritt gedacht, aber den Gedanken gleich wieder verworfen. Zu Gortschakow äußerte er sich dahin: „On ne quitte pas son poste au moment du danger — il sera temps quand on sera hors d'affaires."

Als der Kaiser dann aus Livadia nach Petersburg heimkehrte, machte er bekanntlich in Moskau Halt und hielt hier unter dem tosenden Beifall der Vertreter des Adels und der Kaufmannschaft eine kriegerische Rede, die Rußland gleichsam festlegte. Mit der Charakterfestigkeit, die Reutern so auszeichnete, suchte er den drohenden Konflikt noch immer hintanzuhalten. Die Noblesse des Monarchen verargte ihm diese Stellung nicht, ja es scheint, daß sie auch jetzt noch nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Als er Reutern am 10. Dezember empfing, entschuldigte er sich wegen des ungnädigen Empfanges in Livadia, betonte allerdings, es sei möglich, das Geld zu schaffen. Es entspann sich dabei folgende bezeichnende Unterredung, die Reutern gleich nachher aufgezeichnet hat: R: „Ich kann nicht heuchlerisch gegen meine Überzeugung reden — nehmen Sie einen andern Finanzminister, der da sieht, was ich

nicht sehe. Die Sache ist zu wichtig, um die Möglichkeit eines Mißverständnisses übrig zu lassen und einen Krieg zu beginnen, ohne zu wissen, womit man ihn führen soll." Bei diesen Worten trat der Thronfolger ein. Der Kaiser: „Du hast Erfahrung und kannst es besser machen als die andern, aber jeder Mensch kann sich irren. Warum sollst Du nicht anhören, was andere Dir etwa vorschlagen könnten?" R: Die Frage ist im Finanzkomitee zur Beratung gelangt, und dort habe ich keine andern Ansichten gehört. Wenn aber Ew. Majestät mir anzugeben geruhten, wen ich noch fragen soll, so werde ich es tun." Man einigte sich auf Vorschlag des Thronfolgers, Reutern solle vor allem mit Bunge konferieren.

Am 17. Dezember überreichte Reutern dem Kaiser eine für das Finanzkomitee verfaßte neue Denkschrift, die mit den Worten schloß: „Ich halte es für die Pflicht eines treuen Untertans Ew. Kaiserl. Maj., meine auf obigen Erwägungen beruhende Überzeugung zum Ausdruck zu bringen, daß man einen Krieg nur vermittelst einer ungeheuren Masse von Kreditbilletten führen kann und daß ihre daraus resultierende Entwertung und das Sinken des Wechselkurses auch dieses Mittel für einen andauernden Krieg unzuverlässig machen, während es gleichzeitig alle Grundlagen unseres wirtschaftlichen Lebens und unserer Staatsfinanzen erschüttert."

Es ist heute nicht die Zeit, den interessanten Ausführungen Reuterns über die wechselnden Strömungen und Stimmungen in Regierungskreisen und Gesellschaft, wie die Bemühungen Reuterns, den Krieg zu verhüten, im einzelnen zu folgen. Hingewiesen sei nur darauf, daß er dem Fürsten Bismarck einen erheblichen Anteil daran zuweist, wenn schließlich Rußland der Türkei den Krieg erklärte. Er habe zwar die Bande zwischen Rußland und Deutschland noch fester knüpfen, andererseits aber Rußland derart in die unentwirrbare orientalische Frage verwickeln wollen, daß es während einer künftigen Regierung weder den Wunsch noch die Möglichkeit haben konnte, sich in einer für Deutschland unvorteilhaften Weise in die europäische Politik zu mischen.

Wie weit sich diese Auffassung mit Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" vereinigen läßt, sei dahingestellt.

Der Ausbruch des Krieges legte Reutern noch einmal den Gedanken an seinen Rücktritt nahe, aber nach langem innern Kampf gelangte er zum Entschluß, „aus Liebe zu meiner Sache, zum Vaterlande und zu dem jetzt zornigen, im Laufe langer früherer Jahre aber gütigen und gerechten Monarchen" alles zu ertragen. Aber zugleich beschloß er, am selben Tage aus dem Dienst zu scheiden, wo der Friede gesichert sei. „Nur auf diese Weise konnte ich die Achtung vor mir selbst bewahren, und das hat mich im Laufe von 21 Monaten, bis zur Beendigung des Berliner Kongresses, aufrechterhalten."

Mit stoischer Ruhe, aber die tiefe Wunde im Herzen, machte Reutern sich an die schwere Aufgabe, die Mittel zur Deckung der Kriegskosten ausfindig

zu machen. Selbst ein so scharfer Gegner seiner Finanzpolitik wie Prof. Migulin läßt ihm hierbei volle Gerechtigkeit widerfahren und sagt, er habe sich der Aufgabe mit „bemerkenswerter Geschicklichkeit" erledigt. Die aufgelegte 5 % innere Anleihe auf 100 Mill. Rbl. hatte keinen Erfolg. Das Publikum zeigte große Zurückhaltung und weder der Moskauer Adel noch die Moskauer Kaufmannschaft, die ihre Hilfe dem Monarchen so kategorisch zugesagt hatten, leisteten Beistand. Zwar gelang es Reutern unter großen Anstrengungen und Verlusten die Kriegskosten des Jahres 1877 — 430 Mill. Rbl. — aufzubringen, aber der Preis war, wie er immer wieder betont hatte — der Ruin seines Lebenswerkes, die finanzielle Katastrophe.

Als er am 28. Juni 1878 von Giers ein Telegramm aus Zarskoje Sselo erhielt, daß der Berliner Kongreß friedlich zu Ende gegangen sei, sandte er noch am selben Tage in das Feldjägeramt ein an den Kaiser gerichtetes Schreiben, in dem er um seinen Abschied bat. Nach kurzer Weigerung nahm der Kaiser das Gesuch an. Am 7. Juli überreichte er ihm eigenhändig unter schmeichelhaften Worten ein Allerhöchstes Reskript, das unter vollster Anerkennung seiner eminenten Dienste ihm den Andreas-Orden verlieh. Der Inhalt des Dokuments und die persönliche Güte des Kaisers bewegten Reutern so tief, daß er nur sagen konnte: „Majestät, ich bedauere nur, daß ich keine Kinder habe, denen ich das Dokument als Erbe hinterlassen kann." Der Kaiser reichte ihm die Hand und sagte: „Und jedes Wort ist die vollste Wahrheit."

Reutern trat ins Privatleben zurück. Seine Gesundheit war in den beiden letzten Jahren sehr erschüttert worden. Die Vernichtung all seiner Träume und Hoffnungen wirkte sichtlich auf ihn ein. Er alterte, Podagra und Zuckerkrankheit stellten sich ein, die Sehkraft nahm ab, und aus einem kraftvollen und lebensfreudigen, häufig fröhlichen Manne ward in wenigen Jahren, wie sein Biograph schreibt, ein schweigsamer und hinfälliger Greis. Während er in all den früheren Jahren ein zwar sehr regelmäßiges und gastfreies Leben geführt, viele Freunde zur Mittagstafel bei sich gesehen und wenigstens eine Tagesstunde der Lektüre vorbehalten hatte, wurde sein Leben jetzt sehr einsam. Hatten schon früher auf seinem Tische bald Goethe, Heine, Auerbach, Paul Heyse, Balzac, Turgenjew und Tolstoi, bald Macaulay, Thiers, Guizot, Motley, Roscher, Schleiden, Darwin und andere Schriftsteller aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Gedankens Platz und Beachtung gefunden, die er dank seinem kolossalen Gedächtnis und der Fähigkeit der Klassifizierung und Systematisierung wirklich innerlich sich zu eigen machte, so trat in den letzten 12 Lebensjahren die Lektüre fast ausschließlich in ihr Recht. Nach neuen Menschen trug der greise Staatsmann einer vergangenen Epoche keinerlei Verlangen.

Als Graf Walujew am 7. Jan. 1882 aus dem Amt des Präsidenten des Ministerkomitees schied, machte Kaiser Alexander III. Reutern

den hochehrenvollen Vorschlag, das wichtige Amt zu übernehmen. Hier konnten, wie Kulomsin sagte, die Charaktereigenschaften Reuterns, die für diesen Posten ganz besonders wertvoll waren, — Schnelligkeit des Überblicks und der Konzeption in Verbindung mit Objektivität und Ruhe, sich voll entwickeln. Man konnte ihn geradezu einen idealen Präsidenten nennen, obwohl er es dabei verstand, seine eigene Richtung zu verfolgen und andere unter seine Autorität zu bringen. Erst die volle Schwächung seiner Sehkraft, die sich durch eine Staroperation nur vorübergehend heben ließ, nötigte ihn, am 1. Januar 1887 auch dieses Amt niederzulegen. Nachdem er am 20. Januar 1890 vom Kaiser zu seinem 50-jährigen Dienstjubiläum in den Grafenstand erhoben worden war, — der letzte Lichtstrahl in seinem Leben — ist er am 11. August sanft in Zarskoje Sselo gestorben. Seine Leiche wurde auf das Gut Groß-Essern in Kurland übergeführt und auf dem Familienfriedhofe der Barone Nolcken beigesetzt.

Zum Schluß seien einige Worte über Reuterns Verhältnis zur baltischen Heimat gesagt. Sehr innige Beziehungen verbanden ihn mit seinem großen Verwandtenkreise in Livland. Da er unverheiratet blieb und seine Mutter, die im Alter das nordische Klima nicht mehr vertrug, nach Stuttgart übersiedelte, so fehlte in seiner schlichten Amtswohnung an der Moika das weibliche Element völlig. Seine Hausgenossen waren seine beiden Neffen, die jungen Barone Gustav und Woldemar Nolcken, die damals in der Reichskanzlei dienten. Im Winter war die Baronin Jutta von Nolcken, seine älteste Schwester, gewöhnlich längere Zeit bei ihm zu Gast, und oft wohnte auch ihr Gemahl, der Livl. Landrat und Landmarschall Gustav Baron Nolcken, bei seinem Schwager, wenn er in geschäftlichen Angelegenheiten in Petersburg weilte. Das Verhältnis Reuterns zu Schwager und Schwester war außerordentlich intim. Mehr als zwanzig Jahre verbrachte Reutern die Sommerferien stets bei ihnen, erst auf dem Gute Kawershof bei Dorpat, dann seit 1871 auf dem Gute Groß-Essern in Kurland, das Baron Nolcken damals erworben hatte und ständig bewohnte. Sein fast ständiger Mittagsgast in Petersburg war sein Vetter Gerhard von Reutern, damals Obersekretär und Oberprokureur des Senats. So blieb Reutern in seinem Privatleben stets ein guter Livländer, aber es war ihm selbstverständlich, daß er durchaus russischer Staatsmann war und die Staatsinteressen stets über die Heimatsinteressen stellte.

Die Worte, die der Staatssekretär Kulomsin von Reuterns großen unvergänglichen Verdiensten am Schluß seiner mehrfach zitierten Skizze schreibt, mögen auch hier den Beschluß bilden:

„Die Richtigkeit des Weges, den Reutern für die Sanierung unserer Finanzen vorgezeichnet hatte, ist durch die systematischen und beharrlichen Bemühungen seiner Nachfolger im Laufe eines Vierteljahrhunderts bewiesen worden, und wenn ein neues Unglück, das Rußland ereilte, — der japa

nische Krieg — uns nicht endgiltig ruinierte, so ist das nur deshalb nicht geschehen, weil unsere Metallvaluta damals schon wieder hergestellt war, Wurzeln geschlagen hatte und dank der verständigen Finanzpolitik der letzten 6 Jahre während des Krieges aufrechterhalten wurde."

In Rußland ist das Andenken an Graf Reutern heute sehr verblaßt — und doch hat Rußland, um mit Wold. Graf Reutern zu sprechen, nie einen treuern und nicht oft einen begabtern Staatsmann gehabt als ihn.

Daß sein Neffe und der Erbe seines Grafentitels, der derzeitige Kurländische Landesbevollmächtigte Reichsratsmitglied Graf Woldemar Reutern-Baron Nolcken das Lebenswerk und die Wesensart seines Oheims wieder weitern Kreisen auch in der baltischen Heimat vor Augen geführt hat, dafür sei ihm aufrichtiger Dank gesagt.

❀ ❀ ❀

König Karls XII. Zug nach Narva im Jahre 1700.

Von Propst Rudolf Winkler (Reval).

(Schluß.)

Hatte schon der Durchmarsch der schwedischen Armee von Pernau bis Reval gewaltige Opfer vom Lande gefordert, so wurden diese Opfer auf dem Wege von Reval bis Wesenberg resp. Narva nur noch größer. Am 11. Oktober war Landrat Rehbinder in Wesenberg eingetroffen und konnte noch melden, er habe im Magazin einen guten Vorrat von Korn, aber nur 50 Tonnen Mehl vorgefunden, welches die Wesenberger Bürger zu Brot verbacken sollten. Aber in Lesna sei noch nichts für die Nachtlager in Bereitschaft, die Landräte Pahlen, Lode und Essen nicht zur Stelle, ebensowenig die Kirchspielskommissare mit ihren Adjunkten. Es gingen aber die Bürger Wesenbergs beim Empfange der Lieferungen ihm treulich zur Hand. Weil der Notär mit Arbeit überhäuft sei, bäte er dringend um einen Buchhalter. — Wenige Tage später ging das Gesuch nach Reval ab, man möge zur Aufnahme des königlichen Hofstaates Wild, Fische, Kalkuhne und Butter senden und da es bei der Ankunft der hohen Herrschaften Visiten geben werde, auch Konfekt und einige Oxhoft Wein. Aus Reval traf die Antwort ein, letzteres zu schicken sei unmöglich, da in der Landeskasse nicht einmal so viel Geld vorhanden sei, um das Postporto für die Briefe und das Brennholz für das Ritterhaus zu bezahlen. Während Landrat Rehbinder und sein bald nach ihm eingetroffener Kollege Baron Pahlen sich aufs Äußerste anstrengten, alles Notwendige zur Ankunft der Armee herbeizuschaffen und das Magazin zum Weitermarsch der Truppen in Stand zu setzen, drohte von der narvschen Seite durch die Russen,

deren Zahl die Kundschafter mit 100,000 (!) Mann angeben, eine schwere Gefahr. Soeben hatte man berichten können, Obrist Leutnant Lieven habe 4½ Meilen von Narva (d. h. bei Ontika) eine Abteilung Russen angegriffen, 50 Mann getötet, 9 gefangen genommen und etliche, die sich nicht ergeben wollten, in einer Riege verbrannt, als am 23. Oktober der Feind mit einem großen Detachement bis an den Sembach vorrückte, von den Höfen Tolks, Uchten, Samm und Paddas alles Vieh und Pferde wegtrieb, Alt-Wardis anzündete und die Adelsfahne sowie Obrist Amminhoff zwang, von Luggenhusen bis nach Alt-Sommerhusen sich zurückzuziehen. „Die ganze Nacht waren wir gefaßt, der Feind werde Wesenberg nehmen und das Magazin in Brand stecken. Wer flüchten konnte, floh. Doch wir hielten Stand und haben fleißig patrouillieren lassen. Gott behüte aber, daß nicht alles in der nächsten Nacht über den Haufen geht." Am 25. Oktober konnte die frohe Botschaft mitgeteilt werden, Obrist Berend Rehbinder sei in Eilmärschen herangerückt, das Ribbingsche und andere Regimenter würden auch erwartet. Wohin der Feind sich gewandt, sei ungewiß. Ein Teil solle über Poll und St. Jakobi an den Peipus gerückt sein, ein anderer Teil habe das geraubte Vieh nach Narva getrieben und der dritte Haufe sei an den Haljallschen Strand gezogen. „Eben kommt von der Vorwache die Nachricht, daß der Feind bei Wardis steht. Ein früherer Wegweiser hat sich zu den Russen geschlagen, nachdem er angegeben hat, wie unsere Vorwache an der Semme umzingelt werden kann. Die nach Narva geschickten Kundschafter kehrten unverrichteter Sache wieder heim und waren häßlich geprügelt worden. Der eine hat den Stock, in welchem der Brief an den Kommandanten Horn verwahrt war, fortgeworfen, der andere hat ihn wieder zurückgebracht. Vor Narva soll viel Volk und Geschütz sein, bei Pühhajöggi 4 Batterieen stehen. Ob und wie viel Höfe abgebrannt sind, ist noch unbekannt."

Immer neue und größere Forderungen wurden an die Ritterschaft gestellt. Schon am 17. Oktober hatte Karl XII. an de la Gardie geschrieben, alle Arrendatoren von Kronsgütern müßten zur Verteidigung des Landes und Verstärkung der Miliz 2 Dragoner von 15 Haken mit Ausrüstung und Gewehr stellen, ebenso die Geistlichkeit je nach der Größe ihrer Kirchspiele 1 resp ½. Am 20. und 23. Oktober liefen auf dem Ritterhause ähnliche Schreiben ein. Die Erbgüter hatten die gleiche Verpflichtung, nur waren sie und die Pastorate von einer Ersatzzahlung seitens der Krone von 40 T. pro Dragoner ausgeschlossen. Außerdem müßten Pelze, Strümpfe, Handschuhe ꝛc. für Infanterie und Fourage für die Kavallerie aufgebracht werden.

Die in Reval anwesenden Glieder der Ritterschaft traten zu einer Beratung zusammen. Hier ergriff der Landeshöfding und Landrat Hans Heinrich von Tiesenhausen das Wort und führte in längerer Rede aus, daß es dem Lande nicht an gutem Wille fehle, diese Opfer zu bringen, wohl aber an der Möglichkeit, sie auszuführen. Er proponierte, eine Bittschrift in „beweglichen

Worten“ auf den Namen des Königs aufzusetzen und darin auszuführen, daß die Erbgüter bereit seien, 1 Kerl und 1 Pferd pro Roßdienst zu stellen, freilich keine deutschen Leute, denn diese seien durch Werbung, Rekrutierung und Roßdienststellung bereits aufgebraucht. Die Montierung nebst Pelzen, Handschuhen ꝛc. zu liefern sei unmöglich, doch werde ein jeder nach seinem Vermögen freiwillig etwas beitragen. — Die Bittschrift wird aufgesetzt und der traurige Zustand des Landes geschildert: die Felder sind unbeackert, der Anspann durch die Schießen ruiniert, Allentacken verheert, Wierland von den geflüchteten Bauern verlassen und die Dörfer zum großen Teil von fremden Bauern spoliert. Zunächst sollte diese Bittschrift nur dem Gen.-Gouverneur übergeben werden.

Vielleicht als Antwort darauf erfolgte de la Gardies Forderung, das Land müsse stellen, was es nur habe: Ochsen, Heu, Hafer ꝛc. Der General-Kriegskommissar Palik verlangte 16 400 Wagen und Pferde, 30000 Pud Heu, also mehr als ganz Estland überhaupt an Pferden und Heu besaß. Der König forderte sofortige Anfuhr des Korns ins Wesenbergsche Magazin. Verzweifelnd schreiben die beiden Landräte, sie wollten ihrer Stellung enthoben sein, die Arbeitslast sei zu groß. Wie könnten sie das Magazin füllen, da die Bauern aus Furcht vor den Schießen sich auf die Flucht begeben? Die schreckliche Einquartierung ruiniere Höfe und Dörfer, die Schießbauern heulten und jammerten, sie hätten nichts zu essen und ihre Pferde krepierten! Die Landräte aus Reval antworteten, sie wüßten keinen Trost. Aus der Stadt sei es unmöglich, Proviant nach Wesenberg zu senden, denn es träfen unaufhörlich neue Truppen zur See in Reval ein und alle verfügbaren Fuhren seien für deren Transport bestimmt. Am 8. oder 9. November werde der König vermutlich aufbrechen und alles, was an Wagen und Pferden vorhanden, mit sich nehmen. Auch die Revalschen Landräte wollten gern der Arbeitslast enthoben sein, hätten nur Rennen und Laufen zum Schloß, allerhand Ärgernisse und Beschuldigungen. Es sei aber Hoffnung vorhanden, der General-Kriegskommissar werde das Magazin übernehmen, falls er Assistenz erhalte. In dieser Notlage beschloß die Ritterschaft gegen die Forderungen des Kriegskommissaren beim Könige Protest einzulegen. „Der Gen.-Gouv. wird uns das Zeugniß geben, daß wir getan haben, was nur menschenmöglich ist. Palik's Forderungen verlangen aber Unmögliches: 36 Pferde monatlich pro Roßdienst, während der Roßdienst überhaupt nur 15 Pferde hält!“

Die Abgabe dieser Bittschrift erlitt aber eine ganz unerwartete Verhinderung. Am 5. November, als sich Graf de la Gardie gerade im Vorzimmer des Königs befand, begab sich Karl XII. auf einer geheimen Treppe aus dem Schloß auf den Hof, bestieg ein Pferd und verließ Reval. Niemand wußte, wohin er sich gewandt,*) ob nach Pernau, der eintreffenden Artillerie entgegen,

*) Carlson p. 169.

oder nach Wesenberg, den Russen entgegen. Mit dem Könige zugleich war Graf Piper verschwunden. Endlich kam aus Kahal die Nachricht, der König sei mit Rehnsköld und einigen andern Generalen dort durchpassiert und habe es so eilig gehabt, daß er nicht einmal sein Pferd wechselte, sondern sofort nach Lesna weiterritt. Zu diesem abenteuerlichen Aufbruch und Ritt hat den König wahrscheinlich das unglückliche Treffen bei Haakhof, in dem Major Patkul und Kapitän Aderkas gefangen wurden, und das Sengen und Brennen von den Russen veranlaßt. Über seine Ankunft in Wesenberg meldeten die Landräte: „Um 1/2 11 Uhr kam der König zu unser aller Freude hier an. Wir waren ihm zwar entgegen geritten, mußten aber wegen der abgehenden Post zurückeilen." Bald darauf konnten sie berichten, sie hätten die Gnade gehabt „an des Königs Hand zu kommen" und er habe in mehrfachen Unterredungen mit ihnen sich sehr gnädig geäußert.

Die durch die plötzliche Abreise des Königs vereitelte Abgabe der Bittschrift sollte jetzt durch die beiden Landräte in Wesenberg erfolgen und zwar entweder an Karl XII. oder an Graf Piper. Graf Wachtmeister wurde dabei um seine Vermittlung angegangen. Man hoffte durch eine klare Darlegung des Sachverhalts der heimlichen „Medisance und Calumnie" ein Ende zu machen. Den Landräten wurde eine schriftliche Instruktion für das beigelegt, was sie in der mündlichen Unterredung dem König vorbringen sollten. „Falls wirklich 4050 Schießen zur Nachfuhr für die Armee im Anspann stehn sollen und andere 4050 parat sein müssen, jeden Augenblick nachzurücken, so muß alle Landwirtschaft stocken und das Land wüst werden. Woher soll aber dann der Unterhalt für die Einwohner und die Truppen kommen? Estland allein könne das nicht tragen; Livland müsse mithelfen. Aus Estland könne man höchstens 2295 Schießen stellen d. h. 5 pro Roßdienst, da das völlig verheerte Allentacken nicht in Betracht käme. „Wie soll man überdies 4200 Faden Holz aufhauen und es nach Wesenberg und weiter nach Narva führen?" Man habe schon im Sommer zu wiederholten Malen demonstriert, daß Estland, auch wenn es noch im früheren Flor stände, unmöglich eine ganze Armee erhalten, noch weniger in 8 Wochen ein vollständiges Magazin für 15,000 Mann und 10,000 Pferde errichten könne. Die Landräte hätten es nur auf sich genommen, den König und sein Heer durchzuführen und die Quoten für das Magazin einzutreiben. „Das erste ist geschehn, das zweite auch. Wenn wir das nötige Quantum Korn ins Magazin geliefert haben, so haben wir unsere Pflicht erfüllt. Der Kriegskommissar hat für das Weitere zu sorgen. Wir werden weder für das Magazin noch für die Pelze, Handschuhe ꝛc. responsabel sein, denn das Recht der Exekution steht nicht bei uns, sondern beim Generalgouverneur."

Am 10. November sprach sich der König sehr gnädig über den Durchmarsch der Truppen und den Zustand des Magazins aus, verlangte aber gegen Bezahlung die Lieferung von Vieh und vor allem die Stellung von

Fuhren. Unweigerlich müßten letztere geschafft werden. Diesem kategorischen Imperativ gegenüber wagten die beiden Landräte die Bittschrift um Linderung der Leistungen nicht vorzubringen. Sie fürchteten den König zu „irritieren" und seine Gnade in Ungnade zu verwandeln. Dagegen schrieben sie nach Reval, man müsse um jeden Preis Schießen nach Narva beschaffen und zwar nicht nur aus dem bereits völlig ausgesogenen Wierland und dem durch den Durchmarsch der Velling'schen Armee von Ubbakal nach Wesenberg gänzlich ausgemergelten Jerwen, sondern auch aus Harrien und der Wiek. Zugleich baten sie dringend um Ablösuug. Sie könnten sich kaum noch auf den Füßen halten. Der Notär, der weder Tag noch Nacht aus den Kleidern komme, wolle fort.

In Reval beschloß man, obwohl 8 Pferde pro Roßdienst das Land völlig ruinierten, den Willen des Königs zu erfüllen, sprach aber mit Recht die Befürchtung aus, die Schießen aus Harrien und der Wiek könnten nicht rechtzeitig eintreffen. Woher sollte man die Fuhren für die Truppen des Obrist Sparre und die aus Ösel nachrückenden 500 Mann nehmen? Die Landräte Rehbinder und Pahlen wurden angewiesen, sobald die Abgabe des Magazins erfolgt sei, sich von allen ferneren Diensten völlig frei zu machen. Die Bittschrift müßte jedenfalls abgegeben werden. „Der König weiß, daß man in 8 Wochen nicht leisten kann, wozu andere Potentaten 1 Jahr brauchen."

Am 13. November brach der König von Wesenberg auf. Er hatte sein Quartier im Städtchen gehabt, seine Offiziere waren auf den Gütern untergebracht, die Soldaten in den Dörfern. Die Einquartierungslast war eine unerträgliche. In der kleinen Pastoratsriege hatten 50 Pferde gestanden. Die Soldaten verzehrten alle Lebensmittel, verbrannten die Zäune. Das Vieh zertrat die Felder, das Pastorat war angefüllt mit Offizieren und Feldpredigern.*) — Bei Maholm sammelten sich die Truppen. Die Armee war mit Proviant für 4 Tage und 48 Schuß pro Mann ausgerüstet. General-Major Maydell und Obrist Ehrenschantz zogen mit einer starken Partie voran. — In Schweden sah man den König mit großer Sorge und Bestürzung in den Winterfeldzug ziehen. Man mußte sich sagen, daß wenn die kleine und erschöpfte Armee geschlagen werden sollte, nicht nur Narva, sondern auch Ingermannland, ja Est- und Livland verloren wären.**) Mit schwererem Herzen noch sahen die Landräte in Wesenberg dem Aufbruch des Königs und seiner Armee zu. Alles, was überhaupt an Pferden und Ochsen aufzutreiben gewesen war, war zum Fortschaffen der Truppen beisammen. Aber der Vorrat im Magazin reichte nur für wenige Tage! Woher neue Vorräte, neue Fuhren nehmen? — Um die Zufuhr nach Wesenberg zu erleichtern und an

*) C. A. Konzepte 1693–1700.
**) Carlson p. 170.

Schießen zu sparen, war Proviant und Kriegsmaterial zu Schiff nach Kasparwiek gebracht worden. Zum Weitertransport von dort nach Wesenberg fehlte jede Möglichkeit. „Bisher ist der König mit dem Lande zufrieden gewesen", schrieben die Landräte nach Reval, „aber es kann leicht anders werden, wenn, er in das verwüstete Allentacken kommt. Dann wird er ungnädig werden, und alle Mühe und Arbeit ist umsonst." Vor seinem Aufbruch hatte der König sie noch einmal vor sich beschieden und von ihnen Nachschub an Brot und Schießen verlangt. — Die Bittschrift ihm abzugeben hatte man nicht gewagt.

Der Zug Karls XII. von Wesenberg bis Narva und seine siegreichen Treffen bei Pühajöggi und Sillamäggi sind aus Kelch und Carlson bekannt. Bei seiner Annäherung hatten die bei Haakhof stehenden Russen mit Zurücklassung ihres Kriegsbedarfs sich eiligst zurückgezogen. Von Isenhof bis Narva hatten sie, um den Schweden das Vordringen zu erschweren, alles total verwüstet und verheert.

Die 4 Tage, in denen die Armee mit Lebensmitteln zu versorgen war, waren abgelaufen. Den Landräten in Wesenberg fiel eine 4-fache, kaum zu lösende Aufgabe zu: 1) Die Zufuhr für das Magazin. 2) Die Nachfuhr für das vorrückende Heer. 3) Der Transport der nachrückenden Artillerie nebst den neueingetroffenen Truppen. 4) Die Abfuhr des in Kasparwiek gelandeten Kriegsmaterials, die um so dringender wurde, als mehrere Schiffe durch die Herbststürme leck geschlagen waren. Alles das verlangte immer Schießen und Schießen. — Aber kein Bauer war mehr aufzutreiben. An vielen Orten hatten sie aus Furcht vor den Brutalitäten der Soldateska und aus Angst, gegen den Feind geführt zu werden, der Gutsherrschaft den Dienst gekündigt und sich geweigert, Zufuhr und Schießen zu leisten, und waren in die Wälder geflohen. Die Truppen fielen auf dem Transport die Proviantwagen an, warfen den Inhalt auf die Straße und nahmen Pferde und Wagen für sich in Beschlag, wodurch natürlich die Zufuhr stocken mußte. — Zum Überfluß kam am 19. November Artillerie in Wesenberg an und verlangte 200 Pferde, am selben Tage das Regiment des Obrist Magnus Gabriel Tiesenhausen mit 700 Mann und das Regiment von Carl Magnus Rehbinder. Zum 20. November waren das Leibregiment zu Pferde mit 200 Mann, zum 21. November Sparre mit 300 Mann Infanterie und 20 Munitionswagen angemeldet. — Um aber dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hatte Karl XII. von Haakhof aus am 16. und 17. November Schreiben ausgefertigt, in denen er verlangte, daß durch Tag und Nacht alles, was an Provisionen aufzutreiben sei, sofort nachgeschickt werden müsse und zwar mit angefügter Drohung, daß, falls die Armee Mangel leiden oder gar verhungern sollte, die Landräte solches zu verantworten hätten.

Gegen dieses Schreiben erhoben die Landräte beim Gen.-Gouv. Protest und fertigten am 23. November eine längere Verteidigungsschrift an Graf

Piper und General Rehnsköld ab. Man habe zur Nachfuhr des Proviants das Menschenmöglichste getan und noch im letzten Augenblick 100 Schlitten und Wagen aus Jerwen, Lais und Oberpahlen requiriert, aber bei den grundlosen Wegen und dem eingetretenen Tauwetter käme der Transport nur langsam von der Stelle. Die Drohung des Königs sei von ihnen mit großer Bestürzung vernommen, denn es liege auf der Hand, daß das ausgemergelte Estland unmöglich im Stande sei, die ganze königliche Armee zu erhalten. Der Gen.-Gouv. möge daher dem Könige die Unschuld der Ritterschaft vorhalten. — Die Landräte in Wesenberg mußten von denen in Reval den allerdings völlig ungerechten Vorwurf hinnehmen, durch die Nichtabgabe der vorhin erwähnten Bittschrift diese königliche Drohung verschuldet zu haben.

Am Montag, den 19. November 1700, fand die denkwürdige Schlacht bei Narva statt. Noch am 20. November schrieben die Landräte nach Reval, die Armee sei Sonnabend bis Pühhajöggi vorgerückt, worauf der Feind, der 12,000 Mann stark jenseits des Baches stand, sich zurückgezogen habe. Die abgeworfene Brücke sei schnell repariert, der Feind verfolgt, 150 Mann getötet, 1 Major und etliche Soldaten gefangen und 30 Munitionswagen erbeutet worden. Nach Aussage der Gefangenen habe der Russe vor Narva 24,000 Mann (!) verloren. Am Sonntag sei der König weiter gerückt und stehe jetzt wahrscheinlich in der Nähe Narvas. — Man werde bald von einer großen Schlacht hören.

Erst am Donnerstag Morgen traf die Nachricht von der Beschießung des russischen Lagers ein; am Donnerstag Abend erfolgte die Meldung vom errungenen Siege. Am 25. November kam der Sohn des Landrats Rehbinder mit einer ausführlichen Relation über den Verlauf der Schlacht in Wesenberg an. Dieser Bericht stimmt in den Hauptsachen mit den sonstigen uns erhaltenen Berichten überein, weicht aber in den Details auch von ihnen ab. Er erzählt, der König habe eigenhändig einige Russen niedergemacht, ein Pferd sei unter ihm erschossen worden ꝛc. Die Zahl der Feinde, die teils getötet, teils in den Fluß getrieben waren, wird mit 30,000 Mann angegeben. Der Fluß soll schwarz von Leichen gewesen sein. 30 Mörser und 120 metallene Kanonen seien erobert, ebenfalls 96 Fahnen, welche mit klingendem Spiel vor den König gebracht wurden. Unter den gefallenen Estländern werden angeführt: Obrist Hans Heinrich Rehbinder, der mit Ribbing zusammen als Erster ins feindliche Lager eingedrungen war. Er wurde durch den Kopf geschossen und seine Leiche in Narva beerdigt. Außerdem Kapitän Saß, Fähnrich Pahlen und der Sohn des Obristleutnants Gustav Adolf Nieroth. Schwer verwundet waren: Obrist Rehbinder und die Rittmeister Fock und Wrangel-Hasik, Kapitän Fock u. s. w. Die Zahl der vor Narva gestandenen Russen wird mit 50,000 Mann angegeben. Von ihnen seien 2000 Bomben in die Stadt geworfen worden. Major Patkull und Rittmeister Aderkas, welche bei Haackhof gefangen waren und durch übertriebene Angaben über die Stärke des vor-

rückenden schwedischen Heeres die Stimmung der Russen ungünstig beeinflußt hatten, wurden aus der Gefangenschaft befreit*).

So hatte Karls XII. eiserne Energie, das Feldherrntalent seiner Generale, die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der schwedischen Armee den Sieg erfochten. Aber vergessen wir darüber ein wichtiges Moment nicht: Der Sieg wurde erst möglich durch den Patriotismus und die aufopferungsvolle Treue der Estländer, die alles, was sie besaßen, zum Unterhalt und Durchmarsch der Truppen hingegeben hatten. Den Ruhm Schwedens bezahlte das Land mit seinem völligen Ruin. 4—5000 Bauerngesinde waren mehr oder minder ausgesogen. — Landrat Rehbinder betrauerte seinen Bruder, Landrat Pahlen seinen Sohn. Beide waren in der Schlacht bei Narva gefallen.

Ich sollte billig hier abbrechen, möchte aber vorher noch die Tätigkeit des estländischen Landratkollegiums zum Abschluß bringen.

Kurz vor der Ankunft des Königs in Wesenberg hatten die Landräte Rehbinder und Pahlen den Plan zu einem Aufgebot der Bauern ausgearbeitet, die Revalschen Landräte ihn zwar gebilligt, aber mit Recht die Befürchtung ausgesprochen, das Projekt könne wegen der Schießen, der Zufuhr zum Magazin, der Roßdienststellung, der Reiterdoublierung ꝛc. nicht ausgeführt werden, daß es keine Leute mehr gäbe, die gegen den Feind zu führen wären. Dieses Aufgebot werde ebenso vergeblich sein, wie das des Generalgouverneurs. Da der König aber diesen Plan mit Freuden aufgenommen hatte, so wurde eine Instruktion von 12 Punkten ausgearbeitet. Jedes Gesinde stellt einen „guten" Kerl mit Gewehr, jeder Kreis einen Ober- und Unterkommissar, jedes Gut seinen „Kubjas" als Unteroffizier. Jedes Kirchspiel hat eine Fahne mit seinem Namen und als Musik Sackpfeifen. Krüger, Handwerker und Amtleute müssen mithalten. Auf je 6 Mann kommt ein „Rottmeister", auf je 12 Mann ein Korporal aus der Zahl der wohlhabenden Wirte. Die Prediger sind bei der Einrichtung des Aufgebots behilflich und schreiben die Rollen aus. — Die Revalschen Landräte hatten Recht. Das Aufgebot kam nicht zustande. Es mangelte an den 3 wichtigsten Erfordernissen: an Waffen, Proviant und Geld.

Am Tage vor der Schlacht bei Narva war noch aus Sillamäggi der strenge Befehl des Königs eingetroffen, sofort Proviant und Fourage nachzusenden und das Kriegsmaterial aus Kasparwiek abzuholen. In Wesenberg war aber kein Pferd, kein Wagen mehr aufzutreiben. Die Soldaten hatten die Schießpferde und Fuhrknechte einfach mitgenommen und zurückbehalten, statt sie wieder nach Wesenberg zurückzuschicken. Befehlen und Fordern ist viel leichter als Ausführen und Erfüllen, denn zum Überfluß verlangten die nachrückenden Truppen nebst der Artillerie auch schleunige Beförderung.

*) In einem späteren Bericht findet sich eine Liste der getöteten und verwundeten schwedischen Offiziere, Angaben über die Gefangenen und die Größe der Beute.

Schwerer als diese Sorgen war die Sorge der ritterschaftlichen Vertretung wegen der unaufhörlichen Machinationen Mannerburgs, der die Arbeit der Landräte bei Graf Piper anschwärzte und unter anderen Lügen auch die vorbrachte, die Landräte erhielten aus der Landeskasse von den Durchmarschgeldern täglich 8 Taler als Gage. Da er dem Könige gefolgt war, erschien es notwendig, um seinen egoistischen Treibereien entgegenzuwirken, einen Landrat nach Narva abzusenden. Mitte Dezember konnte man davon Abstand nehmen, weil General Velling dem Könige die große Opferwilligkeit der Estländer auseinandergesetzt hatte und damit die Intriguen der Gegner fürs erste vereitelt zu haben schien.

Die Wesenberger Landräte hatten die ganze Zeit in einem engen und feuchten Gelaß gelebt, so daß ihnen die Kleider auf dem Leibe faulten. Ihre Pferde aber standen stets unter freiem Himmel. Als sie zu hoffen begannen, abgelöst zu werden, erhielten sie aus Reval die Nachricht, der König wolle sie noch nicht ihrer Dienste entledigen. Sie sollten sich jedoch bemühen, ihre Abrechnungen wegen des vom Lande nach Wesenberg gestellten Proviants fertig zu stellen und sie den Kriegskommissaren abzugeben. Da erhielt am 12. Januar 1701 Mannerburg plötzlich vom Gen.-Gouv. das Direktorium über das Liquidationswesen. Bis zum 1. Februar sollten alle Rechnungen ihm eingehändigt sein. — Gegen Mannerburgs Ernennung erhob die Ritterschaft Protest. Er erhalte das Exekutionsrecht über das, was das Land seinem Könige freiwillig dargebracht hatte, und werde ernten, wo andere gesäet, und werde verwalten, was der Adel bewilligt. Die Landräte hätten ihre Arbeit ohne Gage geleistet, warum solle er nun Gage beziehen? Doch der Protest war vergeblich.

Der Adel sah sich genötigt, eine andere Verleumdung gleichfalls zurückzuweisen, eine Verleumdung, deren auch Kelch in seiner „Continuation" p. 153 und 154 erwähnt, als ob nämlich die Ritterschaft nicht gewillt gewesen sei, in aktiven Kriegsdienst zu treten. Das Gesuch des Adels um Abhaltung eines Landtages wurde mit der Motivierung abgeschlagen, dazu sei jetzt keine Zeit; die Edelleute sollten sich lieber ins Feld begeben. Die Ritterschaft antwortete darauf durch eine Liste derjenigen Edelleute, welche bereits im Dienst standen. Diese Liste wurde mit dem Bemerken zurückgegeben, es müsse eine solche angefertigt werden, aus welcher zu ersehen sei, welche von den Edelleuten zur Übernahme von Kommandostellen im projektierten Bauernaufgebot tauglich seien. Aus dieser Liste ging klar und deutlich hervor, daß die meisten Adligen bereits in den verschiedensten Regimentern Dienste genommen hatten. Nur die Männer, welche in Landesämtern standen oder wegen Alter und Krankheit dienstunfähig waren, hatten zu Hause bleiben müssen. 122 estländische Edelleute dienten im Heer, darunter 4 als Obristleutnants, 4 als Majore, 20 als Rittmeister, 38 als Kapitäne ꝛc., abgesehen von denen, die ihrem Berufe nach Militärs waren. Diese Liste wurde von

Mannerburg und Corylander, die unabläſſig gegen den Adel intriguierten, mit ſchnöden und ehrenrührigen Gloſſen verſehen und in Zirkulation gebracht. Außerdem ſetzten ſie alles daran, die Landräte und den Ritterſchaftshauptmann zu Obriſten im Bauernaufgebot zu machen. Durch den Hinweis darauf, daß dadurch der ganze Landesdienſt zum Schaden der Krone „über den Haufen fallen" werde, gelang es, dieſen Schlag zu parieren. Doch nicht vollſtändig, denn im Jahre darauf iſt ein Landrat aus jedem Kreiſe als Obriſt in der Landmiliz engagiert.

Am 20. Dezember 1700 langten der Herzog von Croy und die übrigen gefangenen ruſſiſchen Generale in Reval an, wo ſie in Bürgerhäuſern untergebracht und von Soldaten bewacht wurden. Der Herzog wohnte im Hauſe des Stadtofficials Fürſtenau. Am 11. Januar 1701 folgten ihnen viele andere Kriegsgefangene, unter ihnen auch 80 Zivilperſonen, z. B. der erſte zariſche Leibmedikus. Man brachte ſie in der Kanuti-Gilde unter, bis ſie am 17. Mai nach Schweden übergeführt wurden. Einzelne von den Gefangenen blieben in Reval; der Herzog aus dem Grunde, weil er viele Schulden gemacht und gebeten hatte, bis zur Ankunft ſeiner Wechſel in Reval wohnen zu dürfen. Er ſtarb im Dezember 1701 und wurde am 3. Januar 1702 hier beigeſetzt. *)

Die blutige Schlacht bei Narva hat Schweden viel Ruhm, aber wenig Gewinn gebracht, denn Karl XII. wies eigenſinnig alle günſtigen Friedensangebote zurück. Eſtland aber hat noch 10 lange Jahre unausſprechliche Kriegsnöte erdulden müſſen, bis endlich am 29. September 1710 der Tag der Erlöſung anbrach.

❀ ❀ ❀

Wozu brauchen wir die Dichtkunſt?

Von Erich von Schrenck (Riga). **)

Hochgeehrte Verſammlung!

Wozu brauchen wir die Dichtkunſt? Dieſe Frage ſoll uns heute beſchäftigen, und es mag ſcheinen, als ob es eine ſonderbare Frage iſt. Denn der bei weitem größere Teil unſerer Mitbürger, ja unſerer Zeitgenoſſen,

*) St. Nikolai-Kirchenbuch.

**) In dieſem Vortrage verſucht der Verf., angeregt durch die Ideen Schillers und des Äſthetikers Konrad Lange (Kunſt und Spiel in ihrer erzieheriſchen Bedeutung in „Kind und Kunſt") eine populäre pſychologiſche Begründung zu geben für die hohe Miſſion, die die Dichtkunſt an dem Menſchen unſerer Tage zu erfüllen hat. Gehalten worden iſt der Vortrag am 27. Januar 1905 auf einem Diskutierabend des Gewerbevereins in Riga, veröffentlicht in der Düna-Zeitung, 1905. Nr. 44. 45. 46.

braucht die Dichtkunst überhaupt nicht oder meint sie wenigstens nicht zu brauchen. Diese Majorität stellt also die Frage gar nicht. Eine kleine Minorität unter uns aber, ein Häuflein — Kinder und Frauen sind namentlich darunter — die liebt und treibt die Dichtkunst, aber wie etwas Selbstverständliches. Dichtungen erfreuen und trösten sie, was haben sie viel nach dem Zweck und Nutzen der Dichtkunst zu fragen? Merkwürdige Frage, die den größeren Teil unter uns gar nicht berührt, dem kleineren überflüssig erscheint! Dennoch behaupte ich: die Frage geht uns alle nahe an, und ich will Ihnen das beweisen.

Wozu brauchen wir die Dichtkunst? Ich betone es: wir. Ich denke nicht an ein fernes idyllisches Zeitalter, wo eine reichliche Muße den Menschen zur Poesie trieb und es keine glänzenderen rauschenderen Vergnügungen gab, die ihn davon abhielten. Ich denke nicht an behaglich dahinlebende und anspruchslose Menschen, sondern an den gehetzten und geplagten und doch so anspruchsvollen Menschen unserer Tage. Ich denke an den Menschen, den die Arbeit ebenso wie der Genuß von der Dichtkunst abzieht, und stelle nochmals die Frage: wozu braucht er die Dichtkunst? — Ist solche Fragestellung lohnend? Müssen mir nicht tausend Hemmnisse entgegengehalten werden, die den modernen Menschen nicht zur Dichtkunst kommen lassen? Liegt es nicht einfach in unserer Zeit, einer Zeit des Krieges und der Maschinen, begründet, daß die Poesie verschwinden muß?

Lassen Sie uns eingehn auf solche Bedenken, vergegenwärtigen wir uns die charakteristischen Züge unserer Zeit und kehren wir dann zu der Frage zurück, ob in ihr noch das Bedürfnis, noch der Boden für Poesie vorhanden sein kann. Hüten wir uns vor Schönfärberei. Blicken wir dem modernen Leben nüchtern ins Angesicht.

Wir können wohl in aller Kürze sagen, daß das moderne Leben unendlich komplizierter geworden ist. Die Bevölkerung wächst und die Ansprüche wachsen, letztere sogar bei zunehmender Zivilisation ungemein rasch. Was ist die Folge? Gesteigerte Arbeit. Ja, auch die gesteigerte Arbeit kann allein die Ansprüche unmöglich befriedigen. Die Leistungen müssen bei wachsender Entwicklung so viel größer werden, daß sie nur durch völlig andere Arbeitsmittel und eine veränderte Arbeitmethode erzielt werden können. Sie wissen, was ich meine: an die Stelle der Menschenhand sind in unserer Zeit Dampf und Elektrizität getreten. Dadurch allein ist Massenproduktion möglich geworden. Diese Massenproduktion aber hat die Arbeitsmethode vollständig verändert. Unzählige Dinge, die früher mit der Hand hergestellt wurden, werden heute in Fabriken gemacht. Die Maschine macht die Gegenstände, nicht mehr die Menschenhand, diese hat nur die Maschine zu bedienen. Millionen von Dingen, welche früher eine kunstfertige Hand verlangten, die sie aus dem ungeformten Stoff ins Leben rief, verlangen jetzt nur eine Maschine und eine Hand, die sie bedient. Welche Kunstfertigkeit gehört dazu,

einen einzigen Tisch, einen einzigen Stiefel, ein einziges Hufeisen zu machen! Jeder Handwerker ist ein ganz kleiner Künstler. Und er hat etwas von der Freude des Künstlers, wenn er durch seine Geschicklichkeit aus Holz oder Leder oder Eisen nützliche, feine und schöne Sachen entstehen sieht. Aber der Fabrikarbeiter ist gar kein Künstler, denn um eine Maschine zu bedienen, dazu genügen in der Regel wenige Handgriffe, die schnell erlernt sind, die keine Vervollkommnung ermöglichen und es dem Arbeiter nicht erlauben, irgend einen Gegenstand als sein Machwerk zu betrachten. Beim Handwerk ist es möglich, daß jeder eine Arbeit ganz verrichtet und einen ganzen Gegenstand als Lohn seiner Mühe hervorbringt. Die Maschine dagegen zerteilt die Arbeit in unzählige kleine Teilarbeiten und weist jedem sein Teilchen zu. Dabei kann er dann alt und grau werden, ohne je etwas Ganzes zu machen, oder etwas Ganzes zu werden. Sie erkennen die veränderte Arbeitsmethode unserer Zeit: es ist die Arbeitsteilung.

Glauben Sie nicht, daß die Arbeitsteilung bloß in die Fabrik eingezogen ist. Sie beherrscht das ganze moderne Leben. Sie hat die größten Folgen für den Fabrikarbeiter, aber sie erstreckt sich auf die meisten Gebiete. Gewerbe, Handel, Technik, Wissenschaft, Kunst und Politik, sie sind alle nicht frei vom Prinzip der Arbeitsteilung. Wo ist die Zeit hin, da man vom Barbier noch verlangte, daß er mit seinem Messer nicht nur Bart und Haare, sondern unter Umständen den ganzen menschlichen Körper zu behandeln verstände und Operationen ausführte! Wie viel spezialisierter sind die Handelsgeschäfte geworden! Und innerhalb ein und desselben Geschäftes wieviel Arbeitsteilung! Der eine hat Buchführung, der zweite Korrespondenz, der dritte Bedienung des Publikums, der vierte die Kasse, der fünfte die Reisen. Ja noch mehr: die Korrespondenz wird geteilt in deutsche, russische, französische und englische, die Bedienung des Publikums wird geteilt: der eine verkauft nur Zeug, der andere nur Schlipse und Kragen. Wie eintönig ist solche Arbeit, und wie zieht sie sich durch Jahre und Jahrzehnte, bis eine selbständigere Stellung mannigfaltigere Arbeit bringt!

Auch die Berufe der Literaten haben sich verändert durch das Prinzip der Arbeitsteilung. Wie spezialisiert und eintönig sind oft die Arbeiten geworden, die man vom Beamten verlangt. Es sind gebildete Leute, die nichts weiter zu tun haben, als Tischregister zu führen und Akten auszureichen. Im Lehrerstande haben Sie — wenigstens bei uns in Rußland — das Fachlehrertum. Da gibt einer 25 Stunden die Woche, alles Religionsstunden, ein anderer 30 Naturgeschichtsstunden, ein dritter 35 französische oder 40 russische oder 45 deutsche Stunden! Denken Sie ferner an die Ärzte: immer mehr schwindet die Einrichtung des Hausarztes, der die ganze Medizin beherrschen muß und für das gesamte leibliche Wohlsein einer Familie zu sorgen hat. Es gibt ja die Spezialisten, und man wendet sich je nach Bedürfnis an den Augen- oder Ohrenarzt, an

den Chirurgen oder Psychiater, an den Spezialisten für Magen- oder Lungenkrankheiten.

Die Beispiele ließen sich häufen ins Unendliche. Ja auch wenn wir das praktische Leben verlassen und uns zu den Forschern und Lehrern der reinen Wissenschaft, den Akademikern und Professoren, begeben, finden wir dieselbe, ja oft eine noch viel weiter gehende Spezialisierung. Da gibts Naturforscher, deren Lebenswerk darin besteht, eine Käfergattung nach ihren verschiedenen Arten zu beobachten, da gibts Historiker, die bloß in einem Zeitraum von 20—30 Jahren ganz zu Hause zu sein meinen usw. Ich will Sie nicht mehr mit Beispielen ermüden. Es wird Ihnen deutlich sein: unsere Zeit steht unter dem Zeichen der Arbeitsteilung.

Und sie muß auch unter diesem Zeichen bleiben. Es ist gar keine Aussicht, daß sich das ändern wird. Im Gegenteil. Auf manchen Gebieten wird die Arbeitsteilung noch zunehmen. Arbeitsteilung bedeutet nämlich Kräfteersparnis, Konzentrierung, Sammlung der Kräfte auf einen Punkt. Unser Zeitalter kann den gesteigerten Anforderungen nur deshalb genügen, weil seine Arbeitsmethode so viel praktischer geworden ist, weil es eben die Arbeitsteilung anwendet. Auch so ist die Belastung des einzelnen sehr groß. Und das ist der zweite Punkt, auf den wir besonders zu achten haben. Die Zahl derer in unserer Mitte ist ungeheuer, die zu viel zu tun haben. Sie können nicht recht aufatmen und sie haben auch keine Aussicht, daß das besser werde. Im Gegenteil, die Ansprüche wachsen noch. Und so sehen wir unendlich viele in der schlimmen Lage, daß ihre Arbeit zu eintönig oder zu groß oder aber — und das ist am schlimmsten — daß sie zu eintönig *und* zu groß geworden ist.

Hand in Hand mit der veränderten Arbeit ist auch der veränderte Genuß gegangen. Steigerung der Zivilisation hat immer Steigerung des materiellen Luxus zur Folge. Die Ansprüche sind in der Tat unverhältnismäßig gewachsen. Hier sind sogar Beispiele unnütz, jeder weiß, wieviel einfacher man noch vor 30 Jahren lebte. Die gesteigerten Ansprüche drücken aber wieder auf die Arbeit.

Wer wollte sich den traurigen Folgen einer solchen Entwickelung verschließen? Es fehlt an Lebensfreude, an behaglicher Zufriedenheit, an Glück. Gerade daß alle paar Jahre ein neues Buch über das Glück erscheint, gerade daß viel von Lebensfreude *geredet* wird, ist ein Beweis dafür, daß das Güter sind, die weiten Kreisen abhanden gekommen sind, nach denen man Sehnsucht hat, zu denen man wieder den Weg finden möchte.

Aber nicht nur Unzufriedenheit ist eine Folge der gesteigerten Ansprüche und der veränderten Arbeit. Ein zweites und vielleicht noch schlimmeres Übel ist entstanden. Dadurch nämlich, daß der einzelne eine spezialisierte, eingeschränkte Aufgabe erhält, kann er sich nur sehr einseitig entwickeln. Denken Sie an die Berufsarten, von denen ich gesprochen habe. Wie soll

sich der Fabrikarbeiter in seiner Beschäftigung entwickeln? Entfaltet der Beruf die Erfindungsgabe, die Tatkraft, die Phantasie, den Mut oder die Menschenfreundlichkeit des Arbeiters? Und mit so manchen der geschilderten Berufe steht es nicht viel anders. Auch der Handwerker, der, wie wir sahen, in unendlich viel günstigerer Lage war als der Fabrikarbeiter, auch der Kaufmann, auch der Beamte, auch der Literat sehen sich durch ihren Beruf eingeschränkt und an einer vollen Entwickelung ihres äußeren und inneren Menschen gehindert. Sie werden einseitig. Wie oft müssen wir es erleben, daß Interessen, die der Knabe noch glühend gehabt hat, beim Manne bereits erkaltet und abgestorben sind. Sie haben keine Nahrung gefunden. Es gibt Berufsarten, die den Menschen so sehr und so einseitig in Anspruch nehmen, daß er wirklich nicht mehr Kraft und Luft behält, von anderen Dingen viel zu wissen und nach ihnen zu fragen. Können wir erwarten, daß der Handwerker sich eine rege Wißbegierde erhält, daß bei einem völlig einsam arbeitenden Beamten oder Gelehrten sich Menschenkenntnis und Mitgefühl entwickeln, daß ein gehetzter Lehrer Sinn für Politik bekommt oder ein Großkaufmann Interesse für Fragen der Schönheit? Wenn es unter günstigen Umständen doch der Fall ist, so ist es trotz des Berufes, nicht durch ihn. Der Beruf hat daran gehindert. Vielleicht hat die Familie den Menschen vor zu großer Einseitigkeit bewahrt. Aber die gesteigerten Ansprüche unserer Zeit haben schon viele an der Gründung einer Familie gehindert und ihn so erst recht dazu verurteilt, einseitig zu bleiben und manch reiche Anlage seines Gemütes verkümmern zu lassen.

Und so müssen wir feststellen, daß Unzufriedenheit und Verkümmerung wie zwei gewaltige starke Feinde uns immer wieder entgegentreten. Man mißverstehe mich nicht. Die Feinde sind ja natürlich nicht neu, sondern ebenso alt wie das Menschengeschlecht. Aber die eigenartigen Umstände, die wir betrachtet, haben diese Feinde doch zu unserer Zeit besonders stark und gefährlich werden lassen. Es ist deshalb doppelt nötig, daß wir ihnen fest ins Auge sehen, klar erkennen, woraus sie ihre Stärke ziehen, und an unserem bescheidenen Teile daran arbeiten, sie zu bekämpfen. Was steht in unserer Macht?

* * *

Vergegenwärtigen wir uns die Stellung, die die meisten ihrem Beruf gegenüber einnehmen, so müssen wir sagen: der Beruf ist ihnen Mittel zum Zweck. Am deutlichsten ist das beim Fabrikarbeiter. Man kann nicht erwarten, daß sein Beruf ihn interessiere. Die Arbeit ist ihm das notwendige Mittel, sein Leben zu erhalten. In wie viel andern Fällen steht es aber ebenso! Es ist verhältnismäßig selten, daß jemand in seinem Berufe selber wirkliche Befriedigung empfindet. Wieviele Handwerker, wieviele Kaufleute, wieviele Beamten, ja — ich muß hinzufügen — wieviele Literaten betrachten ihren Beruf als Mittel zum Zweck! Sie leben nicht wirklich in ihm, sie

haben keine Neigung für ihn, sie würden ihn, falls sich das gerade so machte, mit einem andern Berufe vertauschen. Freilich, daß das der Fall ist, hängt großenteils mit den geschilderten Verhältnissen zusammen, die Arbeitsteilung hat so und so viele Berufsarten in der Tat langweiliger gemacht. Aber es bleibt doch ein großer Übelstand, daß jemand tagaus tagein die ganze Zeit über etwas tun muß, was ihn nicht interessiert, daß er also die Hauptzeit seines Lebens nicht voll befriedigt ist, daß ihm der Beruf Mittel zum Zweck ist. Es sind Unzählige, für die die Arbeit eigentlich ein notwendiges Übel ist. „Wenn ich genug verdient habe, dann kann ich mich zur Ruhe setzen." So heißt es. Ihnen zerfällt das Leben in die notwendige unangenehme Arbeit und in die ersehnte erfreuliche Ruhe. Jeder Tag hat zwei solche Abschnitte, wobei nur zu bedauern ist, daß die Zeit der Erholung so unverhältnismäßig kurz, die Zeit der Arbeit so lang ist. Man kann wohl sagen: für die Mehrzahl der Menschen fallen Tätigkeit und Genuß ganz auseinander. Wenn der Mensch tätig ist, wenn er arbeitet, so strengt er sich an, er quält sich, er sehnt sich heraus, er ist nicht wahrhaft fröhlich. Wenn er aber fröhlich ist, so ist er nicht tätig, sondern in Ruhe: er ißt, er trinkt, er erholt sich. So ist die Tätigkeit unfröhlich, unbefriedigt, die Freude aber untätig. Und nun stelle ich die Frage: gibt es nicht eine fröhliche Tätigkeit, eine tätige Freude? Gibt es nicht geregelte Tätigkeiten, die wir um ihrer selbst willen suchen, die uns nicht Mittel zum Zweck sind, sondern Selbstzweck; solche Tätigkeiten, die wir nicht ausüben, um leben zu müssen, überhaupt um etwas anderes zu erreichen, sondern die wir ausüben, weil sie uns gefallen, weil wir in der Tätigkeit selber Befriedigung, Freude gewinnen? Denken Sie an Ihr Leben. Denken Sie an solche Tätigkeiten in Ihrem Leben, die Sie nicht gezwungen, nicht um eines anderen Zweckes willen ausgeübt, sondern bloß deshalb, weil diese Tätigkeiten Ihnen Freude und Spaß gemacht. Vielleicht fällt Ihnen im Augenblick nichts ein. Vielleicht haben Sie sich längst daran gewöhnt, die Tätigkeit nur zu üben, um etwas anderes zu erreichen, um nach der Tätigkeit ungestörte Ruhe zu haben. Vielleicht ist bei Ihnen seit Jahren die Tätigkeit ohne Lust und die Lust untätig. Wenn das der Fall ist, dann bitte ich Sie, in eine Ihnen längst entschwundene Zeit zurückzugehen, in Ihre Kindheit. Denn da finden Sie sicher jene Tätigkeit, die um ihrer selbst willen gesucht worden ist. Das Kind lebt nur so, daß es Beschäftigungen aufsucht, die ihm an sich interessant sind, es ist beständig tätig und beständig mit Lust tätig. Es verfolgt keinen anderen Zweck mit seiner Beschäftigung als eben den, sich an dieser Beschäftigung zu freuen. Und da es auf diese Weise fortwährend in einer heiteren Tätigkeit lebt, so lebt es wahrhaft schön und menschenwürdig, und wir haben wohl ein Recht, von den goldenen Kindheitstagen zu reden.

Ja es gibt eine Tätigkeit, die lediglich um ihrer selbst willen geübt wird, mit der der Mensch gar nichts anderes bezwecken will, als eben sich an

dieser Tätigkeit zu freuen. Wie nennen wir diese Tätigkeit? Nun der Blick in die Tage unserer Kindheit hat es uns schon gesagt: es ist das Spiel. Wundern Sie sich nicht darüber. Sie haben erwartet, etwas besonders Hohes und Wichtiges zu hören, und sehen sich enttäuscht. Aber das Spiel ist etwas besonders Hohes und Wichtiges. Sonst hätte unser großer und tiefer Dichter Schiller nicht gesagt: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt." Dieser an und für sich so befremdliche Satz kann uns nicht mehr unverständlich sein. Denn er sagt uns ja nur, daß der Mensch von Gott dazu geschaffen ist, tätig zu sein und froh zu sein, daß er daher seine wahre Bestimmung nur erfüllt, wenn er durch seine Tätigkeit und in ihr froh ist, wenn ihm die Tätigkeit zum Selbstzweck und die Arbeit zum Spiel wird.

Wie wenn es uns gelänge, unsre Arbeit zum Spiele zu machen! Damit ist nicht gesagt, daß sie leicht werden soll, daß sie ohne Mühe und Anstrengung geschehen soll. Es gibt ja schwere Spiele, wie es auch leichte Arbeiten gibt. Fragen Sie den Schachspieler, ob er seine Partie ohne heißes Bemühen gewinnen kann. Er muß tüchtig nachdenken und sich anstrengen — und doch spielt er. Es ist eben ein schweres Spiel. Andrerseits gibt es leichte Arbeiten, Arbeiten, die nur durch die beständige Wiederholung mühselig werden, die aber an und für sich leicht sind, wie die Bedienung einer Maschine, die Abschrift einer Akte, die Einkassierung von Geldern. Also nicht das ist charakteristisch fürs Spiel, daß es leicht ist. Aber es ist angenehm, es erfreut, es wird um seiner selbst willen gesucht, es soll nichts anderes damit erreicht werden. Und nun frage ich nochmals: kann es gelingen, die Arbeit spielend auszuüben? In vielen Fällen gewiß, und es ist herrlich, wenn es gelingt. Wenn ein Schuhmacher bei der Anfertigung von ein paar Schuhen nicht an den Lohn denkt, der ihm werden soll, sondern wenn es ihn interessiert, diese Schuhe so bequem, so elegant, so schön wie nur möglich zu machen, wenn er sich mit Lust in seine Tätigkeit so vertieft, daß ihm die Zeit dahinfliegt, dann hat er seine Arbeit spielend verrichtet. Das ist etwas Herrliches. Wenn ein Kaufmann nicht denkt an die Pferde, Häuser und Landgüter, die er sich mit dem erworbenen Gelde kaufen und sich zur Ruhe setzen will, sondern wenn es ihn interessiert, die praktischste Einrichtung zu treffen, die geschickteste Kombination zu machen, das solideste Geschäft in Blüte zu erhalten, dann ist ihm seine Arbeit zum Spiele geworden. Wenn ein Lehrer nicht denkt an die kümmerliche Gage, die er am Monatsschluß erhält, sondern wenn es ihn interessiert, die Kinder zu entwickeln, wenn sein schönster Lohn der ist, daß er geistiges Leben um sich herum blühen und wachsen sieht und er selber zu diesem Wachstum beitragen darf, dann ist sein mühevoller Beruf ein Spiel geworden und er möchte ihn nicht missen. Ich gestehe Ihnen, daß ich den dornigen Pfad des Lehrertums nicht gehen würde, wenn ich ihn nicht großenteils spielend gehen könnte, d. h. wenn mir nicht in der Tätigkeit selber so

viel Freude entstände. Nun verstehen wir auch das Wort: Arbeit adelt, d. h. macht vornehm. Doch nicht jede Arbeit macht vornehm. Es ist doch nicht vornehm, wenn ich etwas unfreiwillig, gezwungen tue. Dadurch werde ich ja zum Sklaven. Wir können also ebensogut sagen: Arbeit macht Sklaven. Diejenige Arbeit, und brächte sie die höchste Stellung und die höchsten Orden mit sich, die ungern, ohne Neigung und Lust, gezwungenermaßen getan wird, macht Sklaven. Diejenige Arbeit aber, die mit Interesse, mit Neigung und Heiterkeit, wie ein Spiel verrichtet wird, diese Arbeit, und wäre sie die einfachste und niedrigste, die adelt. Die ist etwas Großes und Wundervolles. In ihr empfindet der Mensch mit das Schönste, was ihm überhaupt beschieden ist: Schaffensfreude. In ihr zeigt sich also, daß ein göttlicher Funke in den Menschen gefallen ist.

Wie steht es nun? Ist nicht die Mehrzahl der Menschen von dieser herrlichen Freude für immer abgeschnitten? Hat es sich uns nicht gezeigt, daß Hunderttausende und Millionen zu einer so eintönigen Arbeit verurteilt sind, daß sie beim besten Willen kein Interesse für sie empfinden können? Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß es doch Mittel und Wege gibt, auch für die schlichteste Arbeit Interesse zu gewinnen. Vor allem dadurch, daß man sie sehr gut macht. Es gibt eine rührende Geschichte von Gogol, in der uns ein Schreiberleben vorgeführt wird, sie heißt: „Der Mantel." Der blutarme, einsame und verlassene Schreiber Akaki Akakiewitsch schreibt seine Buchstaben mit so viel Sorgfalt und Liebe, namentlich aber malt er seine Lieblingsbuchstaben mit so unendlicher Zuneigung aus, daß über sein Gesicht jedesmal ein fröhliches Lächeln fährt, wenn einer dieser Buchstaben an die Reihe kommt. Solche Schreiberarbeit adelt auch, sie wird zum Spiele. Und andererseits kann der Sinn, den wir unserer Arbeit geben, der große Zusammenhang, in den wir sie stellen, ihr ebenfalls ein Interesse geben, das sie sonst nicht hat. Ein Kommis langweilt sich, tagaus tagein die Kunden zu bedienen. Sehr begreiflich. Aber wenn er einsieht, daß er ein notwendiges Rädchen in einem großen Uhrwerke ist, daß auch der Kommis dazu da ist, um Handel und Wandel aufrecht zu erhalten, und daß ein gewandter Kommis oft die Stütze eines ganzen Geschäftes ist, dann wird er seine Arbeit mit mehr Neigung verrichten, sie wird ihm mehr Spiel werden.

Schiller sagt:

„Wisset ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin."

Dies Wort vermag, wo es recht gefaßt wird, manches Kleine interessant und manches Geschäft zum Spiel zu machen. Aber darüber können wir uns nicht täuschen, daß es in unendlich vielen Fällen nur wenig, in anderen gar nicht gelingen wird, Leben und Interesse in eine langweilige Arbeit zu bringen.

Glücklicherweise hilft der dem Menschen angeborene Tätigkeitstrieb über so manches hinweg, aber es bleibt doch genug eintönige, kleinliche, harte Sklavenarbeit nach.

Wo es nun nicht gelingen will, die Arbeit zum Spiele zu machen, da helfe man sich anders: man stelle neben die Arbeit das Spiel. Die Arbeit will uns nicht werden eine fröhliche Tätigkeit, eine Tätigkeit, die wir um ihrer selbst willen lieben, die uns erhebt und erfrischt. Aber wir brauchen eine solche Tätigkeit, damit uns Leib und Seele nicht müde werden, damit wir immer wieder Spannkraft und Schwung gewinnen. Nun man treibe eine solche Tätigkeit neben der berufsmäßigen, man lerne wieder zu spielen, buchstäblich zu spielen. Das Spiel ist dem Kinde die Quelle des Glückes. Aber es ist auch die Quelle seiner Kraft und seiner Entwickelung. Es gibt keinen lieberen Anblick als Kinder, die ganz in ein Spiel versunken sind, die Himmel und Erde vergessen haben, weil sie in einer selbstgeschaffenen neuen Welt leben. Denn solche Kinder sind so froh und so tätig, wie es die wahre Bestimmung des Menschen ist, sie sind in einem wahrhaft menschenwürdigen Zustande. Solches müssen wir Erwachsenen wieder lernen, wenn wirs verlernt haben, denn auch auf diesem Gebiete heißt es: so Ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder

Das Spiel des Erwachsenen nimmt naturgemäß einen andern Charakter an, als ihn das Spiel des Kindes hat, dem Wesen nach bleibts dasselbe, nämlich eine heitere geregelte Tätigkeit, die in sich ihren Zweck hat. Bloße Geselligkeit ist also kein Spiel, da der Mensch dabei nicht tätig, wenigstens nicht geregelt tätig ist. Kartenspiel auf Geld etwa zu einem hohen Einsatz ist kein Spiel, weil die Beteiligten noch an etwas anderes außer dem Spiele Liegendes, nämlich den Gewinnst, denken. Dagegen fallen alle die edlen Arten des Sportes recht eigentlich unter den Begriff des Spieles: Reiten, Radeln, Schlittschuhlaufen, Fechten, Jagen, Angeln, Segeln und dergl. Das sind die eigentlichen Hauptspiele der Erwachsenen. Mehr und mehr erblühen sie auch unter uns, und wir können uns dessen nur freuen. Wie groß ihre Bedeutung für das Volksleben werden kann, zeigt England. Welche Fülle von Kraft, Frische und Glück die Engländer aus den Spielen des Sportes gezogen haben, liegt zu Tage. Die Erfolge der Engländer auf den verschiedensten Gebieten zeigen es handgreiflich, wie sehr ein Volk zu seiner Gesundheit des Spieles bedarf. Ja man kann ruhig behaupten, daß gegen den einen Hauptfeind in unserer Zeit, von dem wir reden mußten, gegen die Unzufriedenheit, uns ein Haupt-Bundesgenosse zur Seite steht: das Spiel. Man lehre die Menschen wieder zu spielen, edle, einfache und kraftvolle Spiele, und man wird im Kampfe gegen den Geist der Langweile, der Unzufriedenheit und des Lebensüberdrusses ein gut Stück vorwärts gekommen sein.

Es sind aber nicht alle Spiele gleich wertvoll. Freilich, jedes edle Spiel wird dem Menschen jene heitere, in sich befriedigte Tätigkeit bringen, die er

als Gegengewicht gegen einen eintönigen Beruf braucht. Es kann ihn daher zufriedener machen. Aber kann es ihn auch vor jenem zweiten Feinde unserer Zeit, vor Verkümmerung bewahren, vor der Einseitigkeit, die so oft die Folge unserer modernen Arbeitsteilung und Spezialisierung ist? Denken wir an Beispiele. Ein Kommis, der den ganzen Tag Kunden bedient hat, ein Handwerker, der den ganzen Tag an der Hobelbank gestanden, ein Beamter, der 8 Stunden lang Zahlen addiert hat, eine Nähterin, die vielleicht noch länger am Nähtisch gesessen, wie sehr müssen sie alle am Abend einseitig ermüdet sein. Es leben Kräfte in ihnen, Kräfte des Verstandes, des Gemütes, der Phantasie und des Willens, die da haben schlummern müssen oder nur vereinzelt herangezogen worden sind. Wieviel einseitige körperliche Arbeit in unserer Mittte oder einseitige Verstandesarbeit! Solcher einseitigen Arbeit gegenüber kann auch der Sport allein nicht helfen. Gewiß, er ist ein prächtiges Spiel für unsere Körperkraft und Entschlußfähigkeit, aber die reichen Anlagen unseres Geistes verlangen ein noch reicheres, ein noch umfassenderes und mannigfaltigeres Spiel. Ein Spiel ist nötig, das unseren Verstand beschäftigt und bildet, unsere Phantasie belebt, unser Gefühl erfrischt, unsern Willen reinigt.

Ein so großes und umfassendes Spiel aber finden wir nur in der Kunst. Denn die Kunst ist ein Spiel, das höchste und vornehmste, aber ein Spiel. Glauben Sie nicht, daß damit die Kunst herabgedrückt wird. Im Gegenteil: gerade darin zeigt sich ihr Adel. Denn wenn wir sie als Spiel fassen, so finden wir ja in ihr jene freie und heitere Tätigkeit, die um ihrer selbst willen gesucht wird, die wegen ihrer eigenen Schönheit, wegen ihres eigenen Wertes, nicht anderer Zwecke wegen getrieben wird. Es hat nie jemand höher gedacht von der Kunst als Schiller, und gerade Schiller hat uns gelehrt, die Kunst als Spiel zu betrachten. Und zwar spielt nicht bloß der Künstler, sondern auch der Kunstfreund, nicht bloß der Ausübende, sondern auch der Genießende. Denn darin unterscheidet sich der Kunstgenuß von anderem Genuß, daß er zugleich Tätigkeit ist. Wenn ich ein Gedicht lese, ein Bild beschaue, ja sogar Musik höre, ist mein Geist tätig. Er nimmt auf und bildet weiter. Der Verstand denkt, die Phantasie spinnt aus, die Saiten der Seele schwingen fort. Kunstschaffen und Kunstgenießen, beides ist heitere Tätigkeit. Wer ein Drama aufgeführt sieht, der sieht nicht nur einem Schauspiele zu, sondern er spielt wirklich mit. Er vergißt Himmel und Erde, weil er in einer Tätigkeit aufgeht, die ihn ganz in Anspruch nimmt. Wenn es sich nun ergeben hat, das unsere Zeit mehr als irgend eine das Spiel braucht, dann ist auch deutlich, daß wir gegenüber der Einseitigkeit und Verkümmerung das reichste und umfassendste Spiel brauchen, nämlich die Kunst. Dieses ließe sich auf verschiedene Weise zeigen und zwar an allen Künsten. Um aber nicht zu sehr ins Weite zu schweifen, so bleiben wir bei einer Kunst, nämlich bei der, von der seit je die umfassendsten Wirkungen ausgegangen sind, der Dichtkunst.

Wozu brauchen wir die Dichkunſt, wir im 20. Jahrhundert? Dieſe Frage befremdet uns jetzt nicht mehr, und wir haben alle Mittel in der Hand, ſie zu beantworten. So antworten wir denn: weil gerade wir ein Spiel brauchen, das unſeren ganzen Menſchen beſchäftigt und fördert, ein Spiel — das iſt das erſte — welches unſern von der Tagesarbeit müde und ſtumpf gewordenen Geiſt wieder anfacht und weiter entwickelt. Gegenüber den unzähligen mechaniſchen Beſchäftigungen brauchen wir ein geiſtiges, ein bildendes Spiel. Das iſt das erſte. Ein ſolches Spiel aber iſt die älteſte Bildnerin des Menſchengeſchlechts. Geſtatten Sie mir einen flüchtigen Blick in die Geſchichte der Dichtung. In welche Zeit Sie auch ſchauen, immer werden Sie finden, daß das Spiel, welches die Menſchen dichtend getrieben, ihnen Bildung gebracht und erweitert hat. Man hat gar nicht dieſen Zweck dabei im Auge gehabt, aber ungeſucht hat ſich mit der Dichtung geiſtiger Reichtum eingeſtellt. Denken wir an das Altertum. Wie überliefern die Völker im Kindheitsſtande ihrer Entwickelung ihre eigene Geſchichte? Nicht anders als in der Sage und im Heldenliede, d. h. in der Dichtung.
Wie wurden die jungen Athener gebildet? Weſentlich dadurch, daß ſie ſich in den Wettkämpfen übten und Homer laſen, d. h. Sport und Dichtung trieben. Was die Griechen an geiſtiger Nahrung, an Bildung aus ihren Dichtern, aus Homer, Heſiod, Pindar, Äſchylus, Sophokles und Euripides zogen, läßt ſich nicht ermeſſen. Namentlich aus Homer. Wie wuchs der junge Grieche hinein in die Religion ſeiner Väter, in die alte Geſchichte und Sitte, in die ganze Lebensanſchauung ſeines Volkes bloß dadurch, daß er ſeinen Homer kannte. Und nun denken wir an die alten Deutſchen. Die Götter- und Heldenlieder, die waren ihre eigentliche Bildung. Das zieht ſich von den älteſten Zeiten bis tief ins Mittelalter hinein. Die großen Taten der Götter und Halbgötter, der Könige und Helden lernte man nicht anders. Wie mögen die Lieder, die ſpäter in der Edda zuſammengefaßt wurden, von Alters her den Geſichtskreis des aufhorchenden Jünglings erweitert und ihm die Vorſtellungen von göttlicher Macht und ewigem Rechte, von Weltſchöpfung und Weltuntergang, von Schuld und Sühne erzeugt haben! Nicht anders als durch die Dichtung entſtand in ihm der Begriff davon, daß alles, was ihn umgab, langſam geworden und gewachſen war, die Folge großer Taten und Ereigniſſe. Wieviel Bildungsmomente enthielt allein das Nibelungenlied. Und wie zog der Geiſt des Deutſchen durch Jahrhunderte hindurch freie Nahrung aus der Dichtung des Volkes. Erſt langſam und allmählich entſtanden die Kloſterſchulen, in denen das Deutſche durch das Lateiniſche in den Hintergrund gedrängt wurde. Aber auch in dieſen Kloſterſchulen wurde die Dichtung gepflegt, wenn auch eine fremdländiſche: Homer und Virgil, Ovid und Horaz übten ihre bildende Wirkung durch die Klöſter und die entſtehenden Hochſchulen aus durch das ganze Mittelalter. Und daneben zogen die Helden- und Minneſänger durchs Land und verbreiteten politiſche Kenntniſſe und politiſche

Stimmung durch ihre Lieder. Dann trat Martin Luther auf. Er gab dem Volke das erste herrlichste Volksbuch, das Buch der Bücher, die Bibel in der Muttersprache wieder, ein Buch, das viel mehr an Dichtung enthält, als man gemeinhin beachtet. Und er gab ihm das Kirchenlied, jene Dichtung, die so unendlich viel für die geistige Bildung des Volkes tun sollte. Hier kehrten die großen Gedanken der Reformation im Liede wieder, jedermann verständlich und von jedermann so oft gesungen, daß sie dem Volke in Fleisch und Blut drangen. Man soll nicht vergessen, was das Kirchenlied, diese schlichte Dichtkunst, an geistiger Nahrung und Bewegung ins deutsche Volk gebracht hat. Es kamen zwei Jahrhunderte, die in poetischer Beziehung für Deutschland kümmerlich waren. Aber gleichzeitig dichtete in England ein Genius wie Shakespeare und grub wie mit ehernem Griffel die Geschichte seines Landes in die Herzen seines Volkes. Und dann erschienen Deutschlands große Klassiker, Goethe und Schiller: was diese durch ihre Dichtungen dem Volke an geistiger Nahrung gespendet, ist Ihnen bekannt. Sie werden nicht erwarten, daß ich es Ihnen entwickle, ich müßte einen besonderen Vortrag halten. Aber an einzelne Beispiele darf ich erinnern. Vergangenheit und Gegenwart haben sie uns deutlich gemacht und uns dadurch gebildet. Wie sind doch die geschichtlichen Helden, die Schiller behandelt hat, populär geworden! Es sind zum Teil sogar außerdeutsche Gestalten, die uns Deutschen aber viel vertrauter geworden sind als bedeutende deutsche. Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans leben in unserer Mitte nicht so, wie der Historiker sie auffaßt, sondern so, wie Schiller sie ein für allemal in unsere Mitte gestellt hat. Der katholische Wallenstein, der von seinem Kaiser abfällt und sich mit den Schweden verbindet, steht unserer Empfindung eigentlich recht fern. Aber durch Schiller ist uns seine Gestalt bekannt und vertraut geworden. Und die sagenhafte Gestalt Wilhelm Tells, was spielt sie doch durch Schiller für eine Rolle im Geiste der Deutschen! Sie ist wichtiger geworden als so manche hervorragende geschichtliche Persönlichkeit, deren Taten der Historiker für ungleich bedeutender hält. Wie tief säße der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. in den Herzen, wenn er seinen Sänger gefunden hätte. Hier haben Sie den Beweis dafür, daß die Dichtung einen so ungeheuren Einfluß auf die geistige Bildung eines Volkes ausübt. Geschichtliche Helden müssen im Liede leben, wenn sie dauernd den Geist eines Volkes beschäftigen sollen. In der alten Zeit lernten die Leute Geschichte und Religion nur aus der Dichtung, dem Liede. Heute haben wir freilich den Geschichts- und Religionsunterricht. Aber der Geschichtsunterricht bringt auch heute auf der ersten Stufe nur Sagen, d. h. Dichtungen, und wenn er geschickt ist, so bleibt er, ebenso wie der Religionsunterricht, in beständiger Fühlung mit der Dichtung und dem Liede. Und wie gesagt, am festesten sitzen unter uns allen doch die großen Helden der Dichtung. Die hohe, die edle Dichtung ist von den ältesten Zeiten bis heute dem Volke ein Spiegel gewesen seiner Religion und Geschichte, seines Rechtes und seiner

Sitte. So hat sie immer wieder den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Urvätern und Enkeln gepflegt. Daher ist es so traurig, wenn die Dichtung vergessen wird und dem Volke nur eine Lektüre bleibt, die ihm nur vom Tage erzählt: die Zeitung. Darum gilt es gerade den modernen Menschen, der Bibel und Gesangbuch, Volkslied und klassische Dichtung verdrängt hat durch Zeitung und Journal, daran zu erinnern, wieviel er bei diesem Tausche verloren. Denn wir bleiben dabei: es gibt kein geistigeres, kein bildenderes Spiel als die Dichtkunst.

Wieder ist es kein anderer als Schiller, der diese Erkenntnis in der schönsten Form ausgesprochen hat. Wenn Schiller zurückblickt in die Geschichte, so heben sich ihm „die vier Weltalter" ab: im ältesten lebt der Mensch als Hirt und Jäger, im zweiten wird er Krieger, es ist das Heldenzeitalter; im dritten erblüht die Kunst, vornehmlich unter den Griechen; das vierte beginnt mit dem Christentum, es ist das Mittelalter; das fünfte ist die neue Zeit, in der wir noch leben Dem Unkundigen liegt dieses ganze reiche Leben der Geschichte wie ein Knäuel zusammengewickelt und gestaltlos da. Der Dichter muß erst auftreten, um die verborgene Fülle aufzudecken und zu entfalten. Weisheit und Stimme ist ihm verliehen worden. So läßt er das Ohr die Lieder der Vergangenheit hören, das Auge ihre Gestalten schauen. Er gibt ein Bild der ganzen Welt, wie es der Gott Vulkan einst in einen Schild gegraben:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;

Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Ja freilich, das ist ein bildendes Spiel, in das uns der Dichter so einführt. Die Welt und ihre Geschichte ist sein eigen und er teilt sie uns mit. Indem wir ergötzt werden, sind wir unterrichtet worden. Aber es ist nicht nur ein Spiel, das den Geist bildet, sondern auch ein solches, das die Phantasie beschäftigt und das Gefühl anregt. Das ist das zweite. Und es ist von ungemeinem Werte, daß bedeutende Gestalten unsere Phantasie bevölkern. Für das Leben des Kindes ist das allgemein anerkannt. Wir wünschen es, daß die Götter Olymps und Walhalls, daß die Helden des trojanischen Krieges in den Köpfen und Herzen unserer Kinder leben, wir glauben ihnen keinen besseren Dienst zu leisten, als wenn wir ihnen von Siegfried und Kriemhild, von Dietrich und von Parzival erzählen. Ihre Einbildungskraft soll veredelt, ihr Sinn auf Hohes gerichtet werden. Aber soll denn das alles wirklich nur für die flüchtigen Jahre der Kindheit geschehen? Wie wir die beglückenden Spiele der Kindheit hinter uns gelassen, so haben wirs auch mit der Dichtung getan, jenem Spiele der Phantasie, das uns in eine höhere Welt hebt.

Es ist wirklich nicht zu unserem Heile, daß wir uns so selten aus der kleinen Welt, in der zu leben wir bestimmt sind, in eine größere heben lassen. Wir verkümmern ja darin. Unser Beruf, unsere gesellschaftliche Stellung bringt es mit sich, daß wir nur wenig erleben. In ewigem Einerlei dreht sich das Rad des Berufes, und enge Stadtmauern halten Zahllose immer und ewig von der großen freien Gotteswelt entfernt. Da sitzt ein Beamter tagaus tagein, jahraus jahrein in einem öden häßlichen Zimmer an einem kleinen Fenster hinter einer hohen Brandmauer und sortiert Briefe oder addiert Zahlen oder führt Rechnungsbücher. Von der Natur ist er abgeschnitten, denn Ferien gibt es nicht, sich eine Familie, ein Haus zu gründen, ist ihm vielleicht auch nicht gelungen. Was erlebt er denn? Muß nicht das ewig Kleinliche, das kümmerliche Einerlei ihn selber kleinlich und kümmerlich machen? Er braucht etwas anderes Neues, Großes nicht bloß für seinen Geist, sondern auch für sein Empfindungsleben. Sonst stirbt seine Seele. Es gehen ihm eine Menge der menschlichsten, der wertvollsten Gefühle verloren. Sehen wir aber genauer zu, so sind wir alle in ähnlicher Lage. Wir alle, wenigstens die meisten, sind in Verhältnisse gestellt, die uns ein volles Ausleben unmöglich machen. Gewiß, wir sollen nicht darüber klagen, sondern bedenken, daß es in der Natur der Dinge liegt. Wir sind in kleine Verhältnisse gestellt, und darum können wir die größten und stärksten Empfindungen in der Wirklichkeit nicht erleben, oder doch nur vereinzelt. Es ist das im Grunde selbstverständlich.

Es ist niemand unter uns, dem die Freude eines Königs über die Befreiung seines Landes oder die Freude eines Feldherrn über großen Sieg oder die Freude eines genialen Künstlers über das Gelingen eines ewigen Kunstwerks beschieden sein könnte. Und wie die große gewaltige Freude, so ist uns auch der große gewaltige Schmerz versagt. Wir leben nun einmal im Kleinen, und so werden wir selber klein. Aber auch im Kleinen, wie einseitig, ja oft wie kümmerlich wird unser Empfindungsleben! Wir können die Wirklichkeit nicht meistern. Es sind sicher viele unter uns, denen ein Liebesleben versagt ist, sie müssen ohne Lebensgefährten ihren Weg wandeln. Welch ein Ausfall für ihre Seele! Andern fehlt ihr Lebenlang die Vater- oder Mutterfreude. Wieder andere machen nie einen größeren Konflikt durch. Unangefochten und kampflos gehen sie durch ihr Leben, ohne die Furcht vor Niederlage, aber auch ohne die Freude des Sieges. Was soll ich die Beispiele häufen? Es ist klar, daß das wirkliche Leben uns an Freude und Leid, an Rührung und Erschütterung unserer Seele nur eine kleine Auswahl bringt. Wenn uns daher eine ganze Menge von wertvollen echt menschlichen Empfindungen nicht fremd bleiben sollen, wenn wir durch unsere einseitige Arbeit und unsere kleinen Lebensverhältnisse nicht verkümmern sollen, so müssen wir diese uns von der Wirklichkeit versagten Empfindungen in der Dichtung erleben. Von Napoleon wird erzählt, daß er siebenmal Goethes Werther gelesen habe. Es ist interessant, daß der eisenharte geniale Kraftmensch diese zarte tränenselige Dichtung so geliebt hat. Er brauchte sie als Ergänzung für sein Empfindungsleben. Nun, wieviel mehr brauchen wir Ergänzung in der anderen Richtung! Wieviel mehr brauchen wir Kleinen die großen Gefühle in der Dichtung! Es gibt einen guten Spruch: „Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd.“ Aber das Leben läßt uns so manches Menschliche fremd bleiben, es versagt uns herrliche Empfindungen. Um doch volle Menschen zu werden, flüchten wir zur Dichtung! Es hat unsäglichen Wert, daß wir nicht nur die Freuden, sondern auch die Leiden der Menschheit auskosten und verstehen lernen. Wer da empfinden will, wie es einem Volke zu Mute ist, das seine Freiheit angegriffen sieht, aber sie wiedererobert, der schaue den „Tell“ Wer den Mann gewaltiger Gaben und großen Ehrgeizes begreifen, mit ihm vor großen Entscheidungen stehen und das gewaltige Schicksal miterleben will, der schaue den „Wallenstein“ Wer ein volles Menschenleben mitleben will, das zarteste Liebesleben, die schwerste Schuld, das höchste künstlerische und wissenschaftliche Streben, die bedeutendste soziale Tätigkeit, der vertiefe sich in den „Faust“ Ja wo soll ich hin mit Beispielen? Brauche ich noch zu erinnern an die Empfindung des Helden beim Tod fürs Vaterland im „Egmont“? Oder an die Tiefe und den Scharfblick der Mutterliebe in „Hermann und Dorothea“? Oder an Liebesglück und Liebeskummer in der Lyrik Goethes und Heines, Rückerts und Chamissos? Oder an all die innige Naturempfindung bei Goethe, Uhland, Eichendorff, Mörike, Storm? Sie werden

verstanden haben, was ich meine. Die Wirklichkeit versagt uns herrliche menschliche Gefühle. Nur durch das Spiel können wir sie uns zu eigen machen. Daher brauchen wir ein Spiel, das uns den ganzen Reichtum menschlicher Gefühle erleben läßt, wir brauchen ein Spiel, das uns erst zu ganzen Menschen macht. Dieses Spiel ist die Dichtkunst.

„Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonsche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart."

So schützt uns die Dichtkunst vor Verkümmerung und sichert uns volles Menschentum. Sie verleiht auch dem Kleinen große Empfindungen, bestrahlt düstere Wege mit goldigem Glanze, umgibt den Einsamen mit bunter Fülle des Lebens, daß ihm der lange dunkle Winterabend fröhlich und leicht wird. Sie drängt in einer Zeit des Luxus die Ansprüche an materiellen Genuß zurück, da sie geistig befriedigt. Denn sie schenkt dem Ärmsten ein unsichtbares Königreich, in dem alles sein eigen ist. Erlauben Sie, daß ich Sie an ein Märchen errinnere *). In einem kleinen Dorfe lebt Traumjörge. So haben ihn die Dorfbewohner genannt, weil er so träumerisch ist. Wald und Feld und Fluß, Mond und Sterne erzählen ihm Dinge, von denen die anderen nichts wissen. Da träumt er drei Nächte nach einander von einer schönen Prinzessin, die ihm Rosen zuwirft, und alle Morgen findet er den prachtvollsten Rosenstrauß neben sich. Da macht er sich auf in die Ferne, sie zu suchen. Auf seiner Wanderung gelingt es ihm, den König der Träume aus der Hand schlimmer Räuber und Mörder zu befreien. Zum Dank dafür zeigt ihm der Traumkönig sein Land. Dort findet er auch die Traumprinzessin wieder, und im Augenblick haben sich die Herzen der beiden in Liebe gefunden. Traumjörge will nicht von ihr lassen, und zum Dank für die Lebensrettung

*) Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen. 27. Aufl. 1901.

gibt der Traumkönig sie ihm zur Gattin, sie soll Mensch werden wie er. Nun bittet Jörge noch um ein Königreich, denn zu einer Prinzessin gehöre doch ein solches. Da schenkt ihm der Traumkönig ein unsichtbares Königreich. „Wenn wir es nun aber nicht sehen," fragte Traumjörge, noch immer etwas betreten, „was kann uns dann unser Königreich nützen?" „Du sonderbarer Mensch", sagte der König darauf und hielt den Zeigefinger an die Stirn, „Du und Deine Prinzessin, ihr seht es schon! Ihr seht die Schlösser und Gärten, die Wiesen und Wälder, die zu dem Königreich gehören, wohl! Ihr wohnt darin, geht spazieren und könnt alles damit machen, was Euch gefällt; nur die andern Leute sehen es nicht." Nun war Traumjörge glücklich. Er ging in sein Dorf und heiratete die Prinzessin, die von allen andern für ein gewöhnliches armes Mädchen gehalten wurde. „Und daß das Häuschen sich in ein großes wundervolles Schloß verwandelt hatte, bemerkten sie in ihrer Einfalt auch nicht, denn es war eben ein unsichtbares Königreich, was dem Traumjörge vom Himmel herabgefallen war. Aus diesem Grunde bekümmerte er sich auch um die dummen Leute garnicht, sondern lebte in seinem Königreiche und mit seiner lieben Prinzessin herrlich und vergnügt. Und er bekam sechs Kinder, eins immer schöner wie das andere, und das waren lauter Prinzen und Prinzessinnen. Niemand aber wußte es im Dorf, denn das waren ganz gewöhnliche Leute und viel zu einfältig, um es einzusehen."

Kehren wir zur Wirklichkeit zurück. Wenn es der Fall ist, daß die Dichtkunst uns ein Königreich schenkt, daß eine Welt von Empfindungen durch sie in uns einzieht, wie Ihnen jeder bestätigen wird, der wirklich in der Poesie lebt, dann ist es selbstverständlich, daß diese Empfindungen nicht unfruchtbar bleiben, sondern auch unsern Willen bewegen, unsere Taten beeinflussen. Und das ist der dritte Punkt, der zu betonen ist: wir brauchen gerade für unsere Zeit ein edles Spiel, das unseren Willen beeinflußt. Das tut die Dichtung. In früherer Zeit hat man in einseitiger Weise betont, daß unsere Handlungen von unserer Einsicht abhängen. Heute weiß man, wie stark gerade das unmittelbare Gefühl auf unseren Willen wirkt. Und so wird man unschwer zeigen können, wie die Dichtung durch Belebung der Phantasie und des Gefühles auch auf den Willen und die Taten der Menschen starken Einfluß gewinnt. Mögen ein paar Beispiele genügen. Schillers Freiheitsdichtung, namentlich der Tell, ist nicht ohne Bedeutung gewesen für die Freiheitsbegeisterung der Deutschen und ihre Erhebung 1813. Wie sehr in diesem Jahre die Kriegslieder Arndts und Körners die Herzen Jungdeutschlands mit fortgerissen und zum Kampfe entflammt haben, ist bekannt. Die satirischen Romane des Engländers Dickens haben den Blick seiner Landsleute auf verrottete Zustände im Geschäftsleben, in Schule und Justiz gerichtet und in nicht wenigen Zweigen eine Besserung angebahnt. Der Dichter-Philosoph Nietzsche hat manchen Modegötzen zertrümmert, aber er hat auch die junge deutsche Generation durch seine philosophischen Dichtungen — anders kann

man seine Werke nicht nennen — in eine gefährliche Richtung getrieben, ihre Gefühle und Taten verhängnisvoll bestimmt. So können wir denn nicht daran zweifeln, daß die Dichtkunst zu einem überaus wirksamen Spiele wird. Ja, unter Umständen zu einem gefährlichen. Denn das ist die Kehrseite ihrer Macht. Sie kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen. Wie unendlich wichtig ist daher die Auswahl, die wir unter den Dichtungen treffen. Nicht mit Unrecht hat man das Sprichwort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist", umgeformt, zu der Fassung: „Sage mir, was Du liest, und ich werde Dir sagen, wer Du bist." Das ganze Wesen und Tun des Menschen ist eben nicht unabhängig davon, ob ihm die Dichtung etwas gewesen und welche.

Hier dringen nun eine ganze Reihe wichtiger Fragen auf uns ein, aber ihre Behandlung würde einen besonderen Abend beanspruchen. Wonach habe ich die Auswahl meiner Lektüre zu bestimmen? Welche Dichtung ist zu bevorzugen, die ältere oder die neuere? Wie ist die Pflege der Dichtung mit den gesteigerten Anforderungen des modernen Lebens in Beruf, in Vereinen, in Geselligkeit zu verbinden? Ich muß mich damit begnügen, diese Fragen angeregt und auf ihre Wichtigkeit hingewiesen zu haben. Wer sie als wichtig empfindet, der wird ihnen weiter nachdenken. Nicht wie wir das Spiel der Kunst im einzelnen zu gestalten haben, sondern wozu wir es überhaupt brauchen, ist der Gegenstand unserer Betrachtung gewesen.

Lassen Sie mich zum Schluß eilen. Wenn je, so haben wir in unserer Zeit ein Spiel nötig, das unsern Geist bildet, unser Gefühlsleben bereichert, unsern Willen beeinflußt. Unsere Zeit hat es in manchem weit gebracht, und Fortschritt ist die Losung des Tages. Aber der Fortschritt der Gesamtheit wird erkauft durch die Arbeitsmethode, die dem einzelnen so viel Verödung gebracht hat. Universalbildung, reiches Gefühl, Willensstärke, wie sehr fehlen sie doch unserer Zeit! Ich bin nicht der Meinung, daß nun in der Dichtkunst das Allheilmittel gefunden ist. Vielmehr glaube ich, daß gegen die Übel unserer Zeit vor allem zwei andere Mächte in Betracht kommen: nämlich eine schlichte Frömmigkeit und ein gesundes Familienleben. Aber an seinem Teile ist allerdings auch das Spiel berufen, das höchste Spiel, das wir haben, die Dichtkunst, gegen die Schäden unsrer Zeit zu streiten. Nicht als ob ich meinte, man solle die Dichtung pflegen, um klüger und besser zu werden. Nein, man treibe sie bloß deshalb, weil sie gefällt, weil sie schön ist, weil sie erfreut, wie jedes edle Spiel das tut. Es ist ein tiefes Wort Schillers, das nicht oft genug wiederholt werden kann: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe als die, Menschen zu erfreuen." Man suche nach nichts anderem als nach dieser reinen Freude an einer edlen Kunst, und es werden sich wohltätige Wirkungen von selber einstellen. Wie ja auch das Kind im Spiele nur sein Vergnügen will und ihm ungesucht so viel Entwickelung an Geist und Gemüt dadurch zufällt.

So soll auch uns reiche Freude werden, ob es sich nun um die erschütternde Wirkung des großen Schauspiels handelt oder um das in der Stille gesprochene Gedicht, oder um die bei der Abendlampe in traulichem Familienkreise vorgelesenen Erzählungen und Romane, welche die beruhigende Stimmung des Feierabends nach getaner Arbeit verbreiten.

Meine Damen und Herren! Vielleicht ist es mir gelungen, Sie zu überzeugen, daß es sich um etwas Wichtiges und Bedeutendes handelt. Möge es nicht bei Worten bleiben, die verhallen. Hier können die Vereine durch Vorlesungen und Liederabende viel leisten, aber die Hauptsache fällt doch dem Hause, der Familie zu. Der Besuch des großen Schauspiels, die Pflege des Gesanges, die Beschaffung guter Erzählungen und Gedichtbücher für Kinder und Hausgenossen, die Einrichtung einer gemeinsamen Lesestunde, das sind die schlichten aber wichtigen Taten, auf die es hier ankommt. Wer da das Seinige tut, dient dem Ganzen. Und wer durch das edelste Spiel selber gesund bleibt, der mehrt die Kraft des Volkes.

❀ ❀ ❀

Der Junge.

Novelle von H. Aeckerle (Berlin).

Der Schlagbaum legte sich wie ein riesiger toter Körper quer über die Straße: es wurde Nacht.

Die Frau des Brückenwächters trat mit der Lampe in der Hand in die Stube und schloß die Tür hinter sich ab.

„Laß doch," bemerkte der Wächter, von den Kupfermünzen, die auf dem Tisch ausgestreut lagen, aufblickend, „der Junge ist noch nicht da!" Dann zählte er mit halblauter Stimme weiter . „und sechs und neun und zwölf . "

Die Frau drehte mit einer stummen Hartnäckigkeit den Schlüssel im Loch herum. Hierauf setzte sie die Lampe auf den Tisch, gerade vor das Gesicht des Zählenden, so, als gälte es, dasselbe für das, was nun kommen sollte, scharf zu beleuchten. Der blendende Schein fiel auf den geneigten Kopf des Wächters. Die Rillen und Furchen, die wie verwitterte Schrift über das dunkle Gesicht hinliefen, leuchteten plötzlich wie mit glänzendem Stift gezeichnet auf. Keine einzige war zu übersehen.

Das Weib blickte einige Sekunden stumm auf den weißhaarigen Kopf nieder. Dann ließ es sich schwer auf den Stuhl gegenüber fallen und stöhnte.

Kusik, der Wächter, zählte ruhig weiter. In dieser niedrigen Stube wurde oft gestöhnt, ohne daß man darum aufsah.

Das Geld war beinahe fertig geordnet: rechts lagen die Dreier, links die Zweier, in der Mitte die Einkopekenstücke.

Plötzlich legte sich die große, grobe Hand der Frau wie in brutalem Zerstörungsdrang auf die sorglich geschichteten Münzen, sie jäh zu Fall bringend.

„Und jetzt ist „Unserer" auch fort," sagte sie starr, während das Metall mit hartem Klang auf die Tischplatte aufschlug.

Michel Kusik fuhr auf; seine zum Zusammenschieben der Münzen gekrümmten Hände streckten sich in die Luft, der Kopf fiel ihm in den Nacken, der Mund öffnete sich wie zu einem Schrei. Aber es kam kein Laut von seinen Lippen.

„Begreifst Du — fort!" wiederholte sie und wies auf die Landstraße, die unmittelbar vor dem erhellten Fenster wie ein glänzender Streifen dahinhinlief und sich dann in unvermittelt plötzlichem Übergang in undurchdringliches Dunkel verlor.

Kusik sah wie erstarrt auf die Straße hinaus. Sein Oberkörper lag auf dem Tisch, sein Kopf reckte sich vor.

„Wer hat es gesagt?" fragte er endlich und stand auf. Er sprach mit flüsternder Stimme, als schämte er sich vor den Wänden der Stube. Die Frau erhob sich gleichfalls und trat näher.

„Nun, er ist nicht aus der Schule zurückgekommen, und der Holzhändler hat ihn hinter „Jenen" herlaufen sehen", antwortete sie ebenso leise.

„Jene" waren die Aufrührer, die seit Monaten das Land durchzogen, Häuser in Brand steckten, die Herren des Landes mordeten

Kusik wußte, wer „Jene" waren!

Er sank in sich zusammen, als ob ihm jemand einen Schlag auf den Kopf versetzt hätte.

„Unserer," sagte er taumelnd . . „Unserer!"

Mit diesen Worten hatte Michel Kusik alles ausgesprochen, was er überhaupt an Gefühlen zu äußern vermochte. Mit zusammengekrümmtem Rücken, als wartete er nur auf den nächsten Schlag, blieb er in der Mitte der Stube stehen.

Einige Augenblicke war es totenstill. Dann brach der Jammer der Frau los.

„Jesus, Jesus", schluchzte die Gequälte, während sie planlos in der Stube umherlief, die Augen auf den Boden geheftet, als suchte sie etwas Verlorenes . . „Jesus, Jesus "

Kusik stand regungslos auf demselben Fleck. Die Frau stieß in ihrem rastlosen Lauf auf ihn, taumelte und stolperte über seinen Fuß. Und als ob diese Berührung sie zum Bewußtsein seiner überlegenen Kraft gebracht hätte, blieb sie vor ihm auf dem Fußboden liegen, klammerte die Hände um seine Kniee und jammerte:

„Hilf doch, hilf doch!"

„Ja, hilf"! sagte Kusik dumpf. Seine Fäuste ballten sich wie in verzweifeltem Kampf mit der eigenen Ohnmacht, seine Wangen blähten sich auf. — — Im nächsten Augenblick ließ diese Spannung nach. Es wurde alles schlaff an ihm; die Arme fielen herab, die Wangen schienen einzusinken, die Augen zu erlöschen. Das ganze Gesicht bekam etwas Totenähnliches.

„Wer kann da helfen!" murmelte er „Wenn er so einer geworden ist "

„So einer — so einer", wiederholte die Frau ächzend. Plötzlich richtete sie sich an dem Manne auf . „Und was — was", stammelte sie, ihr Gesicht mit einem fürchterlich gespannten Ausdruck dem seinen nähernd, „wird man mit ihm tun? — Sag!"

„Ins Gefängnis", antwortete Kusik, und sein Körper begann sich wie in einem Krampf zu schütteln.

Die Frau starrte in dumpfer Verzweiflung die Wand an.

„Oder", sagte der Wächter nach einer Pause, und seine Stimme klang heiser, als ob er gewürgt würde. Bei diesem „Oder" fingen die Hände der Frau an zu fliegen, das krampfartige Beben teilte sich auch ihrem Körper mit. Von Grauen geschüttelt standen sie sich einige Augenblicke stumm gegenüber.

„Oder niedergeschossen", vollendete der Mann endlich. „Totgeschossen!"

Er schrie das letzte Wort so laut, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Entsetzt hielt er die beiden Hände vor die Ohren, das Gesicht wie vor einem grauenvollen Anblick wegwendend.

Die Frau fuhr heftig herum. Geschah da schon etwas Fürchterliches — in dieser Stube, hinter ihr? „Allmächtiger", schrie sie, sich an den Mann klammernd.

Aber hinter ihr war nichts als die Bank mit dem Strohsack, auf der der Junge zu schlafen pflegte. Wie ein offenes Grab gähnte die leere Schlafstätte sie an.

Da übermannte Angst und Schmerz die Mutter. Sie warf sich über die Bank und rief den Namen des Jungen. Sie rief ihn klagend und jammernd, wie sie ihn gerufen hatte, wenn er als kleines Kind in der baumbestandenen Niederung ihren Blicken verloren gegangen war, sie rief ihn schneidend und drohend, wie sie ihn gerufen hatte, wenn er sich allen Warnungen zum Trotz auf das tauende Eis gewagt hatte, sie rief ihn flehend und verzweifelnd, wie sie ihn in ihrem Leben noch nie gerufen hatte.

Sie hielt inne, als sie den Riegel der Tür klirren hörte.

„Sascha", rief sie, in einer törichten Hoffnung aufblickend.

Aber es war Kusik, der den Schlüssel im Loch herumdrehte. Er hatte seinen Pelz an und seine Mütze auf dem Kopf.

„Wo gehst Du hin?" rief sie erschreckt. „Ob er nicht zur Herrschaft geht?" fuhr es ihr gleich darauf durch den Kopft. Die Herrschaft ließ den Jungen auf die „große" Schule gehen und machte ihn zu einem gelehrten Mann. Wenn die Herrschaft das hörte, dann war alles aus!

„Wart doch etwas! vielleicht kommt er wieder", flüsterte sie, sich wie ein Hund duckend, lauernd, beinahe tückisch, denn sie fühlte, daß sie den Mann und sich selbst betrog.

Kusik blieb stehen. „Von selbst kommt er nicht!" sagte er bestimmt.

Er sprach ruhig. Nur die Adern an seiner Stirn waren wie bei einer großen Anstrengung geschwollen, und die stumpfen Augen brannten in fremdem Glanz.

„Nein, nein, von selbst nicht! Aber ich werde ihn zurückholen."

Er öffnete die Tür.

„Wart, wart etwas", schrie die aufgeregte Frau. „Ich komme auch. Ja, ja, ja, wir wollen ihn suchen gehen. Ich komme schon!"

Sie riß ein Tuch aus dem Kasten, drehte in sinnloser Hast die Lampe herunter und lief dem Manne nach.

Doch dieser hielt den Arm vor die Tür.

„Und wer wird hier das Geld entgegen nehmen?" fragte er böse.

„Um Gottes willen", rief die Frau. „Ja, das Geld!"

Das hatte sie ganz vergessen. Dazu hatten die Herren sie hierhergesetzt, und dazu saßen sie nun schon 23 Jahre auf demselben Flecke. Nie hatten sie

eine Fuhre durchschlüpfen lassen, nie hatte ein Wagen auch nur einen Augenblick zu warten gebraucht.

Sie begriff, daß sie nicht mitgehen durfte, den Jungen zu suchen. Stöhnend tappte sie in der dunklen Stube nach den Streichhölzern umher.

„Gott befohlen", sagte Kusik kurz, und die Tür knarrte in den Angeln.

„Gehst Du schon?" rief sie angstvoll. „Wart doch, wart, bis ich Licht mach Ich kann so nicht sehen. Wie ein Geist — wie der Tod selbst gehst du in das Dunkel. Wart, wart!"

In ihrer Angst riß sie ein brennendes Holzscheit unter dem Herde hervor und leuchtete damit in die Stube. Aber die schwache Flamme erlosch und schlug in trüben Qualm um. Sie hörte die Tür klappen. Mit wütender Hast blies sie den glimmenden Scheit an. Die Flamme züngelte auf und erhellte mit ihrem zuckenden Schein plötzlich die Stube.

Ja, er war fort. Sie lief ihm mit dem Scheit in der Hand nach.

Im ungewissen, flackernden Schein sah sie Kusik über den Schlagbaum klettern. Es erschien ihr mit einemmal so ungeheuerlich, daß das Kusik war, ihr Mann, der dort bei Nacht über den Schlagbaum kletterte, daß sie nicht wußte, ob sie wachte oder träumte.

„Michel, Michel", rief sie, wie um sich zu vergewissern, daß das alles Wahrheit war. Dann verstummte sie und sah sich erschrocken um. Wenn jemand sie hörte oder sah! Es war gerade so, als ob sie und Kusik stehlen gingen. Gott, Gott, wenn die Herrschaft das erfuhr, daß Michel nach dem Sohn lief und daß dieser Sohn auch „so einer" geworden war.

Sie war beinahe überzeugt, daß das Auge der Herrschaft — die Dunkelheit auf irgend eine rätselhafte Art durchdringend — alles sehen mußte, was hier vor sich ging.

„Michel," zischte sie noch einmal, und die Angst machte ihr Flüstern so durchdringend, daß er es hörte. Das Gesicht dem Hause zugewandt, blieb er jenseit des Schlagbaumes stehen.

Sie warf das Stück Holz aus der Hand und lief mit fliegenden Röcken auf ihn zu.

„Michel, Michel", flüsterte sie, ihn über den trennenden Schlagbaum hinüber am Ärmel fassend.

„Wenn nun die Herrschaft vorüberkommt und fragt? — Was soll man sagen?"

Kusik schwieg betroffen. „Ja, was soll man sagen"? murmelte er ratlos. „Ich weiß nicht. "

„Ich werde erzählen", sagte sie plötzlich entschlossen, „daß Du zum Markt gegangen bist. Hörst Du, zum Markt!" Ihre Augen glommen, und ihre Stimme ging vom ungewohnten Flüstern plötzlich wieder zum Schreien über. „Ja, das werde ich sagen!"

Kusik stand, durch die Geschwindigkeit ihres Gedankenganges verwirrt, wortlos da. Seine Gedanken befreiten sich langsam aus der Erstarrung, in die der Schrecken sie versetzt hatte.

„Ja — aber der Markt ist da — und ich gehe dorthin," wandte er endlich ein, erst die eine, dann die andere Richtung mit der Hand bezeichnend.

„Einerlei", drängte sie eifrig, „geh nur schnell. So lang es dunkel ist, sieht niemand, nach welcher Seite du gehst. Und wenn es Tag wird, dann geh im Walde! Begreifst du? Immer zwischen den Bäumen auf den kleinen Wegen."

Sie wußte mit einem Male ganz genau, welche Wege man nehmen mußte, um möglichst verborgen zu bleiben — gerade so, als ob sie selbst schon einmal als Diebin durch das Land gelaufen wäre. In atemloser Hast bezeichnete sie ihm die Pfade.

„Ja, ja", sagte Kusik, immer noch wie betäubt.

„Nun geh schon", trieb sie ihn an, ihn über den Schlagbaum hinüber anstoßend. Kusik setzte sich in Bewegung. Er ging dicht am Grabenrand, an den vereinzelt stehenden Bäumen entlang. Wie ein Schatten entschwand seine Gestalt in der Dunkelheit.

„Gott gebe, Gott gebe", murmelte die Frau vor sich hin, während sie langsam in das leere Haus zurückkehrte. „Gott gebe, Gott gebe", wiederholte sie immer wieder, unfähig, ihren Gedanken bis zum Abschluß zu bringen.

Den Oberkörper hin und her wiegend, Hände und Lippen in der Unruhe des Gemütes fortwährend bewegend, saß die Frau des Brückenwärters und wachte.

Wie sollte man schlafen, wenn der Junge bei „Ihnen" war. Es kam der einfältigen Frau vor, als könnte sie mit diesem ihrem Wachen etwas dazu tun, daß das Schlimmeste verhütet würde.

Sie fuhr erschreckt zusammen, als sie auf dem Flur Schritte hörte. Ihr erster Gedanke war, daß nun jemand käme, um zu fragen, wohin Kusik gegangen wäre. Wo — wohin hatte sie sagen wollen, daß er gegangen wäre? In ihrer Angst konnte sie sich nicht mehr darauf besinnen. Verzweifelt griff sie sich an den Kopf. Gott, Gott, daß sie das alles auch ganz allein machen mußte — sie, die arme, dumme Frau! Was sollte sie da viel versuchen, zu lügen! Nein, lieber wollte sie sich gleich auf die Kniee werfen und alles sagen. Weinend öffnete sie die Tür.

Es war Kusik, der zurückkam. Sein Gesicht war dunkel gerötet, sein Atem ging mit rasselndem Geräusch, so, als ob er stark gelaufen wäre.

„Was ist?" fragte sie atemlos.

Er faßte sie am Arm und zog sie mit sich in die Stube hinein. „Hör Du jetzt", sagte er, sie mit hartem Griff festhaltend, „hör, was ich Dir sage!"

Sie sah zitternd auf.

Kusik stand hochaufgerichtet und drohend vor ihr. Sein Gesicht trug einen entschlossenen Ausdruck, seine Augen brannten in düsterem Feuer. „Hör jetzt", wiederholte er eindringlicher. „Wenn sie kommen, die Herrschaften, und fragen — dann sag Du: der Alte ist mit „Jenen" gegangen und den Jungen hab ich geschickt, ihn zurückzurufen. Begreifst Du das?" Er trat einen Schritt vor und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe klirrend aufsprang. „Sag ob Du begreifst? Sprich, wie wirst Du sagen?"

„Sprich, hörst Du?" drängte er, da sie schwieg.

„Ich werde sagen", begann sie stammelnd. — „Der Alte " Dann aber fuhr sie, wie in verzweifelter Abwehr, mit beiden Händen durch die Luft: „Nein, nein — das sag ich nicht! 23 Jahre auf derselben Stelle! — — Ich muß vor Schande sterben, wenn ich so was sage. . ."

„Einerlei", sagte Kusik hart. „Dann stirb! Was schadet das, wenn wir Alten sterben, eine Handvoll Tage mehr oder weniger — das ist nichts — aber der Junge, der Junge — —" die Stimme des Mannes brach. „Den Jungen sollen sie nicht mit dem Tode bestrafen. Jeden Tag, sagen sie, kann das Militär kommen — — —"

Er stürzte hinaus, wie von Angst übermannt, daß er etwas versäumen könnte.

In der Tür wandte er den Kopf noch einmal zurück. „Du sagst" — rief er, immer vorwärts gehend, den Blick durchbohrend auf die Zurückbleibende geheftet.

„Der Alte", schrie sie angsterfüllt. Und als wär es Gott selbst, der das Gelübde von ihr forderte, fiel sie auf die Knie nieder und hob die gerungenen Hände zu ihrem Mann empor.

Solange der Brückenwächter die Straße verfolgen mußte, die er allabendlich mit dem Schlagbaum absperrte, ging er rasch und entschlossen. Als jedoch der Wald begann und die kleinen Wege, von denen seine Frau gesprochen hatte, wie die Fäden im Spinngewebe durcheinander liefen, wurde er unsicher. Wer sagte ihm nun, welche Richtung „Jene" eingeschlagen hatten, ob sie nach links — ob sie geradeaus gezogen waren? Er stand lange unschlüssig. Als er sich endlich entschieden hatte, den Weg, der geradeaus lief, zu verfolgen, ergaben sich zu seiner Verwirrung noch mehr Möglichkeiten. Nach kurzem Zaudern lief er blindlings auf dem ersten besten Wege vorwärts, dann aber kehrte er, von Angst gequält, noch einmal zu dem Kreuzungspunkt zurück, in der sonderbaren Vorstellung, daß inzwischen etwas geschehen sein könnte, was ihm zur Entscheidung helfen würde. Aber es war alles noch genau ebenso. Die schmalen, feuchten Wege liefen wie vordem in unbarmherzigem Schweigen nach allen Richtungen hin auseinander, über allen lag grauer Morgendunst, der die Ferne nur ahnen ließ.

„Gott, Gott, zeige Du mir mit Deinem Finger, wohin", stöhnte der Gequälte. Wenn nicht Gott selbst da half, wer konnte helfen! Wie war es möglich, daß er andere Menschen danach fragte, wo „Jene" hingezogen waren und mit ihnen der Junge? Plötzlich überwältigte ihn die Vorstellung, was „Jene" inzwischen alles verübt haben konnten.

Wer weiß, vielleicht brannten sie wieder ein Haus nieder! Vielleicht gingen sie auf den Herrn los — der Junge mit!

„Lauf, lauf, lauf!" sagte er mit lauter Stimme zu sich selbst. Er zog den schweren Pelz aus und warf ihn unter einen Busch. Keuchend trabte er quer durch den Wald, alles, was ihm den Weg versperrte, mit der Kraft der Verzweiflung niederstampfend. Er wußte selbst nicht, was ihn jetzt mehr ängstigte: die Kugel des Militärs oder das Blut an den Händen des Jungen.

Er kam erst wieder zur Besinnung, als der Wald sich lichtete und er in der Helle des Morgens am Rande einer großen überschwemmten Wiese stand. Wo er sich eigentlich befand, war ihm zuerst nicht klar. Sein Leben war vor der Tür des Brückenhauses hingegangen. Seit er aufgehört hatte, Kind zu sein, war er hier nicht wieder gewesen. Langsam tauchte die Erinnerung an all diese Wege und Stege in ihm auf.

Wo stand denn die Sonne? Er sah sich um. Dort vor ihm glühte der Himmel purpurrot, der Schein breitete sich über den ganzen Horizont aus — nur den Sonnenball selbst konnte er nicht sehen.

Er ging weiter, um noch freieren Ausblick zu gewinnen. Dabei bemerkte er, daß die Sonne ihm zur Rechten aus dem Weidengebüsch auftauchte. Verwirrt blieb er stehen. Wenn die Sonne hier von dieser Seite kam, dann konnte sie dort von der anderen Seite nicht auch kommen! Der purpurne Schein kroch immer weiter am Himmel empor: er breitete sich aus und schien in eine leichte zitternde Bewegung zu geraten. Mit einem Male wurde es Kusik klar: das war Feuer! Nun wußte er, in welcher Richtung er „Jene" zu suchen hatte. Aber das war weit, so weit! — Er begriff nicht, wie er sich

noch bis dahin schleppen sollte. Die Füße brannten ihm und die Zunge klebte ihm am Gaumen. Mit Anstrengung bewegte er sich vorwärts.

Der Weg zur Nachtzeit war so einsam gewesen, daß er seine Furcht vor einer Begegnung mit Menschen fast vergessen hatte. Nun sah er hier und da Leute langsam und gebückt wie große, schwarze Käfer über die Felder kriechen. Ängstlich eilte er, den Saum des Waldes zu erreichen.

Als er im Begriff stand, die große Straße zu verlassen, gewahrte er in der Richtung der aufgehenden Sonne einen Haufen Menschen, das heißt, es wollte ihm vorkommen, als ob diese bewegliche, schwarze Masse, die unmittelbar auf die leuchtende Sonnenscheibe gestellt schien, eine Gruppe Menschen war. Aber die Sonne blendete so stark, daß immer wieder alles vor seinen Augen verschwamm. Er konnte sich nicht klar werden: waren es schwarze Punkte, die vor seinen schmerzenden Augen hin und her hüpften, oder waren es Menschen, die sich bewegten? Und zwar war es so sonderbar: es sah aus, als ob sie in der Luft schwebten, dann aber meinte er plötzlich wieder, eine ungeheure Menge Beine zu sehen, die zu einem Knäuel verwirrt schienen.

„Was ist das nur, was ist das nur?“ murmelte er beunruhigt, während er die Augen mit der Hand beschattete. Die Tränen liefen ihm über das Gesicht, er strengte sich immer eifriger an. — Da machte die schwarze Masse eine plötzliche Schwenkung; die Sonne blieb links liegen, vor seinen Augen wurde es klar: es waren Menschen! Die vielen Füße, die ihn verwirrt hatten, waren Füße von Pferden; die Menschen, die in der Luft zu schweben schienen, ritten. Bei jedem Schritt blitzte etwas Scharfes, Blankes an diesen Reitern auf.

„Allmächtiger Gott“, schrie Kusik; die Knie versagten ihm den Dienst, er sank mitten auf der Straße hin: da war das Militär!

Nun war nichts zu machen — nichts! Er streckte die Hände von sich und legte sich mit dem Gesicht auf die Erde. „Nun laß die nur kommen und über mich wegreiten“, dachte er. „Daß ich nur tot bin, ehe sie den Jungen niederschießen.“

Es kam wie eine Betäubung über ihn. Alles Leben schien aus seinem Körper zu weichen. Er fühlte die Füße der Pferde über sich hinweg trampeln, er fühlte sich fast erlöst, daß es nun zu Ende war mit dem Laufen und der Angst. „Wie wenn man zum Schlafen kommt“, dachte er.

Aber er kam doch nicht zum Schlafen. Nach und nach wurde es ihm klar, daß da noch Leben in seinem Körper war, daß noch kein Pferdehuf ihn getroffen hatte. Er richtete sich schwerfällig auf. Die Reiter hatten die Straße, auf der er sich befand, verlassen. Er sah sie am Rande des jenseitigen Waldes dahinreiten. Kusiks Gedanken begannen langsam zu arbeiten. Ja, ja, sie ritten auch auf den roten Schein zu, sie ritten von der andern Seite an das Gut heran — und dann, dann kam die Strafe!

Er begriff mit einemmal nicht, daß er hier stillstehen konnte. Warum lief er nicht, lief, lief, daß seine Füße bluteten, damit er ihn noch wegholte, ehe die Strafe kam?! Seine Gedanken schärften sich zu ungewöhnlicher Klarheit. Wenn er den Weg nahm, den das Militär eingeschlagen hatte, dann war es zu spät. Aber er mußte hier quer über die überschwemmte Wiese laufen, in den Wald geradeaus auf das Feuer zu.

Er zog die schweren Stiefel aus und lief in das Wasser hinein.

Was konnte da sein! Ertränken konnte ihn dieses Wasser, das auf der Wiese stand, nicht. Pah, das war gar nichts!

Die stolze Kraft seiner Jugendjahre kehrte ihm wieder. Das würde er schon schaffen! Er konnte laufen wie kein anderer, er fürchtete sich vor nichts, er hielt immer bis zu Ende aus Er hatte das alles nur vergessen, weil er 23 Jahre still gesessen hatte, — aber nun war es wieder da.

„Ho hopp!“ rief er sich selbst zu, indem er über die Gräben sprang, in denen das Wasser tief und dunkel stand. Dann begann er durch das seichte Wasser zu waten. Zuerst ging es schnell: bald lief er, bald sprang er. Das Wasser spritzte auf und durchnäßte seine Kleider. Mit der Zeit wurden die feuchten Sachen unbequem schwer; wie Blei hingen sie ihm am Körper. Das Wasser schien sich mehr und mehr in eine zähe Masse zu verwandeln, die seine Füße bei jedem Schritt gefangen hielt.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn; keuchend und stöhnend arbeitete er sich vorwärts. Wenn er nur aushielte; wenn er nur bis zu diesem kleinen Wall käme, der die Wiese abschloß. Als er noch ungefähr hundert Schritte von diesem Ziel entfernt war, gab er alles verloren.

Sein Körper war wie gelähmt, seine Brust arbeitete so heftig, daß es wie Heulen und Pfeifen aus ihr hervordrang. Die Hände weit vorgestreckt, als wollte er sie dem erlahmten Körper vorausschicken, schleppte er sich beinahe bewußtlos weiter.

Ein starker Brandgeruch zeigte ihm an, daß er nicht mehr weit vom Ziele sein konnte. Der rote Schein war jetzt durch die ihm nahgerückten Bäume gedeckt, aber durch die Stille des Waldes drang ein eigentümlich-knisterndes, knatterndes Geräusch zu ihm.

Von neuem Mut erfüllt, sprang er auf. Nun mußte er gleich da sein, gleich! Nur noch durch diesen Wald .. Anfangs konnte er die Beine nur langsam bewegen, nach und nach trockneten seine Kleider, er kam wieder ins Laufen.

Aber dieser Wald schien ihm sich ins Unermeßliche auszudehnen. Fast fürchtete er schon, von der Richtung abgeirrt zu sein -- da sah er im Gebüsch ein paar Männer in sonderbarem Kopfputz herumlungern.

Das Herz des Brückenwächters drohte still zu stehen. Das waren „Solche“! Es kam ihm vor, als hätte er in seinem ganzen Leben nichts Grauenerregenderes gesehen, als diesen Kopfputz! So also sahen sie aus, wenn sie rauben und morden gingen .. Ob der Junge auch so ging?!

In weitem Bogen eilte er an den halbtrunkenen Männern vorüber. Nach einer kleinen Weile hatte er den Saum des Waldes erreicht. Er lief quer über ein Feld, über die breite Straße — da lag das Herrenhaus vor ihm. Das Haus!? Großer Gott, das war kein Haus mehr, das war ein Trümmerhaufen! Der alte Mann blieb wie erstarrt an der Grenze des herrschaftlichen Besitzes stehen. Ein Flügel des Gebäudes war schon gänzlich niedergebrannt, die Mauern des anderen standen noch zum Teil. Aus den geschwärzten Fensterlöchern blickten die wild erregten Gesichter der Zerstörer; Scherben lagen vor den Fenstern aufgehäuft. Der ganze Hof stand voll zerschlagener Möbel. Wie verloren lag hier und da noch — von der Hand der Räuber vergessen — ein unzerstörtes Stück inmitten der grauenhaften Wirrnis.

Für einige Sekunden vergaß Michel Kusik die drohende Nähe des Militärs, die Angst um den Jungen. Es kam ihm vor, als hätte das Leben aufgehört und als stände er eben jetzt am Eingang der Hölle. So etwas konnte in diesem Leben, auf dieser Erde doch nicht vorkommen!

Wankend trat er durch die offenstehende Pforte auf den Gutshof, in

altehrfürchtiger Gewohnheit die Mütze abziehend, da er sich dem Herrenhaus näherte.

Einige Burschen, die mit einem Korb voll Weinflaschen aus dem Keller emporstiegen, stießen ihn zur Seite. Die Genossen mit Triumphgeschrei heranrufend, setzten sie den Korb mit solcher Wucht zur Erde, daß mehrere Flaschen an den Steinen zerschellten. Rot wie Blut ergoß sich der Wein über den Hof.

„Trink, trink", sagte ein älterer Mann und stieß den jungen Menschen zu Boden. „Leck auf, das ist Blut von unsern Peinigern"

Kusik wich zurück, als ob die rote Flüssigkeit, die über seine Füße rann, in der Tat Blut gewesen wäre.

Sein Gesicht wurde dunkelrot, seine Nüstern blähten sich, er hob die Faust auf — dann aber sah er etwas, das ihm das Blut in den Adern erstarren machte.

Da war ein kleiner Hund mit einer blauen Schleife um den Hals, der, von den Schrecken der Nacht wie rasend, mit lautem Gekläff zwischen dem zerbrochenen Hausrat umherstob, bald wütend auf die Eindringlinge losfahrend, bald in wahnwitziger Angst unter den Trümmern Schutz suchend. Eine Gruppe Männer ergötzte sich an der Angst des Tieres.

„Sieh mal, sieh, Du Herrenhund! Ja lauf Du nur, lauf. Du hast auf dem Sofa gesessen, wenn wir unsere Füße blutig laufen mußten. Du hast Zucker gefressen, wenn wir verschimmeltes Brot zu fressen bekamen." Und ein Hagel von Steinen umflog das heulende Tier, das, in immer engeren Kreisen, unaufhörlich in die Runde jagte.

Plötzlich kam ein junger Mensch herangelaufen, der eine sonderbare Mütze und eine große, goldene Kette um den Hals trug. „Eins, zwei, drei," schrie er und hieb mit dem Fahnenstock, den er in der Hand hielt, nach dem Tier.

Es blieb tot liegen.

„Eh, eh," schrie der Knabe stolz. „Seht, wie ich treffen kann!" Er schwenkte die Fahne, brach in ein kindliches Gelächter aus und wandte das erhitzte Gesicht stolz nach allen Seiten um.

Der alte Kusik hob den Ellbogen vor das Gesicht und duckte sich hinter ein großes Faß. Das — das war — sein Junge!

Der Knabe sprang mit raschen Sätzen über eine Reihe zerbrochener Stühle und Tische fort, zertrümmerte mit der Faust einige halbzerbrochene Gegenstände und stampfte auf einem großen Spiegel herum, der am Boden lag. Dabei gewahrte er plötzlich in den Scherben sein eigenes Bild und blieb mit breitem Lächeln stehen, während seine Hand nach der goldenen Kette tastete.

Diesen Augenblick nahm Kusik wahr.

„Schande", sagte er mit bebender Stimme, „Schande!"

Der Junge fuhr herum. Da stand der Vater mit nassen, zerrissenen Kleidern, bloßen Füßen und unbedecktem Kopf.

„Du", stammelte er. Die Scherben unter seinen Füßen krachten, er taumelte einige Schritte zurück.

„Komm Du da fort", befahl der Alte zitternd. Wortlos gehorchte der Junge. Die angetrunkenen Männer lagerten sich um den Wein. Kusik trieb den Sohn vor sich her, aus dieser Wirrnis heraus, bis hinter die Scheunenwand, die sie den andern verbarg.

Als sie sich hier in plötzlicher Abgeschiedenheit von dem wüsten Haufen gegenüberstanden, kam es Kusik wieder zum Bewußtsein, daß Eile not tat.

„Schande", sagte er mit fliegendem Atem, „Du — Du —" Dann aber übermannte ihn der Abscheu. „Erst wirf das fort", sagte er, auf die Kette deutend, mit abgewandtem Gesicht.

Der Knabe zog die Kette langsam ab. Unschlüssig hielt er sie einige Augenblicke in der Hand.

„Wirf fort!" schrie der Alte.

Der Junge ließ die Kette zögernd zu Boden gleiten.

„Fort", wiederholte Kusik und schleuderte sie mit dem nackten Fuße weit von sich.

Die Kette flog auf und blieb im Gebüsch hängen. Die Augen des Knaben folgten ihr unwillkürlich.

„Und das auch", sagte Kusik, mit einem Faustschlag die Mütze vom Kopf des Sohnes schlagend. „Schande! — Du — Totschläger!"

Die Augen des Knaben nahmen einen harten Glanz an.

„Ja wohl Totschläger . ich hab es gesehen!"

„Pah, — ein Hund!" sagte der Junge und sah auf die Seite.

„Heute ein Hund, morgen ein Mensch!" erwiderte der Alte. Seine Augen glühten.

„Einer liegt da schon im Walde," sagte der Knabe plötzlich. Es lag Prahlen und Grauen zugleich in dem gedämpften Ton seiner Stimme.

Kusik wich jäh zurück. „Und Du", entrang es sich ihm heiser — „Warst Du auch mit?"

„Nein, nicht," antwortete der Knabe, sich wie in Grauen schüttelnd.

Kusik sah ihn starr an. „Ist das wahr? Schwöre!"

„Bei Gott!" murmelte der Junge erbleichend. Und als übermannte ihn plötzlich selbst das Entsetzen über das Geschehene, deckte er beide Hände vor die Augen und ächzte.

„Dann fort — nach Hause" Kusik erhob die Hand und wies mit dem Finger die Richtung, als spräche er zu einem Hunde.

Der Knabe sah ihn verwirrt an.

„Nach Hause! Verstehst Du mich?" wiederholte der Alte und stampfte mit dem Fuße auf. Dabei schien es ihm, als fühlte er den Boden unter seinen Füßen leise erzittern. Er stand einen Augenblick horchend da.

Dann gab er dem Knaben einen Stoß mit der Faust, daß er taumelte.

„Hörst Du nicht, lauf! Rasch, rasch. Sie werden Dich totschießen. — Paß einmal auf!" Und er riß den noch immer regungslos Dastehenden zu Boden. „Horch!"

Der Boden zitterte merklich.

„Das ist das Militär!"

Der Knabe wurde totenbleich.

„Nein, nein", stammelte er, den Arm des Vaters ergreifend.

Aber dieser riß die ihn umklammernden Finger los. „Lauf -- so rasch Du kannst!"

Wie betäubt setzte sich der Junge in Bewegung. Gleich darauf kam er in sinnloser Anst wieder zurückgerannt.

„Da ist Wasser," keuchte er, mit dem Finger in die Richtung der Wiese deutend. „Da kommt man nicht durch!" Und er wandte sich wie ein gehetztes Tier dem Walde zu.

Kusik schleuderte ihn zurück. „Bist Du wahnsinnig!“ schrie er, „aus der Richtung kommen sie!“

„Wohin denn — wohin denn?“ stammelte der Geängstigte.

„Wirf die Stiefel weg, lauf durch das Wasser, aber rasch, rasch“, drängte Kusik.

„Rasch, rasch“, wiederholte der Junge wie im Fieber, während er die Stiefel auszog.

„Nun komm!“ Er ergriff den Vater am Arm und begann wieder zu laufen.

Kusik riß sich wütend los. „Laß mich!“ schrie er, „lauf allein! Du kannst rascher laufen!“

Der Knabe lief, blindlings gehorchend, weiter. Nach einigen Augenblicken blieb er stehen und sah sich nach dem Vater um.

„Was stehst Du?“ rief Kusik, sich angstvoll nach dem Walde umwendend. „Immer weiter, immer weiter!“ Er fuhr heftig mit den Händen durch die Luft.

Der Junge stand noch immer und zauderte.

Plötzlich brachen die Männer, die Kusik im Walde getroffen hatte, in wilder Hast durch die Büsche.

„Sie kommen, sie kommen,“ schrien sie vorüberjagend.

„Sie kommen, lauf!“ schrie Kusik dem Jungen zu.

„Kommen, kommen“, gellte dieser auf. In seiner Todesangst streckte er die Arme von sich und stürzte auf den Vater zu.

„Bei Gottes Strafe,“ schrie Kusik. „Komm nicht!“ Sein Gesicht war furchtbar verzerrt. „Nicht zu mir!“

Der Knabe drehte sich wie ein Wahnsinniger mehrere Male um sich selbst herum.

Durch den Wald dröhnte ein Schuß.

„Lauf, sie sind hinter Dir,“ rief Kusik noch einmal. Und von Todesfurcht gepeitscht jagte der Knabe davon.

Die Verfolger hinter sich wähnend, rannte der Junge, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Erst als er die überschwemmte Wiese hinter sich gelassen hatte, wagte er den Blick zurückzuwenden. Da war weit und breit kein Mensch zu sehen. Schweratmend ließ er sich auf einen Stein am Rande der Wiese nieder. Jetzt fing er an, zu überlegen, wo wohl der Vater geblieben wäre. Er beschloß, hier sitzen zu bleiben und zu warten, bis der Vater nachkäme.

Der Himmel hatte sich bezogen. Das seichte Wasser erschien in dieser düstern Beleuchtung unergründlich tief und schwarz. Ein starker Luftzug hielt es beständig in zitternder Bewegung. Unheimlich ragten die verkrüppelten Stämme der Weiden aus dem Wasser hervor.

Den erregten Sinnen des Flüchtlings schien es, als bewegten sich menschliche Gestalten im Wasser. Hier — meinte er — duckte sich jemand hinter einen Stamm, dort tauchte eine drohende Hand auf, die die Pistole auf ihn gerichtet hielt. Er wagte es nicht, sich von seinem Platze zu rühren.

Wohl eine Stunde lang kauerte er unbeweglich auf derselben Stelle, immer auf den Vater wartend. Schließlich sah er ein, daß der Vater nun auf diesem Wege nicht mehr kommen konnte. Wahrscheinlich war er auf dem trockenen Wege geblieben und machte so den großen Bogen um den Wald herum.

Aber aus Furcht, daß der Vater ihn an dieser Stelle suchen könnte,

beschloß er, sich nicht weiter zu entfernen. Mit erstarrten Füßen ging er unentwegt zwischen Wald und Wiesenrand hin und her.

Als es zu dunkeln begann, überfiel ihn die Angst, daß seine Genossen kommen könnten, ihn zurück zu holen. Diesen selben Weg war er gestern mit ihnen zusammen gezogen. Er wußte noch genau: hier an diesem Wegstein hatte er einen andern vom Pferde gerissen, um selbst aufzusitzen — zum erstenmal in seinem Leben auf einem herrschaftlichen Gaul. Als ob er Kaiser geworden wäre, hatte er sich gefühlt. Ach, nie mehr wollte er da am Schlagbaum stehen und die Kopeken entgegennehmen — Gott bewahre! Jetzt wollte er immerzu so herumreiten wie ein Herr, er wollte lärmen und schreien und geängstigte Menschen vor sich her jagen, alles in tausend Stücke schlagen. — —

Das war gestern gewesen — und heute ging er schon wieder nach Hause. Es fiel ihm plötzlich ein, daß die andern es bemerkt haben könnten, daß er fortgelaufen war. Wenn sie es bemerkten, dann würden sie ihn totschlagen. Das wußte er! Er wußte jetzt genau, wie sie waren! Das Blut stockte ihm in den Adern. Er sah mit einemmal den Erschlagenen, zu dem sie ihn, den Widerstrebenden, hingezerrt hatten, deutlich vor sich, er hörte den Hund winseln und die Knechtsfrauen jammern!

Von Angst gejagt, lief er die Straße abwärts, um im nahen Dorf Schutz zu suchen.

In einer verfallenen Scheune, die nichts als einen räderlosen Wagen und untauglich gewordenes Ackergerät barg, wagte er es, sich ein Versteck zu suchen. Nachdem er lange gehorcht hatte, ob nicht jemand kam, um ihn zu dem Militär oder zu den „Andern" zurückzuschleppen, schlief er endlich von Müdigkeit übermannt ein.

Noch ehe die Sonne aufging, wurde er wieder wach. Er kroch aus seinem Versteck hervor und ging zum Wiesenrand zurück, um nach dem Vater auszuschauen.

Der Sturm, der während der Nacht getobt hatte, hatte das Wasser zum Teil von der Wiese fortgetrieben. Große, schwarze Flecken starrten zwischen Wasserflächen hervor. Drüben am jenseitigen Rande hatte das abströmende Wasser den Zaun eingerissen. Es kam dem Knaben vor, als stünde er an einer ganz andern Stelle. Aber hier auf dem Stein hatte er doch gesessen?!

Verwirrt und ratlos begann er dem Vater auf der großen Straße entgegenzugehen.

Die Sonne war gerade im Aufgehen, als ein Schuß fiel. Der Schall setzte sich in der unbewegten Morgenluft bis in ungemessene Fernen fort. Sinnlos vor Angst sprang der Knabe in den Graben und duckte den Kopf hinter das Gebüsch. Kamen sie jetzt auch hierher? Im Schlamm hockend, spähte er vorsichtig durch das Strauchwerk. Aber die Straße blieb still und leer. Es mußte dort drüben hinter dem Walde geschossen worden sein. Er wagte sich etwas weiter aus seinem Versteck hervor. Sich mit den Händen an das Gebüsch klammernd, hob er den ganzen Oberkörper über den Grabenrand.

Da fiel abermals ein Schuß. In dem gleichen kurzen Abstande folgte ein zweiter und ein dritter — es war, als ob es überhaupt kein Ende mehr nehmen wollte mit dem Schießen. Mit Entsetzen horchte der Knabe, den Blick unverwandt auf die dunkle Waldwand gerichtet.

Plötzlich hörte er das Klappern von Pferdehufen hinter sich. Ein Reiter kam in wilder Hast dahergejagt. An der Kopfbedeckung erkannte der Knabe sofort, daß es einer von der Bande war. Er sprang auf und floh; doch in

wenigen Sekunden hatte ihn der Reiter eingeholt. Auf dem ungesattelten Tier mehr liegend als sitzend schrie er dem Laufenden zu:

„Sie halten Gericht — zehn sind schon tot" Das Pferd stob dicht am Jungen vorüber.

„Bist Du nicht Kusiks Sohn?" schrie der Flüchtling, sich noch einmal nach ihm umwendend. „Dein Vater war der erste der ist schon vor einer Stunde " Er fuhr mit der Hand durch die Luft und wies auf den Boden.

Der Knabe schrie auf. „Mein Vater — mein Vater" — Er lief hinter dem Pferde her. — „Sag, mein Vater, meiner?!"

Der Mann jagte vorüber.

„Warte doch, warte", keuchte der Knabe. „Sag!"

Die Erde stäubte unter den Füßen des gehetzten Tieres. Nach einigen Minuten war der Reiter verschwunden. Der Knabe stand allein auf der Straße. Schreiend lief er das ganze Stück Weges bis zum Dorf zurück. Als er die ersten Häuser erreichte, kamen ihm Männer und Frauen in eiliger Flucht entgegen. Die Nachricht von dem Strafgericht war schon in das Dorf gedrungen. Wer sich schuldig fühlte, wer sich verdächtig glaubte, floh. Niemand hatte Zeit, auf den jammernden Jungen zu achten. Man stieß ihn zur Seite und jagte an ihm vorüber.

Ohne sich über sein Vorhaben Rechenschaft zu geben, schlug er den Weg nach Hause ein. Seine Stimme wurde heiser vom Schreien, sein Jammer klang schließlich wie das Winseln eines kranken Tieres.

Weit hinter dem Dorf — auf der Straße, die durch den Schlagbaum abgeschlossen wurde, kam ihm der Holzhändler entgegen.

Der Knabe erhob plötzlich wieder ein lautes Geschrei, als er des wohlbekannten Mannes ansichtig wurde. Er rannte auf ihn zu.

„Pack Dich weg!" rief ihm der Holzhändler entgegen, noch ehe er bis zu ihm gelangt war. „Sie haben Deinen Vater totgeschlagen, weil Du so Einer warst! Ja schrei nur jetzt! Er ist mit den Mördern gelaufen! Da haben sie ihn gefangen. Nun, er hat nicht viel dawider geredet. 'Was sein muß, das muß sein', hat er gesagt, als man ihn vor die Pistole geschleppt hat. Solch ein ehrlicher Mann um so einen Hund, wie Du bist! Nun lauf zu Deiner Mutter! —"

Der Holzhändler ging weiter.

Die Augen auf den Boden geheftet, blieb Kusiks Sohn stehen, bis der Holzhändler verschwunden war. Dann wandte er sich plötzlich um, bog von der Straße ab und lief querfeldein. Er wußte es mit einemmal: dorthin, nach Hause, konnte er nicht gehen. Wie sollte er zur Tür hineingehen und sagen — —

Einen ganzen Tag lang trieb er sich auf den wüsten Feldern umher. Er sah aus der Ferne das kleine Wächterhaus wie eine winzige Schachtel auf der langen, hellen Straße liegen, er sah den Schlagbaum wie einen riesigen, drohenden Finger gen Himmel aufgerichtet, und er fürchtete sich immer mehr, nach Hause zu gehen.

Am Abend des zweiten Tages waren seine Kräfte erschöpft. Sein Körper wurde vom Fieber geschüttelt, seine Füsse waren so wund, daß er zwischendurch kriechen mußte, um weiter zu kommen. In halber Bewußtlosigkeit schleppte er sich dem Wächterhause zu. Die Sonne war untergegangen. In leuchtender Schärfe hoben sich die Umrisse des verfallenen Hauses von dem

fahlen Abendhimmel ab. Er sah, daß ein mit Holz beladener Wagen vor der Tür des Brückenhauses hielt, er sah sogar die ausgestreckte Hand seiner Mutter, die den Brückenzoll empfing. Darauf setzte die Fuhre sich langsam in Bewegung; die alte Frau hockte sich auf die Schwelle des Hauses hin, wandte den Kopf und sah die Straße hinab.

Der Knabe vergaß, daß die alten Augen der Frau nicht so weit reichten wie seine jungen. Mit scheuer Hast zog er sich in das Gebüsch zurück. Langsam arbeitete er sich bis zu der sumpfigen Wiese durch, die bis an die Rückseite des Hauses heranreichte. Hier hatte er sich als Kind immer hingeschlichen, wenn das Wasser hochgestanden und die erste, schwache Eiskruste sich gebildet hatte. Und hier an der Rückwand des Hauses — das wußte er noch genau — war ein Fenster, das nie ordentlich geschlossen hatte. In diese Spalte hatte er immer einen spitzen Stein geklemmt, dann hatte er das Fenster mit der Hand geöffnet und war hineingeklettert. Er hatte dann immer wieder auf seinem Platz in der Stube gesessen, als ob er überhaupt nicht fortgewesen wäre.

So wollte er es jetzt auch machen.

Mit Anstrengung schleppte er sich durch den Sumpf bis an die Rückwand des Hauses.

Es war alles so, wie er sich erinnerte. Das Fenster war nur angelehnt. Er fand einen Stein und öffnete es. Aber er war so schwach, daß es ihm nicht gelingen wollte, sich zu der schmalen Oeffnung emporzuschwingen. Er strengte immer wieder alle Kraft an, um seinem Körper den nötigen Ruck zu geben. Endlich gelang es: er stand in der Stube.

Mit vorsichtigen Schritten schlich er sich zur Bank hin, auf der sein Strohsack lag. Hier blieb er sitzen, den Kopf wie im Schlaf auf die Brust geneigt, die schweren Lider fortwährend hebend, um nach der Tür zu blicken. Er zuckte zusammen, als er den kreischenden Laut des in den Angeln rostigen Schlagbaums hörte. Die Spitze des Balkens durchschnitt die Luft, ein leises Dröhnen erschütterte den Fußboden. Er wußte — nun kam sie! Seine Schultern schoben sich empor, der Hals wurde kurz, seine Hände klammerten sich um die Bank. In seine Augen trat der harte Glanz, den sie gehabt hatten, als der Vater ihn auf dem Gutshofe einen Totschläger genannt hatte. — —

Die Frau des Brückenwärters trat in die Stube und drehte den Schlüssel im Loch herum.

Sie ging gekrümmt, mit schwerem, schleifenden Schritt. Als sie bis in die Mitte der Stube gekommen war, wurde sie gewahr, daß dort auf der Bank am Ofen ein Mensch hockte.

„Herr Jesus", schrie sie auf und wich zur Seite.

Ein schwacher Streifen Licht fiel durch das niedrige Fenster auf das Gesicht des Knaben, ihm eine totenähnliche, fahle Farbe verleihend.

„Wer ist das?" rief die Geängstigte.

„Ich", antwortete der Junge dumpf und schuldbewußt.

„Du", schrie die Mutter auf, „wie kommst Du hier hinein?"

Der Knabe wies stumm auf das offene Fenster. Dann erhob er sich schwankend.

„Komm mir nicht nah!" rief sie zurückweichend. „Ich fürchte mich — vor Dir! Herr Gott, bist Du nicht ein Mörder?"

Der Knabe sank auf die Bank zurück. „Nein nicht!" sagte er starr. „Nicht! — Der Vater" .

„Ja, ja, ja", schluchzte die Frau. „Deshalb brauchst Du nicht zu

kommen. Ich weiß schon, ich weiß! Gott! Der Vater, dieser gute Mensch, den hast Du auch gemordet."

„Nein", sagte der Junge hartnäckig. „Nein! nein!" Sein Widerspruch ging in Jammergeschrei über, „Der Vater, der Vater!"

„Was heißt das jetzt?" sagte die Frau hart, „warum bist Du fortgelaufen! Wenn Du nicht fortgelaufen wärst — Aber jetzt will ich Dich auch nicht wieder zurückhaben. Geh nur wieder fort. Mit so einem will ich nicht unter einem Dach sein! Geh nur gleich wieder fort!"

Der Junge richtete sich auf. „Ich will hier bleiben, laß mich — ach laß doch!"

„Wie kann ich wissen, ob Du mich nicht auch totschlagen wirst?!" schrie die Frau auf. „Nein, nein, ich kann nicht schlafen, wo so einer ist. Mir graut, mir graut — —"

Sie schloß die Tür hastig wieder auf und rannte hinaus, um Hilfe zu holen. Aber anstatt zu den andern Leuten zu rennen, blieb sie auf dem Fleck Straße innerhalb des Schlagbaums, lief wie ein geängstetes Tier hin und her und jammerte: „Fort soll er, fort."

Über den Feldern ging der Mond groß und ungewöhnlich rot auf. „Wie ein blutiges Gesicht", dachte die aufgeregte Frau.

Dann schlich sie auf den Fußspitzen zn der Tür und legte das Ohr an die Spalte. Ob er da drinnen schon etwas Furchtbares tat? Es blieb totenstill. Sie horchte eine ganze Weile. Endlich schlich sie ans Fenster, reckte sich, und spähte in die Stube hinein. Der Mond beschien nur einen Winkel der Stube, vom Jungen war nichts zu sehen. Es lief ihr kalt über den Rücken. Ob er sich schon wieder aufgemacht hatte und fortgelaufen war, so wie sie es ihn geheißen hatte?! Da hinten herum durch das offene Fenster, wie er gekommen war?

Zitternd trat sie durch die halboffene Tür in das Haus. Dieselbe unheimliche Stille umgab sie auch da drinnen. Kein Laut verriet die Anwesenheit eines Menschen.

„Bist Du noch da?" fragte sie mit heiserem Flüstern.

Niemand antwortete.

Der Atem stockte ihr. Dann war er also wirklich fortgegangen?! Aber wohin? Das mochte Gott wissen. Vielleicht zu „Jenen" zurück Und jetzt war da niemand, der ihn zurückholen konnte!

Mit bebender Hand zündete sie sich ein Licht an; vorsichtig mit, angehaltenem Atem, leuchtete sie damit aus dem Herdwinkel hervor. Da — da war er noch! Der Junge lag quer über der Bank, der Kopf war von der Bank herabgeglitten und hing haltlos hinten über. Die geschwollenen Füße streiften den Boden. Es war etwas unendlich Hilfloses in der Lage des Schlafenden.

„Ja, schlaf Du nur immer hier", murmelte die Frau, in Schluchzen ausbrechend. Sie ging an ihr Bett, holte ihr Kissen und schob es unter den Kopf des Schlafenden.

Laut stöhnte der Junge im Schlaf und bewegte die Füße. „Rasch, rasch", wimmerte er, während seine Glieder in fortwährender Unruhe zuckten.

Die alte Frau öffnete den Kasten bei ihrem Bett, nahm ein Stück Leinenzeug, das ihr Totenhemd hatte werden sollen, heraus und zerriß es in Fetzen.

Dann hockte sie sich hin und begann die Wunden des Jungen zu verbinden.

❀ ❀ ❀

Kalewala.

Von Emil Thomson (Petrograd).

Das Land, darauf du stehest, ist heiliges Land! rieselt mirs durch die Seele, wenn ich vor eine Dichtung trete, die „von des Volkes Urträumen geboren, im breiten Leben der Volkszeiten erwachsen" ist. Die epische Poesie erschließt uns dieses Wunderland, sie ist ja aus der Vergangenheit, aber sie reicht aus dieser bis zu uns herüber, ohne ihre eigne Natur fahren zu lassen. Jakob Grimm erinnert uns in dem wieder und immer wieder, und doch niemals genug erwähnten Wort daran, daß wir, wenn wir sie genießen wollen, uns in ganz geschwundene Zustände zu versetzen haben. Ebenso wenig wie die Geschichte selbst, könne sie gemacht werden, sondern wie diese auf wirklichen Ereignissen, beruhe sie auf mythischen Stoffen, „die im Altertume wacher Stämme obschwebten, leibhafte Gestalt gewannen und lange Zeiten hindurch fortgetragen werden" konnten. Sie kommt also schon Völkern zu, fährt Grimm fort, deren Aufschwung beginnt, und gelangt zur Blüte bei solchen, die, jener Stoffe mächtig, die ganz junge Kunst der Poesie darüber zu ergießen vermochten; aber ein Grund und Anfang müsse immer, sagt er, man weiß nicht zu sagen, wie, vorhanden sein, und gerad auf ihm beruhe der Dichtung unerfindbare Wahrheit.

Als Jakob Grimm das schrieb, wars schon etwa ein viertel Jahrhundert her, seit Wuk Karadshitschs epische Volkslieder der Serben einen Sturm der Begeisterung erregt hatten, und eine neue Volksdichtung war inzwischen dem staunenden Europa aufgegangen: seit 1835 kannte die Welt ein finnisches Epos, das Kalewala, und man wußte, daß Elias Lönnrot, der es aus seiner Verborgenheit geweckt hatte, unermüdlich an seiner Vervollkommnung arbeitete. Er ging von der gläubig gewahrten Annahme aus, das große finnische Volksepos, das er in frommer Scheu verehrte und hochhielt, sei nun einmal vorhanden gewesen und von der Zeit und dem wandelbaren Geschicke in die hunderte und aber hunderte von Teilchen und Splitterchen zerlegt und zergliedert worden, die als sangbare Lieder, — „Runen" wurden sie in finnischer Sprache genannt, — lebten und wirkten; sein sei die Sorge, sie zu sammeln, zur Einheit zu fügen, ihnen das lebendige Leben, das sie früher durchwallte, wiederzugeben und so etwas herzustellen, was allerdings die echte Gestalt der Vorzeit niemals erreichen konnte, aber ihr doch in möglichster Ähnlichkeit entsprach. Und — darf ich das Gleichnis aus der finnischen Dichtung nehmen? — wie Lemminkäinens Mutter die zerstückten Gliedmaßen des ermordeten Sohnes aus den Fluten des Totenflußes sammelte, barg und in unendlichem Sorgen und Mühen zur früheren Gestalt fügte und besprechend, beschwörend den entwichenen Geist wieder in den gestorbenen Körper zurückzwang, so wollte auch Lönnrot dem Leben wiedergewinnen, was, das fühlt' er, dem Tode doch nicht gehörte. Der Erfolg war sein,

aber ein Erfolg, dem er nie nachgejagt hatte: es erstand das Epos des finnischen Volkes unter seiner ordnenden, fügenden Hand, aber es entstand neu, es war früher garnicht dagewesen; — es flutete Leben durch die verbundenen Adern, aber diese Stücke waren nie von ihm verlassen gewesen, waren niemals tot gewesen. Den Geist des Volkes, den er dem Ganzen einhauchte, hat er selbst mit treuer Liebe aus den einzelnen Runen gesogen und in sich aufgenommen. So konnte es kommen, daß eine Dichtung ward als „Schöpfung eines Volkes und als Werk eines Einzelnen," ein Lied „uralt in seinen Stücken, aber in seiner Ganzheit neu." Natürlich sei das Kalewala kein Volksepos in dem Sinne, daß es ein kollektives Dichtwerk des Volkes darstellte und daß das Volk es einmal in dem ganzen Umfange gesungen hätte, in dem es uns im Druck entgegentritt, sagt Emil Setälä, — solche kollektiven Dichtwerke geb es überhaupt nicht! Auch sei es undenkbar, daß ein Volk ein so weitschichtiges Werk, wie es das Kalewala ist, als Ganzes in seinem Gedächtnisse hätte aufbewahren können. „Aber es ist ein Volksepos," fährt er fort, „erstens in dem Sinne, daß alle seine einzelnen Teile von Männern aus dem Volke — nicht von Angehörigen der oberen Stände — geschaffen, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt und jeweils ausgestaltet worden sind. Es ist ein Volksepos ferner in dem Sinne, daß die karelischen Sänger bereits vieles in dem Liedermaterial verknüpft hatten, daß Lönnrot in der Gruppierung und Disposition des Stoffes die von den Sängern angedeutete Anordnung befolgen konnte. Es ist auch in dem Sinne ein Volksepos, daß es eine außerordentlich treffende Schilderung des finnischen Volkslebens darstellt" — Setälä kommt zu dem Schlusse, wenn der Aufbau der Dichtung auch in Haupthandlung und Einheitlichkeit nicht tadellos sei, wenn die dichterischen Zwischensätze und Einschaltungen sich auch über Gebühr vordrängten und Wiederholungen und Widersprüche störten und den Eindruck beeinträchtigten, so bleibe diese Dichtung doch ein packendes Werk durch sein ungekünsteltes Naturgefühl, seine frische Naturmalerei, seine lebensvolle Sprache und besonders durch die treffende Charakterzeichnung der handelnden Personen. — Eine dankbare Verehrung, eine fast begeisterte Wertschätzung Elias Lönnrots finden wir oft bei seinen Landsleuten und gerade bei den besten. Ich denk an Julius Krohn. „Lönnrot unterscheidet sich von seinen Vorgängern" (verstehe: den Volkssängern, den Laulaja) „hauptsächlich nur dadurch, daß er alle Schätze des Volksgesanges in unvergleichlich höherem Maße kannte als irgend einer von diesen und somit eine viel reichere Quelle besaß, aus der er schöpfen konnte. Dazu kommt gewiß noch ein durch literarische Bildung verfeinertes poetisches Gefühl bei der Wahl der Zutaten. Andererseits jedoch steht er dennoch auch hierin, was die Unbewußtheit des Schaffens betrifft, seinen Vorgängern ganz nahe. Selten ist einer von diesen imstande, selbst auch nur ein mittelmäßiges reines Gedicht zu verfassen, obgleich sie bei der Ausbildung des Gesanges oft einen bewunderungswerten poetischen Instinkt zeigen."

Wen will es wunder nehmen, daß im Heimatlande der Dichtung der Name des Mannes hoch gefeiert wurde, der seines Volkes poetische Art erschlossen und offenbart hatte, daß auch das Ausland bewundernd nach dem Dichtungsgolde griff, dessen Prägung, — es klang wie ein Wunder der Vorzeit, — nicht dem einen entstammen sollte, der es darbot, sondern vielen, allen, dem Volke. Zehn Jahre waren vergangen, seit die erste Ausgabe des Kalewala bekannt geworden war; da erschien im 1. Bande von Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache als erster Artikel nach den „Andeutungen" der Redaktion der berühmte Aufsatz Jakob Grimms „Über das finnische Epos" und machte es rasch zum Gegenstande der Besprechung in den ersten wissenschaftlichen Kreisen: „Hier sprudelt, wenn irgendwo, lauteres Epos in einfacher und desto mächtigerer Darstellung; ein Reichtum unerhörter und wieder mit andern bekannten zusammentreffender Mythen, Bilder und Ausdrücke; ich will besonders hervorheben ein reges, sinniges Naturgefühl, wie es fast nur in indischen Gedichten angetroffen wird. Zugleich ist in diesem Epos auf einmal der ganze, mehr als oberflächlicher Bewunderung würdige Reichtum der finnischen Sprache weit glänzender entfaltet worden, als man ihn bisher aus den Wörterbüchern von Juslen und Renvall gewahren konnte. Wenn in Serbien der Name von Wuk Karadshitsch, hat in Finnland der von Lönnrot alle Ansprüche darauf, bei den kommenden Geschlechtern unvergessen zu bleiben, die sich ihrer unermüdlichen, gerade noch zu rechter Zeit unternommenen Arbeiten lange werden zu erfreuen haben. Welch ein ungleich höherer Wert ist solchen untadelhaften Sammlungen beizulegen, als der vielgetadelten jener ossianischen Gedichte, womit etwa vor 80 Jahren Macpherson zum ersten Mal auftrat und die allen wahrhaft epischen Charakter verleugnen. Aus dem empfindsamen Ossian kann unser deutsches Altertum nirgends, aus dem finnischen Epos allenthalben erläutert werden; das ist die sicherste Probe gegen jenen und für dieses."

Es ist Grimm jedenfalls gelungen, einen großen Anteil für die neuerschlossene Dichtung zu erwecken. In Schweden bedurft es dessen nicht mehr; dort hatten schon Lönnrot selbst, vor allem aber Alexander Castrén durch ihre Übersetzung der ersten Ausgabe, die sonst in fremdsprachigen Gebieten unbekannt geblieben ist, vorgesorgt und auch Grimm bezog seine Kenntnis meist *da* her. Auch die Aufmerksamkeit in Amerika hat nicht erst durch den deutschen Hinweis erregt zu werden brauchen, wenn auch v. Schröters „Finnische Runen" beteiligt gewesen sind; davon hab ich schon im sechsten Hefte der Deutschen Mtschr. f. Rußl. gesprochen, doch will ich hinzufügen, daß *beide* englischen Übersetzungen des Kalewala, die nach dem Erscheinen seiner zweiten Auflage, also seiner endgültigen Fassung, herausgekommen sind, Amerika angehören und aus New-York stammen, sowohl *Porters* Auszug als *Crawfords* ungekürzte Übertragung. Eine englische Ausgabe in Europa ist mir nicht bekannt. Ich spreche hier davon, weil wir so bereit sind, den Amerikanern jede literarische

Betätigung abzusprechen und etwa anzunehmen, sie wüßten von Finnland so wenig, wie wir von ihnen; doch das scheint nicht ganz zu stimmen, und mit unserer eigenen Kenntnis von Finnland sieht es doch kaum anders aus, als mit der Kenntnis der griechischen und lateinischen Altertümer bei unseren Realschülern, oder mit der der technischen Fächer bei den Gymnasiasten. Das darf nicht als Vorwurf aufgefaßt werden, denn nicht alles kann jeder beherrschen und er soll es auch nicht und man darf es auch nicht von ihm verlangen! Darum ist es nicht ausgeschlossen, daß wir vortrefflichen Sonderschriften auf diesem vernachlässigten Gebiete in Ländern begegnen, die von der neu erschlossenen nationalen Dichtung sonst wenig Kenntnis zu nehmen scheinen und gar keine oder nur unzulängliche Übersetzungen besitzen. Ich denke hier an Abercrombys: „Die vor- und frühgeschichtlichen Finnen." London 1898, vor allem aber an das umfassende und tiefgründige italienische Werk von Domenico Comparetti*) über den Kalewala, das, mein ich, niemand übergehen kann, der sich im Ernste mit dieser Dichtung beschäftigt.

Der Übersetzungen in europäische Sprachen gibt es jetzt mehrere, doch sind sie recht spät entstanden: die ungarische von Barna, die es schon zu zwei Auflagen gebracht hat, und die französische Prosaübersetzung von Léozon le Duc gehören in die siebenziger — alle russischen, sowohl die Teilstücke von S. W. Hellgren, als die Gesammtdichtung von Granström, und endlich die tschechische von Holezek in die achtziger Jahre. Mit Erstaunen und Zweifel bemerk ich, daß ich eine estnische nicht auftreiben konnte, doch hab ich mirs vielleicht entgehn lassen und darf hoffen zurecht gestellt zu werden!

Aber eine deutsche Übersetzung? Gibt es denn keine deutsche?

Gerade davon wollt ich sprechen.

Nein, bis zum laufenden Jahr ist in Deutschland keine Übersetzung des Kalewala erschienen! Eine deutsche wagte sich schon 1852 hervor, also drei Jahre nachdem Lönnrot dem Epos in der zweiten Auflage seine endgültige Gestalt gegeben hatte, und die Druckerei der Alexander-Universität in Helsingfors verlegte das Buch; das Glied der K. russischen Akademie der Wissenschaffen Anton Schiefner war der Übersetzer. Kurz, außer der Sprache schien hier nichts gegeben, was das Werk gerade dem deutschen Schrifttum einordnete. Sie aber war immerhin das entscheidende und wies ihm seine Stellung in der Gefolgschaft des Grimmschen Aufsatzes an, kennzeichnete es als ein Kind hoher Begeisterung und versprach ihm eine freudige Voreingenommenheit bei den eigenen Sprachgenossen, eine dankbare Zuneigung der Finnen, deren so spät hervortretende volkstümliche Dichtung so erstaunlich rasch in die dichterisch

*) Deutsche Ausgabe. D. Comparetti: Der Kalewala oder die traditionelle Poesie der Finnen. Historisch-kritische Studie über den Ursprung der großen nationalen Epopöen. Vom Verfasser durchgesehen und autorisiert, XII u. 327. Halle. Max Niemeyer. 1892.

empfänglichen, geistig regsamen Schichten der Welt eingeführt wurde. So schien es, so war es aber keineswegs. Was in überraschender Freudigkeit geboten worden war, wurde in Finnland mit Mißtrauen aufgenommen und mit Widerstreben weiter geleitet, begegnete in den bald erkalteten deutschen Kreisen einer erschreckenden Gleichgültigkeit, die mehr als einen höflichen Achtungerfolg zuzuerkennen sich gar nicht einfallen ließ. Drei Jahre, nachdem das finnische Epos bekannt gegeben war, trat die deutsche Übersetzung vor und — wurde vergessen. Heute liegt die zweite Auflage vor mir: sie ist 62 Jahre jünger als ihre Vorgängerin! Zum ersten Mal ist das Kalewala in Deutschland gedruckt worden. *)

Der mit seiner Kritik diesen großen und vernichtenden Erfolg hatte, daß das bemängelte Werk für zwei Menschenalter ausgeschaltet wurde, ist August Ahlqvist, der spätere Professor der finnischen Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors, Begründer der Zeitschrift „Suometar" (1847), die den Zweck verfolgte, das Finnische zur Schrift und Landessprache zu erheben und eine finnische Nationalliteratur zu ermöglichen. Als Sprachforscher hat er einen glänzenden Namen, als Dichter und Übersetzer behauptet er in der jungen Literatur seines Landes eine außerordentliche Höhe, so daß er jedenfalls als der bedeutendere angesehn werden muß; auch wird, wer seinen „bebenden Schmerz über die niedrige Stellung des finnischen Volkstums" kennt und die unerbittliche Kritik an den e genen literarischen Leistungen, die schnöde Härte und den ätzenden Hohn gegen seinen Gegner Schiefner verstehn und verzeihen, — aber so zaghaft ich gegen Ahlqvist aufstehe, bekennen muß ich doch: „produktiv" wirkt er nicht! Zerstört hat er, was ihm unwert schien, aber er hat es nicht töten können, zu neuem Leben ist es wieder erstanden und die Zeit selbst hat gegen ihn entschieden, weil er nicht liebevoll zur Vollendung förderte, was er als unvollkommen erkannte. Kraft und Geist schienen ihm doch diese Hülfe zu erlauben. Allerdings ist Hermann Paul, der ein Menschenalter später den von ihm gewiesenen Weg schritt, in die Brüche geraten und hat es trotz Gustav Meyers glückverheißender Weissagung nicht über einen ehrbaren Achtungserfolg und einen anerkennenden Denkstein gebracht, aber ich muß sagen, daß ich dem Wegweiser nicht recht traue. Wie soll ich denn das verstehn, daß er so leicht bereit ist, die Flagge zu streichen, wenn von Forderungen an die äußere Gestaltungskraft der finnischen Dichtung die Rede ist? Und dabei rühmen ihm die heimischen Kritiker nach, in formeller Hinsicht sei er in der finnischen Dichtung geradezu epochemachend gewesen! Oder meint er, den Übersetzer zum Verzicht ermahnen zu

*) Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe in Deutsche übertragen von Anton Schiefner, bearbeitet und durch Anmerkungen und ein Nachwort ergänzt von Martin Buber. VIII und 482 S. Preis 12 M. — Georg Müller Verlag, München, 1914.

müssen, wo die finnische Dichtung sich in der Kraft und Schönheit ihrer Eigenart entfaltet? Tatsächlich sind die neuen Gesetze von ihm selbst in seiner schwedischen Übersetzung der Kullerwo-Runen eingehalten worden, und Hermann Paul hat er zur Nachfolge in seiner deutschen Kalewala-Übersetzung angeregt. Ich halte das nicht für gerecht, meine, daß so das volkliche Gepräge bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen wird! Als Ahlquist seine Absage an Schiefner schrieb, also 1853, formte gerade der Amerikaner Longfellow sein Lied von Hiawatha, in dem jede Zeile eine Verwahrung gegen dessen Verlangen zu sein scheint. Was aber hatt' er verlangt? „Es wäre den Übersetzern leicht gewesen", heißt es im Kampfartikel des „Suometar", „der Beschuldigung des Mangels an Formschönheit zu entgehen, hätten sie nur sich vorgenommen, dasjenige zu ersetzen, was keine Nachahmung zuließ. Sollten die Übersetzungen durchaus trochäisch sein, obgleich der Jambus im Schwedischen wie im Deutschen viel häufiger gebraucht wird — so müßten des finnischen Trochäus Beweglichkeit und Abwechslung ersetzt werden durch Einschiebung eines oder mehrerer Daktylen, nach Beschaffenheit des Inhalts. Ferner müßte der Vers dann und wann einen männlichen Schluß haben. " Paul mag durch diese Worte, mehr aber noch durch das Beispiel Ahlqvists zur Befolgung dieser Anweisungen bewogen worden sein, als er 1885 als Glückwunsch zum 50-jährigen Bestehen der finnländischen Literaturgesellschaft eine neue deutsche Übersetzung des Epos erscheinen ließ, die von manchem, dessen Urteil wir beachten werden, für weitaus gelungener, das heißt *schöner* als die Schiefnersche gehalten wird, der großen Dichtung aber ebenso wenig dauernd Freunde werben konnte, wie jene. Ich erinnere mich, daß ich schon 1898 das Buch nicht einmal antiquarisch im Handel erhalten konnte; schuld mag daran sein, daß auch diese Ausgabe nicht dem Weltmarkt angehörte, sondern dem Buchhandel von Helsingfors, der ihre Verbreitung kaum so erfolgreich fördern kann, wie der Verlag in einer mitteleuropäischen Großstadt. Schon die Herstellung des Buches hat eine ganz andre sein können, und den Preis sehr hoch anzusetzen brauchte ein Münchener Großbetrieb sich nicht zu scheuen, in Helsingfors aber hätte sichs verboten. Wir haben es mit einem gescheiten Einfall des Hauses Georg Müller zu tun, mit einem feinen Geschäftsgebahren, das allerdings einen starken Rückhalt vorausgesetzt: *kein* Buch dieses Verlages ist billig. – Die Gesellschaft soll offenbar daran gewöhnt werden, in den *Büchern* den Schatz des Hauses zu sehn und seinen Schmuck — auch rein äußerlich Wertgegenstände! Dieser Grundsatz ist dem heute geläufigen, das Buch spottwohlfeil und den Ärmsten zugänglich zu machen, schnurgerad entgegengesetzt und beruft sich nicht nur auf die edelsten Regungen im Menschen. Da jedoch der Gedanke, der bisher leitete und bestimmte, so gründlich Bankbruch erlitten hat, ist es nicht wirklich erlaubt oder Pflicht, es mit einer anderen Art zu versuchen? Mir scheint eine Lösung dieser Frage durch Beobachtung der Gesetze der Psychologie der Gesellschaft und der Masse anzuraten,— die der Ästhetik genügen

nicht mehr. Die Welt hat keine Zeit mehr für die beschauliche, sinnende Dichtung: das Epos wird hinausgedrängt, wenn es nicht durch prosaische Gewandung gesichert ist, das kurze lyrische Gedicht hört man noch allenfalls an, lieber aber läßt man sich im Drama die Handlung vormachen, womöglich wortlos im Kino. Mir kommt die Rückführung des Geschmacks zum Epos wie eine heilende Tat vor, und kann der Medizinmann — diesmal heißt er Georg Müller — die Genesung nur durch kostbare Tränke bewirken, so will ich seine Kur nicht bemängeln, denn von Reinheit und Schönheit ist sie ohnedies begleitet: nicht eine sogenannte Prachtausgabe, nicht ein Kunstwerk bietet der Verlag, — er erzielt seinen Eindruck durch Feinheit und Adel von Druck und Papier; einfach und vornehm! ist die Losung.

Die Leitung der Ausgabe hat der Verlag dem Wiener Martin Buber übergeben, der heute in Berlin-Zehlendorf zu Haus ist. Wir kennen ihn aus dem zeitgenössischen Schrifttum, in dem er sich viel betätigt, recht gut durch seine Arbeiten über fern- und nahöstliche Dinge, über Chinesentum und Judentum, vor allem aber als Leiter von Rütten u. Lönings vortrefflicher Sammlung sozialpsychologischer Monographieen „die Gesellschaft." Eine besondere Beschäftigung mit finnischen Fragen kann ich bis zur Kalewala-Ausgabe nicht bemerken, doch zeugen Nachwort und Anmerkungen von einem gewissenhaften Eindringen in seine Aufgabe und einem liebevollen Sichversenken in sie. Ich möchte das um so ernster und nachdrücklicher betonen, als ich mir einer gewissen Gereiztheit wegen der spaßhaft-vorschnellen Bemerkung des Gargantua-Charakters Kalewipoegs bewußt bin, die Buber offenbar für zu geistreich hält, um sie zu unterdrücken. Schade! Derselbe Irrtum könnte am End einen andern verleiten, den Siegfried der deutschen Sage nach den Vergröberungen der mittelaltertichen Volksbücher darzustellen, oder gar nach den schnoddrigen Schwänken und Schnurren vom Säufritz, in die sie zuletzt ausklingen.

Doch die Entgleisung kommt nur einmal vor, das vergesse man nicht! Im Tone klingt sonst die sichere Bescheidenheit des Vertrautseins durch. Für Bubers vornehmstes Verdienst — und zwar für ein sehr großes — halt ich die Rückkehr zu Schiefners Übersetzung. Das mag gegen Ahlqvists Ansehn nicht leicht gewesen sein. Übrigens weiß ich nicht, ob die Paulsche rechtlich überhaupt in Frage kommen durfte.

Die Tätigkeit des neuen Herausgebers bezog sich vor allem auf die mit Recht gerügten Unrichtigkeiten im Verständnis und in der Wortwahl. Hier hat Buber mit philologischer Scharfsichtigkeit und Feinfühligkeit oft das Rechte getroffen. Die verstechnische Seite seiner Aufgabe ist aber offenbar seine geringste Sorge gewesen; jedenfalls hat sich Schiefner ihr mehr gewidmet, Paul aber sie mit Fleiß, besser wissend vielleicht, vernachlässigt: hatte doch Ahlqvist, der große Philologe und finnische Patriot, die Übersetzer geradezu aufgefordert, nicht nachzuahmen, was sie doch nicht erreichten könnten, sondern

zu ersetzen. Ich bezweifel allerdings, daß er eine Übersetzung der Ilias in deutsche Blankverse, des Nibelungenliedes in italienische Oktaven gutheißen würde, — der Unterbrechung der finnischen Trochäen durch den Daktylus redet er das Wort und er hat Beifall und Nachfolge gefunden. Schiefner nun vergeht sich niemals absichtlich gegen das trochäische Gesetz, das auch von anderen, wie Comparetti bezeugt, von jedem finnischen Volkssänger als unantastbar geachtet wird, an das ihn aber auch das melodische Motiv bindet, mit dem er die Verse singt oder spricht. Schiefner vermag seinem Vorsatze, das Versmaß zu wahren, nicht nachzukommen, wenn dreisilbige Eigennamen wie Jumala, Kalerwo, Wellamo in der Zeile stehen, die sich oft, der eigenen Betonung entgegen, dem Versaccente fügen müssen. Auch diese Verletzung des metrischen Gesetzes, wenn es eine ist, nimmt Buber offenbar leichter als Schiefner, vielleicht, weil ihm inzwischen eine selbstverständliche Tatsache geworden ist, was damals Ahlqvist noch nicht festgestellt hatte, daß die Cäsur die Worte stets in der Weise teilt, daß der Wortaccent dem metrischen nachgibt, oder vielmehr, daß die Arsis stets auf eine Silbe fällt, die nicht den Hauptaccent trägt, hinwieder die Silbe mit dem Hauptaccent sich stets in der Thesis findet.

Schön, — ich mein aber allerdings, daß der Übersetzer sich, wenn er nicht anstoßen will, nur nach den Betonungsgesetzen der Sprache richten kann, in die er übersetzt.

Daß der Parallelismus, namentlich wo er grundsätzlich, also in jeder zweiten Zeile, auftritt, vom Übersetzer unterdrückt werden könnte, ist ausgeschlossen; schon der Versuch würde sich empfindlich rächen. Es kommt also nun, wenn wir die Treue der Übertragung prüfen wollen, auf die Beobachtung des Stabreimes an, der in der finnischen Dichtung Gesetz ist. Comparetti hält ihn für Zubehör einer ganz primitiven Poesie, heute schon ganz veraltet und dem Aussterben nahe. Longfellow braucht ihn bei Übernahme der finnischen Runen in seinen Hiawatha nur als gelegentlichen Schmuck, und Freiligrath billigt seine Zurückhaltung als sehr klug; Hermann Paul hält die Durchführung der Alliteration für unmöglich und lehnt sie in seiner Übersetzung des Kalewala entschieden ab; es widerstreitet also der allgemeinen Annahme und zeugt von einer großen Selbständigkeit, wenn Anton Schiefner sie aufnimmt und einzuhalten sucht. Allerdings gelingt der Versuch ihm nicht. In der ersten Rune finden wir etwa 20 % alliterierender Zeilen. Die Zahl nimmt von hier an zu und die dritte Rune zeigt schon eine recht hohe Schönheit der Klangmalerei. Nun aber schleichen die Stabungen allmählich aus, und schon in der zweiten Hälfte des Epos ist die Alliteration nur noch zufällig. Sollen wir hierin nur das Eingeständnis sehn, daß die Alliteration in der deutschen Sprache des XX. Jahrhunderts unmöglich sei, oder einen Beweis für die dichterische Unzulänglichkeit Schiefners? Ich halte die zweite Annahme für richtig; Dichter und Sprachkünstler ist er nicht. Nur hüte man

sich vor der Annahme, hierin läge doch eine Verurteilung der neuen Erscheinung. Keineswegs! Besser aber, als sie ist, kann die Übersetzung werden, und das soll sie. Wenn sie es aber soll, dann darf die Gesellschaft nicht klugtuend abwarten, bis das Erwünschte auf den Büchermarkt kommt, denn wenn die bisherige Flauheit und Lauheit anhalten, so müssen wir wieder 65 Jahre auf eine neue Auflage warten!

Buber hat sich, wie schon gesagt, leider auf die philologische Seite seiner Aufgabe beschränkt, die verstechnische vernachlässigt. Es läßt sich nicht mal mit Bestimmtheit angeben, ob sich die seltenen Alliterationen, die unter seiner Hand entstanden sind, nicht wider seinen Willen eingestellt haben, denn ebenso oft hat er einen Stabreim Schiefnerscher Prägung unbedenklich, einer sprachlichen Verbesserung zuliebe, getilgt. Warum sollt er nicht auch die Ahlqvist-Freiligrath-Paulsche Überzeugung von der Nutzlosigkeit und Unmöglichkeit der Alliteration teilen? Freilich nicht jeder Versekünstler tat das, manche waren von der Notwendigkeit überzeugt, den Stabreim in Dichtungen des finno-ugrischen Stammes zu erhalten, wie Friedrich Kreutzwald, der Lönnrot des estnischen Kalewipoeg. Er war nun einmal an den ganz untüchtigen Übersetzer, den Pastor C. Reinthal, gebunden und mußte zu seinem Schmerz auf vieles, so auch auf die Alliteration verzichten, aber er sprach noch in einer Fußnote zum Vorwort die Hoffnung aus, es werde vielleicht einem späteren Übersetzer gelingen, „das Versäumte nachzuholen." Seine Hoffnung ist erfüllt worden, und dieser spätere Übersetzer, F. Löwe, den die Jünger der Märchenkunde kennen, hat uns denn auch gelehrt, unter welchen Bedingungen allein diese Aufgabe gelöst werden könne: daß dazu nicht weniger als die unausgesetzte Lebensarbeit des dichtenden Übersetzers gehört. Die Anfänge von Löwes Tätigkeit gehen in das Jahr 1869 zurück, im Anschluß an die Dorpater Estnische Gelehrte Gesellschaft entfaltete sie sich bedeutend in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, aber erst nach des Verfassers Tode erschien sie 1900 bei Kluge in Reval als vollendetes Werk, — um vergessen zu werden. Wir haben eben keine Zeit mehr für ein langatmiges Epos.!

Doch ich gerat auf Abwege! Nicht mein ist die Aufgabe darzustellen, was ich selbst von Berufenen gern erläutert hörte, warum die karelischen Russen in freudigerem Grundtone von der Mythologie ausgehn, die estnischen sich düster an die Geschichte lehnen, — warum die Überlieferung im Norden von der Dwina bis zum Botten geläufiger und harmloser redet, als im Süden des finnischen Meerbusens. Das alles müssen wir hören nicht im hetzenden Volksversammlungstone, sondern in dem unbestochenen und unbestechlichen des Volkssängers oder, da seine Zeit verschwindet, in den leidenschaftlosen Worten des wissenschaftlich-untersuchenden Forschers. Gewiß liegt die größere Bedeutung in der Beantwortung dieser Fragen, aber ich darf mirs doch nicht verhehlen, daß sich manche ernstlich darum sorgen, ob man der Kalewala sagen müsse, wie Comparetti, oder

die wie Gustav Meyer, oder das, wie Emil Setälä. Ich meine nun, das ist gleichgiltig, da tue jeder nach seinem Geschmacke! Die ugrofinnischen Sprachen unterscheiden nun mal das grammatische Geschlecht nicht, so daß auch der Ländername Kalewala, wenn er in einer anderen Sprache gebraucht wird, das erhalten kann, das dem Redenden am liebsten ist, sei es nun das männliche oder weibliche. Ich habe mich zum sächlichen entschlossen, um niemand zu verletzen, aber ein lockendes Beispiel will das nicht sein: die Wahl steht jedem frei! Ich habe mich sogar zu einem besonderen Liebesdienst entschlossen, hab eine Wortbildung geschaffen, die ich allen Begehrenden gerne zur Verfügung stelle, ohne das Nutzungsrecht für mich in Anspruch zu nehmen. Wie sehr die Erinnerung an die Zeiten lateinischer Umgangssprache aller Gebildeten manchem lieb ist, weiß ich sehr wohl: da wird jedes Wortflickchen von scheinbar altem Gewebe hochgeschätzt und sorgsam bewahrt, und wenn auch das alte Gefaser abgeschlissen ist, so hat sich doch ein anheimelndes Bild in geborgtem Theatermantel gestaltet, das vorne mit lieben Heimataugen in die Welt hinausträumt und hinten ein sauberes altklassisches Zipfelchen heraushangen läßt. Ein Gemeinname für das Stammland des finnischen Epos fehlt, eines für das ungeheure Gebiet, westwärts von den Ostjaken und Syrjänen, über die Dwina, wo Wäinemöinen zu Haus ist, bis an die äußersten Grenzen der Karjala nach Tawastland und zu den Esten hin: wär's nun nicht verführerisch schön, wenn wir es nach vielbenutztem Muster das Kalewalticum nennten, so einen Gebrauchsnamen für ein weites Gebiet schüfen und ein Denkmal zugleich errichteten für die Echtheit und Gediegenheit unserer humanistischen Bildung?

Wie gesagt, verzicht ich selbstlos auf die Nutznießung und tröste mich um so mehr mit dem Bewußtsein, viel Dank für die Erfindung zu gewinnen. In eigenem Gebrauche glaub ich einstweilen noch mit Hausmitteln auskommen und den Schrank mit den Arcana et Venena verschlossen lassen zu können. Darum mein ich auch, daß eine Volksdichtung nur aus sich selbst begriffen werden könne und daß man sie nicht in fremdes Gewand zwängen, sie nicht „modernisieren" dürfe. Sonst wird eine Aphrodite Anadyomene im Humpelrocke daraus! Nur im volkstümlichen Versmaße kann das Gedicht volkstümlich wirken, und Comparetti tut sehr recht daran, seinem Landsmanne Ciampoli zuzureden, auf seine Übersetzung „im italienischen heroischen Versmaße" (ich verstehe in Octaven) zu verzichten. Wir haben doch schon Beispiele, wie eine Dichtung entwertet wird, wenn der Übersetzer ihren heiligen Leib anzutasten wagt. Unter ihnen allen ist Julius Grosse wohl der größte Dichter, und ein Dichter ist er gewiß, aber daß er den Kalewipoeg bearbeitet hat, weiß kaum noch jemand, obgleich der Versuch erst 1875 gemacht wurde. Vielleicht hat Buber sich seine Überzeugung vom Gargantua-Charakter des estnischen Helden aus dieser Übersetzung geholt: dann wäre sie begreiflich, — aber schon die wortreich aufgedonnerte Art der Dichtung in achtfüßigen

trochäischen Reimpaaren schrieb ihr den Steckbrief als einem heimatlosen Gesellen, der mit fremdem Passe schweifte. Daß wirs mit einer estnischen Dichtung zu tun haben, müssen wir dem Titelblatte glauben, sonst fehlt der Beweis.

Das ist die Begründung, warum ich Schiefners Übersetzung der von Paul vorziehe diese mag in der Behandlung des Ausdrucks mitunter das Bessere treffen, doch geht sie von einem falschen Grundsatz aus, und das wirklich nationale Epos ist uns durch Buber zugänglich gemacht worden, — Paul vermittelt es nicht! Poetische Motive aus den Runen mag er treffender wiedergeben, und beim herausgepflückten poetischen Motive ist eine Anpassung des Versmaßes durchaus zu billigen, dann eignet sich dieses aber nicht für die „Bereitung des Bieres" oder die „Entstehung der Krankheiten": das epische Maß muß allen Schwankungen angemessen sein, und das ist der Trochäus des Kalewala, der Hexameter der Ilias, die Sloke des Mahabharata.

Was uns nun das Kalewala ist? Besser als Jakob Grimm werd ich das ganz gewiß nicht sagen, doch ich würd es immerhin versuchen, wenn ich nicht zu groß von ihm dächte, um es anhangsweise zu tun. So verbiet ich mir's für heute; vielleicht, daß ich nächstens ausführe, wovor ich heute zurückschrecke.

Doch bis dahin sei alles den Runen selbst überlassen. Besser als ich werden sie ihrer Sendung gerecht werden, besser gar als Grimm, aber nichts können sie erreichen, wenn die Leser nicht selbst mit ihrem Herzen, mit all ihrem Gemüte dabei sind. Das Epos lebt nicht mehr im Volke, es muß in ihm erst geweckt werden, — wir müssen, um es recht zu empfangen, uns dafür vorbereiten und erziehen.

Vorbedeutung und Vorhersagungen.

Von Benvenuto Sartorius (Jena).

Sonnabend den 25. Juli dieses Jahres ist am Abend die allen Besuchern Jenas bekannte, 1816 nach den Befreiungskriegen gepflanzte Friedenspappel vor dem Johannestor im Gewittersturm niedergebrochen. Daß sie längst schon kernfaul war, wußte man. Seit Jahren hat man mit liebevoller Sorgfalt alles zu ihrer Erhaltung getan, die morschen Äste abgesägt, die faulen Stellen auszementiert. Nun ist sie einem einzigen Windstoß zum Opfer gefallen, im Niedersturz das Mauerwerk der nächsten Baulichkeiten zertrümmernd.

Als ein paar Stunden später das Telegramm vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien hier eintraf und die erregten Menschenmassen in den Straßen hin- und herfluteten, da zog gar mancher hinaus vor das alte Tor und stand sinnend vor dem zusammengebrochnen Baumriesen, des seltsamen Zusammentreffens gedenkend, daß die

Friedenspappel vom Sturm niedergeschmettert wurde in der Stunde, da fern im Südosten gewaltsam der Friede gebrochen wurde und sich vielleicht ein Weltkrieg entzündete.

Ein seltsames Erlebnis tauchte gleichzeitig in unsrer Erinnerung auf. Den Herbst 1908 verbrachten wir einige Wochen in einer entlegenen Ortschaft am Rennsteig in Thüringen. Auf einem Spaziergang rasteten wir in einem kleinen Walddorf, um uns durch einen Imbiß für die Rückwanderung zu stärken. In der geräumigen Wirtsstube sammelten sich während unsrer Anwesenheit immer mehr Leute an und verhandelten in nnverkennbarer Erregung mit dem Wirt. Auf unser Befragen teilte dieser uns mit, daß ein Dorfbewohner beim Holzfällen von einem niederstürzenden Baume erschlagen worden sei; man habe die Leiche eben ins Dorf gebracht. Das Seltsame bei der Sache sei — wie der Mann geheimnisvoll hinzufügte, — daß das Unglück schon vor Wochen von einem alten Manne vorausgesagt worden sei. — Der Alte sei ein Hellseher, und was er vorhersage, treffe unfehlbar ein.

Nach und nach verliefen sich die Leute, nur ein paar Waldarbeiter, die Zeugen des Unglücksfalls gewesen, blieben zurück und unterhielten sich im Flüsterton mit dem Wirt. Fast unbemerkt war ein neuer Gast ins Zimmer getreten. Ein alter Mann mit schlicht zurückgestrichenen, im Nacken leicht gelocktem grauen Haar. Aus dem klugen, von unzähligen Fältchen durchfurchten Gesicht blickten ein paar eigentümlich helle, wie von innen erleuchtete Augen. Die ganze Erscheinung hatte nichts Bäuerisches und kontrastierte seltsam mit den derben Gestalten der Waldbauern. Der Mann sah aus wie ein ehemaliger Dorfschulmeister.

Der Wirt zwinkerte uns bedeutungsvoll zu und brachte dem Neueingetretenen, der sich still in eine Ecke gesetzt, einen Schoppen Bier. Er blieb an dem Tische stehen und auch die Waldarbeiter drängten sich herzu und redeten lebhaft auf den stillen Gast ein. Dieser verhielt sich anfangs schweigend, trank nur ab und zu einen Schluck und schaute mit weitgeöffneten Augen an seiner Umgebung vorbei ins Leere. Allmählich begann er zu reden, einförmig, abgerissen. Die Umstehenden steckten die Köpfe zusammen und fragten ihn, was er sähe? —

„Ich sehe einen großen Krieg — — 1912 fängt der an unten bei den Türken er wird größer — — alle Völker kämpfen 1914 komm der Weltkrieg "

Der Alte hatte das alles halblaut, aber in einem merkwürdig dialektfreien reinen Deutsch gesprochen, sodaß uns kein Wort entgangen war.

Ich erinnere mich noch, wie wir, von dem seltsamen Wesen des Dorfpropheten beeinflußt, wie unter einem Bann, schweigend den Rückweg antraten.

Am andern Tage lachten wir über den seltsamen Kauz, und bald darauf war das ganze Erlebnis unserem Gedächtnis entschwunden.

Ob wohl der Alte die Erfüllung seiner Prophezeihung noch erlebt?

Bücherbesprechung.

Dr. Oskar von Riesemann: Rund um Südamerika. Reisebriefe. Mit 43 Abbildungen auf 16 Tafeln. Berlin. Dietrich Reimer. 1914. Preis M. 4.—

Diese Briefe berichten von einer Reise, die der (aus Reval stammende und seit Jahren in Moskau ansässige) Verfasser mit einem gleichgesinnten Kameraden lediglich zum Vergnügen und zur eigenen Belehrung unternommen hat. Geld und Zeit spielten keine Rolle, nichts beschränkte die Laune der beiden Fahrtgenossen als eine flüchtig entworfene Reiseroute, die von Europa nach der Ostküste Südamerikas, dann quer über den Kontinent nach Chile, Bolivien, Peru, Panama und schließlich über New York wieder nach Hause führte. Charakteristisch ist es, daß die Reisenden in Madeira ernstlich daran dachten, statt nach Amerika weiterzufahren, auf einen dort liegenden Afrikadampfer überzusiedeln. Und in diese sorgenfreie, genußfrohe Ferienstimmung wird der Leser gleich von Anfang an versetzt, um gar nicht wieder herauszukommen. Allen fremdartigen Erscheinungen, die ihm entgegentreten, bringt der Verfasser dasselbe frische Interesse entgegen und versteht so unterhaltend davon zu plaudern, daß man das Fehlen ungewöhnlicher Erlebnisse oder Abenteuer gar nicht bemerkt. Einen Bädeker von Südamerika gibt es noch nicht und die meisten vorhandenen Reisewerke verfolgen gelehrte Zwecke. Vergnügungsreisende, welche die Anden auf 4500 m hohem Passe überschreiten und sich auf den fieberbrütenden Flußläufen des tropischen Bolivien mit Schmetterlingsjagden amüsieren, sind heutzutage verhältnismäßig selten, und so nimmt denn dieses liebenswürdige Buch eben durch seinen eingestandenermaßen unwissenschaftlichen Standpunkt eine ganz eigene Stellung ein. Als Schlußpointe passiert es den beiden Gefährten, daß sie bei der Heimreise zufällig auf den „Imperator" geraten, der seine Jungfernfahrt von New-York nach Europa macht, und der Leser erhält auch von dieser „Impression" einen Bericht, der nicht zum wenigsten von dem Geschmack und feinen Empfinden des Verfassers zeugt.

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 12. Dezemberheft. 1914.

Rußland und Deutschland.

Ein offener Brief an Prof. H. Delbrück in Berlin.

Von Prof. Paul Mitrofanoff (Petrograd).

Vorbemerkung der Redaktion.

Im folgenden geben wir mit Erlaubnis des Verfassers einen Aufsatz wieder, der im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher", also kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, erschienen ist. Die äußere Veranlassung dazu bot ein russischer Korrespondenz-Artikel der „Kölnischen Zeitung" und die sich daran knüpfende russisch-deutsche Preßfehde, wobei namentlich eine sehr starke Verstimmung der russischen öffentlichen Meinung Deutschland gegenüber zu Tage trat. Um eine Aufklärung über die tieferen Gründe dieser Erscheinung zu erhalten, wandte sich Prof. Delbrück, der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", an den ihm persönlich bekannten und von ihm sehr geschätzten Professor Mitrofanoff, und veröffentlichte dann die Antwort in seiner Zeitschrift.

Diese Antwort ist auch für uns, die Deutschen Rußlands, von höchstem Interesse, da Prof. Mitrofanoff Deutschland sehr gut kennt, einen Teil seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Berlin erhalten hat und persönlich von aller nationalen Voreingenommenheit frei ist. Wie richtig er die Stimmung seines Volkes interpretiert hat, beweisen die für uns so traurigen Begleiterscheinungen des Krieges, unter denen wir schwer gelitten haben — und noch leiden.

Auf eine Polemik müssen wir verzichten. Ob speziell die Vorwürfe, die hier gegen die Deutschen Rußlands in Vergangenheit und Gegenwart erhoben werden, vor einer objektiven Kritik stand halten, — das zu untersuchen sei dem Urteil unserer Leser überlassen.

* * *

Hochverehrter Meister und Kollege!

Ich fühle mich durch Ihre freundschaftliche Anfrage sehr geehrt und geschmeichelt und gerne will ich Ihnen mitteilen, was ich über die von Ihnen gestellte Frage — die jetzige deutsch-russische Spannung — denke. Nur eins

muß ich Ihnen im voraus sagen: meine Meinung ist diesmal nicht die abstrakte wissenschaftliche Meinung eines Professors der Geschichte, der alles objektiv beurteilt und beurteilen muß, sondern die Meinung eines einfachen Privatmannes, welcher keiner politischen Partei angehört, sich niemals in die praktische Politik einmischt, in keiner Beziehung mit dem Ministerium des Äußern steht und nur eins für sich hat — nämlich, daß er ein Kernrusse ist (mein Name allein bürgt schon dafür), in Rußland geboren und von Hause aus patriotisch, in einer aus der Provinz stammenden Familie erzogen und der deswegen, gerade weil er ein schlichter Apolitiker ist, vielleicht am besten als ein Resonator der öffentlichen Meinung gelten kann.

Die von Ihnen, verehrter Meister, erwähnte Spannung läßt sich nicht in Abrede stellen, sie ist eine Tatsache und wird von jedem halbwegs intelligenten Menschen empfunden. Die Anzeichen davon lassen sich nicht allein in Zeitungsartikeln finden — jeder weiß, was ein Zeitungsartikel heißt —, sondern die Mißstimmung gegen die Deutschen ist in jedermanns Seele und Munde, und selten, dünkt es mir, war die öffentliche Meinung einstimmiger. Diese Stimmung ist zwar nur in der letzten Zeit laut geworden, aber sie reifte schon längst heran.

Der Anfang ist noch im 18. Jahrhundert zu finden, als Peter der Große unbarmherzig und gewaltsam das alte Russentum ausrottete und die Russen in Deutsche verwandeln wollte. Die Mißbräuche der blutigen Reform ließen sich während seiner Regierung durch ihre ungeheuren Erfolge rechtfertigen, aber diese Reform, an und für sich notwendig, war doch den Russen in der Seele zuwider. Das russische Volk, weit und breit zerstreut über das ungeheure Reichsareal, hatte sich an eine eigentümliche Freiheit gewöhnt. Die Regierung konnte unvollkommen, roh, oft grausam sein, aber sie stand in einer unabsehbaren Ferne und ließ sich nur stoßweise spüren. Das ganze Privatleben, der gewöhnliche Gang der Dinge hatten ihren eigenen Lauf, und in seiner Seele, in seinen Gewohnheiten, in seinem Gedankengange und in seinem Heime fühlte sich und war er es wirklich, der Altrusse frei und selbständig. Und jetzt kam der berühmte Polizeistaat des 18. Jahrhunderts mit seinem für die Masse unverständlichen Papierregimente, mit seiner unablässigen, steten, irritanten Einmischung in das ganze Leben jedes Menschen. Der Druck der Staatsmaschine nahm quantitativ nicht ab, im Gegenteil, und qualitativ wurde er viel schlimmer. Früher war wenigstens dieser Staat den Russen eigen und heimisch, und es konnte noch so schlimm sein — der Russe sagte sich, „das Gute gehört mir und das Böse gehört mir auch“ Jetzt wurden aber die Regierungsformen fremd, fremd lauteten die Namen der unverständlichen Behörden, in fremdländische Kleider wurden die Beamten eingesteckt, fremd wurde die Kanzleisprache, Fremdlinge saßen in den Kanzleien selbst — und diese Fremdlinge waren in der großen Masse gerade Deutsche.

Die Abneigung wuchs zum Hasse während der Regierung der Kaiserin Anna. Mißtrauisch gemacht gegen die russische Aristokratie, die die absolute Macht der Krone beschränken wollte, umgab sie sich mit Deutschen, deren Art und Weise sie während ihrer langen Regierung als Herzogin von Kurland liebgewonnen hatte. Alle diese „zufälligen Leute" wie Biron, Löwenwolde, Münich und tutti quanti betrachteten die Russen als eine niedrigere Rasse und Rußland selbst als ihre rechtmäßige Beute, als ein erobertes Land, hausten und walteten in einer furchtbaren, unwürdigen Weise. Die „Bironowtschina" — stammend vom Namen des Hauptgünstlings der Kaiserin Anna — ist sprichwörtlich geworden und bildet einen dunklen Fleck in der russischen Geschichte. Es ging so weit, daß ein Prinz von Braunschweig zum russischen Kaiser und Biron zum Regenten von Rußland wurde. „Tränen des Zornes stiegen den russischen Leuten in die Augen, wenn sie an ihre Schmach dachten", schreibt einer der Zeitgenossen.

Die Reaktion war gewaltig. Elisabeth, eine Kernrussin in ihrer ganzen Art und Weise, gemartert und gepeinigt am deutschen Hofe der Kaiserin Anna, verjagte alle Deutschen ohne Unterschied, sogar die tüchtigsten unter ihnen — wie Ostermann und Münich. Und die Welle der allgemeinen Rache und des Volkszornes war so gewaltig, daß sie das ganze Deutschtum niederriß. Der siebenjährige Krieg, wo ein russischer General Gouverneur von Berlin wurde, gab dem beleidigten Nationalgefühle Luft. Wie tief dieses Gefühl wurzelte, beweist das Schicksal Peters III. Niemals hätte seine Gemahlin Katharina ihn vom Throne stürzen können, wenn er sich nicht durch seine maßlose Hingebung an das Deutschtum unwiderruflich kompromittiert hätte. Ein russischer Kaiser, der stolz darauf war, daß er ein General im preußischen Dienste sei, der alle Eroberungen des siebenjährigen Krieges dem großen Friedrich zu Füßen legte, der seiner mikroskopischen holsteinischen Erbschaft wegen das Russische Reich in einen Krieg mit Dänemark stürzen wollte, machte sich unmöglich auf dem russischen Throne. Katharina dagegen, selbst eine geborene Deutsche, warf das Deutschtum von sich ab, verwandelte sich in eine Russin von echtem Schrot und Korn, wurde zum Abgott der Garde und des ganzen Adels, und indem sie ihre ganze Regierung lang fest am Russentum hing und keine Fremden neben sich duldete, wurde sie zur „Mütterchen Zarin", zur „unvergleichlichen Halbgöttin"

Und von dieser Zeit an kam eine lange Reihe von Jahren, wo dem deutschen Einfluß enge Schranken gezogen und die Deutschen durch die Franzosen ersetzt wurden. Es war für Rußland unmöglich, in den Anfängen seines kulturellen Lebens ohne Einwirkung irgendeiner fremden Zivilisation zu bleiben, weil der Prozeß der Assimilation an die westeuropäische Welt noch im Werden war; und diese Zivilisation kam jetzt von Frankreich. Man darf nicht vergessen, daß gerade die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Epoche der „Aufklärer" war, die dank der unbezwinglichen Macht der un-

übertrefflichen französischen Sprache, der feinen französischen Manieren und der Verständlichkeit ihrer Ideen zu Gesetzgebern der ganzen Welt wurden. Die russische Gesellschaft, nämlich die oberen Schichten, wurde auch von der Bewegung ergriffen, und die „Halbgöttin" selbst huldigte Voltaire und Diderot. Der französische Einfluß stieg womöglich noch mehr in den allerletzten Jahren des 18. und in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, als die französischen Emigranten bis ins Herz Rußlands eindrangen. Ihre Zahl war nicht gering, und um nicht Hungers zu sterben, waren sie gezwungen, im Staats- und Privatdienste sich Brot zu verdienen, als Offiziere, Erzieher, Sprachlehrer usw. Der Einfluß dieser Leute, die zu dem besten Stande der französischen Gesellschaft gehörten und eigentlich durch ihre Eleganz, Bildung, Manieren, angeborene Politesse die Blüte der damaligen Menschheit bildeten, war ein sehr starker und von großer Bedeutung. Jede halbwegs begüterte russische Adelsfamilie hatte ihren „Franzosen", der mit vollem Rechte zum „arbiter elegantiarum" wurde. Die französische Sprache wurde zur zweiten, sehr oft sogar zur ersten Muttersprache jedes gebildeten Russen, und es ist symptomatisch, daß sogar der größte russische Dichter, Puschkin, seine Privatbriefe meist französisch schrieb. Die Napoleonischen Kriege, die Invasion von 1812 sogar, hat diesem Einflusse keinen Abbruch gemacht: man schlug sich tapfer mit den französischen Grenadieren, aber gegen ein so liebenswürdiges Völkchen konnte man keinen Haß fühlen. Und so war es ganz natürlich, daß der französische Einfluß den deutschen vollständig in den Hintergrund drängte. Die Deutschen fuhren zwar fort, nach Rußland zu kommen, aber es waren Handwerker, Apotheker, Kaufleute, in besten Fällen Ingenieure und Aerzte, kurzum Leute, welche sehr nützlich, ja notwendig waren, aber in keinem Falle als Kulturträger den feinen Franzosen ebenbürtig sein konnten. So bildete sich allmählich in den höheren Kreisen der Gesellschaft eine gewisse Mißachtung den Deutschen gegenüber: ein deutscher Diplomat, ein Baron aus den Ostseeprovinzen war natürlich salonfähig, aber die deutsche Lebensweise, die deutschen Lebensanschauungen galten nicht mehr als Muster, während es genug war, ein Franzose zu sein, um einer freundlichen Aufnahme beinahe sicher zu sein. Es ist sehr charakteristisch, daß ein wohlerzogener Mann geradezu verpflichtet war, eine tadellose französische und englische Aussprache zu besitzen, während es beinahe zum guten Ton gehörte, fehlerhaft deutsch zu sprechen. Dazu kam die politische Ohnmacht des zersplitterten Deutschen Reiches, das Gefühl der Superiorität der russischen Waffen und der russischen Diplomatie: man braucht sich nur des Teschener Kongresses im Jahre 1779 und der Befreiungskriege 1813—1814 zu erinnern: Katharina und Alexander I. waren wirklich eine Zeit lang die mächtigsten von allen europäischen Monarchen.

Nur später — von den dreißiger Jahren angefangen — stieg wieder der kulturelle Einfluß des deutschen Volkes. Der ungeheure Aufschwung der

deutschen Wissenschaft in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, besonders auf dem Gebiete der Geschichte, der Philologie und der Philosophie wurde auch in Rußland anerkannt. Junge Leute gingen scharenweise nach Deutschland, besonders nach Berlin, um in den dortigen Universitäten zu studieren, und wurden zu gelehrigen Schülern der deutschen Professoren. Turgenieff erzählt mit Begeisterung von seinen Lehrjahren in der Berliner Universität, und in Moskau selbst bildeten sich gelehrte Kreise, wo die Bücher von Hegel das Evangelium ersetzten und wo man im nomen deutscher Philosophen schwur. Und bis jetzt stehen die Universitätskreise in Rußland unbestreitbar unter deutschem Einflnsse und ein russischer Professor, der nicht Deutsch kann, ist geradezu undenkbar.

Dieser Kreis blieb aber gering und war niemals maßgebend: die höheren Schichten verblieben in ihrer quasi vornehmen Mißachtung der deutschen Sprache und Sitte, und die niederen — im instinktiven und desto hartnäckigeren Abneigungsgefühl gegen die „Niemzy“ Die Abneigung fand eine beständige neue Quelle in der grausamen und verächtlichen Behandlung der russischen Soldaten seitens der zahlreichen Offiziere aus den baltischen Provinzen und in dem harten, pedantischen und groben Benehmen der deutschen Verwalter auf den herrschaftlichen Gütern, wo sie sehr zahlreich waren und sich absolut unfähig zeigten, sich mit den russischen Bauern zu vertragen. Alte Überbleibsel der Feindschaft waren noch lebendig; das Feuer glomm unter der Asche und wartete nur auf eine passende Zeit, um heftig aufzulodern.

Der Stoß kam nicht aus Norddeutschland, sondern aus Österreich bei Gelegenheit des Krimkrieges. Jedermann weiß, wie die Habsburgische Monarchie sich damals Rußland gegenüber benommen hat und wie sie „die ganze Welt durch ihre Undankbarkeit in Staunen versetzte“ Vom objektiven historischen Standpunkte und in der praktischen Politik gibt es keine Gefühle — gewiß! aber die öffentliche Meinung, das Gefühl der Massen wird sich niemals zu den Geboten des divi Machiavelli bekennen. Die damals geschlagene Wunde bleibt noch immer offen und „österreichische Politik“ ist zum Synonym der Ränkesucht geworden. Dem Preußischen Staate im Gegenteil gönnte man gerne alles Gute, wenigstens in den Regierungskreisen, und nur die wohlwollende Neutralität Rußlands im Jahre 1870—71, indem sie die preußische Ostgrenze sicherte, machte die niederdonnernden Erfolge auf den französischen Schlachtfeldern möglich. Es ist dabei doch zu bemerken, daß die ganze Sympathie der breiten gebildeten Klassen in St. Petersburg sowie auch in der Provinz sich Frankreich zuwandte, und daß die Wegnahme von Elsaß-Lothringen beinahe wie ein nationales Unglück betrachtet wurde. Die Vorliebe für die Franzosen war noch immer stark genug, um ihr Unglück lebhaft mitzufühlen. Der Krimkrieg hatte nichts an diesen Gefühlen geändert: der Franzose blieb der ritterliche Gegner, mit dem man nach einem blutigen

Kampfe fraternisierte; man haßte nur Österreich, die deutsche Macht, welche zum Judas gebrandmarkt wurde.

Die Reihe Preußens kam im Jahre 1878 wegen seines Benehmens auf dem Berliner Kongreß. Es ist vielleicht der größte politische Fehler Bismarcks gewesen, daß er nicht mehr russisch sein wollte, als es die russischen Diplomaten waren, welche aus Schwäche und Unverständnis die Interessen ihres Vaterlandes auf dem Kongresse schnöde preisgaben. Die Empörung gegen den „ehrlichen Makler" war allgemein, und mit Recht oder Unrecht stand es fest, daß gerade Bismarck die meiste Schuld an der Verstümmelung des Friedens von San Stefano trage. Der Gedanke an einen Krieg mit Deutschland wurde höchst populär, und der „weiße General" Skobeleff, der Held des türkischen Feldzuges, war ein Hauptvertreter dieser Idee. Aber Bismarck ging weiter auf dem einmal eingeschlagenen Wege: der Dreibund sicherte Deutschland die Hegemonie auf dem Kontinente. Als Reaktion dagegen wurde der Zweibund geschlossen, und Rußland wurde dadurch mit dem rachedurstigen Frankreich verbunden, anstatt dem Dreibunde zuzugehören. Die ererbte Sympathie für Frankreich und die verankerte Antipathie gegen Deutschland traten dadurch noch greller zutage.

Das deutsch-österreichische Bündnis machte jetzt das Deutsche Reich zum prinzipiellen Gegner Rußlands. Für Rußland ist die Balkanfrage keine guerre de luxe, kein abenteuerlicher Traum der Slavophilen: ihre Lösung ist eine unzweifelhaft ökonomische und politische Notwendigkeit. Das ganze russische Budget ist auf der Ausfuhr nach dem Auslande basiert; wird die Kommerz-Bilanz passiv, so ist der russische Schatz bankrott, indem er nicht imstande sein wird, die Zinsen seiner enormen auswärtigen Schulden zu bezahlen. Und $^2/_3$ dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stockt der russische Handel, und die ökonomischen Folgen dieser Sperre wären unabsehbar: der letzte türkisch-italienische Krieg hat es hinreichend gezeigt. Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten, weil die Existenz einer Weltmacht wie Rußland von Zufällen und fremder Willkür nicht abhängen darf. Andererseits kann Rußland unmöglich gegenüber dem Schicksal der Südslaven auf der Balkanhalbinsel sich ganz gleichgültig verhalten. Die kleinen Balkanstaaten sind erstens eine Rückendeckung für die Meerengen und zweitens wurde im Laufe der Jahrhunderte zuviel russischen Bluts und zuviel russischen Goldes für die Balkanhelden verwendet, um die ganze Sache jetzt fahren zu lassen: es wäre ein moralischer und politischer Selbstmord für jede russische Regierung. Man darf natürlich nicht die Bedeutung der panslavischen Idee zu hoch anschlagen, aber sie existiert und lebt zweifellos, und die Slavophilen-Demonstrationen im Jahre 1913 auf den Straßen so vieler russischen Städte, wo sogar die oppositionellen Elemente sich beteiligten, geben einen

prägnanten Ausdruck dafür. Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat. Inzwischen geht der Dreibund konsequent auf diesem Pfade des Krieges. In Österreich hält man auch den Drang nach Süden für eine historische Notwendigkeit, und die Österreicher haben von ihrem Standpunkte ebenso recht, wie von dem ihrigen die Russen. Die mächtige Habsburgische Monarchie hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts drei Richtungen, in welchen sie sich ausdehnen konnte: nach Italien, nach Deutschland und nach der Balkanhalbinsel. Nach dem Jahre 1866 ist nur noch der letzte Weg übrig geblieben; Bismarck hat wieder, diesmal vielleicht ohne es zu wollen, Österreich und Rußland zum entscheidenden Kampfe gegeneinander gestellt, und indem er den Dreibund schloß, stellte er die Kräfte des Deutschen Reiches Österreich zur Verfügung. Österreich hat es natürlicherweise ausgenützt: überall und bei jeder Gelegenheit, wenn es sich um die Balkanen handelte, fanden die Russen Österreich auf ihrem Wege. Die Annexion von Bosnien und Herzegowina, welche in Rußland einen tiefen Eindruck machte, war eigentlich nur eine Seite in dem dicken Buche der russisch-österreichischen Feindschaft. So groß war die Empörung, so deutlich trat die Gefahr heran, daß sogar die überaus friedliebende russische Regierung, trotz der noch zu dieser Zeit zerrütteten Finanzen, zum Kriege bereit war. Aber „der Nibelunge" an der Spree hob drohend die gepanzerte Faust, und Rußland, seiner Bundesgenossen nicht sicher, mußte nachgeben. Im Jahre 1913 erschien die Verwirklichung der slavisch-russischen Idee endlich ganz nahe: die Türken wurden aufs Haupt geschlagen, die siegreichen Südslaven drangen bis nach Saloniki und Konstantinopel; noch einen kleinen Ruck — und die Sache war fertig. Aber wieder ist Österreich dazwischen getreten: es stand drohend im Rücken der Slaven, hetzte Rumänien, entriß Skutari den Montenegrinern und stellte endlich ein Ultimatum über die Existenz eines selbständigen albanischen Staates. Dadurch wurde den Serben der freie Zutritt zum Adriatischen Meere gesperrt und mittelbar war diese Grenzverschiebung die Ursache des brudermörderischen Krieges zwischen den Balkanvölkern, welcher den Türken Adrianopel wiedergab und Bulgarien an den Rand des Verderbens brachte. Es war einer der geschicktesten Schachzüge der Wiener Diplomatie, aber sie hat nicht dabei gerechnet, daß das vergossene Blut einmal auf das österreichische Haupt fallen kann. Bei dieser Gelegenheit blieb Reichsdeutschland wieder der treue Bundesgenosse Österreichs und unterstützte es bei der Bildung des imaginären albanischen Staates, dessen Regent natürlicherweise ein deutscher Prinz wurde.

Nicht genug! Deutschland trat nicht nur als Bundesgenosse der Habsburger auf, sondern handelte in der brennenden Levantinischen Frage selbständig auf eigene Faust. Deutsche Kapitalisten übernahmen den Bau der

Bagdad-Bahn; deutsche Ingenieure exploitierten verschiedene Konzessionen in Kleinasien, die deutsche Marine lieferte der türkischen Admiralität zwei Panzerschiffe, abgebraucht und veraltet, das ist nicht zu leugnen, aber immerhin noch tauglich. Die Essener Werkstätten schickten der türkischen Artillerie ihre Kanonen, den Geschützen von Creuzot zwar nicht ebenbürtig, aber doch sehr gut gemacht; und was die Hauptsache ist — deutsche Instruktoren drillten die Feldarmee der Osmanen. Die Schüler haben wenig Ehre ihren vortrefflichen Lehrern gemacht, aber die gute Absicht, aus den Türken eine moderne Armee zu bilden, war doch da, und jedermann konnte verstehen, daß diese Armee nicht gegen Deutschland oder Österreich, sondern speziell gegen die Russen und die Balkanvölker zu fechten bestimmt war. Das Unglück macht klug: nach den vielen Niederlagen des Jahres 1912 wurde es den Türken klar, daß die Armee einer dringenden Reorganisation bedürfe, und diese Reorganisation wurde wieder in die Hände der deutschen Instrukteure gelegt, die, mit unerhörten Vollmachten bekleidet, eigentlich zu obersten Kommandeurs der türkischen bewaffneten Macht promoviert wurden. Konstantinopel selbst, durch deutsche Ingenieure befestigt, verwandelte sich in einen deutschen Vorposten am Bosporus. Die Mission des Generals von Liman bewies noch deutlicher, als die Abkommandierung von Goltz-Pascha, daß Deutschland das Bollwerk des Osmanischen Reiches sei. Kurz und bündig: selbständig und als Bundesgenosse Österreichs, überall, auf jedem Tritt und Schritt, in der ganzen Levante stößt und stieß Rußland bei der Lösung seiner vitalsten Aufgabe — der Orientfrage — auf den Widerstand der Deutschen. Es ist den Russen jetzt klar geworden: wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage.

Von der Seite Deutschlands wird herzlich wenig getan, um diese Krisis zu mildern und zu ölen. Im Gegenteil: die Wunde wird immer durch kleine Nadelstiche gereizt. Die demonstrative Arretierung des Hauptmanns Kostiewitsch, welchem keine Erniedrigung erspart blieb, die Verhaftung des Marinekapitäns Poliakoff, eines gemeinen Diebstahls beschuldigt, der herausfordernde Ton mancher deutschen Zeitungen, wie z. B. unlängst die „Kölnische Zeitung" sich es erlaubte, das siegesbewußte Auftreten der meisten deutschen Reisenden und Reichsangehörigen in Rußland, die weder auf Sitten, noch auf das Gesetz des gastfreundlichen Landes acht geben und sich Sachen erlauben, die in Deutschland undenkbar wären — dies alles erregt den tiefsten Widerwillen und reizt zur Vergeltung. Die eingewurzelte Abneigung gegen die deutsche Art und Weise wird wieder wach und läßt sich bei jedem kleinsten Anlasse durchblicken.

Die Deutschen wollen dabei nicht einsehen, daß das jetzige Rußland vom Jahre 1914 nicht mehr das Rußland vom Jahre 1904 sei. Das Land wächst materiell und geistig auf eine geradezu staunende Weise; das Budget

beträgt 7 Milliarden Mark, die Bevölkerung muß wenigstens auf 160 Millionen chiffriert werden, die Armee zählt in ihren Reihen anderthalb Millionen streitbarer Leute, gut bewaffnet und sorgfältig gedrillt; die Agrarreform von Stolypin fängt an ihre Früchte zu tragen, und der Bauer ist der früheren drückenden Not entronnen; die Industrie macht solche Fortschritte, daß es an Rohmaterialien fehlt, und diese entwickelte Industrie kann sogar den inneren Verbrauch nicht befriedigen. Auf Milliarden von Mark wird die Einfuhr eingeschätzt und Deutschland hat seinen besten Absatz auf dem russischen Markt. Die Wunden des japanischen Krieges und der Revolution sind geheilt; das heutige Rußland fordert Achtung für seine Ehre und Berücksichtigung seiner Interessen. Der letzte Handelsvertrag mit Dentschland, unter dem Drucke des unglücklichen Krieges und der inneren Verwirrung geschlossen, kam nur dem deutschen Ackerbau und der deutschen Industrie zugute. Zwölf Jahre lang war Rußland ein Tributär Deutschlands, und die öffentliche Meinung erhebt im voraus ihre warnende Sprache, daß die Regierung die früheren Fehler nicht wiederholen dürfe. Man darf nicht vergessen, daß in dem letzten Dezennium die öffentliche Meinung eine ganz andere Rolle spielt, als 10 Jahre zuvor: sie ist zu einem reellen politischen Moment gewachsen. Im Bewußtsein so wichtiger Interessen wird in Rußland von allen Seiten laut gerufen: caveant consules! Es ist kein taktisches Manöver, um die Deutschen einzuschüchtern — wir haben eine zu gute Meinung von der deutschen Tapferkeit, sondern um offen und ehrlich dem Nachbar zu sagen, do ut des. Stoßen wir auf kein verständiges Entgegenkommen und Kompensationen, so ist die Sache schlimm. Wir wünschen in keiner Weise Deutschland anzugreifen, wir hegen eine zu große Bewunderung für die deutsche Zivilisation und für die Verdienste des deutschen Volkes in der Weltgeschichte, um uns einen Attila-Sieg zu wünschen. Wir sind auch vollkommen überzeugt, daß Deutschland fern davon ist, direkte aggressive Tendenzen zu haben, aber wir fühlen uns von allen Seiten, von den Flanken in der Türkei, in Schweden, in Österreich durch den deutschen Drang eingeengt und gesperrt, wir finden keine Anerkennung unserer jetzigen Lage, kein Rechnen mit unserer jetzigen Stärke, und wir sind entschlossen, die uns gebührende Stelle uns zu verschaffen. Gott gebe, daß es friedlich auslaufe, es ist der aufrichtigste Wunsch eines jeden ehrlichen russischen Patrioten; der Krieg mit Deutschland wäre ein Unglück, aber man entzieht sich sogar einer bitteren Notwendigkeit nicht, wenn es wirklich notwendig wird. Es ist die Sache der Deutschen, den einen oder den anderen Weg einzuschlagen; von seinem künftigen Benehmen Rußland gegenüber in allen oben erwähnten Fragen hängt der Krieg oder der Frieden ab. Wenn es nicht mit unseren Feinden Hand in Hand geht, wenn es uns durch Taten beweist, daß es unsere Interessen und unsere Ehre ernst nimmt, da werden wir zu aufrichtigsten Freunden und Nachbarn, und der alte, neu aufgefrischte Groll wird

in der Sonne der Brüderschaft schmelzen, denn im Bösen viel mehr als im Guten gilt das Sprichwort: tout passe, tout casse, tout lasse!

Das ist meine Antwort auf Ihre Anfrage, verehrter Meister und Kollege, eine Antwort neque dentata neque cornuta, wie Luther es so kräftig gesagt hat, und ich kann verbürgen, daß meine Anschauungen von vielen, vielen Hunderttausenden meiner Landsleute geteilt werden. Meine Rolle war nur, dieselben auszudrücken und das bißchen Wissenschaft, das ich besitze, Ihnen zu Gebote zu stellen.

In aufrichtigster Verehrung verbleibe ich, verehrter Meister und Kollege, Ihr dankbarer Schüler

Paul v. Mitrofanoff,

Ordentlicher Professor des Kais. Historisch. Philologischen Instituts zu St. Petersburg.

12. IV. 1914.

❀ ❀ ❀

Der Weltkrieg und die Industrie.

Ein Vortrag von Norman Angell (London).
Aus dem Englischen übersetzt von F. Holm (Reval).

Vorbemerkung der Redaktion.

Der nachstehend in extenso übersetzte Vortrag wurde am 4. November 1914, also etwa ein Vierteljahr nach dem Ausbruch des Weltkrieges, in dem „Institute of Directors", einer Vereinigung der Industrieleiter Englands, gehalten. Der Vortragende, der sein Thema „The Relations of Military to Industrial Conflict" betitelte, gilt als Autorität in der behandelten Frage, von seinen Werken, die berechtigtes Aufsehen erregt haben, sind zwei auch in deutscher Übersetzung erschienen: „Die große Täuschung" (Leipzig. Verlag Dieterich. 1912) und „Die falsche Rechnung" (Berlin. Verlagshaus Vita. 25. Tausend 1913). Der große Kreis, vor dem er hier seine Anschauungen entwickelt, umspannt die Hauptvertreter der Großindustrie Englands, — es sind jene Männer, von denen nicht zum geringsten Teile die Geschicke des britischen Weltreichs abhängen und deren Zustimmung oder Widerspruch bei den gleichfalls in extenso wiedergegebenen Debatten daher mit besonderem Interesse verfolgt werden muß.

* * *

Vize-Präsident Sir William H. Lever eröffnet die Sitzung:

Meine Herren! Wir haben uns heute versammelt, um den Vortrag eines hervorragenden Kenners internationaler Fragen anzuhören über das Thema: Der Weltkrieg und die Industrie. Mr. Angell bedarf keiner Empfehlung durch mich, — eher könnte das Umgekehrte der Fall sein. Ich bin überzeugt, daß die Bedeutung der zu behandelnden Materie unserer heutigen Versammlung ein besonderes Gewicht verleiht. Ich habe die Ehre, Mr. Angell das Wort zu erteilen.

Mr. Norman Angell führt aus:

Schon vor dem Kriege beabsichtigte ich einen Vortrag über das erwähnte Thema zu halten, und da die Gesichtspunkte, welche ich damals im Auge hatte, genau die gleichen sind, die ich heute zu besprechen mich anschicke, so meine ich, es sei das Beste, diese im direkten Zusammenhang mit jenen Problemen zu behandeln, die der gegenwärtige Krieg in den Vordergrund gerückt hat. Die wichtige Frage nach den Beziehungen zwischen dem Kriege und den industriellen Problemen erschöpfend in den Grenzen des heutigen Vortrags zu behandeln, ist unmöglich. Da gibt es sehr viele interessante Momente, die ich gern mit Männern, wie Sie, diskutieren möchte; was mir in den gesteckten Grenzen zu geben möglich wird, sind einzig gewisse Hinweise auf einige Hauptprinzipien, über deren Bewertung vielfach — und insonderheit in Kriegszeiten — eine gewisse Verwirrung herrscht.

Ich wünsche von vornherein zu erklären, daß es für mich nur einen Standpunkt gibt, von dem aus ich diese Fragen beurteile: es ist der Standpunkt des britischen Volkes in seiner Gesamtheit. Ich bin nicht Internationalist in dem Sinne, daß ich meine, eine Nation habe unbedingt Verpflichtungen gegenüber auswärtigen Völkern einzuhalten, selbst wenn jene im Gegensatz stehen zu Verpflichtungen gegenüber dem eigenen Volke. Wenn jemand die Wahl hat zwischen den Interessen seiner eigenen Nation und denen anderer Völker, wird er, meine ich, ohne zu zögern, in erster Linie die Interessen derjenigen berücksichtigen, unter denen er lebt, die er kennt und zu denen er ganz bestimmte und sichtbare Wechselbeziehungen pflegt. Ich gebe nicht notwendig zu, daß es einen realen kommerziellen Konflikt zwischen Nationen als solchen gibt, — ob überhaupt, ist eine andere Frage, — aber wenn wirklich ein Konflikt solcher Art vorläge, so bin ich mir völlig klar, daß in moralischer Hinsicht des Mannes Pflichten gegen sein eigenes Volk alle mal den Vorzug haben.

Es wird Sie in erster Linie drängen zu erörtern, wie die englische Industrie am besten den neuen politischen Bedingungen zu begegnen hätte, die sicherlich nach dem Kriege in Erscheinung treten werden, oder, welcher Art dann tatsächlich die Beziehungen zwischen den hauptsächlichsten kommerziellen Zielen und den politischen Bedingungen des neuen Europa sein werden, über welches bereits einiges zu verlauten beginnt.

Nun, es gibt gewisse Grundsätze, die wir diskutieren können, weil sie zu Recht bestehen werden, welcher Art auch das Detail der Feststellungen sein möge; je klarer wir die Geltung dieser Grundsätze erkennen, je sichereren Einblick wir in die Beziehungen der internationalen Politik zu Handel und Industrie gewinnen, — um so leichter dürften wir die richtige Politik treffen, um nach Kriegsschluß die Dinge wieder zurechtzurücken und die zerbrochenen Töpfe zu flicken. Wie auch der Ausgang sein möge, eines ist sicher: die neuen Zustände werden andere sein, als es die alten waren. Deutschland

z. B. wird nicht so dastehen, wie vordem; seine Macht wird nicht ganz die gleiche sein, wie vorher.

Sie werden bemerken, daß ich die Materie so wenig wie möglich abstrakt zu behandeln suche. Ich möchte sie so nah als ausführbar in den Bereich der aktuellen Tagesfragen rücken. Vor einiger Zeit habe ich die Beziehungen des Krieges zum kommerziellen Gedeihen ausführlich theoretisch behandelt; aber hier wünsche ich den Gegenstand inbezug auf aktuelle Fälle zu erörtern und bin überzeugt, daß es weder töricht noch akademisch ist, derart rationell mit unserem Verstande zu untersuchen, wie die Politik der Zukunft auf die Gewerbetätigkeit einzuwirken hätte, — eine Diskussion, die heute von ungleich größerem Nutzen sein kann, als ehedem in der Vergangenheit.

Es mag manchem aufgefallen sein, daß diejenigen von uns, die vor gewisser Zeit die Einwirkungen eines Krieges auf Industrie und Finanzen besprachen, eigentlich Sand pflügten; dennoch möchte ich feststellen, daß das uns Nutzen gebracht hat, und daß die Diskussion dieser Frage in den letzten Jahren uns geholfen hat, die Aufmerksamkeit auf jene schwierigen Probleme zu richten, die damit verknüpft sind, und uns solcherart befähigte, der Krisis, als sie eintrat, besser zu begegnen, als das in anderem Falle geschehen wäre. Sie wissen natürlich, daß die Situation, welche am Morgen nach dem Kriegsausbruch in der City herrschte, im eigentlichen wie im übertragenen Sinne des Wortes, eine beispiellose war, und daß wir, wenn wir die Gefahr der Situation nicht vorausgesehen hätten, gewiß weniger gut vorbereitet gewesen wären, sie zu überwinden.

Die Sachlage, vor welche sich die kommerzielle und industrielle Welt am Morgen *nach* dem Kriege gestellt sehen wird, dürfte im großen und ganzen die sein, daß sich vieles in den früheren normalen Handelsbeziehungen und im bisherigen Finanzgebahren geändert haben wird. Der Außenhandel Deutschlands, Oesterreichs und Belgiens wird, wie zum Teil schon heute, fast vollständig verschwunden, derjenige der neutralen Staaten, wie Hollands und der nordischen Länder, sehr stark gewachsen sein, während die indirekten Rückwirkungen davon in praxi jedes Handelsland der Welt berühren werden.

Ich setze voraus, daß wir nicht bloß siegreich sein, sondern uns auch in einer so vorherrschenden politischen Position in Europa befinden werden, daß wir befähigt sind, unsere politische Macht, wo immer es sei, zur Förderung unserer nationalen Interessen zu nutzen. Nun, wie und in welcher Weise muß diese Macht ausgeübt werden, um so schnell wie möglich den vollen Umfang unseres Gedeihens wieder herzustellen und uns zu befähigen, die Wunden des Krieges zu heilen, die Verluste wett zu machen und uns wieder der Entwickelung unserer nationalen Wohlfahrt zu widmen?

Ich untersuche zunächst, — weil es das erste Problem sein dürfte, vor welches wir gestellt werden, — die Frage nach den Beziehungen zwischen

Deutschlands politischer Macht und seiner kommerziellen und industriellen Konkurrenz.

Von vornherein möchte ich sagen, daß in einer Hinsicht ein Handelskrieg für uns von Nutzen sein kann: in demselben Maße, wie wir unsere Methoden verbessern und unseren Verstand schärfen als Resultat unserer Anstrengungen, werden wir auch unsere Vorteile steigern, und durch Erzeugung solcher Dinge, die wir bisher den Deutschen für uns zu machen überließen, bloß weil sie industriell rühriger waren, werden wir ständig die Chancen unseres geschäftlichen Erfolges verbessern. Allein, das ist nicht die Seite der Frage, auf die es uns in diesem Vortrage ankommt. Was ich auseinanderzusetzen beabsichtige, ist: wie unsere politische Macht ausgeübt werden soll inbezug auf Deutschlands politische Lage in Fragen des Handels. Eine praktische Frage, die jüngst viele beschäftigt hat, ist die: wird eine Besitzergreifung im Handel eine dauernde sein, wenn nach Kriegsschluß der deutschen Konkurrenz erlaubt wird, aufs neue in all ihrer Schärfe aufzuleben? Im gegenwärtigen Augenblick ist der größte Teil von Deutschlands Außenhandel — im Umfange von vielen Millionen im Jahr — einfach vernichtet, und die neutralen Märkte sind englischen Bewerbungen zugänglich. Aber nun entsteht die Frage, ob es ein gutes Geschäft sei, kostspielige Anlagen zu schaffen und Kapital für Besitzergreifung eines Handels aufzuwenden, um nach einem oder zwei Jahren zu finden, daß die Deutschen heftiger als vorher mit uns konkurrieren? Werden wir nach Kriegsschluß in der Lage sein, unsere politische Überlegenheit zu nutzen? Und wenn das zutrifft — auf welche Weise, um die Besitzergreifung deutschen Handels auf neutralen Märkten zu einer dauernden zu gestalten? Sie werden zugeben, daß das eine eminent praktische Frage ist, und ich möchte, soweit die Grenzen eines Vortrages es gestatten, einige Betrachtungen anstellen, die mit dieser Frage in Verbindung stehen.

Es ist gesagt worden, wir könnten über die deutsche Konkurrenz disponieren durch ein Disponieren über Deutschland. Ich hörte jüngst auf der Plattform eines Omnibus diese Ansicht seitens „des Mannes vom 'bus", des eigentlichen Lenkers in unserem Kriege, äußern. Seine Vorstellung vom Disponieren über deutsche Konkurrenz gipfelte darin, daß nach dem Kriege ein Deutschland nicht mehr existieren werde; einiges von ihm werde an Rußland, einiges an die Schweiz, einiges an Dänemark, Holland, Belgien und der Rest an Frankreich fallen. Indessen ich befürchte, auf diese Weise würde das Problem nicht zu lösen sein. Insoweit wir durch die Konkurrenz von Waren, die von Deutschland erzeugt werden, leiden, würde das Problem nur noch schwieriger werden, denn — wie immer die Neuordnung der Grenzen auf der Karte ausgeführt werden möge, — die 65 oder 70 Millionen deutscher Bevölkerung würden nach wie vor vorhanden bleiben, würden Güter erzeugen und auf den neutralen Märkten verkaufen. Der einzige Unterschied bestände darin, daß Waren, welche — sagen wir — aus Westphalen kommen,

nun als belgische oder holländische, vom Elsaß als französische, von Baden als schweizerische und von Posen oder Ostpreußen als russische umzubenennen wären. In Wirklichkeit würden die Güter dieselben sein, verkauft von denselben Personen, nur unter anderem Namen. Ich glaube nicht, daß der englische Eisenproduzent, der eine Ordre auf Elektro-Motoren, sagen wir, für Chile an einen Fabrikanten in Westphalen verliert, in dem Umstande einen Trost fände, daß sein glücklicherer Konkurrent nicht mehr die „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft", sondern, dank der Neuordnung der Grenzen, die „Société Industrielle de Westphalie-Belge" sei. Wir haben bisher alles daran gesetzt, um zu verhindern, daß ein Herr Karl Schwarz sich als Charles Black and Co. verpuppe; die Maßnahme aber, die mein 'bus-Freund vorschlägt, würde Karl Schwarz zwingen, gerade Obiges zu tun.

Gewiß, der Einwand kann erhoben werden, daß in gewissen Fällen sicherlich eine lange Frist verstreichen werde, bis die Deutschen, dank den Siegen unserer Armeen und umgewandelt auf Initiative unserer Regierung in französische, belgische, russische, schweizerische oder dänische Firmen, — kommerziell genugsam erstarkt wären, um einen so großen Anteil am neutralen Handel zu nehmen, wie als deutsche Firmen vor dem Kriege. Nun, ich bin dessen nicht so sicher. Alle, welche die Nachwirkungen der Kriege in neuerer Zeit studiert haben, sind verblüfft über die Schnelligkeit, mit der sich Länder von den Folgen erholen; und ich meine, diese Wahrnehmung wird um so zutreffender wieder in Erscheinung treten, — das Erholen wird sich noch weit schneller vollziehen, wenn es durch industrielles Maschinenwesen und erprobte Methoden Unterstützung findet. Darauf haben wir uns ganz sicher gefaßt zu machen. Unsere Produktivität ist dank der Verbesserung aller Maschinen für Erzeugung und Verteilung heute viele mal größer als ein halbes Jahrhundert vorher. Wir können ein Haus bauen, eine Straße führen, einen Brunnen abteufen, ein Schiff bauen, um Abnehmer werben oder mit allen Enden der Welt uns in Verbindung setzen — weit schneller und wirkungsvoller, als vor einem halben oder gar ganzen Jahrhundert. In der Tat, einer der größten Nationalökonomen Englands hat behauptet, daß, wenn durch irgend eine Art Wunder das Meiste an Errungenschaften in der Welt plötzlich vernichtet würde, aber das Wissen, alles hervorzubringen, die Disziplin und Leistungsfähigkeit in sozialer Organisation erhalten bliebe, — das Zerstörte innerhalb einer Dekade wieder neu geschaffen wäre. Das erfahren wir in gewissem Sinne auch heute in unseren Kolonien. Kommen wir in eine der Städte Manitobas, so finden wir alle Errungenschaften moderner Zivilisation — Eisenbahnen, Trams, Zeitungen, Telephon, Telegraph, Kanalisation, Theater, Oper, politische Korruption und sozialen Skandal, — während 10 Jahre vorher nicht ein Stein auf dem andern lag. Vor etwa sechs Monaten war ich in San Francisco, einer Stadt, die vor 7 Jahren zum großen Teil durch Erdbeben und Feuersbrunst vernichtet wurde, und doch,

hätte ich diese Tatsache nicht gekannt, so wäre mir die Zumutung, an die Behauptung zu glauben, eine solche Katastrophe hätte sich ereignet, als Ungeheuerlichkeit erschienen. Der Hauptfaktor beim Erbauen einer Stadt wie San Francisco oder Regina ist das Wissen, die Übung, die Disziplin, die Kenntnis dessen, „wie's gemacht wird" Das ist die Hauptsache, und das wird auch in Deutschland erhalten bleiben nach dem Kriege. Selbst wenn wir eine Million von seinen 65 Millionen, oder einiges mehr von der Gesamtheit der 80 Millionen unserer deutschen Gegner vernichten, so würde das nur etwa 1½ % vom Ganzen ausmachen; 98½ % werden übrigbleiben, die Kenntnis dessen, „wie das Ding zu machen", das Meiste an Maschinen für Produktion wird übrigbleiben, so daß das Wiederaufleben seines Handels schnell erfolgen wird, es sei denn, daß wir solches durch Ausüben unserer politischen Macht verhindern. Aber verwenden wir unsere politische Macht dazu, die Schmidt's, Oppenheimer und Co's in belgische, holländische, französische, schweizerische und russische zu verwandeln, so — ich habe es schon gezeigt — verschärfen wir nur die Konkurrenzfähigkeit. — Sie können einwenden, es werde ihnen am nötigen Kapital fehlen; alles Geld, das sie aufbringen, werde für einige Jahre dazu bestimmt sein, tüchtige Kontributionen an Belgien und andere Geschädigte zu entrichten, und daß zu diesem Zweck auch mein 'bus-Freund höchstwahrscheinlich darin willigen würde, einen ausreichend großen deutschen Staat zu erhalten, um diese Zahlungen zu gewährleisten. Ebenso wichtig ist es, sich darüber klar zu werden, daß in dem Maße, in welchem ein reiches deutsches Territorium in einen alliierten Staat aufgeht, — im gleichen Maße die Gefährlichkeit der industriellen Konkurrenten wächst und keineswegs geringer wird, und daß die Entschädigungen, welche in ein vergrößertes Frankreich, Rußland und Belgien fließen, zum Teil schließlich doch für Entwickelung der annektierten Gebiete Verwendung fänden. Beachten wir wohl, welch flüssig Ding das Weltkapital ist, das die Tendenz zeigt, in ein allgemeines Reservoir zu fließen, aus dem jedes Land, das dafür gesunde und vorteilhafte Verwendung bietet, schöpfen kann, und zwar zu Preisen, wie die ganze übrige Welt auch. Der zu zahlende Preis wird nicht durch politische Vorzüge fixiert, sondern einzig durch die Art der Sicherheit, die man zu bieten hat. Nun, ich hoffe, Sie werden nicht meinen, daß das sehr unpatriotisch sei. Ich stelle nur eine Tatsache fest, die wir nicht abzuändern vermögen, und mit welcher ich mich nunmehr des Näheren beschäftigen will.

Denken wir uns irgendwo einen bedeutenden deutschen Industrie-Concern, der Petroleumprodukte herstellt. Sagen wir, wir ergreifen Besitz von diesem Geschäft — nur müssen wir dabei nicht glauben, daß gegenüber unseren Aktiven nichts auf der Debetseite zu stehen käme. Wir schließen diese deutsche Firma, und, angenommen, 1000 Arbeiter werden außer Erwerb gesetzt oder erhalten schließlich geringeren Verdienst in Landwirtschaft oder anderswo. Hier jedenfalls wird hinfort kein Absatzfeld mehr sein für den

brasilianischen Kaffe-Plantagen-Besitzer, dessen Arbeiter, gesetzt den Fall, Baumwollenwaren in Lancashire kaufen. Der deutsche Arbeiter braut hinfort seinen Kaffe aus gebrannter Gerste. Mit andern Worten: sein „standart of life" ist gesunken, weil die Arbeitsteilung eine weniger effektive geworden ist. Ich weiß sehr wohl, daß ich keineswegs alle Reaktionen der Abwandlung des besprochenen Unternehmens erschöpft habe, — das wäre eine gar zu mühsame Aufgabe, — ich habe nur einige sekundäre Folgen dieser Veränderung des Handelsumlaufes berührt; die „Besitzergreifung" — wenn Sie die wünschen — ist nicht einmal in Betracht gezogen.

Ich habe vornehmlich die Absicht, ganz genau gewisse Mißverständnisse zu beseitigen, die geeignet sind, eine richtige Ausnutzung unserer politischen Macht für kommerzielle Ziele zu erschweren.

Niemals sind wir so leicht geneigt, in Irrtümer, wie ich sie im Sinn habe, zu verfallen, wie zur Kriegszeit, wo mancherlei Verhältnisse, gelinde gesagt, unnormale sind. In der Regel stellen wir uns eine Nation wie eine kommerzielle Genossenschaft vor, die kauft, verkauft und produziert. Wir sprechen z. B. davon, daß England mit Amerika „konkurriere", als wären beide zwei rivalisierende Geschäftsfirmen. Wir hegen in unseren Anschauungen die Vorstellung vom Staate als der ökonomischen Exekutive seiner Bürger, genau so, wie in einer beliebigen limitierten Gesellschaft die Verwaltung die ökonomische Exekutive der Aktieninhaber darstellt. Aber das ist natürlich eine durchaus falsche Auffassung.

Kein Geringerer als Admiral Mahan, der sich einer gut begründeten Reputation erfreut in Fragen, die Konflikte der politischen Mächte betreffen, versichert uns, daß der Kampf zwischen Nationen und Territorien ökonomisch durch den Umstand gerechtfertigt sei, daß gerade, wie es für einen Stahl-Trust vorteilhaft sei, eigene Erzgruben als Rohmaterialquellen zu besitzen, es auch einem Staat zum Nutzen gereiche, Territorien zu erwerben, in denen das ihm nötige Rohmaterial gewonnen werden kann. Nun, gerade vorliegender Fall ist sehr lehrreich dafür, wie leicht bei solch einem Vergleich unsere Anschauungen über den Wesensunterschied zwischen einem Stahltrust, der eigene Erzgruben hat, und einem Staate, der eigene Quellen für Rohmaterial „besitzt", hinweggleiten. Wenn ein Stahltrust eine Erzgrube erwirbt, so geht der Besitztitel ganz bestimmt und unzweifelhaft in seine Hände über. Geht aber ein auswärtiges Gebiet in die Hand des Siegers über, erwirbt da der Sieger den Besitztitel? Als Transvaal in unseren Besitz gelangte, ging damals mit Entfaltung der brittischen Flagge über Prätoria das Besitzrecht an den Goldminen aus holländischen in englische Hände über? Erwarb damit das brittische Reich das Besitzrecht über die Goldminen? Ist da nicht offensichtlich ein sehr bedeutender Unterschied zwischen dem, was statthat, wenn ein Stahltrust Erzgruben gewinnt, — und die britische Regierung die Administration über ein auswärtiges Territorium erwirbt? Ganz gewiß! Im ersten Falle haben

wir einen wirklichen Besitzwechsel: der Besitztitel geht de facto aus einer Hand in die andere über; im zweiten alteriert die Erwerbung eines Territoriums überhaupt nicht das Recht am Privatbesitz, es liegt nur ein Wechsel in der Administration vor. Und dennoch vergleicht ein Autor, wie Admiral Mahan, jene beiden Dinge miteinander, als wären beide Operationen graduell und wesentlich identisch! Tatsächlich sind die Nationen, abgesehen von der Organisation der Briefbeförderung und, in einigen Fällen, der Verarbeitung von Tabak und Herstellung der Zündhölzer, — überhaupt keine kommerziellen Korporationen, sondern politische und administrative Einheiten mit Funktionen, bloß geringeren Grades, gleich denen der Besitzer unserer Dörfer, Städte und Grafschaften. Es ist nicht der Staat, der Erzgruben, Goldminen, Ländereien und Fabriken in der Weise besitzt und exploitiert, wie der Stahltrust seine Erzgruben ausbeutet und besitzt. Der Staat schützt und garantiert bloß den Besitz des Eigentums. Der Aktieninhaber kann auch Ausländer sein. Durch Vergrößerung des Gebietes eines Landes mehren wir nicht notwendig den Reichtum der Bevölkerung, die dieses Land bewohnt, ebenso wenig wie eine Stadt das Vermögen ihrer Einwohner steigert durch Eingemeindung außerhalb liegender Bezirke. Ja, es ist durchaus denkbar, daß bei Steigerung dieser Maßnahmen eine Grenze eintritt, wo die Wohlfahrt einer Stadt sich durch die Vergrößerung ihres administrativen Gebietes verschlechtert. Wenn die Größe eines Landes an sich irgend etwas mit der Prosperität seiner Bewohner zu tun hätte, müßten wir behaupten, der Russe sei reicher als der Holländer oder Schwede, — aber offensichtlich ist dem nicht so; und die gegenteilige Anschauung, vertreten durch Admiral Mahan, in der Weise, wie ich es dargelegt habe, ist nicht zuletzt mit eine der Ursachen, die zu der Katastrophe geführt haben, unter der wir leiden. In Deutschland gab es vor dem Kriege eine ganze Schule von Theoretikern, welche glaubten, daß nur durch Erweiterung der politischen Grenzen die Deutschen ihr Gedeihen sichern und ihren Handel entwickeln könnten. Indessen ist es gewiß, selbst wenn der Traum des wildesten Pangermanismus realisiert würde, daß sicherlich kein einzelner Deutscher einen Vorteil davon hätte. Es ist anzunehmen, daß man unter dieser Erkenntnis anders gehandelt hätte, als nun geschehen ist, — und eine der Segnungen des zukünftigen Friedens wird gewiß die sein, daß nach gewisser Zeit das deutsche Volk als Ganzes es einsehen wird, wie irrig die preußische Anschauung über die Notwendigkeit ausgebreiteter Territorien sei, und daß seine nationale Entwickelung nicht notwendig das Besiegen eines anderen Volkes fordert. — Man wird einwenden: Aber die Kolonien! Nun, als eine unbestrittene Tatsache ist Ihnen bekannt, daß der deutsche Überseehandel zu einem bedeutenden Umfange angewachsen ist *ohne* den Besitz von Kolonien, während Frankreich, das über ein großes Kolonialreich gebietet, von welchem wir kommerziell rücksichtsloser, als im Falle Madagascar, ausgeschlossen sind, — es nicht vermocht hat, seinen Außenhandel auch nur an-

nähernd in gleichem Maße zu entwickeln. So seltsam es ist, unter normalen Verhältnissen besteht die Hauptmasse des Handels eines Landes, — auch des unseren, — nicht in dem mit seinen Kolonien. Vor einigen Jahren schrieb ich folgendes: „Der moderne Deutsche exploitiert Süd-Amerika und bleibt dabei zu Hause. Wo er, unter Abweichung von diesem Prinzip, sich anschickt, durch politische Macht zu wirken, erreicht er bloß Lappalien. Deutsche Kolonien sind Kolonien pour rire. Die Regierung muß den Deutschen förmlich überreden, dahin zu gehen; der deutsche Handel mit ihnen ist mikroskopisch; und wenn die 20 Millionen, um die sich Deutschlands Bevölkerung seit 1871 vermehrt hat, darauf angewiesen wären, ihren Unterhalt auf den eroberten Gebieten zu erwerben, müßten sie verhungern. Was sie ernährt, sind Länder, die Deutschland nie besessen hat und zu besitzen nicht hoffen kann, wie Brasilien, Argentinien, die Vereinigten Staaten, Indien, Australien, Canada, Rußland, Frankreich und England. Deutschland, welches nicht einen Pfennig für die politische Eroberung ausgegeben hat, erhebt von Süd-Amerika größeren Tribut als Spanien, das Berge von Schätzen und einen Ozean von Blut für die Unterwerfung geopfert hat. Das sind die realen Kolonien Deutschlands." Frankreichs Handelsumsatz mit Deutschland ist dreimal größer als der mit seinen eigenen Kolonien. Ich meine, daß Deutschland gar keiner Kolonien bedarf, und nur solche zu besitzen strebt, um sich damit zu brüsten. Die Tatsache, daß seine Kolonien keine vitalen Funktionen in seiner Volkswirtschaft erfüllen, wird es mit dem neuen Status aussöhnen, vor welchen es nach dem Kriege sich gestellt sehen, und der seinem Lande nur zum Vorteil gereichen wird. Denn die Kolonien gehen Deutschland nicht verloren — weil diese zu verwalten uns zufallen wird. Hoffen wir, daß wir imstande sein werden, dies den Deutschen später klar zu machen. Sir George Reid, der High Commissioner für Australien, illustriert diese Verhältnisse in einem Briefe an die „Times", indem er die britischen Kaufleute mahnt:

> „. zur Pflicht, dem Handel Australiens und dem der anderen Teile des Reiches während dieser Krisis Hilfe zu erweisen. Diese hätte zu bestehen in der Besitzergreifung eines wertvollen Handels in Rohmaterialien, der vorteilhaft nach England kommen könnte, aber von Deutschland während der letzten 20 Jahre seines rapiden industriellen Aufschwunges an sich gerissen ist. Deutschland hat in praxi England von der Verwertung der Silbererze verdrängt, und ist ein großer Ausbeuter von Blei. Unsere Kupferminen sind gleichfalls zum großen Teil vom deutschen Abbau abhängig."

So tritt es denn in Erscheinung, daß Deutschland alles, was es sich nur wünschen konnte, von Australien gehabt hat, ohne auch nur das Geringste von Australien zu besitzen. Es erhielt dieses, weil es dafür zahlte. Wir hätten das Gleiche für uns nur auf dem gleichen Wege erhalten können, — und niemals auf einem andern.

Das ist in gewissem Sinne eine Abschweifung, aber sie leitet uns zu dem Problem, wie nach dem Kriege unsere politische Macht ausgeübt werden soll, um unser nationales Gedeihen zu fördern, und, was ich vor allem festzustellen wünschte, war, daß, wenn es nötig oder aus anderen Gründen empfehlenswert sein mag, das deutsche Ländergebiet unter den Nachbarn aufzuteilen, — dieses Faktum der Aufteilung die deutsche Handelskonkurrenz in keiner Weise abschwächend beeinflussen wird, sondern es eher denkbar ist, daß letztere hierdurch noch schärfer angespornt wird. Das ist der eine Punkt. Die zweite Frage, die ich vor Ihnen klarstellen wollte, war die, daß nach dem Kriege ein Erholen des Feindeslandes sich schnell vollziehen, und es zu einem noch bedeutenderen Rivalen unseres Handels in baldiger Zukunft machen wird; und ich habe Ihnen dargelegt, daß solch ein Aufleben im Hinblick auf den Umfang der erlittenen Schäden sich schneller vollziehen werde, als nach früheren Kriegen, insbesondere wenn dem Lande Kapital zufließt. Ich habe Ihnen ferner auseinandergesetzt, daß nach dem Kriege ein Gefühl der Sicherheit Vertrauen schaffen und Börsen öffnen wird, und daß es sehr schwer halten dürfte, zu verhindern, daß auch diese Länder von der allgemeinen Erreichbarkeit des Kapitals profitieren. Es wird vielleicht nicht direkt geschehen, aber eine indirekte Benutzung von ausländischem Kapital durch Deutsche hat auch früher schon in großem Umfange stattgehabt. Abgesehen von der Errichtung eines deutschen Diskontierungs-Zentrums irgendwo, das mit London in festen finanziellen Beziehungen steht, kommt im eigentlichen Sinne eine bedeutendere Benutzung von Kapitalien auf folgendem Wege zustande: Vor dem Kriege fanden große Posten südamerikanischer Werte ein Placement in Paris, nicht offen an der Fonds-Börse, aber durch private Kanäle oder durch die Kulisse. Die Provinzial-Regierungen der verschiedenen südamerikanischen Staaten machten erfolgreich ihre Anleihegeschäfte in Paris, und der Ertrag von den Bons, die sie verkauften, fand seinen Weg meist zum deutschen Unternehmer und Fabrikanten. Eine brasilianische Provinz nimmt eine Anleihe auf, um ein Dock, eine Eisenbahn zu bauen, erhält das Geld in Paris, Dock und Eisenbahn aber werden von Deutschen ausgeführt. Die Deutschen also waren diejenigen, die aus der Benutzung französischer Kapitalien Vorteil zogen. — Sie werden sagen, Frankreich werde in Zukunft mehr Gewicht darauf legen festzustellen, zu welchem Zweck das Geld verbraucht wird, das es hergibt. Wir wollen annehmen, daß es eine Anleihe ablehnen wird, deren Ertrag nach Deutschland fließt. Dann dürfte aber folgendes eintreten: Ihr New-Yorker Financier wird finden, daß für seine Werte Paris ein guter Abnehmer sei, weil das Publikum keine Süd-Amerikaner mehr haben will, welche Deutschland handeln helfen, — überschwemmt den Markt mit Nord-Amerikanern und nutzt amerikanisches Kapital für Anleihen, die in Europa nicht besonders marktfähig sind. Es ist in Wahrheit durchaus interessant zu beobachten, wie das Resultat einer politischen Kontrolle über die Kapitalanlage eines Landes just das Gegenteil

von dem erzielt, was man im Auge hatte. Als nach dem Kriege von 1871 französische Staatsmänner die politischen Beziehungen zu Rußland zu fördern wünschten, war eine der Maßnahmen die, die Pariser Börse für russische Werte zu öffnen, und, wie Sie wissen, ist viele Jahre französisches Geld ausgiebig nach Rußland geströmt. Es ist meist, wenn nicht ausschließlich, da es für industrielle Zwecke Verwendung fand, von den deutschen Organisatoren der russischen Industrie ausgenutzt worden; wie es in den meisten Fällen Deutschland ist, das hauptsächlich von dieser russischen industriellen Entwickelung gevorteilt hat. Während dieser Periode der Entwickelung Rußlands, ausgeführt zum großen Teil durch die ungehemmte Benutzung französischer Gelder, ist der Außenhandel Rußlands mit Deutschland von ungefähr 15 % bis zu etwa 45 % gewachsen. Die Finanzoperation als solche war gegen Deutschland gerichtet — und wurde doch von letzterem zur Entwickelung seines Außenhandels benutzt.

Etwas Ähnliches hat sich, wie Sie wissen, im Zuckerhandel ereignet. Unsere Regierung hat vor kurzem über diesen Gegenstand folgende Notiz veröffentlicht:

> „Wir haben bereits davon Kenntnis erhalten, daß Angebote von deutschem Zucker in großen Posten in den neutralen Staaten gefragt werden. Wenn feindlicher Zucker nicht in unser Land kommt, — und es sind Anzeichen vorhanden, daß er diesen Weg bereits genommen hat, — so wird er eine äquivalente Menge an Zucker in neutralen Ländern disponibel machen, die nach Großbritannien versandt werden kann. Im ersten Fall würden wir feindlichen Zucker kaufen, im andern einen solchen, der gegen feindlichen ausgetauscht ist."

Es ist, wie Sie wissen, ein bedauerliches Faktum, daß viel deutscher Handel durch englisches Geld oder englischen Kredit ermöglicht wird, daß deutsche Wechsel in großen Beträgen in London diskontiert und auf mancherlei Weise Kredite bewilligt werden. Man wird vielleicht sagen, wir hätten uns weigern sollen, sie zu diskontieren. Aber wie sollten wir hier im Kredit-Zentrum der Welt deutsche Wechsel von anderen unterscheiden?

Gesetzt den Fall, wir würden ablehnen, einen Wechsel in London zu diskontieren, der ein deutsches Giro trägt, so fände sich der Ausweg, daß andere Kreditzentren in Amsterdam oder New-York sich etablierten, Wechsel, die im deutschen Handel kursieren, an sich zögen, und wir um den Profit der Transaktion gebracht wären.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß Deutschland der Hauptmarkt für indische Rohbaumwolle ist. Angenommen, daß in Zukunft der indische Kaufmann sagen wird, Deutschland müsse für die Baumwolle bar zahlen, aber der deutsche Kaufmann wäre nicht imstande, es zu tun. Nun, solchenfalls kämen die nächsten Kaufaufträge von einem Kommissionshause in Amsterdam, die Baumwolle kann für Amsterdam oder Rotterdam konsigniert sein, — das

Haus aber diskontiert seine Wechsel in London! Werden Sie sich entschließen, sie zurückzuweisen? Ich denke, nach kurzer Zeit schon werden Sie ermüden, es zu tun.

Die Daten über Frankreichs Import aus Deutschland seit dem Kriege 1871 zeigen, wie wenig die politische Animosität den normalen Lauf des Handels beeinflußt. In den letzten 20 Jahren hat der Import Frankreichs aus Deutschland, trotzdem die Bevölkerung nicht gewachsen ist, sich verdreifacht.

Zur Frage einer zukünftigen Kontribution von Deutschland möchte ich Ihnen eine Zeitungsäußerung nicht vorenthalten, die durchaus charakteristisch ist. Ein Artikelschreiber im „Outlook" bezeichnet es in folgenden Darlegungen als wünschenswert, eine große Kontribution zu erheben:

> „Wäre es nicht weise, die größmöglichste Bürde auf deutsche Schultern zu laden, um für ein Jahrhundert Deutschland wirtschaftlich kampfunfähig zu machen? Bemühen wir uns, von den Deutschen jeden Pfennig herauszuquetschen, den sie zahlen können; wir werden sie damit sicher ruinieren und zugleich vom Weltmarkt wegfegen. Indem wir Deutschland zum Sündenbock der Welt abstempeln, werden wir alle anderen Länder von einer Last befreien, (was nach Ansicht des Artikelschreibers notwendig aus dem Kriege resultieren werde), das heißt, wir befreien die Mitkämpfenden, in deren Hände die Entschädigungen fließen, und in zweiter Linie die Neutralen, welche mit den Mitkämpfenden Handel treiben. Es ist allerdings nicht außer acht zu lassen, daß diese Freiheit nur mit verhältnismäßig hohen Kosten zu erlangen ist; — Deutschland ist Englands bester Kunde, und der Vorteil einer Entschädigung würde durch die Einbuße im Exporthandel aufgewogen werden. Allein diese Auffassung trifft nicht ganz zu. Gewiß, Deutschland ist Englands bester Kunde, aber neue Bedingungen sind in Erscheinung getreten. Wir haben Deutschland von der Handelskarte weggewischt, und unser Handel stellt sich jetzt auf eine neue Geographie ein. Deutschland durch Auferlegung einer erdrückenden Kontribution kampfunfähig zu machen, würde nichts anderes bedeuten, als diese Bedingungen zu permanenten zu stempeln und einen Verlust zu akzeptieren, der ohnehin schon jetzt eingetreten ist. In der Tat, je länger der Krieg währt, um so klarer wird es, daß eine Politik, welche die Lasten auf Deutschland konzentriert, nicht nur möglich, sondern auch ausführbar wäre."

Entsprechend dieser Theorie hätte Deutschland seinen kriegerischen Gegnern enorme Summen zu zahlen und wäre solcherart für ein Jahrhundert verhindert, am internationalen Handel teilzunehmen. Aber wenn es keinen internationalen Handel treibt und ringsum nichts verkauft, wie soll es die Kontributionen aufzubringen imstande sein? Woher soll es das Geld nehmen? Besäße Deutschland Goldminen, so könnten wir diese konfiskieren und für uns

ausbeuten; jedoch wenn wir Geld erhalten wollen, und seine Schuldscheine irgend einen Wert haben sollen, dann muß es Waren irgendwo verkaufen können, und in demselben Maße, wie es diese Waren an die Neutralen verkauft, nimmt es Märkte in Anspruch, die ja uns gehören sollen.

Ich fürchte, der Verfasser, den ich eben zitierte, ist selbst ein Opfer Bernhardi'scher Illusionen und ein Verfechter des wirtschaftlichen Prussianismus. In General von Bernhardis Buch: „Deutschland und der nächste Krieg" kommt ein Passus vor, der eindeutig die Definition dessen umschließt, was man mit dem Begriff „Prussianismus" bezeichnen kann. Die Beziehung zwischen England und den Vereinigten Staaten behandelnd, sagt er:

> „Seitdem England den von seinem Standpunkt aus unverzeihlichen Fehler beging, im amerikanischen Sezessionskriege die Südstaaten nicht zu unterstützen, ist jenseit des Atlantischen Ozeans dem englischen Weltreich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Nebenbuhler entstanden, der Englands Schicksal auf das schwerste bedroht. Auf handels-politischem Gebiet besteht heute schon der denkbar schärfste Wettbewerb zwischen beiden Ländern. Die Einverleibung der Philippinen durch Amerika und Englands Bündnis mit Japan haben den Gegensatz der beiderseitigen Interessen sehr wesentlich verschärft. Der Handel und die Industrie Amerikas sind auf keine Weise mehr zu unterdrücken, und die schier unerschöpflichen und stetig wachsenden Machtmittel der Union sind gewaltige
>
> Immerhin kann in der weiteren Entwicklung der Dinge der natürliche Gegensatz beider wetteifernden Staaten ein derartiges Schwergewicht gewinnen, daß England gezwungen ist, mit Waffen für seine Weltstellung einzutreten oder zum mindesten seine Seemacht ungeteilt zur Verfügung zu haben, um seinen diplomatischen Schritten Nachdruck zu geben." *)

Ich würde wahrhaft erstaunt sein, wenn sich hier im Saal auch nur ein Einziger fände, der selbst für einen Moment annehmen könnte, daß die Prosperität der Vereinigten Staaten im geringsten Grade für unser Land eine Gefahr bedeute. Ich glaube nicht, daß hier jemand diese Ansicht hegt, und dennoch führt der tiefere Sinn jenes Bernhardi'schen Zitats auf den wirtschaftlichen Ursprung der preußischen Doktrin, nämlich daß Nationen rivalisierende Einheiten seien, die um ein bestimmtes Quantum Handel konkurrieren; und was von diesem bestimmten Quantum Handel die eine Nation eventuell ergattert, die andere verliert, und daß also konsequenter Weise die Nationen kommerzielle Feinde seien.

Das ist die preußische Anschauung, die wahrscheinlich keine geringe Rolle unter den Motiven gespielt hat, die Deutschland zum Kriege trieben;

*) Zitiert nach dem deutschen Urtext pag. 100 u. 101. Anm. d. Übers.

sie entspricht der Bernhardi'schen Philosophie, von der gesagt wird, daß sie an der Vorbereitung des deutschen Angriffs so großen Anteil habe. Eine Anschauung, die in so bedeutendem Maße zur Entstehung des gegenwärtigen Krieges geführt hat, ist einer näheren Betrachtung wert. Ihre Nachprüfung würde auch in anderer Richtung das Wertvolle ergeben, daß auch wir selbst nicht ganz frei von jener Anschauung sind; und in dem Maße, wie wir es verkennen, daß sie auf Irrtümern beruht, — könnte sie unsere Politik sehr zu unserem Nachteil beeinflussen.

Wenn wir unsere militärische und Flotten-Macht, — von welchen ich zuversichtlich hoffe, daß sie am Morgen nach dem Kriege prädominierend sein werden, — dazu benutzen wollen, um uns den größten Vorteil, die beste Förderung britischer Interessen zu sichern, müssen wir in erster Linie die Irrtümer erkennen, die in jener Lehre stecken. Am Morgen nach dem Kriege werden viele Neuarrangements, politische wie wirtschaftliche, zu treffen, es werden die Interessen von fünf oder sechs alliierten Staaten wahrzunehmen, es wird die zukünftige Politik den Deutschen gegenüber zu bestimmen sein.

Was wird denn nun das praktische Resultat sein, das wir damit erreichen? Wird unser militärischer Sieg über Deutschland uns den Weg zur Vernichtung der deutschen industriellen Konkurrenz sichern oder aufzeigen? Nicht notwendig, und ich bin erfreut zu sehen, daß sehr viele der mehr konservativen Elemente völlig diese Auffassung teilen. Ich will bloß anführen, daß Mr. H. L. Pomeroy einen Vortrag über die Einwirkung des Krieges auf die Automobilindustrie, — gehalten in „the Institution of Automobil Engineers" am 14. Okt. —, nach Aufzählung der Momente, die Deutschlands Aufblühen bedingten, als da sind: wissenschaftliche Leistung, Industrie und fleißige Reisende, — folgendermaßen schließt:

> „Was auch mit Deutschland politisch oder industriell geschehen mag, es wird nach wie vor eine hoch trainierte Arbeiterschaft, ein Können für industriell-wissenschaftliche Forschung sein eigen nennen. Es ist töricht, auf irgend eine dauernde Animosität gegen dieses Land zu rechnen, so daß schließlich der Handelskrieg nur durch die relative Geschicklichkeit der Nationen in industrieller Produktion entschieden werden wird, — genau wie vordem."

Das ist tatsächlich dasjenige, was ich ausführen wollte und womit ich meine Darlegungen begann, daß der Krieg gegen den deutschen Handel nur insoweit zu billigen ist, als er uns einen Ansporn gibt zu mehr Leistungsfähigkeit und Schöpferkraft, zu tieferem Eindringen in den wissenschaftlichen, industriellen, kommerziellen Prozeß wodurch allein Deutschland seinen Handel entwickelt hat. Sobald wir uns auf unsere Armee und Flotte verlassen und erwarten, daß diese unseren Handel betreiben, was wahrlich nicht ihre Aufgabe ist, dann stützen wir uns auf ein geknicktes Rohr; und mehr noch, in dem Maße, in welchem wir den richtigen Gesichtspunkt in diesen Fragen uns zu eigen

machen, oder in einer falschen Anschauung befangen sind, in gleichem Grade fördern wir den zukünftigen Weltfrieden oder schüren den Krieg.

Wenn die Deutschen nach dem Kriege wahrnehmen, daß wir den Handel von ihnen mit Waffengewalt genommen haben, dann werden sie ihre preußische Politik gerechtfertigt sehen, die auf der Vorstellung basiert, daß eine Nation durch Macht der Waffen zur Blüte gelangt. Wenn sie fühlen, daß wir das durch Eroberung erlangt haben, wird der Tag anbrechen, wo sie sich zutrauen, es durch Eroberung wieder zurückzugewinnen, und es wird perpetuell dergleichen Dinge geben, unter denen wir jetzt leiden. Wir kämpfen in diesem Kriege für unsere eigene Sicherheit, um in Frieden leben und unseren gesetzlichen Beschäftigungen nachgehen zu können. Wir wollen unser Bestes zum Weltfrieden beitragen, erweisend, daß wir nach dem Kriege bereit sind, das gleiche Recht auch allen anderen Völkern zuzugestehen, ihrem gesetzlichen Gewerbe obzuliegen, ungestört durch unsere prädominierende militärische Macht. Wenn derart unsere Stellungnahme ist, werden wir unsere militärische Macht zu Gunsten des Weltfriedens einsetzen. Wenn wir dagegen durch die Illusion verblendet sind, daß unsere überlegene militärische Macht auf irgend eine Weise genutzt werden kann, um den Handel schwächeren Nationen zu entreißen, dann wird sich das rächen, dann wird eines Tages die Herausforderung einer neuen Kombination von Mächten Vergeltung üben. Wofür wir in diesem Kriege kämpfen, ist nicht eine Unterdrückung der deutschen kommerziellen Konkurrenz, sondern ein Niederringen der deutschen militärischen Angriffslust; denn, um es kurz zu sagen — mag sein, daß ich Widerspruch erwecke, aber es ist nichts desto weniger wahr —: wir leiden nicht darunter, daß Deutschland prosperiert. Ein Nationalökonom hat diesen Umstand mit größerer Klarheit dargelegt, als das gewöhnlich geschieht, und zwar wie folgt:

> „Die nie ruhende Eifersucht auf das wirtschaftliche Gedeihen anderer Nationen hat die Vorstellung verschuldet, daß es eine fixierte Menge von Handel gibt, und daß, was die eine Nation davon gewinnt, die andere notwendig verlieren muß. Das gerade Gegenteil ist wahr. Der Handel ist so unbegrenzt, wie menschliche Wünsche es sind. Jeder kann ihn für sich erweitern durch Schaffung menschlicher Bedürfnisse und vollkommenere Befriedigung derselben als es andere können. Und hat er letzteres getan, so hat er niemandem etwas fortgenommen; er hat vielmehr für andere Raum geschafft, weil er durch Verbesserung des Loses seiner Käufer diese befähigt, mehr auf dem Weltmarkt zu kaufen und zu verkaufen. So hat Großbritannien durch Verbesserung der Lage der eingeborenen Inder diese fähig gemacht, von Frankreich und Amerika zu kaufen."

Wenn es wahr wäre, daß wir durch die Prosperität Deutschlands geschädigt werden, so müßte es genau so zutreffen, daß wir durch das Gedeihen anderer auswärtiger Staaten, z. B. Amerikas, leiden, — und ich denke, Sie

stimmen darin mit mir überein, daß das eine völlig absurde Anschauung wäre. Prüfen wir diese Theorie durch eine Verallgemeinerung. Wenn auswärtige Nationen unsere Rivalen sind, — denken wir sie uns einfach weg! Wenn Sie sich diese durch irgend ein Mirakel aus der Welt geschafft vorstellen, würde dann unser Land nach irgend einer Richtung sich wohler befinden? Es wäre verurteilt, zu verarmen, wenn nicht gar zu verhungern.

Sie müssen aus dem Voraufgegangenen nicht folgern, als hätten Armee und Flotte nicht auch eine kommerzielle Aufgabe; o ja, sie haben eine. Diese Aufgabe besteht darin, darüber zu wachen, daß andere Armeen und Flotten Handel und Gewerbe nicht stören; aber außer dieser wichtigen Funktion haben sie keinen Platz im wirtschaftlichen Wettbewerb. Es wäre nicht unwichtig, — wenn man wirklich auf das neue Europa hofft, von welchem allgemach die Rede ist, — daß am Tage nach dem Kriege die englische Geschäftswelt erklärte, sie erwarte nicht von ihren Soldaten, daß diese von irgend einem Handel Besitz ergreifen; das ist nimmermehr die Aufgabe der Soldaten; auch nicht, daß sie an die Theorie der Rothäute glauben, daß die Schätze der Welt auf *den* Mann übergehen, der sie sich nimmt, — sie gehen vielmehr auf den über, der sie erwirbt; — und daß alles, was wir von anderen fordern, aber auch anderen zu gewähren bereit sind, darin besteht, daß wir in Feieden gelassen sein wollen, wie wir andere in Frieden zu lassen wünschen.

Die Aufgabe unserer militärischen Politik ist: den deutschen Militarismus zu vernichten. In dem Maße, als wir darin Erfolg haben, werden wir zugleich den Druck der industriellen Konkurrenz vermindern. Ein Deutschland, befreit von Aushebungen und militärischen Lasten, wird ein freieres sein, frei genug, um sich auswärtigem Handel zu widmen. Die Konkurrenz können wir nur auf *einem* Wege bekämpfen, nämlich wenn wir die Dinge besser herstellen, als die Deutschen es tun. Wir sollten zur Bürde, die jetzt schon unsere Soldaten tragen, indem sie den Frieden schützen, nicht noch die vermehrten Lasten fügen, unsere Geschäfte zu entwickeln, neue Märkte zu erschließen und so fort. Das ist *unsere* Aufgabe. Glauben Sie nicht, ich stände allein, oder sei mit meiner Ansicht sehr heterodox. Ein „Times"-Artikel vom 24. September 1914 schließt klar mit Folgendem:

> „Ein Handel, von welchem wir Besitz ergreifen durch Erdrosselung Deutschlands mit Hilfe unserer Flotte, wird bei Wiederkehr normaler Zustände nicht lange der unsrige bleiben; und dann, was würde aus dem Kapital, das wir in ihm investiert haben? Wie hat sich denn Deutschland de facto diesen Handel errungen? Es gewann ihn ehrlich durch Kenntnisse, Intelligenz, saure Arbeit und Anpassung. Nur durch die gleichen Qualitäten können wir ihn zurückgewinnen und dauernd erhalten."

Diese Qualitäten, hoffe ich, besitzt die britische Nation in vollem Maße. Nur durch Betätigung derselben werden wir die Konkurrenz in unserem Handel

überwinden, nicht durch Verwendung unserer Matrosen und Soldaten zu Zwecken, für welche sie nicht da sind. Es muß in uns darüber volle Klarheit herrschen: der Kaufmann und Soldat haben vor allem gemeinsam zu wirken, um Frieden und Freiheit zu sichern, welche, wie wir trotz jedem und allem hoffen, — dennoch nach diesem gegenwärtigen Kriege Einkehr halten werden. — (Applaus).

* * *

An diesen Vortrag schließt sich eine **Debatte.**

Der Vorsitzende führt aus: Alle hätten mit höchstem Interesse dem wundervollen Vortrage gelauscht. Mr. Angell habe durch das Neue und Originelle seiner Auffassung in diesen Fragen sich bereits Geltung verschafft weit über die Grenzen des vereinigten Königreichs hinaus. Indessen die Welt sei rauh und widerspruchsvoll, und zwischen dem, was eine bestimmte und richtige Theorie über diese Dinge lehre, und dem, wessen sich die Geschäftsmänner alltäglich zu versehen hätten, lägen mancherlei Abweichungen. Sie hätten ein groß Teil mehr zu ertragen, als es die Theorie meine. Die Theorie sei wahr, und Wahrheit sei ewig und werde sich durchsetzen. Sehr oft aber habe man im Geschäfte mit Verhältnissen sich abzufinden, von denen man wisse, sie beständen zu unrecht, und doch habe man sein Bestes dranzusetzen, um der Konkurrenz zu begegnen. Inbezug auf die Schlagworte, die der Augenblick geprägt, wie jenes: „Krieg zu führen gegen den Handel des Feindes", meine er, seien sie alle in ihrer Verurteilung einig. Unter den Geschäftsleuten hätten sie keine Feinde in Deutschland, und Deutschland keine Feinde in England, soweit es das Geschäft betreffe. Der haßerfüllte Krieg werde enden, und man werde sich wieder im Wettbewerb messen. Deutschlands Konkurrenz habe England Nutzen gebracht; Deutschland habe es nicht vermocht, den gewinnbringenden Handel des Landes an sich zu ziehen, und das Geschrei der Zeitungen diene mehr der Spekulation und den Neuigkeitskrämern. Die Zeitungsschreiber verkennten die Lage Englands -- sie übersähen das Faktum, daß England 45 Millionen an Bevölkerung habe, die wirtschaftlich besser situiert seien, als die 69 Millionen in Deutschland. England besitze den vorteilhaftesten Anteil am Welthandel, wenn es auch nicht den gesamten Handel beherrsche. Es zeige durchaus das Bestreben, seinen Handel zu erweitern; aber Mr. Angell sage mit Recht, daß es in erster Linie darauf ankomme, dauernd zu erhalten, was man besitze Die Engländer seien nicht das einzige Volk, das zugeben müsse, daß die Deutschen auf gewissen Gebieten die Ueberlegeneren seien: in chemischen Waren — einst in England hergestellt — fände man deutsche Produkte auf allen Märkten der Welt. Der Krieg sei nur ein Incident und werde vorübergehen, und dann werde man wieder in Wettbewerb treten mit allen Nationen der Welt. Er glaube, Mr. Angell habe den richtigen Fingerzeig gegeben, wenn er sage, zielbewußtes Arbeiten sei der einzige Weg, um seinen Handel zu erweitern und ihn zu erhalten. Das sei des Pudels Kern. Auf Gelegenheiten, die sich darbieten, könne man garnicht zu viel aufmerken, — aber das seien doch immer bloß Möglichkeiten, und es werde ganz von uns abhängen, sie auszunutzen. Man fände eine große Zahl von Ratgebern, die törichter seien, als man es selbst ist, — aber er sei immer der Ansicht gewesen, daß die Art und Weise der Geschäftsgebahrung Englands keine Konkurrenz von irgend einem Teile der Welt, am wenigstens von Deutschland, zu fürchten hätte, und er glaube, daß ein Freundschaftthalten mit Deutschland den Engländern mehr fromme, als irgend etwas anderes. Mr. Angell habe mit Recht dargelegt, daß, wenn die Idee durchdringe, es sei möglich, mit dem Mittel militärischer Ueberlegenheit seinen Handel zu erweitern, — Kriege mit Kriegen beantwortet werden würden. Diese Idee sei falsch, die Theorien über Kriege, die geführt würden, um Vorteile zu ergattern, wie Mr. Angell dargelegt habe, seien irrig, und der einzige Weg

zur Erlangung dieser Vorteile sei die friedliche Handelstätigkeit. Er glaube, es biete sich jetzt eine günstige Gelegenheit, nicht den feindlichen Handel zu bekriegen, aber vielmehr sich einen Handel mit Dingen zu sichern, den bisher England noch nicht besitze. Es würde dem Volke und dem Lande nützen und England als unabhängige Nation festigen. (Applaus)

Mr. R. A. Robinson (Mitglied der Verwaltung) sagt: Zugegeben, Deutschland sei hoch entwickelt und mache den besten Gebrauch von seiner wissenschaftlichen Bildung, so seien doch die Hauptgründe, warum die Deutschen so erfolgreich konkurrieren könnten, die, daß es sich mit einem geringeren Gewinn begnüge, und daß die deutschen Arbeiter willig seien, bei mehr Stunden mit geringerem Lohn zu arbeiten, als die britischen. Er frage Mr. Angell, ob er glaube, daß dieser Umstand einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung von Deutschlands Handel gehabt habe, und, wenn dem so sei, bis zu welchem Maße das von uns überwunden werden könnte. Er sehe keine Anzeichen dafür, daß die englischen Arbeiter mit mehr Stunden und weniger Lohn sich begnügen würden, oder daß die Fabrikanten mit geringeren Kosten produzieren könnten. Er habe die Hoffnung gehegt daß ein festerer Zusammenschluß des britischen Weltreiches aus dem Kriege resultieren werde, daß die einzelnen Teile willig wären, in erster Linie mit dem Mutterlande Handel zu treiben, wenn auch dieses nicht gerade der billigste Markt sei. Er hoffe, das werde keine wirtschaftliche Enttäuschung sein; meine nicht auch Mr. Angell, daß, als eines der Kriegsresultate, sie naturgemäß mehr mit einander, auch gelegentlich mit ihren Alliierten arbeiten würden, — jedenfalls mit denen mehr, als mit den Feinden, mit welchen sie jetzt kämpften? Er könne nicht einsehen, daß man nach dem Kriege, gleich früher, freundschaftlich Deutschland gegenüber sein könnte, oder letzteres England gegenüber. Und mit Bezug auf Mr. Lever's Bemerkung frage er, wie man seinen Absatz erweitern könne, ohne mit geringeren Kosten zu produzieren? Britische Waren seien unzweifelhaft besser, aber teurer. Er glaube nicht, man werde imstande sein, an den deutschen chemischen Handel zu rühren. In anderen Branchen seien die deutschen Waren billiger, aber schlecht. Sollte England Waren von solchem Niveau erzeugen? Sollte es sich nicht bestreben, die englische Qualität zu erhalten, wie die des Sheffield-Stahles, des Glases und anderer Dinge? Könnte es nicht hoffen, entsprechende Preise für so hoch qualifizierte Waren zu erzielen? Oder sollte es hinabsteigen zum Qualitätsniveau Deutschlands, welches länger arbeite und geringere Löhne zahle?

Mr. E. M. Clark (Mitglied) sagt, er habe lange Jahre in den Kolonien gelebt und bedeutende Häuser vertreten, die große Posten Maschinen kauften. Er habe englische Maschinen zu erwerben gewünscht, aber wenn die Zeichnungen an die britischen Fabrikanten gesandt worden seien, habe man nachher immer wieder Offerten über Maschinen erhalten, die vollkommen verschieden von den eingesandten Zeichnungen gewesen seien. Das habe veranlaßt, sich an deutsche oder amerikanische Firmen zu wenden, die das Gewünschte lieferten, ohne von den übersandten Zeichnungen abzuweichen. Der Preis sei praktisch der gleiche gewesen; die Hauptsache aber sei, man habe von den auswärtigen Fabrikanten erhalten, was man bestellt habe.

Mr. A. Cairn-Hodge (Mitglied) sagt, er habe drei Viertel der gesamten Welt bereist und in 35 Jahren eine bedeutende Menge kommerzieller Tätigkeit gesehen. In den Vereinigten Staaten treffe man in beinahe jedem größeren und mittleren Handelshause drei Qualitäten von Waren an; die Abstufungen seien: englisch, deutsch, amerikanisch. Die englischen Artikel wären die teuersten, und die Amerikaner sagen, sie seien die besten, — und in vielen Fällen die deutschen Waren besser als die amerikanischen. Er habe oft die Käufer sagen hören, sie müßten deutsche Waren kaufen, weil sie die englischen nicht erschwingen könnten. Er habe deutsche und englische Handlungsreisende in vielen Teilen der Welt getroffen. Er habe englische Reisende für Nähmaschinen in reduzierter Kleidung die Kundschaft mit 1 oder 2 Maschinen als Muster besuchen sehen; der Deutsche aber

trete mit einer ganzen Ladung von Maschinen auf und verkaufe sie flott sofort. Der deutsche Reisende überrede den Käufer, während der englische dazu zu indifferent sei. Wo immer Arbeit geleistet werde, werde sich, so fürchte er, daran nicht zu viel ändern: die Deutschen hätten tatsächlich einen Vorsprung vor den Engländern in jeder nur denkbaren Hinsicht.

Mr. R. G. Scott (Mitglied) fragt Mr. Angell, welche Wirkung eine dem Deutschen Reich von den Alliierten auferlegte Kontribution hätte, und ob eine Vernichtung der deutschen Flotte für England zum Vorteil oder Nachteil gereichen würde.

Sir Robert Hadfield (Glied des Vorstandes) meint, man könnte feststellen, daß Deutschland einen großen Markt für Eisen- und Industrieerzeugnisse England abgejagt habe, aber daß dieses in vielen Fällen nur dank der unfairen Ausfuhrprämien geschehen sei. Für seine Person sei er Freihändler gewesen, aber er könne nicht befürworten, daß England es gestatte, in Zukunft dieses schlechte System fortzusetzen. Diejenigen, welche Bastable's wertvolles Buch: „Commerce of Nations" gelesen hätten, würden im Kapitel, gewidmet der Gegenseitigkeit und Wiedervergeltung, finden, daß die Wirkungen der Prämien auf gewisse Industrien von unheilvollen Folgen wären. Einer fairen Konkurrenz sei unser Land vollkommen gewachsen, und man sei auch durchaus einverstanden, daß die Arbeiter von Zeit zu Zeit ihre Lage verbesserten und höhere Löhne erzielten. Das dürfte aber schwerlich weiter möglich werden, wenn es der deutschen Regierung auch in Zukunft gestattet werde, einen Export zu subsidieren unter Bedingungen, die total unfair gegenüber den Eisen- und Stahlproduzenten Englands seien. Er bemerke, daß der Sitzung Mr. Scott beiwohne, welcher viele Jahre mit einer großen Eisen- und Stahlfirma in Leeds in Verbindung gestanden habe, und er sei Mr. Scott's Zustimmung sicher, wenn er behaupte, daß Mr. Scott's Firma, wie auch seine eigene, immer wieder zu konkurrieren gezwungen seien gegen Artikel, die nur dank den Prämien ins Land kämen — zum Schaden der Fabrikanten und Lohnarbeiter. Es sei offenbar, bisher hätten die Deutschen sich stets bemüht, auf jede Weise gewisse englische Handelszweige vollständig an sich zu reißen. Die Frage der Entschädigungen ließe sich nicht so ordnen, wie es von den Vorrednern gesagt sei. Sie müsse all die nötigen Zuschläge in sich begreifen. Die enorme Entwickelung der Eisen- und Stahlindustrie Englands sei die Folge der Erfindungen von Männern, wie Bessemer, Thomas, Gilchrist u. a. Die Deutschen hätten dieselben ausgenutzt durch britische Informationen, — was an sich durchaus zulässig sei. Dann aber seien sie nach England gekommen mit Hilfe ihrer Prämien, um mit britischen Fabrikanten in Erzeugnissen zu konkurrieren, für deren Herstellung sie ihre ersten Lektionen in England erhalten hätten. Er schlage vor, der Sekretär des Instituts sollte Sir Joseph Jonas, der in dieser Frage manche Erfahrung gemacht habe, ersuchen, einen Vortrag über das Prämiensystem zu halten. Niemand kenne das von Deutschland geübte System besser als er. Nach den Informationen, die Sir Joseph erhalten habe, sei es ganz unzweifelhaft, daß das von Deutschland angewandte System England gegenüber unfair sei. Ob England von Deutschland abhängig sei, illustriere folgendes. Seine eigene Firma liefere Kriegsmaterial für die britische Armee, und für gewisse Prozesse benötige sie kleiner elektrischer Lampen in Verbindung mit Pyrometern, um hohe Temperaturen korrekt zu bestimmen. Früher habe es als feststehend gegolten, daß die Lämpchen nur aus Deutschland bezogen werden könnten. Vierzehn Tage nach Ausbruch des Krieges sei es ihm gelungen, drei englische Firmen zu veranlassen, solche Lampen zu produzieren. Dieser Fall zeige, daß, wenn man ernstlich wolle, England in diesem wie in Hunderten von Fällen nicht von Deutschland abhängig zu sein braucht. Er sei der Ansicht, daß Deutschland nur kopiere, und, soviel er wisse, nur sehr wenige originale Werke hervorbringe. Das werde um so mehr der Fall sein, wenn England fortfahre, wissenschaftliche Forschung zu unterstützen; es hätte jetzt z. B. das National-Physikalische Laboratorium und das Departement für angewandte Wissen-

schaften in Verbindung mit den Universitäten in Manchester, Birmingham, Sheffield, Leeds, Newcastle und anderswo, so daß kein Grund vorliege, vor der Zukunft bange zu sein.

Mr. Norman Angell erwidert: Die Frage der Exportprämien interessiere sie alle. Sie sei nicht nur eine heikle, sondern auch eine umstrittene Frage, und gehöre nicht eigentlich in den Bereich seines Vortrages. Sie sei gewiß eines der Probleme, das später zu behandeln wäre. Auch sei er nicht sicher, ob inbezug auf diesen Gegenstand einige unserer Alliierten nicht ebenso sündigten wie Deutschland. Das seien Frankreich und Rußland mit ihren Prämien auf Zucker, und Kanada mit Prämien auf Eisenerze, und selbst unsere eigenen Kolonien dürften manches Material zu diesem Gegenstande beisteuern. Er befinde sich durchaus in Übereinstimmung mit der Forderung, daß unsere Wünsche auszugleichen wären. Das Fundament der Leistungsfähigkeit sei der Verstand, das Wissen „wie das Ding gemacht wird." Der Unterschied zwischen den Bewohnern von Illinois von heute und denen vor 5000 Jahren liege nicht in der Verschiedenheit der physischen Kraft oder der Versorgung mit Rohmaterial. Der Indianer hätte über die gleichen physischen Kräfte verfügt, wie der moderne Amerikaner. Der Unterschied liege im Wissen. Der Indianer hätte nicht verstanden, den Boden oder andere Dinge zu nutzen, während der moderne Amerikaner das verstehe. Zu prophezeien sei unsicher, aber er halte es für möglich, daß nach dem Kriege von der Regierung mehr Hilfe zu erwarten sei als bisher, und er sei nicht sicher, ob gelegentlich eine solche Hilfe nicht die Form eines durchaus unwillkommenen Staatssozialismus annehmen werde. Man schaffe jetzt eine sehr kritische Situation durch zu freie Ausübung der Regierungsgewalt. Im gegenwärtigen Augenblick sei der Staat der Bankier der Baumwoll- und Zuckerhändler und dergl. mehr. Wenn der Krieg sich hinziehe, und die Notwendigkeit für die „Co-Ordination" durch den Staat wachse, würde man wahrscheinlich zu Zuständen gelangen, daß Dinge durch den Staat besorgt würden, die nach dem Kriege in gewissem Grade die Tendenz hätten, sich zu erhalten. Eine sehr zweifelhafte Sache wäre eine wesentliche Subsidie an die „Trade Union" durch die Regierung zur Verteilung von Unterstützungen; denn dadurch würde ein Präzedenzfall geschaffen, der nach dem Kriege schwer zu brechen wäre. Wenn die Regierung den Bankier mache und National-Unterstützungen und eine Menge anderer Dinge organisiere, sei er nicht sicher, ob das nicht zur Folge hätte, daß in ein paar Monaten ein sehr viel größerer Schritt zum Staats-Sozialismus getan wäre, als zu normalen Zeiten in einem halben Jahrhundert. Er wolle nicht sagen, ob das eine gute oder schlechte Sache sei; sie würde jedenfalls zur Tatsache. Inbezug auf Kontribution und Flotte maße er sich keinen Augenblick an zu sagen, wie die Sachlage nach dem Kriege sein dürfte, da das von so vielen Faktoren abhänge. Ein oder das andere könne aber sehr wohl schon entwirrt werden. Belgien sei natürlich in der einen oder der andern Form zu entschädigen. Wenn die

Entwickelung des Krieges bis zu einem Punkt gelange, wo die Erschöpfung der Kombattanten sehr groß werde, so glaube er nicht, daß die Alliierten darin ihren Vorteil erblicken würden, die Weltfinanzen durch eine enorme Kriegskontribution zu komplizieren. Der Fall der französischen Kontribution, welche natürlich einen viel kleineren Umfang darstellte, sei durch Sir R. Griffin behandelt worden; und es sei nicht gewiß, ob nicht Deutschland besser daran getan hätte, die Kontribution zu unterlassen und all seine Energie darauf zu verwenden, die rechten normalen Beziehungen wieder herzustellen. Die Zerstörung der deutschen Flotte gehöre schwerlich in das Gebiet dieses Vortrages. Es sei interessant, was gesagt worden über die Qualitätsgrade in deutschen, englischen und amerikanischen Waren. Hier herrsche immerhin ein seltsamer psychologischer Umstand vor inbezug auf den amerikanischen Käufer! Dieser bevorzuge importierte Dinge, sei es Champagner, seien es Stiefel, der Amerikaner halte die importierten Artikel für besser, weil sie mehr kosten. Mr. Robinson habe gefragt, ob man Waren geringerer Qualität produzieren solle, um mit Deutschland zu konkurrieren. Gewiß nicht. Aber sollte man nicht die Produkte den Bedürfnissen der Konsumenten anpassen? Das Gros wünsche nicht immer Dinge, die die Lebenszeit überdauern. Es sei das keine Qualitätsfrage, sondern bloß eine Anpassung an die gewollten Zwecke. In einer Welt wie der unsrigen wechselten die Dinge schnell und würden unmodern. Einige von uns wüßten durch bittere Erfahrungen, daß kostbare Einrichtungen durch neue Erfindungen wertlos werden. Um Kapitalverlusten vorzubeugen, zögen manche vor, in zwanzig Jahren *zwei* Maschinen zu kaufen, statt *einer* von besserer Konstruktion, die die ganze Periode überdauern würde. In dieser Richtung sollte man sich bemühen, in größerer Elastizität und Anpassung den Wünschen der Kundschaft zu entsprechen. Unzweifelhaft würde nach dem Kriege die Animosität gegen die Deutschen deren Handel beeinträchtigen; aber als Geschäftsmann sollte man darauf nicht rechnen. Wenn jemand ein Geschäft eröffne und mit der Konkurrenz kämpfe, so werde er Dinge, die in seine Branche fallen, gewiß nicht nur deshalb aufgeben, weil ein Ausländer sie erzeuge — gerade die Forderungen des Konkurrenzkampfes schlügen bald alle Bedenken nieder. Das hätte er des Näheren ausgeführt über die Handelsbeziehungen Frankreichs und Deutschlands.

Billige Löhne bedingten nicht immer die billigsten Produkte, und viele der billigsten Waren kämen aus Amerika, wo die Löhne am höchsten seien. Ford's Automobile wären ein Beispiel dafür. Es werde in Zukunft nötig werden, einen gewissen Ausgleich der Bedingungen in der Arbeitswelt anzustreben, und wahrscheinlich werde die Arbeiterschaft dafür sorgen. Wenngleich niemand prophezeien könne, so meine er dennoch, daß nach dem Kriege die feste Tendenz zur Internationalisierung der Bedingungen der Trade Union's sich verstärken werde. In Deutschland dürfte ein starker demokratischer Um-

schwung gegen das, was man Prussianismus nenne, eintreten, und das Volk als solches werde auf einen engeren Zusammenschluß mit den andern Demokratien in Europa, einschließlich der englischen, hinarbeiten. Man werde eine Intensivierung der Internationalisierung der Arbeit und eine Generalfixierung der Arbeitsbedingungen für ganz Europa zu erreichen trachten. Gewiß, eine Sache sei klar: man werde außer stande sein, unter den verschiedenen Alliierten zu differenzieren. Wenn man Dinge akzeptiere, die von Japanern gemacht seien, aber solche ablehne, die von deutschen Arbeitern erzeugt seien, sähe er nicht ein, wie man über die Schwierigkeit der billigen Arbeit hinwegkäme. Auch in Rußland erstehe eine große industrielle Macht mit einem schier unerschöpflichen Reservoir an Arbeitern. Wahrscheinlich würde der einzige Ausweg sein: den besser bezahlten Arbeiter leistungsfähiger zu machen. Tradeunionisten seien voreingenommen gegen Benutzung von Maschinen. Durch bessere Erziehung müsse dieses Vorurteil niedergerungen werden. Der Tradeunionist müsse zur Einsicht gebracht werden, daß es für ihn ebenso von Vorteil sei, die besten Maschinen zu benutzen, wie billige Arbeit zu meiden.

Er habe nicht gesucht, dogmatisch zu sein, und er empfände darüber Genugtuung, daß niemand von denen, die heute gesprochen hätten, in den sonst üblichen Fehler gegenüber Männern von abweichender Anschauung verfallen wären, d. h. ihn als Deutschenfreund eingeschätzt hätten. Er hätte sich bemüht, ganz unparteiisch herauszufinden, welche Lösung des Problems für England am vorteilhaftsteen wäre, und man könne das nur unter Beobachtung einer vollen Unparteilichkeit durchführen, wie überhaupt jeden Versuch, Tatsachen zu erfassen und zu prüfen.

❀ ❀ ❀

Zur Entwicklungsgeschichte des baltischen Literatenstandes.

Von Stadtarchivar Otto Greiffenhagen (Reval).

Allgemein bekannt geworden — z. B. durch den Abdruck in L. Arbusows „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ — ist die anmutende Schilderung des harmonischen geselligen Zusammenlebens in Reval um 1645 aus Adam Olearius' „Persianischer Reise“: „Es waren damals die Bürger, sonderlich die Herren des Raths, Ministerii (d. h. Geistlichkeit) und Gymnasii so einig und vertrawlich vntereinander, daß wir vnsere Lust daran sahen: Hielten zum offtern ordentliche Zusammenkunfften vnd Gastereyen, in welchen auch ons viel Ehre, Liebe vnd Freundschafft von jhnen erzeiget wurde. Es wird zur Sommerszeit zu solcher Lust gute bequeme Gelegenheit an die Hand gegeben, durch die, für die Stadt hin vnd wieder liegenden

luſtigen Gärten vnd Cuppel. Es halten die Bürger auch mit dem Land-Adel gute correspondentz, dahero ihre Handlung vnd Nahrung ſich merklichen ſtärcket vnd zu nimmet"

Den Dichtungen Paul Flemings können wir Details entnehmen, die ſich dieſem idylliſchen Bilde vortrefflich anpaſſen; in ſeinem Freundeskreiſe treten der Leibarzt Gramann, die Profeſſoren des Gymnaſiums Timotheus Polus und Rainer Brockmann hervor. Der „Mathematicus" des Gymnaſiums, Gebhard Himſelius, war damals gleichzeitig auch Feſtungsbauingenieur und Stadtphyſikus. Laſſen ſich alle dieſe Geſtalten nicht zu einem erfreulichen Bilde zuſammenfaſſen? Dürfen wir uns nicht der angenehmen Vorſtellung hingeben, daß ſchon damals, um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, in Altlivland die „vier Fakultäten, innig geſellt" einen durch Intereſſengemeinſchaft und geſellſchaftlich gutes Einvernehmen dauernd zuſammengeſchloſſenen Literatenſtand gebildet haben?

Die Antwort muß verneinend ausfallen. Was Olearius und Fleming in Reval erlebten und prieſen, war eine günſtige Konſtellation, die nicht allzulange vorhielt. Dasſelbe Reval erlebte ſchon 1651 einen heftigen Zwieſpalt innerhalb des „Miniſteriums." Der Diaconus an St. Olai, Paſtor Andreas Sandhagen, geriet mit der Domgeiſtlichkeit, ſpeziell dem Biſchof Ihering, über eine von dieſem als ketzeriſch bezeichnete Lehre von den Geiſtern in eine Kontroverſe, die von beiden Seiten im ſchärfſten Ton geführt wurde*). In den 60-er Jahren desſelben Jahrhunderts erlebte Reval, daß aus kleinlichem Anlaß Rat und Geiſtlichkeit in erbitterten Zwiſt gerieten. Wenn in der Folgezeit wiederum Rat und Gilden unter einander ſchwere Differenzen hatten, ſo iſt nicht zu erweiſen, daß eine ſolche Entzweiung eine Annäherung der akademiſch Gebildeten unter einander zur Folge gehabt hätte. Denn die vielen „Hochzeitscarmina", die jene Zeit faſt als einzige Vertreter der Literatur produzierte, beweiſen doch nur, daß behaglicher Lebensgenuß wohl geſchätzt wurde, nicht aber, daß damit die Parole für ein Zuſammenhalten der geſellſchaftlich gleichgeſtellten Kreiſe gegeben geweſen wäre.

Das 17. Jahrhundert iſt bekanntlich ganz eminent die Zeit der ſtändiſchen Sonderentwicklung. Hartnäckiges Verfechten der ſtändiſchen Privilegien: das iſt die Parole im ganzen Verlauf des Jahrhunderts, wie ſie für Deutſchland, namentlich Norddeutſchland, für Skandinavien und endlich auch für Livland galt. Starke Herrſcher, die den Staatsgedanken gegen jenes privilegierte ſtändiſche Weſen durchzuſetzen beſtrebt ſein mußten, ſind darüber in heftige Konflikte mit den inſtinktiv widerſtrebenden Vertretern des ſtändiſchen Prinzips geraten; nicht ohne Gewaltſamkeit haben ſie ſolchen Widerſtand gebrochen. Guſtav Adolf befand ſich in einer derartigen Lage der eſtländiſchen Ritterſchaft, dem Revaler Rat gegenüber: er mußte ihnen die

*) Das Material im Revaler Stadtarchiv.

finanzielle Unterstützung zumuten, deren er zur Durchführung weitgreifender Pläne bedurfte, wie sie den eng ständischen Gesichtspunkten des Landadels wie der Städter zuwider laufen mußten, die nun einmal seit dem Untergang des livländischen Gesamtstaats lediglich auf sich selbst, auf die aus der Wirrnis der Zeiten geretteten Privilegien und auf ihren wahrlich nicht reichlich vorhandenen Besitz angewiesen waren. Der geniale Schwedenkönig verstand es, mit harten, zur Einsicht mahnenden Worten die „Subjektion" herbeizuführen, und die Folgezeit hat ihm, auch in den Augen seiner einstigen Gegner, Recht gegeben. Stärkere Mittel mußte einige Dezennien später Brandenburgs Großer Kurfürst anwenden: in dem Königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth vergewaltigte er städtische Gerechtsame, in dem Obersten Kalkstein, dessen Haupt auf dem Schafott fiel, den Adelsstand Preußens, des Landes, das mißtrauisch, auf seine Kraft pochend, es auf den zuletzt doch ungleichen Kampf hatte ankommen lassen. Die Stände des Baltenlandes hatten zu gemeinsamer Opposition gegen Schweden, das ja in jenem Moment des Zusammenbruchs das Land ihrer Wahl gewesen war, zunächst keinen Anlaß; jene Konflikte mit Gustav Adolf hatten zu ernsten Komplikationen nicht geführt. Die Städte, namentlich Riga und Reval, hätten von dem schwedischen Merkantilsystem viel für den Aufschwung ihres Handels erhoffen können und sich zur Mitarbeit in diesen Unternehmungen williger erzeigen müssen. Als der Adelsstand sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts darauf besann, daß er es als sein Recht in Anspruch nehmen müsse, auf dem schwedischen Reichstage vertreten zu sein, als er dann durch das Gewaltmittel der Reduktion ins innerste Mark getroffen wurde und ihm in dieser Zeit der energischste Vorkämpfer ständischer Opposition in Johann Reinhold Patkul erwuchs, da gab es keine Brücke zwischen städtischem und adligem Partikularismus. In Reval ist die Rivalität zwischen dem bürgerlichen und dem adligen Element nie stärker gewesen als in dem Zeitraum von etwa 1675 ab. Erst die schwere innere und äußere Not, die dem nordischen Kriege voranging und in seinem Gefolge noch breitere Dimensionen annahm, brachte die äußere Einigung gegen den gemeinsamen Feind.

So hat denn auch auf dem Gebiet, das Land wie Stadt als eigenste Angelegenheit hätten betrachten und fördern sollen, auf dem Gebiet des Schulwesens im weitern Umfange die starke Hand der schwedischen Staatsgewalt eingreifen müssen, um Bleibendes zu gestatten. Zwar hatten für Reval Bürgertum und Adel ihren Streit um das Michaeliskloster wenigstens in der Weise beizulegen den guten Gedanken gehabt, daß sie in dem Streitobjekt eine Schule zu begründen beschlossen; aber das Werk wäre wohl nicht zur Reife gediehen — früh zog sich die Ritterschaft zurück —, wenn es nicht von König Gustav Adolf weitergeführt und vollendet worden wäre. Fast gleichzeitig (1630 und 31) entstanden das Gymnasium zu Dorpat, dann, auf diese Anregung hin, das erneuerte Rigaer Stadtgymnasium und das Revaler

Gymnasium, wenig später (1632) erfolgte die Umwandlung des Dorpater Gymnasiums in eine Universität, die „Academia Gustavia“, als deren Aufgabe es der König bezeichnete, „das martialische Livland zur Tugend und Sittsamkeit zu bringen.“

Es darf wohl kaum mehr bezweifelt werden, daß diese Gründungen aus dem Bestreben heraus erfolgen, der schwedischen „ratio status“ auch auf dem Gebiet des Bildungswesens Ausdruck zu geben. Die neue Universität war auf die Statuten Upsalas begründet worden. In den Jahren 1632—1650 gab es unter den 1011 Studierenden 595 Schweden und Finnländer, während die Zahl der Studierenden aus den Ostseeprovinzen bis 1656 310 betrug.*) Von den Schweden hatten naturgemäß die meisten, wenn nicht alle, eine spätere Anstellung in den Ostseeprovinzen im Auge. Wenn dieses Bestreben nicht den gewünschten Erfolg hatte, so ist dafür in erster Linie der Umstand verantwortlich zu machen, daß die nationalen Gegensätze zwischen Schweden und Deutschen von Anfang an nicht auszugleichen waren. Hinzu kamen dann die bedrängten äußeren Verhältnisse, die eine Verlegung der Universität nach Reval, später abermals nach Dorpat und endlich nach Pernau notwendig machten, sowie die Schwierigkeiten, die die materielle Sicherstellung der Hochschule verursachte. Auf Einzelheiten haben wir hier nicht einzugehen. Das Gefährlichste blieb der nationale Hader. Wenn auch Maßnahmen dagegen ergriffen, vor allem die studentischen Landsmannschaften verboten wurden, so ließ sich der Antagonismus zwischen Schweden und Deutschen (und zu letztern war auch eine nicht ganz geringe Zahl von Norddeutschen zu rechnen) in keiner Weise überbrücken, weder im Professorenkollegium, wo (anfangs) die Deutschen den Schweden gegenüber durchaus das numerische Uebergewicht hatten, noch in der Studentenschaft, wo, wie wir sahen, das umgekehrte Verhältnis vorherrschte. Daß unter solchen Verhältnissen, wozu das damals überall verbreitete rohe studentische Treiben hinzukommt, die wissenschaftliche Arbeit nicht gedeihen konnte, liegt auf der Hand. Die Beispiele sind zahlreich, die uns zur Veranschaulichung der erwähnten Mißstände zur Hand wären. Erwähnt sei hier nur, daß der oben erwähnte Pastor Sandhagen, der in Dorpat Professor der Theologie (nach andrer Version der Geschichte und Politik) gewesen, diese Stellung nur wegen der endlosen nationalen Streitigkeiten im Professorenkolleg aufgab und dem Ruf ins geistliche Amt nach Reval folgte. Und was die Zwistigkeiten zwischen deutschen und schwedischen Studenten anbetrifft, so sei nur auf die Affäre der Studenten Sternhelm und Wrangel im Juli 1641 hingewiesen.**) Ein wirkliches geistiges Zentrum der Ostseeprovinzen ist die Dorpater Akademie kaum gewesen. Gab es doch von Anfang ihrer Begründung an stets eine Anzahl von Balten, die ihre Hochschulbildung nicht an der

*) A. v. Richter, Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen, II. pg. 43.
**) E. Seraphim, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Bd. II, S. 339.

Dorpater, sondern an deutschen Universitäten erwarben. Und es ist ferner unzweifelhaft, daß in einer Reihe von Streitfällen, in denen die Parteien ihre Sache dem Forum einer juristischen Fakultät vorlegten, nicht die Dorpater Fakultät, sondern die der Universitäten Rostock, Leipzig oder Königsberg befragt wurden, was bei dem Zustande der Professuren der Dorpater Akademie, speziell der juristischen, wohl gerechtfertigt erscheint. Seit der Neubegründung der Akademie durch Karl XI. als „Carolina" traten alle die erwähnten Mißstände noch schärfer hervor; jetzt gewann auch im Professorenkollegium das schwedische Element die Oberhand, wie überhaupt der specifizierende Zug in jener Zeit besonders stark zutage trat.

Diese Entwicklung der Dinge ist denn auch entscheidend geworden für das ganze nächste Jahrhundert. Daß man im Zeitraum zwischen 1710 und 1801 das Fehlen einer Landesuniversität verhältnismäßig nicht allzuschwer empfunden hat, läßt sich u. E. in erster Linie daraus erklären, daß man sich schon vorher daran gewöhnt hatte, den Bedarf an studierten Männern von deutschen Universitäten her zu decken. Allerdings war in den Kapitulationen von 1710 die Wiedereinrichtung der Dorpater Akademie ausbedungen und zugestanden worden. Dieser „Akkordspunkt" geriet indessen allmählich in Vergessenheit, ohne daß damit ein allzu großes Manko fühlbar geworden wäre: man behalf sich eben mit nicht allzu großen Schwierigkeiten anders. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem in den äußern politischen Verhältnissen eine gewisse Stabilität eingetreten war, durften Wünsche des Landes in dieser Beziehnng verlautbart werden.

All die erwähnten Mißstände und Unzulänglichkeiten aber würden uns noch nicht eine genügende Antwort geben auf die Frage, warum in jener Periode von einem baltischen Literatenstande noch nicht die Rede sein kann. Dafür käme noch ein anderes, kaum weniger wichtiges Moment in Betracht, das sich mit jenem ersten allerdings zumteil nahe berührt. Es ist das der Umstand, daß die Vertreter der „studierten" Berufe noch keineswegs die gesellschaftliche Homogenität und Interessengemeinschaft erreicht hatten oder auch nur anstrebten, wie sie als Vorbedingung eines Literatenstandes doch zu gelten hat. Zumteil beruht das auf der allgemeinen Rivalität, wie sie — vor allen Dingen im 17. Jahrhundert — alle Lebensbedingungen, nicht nur im Baltenlande, beherrschte; zumteil auf der Divergenz im Niveau der einzelnen Fakultäten. Lassen wir die letztern unter diesem Gesichtspunkt Revue passieren.

Gewiß konnte auch in der baltischen Vergangenheit die Geistlichkeit auf den Rang des „ersten Standes" Anspruch erheben. Sie hat tatsächlich aber vielfach auf dieses Vorrecht Verzicht geleistet. Einesteils aus geistlicher Bescheidenheit, um der Hoffahrt nicht Raum zu geben; dann wohl, weil in dieser Beziehung eine andere Literatengruppe mit Erfolg den Vorrang behauptete: die Juristen, und zwar aus dem Grunde, weil die Vertreter der

Rechtsgelehrtheit ja in erster Linie das „Regiment" in den Städten führten, als Bürgermeister, Ratsherren, Syndici, Fiskale, Beamte jeder Art, welche Ämter ihrerseits je nach den bestehenden Verhältnissen fast im Alleinbesitz einer privilegierten Gruppe, der Ratsverwandten, waren. Und aus diesem Klassenbewußtsein ergab sich leicht genug ein Hochmut, gegen den anzukämpfen die Geistlichen nicht selten für ihre Pflicht hielten. In solchen Relationen ist im Verlauf des 18. Jahrh. dann allerdings eine deutlich wahrnehmbare Besserung eingetreten, deuten wir nicht falsch, durch eine doppelte Erkenntnis, die in den leitenden Kreise entsteht, die Erkenntnis nämlich, daß die Geistlichen sowohl als Bewahrer und Förderer höchster geistiger Bildung, als auch als Arbeiter auf sozialem Gebiet besonders bedeutsame Aufgaben zu lösen hätten. Eine Erkenntnis, die erst dann aufdämmern konnte, als der Gedanke, zuerst schüchtern, sich zu behaupten begann, daß zum „Regiment" im Baltenlande alle Schichten der gebildeten Bevölkerung — der moderne Ausdruck „die Gesellschaft" soll hierfür absichtlich nicht angewendet werden — berufen seien. Von diesem Gesichtspunkt aus aber waren gewiß die Geistlichen, die im Volke wirkten, die unentbehrlichsten sozialen Arbeiter. Wir werden uns nur davor hüten müssen, eine solche moderne Anschauung allzuweit rückwärts in die baltische Vergangenheit hinein konstruieren zu wollen. Zweifellos hätte gerade auf diesem Gebiet die baltische Geistlichkeit schon früher, als sie es tatsächlich getan hat, ihre Pflicht erkennen müssen, und ebenso zweifellos sind die größten Anregungen auf diesem Gebiet nicht von ihr, sondern von andrer Seite — Fölkersahm, v. Schoultz — ausgegangen. Aber als Dolmetscher zwischen Volk und Gebildeten, als Vermittler haben die Geistlichen — die Landgeistlichen besonders — in der Stille viel vorbereiten können.

Was im Speziellen für höchste Bildung einerseits, für treue Sammelarbeit zur Geschichte des Landes andrerseits geleistet worden ist, das bringen die beiden Namen Herder und Hupel augenblicks in Erinnerung. Aber auch auf geringerem Niveau ist für Bildung, Wissen, Kunst das behagliche Heim des Geistlichen doch oft genug ein „Museion" geworden. Ein Beispiel nur: das klassisch geformte Deutsch des ausgehenden 18. Jahrhunderts finden wir nirgends vollkommener als in den Briefen des einem estländischen Pfarrhause entstammenden Arvelius.*)

In starker Konkurrenz treten dann freilich auf diesem Gebiete den Geistlichen die Männer der Schule zur Seite.

Die lateinischen Schulen des Landes haben bekanntlich zum Teil eine außerordentlich lange Vergangenheit aufzuweisen, wie die Gymnasien in Riga, Reval, Mitau. In dem ersten Jahrhundert der russischen Herrschaft haben diese Schulen als Quell positiven Wissens zum Teil auch die Aufgabe der

*) Seine Briefe im estländischen Ritterschaftsarchiv.

nicht vorhandenen Landesuniversität mit erfüllen müssen: den standard der universellen Bildung zu wahren. Es dürfte nicht zum wenigsten auf diese Leistung der baltischen Lateinschulen zurückzuführen sein, daß die Vertreter der höhern Lehranstalten in den Ostseeprovinzen sich eine gesellschaftliche Wertschätzung zu erwerben gewußt haben, wie sie in Deutschland sich mindestens nicht so allgemein erhalten hat. Dazu kommt, daß im Baltenlande das Schulamt weniger häufig als in Deutschland lediglich Durchgangsamt für die zukünftigen Prediger war, daß also das Schulamt selbständiger war und seine Vertreter vielfach selbstbewußter wirkten als die in der Mehrzahl unter geistlicher Oberaufsicht stehenden reichsdeutschen Schulen. Daß die Scheidung zwischen „höherem" und „niederem" Lehramt im Baltenlande aus hier nicht zu erörternden Gründen eine besonders markierte war, dürfte gleichfalls ins Gewicht fallen. Endlich muß hier noch einer Eigentümlichkeit des baltischen Lebens gedacht werden: des „Hofmeister-" oder Hauslehrerwesens. Als private Erzieher kamen nicht wenige junge reichsdeutsche Literaten auf die baltischen Guts- und Pfarrhöfe und vermittelten westeuropäisches Wissen und geistige Bestrebungen, ja waren nicht selten produktiv tätig. Nicht zum wenigsten die zu Ende des 18. Jahrh. im Baltenlande auftauchenden Almanache und Anthologien, deren Herausgeber vielfach in Lehrer- und Hofmeisterkreisen zu suchen sind, sind uns — wie zu Schluß des Jahrhunderts Kotzebues Theater in Reval — für die Art charakteristisch, in der die deutschen Balten dem geistigen Leben des Westens näher traten: respektvoll und respektgebietend — das reine Wissen, die Künste kultivierend, ohne sie mit den örtlichen Tagesfragen in Berührung zu bringen, ohne dem Parteihader anheimzufallen, und von sich aus in demselben Sinne weiterarbeitend und produzierend im Bewußtsein, damit, wenn auch nicht erobernde, so doch erhaltende Kulturbeit zu leisten. Ist nicht vielleicht gerade deshalb Garlieb Merckel, der gefährliche Neuerer, vereinsamt geblieben unter den akademisch Gebildeten seines Landes, weil er den Geist der Aufklärung, den die baltischen Literaten höchstens in klopstockisch geformten Oden und allenfalls in den Freimaurerlogen zu zitieren wagten, ins rauhe politische Leben hineintrug und sich dafür allerseits als Verächter des „quieta non movere" den Abscheu der Standesgenossen zuzog?!

Nicht übergangen werden darf an dieser Stelle die baltische *Presse* — oder vielmehr das *Fehlen* einer solchen. Nach dem oben Ausgeführten wird die Behauptung nicht übertrieben erscheinen, daß eine Tagespresse sowohl als belehrender Faktor wie als Kampfplatz der öffentlichen Diskussion in den Ostseeprovinzen des 18. Jahrhunderts kaum nötig, ja vielfach unerwünscht erschien. Eine weitere Verfolgung dieses Themas müssen wir hier unterlassen. Wohl aber gehört an diese Stelle der Hinweis darauf, daß das Nichtvorhandensein einer baltischen Tagespresse in einer Zeit, wo anderwärts eine solche längst Geltung verlangt hatte, dazu beitragen mußte, die Autorität der „Gelehrten" im Lande, die ja *alles* „wissen mußten", zu steigern, was dann

natürlich wiederum das Selbstbewußtsein — und ob nicht auch ein klein wenig das Infallibilitätsgelüst? — dieses Zweiges des Literatenstandes nicht unerheblich steigern mußte.

Nur ganz flüchtig können wir die Heilkunde dieses Zeitraums streifen.*) Sie erlebt offenbar im Verlauf des 18. Jahrh. die sich nur langsam vollziehende Entwicklung von der Zunft zur Wissenschaft. Wohl auch mit deshalb, weil häufig „ambulante" Vertreter ärztlicher Wissenschaft — als Operateure — aus Deutschland nach dem Baltenlande kamen und wieder in die Heimat zurückgingen, hat der ärztliche Beruf in den Ostseeprovinzen damals weniger kräftig Wurzel geschlagen als die sonstigen „studierten" Berufe. Das eigentliche Emporblühen ärztlicher Kunst fällt erst in spätere Zeit, und damit erst reiht sich denn auch dieser Beruf den baltischen Literatenberufen an.

* * *

Entscheidendes für die Entwicklung des baltischen Literatenstandes hat aber erst die Gründung der Universität Dorpat herbeigeführt.

Die Stiftungsurkunde vom 12. Dez. 1802 besagt, die „Kaiserliche Universität Dorpat" werde begründet „zum allgemeinen Besten des Russischen Reichs, besonders aber für die Provinzen Liv-, Est- und Kurland." Diesem Zeugnis und ihrer ganzen Anlage und Entwicklung nach war also die neue Gründung vor allem deutsch-baltische Landesuniversität. Die jungen Balten, die bisher reichsdeutsche Universitäten, Jena und Göttingen, Königsberg und Gießen aufgesucht hatten, um sich für die akademischen Landesberufe vorzubilden, konnten nun der Hochschule im eigenen Lande zueilen, und weit mehr als die unpopulär gebliebene schwedische Gustaviana Carolina wurde die junge deutsche Universität am Embachstrande die Alma mater des Baltenlandes.

In die neue Hochschule zogen nicht nur deutsche akademische Lehrer, deutsche Universitätsverfassung und -gerichtsbarkeit, sondern auch deutsches studentisches Leben mit seinem spezifischen gesellschaftlichen Anschauungen und Gebräuchen ein. Die Bedeutung des letztern Moments darf nicht unterschätzt werden. Das studentische Leben Dorpats trägt vom ersten Augenblick an die Signatur der Lebensführung, wie sie den akademischen Bürgern der kleinen deutschen Universitäten eigen war: das unbestrittene Vorherrschen des studentischen Verbindungswesens, das in Dorpat schon früh sich die Gestalt der Landsmannschaften annahm; und als Folge davon der auf dem Begriff der Honorigkeit basierende starke kameradschaftliche Geist. „Es dürfte wenige akademische Kommilitonenschaften auf dem Erdenrund geben, welche ein verhältnismäßig so einheitliches Gepräge an sich tragen, welche einen so einheitlichen Grundzug,

*) Die verdienstvollen, auf archivalischen Studien beruhenden Arbeiten Dr. J. Brennsons, von denen die über die Ärzte Estlands demnächst erscheinen soll, bieten für dieses Thema wertvolles Material.

ja — trotz aller Verschiedenheit von Herkunft und Nationalität — etwas so familienhaft Zusammengehöriges an sich aufweisen, als diejenige akademische Jüngerschaft, welche einst sich um die Fahne der alma mater Dorpatensis geschart hat. Die Erklärung dafür liegt wohl darin, daß wenige Universitäten einen so spezifischen Charakter sich erworben und eine so nachhaltige Vererbungsfähigkeit dieses Charakters und der akademischen Traditionen auf die späteren Lebensanschauungen und Lebensziele betätigt haben, wie gerade die Universität Dorpat."*)

Wir haben hier nicht zu untersuchen, inwieweit dies fast patriarchalisch zu nennende akademische Bürgertum und seine Fortsetzung im „Philisterium" etwa auch seine Schattenseiten gehabt hat. Betont muß jedoch werden, daß der erwähnte „familienhafte" Charakter des Dorpater Studentenlebens zu einem nicht unbedeutenden Teil darauf beruht, daß tatsächlich immer wieder Angehörige derselben Familien—Literaten- wie Adelsfamilien — die Universität bezogen haben und damit vielfach auch persönliche Traditionen wirksamer, als das anderswo hätte der Fall sein können, in Geltung geblieben sind; die überall in patriarchalisch gestalteten Ländern wahrnehmbare Neigung des im Amt stehenden, in seinem Sohne seinen Nachfolger in diesem Amt zu erziehen, hat im Baltenlande durch die vorhin erwähnte Erscheinung wesentliche Unterstützung gefunden. Und diese Lage der Dinge konnte sich besonders lange erhalten, weil es — im modernen Sinne gesprochen — an Konkurrenz in den akademischen Berufen fehlte, dann aber, weil die Scheidung und zumteil differenzierte soziale Bewerbung der „Beamten-" und der „freien" Berufe, soweit sie von Studierten ausgeübt werden, hier später als anderswo eintrat. Alle diese Berufe hatten freilich als „Literaten-" oder „Exemten-" Staud auch gesetzlich ihre Basis. Aber es wird nochmals zu betonen sein: nicht die rechtliche, sondern die gesellschaftliche Grundlage hat — wir dürfen wohl sagen, bis in die Gegenwart hinein — die baltischen „Literaten" zu jenem *Stande* verschmolzen, wie er sich durch Homogenität als Einheit herausgebildet hat.

Gewiß nicht für immer. Die „neue", die „moderne" Zeit bedroht von mehr als einer Seite her die Geschlossenheit des baltischen Literatenstandes. An jeden einzelnen Beruf werden immer höhere Anforderungen gestellt. Arbeitsteilung differenziert die Berufe zu Spezialberufen. Politische und wirtschaftliche Entwicklungen haben es mit sich gebracht, daß mancher neue Beruf entstanden ist, der gesellschaftliche Gleichberechtigung mit den alten Akademikern der vier Fakultäten erstrebt, daß mancher der alten Berufe in Vorbildung und Wirksamkeit eine durchgreifende Aenderung hat erfahren müssen. Wer wollte da dem sausenden Rade der Zeit in die Speichen fallen! Daß aber das Bestreben, den alten Literatenstand auch durch *moderne* Organisation

*) G. Otto und A Hasselblatt, von den 14,000 Immatrikulierten Dorpats. Dorpat 1891. S. 2.

wieder zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen, immer noch vorhanden ist, beweist schlagend eine Gesellschaft, die vor wenigen Jahren in Riga zusammengetreten ist: die „Societas Andreae", die es sich zur Aufgabe macht, alle ehemaligen Jünger der Hochschulen des Baltenlandes aufgrund gemeinsamer gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Bedürfnisse zusammenzuschließen. Man wird ihre Bestrebungen mit warmer Sympathie zu begrüßen haben.*)

❀ ❀ ❀

Pastor emer. Anton Camillo Bertoldy †.

Von Adolf v. Keußler (Reval).

Am 19. Oktober d. J. hat zu Petrograd der Tod einen ehrwürdigen evangelischen Geistlichen abberufen, dessen Name seit Jahrzehnten weit über die Newaresidenz hinaus allen Deutschen Rußlands bekannt und vertraut war: Pastor Anton Camillo Bertoldy.

Die Vorsehung hat diesem Manne ein Leben beschieden, wie es von gleicher Länge und ähnlicher innerer Harmonie nicht vielen Sterblichen zu Teil zu werden pflegt: hat doch der Verewigte, dessen Charakterbild zu zeichnen hier versucht werden soll, das Patriarchenalter von fast 90 Jahren erreicht und sein ganzes Erdendasein bis zum Todestage in nie erlahmender Arbeit verbracht, einer Arbeit, die nicht auf den Erwerb persönlicher Vorteile oder materieller Güter ausging, sondern ihren Impuls einzig und allein durch den inneren Trieb empfing, die Mitmenschen sittlich zu läutern und ihnen zu helfen. Es ist daher von zwiefachem Wert, die Erinnerung an den Lebenslauf und die Persönlichkeit Bertoldys in uns wach zu erhalten — einmal, weil das so langdauernde öffentliche Wirken dieses evangelischen Geistlichen unbestreitbar viel subjektiv Interessantes in sich schließt und, zum anderen, weil der stete Einklang von Wort und Tat, wie es bei Bertoldy der Fall war, seinem irdischen Wallen den objektiven Wert einer Lebensführung gibt. Auf des alten Pastors Bertoldy Wirken läßt sich in gewissem Sinn das schöne Wort Felix Holländers anwenden: „Vermögen wir durch solche stille Arbeit noch einen Funken von Lebensfreudigkeit aus denen herauszuschlagen, die zerbrochen und mühselig unseren Weg kreuzen und aus tausend Wunden bluten, ihnen den Glauben an ein ewiges Sicherneuern wiederzugeben, sie für eine ferne Botschaft, die da kommen muß, empfänglich zu stimmen, — dann hat unser Leben einen Zweck gehabt. "

Zunächst einige Daten über den äußeren Lebenslauf des Verewigten, die wir seinen lesenswerten „Reisebriefen" **) entnehmen.

*) Über die „Societas Andreae" vgl. den Aufsatz von E. Blumenbach in Heft 6 (Seite 433 ff) des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift. Die Redaktion.

**) In Kommission herausgegeben 1906 in Petrograd bei Eggers u. Ko., Moika 42.

Geboren am 17. Februar 1825 zu Dresden, verlor Anton Camillo Bertoldy bereits als achtjähriger Knabe seine Eltern: sein Vater, italienischer Abstammung und Katholik, war 1830 für die Teilnahme an der revolutionären Bewegung in Sachsen zu fünfzehnjähriger Festungshaft verurteilt worden, von der er aber bereits nach drei Jahren durch den Tod erlöst wurde; die Mutter, eine Lutheranerin, in deren Glauben die fünf dieser Ehe entsprossenen Kinder getauft wurden, war eine geborene Marco und starb im selben Jahre 1833. Auf diese Weise schon im zartesten Knabenalter der liebenden Fürsorge der Eltern beraubt, wurde Bertoldy von seinem Vormund, dem Advokaten Plesch, zuerst in das Volgmannsche Institut (zur Vorbereitung für das Kadettenkorps) gebracht, alsdann aber, wegen Mangels an Mitteln, zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben. Einige Jahre später erklärte sich ein Onkel, der in Sfimferopol lebende Musiklehrer Friedrich Bertoldy, bereit, seinen jugendlichen Neffen an Kindesstatt zu sich zu nehmen, — ein Vorschlag, auf den Anton Camillo Bertoldy mit Freuden einging und der im Herbst 1841 verwirklicht wurde. Lange hielt der Sechzehnjährige es indessen beim Onkel, der voller Eigenheiten war, nicht aus und er siedelte bereits anderthalb Jahre später, nach Absolvierung eines entsprechenden Examens, als Zeichenlehrer nach Sfewastopol über, wo er bis zum Jahre 1848 verblieb. In dieser Stadt dominierte das Militär, an dessen flottem Leben auch Bertoldy vorübergehend teilnahm. Es blieb aber dem Ortsprediger Pastor Hildenhagen vorbehalten, die stets allem Edlen offene Geistesrichtung Bertoldys auf die Bahn zu lenken, die hinfort sein ganzes feuriges Wesen erfüllen sollte — auf die Bahn des Erfülltseins vom christlichen Glauben. Bertoldy schreibt darüber in seinem Tagebuch unter dem 15. September:

„Ich fange mitten im Jahre ein neues Tagebuch an, was ich nach gewöhnlicher Ordnung erst im neuen Jahre tun sollte. Allein für mich hat sich jetzt nicht nur ein neues Jahr eröffnet, sondern ich bin in eine ganz neue Epoche meines Lebens eingetreten. Nachdem ich von Sfimferopol zurückgekehrt war, fing ich an, an der Gesellschaft des Pastors Hildenhagen viel Gefallen zu finden. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine langjährigen Erfahrungen in dem merkwürdigen Sibirien (er war Divisionsprediger in Tobolsk gewesen) und seine Leutseligkeit zogen mich an. Ich war fast jeden Sonntag bei ihm, und nachdem ungefähr ein Monat so ohne nähere Bekanntschaft verflossen war, bekam er von seinen in Kasan verbrannten Sachen zwei gerettete Kisten zugeschickt, worin sich zwei herrliche Kupferstiche befanden: die Geburt Christi und die Kreuzesabnahme. Mir gefiel der erstere Stich so, daß ich ihn bat, er möge mir erlauben, ihn zu kopieren. Und da er dies gern bewilligte, so begann ich gleich am anderen Tage damit und fuhr Tag für Tag einen ganzen Monat damit fort. Hier nun bereitete mich dieser liebenswürdige Mann vor zu dem, was jetzt mein ganzes Herz erfüllt. Da er Pastor war, so mußte doch das Gespräch auf unsere Glaubenssachen kommen, und da er meine Zweifel sah, so gab er mir einen Brosamen nach dem anderen von jener köstlichen Seelenspeise hin, die auch ihren Zweck bei mir nicht verfehlte. Denn als das Bild vollendet war, war ich so weit gekommen, daß ich wenigstens einsah, daß, um selig zu werden, man nötig habe, an Christi göttliche Herkunft und seine Auferstehung zu glauben. Das war also der große Wendepunkt in meinem Leben, Sewastopol der Ort meiner zweiten Geburt, und der Sommer des Jahres 1844 ihre Zeit, ich hatte damals erst mein 19. Lebensjahr vollendet."

Zahlreiche weitere Stellen in Bertoldys Tagebuch bezeugen, wie tiefgehend er von dem neuen Geist ergriffen war und mit welch hohem sittlichem Ernst er die Ziele verfolgte, deren Erreichung er als seine Pflicht erkannt hatte. Bald war in ihm der Entschluß gereift, in Dorpat Theologie zu studieren; da er aber mittellos war und sein Onkel in Simferopol mit diesem Plan keineswegs sympathisierte, mußte er sich in mehrjähriger Arbeit die Existenzmittel für die erste Dorpater Studienzeit selbst erwerben und überdies auch noch die Lücken in seiner Bildung ergänzen, um überhaupt immatrikuliert zu werden.

Von 1848 bis 1853 währte das Dorpater Studium, dessen Kosten Bertoldy außer durch ein ihm gewährtes Kronsstipendium mit dem Erlös von Porträtzeichnungen bestritt: „Die Photographie" — so schreibt er in seinem Tagebuch — „war damals noch nicht aufgekommen und so wurde ich als einziger Porträteur in Dorpat förmlich gesucht." Am Korporationsleben nahm Bertoldy nicht teil, da es seinen Grundsätzen widersprach. Dagegen ist er aber als einer der Mitstifter des sog. „Theologischen Abends" zu betrachten, der später als „Arminia" bekanntlich zu einer Korporation sich auswuchs. Nach fleißig absolviertem Studium verließ Bertoldy als Kandidat der Theologie Dorpat; er fällt in seiner Selbstbiographie folgendes Urteil über seine Hochschulzeit:

„Sie war für mich eine herrliche freudenreiche Zeit, und ich denke an sie als an eine der schönsten Epochen meines Lebens zurück. Ich fand auf der Universität unter den Kommilitonen aufrichtige Herzens-Gesinnungsgenossen, mit denen zu verkehren eine Freude und Genuß und eine Förderung war, und unter denen ich dauernde Freunde gewann; ich hatte das Glück, zu einer Zeit in Dorpat zu studieren, wo die Fakultät mit lauter entschieden gläubigen Professoren besetzt war, unter denen Philippi als ein ganz bedeutender Geist hervorragte, Professor Keil aber mir unendlich viel Liebe erwies."

Sein Probejahr hielt der Verewigte in der Newaresidenz an der Petri-Kirche ab. In diese Zeit fällt auch seine Verlobung und Vermählung mit Margot Carlblom, der als treuer Ehefrau über sechzig Jahre Freude und Leid mit ihrem Gatten zu teilen beschieden war.*) Die erste eigene Pfarre war die Kolonie Elisabettal bei Tiflis, wo der junge Prediger, da die Gemeinde vernachlässigt war, keinen leichten Stand hatte. Dazu kam das ungünstige Klima des Ortes, so daß Bertoldy vier Jahre später diese Pfarre aufgab. Nach Petersburg zurückgekehrt, fand er bald eine ihm zusagende Arbeit in der Übernahme des 1858 von Pastor Seeberg an St. Annen gegründeten „St. Petersburger Evangelischen Sonntagsblattes" „Es war freilich" — schreibt Bertoldy — „ein recht bescheidener Leserkreis, mit dem ich dasselbe antrat, denn im Jahre 1862 abonnierten nur 1100 und nur sehr allmählich stieg die Zahl der Teilnehmer, doch sie stieg ununterbrochen und nach 44-jähriger Arbeit hat sie (im Jahre 1905) die Zahl von 8600 erreicht."

*) Sie ist gerade zwei Monate nach ihrem Gatten gestorben, — am 19. Dezember 1914.

Die Arbeit am Sonntagsblatt, dessen Leserkreis sich im Lauf der Jahre über ganz Rußland erstreckte, entsprach Bertoldys innersten Neigungen und Gaben und er selbst hat es gelegentlich ausgesprochen — zuletzt am Tage der Feier seines 50-jährigen Redakteursjubiläums im November 1911 — daß er sich zu seiner geistlichen Tätigkeit vor allem durch das gedruckte Wort berufen gefühlt habe.

Im Jahre 1862 übernahm Pastor Bertoldy außerdem die Pfarre von Peterhof, um dortselbst 36 Jahre in Segen zu wirken. Während seiner Amtsführung entstand bereits 1864 ein neues Gotteshaus und neues Pastorat, und groß war der Kreis der Freunde und Bekannten, die im gastfreien, von 7 Kindern belebten Pfarrhause zu Peterhof im Laufe der Jahre ein- und ausgingen. „Da ich so lange der Gemeinde vorstand" — sagt der Verewigte u. a. über die Zeit seines Peterhofer Wirkens — „bestand zuletzt die ganze Gemeinde, namentlich in der seßhaften Kolonisten-Gemeinde, fast nur aus solchen, die von mir getauft, unterrichtet, konfirmiert und getraut worden waren. Und es bildete sich da von selbst ein gewisses väterliches Verhältnis heraus, so daß ich fast alle mit dem Vornamen und „Du" anreden durfte." Das Vertrauen der Gemeinde zu ihrem Seelsorger war unter diesen Umständen unbegrenzt, und als Bertoldy im Jahre 1898 von seinem Amt zurücktrat, wurde ihm die Wahl des Nachfolgers vollständig in die Hand gelegt.

Noch sechzehn weitere Jahre hat Pastor Bertoldy hierauf als Emeritus in Petrograd gelebt und mit unermüdlichem Eifer seines Amtes als Redakteur des Evang. Sonntagsblattes gewaltet. Man darf es als eine fast einzigartige Fügung betrachten, daß es dem Verewigten vergönnt war, diese ihm ans Herz gewachsene Tätigkeit fast volle 53 Jahre lang in voller geistiger Frische bis zu seinem Todestage auszuüben und überdies in der letzten selbst redigierten Nummer seines Sonntagsblattes (vom 19. Oktober 1914, seinem Todestage) mit einem am Vorabend seines Todes verfaßten Scheidegruß von den Lesern für immer Abschied zu nehmen!

Mit vollem Recht wird Bertoldys Bedeutung als Leiter des überall populären Evang. Sonntagsblattes in einem ihm gewidmeten Nekrolog in dem Sinn charakterisiert, daß er — insbesondere in den Kolonistengemeinden unseres Reiches — zum Freunde und zur Autorität geworden war: „Sein Name gehört dort zu den vertrautesten; wie Bertoldy eine Sache betrachtete oder zu ihr Stellung nahm, so tat mans auch. Viele haben ihn hier schon ihren geistlichen Vater genannt."

Wir sprachen es schon zum Beginn dieses Nachrufes aus, daß weil. Pastor Anton Camillo Bertoldy eine von seltener innerer Harmonie erfüllte Persönlichkeit war. Diese Harmonie hatte ihren Ursprung in seinem felsenfesten Christenglauben, der ihn mit so lebendiger Kraft beherrschte, daß alle an den Verewigten herantretenden Fragen, Probleme und Lebenslagen naturnotwendig nur von der festen Warte seines Glaubens aus Be-

wertung und Würdigung erfuhren. Eine solche Welt- und Lebensanschauung bedingt die Wahrhaftigkeit gegen sich und andere. Dementsprechend gehörte zu den markantesten Charakterzügen Bertoldys sein unwandelbares Einstehen für das als richtig Erkannte. Schon im Jahre 1847 findet sich in seinem Tagebuch der bezeichnende Satz:

„Wahrheit, sei du meine Führerin! Selbstbetrug ist ein übles Ding und leicht geschehen. Wenn wir aber unser Herz auch nicht ganz ergründen können, vor Unwahrheit können wir uns doch schützen."

Diese Wahrhaftigkeit, gepaart mit einem durch und durch gesunden Empfinden, stempelte Bertoldy zu einem ganzen Mann und nicht bloß einmal während seines langen Lebens hat die reine Kraft des lauteren Wesens seiner Persönlichkeit auch den schwersten Proben siegreich standgehalten. So hat Bertoldy — unbeirrt durch noch so drohende Gestaltungen des jeweiligen politischen „Kurses" — stets klar und mutig für die Gewissensfreiheit gekämpft und nichts war ihm wesenswidriger als ein Kompromiß oder eine laue Gesinnung. Diese Veranlagung machte andererseits seine Fähigkeit zu lieben besonders wertvoll und ergänzte die stete Ganzheit seiner Persönlichkeit auf das Glücklichste.

Daher haben wir Evangelischen in Rußland allen Grund, das Bild des vorbildlichen Seelsorgers und seltenen Menschen Bertoldy in verehrendem Gedächtnis zu behalten.

Der Streber.

Novelle von H. v. Schmid.

Nachdem ich ein paar Studiensemester in vollster Burschenglückseligkeit verjubelt hatte, faßte ich den ernsthaften Entschluß, endlich zu arbeiten. Im Frühjahr drohte mir die erste Prüfung, und ich hatte aus freien Stücken meiner Mutter gelobt, sie mit Ehren zu bestehen. Um recht ungestört arbeiten zu können, reiste ich nach den Weihnachtsferien zu einem Großohm, der in einer kleinen baltischen Stadt an der Ostsee Prediger an der dortigen Hauptkirche war.

Wenn ich mir in meiner Erinnerung etwas recht Anheimelndes, Idyllisches vorstellen will, dann sehe ich jene kleine Stadt vor mir, die ich dazumal in ihrer vollwinterlichen, verschneiten Pracht kennen lernte: spitzgiebelige Häuser, die Überbleibsel einer Hochschule aus altersgrauer Zeit in Gestalt eines Kornspeichers, die Parkanlagen mit dem Warmbad dicht am Seestrand, der breite Strom, über den eine schwankende, schwimmende Brücke führte, an welcher stolze Fahrzeuge vor Anker lagen, wenn der Handel gerade blühte, und drüben die Altstadt mit den Strandfischerhütten, dem alten Friedhof und den engen, winkligen Gassen.

Das hochbetagte Pastorenehepaar verfügte allein über eine große Amtswohnung: alle Kinder waren verheiratet, die Enkel zum Teil bereits erwachsen. Doch war es selten ganz einsam im Hause mit den niedrigen

Zimmerdecken und tiefen Fensternischen — die Logierstuben standen immer bereit, Gäste zu empfangen.

Ich sehe den Großohm noch so deutlich vor mir: eine hohe, würdevolle Gestalt mit glattrasiertem Gesicht, das schwarze Sammetkäppchen auf dem schlohweißen, spärlichen Haar. Und daneben erblicke ich Großtantchen, eine kleine, noch regsame Frau mit dunklen Beerenaugen und weißen Löckchen. Ich kann sie mir kaum anders in meiner Erinnerung vorstellen, als an einem Strümpfchen für eins ihrer zahlreichen Enkelkinder strickend.

In dem behaglichen Heim der beiden Alten fühlte ich mich sofort wie zu Hause, so sehr, daß ich, eifrig über meinen Kollegheften sitzend, sogar vergaß, die Tage zu zählen, und ganz erstaunt war, als plötzlich der Märzwind zu wehen begann, und das Eis auf dem Strom, der zwischen Alt- und Neustadt seine Wellen dem Meere zuführte, sich in Bewegung setzte.

Abends hielt ich mich meist nach der Mahlzeit noch ein Stündchen im Wohnzimmer des alten Paares auf. Der Ohm rauchte dann eine gute Zigarre, Großtantchens Stricknadeln klapperten leise, und irgend eine halbvergessene Geschichte aus längst vergangener Zeit schwebte, einstimmig oder auch in Wechselrede vorgetragen, durch das Gemach mit seinen Möbeln aus der Biedermeierzeit. Meist waren es Erlebnisse aus des Großohms reichen Erfahrungen in seinem Berufe. Er kannte, als langjähriger Seelsorger in der kleinen Stadt wirkend, nicht nur jeden Menschen hier und dessen Schicksale, sondern beinahe jeden Stein des holprigen Straßenpflasters. Ich lernte aus diesen Gesprächen und Erzählungen der beiden Alten auch nach und nach unsere ganze Familie erst recht kennen, die Toten und die Lebenden; der alte Herr war ein vortrefflicher Menschenkenner und beurteilte auch diejenigen, welche er knapp einmal zu Gesicht bekommeu hatte, mit erstaunlicher Sicherheit und Genauigkeit.

An einem jener Vorfrühlingsabende, wo ein Weststurm über See und Land dahinzog, sprach Großtantchen zufällig von einem entfernten Onkel von mir, der — ein Kaufmann — es in jungen Jahren schon durch rastlose Energie und unermüdliche Arbeit recht weit im Leben gebracht hatte. Er war geradezu ein Fanatiker seines Berufs und dachte immerzu nur daran, noch mehr zu erwerben. In meinem Elternhause, wo man die idealen Güter des Lebens bevorzugte, nannte man Onkel Dietrich mit einem leisen Unterton von Geringschätzung nie anders als den „Streber" So sagte auch ich, nachdem sein Name von Großtantchens Lippen gefallen war, lächelnd und mit jenem leisen Unterton: „Ach — Onkel Dietrich, der ‚Streber'!"

Großoheim ging, seiner allabendlichen Gewohnheit nach, rauchend, mit auf dem Rücken verschränkten Händen auf weichen Filzpantoffeln auf und nieder; sein altes Gesicht blickte zu meiner Überraschung plötzlich ganz ungewohnt streng, als er vor mir stehen blieb und mit ein klein wenig erhöhter Stimme sprach: „Wie schnell ihr Jungen doch mit einem Beinamen bei der Hand seid! Streber! Das soll Spott und Tadel ausdrücken. Da nennt ihr nun in Bausch und Bogen ‚Strebertum' als etwas unumstößlich Verächtliches und unterscheidet nicht, daß vieles, was so oberflächlich als Strebertum eingeschätzt wird, nur der Ausdruck persönlicher Tüchtigkeit ist. Und vor allem, mein Sohn — man muß die Gründe kennen, ehe man ein so hartes, abschließendes Urteil fällt."

Ich richtete mich beschämt aus der Tiefe meines Lehnstuhls empor: „Aber es ist doch ganz bekannt, daß Onkel Dietrich wirklich ein Streber ist. Alle sagen es —" suchte ich mich etwas kleinlaut zu verteidigen.

„Alle sagen es," wiederholte der alte Herr mit einer, bei seiner steten Milde ganz außerordentlich befremdlichen Bitterkeit. „Das ist mir die rechte Begründung für eine Behauptung, deren unfehlbare Richtigkeit man doch nie beweisen kann."

Nach diesen Worten nahm er mir gegenüber Platz und fuhr fort: „Ich will dir mal eine alte Geschichte aus meiner Schuljungenzeit erzählen, mein Sohn. Mein Vater war, wie du ja weißt, Bürgermeister in unsrem Städtchen, und ich, sein Einziger, machte ihm, als ich in der Quarta hockte, nicht gerade übermäßig viel Ehre und Freude. Sobald irgendein Unfug in unserer Klasse ausgeheckt und ausgeführt wurde, so war ich fast allemal der Anstifter. Die andern Jungens folgten mir blindlings, und wir verbüßten dann gemeinschaftlich mit dem Anstand und Mut eines Scävola unsre wohlverdiente Strafe, wenn es mir nicht gelungen war, uns herauszureißen. Ja, ja, ich war ein verzweifelter Strick damals. Der Schwächste und Zarteste unter uns war ein blondes, im Wachstum zurückgebliebenes Bürschchen aus der Altstadt drüben — Gabriel Deekens hieß er. Man nannte ihn in unsrer Klasse aber fast nie anders als den ‚Streber' Diesen Spottnamen hatte ich ihm angehängt. Daß er es darauf ansetzte, immer der Fleißigste zu sein, daß er sich die meist erfolglose Mühe gab, alle anderen an Fortschritten zu überflügeln, jedenfalls es an Aufmerksamkeit niemals fehlen zu lassen, das merkten wir sofort am ersten Tage, als er bei uns eingetreten war. Doch seine geistige Begabung hielt mit seinem eisernen Fleiß keineswegs Schritt; bei schwierigen Aufgaben schnitt er immer mit genauer Not so ab, daß es keine gar zu schlechte Nummer gab. Das schien ihn aber nur noch mehr anzuspornen, uns anderen, besonders mir, der ich ein fauler Schlingel war, aber spielend leicht ergriff und lernte, nachzukommen. Es bereitete mir stets eine grausame Freude, den Kleinen zu übertrumpfen, es ihn dann so recht fühlen zu lassen, wie sauer er sich's werden ließ und wie er doch nicht das zu erreichen vermochte, was er so brennend anstrebte. Er schwieg zu allen Stichleien und Hänseleien, er wußte, daß jede Klage beim Klassenlehrer ihm die offene Feindschaft seiner sogenannten Kameraden zugezogen hätte. So ließen wir ihn denn ungestraft unsren Hohn und unsre Macht empfinden, wenn wir wahrnahmen, wie er sich über einer Klassenausarbeitung quälte, wie er seine Siebensachen in peinlichster Ordnung hielt. Er war ärmlich gekleidet, aber nie war ein Flecken oder ein Riß auf seinem Anzug, was von uns ebenfalls als eine Art von Strebertum bei ihm aufgefaßt wurde." Großoheim schwieg ein paar Augenblicke lang nachsinnend und fuhr dann fort: „Ein Märztag war es wie heute, aber damals hatte sich das Eis in der Bucht noch nicht gerührt, und die Floßbrücke lag noch fest eingekeilt zwischen den weißen Massen. Wir kamen übermütig und laut, wie immer, aus der Schule, bewarfen einander mit Schneebällen und schlossen dann auf dem freien Platz vor dem Schulgebäude einen Ring um Gabriel Deekens, der als letzter die Klasse verlassen und schleunigst versucht hatte, um die Hausecke zu biegen und den Weg zur Altstadt zu gewinnen. Doch wir waren flinker als er und machten ihn zu unsrem Gefangenen. Er blickte uns verängstigt an, als wir einen Indianertanz um ihn vollführten und, immer toller herumwirbelnd, aus voller Kehle sangen:

Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gib sie wieder her

Es war scheußlich — es war roh von uns, aber es machte uns eine große Freude, den Wehrlosen zu verhöhnen.

‚Ach, laßt die Suse laufen', rief unser Primus, ‚wollen wir heut' über die Bucht auf Schlittschuhen? Wer weiß, ob das Eis noch vorhält bis nächsten Mittwoch?!'

Mittwoch hatten wir einen freien Nachmittag.

‚Wer hält mit?' hieß es nun. ‚Um Drei bei der alten Mühle am Wasser. Streberlein, nicht wahr, du läufst mit und uns allen den Rang ab!'

Daß Gabriel sich, trotz seiner Zartheit, besser als mancher von uns auf Schlittschuhen zu tummeln verstand, wußten wir, aber, daß er mit uns zusammen den Lauf über die Meeresbucht bis zur Spitze einer bewaldeten Halbinsel, deren bläuliche Silhouette man von den Molen aus erblickte, wagen würde, das erwartete niemand von uns. Wir waren seine Feinde, seine unermüdlichen Peiniger, genug, daß er es leiden mußte, mit uns die Schulstunden zu verbringen. Gewöhnlich mied er uns zu anderer Zeit, so sehr er nur konnte. Unser Erstaunen war daher grenzenlos, als er hervorstieß — man sah deutlich, es kostete ihn einen Entschluß: ‚Ich komme mit euch!'

‚Du?' schrien wir höhnend und lachend durcheinander. Und einer von uns überschrie den Chor: ‚Wenn das Streberlein mittut, dann wollen wir einen Wettlauf übers Eis anfangen. Wer von uns ist am ehesten wieder an der Mühle und pflanzt dort ein Tannenreis von der Insel in den Schnee?!'

‚Versteht sich, das Streberlein,' rief ich lachend.

‚Das Streberlein! Das Streberlein,' fielen die andern johlend ein.

Da erlebten wir eine zweite Überraschung: Gabriel zog nicht, wie es sonst zu geschehen pflegte, den Kopf zwischen seine Schultern, als ob er sich vor unsichtbaren Hieben schützen wolle, sondern er erwiderte, während in seinem kleinen, blassen Gesicht eine jähe Röte aufschoß: ‚Das werden wir ja sehen!' Dann wandte er sich und lief, während wir uns von unserer Verblüffung erholten, in seinem dünnen Winterjäckchen, das Ränzel auf dem Rücken wie eine für seinen schwachen, mageren Körper viel zu schwere Last mit sich schleppend, der Brücke zu.

Nach zwei Stunden waren wir pünktlich auf unsrem Treffplatz zur Stelle. Die Bucht war mit spiegelblankem Eis bedeckt. Wir schnallten unsre Stahlschuhe an und stiegen vom Lande auf das brüchige Ufereis hinab.

Unten stand der alte Müller, die Tabakspfeife schief im Munde. Wir kannten ihn gut, denn die alte Mühle am Wasser war ein von uns bevorzugter Versammlungsort, wenn wir ‚Räuber und Wanderer' spielten oder eine gemeinschaftliche Partie unternahmen.

‚Guten Tag', erwiderte der Alte von der Mühle unsren kordialen Gruß, ‚na, wohin geht die Reise?'

‚Zur Mäuseschnauze!' So nannten wir nämlich die Spitze der Halbinsel.

‚Na — dann seht euch man vor. Nehmt linksherum einen Bogen — um die Molen herum. Hier geradeaus ist das Eis nicht mehr geheuer.'

Wir schossen mit Geschrei und mit Gelächter wie die Möwen dahin.

Der Älteste und Vernünftigste von uns kommandierte:

‚Links rum — zu den Molen!'

Gehorsam schwenkten wir ab. Der Tauwind hatte sein Werk bereits gefördert; nicht überall ging es weiter draußen glatt vorwärts. Unsre Eisen schnitten tief in das weiche Eis, und als wir endlich ein wenig erschöpft bei der ‚Mäuseschnauze' anlangten, stand die Sonne bereits wie eine rote Kugel, ohne Strahlenkranz, tief über dem Meere. Doch wir sorgten uns der vorgeschrittenen Zeit wegen nicht. Wir setzten uns auf die Baumstüpfe, welche

am Ufer aus dem Tauschnee emporragten. Hier und da lugte auch schon grünes Preißelbeerkraut hervor. Wir dachten allesamt nicht daran, daß zu Hause unser noch Schulaufgaben harrten, und ließen uns das mitgebrachte Vesperbrot gut schmecken.

Gabriel Deekens saß abseits von uns. Er hatte nichts zu seiner leiblichen Stärkung mit. Sein kleines, kränklich-blasses Gesicht war tiefernst, und er schaute immer geradeaus — in die sinkende Sonne Wir stießen uns gegenseitig an, blickten nach ihm hin und machten uns Zeichen mit Augen und Händen. Aber merkwürdigerweise war uns mit einem Mal die Lust zum Spotten und Necken abhanden gekommen. Mich wunderte das, und ich dachte voller Unmut: ‚Wenn das Bleichgesicht, die Tränenweide, mit dabei ist, dasitzt und wie nicht recht gescheit auf die See hinausstarrt, so wird einem ja aller Spaß verdorben!'

Ein starkes Rauschen strich durch die Ufertannen — eine Mahnung zum Aufbruch schien uns das zu sein; wir mußten uns mit dem Heimlauf beeilen, wenn wir nicht jäh vom Abenddunkel überrascht werden wollten. Am Schluß des Rennens würde ja ein jeder von uns seine Kräfte gewaltig anspannen müssen, im Wunsch, als Erster bei der alten Mühle zu landen.

‚Los!' ertönte abermals unsres Primus' helle Kommandostimme.

Wir schwärmten auf das Eis hinaus.

‚Wo ist Gabriel?' hieß es plötzlich.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber niemand sagte nun der ‚Streber' Der kleine, bescheidene Bursche hatte auf dem ganzen Hinwege nicht mit einem Laut gemuckt. Neben uns hergelaufen war er zum Schluß doch mit keuchender Brust. Er war mehr Kunst- als Dauerläufer — und mir hatte es vorher geschienen, als habe er seine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um überhaupt vorwärts zu kommen. Gabriel fehlte unter uns!

‚Eben war er noch neben mir, er hat das Ufer mit uns zusammen verlassen', rief ich.

‚Gabriel!' tönte unser Rufen über das vom letzten Abendschein purpurrote Eis. Keine Antwort. Aber gleich darauf entdeckten wir eine kleine schmale Gestalt den gefährlichen Weg über das Eis, vor dem der Müller uns gewarnt hatte, einschlagen. Aber dieser Weg bot mehr Aussicht, im Wettlauf Sieger zu werden.

‚Aha, da läuft er ja, der Streber,' rief nun doch jemand von uns und schwenkte sein Tannenreis wie eine Fahne in der Faust.

‚Das leichte Federlein, das trägt das Eis schon noch,' schrie ein anderer. ‚Selbstverständlich will er der Erste sein, deshalb läuft er nicht auf die Molen zu.'

Es dunkelte rasch. Der Wind war aufgesprungen und warf sich, die Schnelligkeit unseres Laufes hemmend, uns entgegen. Die Lichter der Stadt blitzten als Wegweiser vor uns auf — wir waren jetzt nur darauf bedacht, so rasch wie möglich das Ufer zu erreichen. Bei den Molen stiegen wir erschöpft an Land, schnallten unsre Schlittschuhe ab und eilten mit schlechtem Gewissen nach Hause, denn mancher unter uns fürchtete mit Recht, von seinen Eltern wegen zu langen Ausbleibens gescholten zu werden. Wir hatten keinem Erwachsenen, außer dem alten Müller, von unsrem Wettlauf etwas gesagt; wahrscheinlich hätte man uns des unsicheren Eises wegen gar nicht gestattet, uns so weit auf die Bucht hinauszuwagen.

Ich schlich mich, nachdem mein Vater die Schale seines Unmuts über

meinem Haupt geleert hatte, bedrückt auf meine Stube, aber nicht der Unwille meiner Eltern betrübte mich so sehr — ich war mir dessen wohl bewußt, daß ich ihn verdiente —, nein es war etwas Anderes, was wie eine entsetzliche Last auf mir ruhte: der Gedanke an Gabriel Deekens verfolgte mich und raubte mir den Schlaf.

‚Ob nun wohl sein Tannenreis am Ufer bei der alten Mühle im Schnee steckt?' fragte ich mich immer wieder — und wenn nicht, dann . . Weiter vermochte ich mir nichts auszumalen -- eine gräßliche, lähmende Angst warf sich über mich. Die abenddunkle Fläche der Bucht tauchte vor meinem inneren Auge auf — ich sah ganz deutlich das kleine, schwache Kerlchen auf dem weichen Eise, wo man so langsam vorwärts kam, gegen den starken Wind arbeiten. Er wollte uns zeigen, daß er doch mehr leisten konnte als wir, er wollte uns wenigstens hier den Rang ablaufen.

Am nächsten Morgen, als ich wie ein armer Sünder, ganz elend und übernächtig in die Klasse kam, galt mein erster Blick Gabriels Platz. Sonst lag sein abgeschabtes Ränzlein schon immer auf der Bank. Heute fehlte es. Ich konnte kein Wort der Vermutung hervorbringen — ähnlich wie mir erging es den meisten von uns, wir blickten einander an, ahnend, wissend, gepeinigt, entsetzt — aber wir schwiegen.

Die erste Stunde begann. Der Lehrer strich mit seinen Blicken durch die Brillengläser über unsre Häupter dahin. Mir war es, als stünde er auf dem Katheder wie ein Richter — nun würden wir uns gleich verantworten müssen

‚Kain, wo ist dein Bruder?' klang es mir unaufhörlich im Ohr — ich hätte mich nicht gewundert, wenn der gute, kurzsichtige Doktor Wenzel diese Frage drohend an mich gerichtet hätte. Wir neigten uns in unsrem Schuldbewußtsein alle tiefer als sonst über unsre aufgeschlagenen Bücher, wir fühlten, daß die nächste Minute etwas bringen würde — etwas Furchtbares

Da erscholl ein zaghaftes Pochen an der Tür.

‚Gott sei gelobt,' dachte ich, ‚Gabriel!' Aber das Pochen wurde stärker wiederholt, und ohne das Herein Doktor Wenzels, der die Störung das erstemal überhört hatte, abzuwarten, öffnete sich die Tür, und eine schwarzgekleidete blasse Frau trat ein. Hinter ihr erblickten wir den bestürzt dreinschauenden Schuldiener.

‚Ist — ist mein Sohn Gabriel hier?' stammelte die Frau.

Der Lehrer verließ eilig seinen erhöhten Platz. ‚Frau Deekens, was ist denn vorgefallen? Richtig, Gabriel fehlt ja heute.' Er führte die Wankende zu der ersten Bank, mit einer Handbewegung den Primus von seinem Sitz weisend.

Gabriels Mutter war dem Umsinken nahe. ‚Er ist fort, mein lieber, guter Junge,' schluchzte sie, ‚seit gestern nachmittag fort.'

Ich weiß nicht, wer es zuerst gemurmelt hatte von uns — aber die Worte ‚Ertrunken', ‚Auf der Bucht eingebrochen' schwirrten plötzlich wie aufgescheuchte, grausige Trauervögel durch das Klassenzimmer. Dann entstand ein Todesschweigen — wir starrten einander wie entgeistert an

‚Ertrunken! Barmherziger Gott! Mein Kind, mein armes, liebes Kind!' schrie die Mutter auf. Dann brach sie bewußtlos zusammen. Der Lehrer und der Schuldiener bemühten sich um sie. Wir aber verloren vor Schreck und Entsetzen alle Disziplin. Wir rannten durcheinander, schrien, ein paar von uns schluchzten laut

Und dann kam alles zutage, zur Sprache. Wir konnten ja nichts dafür. Der Lehrer sprach ernst und liebevoll mit uns. Seine Stimme zitterte. Er schalt uns nicht, er ermahnte uns bloß: jeden unter uns hätte ja ein gleiches Los treffen können. Es war ein Gottversuchen gewesen. Gabriel hatte nicht ungewarnt den gefährlichen Weg genommen, wo man während des strengen Winters Eis geschlagen. Das Eis war dort ja so dünn jetzt — nicht einmal den kleinen, leichten Knabenkörper hat es tragen können. Zu Hause warf ich mich an die Brust meiner Mutter und sagte ihr alles. Sagte ihr, wie wir in der Klasse Gabriel das Leben verbittert hatten. Ich klagte mich an, ich war verzweifelt, ich war Kain.

Dann kam mein Vater und nahm mich mit auf seine Stube. Was er mir in jener Stunde gesagt, wurde mir noch oft später zur Richtschnur in meinem Handeln. Ich erfuhr damals auch, warum Gabriel so ängstlich bestrebt gewesen war, gute Arbeiten in der Schule zu liefern, sich überhaupt dort nichts zuschulden kommen zu lassen. Er war Freischüler. Sein Vater, ein kleiner, ganz unbemittelter Beamter, war schon seit Jahren tot — seine Mutter nähte für Geld. Zwei kleine Schwestern waren da. Die arme, abgearbeitete Frau hatte so sehnlich gewünscht, daß ihr Gabriel mal studieren könne. Der Magistrat aber gab nur tadellosen Schülern freie Schule und nachher auch noch Stipendien zum Studium. Vielleicht wäre Gabriel glücklicher gewesen, wenn er zu einem Handwerker in die Lehre gekommen wäre, anstatt eine höhere Schule zu besuchen. Ihm war das Lernen so schwer gefallen; aber seiner Mutter zuliebe hatte er auch alle Demütigungen ertragen, nur der Mutter hatte er dazwischen geklagt, wie schwer wir ihm das Leben gemacht — das habe ich nachher erfahren, und das hat lange, lange als Stachel in meiner Seele gesessen.

Nun lag Gabriels ‚Strebertum' klar vor mir. Ich trug schwer an dieser Erkenntnis und an meiner Reue und an dem Bewußtsein, mit schuld an dem Tode meines armen, kleinen Kameraden zu sein. Ein Jahr nach dem Unglücksfall starb Gabriels Mutter aus Gram über den Verlust ihres Sohnes — für die beiden verwaisten kleinen Mädchen sorgte nun die Stadt. Ernestinchen nahmen meine Eltern als Pflegekind zu uns — sieh dich mal um, mein Junge; schau, da sitzt sie und hört die alte Geschichte mit an, die nun, wo zwei Menschenalter seitdem verstrichen sind, ihren Stachel für uns beide längst verloren hat. Ich habe — Gott sei dafür gelobt — sühnen dürfen, immer wieder sühnen, und das werde ich noch bis zu meinem letzten Atemzug, sühnen, was ich in knabenhaftem Unverstand mitverbrochen, sühnen durch Hilfe, die ich meinen Mitmenschen gebe, soviel ich nur vermag."

Großtantchen saß in ihrer Sofaecke mit im Schoß verschlungenen Händen. Die Stricknadeln ruhten ein Weilchen, mit verklärten Blicken schaute sie ihren Gatten an. „Ja, mein Alter, schon manchen schönen, unvergänglichen Kranz hast du auf Gabriels Grab gelegt," sprach sie, und in ihren Augen erglänzten Tränen. „Das Grab ist ja wohl niemals geschaufelt worden", wandte sie sich dann zu mir. „Draußen in der Bucht liegt mein kleiner Bruder auf dem Grunde der See. Aber jede menschlich edle Tat, im Andenken an einen Verstorbenen vollbracht, ist doch der schönste Grabschmuck, durch den man einen Toten ehrt."

Ich beugte mich stumm und tiefbewegt über Großtantchens fleißige Hände. Noch einmal so lieb hatte ich das alte Paar an diesem Abend. Im Umgang mit ihnen konnte ich wohl mehr Lebenserfahrung und Lebensweis-

heit sammeln hier im stillen Pfarrhause, wo sie zum Wohl ihrer Nächsten bis in ihr hohes Alter hinein unermüdlich und freudig wirkten, als draußen in der brausenden, hastenden Welt.

Beim Gutenachtsagen an dem Abend legte mir Tantchen ihre Rechte leicht auf die Schulter: „Und daß du mir den Onkel Dietrich nicht mehr ‚Streber' schiltst! Fernerstehende wissen es ja nicht und sollen es nach Dietrichs Wunsch auch nie erfahren, aber dir sage ich's heute: er strebt und arbeitet, nicht um vorwärts zu kommen, vor der Welt etwas zu gelten und immer mehr zu erwerben, sondern um alle Schulden — und es sind ihrer sehr viele —, die sein Vater bei einem Bankerott hinterlassen hat, zu tilgen. Er zahlt den Leuten bei Heller und Pfennig das, was sie verloren haben, zurück und die Welt nennt ihn einen — ‚Streber'"

Monismus und Unglaube.*)

Von Prof. Dr. Alexander v. Brandt (Jurjew).

Unter den großen Geistesbewegungen der Gegenwart machen wohl zwei sich besonders bemerklich, zwei Bewegungen, welche — trotz ihrer scheinbaren Verschiedenheit — dennoch einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sein dürften: dem Durst nach Erkenntnis auf religiösem Gebiete. Ich meine als erstes die von einzelnen kampfbereiten Theologen angebahnte zeitgenössische Reform christlicher Dogmatik und als zweites die Monistenbewegung. Während die Reformbewegung den Kern der reinen Gotteslehre bloß von einigen angewachsenen Schlacken zu befreien trachtet, schüttet der moderne Monismus das Kind mit dem Bade aus. Selbst durch öffentliche Volksversammlungen und Straßenumzüge unternehmen es die Monisten, wie weiland die Führer der französischen Revolution, die Gottheit zu entthronen.

Das Wort Monismus, Einheitslehre, findet sich, wenn auch in ganz anderem Sinne, schon bei Philosophen des XVII. Jahrhunderts. Ernst Haeckel, der geniale Forscher, der Apostel Darwin's, dessen Entwicklungsgedanken er zur Richtschnur der modernen Biologie erhob, war es, der die Bezeichnung Monismus auf die Einheit alles Seins anwandte. Die Idee an sich ist durchaus nicht neu, wurde von ihm nur weiter ausgeführt, gleichsam in neue Schläuche gegossen und darauf den weitesten Kreisen als feuriger Wein vorgesetzt. Wenn sich Unzählige an diesem Wein berauschen,

*) Ein Vortrag, gehalten im Handwerkerverein zu Jurjew am 7. (20.) März 1914. Die darin entwickelten Ideen schließen sich eng, zum Teil als wörtlicher Auszug, an die vom Verfasser in einer populär-philosophischen Schrift niedergelegten Gedanken („Vom Materialismus zum Spiritismus". Gemeinverständliche monistische Betrachtungen über Seele, Welt und Gott. Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verl. 1908.).

so ist dies nicht allein das Werk des großen Jenaischen Forschers und Naturphilosophen und seiner populären Schriften, sowie des aus ihnen erwachsenen Monistenbundes, sondern ganz besonders auch das eines andern berühmten Gelehrten, W. Ostwald's. Dieser große Sohn des Baltenlandes dürfte schon als Begründer der Physikochemie — dieser Grenzwissenschaft von unendlicher Bedeutung — dem Gedanken von der Einheit des Naturgeschehens besonders nahe gestanden haben. Ostwald übernahm auch an Stelle des körperlich gebrochenen alten Haeckel die Führerschaft im Monistenbunde. Er ist es auch, der neuerdings die rote Fahne des atheistischen Monismus — selbst inmitten der unreifen, kritiklosen Volksmasse — aufgehißt hat.

„Wahrheit kann immer nur gesucht, kann nie besessen werden" Es ist zwar ein Theolog, Karl Jatho, der diesen Ausspruch tut. Wer aber könnte eher als die Naturforscher, deren Wissenschaft sich in unaufhörlichem Fluß befindet, stets mit Pilatus ausrufen: „Was ist Wahrheit?" oder mit Goethe's Faust: „Ich seh' nur, daß wir nichts wissen können," denn so groß und für den einzelnen unumfaßbar das gegenwärtige menschliche Wissen auch sein mag, es streckt machtlos die Waffen gegenüber dem für einen Denker wichtigsten Welträtsel vom Urquell alles Seins.

Haben etwa die modernen Monisten den Schlüssel zu diesem Mysterium gefunden?

Forschen ist ihre Pflicht, wie die jeden Forschers, Verfechten ihrer Ansichten in Wort und Schrift ihr Recht. Doch kommt es auf das Wo und Wie dabei an. „Laßt einen jeden nach seiner Façon selig werden!" sagte schon der große Preußenkönig. Vor allen Dingen aber nehme man einem Blinden nicht seinen Stab, zumal sich in dunklen Gebieten auch ein Sehender nicht zurecht findet. Man entzieht dem Hungernden sein geistiges Brot und zeigt ihm unter marktschreierischer Reklame einen effektvoll ausstaffierten Kuchen, ohne selbst zu wissen, ob dieser auch wirklich ausgebacken und genießbar ist. Religiöse Zuversicht ist ein zu köstliches, in Trauer und Nöten stützendes und tröstendes Gut, um gewaltsam den Gläubigen entzogen zu werden. Und welcher reale Nutzen für den einzelnen und die kritik- und haltlose Menge erwüchse etwa daraus?

Ich gedenke hier eine Reihe von Erwägungen vorzuführen, welche dahin zielen, der an sich großartigen Einheitslehre allen Daseins den materialistischen Boden zu entziehen. Es gilt also zu zeigen, daß Monismus nicht mit Materialismus und Unglaube zusammenfällt, daß es vielmehr auch einen deistischen oder spiritualistischen Monismus gibt, zu dem auch ich mich bekenne.

Die Dinge an sich, also ihrem Wesen nach, sind uns verborgen. Die gesamte Welt der Erscheinungen — so offenbart uns Kant — erkennen und erschließen wir nur indirekt aus jenen Veränderungen, welche sie durch Vermittelung der Sinnesorgane auf unser geistiges Ich ausübt. Diese Veränderungen bieten mithin den einzigen Maßstab zur Beurteilung alles außer uns

Befindlichen, und um so mehr alles in uns selbst Vorgehenden. Es handelt sich mithin zunächst darum, diesen Maßstab als solchen festzustellen.

Haeckel bespöttelt als „Klaviertheorie" die Vorstelluug, es sei die Seele ein Wesen, welches e n interessantes Stück auf dem Instrument des sterblichen Leibes zum besten gibt, um sich alsdann in die andere Welt zu entfernen. Den Spott über diese recht landläufige Vorstellung zur Seite geschoben, können wir nicht umhin anzuerkennen, daß eine jegliche Verkörperung der Seele, mag ihr Leib auch noch so subtil, gasförmig oder ätherisch gedacht werden, eine materialistische Vorstellung ist.

Jedes Ding, ob materieller, dynamischer oder abstrakter Natur, wird schlechterdings durch die Summe seiner Eigenschaften bestimmt. Es liegt uns also ob, zunächst gewisse Merkmale der Seele — oder Psyche, wie man sich gern weniger bindend ausdrückt — eine kurze Revue passieren zu lassen.

Längst verschollen sind die Zeiten, als einer der hervorragendsten Weltweisen — Descartes — seine Hunde peitschen konnte, um sich an der Vollkommenheit zu weiden, mit welcher diese „seelenlosen tierischen Automaten" menschliche Leiden vortäuschen. Heutzutage dürfte wohl jeder einsichtsvolle, halbwegs Gebildete unbedingt zugeben, daß dem animalischen Wesen, genannt Mensch, bloß die höchste Stufe des Bewußtseins und eine nach erhabenen Zielen strebende Vernunft zukommt, daß jedoch die verschiedensten Abstufungen seelischen Lebens sich im gesamten Tierreiche äußern.

Neben Empfindung, Bewußtsein, Überlegung, Wille hat man gelernt dem Tiere selbst soziale Tugenden zuzusprechen, wie Nächstenliebe, Freundschaft, Treue, Selbstaufopferung, Pflichtgefühl, Gewissen, ebenso auch manche negative, lasterhafte menschliche Seeleneigenschaften. Von Stufe zu Stufe ganz allmählich herabsteigend, staunen wir z. B. darüber, mit welcher Überlegung ein Infusor sein Opfer mit Umgehung aller Hindernisse verfolgt, um es schließlich in eine Sackgasse zu treiben und sich der wehrlosen Beute zu bemächtigen.

Eine einzige Zelle darstellend, besitzen die Infusorien immerhin einen verhältnismäßig zusammengesetzten Bau, indem sie eine Reihe von Elementarorganen aufweisen. Wir wenden uns daher den allerniedersten Lebewesen zu, wie etwa einer Amöbe. Hier äußert sich die Psyche zunächst in tastenden Bewegungen, bei welchen die Amöbe Fortsätze aussendet. Mit diesen ergreift sie auch die Nahrung. Durch mechanische, physikalische, chemische Eingriffe gereizt, zeigt sich die Amöbe mit Empfindung begabt, indem sie, als Antwort auf den Reiz, je nach dessen Grad, sich entweder rascher bewegt oder sich mit einem Ruck zeitweilig zusammenzieht. Zu den Ursachen der Lebensäußerungen dürfte sich ein innerer Trieb gesellen, ein psychisches Etwas, welches sich allerdings wohl schwerlich bis zu einem Bewußtsein steigert.

Das soeben über die Tierseele Angedeutete diene als Einleitung zur kurzen Übersicht jener Haupteigenschaften der menschlichen Seele, welche für die

Begründung der spiritualistisch-monistischen Weltanschauung grundlegend sein dürften.

Ähnlich wie bei den Abstufungen des Tierreichs, sind auch innerhalb der Menschheit Seelengrade zu unterscheiden. Sie schwanken im Großen und Ganzen zwischen der höchsten Genialität und vollem Idiotismus. Wie verschieden können Charakter, spezielle Begabungen, momentane Stimmung sein; wie verschieden ist die psychische Person im wachen und träumenden Zustande, im Vollbesitz geistiger Kräfte und im Wahnsinn, nüchtern und im Rausch, — verschieden bis zum völligen Austausch der Persönlichkeit!

Ärmlich und elementar sind die Seelenäußerungen des Neugeborenen. Seine Seele stellt — um mit Plato zu reden — eine sauber geschabte Wachstafel dar. Der Stift, mit dem darauf geschrieben wird, sind die Empfindungen. Diese aber — wie spätere Philosophen und besonders Physiologen dartun — wollen selbst erst im Empfangen äußerer Eindrücke geübt sein. Zur Erzeugung von Vorstellungen aber, die allerursprünglichsten und dämmerhaftesten nicht ausgenommen, ist eine Summe von Empfindungen vonnöten. Gleichzeitig mit den Sinnesorganen üben sich auch die Nervenzentren und — so möchten wir annehmen — auch ein gewisses Etwas, welches das persönliche geistige Wesen des Individuums ausmacht. Übung an sich gibt dem Kinde keine Beine, sagt Lewes, sondern leitet sie lediglich zur Tätigkeit an: es muß mithin etwas Zuübendes im Gehirn des Neugeborenen vorhanden sein.

Daß die Seele dem Kinde nicht etwa im Moment seiner Geburt angeweht wird, ist eine Wahrheit, welche heuzutage wohl kaum jemand anzuzweifeln wagt. Sie folgt schon daraus, daß das Kind noch vor der normalen Frist das Licht der Welt erblicken kann und bei zahlreichen Tieren die Jungen stets im unfertigen Zustande, als Larven, d. h. frei bewegliche Embryonen, geboren werden. Es folgt diese Wahrheit ferner daraus, daß die Frucht bereits in den Tiefen des Mutterleibes auf starke Erschütterung, Geräusche, Temperaturschwankungen durch Bewegungen reagiert. Man zerbrach sich daher in früheren Jahrhunderten den Kopf darüber, in welchem Moment wohl die Besiedelung des Embryo mit der Seele vor sich ginge. Diese ehemals vom philosophischen sowohl, als auch vom gerichtlich-medizinischen Standpunkte aus für äußerst wichtig gehaltene Frage ist gegenwärtig als müßig anerkannt. Der gesuchte Moment existiert überhaupt nicht; vielmehr sind psychische Prozesse in ihrer einfachsten, elementarsten Form dem Embryo auf allen Entwicklungsstufen, die ursprünglichste, die der Eizelle, nicht ausgenommen, beizumessen.

Paradox mag diese Behauptung wohl auf den ersten Blick erscheinen. Nichtsdestoweniger läßt sie sich leicht begründen. In Bau und Verrichtung zeigt nämlich die Eizelle eine frappante Übereinstimmung mit einen selbständigen einzelligen tierischen Wesen, namentlich mit einer Amöbe. So sehen wir auch die Eizelle sich ernähren und wachsen, sich durch Teilung fortpflanzen, sich bewegen und empfinden. Letzteres folgert aus ihrer Reizbarkeit, d. h. aus ihrer Fähig-

keit, auf verschiedenartige Reize durch einzelne Bewegungserscheinungen oder Massenzusammenziehung zu reagieren. Haben wir uns erst einmal dazu entschlossen, selbst den niedersten einzelligen Wesen eine elementare Psyche zuzuschreiben, so sind wir befugt, es auch für die Eizelle zu tun.

Der Entwicklung des Individuums steht die Entwicklung des Stammes, der Art zur Seite. Gleich jedem andern kompliziert gebauten Organismus hat auch der Mensch eine lange genealogische Geschichte hinter sich. Seit den neueren Funden vorweltlicher affenmenschlicher Skelette sind die letzten etwaigen Zweifel an der Zugehörigkeit des Herrn der Schöpfung zum gemeinsamen Stammbaum des Tierreichs beseitigt. Von den ursprünglichsten, einer Amöbe und gleichzeitig auch einer Eizelle ähnlichen Organismen an erlitten unsere Vorfahren während unabsehbar langer Zeitperioden eine kolossale Reihe körperlicher und geistiger Komplikationen. Es wuchs auch die Seele während all dieser Zeiträume, und wird im Menschen wohl zu wachsen fortfahren bis zum Erlöschen des organischen Lebens auf unserem Planeten.

Der wesentlichste und fundamentalste Prozeß der Embryonalentwicklung besteht in einer raschen Vermehrung der Eizelle. Ihre unzähligen Nachkommen bilden jenes Zellmaterial, aus welchem sich alle Gewebe und Organe, zunächst des Embryo und später auch des erwachsenen Individuums aufbauen. Von der Zahl dieser Zellen behalten verhältnismäßig nur wenige vollständig die Merkmale und Eigenschaften der Urahnen bei. Es sind dies namentlich die Eizellen des weiblichen Eierstockes. Andere, so die farblosen Blutkörperchen, entfernen sich nur sehr wenig nach Gestalt und Verrichtung von der Eizelle und ihren nächsten Nachkommen. Beiweitem die Mehrzahl finden wir jedoch mehr oder weniger baulich und stofflich verändert, der Verrichtung der von ihnen gebildeten Gewebe und Organe angepaßt. Nichtsdestoweniger — so sind wir berechtigt anzunehmen — dürfte auf sie, gleichzeitig mit den übrigen Grundeigenschaften ihrer Urahnin, der Eizelle, auch deren psychischer Anteil übertragen sein. Noch mehr: auf eine Kategorie der Zellen, auf die des Nervensystems, kommt eine verstärkte Übertragung der Psyche.

Und wohin zielen nun diese Betrachtungen? Auf die Anerkennung der Teilbarkeit als Grundeigenschaft der Seele. Eine so wichtige Eigenschaft verlangt weitere Erläuterungen.

Durch Beobachtungen und Versuche ist es hinlänglich bewiesen, daß aus einer Eizelle sich statt eines Individuums auch zwei und sogar mehrere, ja viele entwickeln können. Die menschlichen Zwillinge z. B. sind häufig ähnlichen Ursprungs, erweisen sich alsdann bei der Geburt in eine gemeinsame Hülle eingeschlossen, gehören dem gleichen Geschlechte an und sehen einander höchst ähnlich.

Für einzellige Wesen ist Teilung die übliche Fortpflanzungsweise. Hier ein Beispiel. Der Körper eines Infusors beginnt sich in der Mitte einzuschnüren; die verengte Stelle wird immer dünner und dünner, bis schließlich die nunmehr fadenförmige Verbindungsbrücke der Hälften reißt und beide

„Tochterindividuen" von dannen schwimmen, jedes seinen eigenen Weg. Wie etwa hätten wir uns das Verhalten der psychischen Vorgänge bei solch einem Teilungsakte zu denken?

Weismann, einer der hervorragendsten Naturphilosophen der Gegenwart, stellt sich die Sache folgendermaßen vor. Die über den Gesamtkörper des Muttertiers verbreitete Psyche halbiert sich naturgemäß gleichzeitig mit der Teilung des Körpers, wird eine zweifache. Wäre ein Infusor imstande nach Menschenart zu überlegen, so dürfte eine jede der beiden Töchter im Moment der Abschnürung sich für den ganzen mütterlichen Organismus halten und der Meinung sein, sie schnüre von sich einen Tochterorganismus ab.

Übrigens ist Vermehrung durch Teilung keineswegs ausschließlich nur einzelligen Wesen eigen. Sie kommt vielmehr auch zu vielzelligen, verhältnismäßig hoch organisierten Tieren als eine neben der geschlechtlichen bestehende Art der Fortpflanzung vor, so besonders bei den Korallentieren und einigen Würmern. Auch hier wäre also eine Halbierung der Psyche anzunehmen.

Durch Vermittlung unserer Augen erhalten wir gleichzeitig eine Masse von Eindrücken. Mit vollem Bewußtsein sehen wir davon allerdings nur das Wenige, worauf sich unsere Aufmerksamkeit zurzeit konzentriert; alles Übrige hingegen dringt in unser Bewußtsein entweder sehr schwach oder auch gar nicht. Was aber im gegebenen Moment nicht zum Bewußtsein dringt, hinterläßt immerhin eine unbewußte Spur. Daher können irgend einmal später, bei dieser oder jener Veranlassung, solche wie im Schatten, unbeachtet gesehene Bilder in aller Fülle der Formen und Farben deutlich in unser Bewußtsein treten.

Das Ticken einer Uhr, das Straßengerassel, das Rauschen eines Wasserfalles ziehen unsere Psyche unvermeidlich in Mitleidenschaft; doch geht unsere Aufmerksamkeit an ihnen vorüber, wenn sie etwa von einer interessanten Unterhaltung gefesselt wird. Ganz Gehör, lassen wir gar zu leicht einen vor uns getretenen Menschen unbeachtet, oder, umgekehrt, von einem Schauspiele hingerissen, überhören wir eine uns anrufende Stimme: wir hören sie zwar tatsächlich, nehmen sie jedoch bloß wie im Nebel wahr. Es kommt wohl auch vor, daß wir darauf durch eine Antwort reagieren — unsere Antwort aber nur eine halbbewußte oder maschinelle ist.

Wer hätte sich nicht beim Vorlesen dabei ertappt, daß seine Gedanken in eine ganz andere Sphäre entflohen sind, gelegentlich sogar ohne merkliche Beeinträchtigung des ausdrucksvollen Lesens?

Ein analoges Beispiel von Seelenspaltung bietet ein Frauenzimmer, welches während des Lesens nach allen Regeln der Kunst einen Strumpf strickt, oder ein übermüdeter Soldat, welcher während des Marsches schläft. Vergebens aber würde man in solchen Erscheinungen irgend etwas Apartes,

eine besondere Fähigkeit suchen. Einige Übung, nichts weiter! Sind wir doch alle dazu befähigt, gleichzeitig zu gehen, zu sehen, zu hören, zu denken und zu sprechen. Desgleichen bringen wir es zuwege, während des Denkens auf dem Papier gar komplizierte Zeichen auszuführen, deren lautliche Bedeutung gleichzeitig in Erinnerung gebracht sein will. Allerdings gelangt davon nur ein geringer Teil zum Vollbewußtsein, und soll einer der gleichzeitigen psychischen Vorgänge besonders verschärft werden, so können die andern ganz oder teilweise ausfallen. So kommt es vor, daß eine Erwägung oder ein Eindruck uns so in Anspruch nehmen, daß wir im Gehen mitten auf der Straße stehen bleiben oder im Schreiben die Feder sinken lassen.

Noch mehr: es wäre gar traurig mit uns bestellt, wenn unsere Psyche nicht imstande wäre sich zu spalten, und sich in jedem einzelnen Moment nur einer einzigen bestimmten Tätigkeit befleißigen müßte. In diesem Falle würde in ihr jede Harmonie vermißt werden, etwa wie in einem Orchester, dessen Musikanten es einfiele, ihre Töne nicht gleichzeitig, sondern einzeln, einen nach dem andern vorzutragen. Die Gesamtheit der sich in uns vollziehenden psychischen Tätigkeit ist eben eine wohlgegliederte Symphonie. In der Tat, eine psychologische und psychophysische Analyse entdeckt in uns gleichzeitig einen ganzen Schwarm zum Teil sehr mannigfaltiger Operationen. Die einen werden durch das Gehör, das Gesicht, den Geruch, das Gefühl, durch Temperaturschwankungen wachgerufen. Andere entstammen inneren Reizen. So der Hunger und Durst, so Schwankungen im Gleichgewicht des Körpers, so Impulse zu verschiedenartigen automatischen und halbautomatischen Verrichtungen, wie der Herzschlag, die Atem- und Augenbewegungen, die Reflexe. Fügen wir nun schließlich zu all diesem noch die psychische Arbeit im höheren und engeren Sinne hinzu. Und das wäre kein Orchester? Vielleicht noch besser: eine menschenreiche Fabrik, in welcher sich aus einem hastigen Durcheinander ein wohlgegliedertes, nach einem vorgesetzten Ziele gerichtetes Ganzes ergibt.

Bei weitem die Mehrzahl psychischer Prozesse niederen Ranges dringt niemals oder nur ausnahmsweise ins Allerheiligste des vollen Bewußtseins. Aus der Zahl der höheren, rein psychischen Prozesse — so läßt sich wohl annehmen — überschreitet seine Schwelle im Einzelmoment nur ein einziger; aber gleichzeitig können sich auf der Schwelle und neben ihr zahlreich andere drängen. Demgemäß unterscheidet die moderne Psychophysik zwischen Oberbewußtsein und Unterbewußtsein.

Dem eben Vorgebrachten reihen wir noch die psychiatrische Tatsache von einer Zweiteilung der Persönlichkeit an. In den betreffenden Fällen kristallisiert sich gleichsam die Seelenwelt zu zwei grundverschiedenen Personen, welche miteinander um die Ehre ringen, vom Gebiet des vollen Bewußtseins Besitz zu ergreifen. Von einem solchen Zustand wird jene fixe Idee vorbereitet, welche den Geisteskranken sich als neue Person fühlen läßt.

Man sagt wohl gern im figürlichen Sinne: „Ein Herz und Eine Seele"; wird aber meist nicht erwarten, daß tatsächlich zwei Seelen zu einer einzigen verschmelzen könnten. Und doch gibt es dergleichen, wenigstens bei einfachen Lebewesen. So lassen sich zwei, ja auch mehr, einzellige Wesen mittels einer Nadel zum Zusammenfließen bringen, etwa wie zwei Wassertropfen oder zwei Fettaugen auf der Bouillon. Das sich mit seiner nunmehrigen Substanz durcheinander mischende Doppelwesen verhält sich von nun an genau wie ein einfaches, halb so großes. Doppelten Ursprungs ist, im Grunde genommen, jedes höhere Wesen, inden es aus einer Verschmelzung zweier einzelliger Wesen, einer Eizelle und einer Samenzelle, hervorgeht, — eine Tatsache, welche später in frappanten väterlichen psychischen Eigenschafen des Individuums gipfeln kann.

Auch eine Seelenabnahme läßt sich behaupten. Bei Greisen beobachtet man oft das, was man Schwachsinn nennt. Es kann sich dies auch bei Menschen mit größter geistiger Bedeutung zutragen. Dem achtzigjährigen Kant entschwand vor dem Tode die Philosophie und man hörte ihn Gassenhauer zitieren, die er in seiner Kindheit gehört. Ein teilweises oder allseitiges Schrumpfen der Seelentätigkeit ist auch bei jungen Subjekten eine leider nur allzu verbreitete Erscheinung. Ihren Gipfelpunkt erreicht sie in der progressiven Paralyse Geisteskranker. Ein Verlust des Bewußtseins und anderweitiger Seelenvorgänge kennzeichnet Ohnmachten, tiefen Schlaf, Opiumvergiftung, höchstgradigen Rausch.

Ein Stillstand sämtlichen Seelenlebens läßt sich auch auf Jahrzehnte ausdehnen, und zwar bei der sogen. Anabiose. Es ist dies ein Todeszustand, in welchem ein Lebewesen unter Erhaltung seiner Bestandteile, durch Eintrocknen oder Gefrieren, des Lebens beraubt wird, jedoch seine Lebensfähigkeit beibehält. Eingefrorene Karauschen und Frösche z. B. überwintern in seichten Gewässern, um im Frühjahr zur vollen körperlichen und psychischen Tätigkeit zu erwachen. Der auf den Schneefeldern der Alpen und der Polarländer in wärmeren Sommertagesstunden munter hüpfende Gletscherfloh gefriert nach Sonnenuntergang, in den Schlaf der Toten verfallend, — einen Schlaf, welcher in der kein Ende nehmen wollenden winterlichen Polarnacht Monate lang währt. Die Moosvegetation auf unsern Holz- und Strohdächern beherbergt gewisse kleine Spinnentierchen, Würmchen, Infusorien, welche nicht nur nach dem Einfrieren, sondern auch nach dem Eintrocknen, im letzteren Falle nach Benetzung durch Regen, zum neuen, auch psychischen Leben zurückkehren.

Solche Beobachtungen die Anabiose betreffend sind ein mächtiger Trumpf in den Händen der Materialisten. Mindestens scheinen sie deutlich zu sagen: gleich allen körperlichen Verrichtungen, sind die geistigen der notwendige Ausfluß eines entsprechend gebauten und auch chemisch zusammengesetzten Körpers. „Wie die Leber die Galle, so sondert das Gehirn Gedanken ab", lautete das so viel umstrittene Schlagwort der älteren Materialisten.

Und noch ein weiterer Trumpf der Materialisten liegt in der Berufung auf die mutmaßliche Entstehungsweise der allerersten Lebewesen unseres Planeten. Als der im Feuer geborene Erdball oberflächlich genugsam abgekühlt war und sich mit lauwarmen Wasserbecken bedeckt hatte, müssen sich in ihnen auf unorganischem Wege Niederschläge von Eiweißsubstanzen und aus diesen das vielgenannte Protoplasma gebildet haben, welches nun von selbst, dank seiner Zusammensetzung, Lebensverrichtungen, die elementarsten psychischen mitinbegriffen, äußern mußte.

Überfliegen wir nochmals im Geiste das bisher über die Seele vorgebrachte, so dürfte man in der Tat nicht umhin können, der Seele eine körperliche Existenz abzusprechen und sie wohl am besten als Summe jener Erscheinungen aufzufassen, welche wir als seelische oder psychische zu bezeichnen pflegen.

Haben wir hiermit die Seele ihres immerhin materialistischen Leibes entkleidet, so haben wir andererseits, wenigstens anscheinend, insofern dem Materialismus in die Hände gearbeitet, als wir diese psychischen Erscheinungen, als Verrichtungen des Körpers, auf einem Brett mit den physiologischen hinstellen.

Es gebricht uns an Zeit, auch ist hier nicht der Ort, den Materialismus als solchen kritisch zu beleuchten. Nur kurz hingewiesen sei auf die Kant'sche, wohl unbestreitbare Erkenntnislehre, nach welcher das notorisch wirklich Reale unser inneres, seelisches Erfahren ist. Dieses baut sich seinerseits auf dem psychischen Phänomen der Empfindung auf, welches sich nicht weiter analysieren oder zerlegen läßt. Erst durch dies gegebene, für uns unbedingt Reale schließen wir, wie gesagt, auf die außerhalb befindliche Materie.

Der Materialismus verwechselt ferner die psychischen Prozesse mit den sie lediglich begleitenden und sie hervorrufenden psychologischen Hirnprozessen.

Dem Erörterten zufolge bezeichnen wir die Seele jeglichen Wesens als räumliche Konzentrierung, beziehungsweise als Aufeinanderfolge gewisser Energieformen höheren Ranges. Eine solche Konzentrierung, und zwar sehr komplizierter Art, wäre nun zunächst unser eigenes Ich, dieses vermeintliche Zentrum des Weltalls, in welchem, wie im Brennpunkt einer Sammellinse, alle Strahlen der Außenwelt zusammenzutreffen scheinen. Und doch gesellt sich zu ihm noch eine Menge ähnlicher, ihm gleichberechtigter menschlicher Zentren. Auf unserem winzigen Planeten zählt man ihrer gegenwärtig etwa anderthalb Milliarden. Und zwischen ihnen wimmelt es von mannigfaltigen psychischen Zentren der Tierwelt. Wer möchte sich unterfangen, sie numerisch abzuschätzen? Und je kleiner sie sind, um desto zahlreicher, gleich den Sternen am Firmament, deren Heerscharen zum größten Teil nur durch optische Vorrichtungen wahrnehmbar sind, während ein noch unendlich größerer auch diesen nicht mehr zugänglich ist.

Von der Zahl niederer Organismen stehen gar manche an der Grenzmark zweier Naturreiche, dem der Tiere und dem der Pflanzen, und fordern schon als Uiformen ausgeprägt tierischer Wesen ihren Anteil an Psyche.

Und nun die Pflanzen. Die Ausgangsstufe der Entwicklung jeglicher, auch noch so typischen Pflanze ist eine Eizelle, genau von denselben Eigenschaften in Bau und Verrichtung wie die tierische Eizelle. Ein lebendiges, sich bewegendes, reizbares, also empfindendes Protoplasma ist auch sämtlichen Nachkommen dieser Eizelle in jeglicher Pflanze eigen. Fügen wir noch hinzu, daß es keine Pflanze gibt, deren sichtbare Teile nicht in größerem oder geringerem Grade auf äußere Reize reagierten. Selbst elementare Sinnesorgane sind in neuerer Zeit bei Pflanzen nachgewiesen worden.

Indem wir diese Tatsachen in Erwägung ziehen, sehen wir uns nicht dazu berechtigt, den Gliedern des Pflanzenreichs eine Art von Psyche abzusprechen. In diesem Sinne äußern sich manche Jünger der Wissenschaft, sowohl vergangener Jahrhunderte, als auch der Neuzeit. Wie zahlreich auch die Vertreter des Tierreichs auf dem Erdball sein mögen, der numerische Vorrang gebührt dennoch dem Pflanzenreich, eine Tatsache, zu deren Bekräftigung ein Hinweis auf die allgegenwärtigen Bakterien genügt.

Dem Vorgebrachten zufolge umspannt sozusagen unsern Planeten ein dichtes psychisches Netz tierischer und pflanzlicher Organismen mit einer entsprechenden Unzahl psychischer Knoten von verschiedener Konzentration und Spannung. Gering an Zahl, jedoch an geistiger Leuchtkraft die übrigen weit überstrahlend, erscheinen die menschlichen Wesen. Analoge Verhältnisse mutmaßt man auf unzähligen andern Planeten.

In den Maschen des psychischen Netzes aus Lebewesen lagert die leblose Materie, sich einerseits bis zum Zentrum des Erdballs, andererseits in die Atmosphäre und den unendlichen Weltenraum verbreitend. Gar manche Denker der verschiedensten Zeiten konnten sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß der leblosen Substanz jegliches psychische Prinzip abzusprechen sei. So entsprang die Lehre von der Atomseele. Schwindelnd ist allerdings der Sprung selbst von dem denkbar einfachsten Lebewesen auf das tote Atom; doch fehlt es auch für ihn nicht an Motiven, wenigstens hypothetischer Natur.

Besonders sei in Erwägung gezogen, daß keine der besser bekannten Energieformen streng und ausschließlich an irgend eine besondere Materie gebunden ist. Im Altertum hielt man die Elektrizität bekanntlich für eine ausschließliche Eigenschaft des Bernsteins, und heutzutage kennt man keinen Körper, dem sie absolut fremd wäre. Auf ein Beseeltsein der Atome möchte besonders die Kristallisation hinweisen. Es dürfte dieselbe nämlich auf einem inneren, selbstredend unbewußten Triebe beruhen, welcher die in einer Flüssigkeit verbreiteten Atome des Minerals sich zu regelmäßigen Formen, zu Kristallen, aneinanderfügen läßt.

Schlimm ist's, daß uns eine Art von Galvanometer oder Elektroskop ermangelt, mit welchem psychische Energieformen direkt gemessen oder wenigstens nachgewiesen werden könnten. Was aber die Nervenphysiologie mißt,

sind ja bekanntlich nur Begleitströme psychischer Vorgänge. Und nun erst recht der Nachweis etwaiger psychischer Erregungen in unbelebten Substanzen! Und doch, gab es nicht eine Zeit, wo sich die ultravioletten und ultraroten Strahlen des Lichtspektrums dem Forscherblicke entzogen? Und vor wie kurzer Zeit erst wurden die Röntgen- und Radiumstrahlen bekannt!

Die kolossalen Lücken, besonders in den Grundfragen menschlichen Wissens, lassen in Zukunft die Eröffnung neuer und immer neuer, selbst ungeahnter Forschungsgebiete erwarten. Höchstwahrscheinlich, — ja man möchte sagen, unzweifelhaft, — gehören zu ihnen auch solche, welche uns und unseren Zeitgenossen phantastisch erscheinen. Wenigstens war, soweit das Zeugnis der Geschichte reicht, dem immer so. Die größten Entdeckungen und Erfindungen waren wohl stets gerade die unglaublichsten, ungeheuerlichsten. Wer dürfte sich unterfangen, mit Zuversicht die Grenzen zwischen Möglichem und Unmöglichem unumstößlich festzustellen, wenn schon so mancher „leere, schmeichelnde Wahn, erzeugt im Gehirne des Toren," unerwarteter Weise zur unumstößlichen Wahrheit wurde?

Gelingt es einen getrockneten oder fest gefrorenen Organismus zu neuem physischem und psychischem Leben zu erwecken, so könnte letzteres möglichenfalls nicht bloß auf Kosten chemischer Vorgänge, sondern auch, etwa als erste Grundlage, auf Kosten der den Atomen des betreffenden Organismus selbst und seiner Umgebung eigenen Psyche geschehen, etwa wie die magnetische Energie sich von der Erde aus in einem Stück Eisen verdichtet. Eine solche Voraussetzung scheint fast weniger kühn als die sehr geläufige, es glimme in einem selbst jahrzehntelang aufbewahrten Leichnam ein Lebensfunke.

Die elternlose oder Urzeugung der allerersten Organismen auf unserm Erdball muß gern oder ungern von jedermann zugegeben werden. Als Ergänzungshypothese mag es gestattet sein, in den für die Bildung dieser Urorganismen passenden Substanzen auch eine Konzentration einer allgegenwärtigen psychischen Energie anzunehmen. — — — — —

„Einheit alles Daseins" proklamiert die moderne Weltauffassung, der Monismus.

Vier Grundpfeiler stützen sein stolzes Gebäude. Da wäre zunächst das bereits im 18. Jahrhundert von Lavoisier entdeckte Gesetz der Erhaltung der Materie. Der Schwund von Substanzen, etwa bei der Verbrennung, das Entstehen neuer, etwa bei der Kristallisation, sind lediglich Trugerscheinungen. Die Menge des Stoffes ist unveränderlich; einer Veränderung unterliegen nur Form und Zustand des Stoffes.

Als zweiter Grundpfeiler sei das Gesetz der Erhaltung der Energie genannt, mit welchem die Wissenschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts J. Rob. Mayer und Helmholtz beschenkten. Wie die Summe des Stoffes, so bildet auch die Summe der Kraft oder Energie in der Beobachtung und Experiment zugänglichen Natur eine unveränderliche Größe. Es

gibt keinen Schwund, keine Neuentstehung von Energie, sondern nur Umwandelung einer Energieform in die andere.

Als dritter Grundpfeiler monistischer Weltweisheit gelte die Vorstellung von einem einheitlichen Urstoff und einer einheitlichen Urkraft. Der unaufhörliche Übergang einer Energieform in die andere ist unumstößlich bewiesen, man befreundet sich daher leicht mit der Vorstellung von einer ursprünglichen einheitlichen Energieform. Ähnlich ist's mit der Voraussetzung eines einheitlichen Urstoffes bestellt. Die Chemie erkennt zwar noch etwa ein Hundert verschiedener Elemente an, einfacher Stoffe, welche sich nicht weiter zerlegen oder in andere umwandeln lassen. Nichts desto weniger ist die Bresche geschlagen. Es war im Jahre 1903, als Ramsay in Gemeinschaft mit Soddy den ersten Riß in die scheinbar unbezwingbare Mauer schlug. Die Ausstrahlung des Radiums hatte sich in Helium umgewandelt. Bald darauf erfuhr man, daß unter Umständen dieselben Ausstrahlungen sich in Neon, in Argon, in Lithium umsetzen. So hält denn der alte Traum von der Einheit des Stoffes seinen Triumphzug. Es wird in Zukunft keine Elemente im althergebrachten Sinne mehr geben. Die Elemente gehen ineinander über und deuten so auf einen gemeinsamen Urstoff, auf ein einziges Urelement.

Crooks bezeichnet dies hypothetische Urelement, nach dem Vorgange von Philosophen des Alterthums, als Prothyl (von protos, ursprünglich und hyle, Stoff, Materie abgeleitet). Gewisse Forscher vermuten, es dürfe dieser Stoff mit dem nach der Vorstellung der Physiker alle Lücken zwischen den verdichteten Atomen ausfüllenden Äther identisch sein. Dieser Hypothese gemäß würde der Äther gleichsam einen beim Weltenaufbau unverbrauchten Rest an Baustoff darstellen.

Als vierter Grundpfeiler des Monismus soll die Lehre gelten von der Einheit der gesamten Organismenwelt unseres Planeten, die Lehre ihrer Entstehung aus gemeinsamen einfachen Urformen durch allmähliche körperliche und geistige Abänderung und Komplizierung, eine Lehre, welche nunmehr aus dem Bereich der Hypothesen in das der unumstößlichen Wahrheiten getreten ist.

Nunmehr sei es mir gestattet, auf den an dritter Stelle genannten Grundpfeiler der monistischen Lehre ergänzend zurückzukommen und ihm versuchsweise auch die psychischen Naturvorgänge unterzuordnen.

Hier aber drängt sich der bereits angeführte Einwand heran: sämtliche uns bekannten Energieformen sind meßbare Größen, für die psychischen Akte aber ist noch kein Kraftmesser erfunden. Sollte aber ein solcher ein für allemal absolut undenkbar sein? Ist doch die Intensität einer Empfindung, einer Vorstellnng, eines Willens im einzelnen eine überaus verschiedene, je nach dem psychisch erregten menschlichen oder tierischen Wesen und gar manchen derzeitigen Umständen.

Wir sahen uns bereits versucht, die psychischen Vorgänge auf Energieformen höherer Ordnung, und zwar auf solche von äußerster Verfeinerung zurückzuführen. Demgemäß mögen sie wohl eine physikalische Null im engeren Sinne des Wortes, aber nichtsdestoweniger vielleicht keine Kraftnull im weitesten Sinne darstellen. Die Art und Weise, wie solche höhere und verfeinerte Energieformen physikalische Kräfte auslösen können, ist bei dem heutigen Stande der Wissenschaft allerdings rätselhaft. Und doch, wie rätselhaft hätte vor nicht mehr als einem halben Jahrhundert die Umwandelung sonstiger Naturkräfte, wie Licht, Wärme, Elektrizität usw. ineinander klingen müssen?

Die von mir zugelassene Hypothese ließe auf ein ganz enormes dynamisches Aequivalent der psychischen Energieformen schließen, sei es auch in einem andern, nicht grob mechanischen Sinne. Dank einem solchen verwendet das Genie die an sich geringe Kraft der Hände zur Schöpfung der größten Weltwunder auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Technik. — — —

Ein großartiges, ergreifendes Gemälde entrollt vor dem geistigen Auge des Denkers die harmonische Einheit des Weltalls. In der Gesamtheit weist alles in ihm auf einen gleichfalls *einheitlichen*, unbegrenzten, allmächtigen Urquell des Seins. Hier aber beginnt das Leid und Weh des in Ketten gebannten menschlichen Geistes. Einem zerlumpten Bettelrocke gleich ist sein stolzes Wissensgewand der Frage aller Fragen gegenüber. Daher noch immer und vielleicht für immer die Möglichkeit zweier diametral entgegengesetzter Deutungen dieses allmächtigen Urquelles des Daseins: eine materialistische und eine spiritualistische mit ihren verschiedenen Abstufungen.

Entweder war dieser Urquell die durch alle Äonen immerdar bestehende, sich von selbst bewegende Materie, oder aber es war ein sich selbst bewußtes Sein, welches durch ein allmächtiges „Es werde" aus sich heraus das Universum schuf, sich in dieses verkörperte. Hilflos, ja zerknirscht, steht der grübelnde Geist vor dieser Alternative und blickt wohl verstohlen, nicht ohne Neid auf die dürftigen Köhler herab, die im einfältigen Glauben Befriedigung und Seelenruhe finden.

Aber sollte denn nirgends ein Hoffnungsstrahl dämmern? Wäre es nicht möglich, daß gerade der Monismus — bis zu seinen äußersten, materialistischen Grenzen ausgesponnen — in sich den Keim einer anderweitigen Deutung nähre?

Der feinste *einförmige* Urstoff, welcher ursprünglich den Weltraum erfüllte und von einer ebenso *einförmigen* Urkraft in gleichmäßiger schwingender Bewegung erhalten wurde, wäre — so will es mir scheinen — für alle Ewigkeit dazu verurteilt, in seinem ursprünglichen indifferenten gleichförmigen Zustande zu verharren. Zu einer gesetzmäßig fortschreitenden Gestaltung dieses Urstoffes in ein harmonisches Universum bedurfte es notwendiger Weise eines besonderen Anstoßes, welcher ihn auf die Bahn einer geordneten Mannigfaltigkeit drängte. Eine mit dem Prothyl oder Äther — wie

es die kühne Hypothese Haeckels will — identische Gottheit wäre hier machtlos. Dem ersten und gleichzeitig einzigen Beweger mußte die Fähigkeit inne wohnen zu einem Anstoß, welcher die Mannigfaltigkeit von Stoff und Energie mit all ihren Erzeugnissen ursächlich voraus bestimmte. Sollte es hierzu nicht einer höheren Vernunft, einer sich selbst bewußten Weltseele bedurft haben?

Auf diesem Standpunkt angelangt, kommt man in Versuchung auszurufen: hätte nicht der Urmensch in seiner Furcht und Bewunderung vor den Naturkräften die Gottesidee ersonnen, fürwahr, die moderne Naturforschung müßte sie ersinnen! Und woher dieser hartnäckige Widerstand führender zeitgenössischer Monisten gegen einen sich selbst bewußten Urquell des Daseins, wenn Bewußtsein, Wille und Vernunft unbestreitbar in uns selbst, diesen nichtigen und vergänglichen Stäubchen eines in Raum und Zeit unendlichen Weltbaues, vorhanden sind?

Seit altersher pflegte man das Weltgebäude als Makrokosmos dem Menschen als Welt im Kleinen, als Mikrokosmos, gegenüber zu stellen. Eine solche Analogie oder Parallele läßt sich noch heute, und namentlich im Sinne unserer Betrachtungen, aufrecht erhalten. Aus vielen Milliarden mikroskopischer Lebewesen, aus Zellen aufgebaut, stellt der menschliche Organismus, dem Weltgebäude ähnlich, ein harmonisches Ganzes dar, dessen Teile durchdie Wechselwirkung von Kräften und Stoffen in rastlosem Kreislauf verbunden sind.

Die Analogie läßt sich auch auf die psychische Sphäre ausdehnen. Den Mikrokosmos vergegenwärtigen wir uns als in seinen sämtlichen Zellen von psychischer Energie durchtränkt, welche sich in den Zellen bestimmter, dem Nervensystem zugewiesener Organe verdichtet und zur hellen Flamme auflodert. Ähnlich stellen wir uns die allerwärts durch den Makrokosmos verbreitete Weltseele vor, welche sich am deutlichsten in den Mikrokosmen der Lebewesen, im besonderen in den menschlichen, betätigt.

Kreislauf von Stoff und Energie: dies wäre das unabänderliche, universelle Phänomen, auf welchem das unserer Beobachtung zugängliche Leben des Makro- und Mikrokosmos beruht. Im Kreislauf des Stoffes schwingen sich die einfachsten Körper zu immer komplizierteren Verbindungen empor und gestalten sich schließlich selbst zu höheren organischen Wesen, welche bei ihrem endlichen Zerfall sich von neuem in einfache Verbindungen und Elemente auflösen. Dem ähnlich durchlaufen die Energieformen das ganze Register von der grob mechanischen Bewegungsenergie zu immer mehr und mehr verfeinerten physikalisch-chemischen Fomen, um schließlich als höchste Blüte bei der Gruppe der physischen anzulangen: zunächst bei dem einfachen Triebe, dann der elementaren Empfindung, und allmählich hinauf zu Bewußtsein, Wille und geistigem Schaffen. Die psychischen Energieformen — als Beispiel mögen zunächst die Willensakte dienen — dürften wiederum in niedere Energieformen bis herab zur mechanischen übergehen.

Den erörterten Betrachtungen zufolge häufen und steigern sich die psychischen Fünkchen, welche bereits den Atomen der unbelebten Substanz innewohnen, in sämtlichen Lebewesen, mit den einzelligen beginnend, auf Kosten anderweitiger, niederer Energieformen, zu welchen sowohl innere Prozesse, als auch äußere Reize gehören. In den Mikrokomen höherer Wesen beginnt die Ansammlung psychischer Energieformen auf derselben einzelligen Stufe, der Eizelle. Ihre Umarbeitung erstreckt sich durchs ganze Leben. Unabhängig hiervon erfolgt eine Bereicherung der Seele auch auf abgekürztem Wege, durch Übertragung, gleichsam durch Ansteckung, von andern Individuen, also durch Lehren und Lernen. Mithin wären wir geneigt anzunehmen, daß die Seele ihre Energie aus dreierlei Quellen schöpfe: erstens aus dem fertigen Vorrat in der toten und lebenden Natur, zweitens aus einer Umarbeitung niederer Energieformen und drittens durch Aneignung bereits von andern beseelten Wesen verarbeiteten Materials.

Die psychischen Erscheinungen auf eine Verfeinerung von Energieformen zu solchen höherer Ordnung zurückführend, müssen wir auch eine entgegengesetzte Umwandelung, eine Umwandelung psychischer Energieformen in niedere, physikalische gelten lassen. Alle eingangs angedeuteten Beispiele eines Rückgangs der Psyche dürften dafür zeugen.

Hypothese auf Hypothese türmend, kommen wir hier in Versuchung zu fragen: ob eine solche Rückwandlung im Kreislauf der Naturkräfte notgedrungen ohne Rest vor sich gehen muß? Wäre es nicht etwa denkbar, daß in allen Punkten des Weltenraumes, wo lebende Wesen bestehen und sich mehren, wo niedere Energieformen in psychische umgesetzt werden, bei der umgekehrten Wandlung ein gewisser Überschuß an psychischer Energie zurückbliebe? Sollte nicht in diesem Falle nach Äonen von Äonen die gesamte Summe von Energie zu ihrem ungeteilten, universellen Urquell zurückfließen, worauf ein neues allmächtiges „Es werde" eine neue — wer weiß es? — vielleicht ganz andere Welt entstehen ließe. Eine Schöpfnng nach der anderen im ewigen Kreislauf vom Höchsten zum Niedersten und vom Niedersten zum Höchsten!

Man wird an dieser Hypothese den Stempel der Scholastik rügen. Als gewagte Hypothese, und natürlich nur als solche, wird so die Lehre vom Kreislauf in der Natur im spiritualistisch-pantheistischen Sinne erweitert. Im Gegensatz zur materialistischen Lehre wird dabei als Anfang und Ende im Kreislauf der Schöpfung nicht die mechanische, sondern vielmehr die psychische Energie angenommen.

Vergebens bemüht sich die grübelnde Vernunft zahlreicher Denker immer und immer wieder, als schmeichelnden Wahn ein geistiges Prinzip in unserm eigenen Mikrokosmos und im Makrokosmos des Weltalls ein für allemal aus dem Wege zu räumen. Wie ein Felsblock im Meere, umbraust von mächtigen Wogen, will und kann aber der Spiritualismus nicht wanken und weichen.

In der Hoffnung auf eine neue Aera des Wissens möchte man vielmehr jenen erhabenen, freudetrunkenen Moment vorfühlen, wenn einem glücklicheren Geschlechte sich auf dem Boden der materialistischen Retorte ein deutlicher psychischer Rest, als eine der Untersuchung unmittelbar zugängliche Energieform offenbart. Von diesem Moment an müßten neue Forschungsmethoden emporschießen, müßte die Wissenschaft mit schwindelndem Erfolge eine Sprosse nach der anderen auf ihrer Riesenleiter erklimmen und immer großartigere Horizonte sich eröffnen.

So manche halten es, wie seinerzeit Baco, für notwendig, die Sphären der Religion und Wissenschaft streng von einander zu sondern. Eine praktische Berechtigung ist dieser Forderung allerdings nicht abzusprechen, und doch gibt es nur eine Wahrheit. Das „Credo quia absurdum est“ verdient bloß als historisches Kuriosum zitiert zu werden. Man glaubt an das, was man nicht genügend weiß, nichtsdestoweniger aber für glaubwürdig hält; man glaubt an das, was früher oder später auf die Stufe einer unzweifelhaft bewiesenen Tatsache sich erheben dürfte oder könnte. Eine wahre Wissenschaft und eine wahre Religion müssen sich daher decken. Beiden einander meist feindlich gegenüberstehenden Parteien, den würdigen Vertretern der Theologie und denen der exakten Wissenschaft, geziemt in gleichem Maße ein aufrichtiges Streben nach ungeschminkter, unentstellter, lauterer Wahrheit.

Freie Forschung ist die wesentlichste Vorbedingung eines erfolgreichen Strebens nach Wahrheit. Freie Forschung für all und jeden. Überlassen wir's den einen, nach Erkenntnis zu forschen in den Tiefen des eigenen geistigen Wesens, im eigenen Herzen oder in schriftlichen historischen Denkmälern, den andern sie aus der Erfahrung, der Beobachtung, dem Experiment an handgreiflichen Erscheinungen zu erschließen. Beide Forschungsrichtungen führen zu einer Erweiterung der wissenschaftlichen Umschau und kritischer Vertiefung, wobei die Spreu der Irrtümer und Vorurteile allmählich in alle Winde verweht.

Die Quelle der gegenwärtigen Zwietracht liegt auf der Hand. Jede der Parteien wähnt sich im Alleinbesitz des Patents auf Erkenntnis und wahre Wissenschaft.

Die Unfehlbarkeit der Theologen ist von Naturforschen vielleicht schon gar zu oft gerügt worden. Wenden wir uns daher gegen ihre allzueifrigen Widersacher aus dem Lager der exakten Wissenszweige. So manche von ihnen übersehen bei ihren feindlichen Ausfällen, daß das unmittelbare Objekt der Erkenntnis auch für sie ihre innere Geisteswelt ist und bleibt, eine Geisteswelt, in welcher sich die an und für sich unzugänglichen Erscheinungen der Außenwelt bespiegeln. Sie übersehen ferner nur allzuleicht, daß keiner von ihnen imstande ist, den Inhalt des universalen Wissens in seiner Gesamtheit zu umfassen, und daß mithin so manches auf Treu und Glauben, auf die

Autorität anderer hin, aufgenommen werden muß. Also, mit anderen Worten: auch das Gebiet des Wissens kann ohne Zutrauen, ohne Glauben nicht auskommen. Und wie zahlreich sind erst die Lücken und gähnenden Abgründe auf dem Gebiet des exakten Wissens. Über diese Abgründe spannt die Hypothese luftige Brücken. Auch sie verlangen Zutrauen und Glauben, dank welchen sie längere oder kürzere Zeit im Dienste des wissenschaftlichen Fortschrittes stehen. Und schließlich die finsteren Abgründe, in welchen sich die Lösungen der fundamentalsten und allgemeinsten Probleme des Daseins verbergen! Die exakte Wissenschaft zweifelt an ihrem Vermögen, sie jemals selbst mit einem schwachen Lichtstrahl zu beleuchten.

Gegen die Übergriffe von theologischer Seite mag einer der ihrigen in die Schranken treten. Prof. Hagenbach äußert sich etwa folgendermaßen: Es gibt unter uns gar manche Schwachgläubige, welche fest am Buchstaben kleben und daher meinen, das ganze Gebäude der Kirche müsse einstürzen, sobald aus ihm ein einziger Stein herausfällt. O weh, von herausfallenden Steinen, ja Eckſteinen, weiß auch das stolze Gebäude der exakten Wissenschaft zu berichten, ja schon wie oft mußte ihm sogar ein neues Fundament untergeschoben werden!

Aufgeklärte Theologen werden unter Preisgebung der traditionellen Auswüchse die reine Gottesidee auszubauen und zur Geltung zu bringen wissen. Ihre Bestrebungen führen sie den spiritualistisch gesinnten Naturphilosophen zu. Der Markstein aber, an dem sie einander die Hände reichen, lautet: Pantheismus.

So manchen auch Nichttheologen überläuft es siedelnd heiß bei diesem nach Pech und Schwefel riechenden Worte. Und doch: wozu der Lärm? Vernehmen wir die beschwichtigenden Worte eines so besonnenen und gemäßigten Philosophen, wie es Lewes unzweifelhaft ist: „Der Pantheismus — so äußert er — dürfte den naturgemäßen Endpunkt darstellen, zu welchem auf diesem oder jenem Wege fast jede streng bis zu ihren letzten Konsequenzen durchgeführte Religionsphilosophie gelangt."

Gar verschiedenartig sind die Formen, unter welchen pantheistische Ideen uns entgegentreten, hin und wieder auch da, wo man sie nicht zu suchen pflegt. Selbst die Verfasser der Heiligen Schrift stellen die Gottheit nicht immer auf einem himmlischen Throne sitzend dar, sondern gelegentlich auch als Wesen, welches alle Dinge erfüllt, als höchstes Wesen, in welchem wir leben und schaffen. Kein Haar fällt von unserm Haupte ohne sein Wissen. So äußerte sich nunmehr vor Jahrtausenden ein frommer Mann, sich den Begriffen seiner Zeitgenossen anpassend. Für unsere gebildeten Kreise ist ein Haar kein genügend kleines Teilchen des menschlichen Körpers. Wir kennen seinen feineren Bau, wissen, daß der Ausfall eines Haares durch Ernährungsstörungen seiner Zellen bedingt wird. Diese Störungen sind ihrerseits an Molekularveränderungen geknüpft. Wir würden uns daher im vorliegenden Falle etwa folgendermaßen ausdrücken: der Allerhalter ist selbst in den

kleinsten Zellen und Atomen gegenwärtig. Und in der Tat, weder dem Denker noch dem Blindgläubigen könnte es beikommen, dem Allgegenwärtigen irgend welche Schranken des kleinsten Raumes zu setzen.

Als Anfang und Urquell des gesamten Daseins bedurfte der allumfassende, allmächtige Gott keines außer ihm liegenden Baumaterials, ja konnte nicht über ein solches verfügen. Folglich erschuf er die unendliche sichtbare Welt aus sich selbst, verkörperte sich zu derselben. Und das sollte nicht an Pantheismus streifen? Das Einblasen eines göttlichen Odems, welcher im ersten Menschen zur lebendigen Seele ward, ist eine Metapher gleichfalls nicht ohne pantheistische Färbung. Im wesentlichen denselben Gedanken kleidet Giordano Bruno in die Worte: „Est Deus in nobis“, Giordano Bruno, den man mit Recht als Vorläufer der pantheistischen Systeme betrachtet.

Schelling verfaßte einen besonderen Traktat „Von der Weltseele“ Seinen Vorstellungen gemäß wären alle Lebensfunktionen nichts anderes als Individualisierungen eines allgemeinen Prinzips, und alle Lebewesen Individualisierungen eines allgemeinen Lebens, des der Weltseele. Denselben Gedanken finden wir bei Naturphilosophen wie Goethe, Oken u. a.

Eine allmächtige Gottheit, deren geringer Anteil vernünftigen Wesen innewohnt, so daß diese ihrerseits am Dasein der Gottheit teilnehmen, dürfte mit den herrschenden theologischen Doktrinen nicht im Widerspruche stehen. Einige Zweifel erregt allerdings die Tatsache, daß der intellektuelle und moralische Charakter dieser separierten Gottesteilchen nur allzuhäufig in Disharmonie mit ihrer Quelle steht, welche man sich als unfehlbar und unbedingt gut vorstellt. Doch mag man hierbei bedenken, daß das uns zugängliche Leben und Weben des Weltalls auf einem unaufhörlichen Kampfe sich widerstreitender Kräfte und Triebe beruht. Eine etwaige moralische Nivellierung wäre einem indifferenten Gleichgewicht, dem Nirwana, gleichbedeutend. Und ferner, entfaltet sich nicht in der Menschheit und reift in ihr heran als höchste Geistesfrucht das Ideal des Wahren, Guten und Schönen? Als vollkommen können nur die ewige Gottheit und die Verkörperung derselben, das Weltall in seiner Gesamtheit, nicht aber dessen einzelne Gebilde gedacht werden. Eine gleichförmige Verteilung der Weltseele durch die ganze lebende und tote Natur ist an sich undenkbar, wäre einer Verneinung des tätigen Weltalls gleichbedeutend.

Nun fragt es sich, in wie weit eine derartige Auffassung den Anforderungen des menschlichen Gemüts entspricht? Da möchte ich nun meinen, daß das Bewußtsein einer innigen Zusammengehörigkeit, einer Kommunion unseres Seins mit dem Weltall und zugleich mit der Gottheit imstande ist, dem menschlichen Gemüte einen hohen, andachtsvollen Schwung zu verleihen.

Zu den größten Mysterien der Religion gehört von altersher die Lehre von der Fähigkeit Gottes, gleichzeitig Millionen von ihn Anrufenden, jeden einzeln, zu vernehmen und dabei das Regiment der Welt nicht aus den Händen fallen zu lassen, sondern es bis in die kleinsten Kleinigkeiten zu

verwesen. Darob verfiel so mancher dem Skeptizismus, ja dem Atheismus. Solche nach Glauben ringende Zweifler könnten — so sollte ich meinen — eine erhebliche Beruhigung in einer richtigeren Auffassung des eigenen Seelenlebens finden, welches, ungeachtet seiner Ganzheit, gleichzeitig in eine große Summe psychischer Akte, zum Bewußtsein gelangende nicht ausgenommen, gespalten ist. Das im geistigen Sein des menschlichen Mikrokosmos Verwirklichte denke man sich nun bis ins Unabsehbare, in unendlichem Maßstabe vergrößert — um durch Analogie das geistige Sein der allumfassenden Mikrokosmosseele, der Gottheit, unserer Vorstellung näher zu rücken. Der Unterschied wäre der nämliche, quantitative, wie zwischen dem begrenzten, winzigen stofflichen Mikrokosmos und dem unbegrenzten Makrokosmos. Die unbegrenzte Weltseele, in jedem Atom anwesend, verdichtet und steigert sich in sämtlichen mit Bewußtsein begabten Wesen gleichzeitig. Sie stellt, ähnlich der an ihr teilnehmenden menschlichen Mikrokosmosseele, welche ja, wie wir sahen, aus einer Vielheit gleichzeitiger, auch bewußter psychischer Vorgänge besteht, ein Ganzes dar. So könnte denn eine auf Beobachtung und Experiment beruhende Analyse mit nachfolgenden rationalistischen Betrachtungen die Allgegenwart und Allwissenheit der Gottheit dem Verständnis der Gläubigen um einen Schritt näherbringen.

Interessenten mögen bei dieser Gelegenheit sich noch einer anderen Grundeigenschaft der Seele erinnern, nämlich der Verschmelzbarkeit mit ihresgleichen. Sie könnten hierdurch den nahen Verkehr der Gläubigen, insbesondere der hochbegnadigten, mit dem höchsten Wesen erklären. Ein solcher Verkehr würde hierbei wenigstens einigermaßen seines transzendentalen und mystischen Charakters enthoben werden.

Wir kommen zum Schluß!

Grausig und riesengroß kann einem ein nächtliches Gespenst entgegenstarren, um, bei Tage besehen, sich als Schutz und Früchte spendender Baum zu erweisen. Im materialistischen Duster ist und bleibt der Monismus seiner neuesten Apostel ein kaltes und drohendes Riesengespenst; beleuchtet und erwärmt vom geistigen, vom göttlichen Prinzip als Eckstein und Ausgangspunkt des einheitlichen Seins aber gestaltet sich der Monismus zu einem Ganzen mit dem reinen Gottesglauben, dem Glauben an einen Gott-Vater, Schöpfer und Erhalter des Weltalls. In diesem bilden wir menschlichen Wesen, wenn auch nur kleine Stäubchen, so doch immerhin jeder für sich eine komplizierte Welt im Kleinen, welche bedingungsweise in sich abgeschlossen und dennoch wieder voll und ganz der Gesamtheit unterstellt, ihr eingefügt ist. Mit dem materiellen Leibe so ganz der Natur, dem lebendigen Kleide der Gottheit, eingewebt, nehmen wir mit dem geistigen Sein Anteil an der alldurchdringenden Gottheit. In doppeltem Sinne sind wir somit geschaffen nach Gottes Ebenbilde.

❀ ❀ ❀

Zur Erinnerung an Christoph v. Kursell.

Von Julius Eckardt.*)

Nach der russischen Eroberung von 1710 wird zur Regel, daß der baltische Edelmann seine Jugend im russischen Feldlager verbringt, wechselweise gegen Türken, Polen und Schweden zu Felde liegend. Aber die Zahl derer, die fremde Dienste nimmt, ist bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts noch immer bedeutend. Einmal gewöhnten die Liv- und Estländer sich nur langsam und mühsam an die Eigentümlichkeiten ihrer neuen Landesherren, und zweitens sind nicht wenige von ihnen durch die Heldentaten Karls XII. mit dem schwedischen Herrscherstamm ausgesöhnt. Schon bei Beginn des ersten schlesischen Krieges lassen sich zahlreiche Liv- und Estländer in der preußischen Armee anwerben; namentlich genannt werden drei Brüder Wigel oder Wigelius, Vaterbrüder des durch sein deutschenfeindliches Pamphlet „La Russie envahie par les Allemands“ bekannten Philipp Wigel, zwei Kursell, Keyserling, Heyking u. s. w. Noch in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts lebte einer der Kombattanten des großen Königs in Livland, ein ehemaliger Obristwachtmeister, der sich rühmte dem Könige rechtzeitig zugerufen zu haben: „Majestät, na nu geht der siebenjährige Krieg los!“ und dessen Diener, ein alter Unteroffizier, diese Tatsache regelmäßig bestätigte.

Beglaubigter als diese Mythe ist die traurige Geschichte jenes Christoph Heinrich v. Kursell aus dem Hause Echmes in Estland, den der große König in einem unbewachten Augenblick zu 16-jähriger schwerer Gefangenschaft verurteilte, weil er im Jahre 1767 auf Befehl seiner Monarchin, der Kaiserin Elisabeth, den preußischen Militärdienst, in den er als Freiwilliger getreten war, verlassen wollte. Kursells Oheim, General in preußischen Diensten, hatte den 15-jährigen Knaben in sein Regiment aufgenommen und in Anerkennung seiner Tüchtigkeit zum Offizier befördern lassen; der hochaufgeschossene Jüngling war als gewandter Offizier und vorzüglicher Flötenspieler von Friedrich dem Großen gern gesehen und mit besonderer Huld behandelt worden. Als beim Ausbruch der russischen Feindseligkeiten gegen Preußen der gemessene Befehl erfolgte, alle in fremden Diensten stehenden russischen Untertanen sollten ihres Eides gedenken und „bei Verlust ihres gegenwärtigen und künftigen Vermögens“ sofort zurückkehren, hatte Kursell wiederholt auf Grund dieses Befehls seinen Abschied gefordert und nicht erhalten. Als freiwilliger Soldat des Königs von Preußen glaubte Kursell nicht zur Fortsetzung seines Dienstes verpflichtet zu sein, nachdem sein Monarch ihm denselben untersagt, und trat eigenwillig die Rückreise in die Heimat an. Als „Deserteur“ zu Danzig aufgegriffen,

*) Wir entnehmen diese Reminiscenz dem jetzt wohl schon ziemlich verschollenen Buche von Julius Eckardt: Baltische und russische Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten. Leipzig. 1869. Die Redaktion.

wurde er vor den König geführt, der ihn barsch anfuhr, dann Gnade und Verzeihung anbot, wenn Kursell in sein Regiment zurückkehren wolle, endlich für den Fall fortgesetzter Weigerung mit lebenslänglicher Gefängnishaft in Spandau drohte. Kursell versicherte, seine Pflicht nicht vergessen zu können, der König wandte sich ärgerlich ab und ließ den „Deserteur" wirklich nach Spandau abführen, wo dieser in enge Haft genommen, seiner Flöte und seiner Bücher beraubt und in eine Zelle gebracht wurde, in welcher er nicht einmal aufrecht stehen konnte. Vom Könige vergessen, hat Kursell in dieser Gefangenschaft die 16 schönsten Jahre seines Lebens (vom 25. bis zum 40. Jahre) zugebracht, bis er auf Fürbitte seiner Schwester, Frau von Brevern, durch die Vermittelung Peters III. befreit wurde. Dann in russische Dienste getreten, brachte er es unter Katharina II. zum General; so groß aber war der Zauber gewesen, den die Person des großen Königs auf dieses sein Opfer geübt hatte, daß Kursell es bis an sein Lebensende nicht duldete, daß in seiner Gegenwart von dem Helden des siebenjährigen Krieges übel geredet wurde, und daß er des von demselben selbst erfahrenen Unrechts nur ungern erwähnte.

❀ ❀ ❀

Druckfehlerberichtigung und Ergänzung.

In dem Aufsatz „Kalewala" im 11. Heft des laufenden Jahrgangs ist auf S. 784, Zeile 10 von unten „Runen" (st. Russen) zu lesen. — Ferner werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß schon seit längerer Zeit eine estnische Übersetzung des „Kalewala" von M. J. Eisen existiert (erschienen 1891, 2. Auflage 1898); es gibt auch eine vollständige italienische Übersetzung in Versen von T. E. Pavolini in Florenz, die in Mailand erschienen ist.

❀ ❀ ❀

Дозволено военною цензурою. — Ревель, 8 января 1915 г.

Mitteilung des Verlages.

Die Kriegszeit hat es mit sich gebracht, daß die letzten Hefte des verflossenen Jahrgangs in etwas vermindertem Umfang und langsamerer Folge erschienen sind und der kommende Jahrgang 1915 von vorneherein in geringerer Bogenzahl geplant werden mußte; er soll in 6 Doppelheften erscheinen, von denen jedes 4—4½ Bogen stark sein wird. Dementsprechend verringert sich auch der Abonnementspreis auf 3 Rubel, mit Zustellung durch die Post 3 Rubel 50 Kop. Wir hoffen, daß diese Änderung seitens unserer Leser mit freundlicher Nachsicht aufgenommen werden, manchem sogar willkommen sein wird, und daß der Freundes- und Leserkreis unseres Blattes auch in diesem schweren Jahr der alte bleibt. Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einsendung des Betrages entgegen und der unterzeichnete Verlag

Riga, Sandstr. 20.
Postfach 317.

G. Löffler.

Preise für Anzeigen in der „Deutschen Monatsschrift": 1 Seite — 20 Rbl., ½ Seite — 10 Rbl., ¼ Seite — 6 Rbl., ⅛ Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20. (Ревель. Эстляндской губ. Татарская ул. 20.)

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.